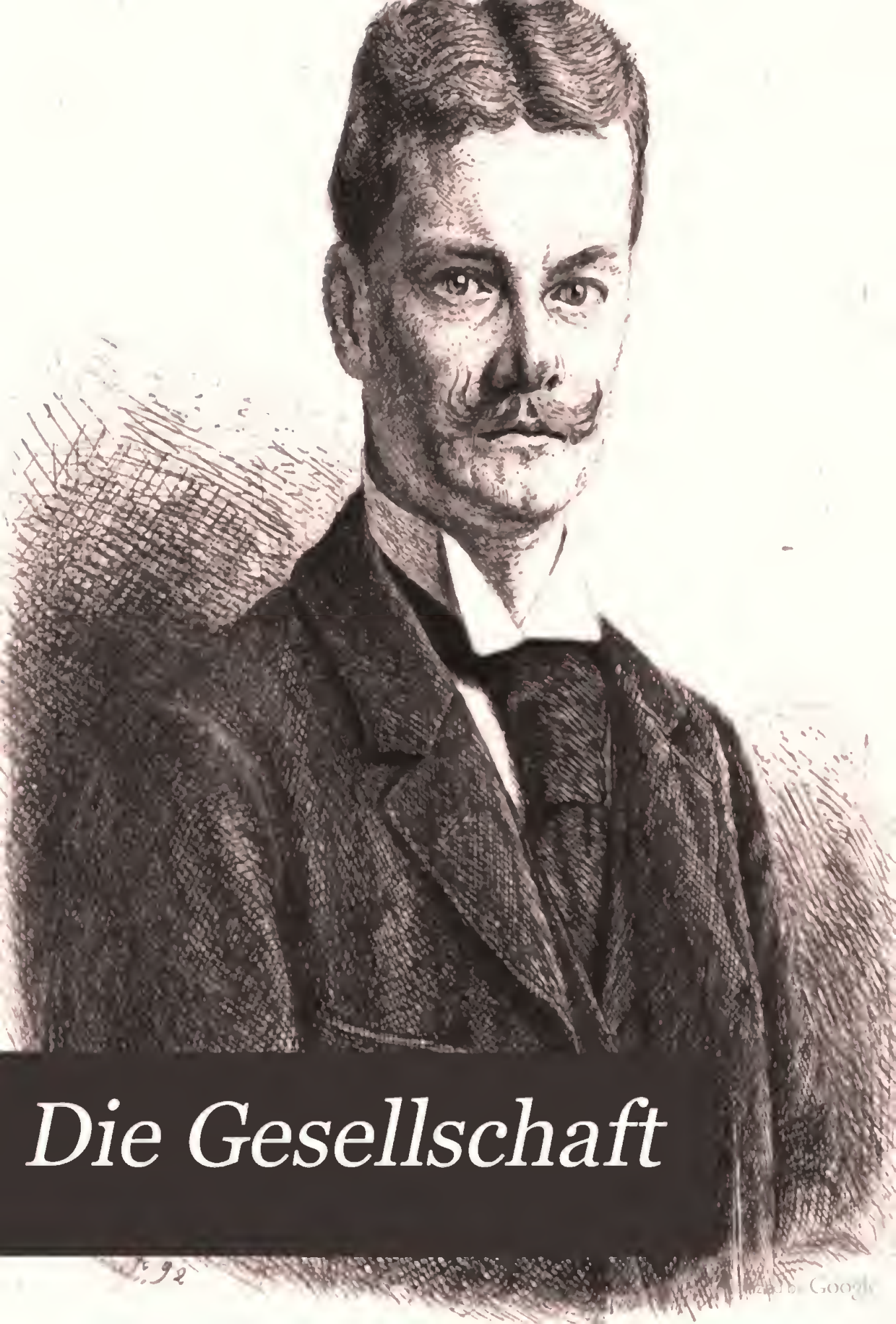

Die Gesellschaft

SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY

A
3 C
G

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet

von

M. G. Conrad.

Jahrgang 1892. Drittes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich,

K. K. Hofbuchhändler.

Digitized by Google

Dunning
Hepfer
12-9-35
31146

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Becker, Heinrich, Die Hungersnot in Rußland	931
Bleibtreu, Karl, Kriegstheorie und Praxis	843
Beleidigung und Sühne	1020
Zolas Kriegsroman	1148
Conrad, M. G., Ketzerblut	817
Aus dem Münchener Kunstleben	938
Lehrer und Priester	969
Der Wanderer	1105
Dichteralbum, Unser (mit Beiträgen von Karl Bienenstein, Karl Bleibtreu, Karl Busse, M. G. Conrad, Richard Dehmel, Georg Egestorff, Gustav Falke, M. E. delle Grazie, Karl Henckell, Max Hoffmann, Detlev von Liliencron, Johannes Öhquist, Heinz Osser, Arthur Pfungst, Hermine von Preuschen, Heinrich von Reder, Georg Barthel Roth, Joseph Schmid-Braunfels, Ottokar Stauf von der March, Karl Strecker, Tocan Obat, Wilhelm Walloth, Franz Wiesbacher)	882, 979, 1121
Eichfeld, Rudolf, Das Stadtgrabengewächs	998
Eisner, Kurt, Nochmals: Psychopathia spiritualis	1053
Eller, George, Die diesjährigen Pariser Kunstausstellungen	943
Fischer, Hans, Zu alt	893
Frank, Prof. Jos., Don Carlos in neuester Beleuchtung	1042
George, Henry, Die Wahrheiten und Irrtümer des Sozialismus	832
Kraus, Karl, Das Burgtheater und die letzte Saison	1060
Kritik: Czechische Litteratur: S. 1094. — Dramen: S. 954, 1075, 1239. — Französische Litteratur: S. 960, 1087. — Holländische Litteratur: S. 1090. — Litteraturgeschichte: S. 956, 1079. — Lyrische und epische Dichtung: S. 951, 1071, 1237. — Philosophie: S. 1078. — Romane und Novellen: S. 947, 1067, 1236. — Russische Litteratur: S. 965. — Soziale Litteratur: S. 1077. — Spanische Litteratur: S. 1092. — Vermischte Schriften: S. 1083, 1242. — Vermischtes: S. 966, 1100, 1243.	
Merian, Hans, Karl Bleibtreu als Dramatiker	875, 1028, 1183
Morgenstern, G., Georg Freiherr von Ompteda (Georg Egestorff)	975
Rohr, Ch., Volkstum und Sozialdemokratie	971
Panizza, Oskar, Prostitution	1159

Seite
Preuſchen, Hermine von, Gorgo 1135
Rachè, Paul, Frankfurter Theater 1064
Ramſtein, J., Eine Meiſterin der Palette und der Feder 1118
Reisberger, Ludwig, Zwei Brüder 990
Reuter, Gabriele, Der Hätſchelſünder 879
Rudeck, Wilhelm, J. G. Vogts Weltanſchauung 915
Sommerfeld, A. von, Der alte Mann 1141
Vollmar, G. von, Der Staatsſozialismus unter Bismarck und Wilhelm II. . . 1109

Portraits:

Karl Bleibtreu.
Georg Freiherr von Ompteda (Georg Egeſtorff).
Hermine von Preuſchen Telmann.

Carl Bleibtreu.

UNIV. OF

Ketzerblut.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Zarathuſtra hatte mir den Tag verdorben. Ich war ſatt des Erſtaunens über ſeinen Ideenreichtum und Gedankenflug, müde ſeines übergenialen Geſchwätzes, ſo entzückend er auch ſeine Sprüche zu formen und zu färben wußte in unerſchöpflicher Kunſt.

Du biſt mir zuwider, Weltflüchtling! Narr deiner ſieben Einſamkeiten! Prahleriſcher Übermenſch!

Damit kehrte ich ihm den Rücken.

Und am Abend ging ich aus, mir die liebenswürdige geſellige Menſchheit zu beſehen und mich mit ihr ihres Treibens zu freuen.

Aus der ſtillen Klauſe im Gebirge nahm ich den Weg in die Ebene, in die große Stadt.

Heimlich eilte ich an Haus und Hof vorüber und durchquerte mit Rieſenſchritten die Felder, daß mich die Meinigen nicht ſehen ſollten. Denn ich ſpürte plötzlich ein Gefühl als befände ich mich auf einem Irrgang zu einem uneingeſtehbaren Ziel.

So lief ich hinein mit ſinkender Nacht, ſpornſtreichs, in die große Stadt. Die große Stadt! Der Sitz der immenſen Kultur und Geſittung von Jahrtauſenden, der Speicher aller Schätze der Wiſſenſchaft und Kunſt der Vergangenheit, der Werkplatz für alle Großthaten der Gegenwart und Zukunft, der umfaſſendſte Ausdruck modernen Lebens und Strebens!

Aber ſiehe da, je näher ich dem Ziele kam, deſto beklommener wurde mir zu Mut. Es war mir wie Einem, der aus der Freiheit in den Käfig geht. Immer beengender und feindſeliger empfand ich die neue Atmoſphäre.

Wie Kerkerwände drückten mich die kolossalen Häuser. Millionen Gasflammen und grelle elektrische Leuchtkugeln brutalisierten die beginnende Nacht und blendeten mein Auge. Alle Straßen und Plätze menschenüberfüllt. Heerscharen von Arbeitern und Lastträgern und Taglöhnern und allerlei traurig abgerackertem Volk drängten sich zwischen Wägen und Karren und Pferdebahnen und militärischen Patrouillen in schwarzem Gewimmel über die Brücken, den Vororten zu. Ein Riesenameisenhaufen in wahnsinnigem Aufruhr. Ein wüstes Hin und Her mit dem Schein eines geordneten Verkehrs im beängstigendsten Durcheinander. Und diese Unzahl mühselig mit fortgerissener Gestalten darunter, im Greisenalter wie in Jünglings- und Kinderjahren, la perduta gente, jammervolle Opfer der Lebensnot, der Verwahrlosung und Verkümmerung. Bilder wie aus Dantes Hölle, aus den Schlünden und Abgründen der grauenvollen Kampfexistenz um einen Bissen Brot, einen Fetzen Kleidung, ein flüchtiges Lächeln des Glücks. Erbarmungswürdige Karikaturen des Ebenbildes Gottes auch jene, die auf der sozialen Leiter einige Sprossen höher geklettert. Nach den nackten Notdurftsmenschen die Bildungsmenschen, die Luxuspflanzen der Topf- und Treibhauskultur. Wie hat die feinere Erziehung sie körperlich heruntergebracht, wie hat das weichere, üppigere Leben ihre Kraft gebrochen, wie angekränkelt sehen sie alle aus, wenn ich sie vergleiche mit den Kreaturen, die in der Freiheit des Feldes und Waldes wachsen und gedeihen ohne Menschensatzung, Gelehrtenwitz und künstliche Leidenschaft! Schule und Kaserne und Geschäfts- oder Amtsstube, Kneipe und Salon haben ihnen alle Natur und Ursprünglichkeit ausgetrieben, sie sind schlotterig von Haltung, hektisch von Aussehen oder von faulem Fett degeneriert, kahlköpfig, kurzsichtig, jeder Dritte trägt eine Brille oder einen Zwicker, weil ihm der edelste Sinnesnerv verkrüppelt, jeder Vierte ist Schwindsuchtskandidat, jeder Fünfte ein Lustseuchling, jeder Sechste ein Alkoholiker, jeder Siebente ein Podagrist, jeder Achte ein erblich Belasteter, jeder Neunte ein Nervenschwächling — Spitalbrüder alle, und dazu seelisch mit allerhand Lumpentum ausgestopft, mit Heuchelei und Streberei, mit Komödianterei und Afferei, mit Gesindelhaftigkeit in allen Nuancen und Graden, mit moralischen Beulen und Geschwüren, daß der äußerliche Sittlichkeitslack und Kulturfirniß nur mit größter Mühe haftet. Daher ihre Mißlaune, ihre Liebloſigkeit, ihre falsche Grimasse, ihre Blasiertheit, ihr mürrisches Wesen, ihre Flatterhaftigkeit, ihre Neigung zu aller Schurkerei, ihre Unfähigkeit das Große groß, das Ernste ernst zu nehmen, an Feinheit und Reinheit und an die großen ethischen Ziele der Menschheit zu glauben.

Weiter! Höher hinauf! Auf die gleißenden Gipfel gesicherten Reichtums! Wie bläht sich da die Lebens- und Genuß- und Machtgier in vollkommener

Gottverlassenheit, in seelenloser Verweltlichung, in absoluter Verleugnung alles Erhabenen, Reingeistigen, von keiner Leidenschaft Besudelten! Abglanz und Widerschein des höchsten, unendlichen geistigen Wesens — auf diesen Höhen der Menschheit suchst du sie vergebens.

Sprachlos stand ich da, an einer Ecke, wie gebannt.

Und in närrischem Putz und geiler Affentracht bummelte vor mir das vornehme Großstadtvolk, schob und drückte sich eine chaotische Menge vor den schreiend beleuchteten Auslagefenstern, vor den modisch ins Babylonische übertriebenen Anstalten für Speise und Trank, für Zerstreuung und Kurzweil; denn alles wird in riesigem Umfang angeboten und alles ist für Geld zu haben, alles, alles, die zügellosseste Laune braucht nur mit dem vollen Beutel zu klimpern und in Haufen stürzen sich ihr Kuppler und Gelegenheitsmacher zu Füßen. Kauft, kauft, kauft! Alles ist käuflich!

Aber was sie kaufen ist verunreinigt und verfälscht, der Trunk, die Speise, die Zerstreuung, die Kurzweil, und auf keinem Genuß ruht natürlicher Segen; denn überall herrscht Betrug und Vergiftung, und keinerlei Schädigung des Leibes und der Seele schreckt Betrüger und Betrogene, so verrottet sind sie in ihrer Naturlosigkeit und so bar aller Rechtschaffenheit gegen sich und die anderen. Ein grenzenloser Leichtsinn hält ihre Sinne umstrickt. Daß sie abgefallen vom Echten, Göttlichen, Ewigen, nur die Insektenexistenz der Eintagsfliege in diesem Wirbel und Taumel der Großstadtkultur fristen, das ahnen sie wohl, und so ist ihnen mit der Einfachheit und Ehrlichkeit die Energie geschwunden, die Gesundheitsfrage als erste und oberste in allen Genußangelegenheiten zu stellen.

Ein trauriges Geschlecht fürwahr, ein Jammerbild auch die, die sich unabhängig, reich und vornehm dünken, und je kläglicher, je höher sie die Nase tragen und sich Wunderdinge auf ihre feine Stellung in der Kulturwelt einbilden, da sie doch nur abfaulen und zermürben als Bestandteile des Komposthaufens zur Düngung eines künftigen Menschheitsgartens.

Wohin auch der suchende Blick sich wendet in diesem modernen Tohuwabohu, nirgends natürliche Schönheit, menschliche Güte und Innigkeit, sanfte, harmonische Gesittung, seelischer Adel in Gestalt, Miene, Bewegung. List und Hinterlist, Schlauheit und Verschlagenheit, Mißtrauen und Unglaube und Verarmung an allen Tugenden des Herzens und Gemütes.

Und das macht zu all seiner Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit einen mörderischen Lärm, einen erstickenden Staub, einen ekelerregenden Dunst.

Luft, Luft, Luft!

Und Hunderttausende Tag und Nacht in dieser systematischen Verneinung alles gesunden höheren Lebens!

Zarathustra, was hast du mir angethan! Zweifel erfaßt mich, ob ich

mit meinen Augen schaue, meinen eigenen scharfen und doch so menschlich nachsichtigen Augen, oder ob du mich mit deinem bösen Blick behext, daß ich nur das Verworfene sehen muß, während sich das Gute und Liebenswerte in verborgene Winkel versteckt?

Eine Gespensterwelt voll Widersinn und Gemeinheit.

Eine Schwindelkultur ohne Seele, aufgeblasen wie ein buntbemalter Dudelsack von Frechheit und Aberwitz.

Nirgends ein Hauch des Göttlichen.

Was fühlt dieses Großstadtvolk, das sich nächtlings da herumwälzt, gafft, giert, mit den Instinkten eines mehr oder weniger raffinierten Raubtieres herumräubert? Fühlt es das Feinste und Tiefste vom Leben? Fühlt es überhaupt das Leben? Oder nur das Herdenmäßige im Leben?

Hat es Bewußtsein von der stinkenden Lüge und der rohen Spekulation in allen Veranstaltungen seiner Geselligkeit?

Größenwahn, der nicht ein Körnchen Selbstachtung einschließt.

Dazu des Philisteriums säuerlichen Witz, Hohn und Spott.

Obenauf alles, was aus der Kloake stammt.

Obenauf der Unterleib.

Die vornehmsten Organe: Schlund, Magen, After.

Der beobachtetste Gang: der Stuhlgang.

Und das Sexuelle. — —

Wenn's hochkommt, ein parfümiertes, mit prickelnden Lichtern überschillertes Kotmeer — das die Großstadtkultur?

O meine Wiesen und Felder, Fluren und Wälder, meine Seen und Berge, mein liebes Vieh auf der Trift und im Stall, meine Vöglein im Hag, meine Blümlein am Rain, meine sprudelnden Quellen am Wiesenrand, mein dampfender Acker am Morgen, meine wogende Saat am Mittag und die schweren Fuhren von duftendem Klee und würzigem Kraut, und meine heitere Stille am Feierabend, meine geheimnisvoll grüßenden Sterne, mein jauchzender Frühwind, meine majestätisch aufgehende Sonne, meine leuchtenden Horizonte, meine weite Welt in Klarheit und Schönheit — und meiner Eltern fröhliches Alter, und Weib und Kind in Gesundheit mit frischem Blick und roten Wangen, und gute Freunde, getreue Nachbarn ringsum, schlichte Höhenmenschen, wurzelständige Freilichtnaturen: Himmelreich, Himmelreich!

Großer Gott, wir loben dich, Mutter Erde, wir preisen dich!

Hinaus, hinaus!

— — —

Und als mein Ketzerblut aufschäumte in Erinnerung all des ausgestandenen Grausens und Ekels, da kroch ich in meine heimliche Schreib-

klause auf dem Berge und gab dem Teufel Audienz. Zarathustra lag nebenan vor seiner Höhle und betrachtete lächelnd seinen Schatten in der Sonne. Bevor ich meine Feder ansetzte, bat ich ihm im Stillen meine Härte ab und meine Undankbarkeit. Dann schrieb ich mir den letzten großen Ärger von der Seele.

* * *

Tropfenweise wirkt die Wahrheit nicht, sie muß wie ein Platzregen niedergehen und die frommen Glatzen unter Wasser setzen. Eine Sündflut, ellenhoch über die höchsten Gipfel der Lüge, der Prüderie und der Heuchelei hinaus. Vielleicht aber auch dann noch nicht.

Zum Beispiel, wie steht's mit der Wahrheit über die Ehe? Das heißt über die Ehe, wie sie in Wirklichkeit gelebt, nicht wie sie von den Herrgottschwätzern ins Blümerante gemalt wird?

Die Ehe ist den Katholiken ein Sakrament, den Protestanten eine heilige Handlung — dem Worte nach. In der That ist sie den meisten Menschen heute nur ein Unglück oder eine Maske. Die einpaarige Dauer-Ehe, wenn sie je in der Kulturwelt etwas Heiliges an sich hatte, was man, den Begriff *streng* genommen, billig bezweifeln darf, — unter der *Herrschaft der kapitalistischen Gesellschaftsordnung* hat sie's verloren. Der allmächtige Industrialismus wirft dreiviertel der erwerbenden Massen in die Fabriken, auf die Landstraße, in die Gosse, in das Zuchthaus, in das Irrenhaus, in das Spital, in das Armenhaus — er zerreißt jedes Band, das Mann, Weib und Kind zu stillem Familienglücke weihen und innig verbinden möchte. Für die proletarisierte Masse giebt es im Zeitalter des souveränen Mammonismus keine Ehe mehr. Höchstens Ehe-Surrogate von schlechtem Geschmack und übler Wirkung. Und proletarisierte Masse ist heute nahezu alles, was von der Hand in den Mund vom täglichen Erwerbe lebt, was nicht Kapitalist, Rentner oder angestellter Kostgänger des Staates und der Gemeinde ist, also die große Volkszahl. Denn wir leben in einem gewaltsamen, unnatürlichen Zustand.

Wie aber ist die Ehe bei den Besitzenden, bei den Reichen und Vornehmen beschaffen? Bei den Satten und Müßiggängern von heute und ihrer Sättigung und ihres Müßigganges auf absehbare Zeit hinaus Versicherten? Und bei den Frommen im Lande, die regelrecht ihre Kirchenstunden abzusitzen die Zeit und die Gewöhnung haben?

Was bei verschlossenen Thüren geschieht, läßt sich vermuten, was die Skandalchronik der Patrizierhäuser und Villenviertel — verschweigt, läßt sich ergänzen, sobald man die öffentlichen Ehescheidungsprozesse eines genaueren Studiums würdigt. Schon die wachsende Häufigkeit derselben beweist, daß

man sich in unserem gelobten Kultur-Abendland auf die ehelichen Sitten nichts mehr einzubilden hat, nicht im orthodoxen England, nicht im polizeifrommen Deutschland, nicht im fidelen Frankreich, nicht im papstgesegneten Italien — trotz emsigster religiöser Erziehung allerwärts, trotz verheirateter und unverheirateter Klerisei, trotz offizieller Tugendwächterei auf der ganzen Linie, trotz verschärfter Censur in Litteratur und Kunst, in Zeitungs- und Plakatschmiererei. Namentlich die hohe Aristokratie leistet sich in Eheskandalen und Ehescheidungsprozessen wahrhaft das Menschenmögliche.

Habe ich schon einen gewissen halbasiatischen Fürsten genannt?

Er brauchte nicht einmal erst die Abzeichen seiner Majestät wegzulegen oder zu verschachern, um von der ganzen anständigen Welt als ein Hauptlump unter Lumpen geschätzt zu werden.

Das ist ein Beispiel von Oben, von der Spitze der gesellschaftlichen Pyramide.

Aber hören wir einmal hin, was für Meinung die frommen Herren Pastoren selbst von der heutigen Ehe haben. Da hielt jüngst auf dem dritten evangelisch-sozialen Kongreß Pastor Naumann aus Frankfurt a. M. einen Vortrag über „*Christentum und Familie*". Er führte nach einem zuverlässlichen Bericht u. a. folgendes aus:

„Die christliche Familie, wie sie als Ideal oft anmutig geschildert wird, gilt *nur* für die besitzenden Klassen; den *Arbeiter* muß diese Schilderung eines Ideals, dessen Erreichung ihm von *vornherein unmöglich* ist, zurückstoßen. Redner will nüchterne Wahrheit. Nicht Maximal- sondern *Minimalforderungen* will er aufstellen und von den durchaus notwendigen Bedingungen eines rechten Familienlebens reden. Die Sozialdemokratie behandelt die Frage der Familienform theoretisch. Engels, Bebel (dessen Buch der Redner dem Inhalt nach bei den Mitgliedern des Kongresses als bekannt voraussetzt), Zetkind werden erwähnt. Wo nehmen die Pastoren ihre Anschauungen her über die Ideale des Familienlebens? Aus der theologischen Ethik, *die an den modernen Problemen des Familienlebens einfach vorübergeht*. Die bürgerliche Familie der besitzenden Klassen gilt als die Ehe schlechthin. Als ein *Vorzug dieser Klassen* stellt sich die Ehe gemeiniglich in den Köpfen der Theologen dar. (Rothe und Martensen werden als Beispiele angeführt.) *Die Theologie steht nicht auf der Höhe der Religion*. Sie muß hier die Kritik der Sozialdemokratie zum Ausgangspunkt ihrer Problemstellung nehmen. Die Sozialdemokratie behandelt die Familie als eine geschichtliche Erscheinung. (Redner geht ausführlich auf die geschichtliche Entwicklung des Familienlebens ein, wie sie die Sozialdemokratie sich denkt, um von hier aus die eigene Stellung zu entwickeln.)

„Die Theologen wissen wenig von geschichtlicher Entwicklung der Ehe, sie behandeln das Thema spekulativ, und doch ist die Bibel voll von Andeutungen einer geschichtlichen Entwicklung der Familie. Die Bibel zeigt aber zugleich, daß die Fortschritte nicht nur von wirtschaftlichen Interessen diktiert sind, sondern ebensowohl von sittlichen; an der Behandlung der Sklavenfrage ist dies besonders deutlich. Auch die Paulinische Auffassung der Unterordnung des Weibes in der Ehe darf nicht gegen die wachsende Gleichstellung des Mannes und der Frau geltend gemacht werden. Ist industrielle Frauenarbeit Unrecht? Daß die Frau nur zu Hause arbeite, ist keine christliche Forderung.

„Die Sozialdemokratie stellt das allmähliche Verschwinden der monogamischen Ehe als Ideal der Zukunft hin. Wir glauben an einen anderen Beruf, einen anderen Zweck der Ehe als Institution, als Gesamterscheinung. Die Erziehung von Kindern muß im Vordergrund als das konstitutive Element stehen, nicht das Herstellen eines geistigen und wirtschaftlichen Verhältnisses zwischen Mann und Weib. Das soziale Interesse muß über dem individualistischen stehen. In der Sozialdemokratie und in der theologischen Ethik wird hier das individualistische Interesse in den Vordergrund gestellt. Die Vereinigung von Mann und Weib zu einer Lebensgemeinschaft gilt als das Wichtigste. (Eine Reihe theologischer Ethiker von Harleß bis Pfleiderer wird daraufhin vom Redner kritisiert.) Freilich nur dann ist die Ehe Gottesdienst, wenn Kindererzeugen und Kindererziehen zusammengefaßt wird, ein Kind an das Licht der Sonne zu bringen nur als der Anfang, ein Kind an das Licht der christlichen Wahrheit zu bringen, erst als das Ende gilt.

„Die Erziehung der Kinder den Anstalten überweisen zu wollen, ist eine Verleugnung des christlichen Ideals, das den Kindern den durch nichts zu ersetzenden Einfluß der Elternliebe erhalten will.

„Bei der individualistischen Auffassung der Ehe kommt man im letzten Grund auf die Folgerungen der Sozialdemokratie, auch die theologischen Ethiker können sich diesen Folgerungen nicht entziehen. Wir haben alle Ursache, den Graben, der zwischen der individualistischen und evangelisch-sozialen Auffassung der Ehe besteht, nicht zu überdecken. Die Goethesche Seelengemeinschaft als der letzte Zweck der Ehe führt zu dem falschen Spiritualismus der Tolstoischen Kreutzersonate. Die Bibel und Luther zeigen, daß offene volksmäßige Behandlung der Ehefrage im Sinne des Zwecks christlicher Kindererziehung das Erste und Wichtigste ist, was von dem modernen Ethiker gefordert werden muß.

„Wir geben zu, daß die Mütter mit in die großindustrielle Arbeit eintreten dürfen, aber wir fordern, daß der Vater das Werk der Erziehung

nicht allein der Mutter überläßt. Dies muß in der zukünftigen Entwicklung erreicht werden, dann allein iſt chriſtliches Familienleben möglich. Daß mit dem 14. Jahre das Ende der elterlichen Autorität zuſammenfällt, muß aufhören; bis zum 18. Jahre iſt die Autorität der elterlichen Erziehung aufrecht zu erhalten. Wenn die Eltern ihre Kinder erziehen ſollen, ſo müſſen ſie Zeit haben, im Durchſchnitt wird darum der Achtſtundentag nicht zu vermeiden ſein; die Frauenarbeit wird zunehmen und umſomehr wird die Arbeitszeit beſchränkt werden müſſen. In der Wohnungsfrage liegen Aufgaben vor, die faſt bis an die Verſtaatlichung des Wohnungsweſens hinanreichen; denn die elgene Wohnung mit einem beſtimmten Raummaß für jedes Individuum muß durchgeſetzt werden als unabweisbare Forderung. Das ſind Minimalforderungen, welche aus den chriſtlichen Grundbegriffen ſich ergeben, erſt wenn ſie verwirklicht ſind, kommen wir zu einer zukunftsſicheren Geſtaltung des Familienlebens und damit zu einem wirkſamen Gegengewicht gegen die ſozialdemokratiſchen Anſchauungen über Ehe und Familie. (Reicher Beifall.)"

Soweit der Bericht.

Der langen Paſtorenrede kurzer Sinn iſt: Mit der ſeitherigen Ehe-Führung iſt's nichts, probieren wir's einmal mit der evangeliſch-ſozialen Reform. Gut. Mögen es die Herren probieren. Mit flüchtigen Kongreß-Beſchlüſſen allein iſt aber nichts ausgerichtet. Die wirkliche Lebensthat entſcheidet, der rückſichtsloſe und beharrliche Einſatz aller Kräfte. Ja, wenn das Beſchließen und Predigen hülfe!

Da leiſtet ſich z. B. das Stöckerſche Blatt „Das Volk" in Berlin von Woche zu Woche in ſeiner Beilage zwiſchen allerlei öder Politikaſterei und vermiſchten Neuigkeiten auch eine Zeitungs-Predigt über den kirchlichen Sonntagstext. Ich ſetze eine ſolche vom Sonntag den 13. März 1892 her, weil ſie zu unſerem Thema paßt.

Sonntag Reminiscere. Epiſtel I. Theſſal. 4, 1—9. Eine Epiſtel über das ſechſte Gebot: Du ſollſt nicht ehebrechen.

„Bei dieſem Gebot wird vielen unheimlich, auch manchem, der gläubig geworden iſt, bange zu Mut. Tauſende würden zu Gott kommen — in ſtillen Stunden haben ſie Sehnſucht nach ihm — wenn nur nicht die Sünden wider das ſechſte Gebot ſich dazwiſchen türmten. Tauſende würden aus halben Chriſten völlige Chriſten werden, wenn ſie von dieſer gleißenden, glitzernden Sünde laſſen könnten. Und auch die völligen Chriſten werden, zumal in jungen Jahren, vom böſen Feinde auf keiner Stelle ſo heftig belagert, als auf dem ſchwachen Bollwerk ihrer Keuſchheit und Herzensreinheit. Es ſind oft furchtbare Kämpfe, die ſie hier auszufechten haben, und wer will ſagen, daß er immer Sieger geblieben ſei

in Gedanken, Worten und Werken? Da ist keiner, der rein sei, auch nicht einer.

„Nur Er war rein, der am Stamme des Kreuzes hing, der Heilige Gottes. Vor dem Haupte voll Blut und Wunden müssen wir in tiefem Scham unsre Augen niederschlagen. Aber wir dürfen sie trotzdem wieder aufschlagen zu demselben Haupt mit flehendem, mit freudigem Blick. Denn wozu hängt Er am Kreuz? Um unsere Sünde wegzunehmen, alle Sünde, auch die Menge unserer Sünden gegen das sechste Gebot. ‚Ich, ich tilge deine Übertretungen und gedenke deiner Sünden nicht.'

„Außer der völligen Vergebung, die Jesus der Gekreuzigte allen schenkt, die zu Seinem Blute Vertrauen haben, gewährt er uns auch Hilfe und Stärkung bei neuen Anfechtungen, in dem verzweifelten Kampfe gegen die dreifache Macht der Finsternis, die uns die Erklärung der sechsten Bitte nennt. Wenn wir Ihn um den heiligen Geist in solcher Lage inbrünstig bitten, wenn wir, unfähig zu beten, mit energischem Entschlusse zu Gottes Worte greifen, so läßt Er uns nicht im Stich. Wie ‚Er der Rächer über das alles' ist, so ist Er auch ‚der Helfer in dem allen'. Er kämpfet selbst, Er bricht die Bahn, ist alles in dem Streite.

„Albrecht Dürer hat einen Kupferstich hinterlassen: Ritter, Tod und Teufel. Unbekümmert um die Nähe des Königs der Schrecken, der auf dürrer Mähre sich ihm zugesellt, unverwirrt von dem Ungeheuren mit Bocksbeinen und Schweinskopf, das hinter ihm schleicht, ungelockt von der Welt, die im Bilde einer glänzenden Stadt aus der Ferne winkt, zieht der Ritter ruhig auf Mut atmendem Rosse seine Bahn. Dürer hat nur eins vergessen, den Engel des HErrn, der dem Ritter das Geleite gäbe. Ohne die Hilfe von oben hätten Welt und Teufel und Todesangst den Mutigen längst zu Falle gebracht."

Soweit das fromme Blatt.

Der Berliner Zeitungsprediger weiß also seinen Gläubigen auch nichts Sicheres anzuraten. Denn mit der „Hilfe von oben" sieht's ja bekanntlich zuweilen auch recht windig aus, und die psychologische Wirkung des Gebetes allein pflegt nur in seltenen Fällen einzutreten. Darüber kommt auch der Herr Pastor mit seinen salbungsvollen Redensarten nicht hinweg. Zudem liegen für die Masse des Volkes in den Industrie- und Großstädten die sozialen Verhältnisse derart, daß die harte Lebensnot keine Zeit und Stimmung erübrigen läßt, die Ohren mit erbaulichen Predigten und das Gemüt mit fromm-sentimentalen Stimmungen zu füllen. Ich fürchte, daß die pietistischen Prediger und Ermahner noch weniger Positives zustande bringen, als die evangelisch-sozialen Reformer mit ihren papiernen Konferenzbeschlüssen.

Das Elend liegt in dem irrationellen, verwurzelten Gesamtbestand und

passungsbemühung an das Zurückgegangene, Entartete, Verlumpte, Gemeingewordene, sie will ihren Typus rein erhalten und das Besudelte wieder gereinigt wissen, trotz alledem. Das Erlösungsbedürfnis der Gefallenen ist so unausrottbar wie das Gesundheitsbedürfnis der Kranken. Und die Naturwidrigkeit reicht hinab bis zu den Grundlagen, auf denen das Staatswesen ruht, bis zum Ehe- und Familienleben . . .

Alle Kultur hat nur insofern Wert, als sie des Menschen Kraft und Schönheit an Leib und Geist zu immer reicherer Entfaltung bringt und eine immer größere Zahl an den Segnungen dieses natürlichen Fortschrittes beteiligt. Unsere staatsmäßig organisierte Kultur bewirkt das Gegenteil. Wie könnten sonst die Grundlagen des Staates selbst in Verfall geraten? Eine unnatürlich aufgestachelte und unzweckmäßig befriedigte Sinnlichkeit ist zur Krankheit der Kulturwelt geworden, lehren die neueren Physiologen und Mediziner. Statt von den wohlbestallten Historikern und anderen scholastischen Wortmachern und Schönfärbern lasse man einmal die Analyse unseres modernen Staatslebens von den Naturwissenschaftlern, von Physiologen und Medizinern schreiben, Beherrschende und Beherrschte auf Blut und Nerven, Gehirn und Rückenmark, Sinne und Sinneskraft untersuchen und wir werden gar bald ein wesentlich anderes Bild von der glorreichen Weltgeschichte bekommen, als dasjenige ist, mit welchem wir schulzwangmäßig unsere Jugend blenden und belügen.

Die Großstädte der Kulturreiche zehren von dem Reservefond der Gesundheit, den das platte Land und die kleineren Städte aufgesammelt. Industrialismus und Mammonismus entvölkern rapid das platte Land und die kleineren Städte, der Militarismus peitscht die männliche Kraft des ganzen Landes drei Jahre durch die Miasmen der Großstadt. Das Verderbnis fließt aus der Stadt auf das Land zurück. Wie lange wird es dauern, bis der Reservefond von natürlicher Kraft und Gesundheit in den Kulturstaaten aufgezehrt ist? Bis die an Körper und Geist begangenen Frevel das Siechtum so weit verbreitet haben, daß die Menschheit mit dem letzten Rest von Kraft sich zu einer Verzweiflungsthat aufrafft, die alle historischen Revolutionen an Furchtbarkeit hinter sich läßt?

Ja, Zarathustra, wir sehen im Geist einen großen Wandel der Dinge, und unser Gemüt erschüttert die Frage: Wie ist dem Umsturz zu begegnen, wie dem drohenden Zusammenbruch vorzubauen?

Mit Reformen? Ja, selbstverständlich, ganz sänftiglich mit sogenannten Reformen. So weit sind sogar schon unsere Regierungsweltweisen, daß sie den kranken Staat mit winzigen Miniatur-Reformen kurieren wollen. Große Militärreiche, mit Strömen von Blut und Eisen gegründet, greifen zu einigen Tröpfchen sanftester Reformtränkchen, um ihrem Riesenorganismus

ein Minimum verjüngender Kraft, d. h. ein Atom Hoffnung auf verjüngende Kraft, zu verschaffen. Alles ganz zag und ängstlich vorsichtig, damit ja die herrschenden Klassen keine Einbuße an Geld und Vorrecht und Bequemlichkeit und gnädiger Laune verlieren; denn das ist sonnenklar: die Großkapitalisten, die Großindustriellen, die Großkaufleute, die Großbörsianer, die Großgrundbesitzer, die Großspekulanten insgesamt von der weltberühmten internationalen Firma S. C. H. Windel & Comp., die müssen vor allen Dingen geschont werden, denn sie sind ja nebst den Herren Theologen und Scholastikern bekanntlich des modernen Staates zuverlässigste Stützen! Solchen staatserhaltenden Elementen ersten Ranges am Zeuge zu flicken, wäre gegen den orthodoxen Katechismus!

Also die Ära der Reformen von staatswegen ist bereits in den ältesten Feudal- und jüngsten Militärreichen eröffnet. Die Methode sothaner Reformkur erinnert in ihrer Zartheit und Bedächtigkeit an eine Anekdote aus der guten alten Zeit. Vor nunmehr achtzig Jahren mußte in Mariazell der Feldwebel Löschmeier einen Rapport an seinen Hauptmann erstatten. Er ruft zu diesem Zwecke seinen Unteroffizier zu sich: „Haben Sie Tinte, Feder und Papier bei sich?" — „Ja, Euer Gnaden!" — „Gut, nun schreiben S': Mariazell, den 8. — Haben Sie geschrieben?" — „Ja, Euer Gnaden!" — „Was haben S' geschrieben?" — „Mariazell, den 8.!" — „Gut, weiter — Mai — Haben S' geschrieben?" — „Ja, Euer Gnaden!" — „Was haben S' geschrieben?" — „Mai!" — „Gut, nun lesen S' amal alles!" — „Mariazell, den 8. Mai!" — „Weiter — 1812 — Haben S' geschrieben?" — „Ja, Euer Gnaden!" — „Was haben S' geschrieben?" — „1812!" — „Gut, nun lesen S' amal gar alles z'samm'!" — „Mariazell, den 8. Mai 1812!" — „So, jetzt woll'n wir a' Stünd'l ausruh'n!"

Ein Stündchen, das bedeutet bei unsern staatlichen Reformdoktoren einige Jahre oder gleich Jahrfünfte und Jahrzehnte. Also schön ausruhen und die Wirkung abwarten. Dann kann's wieder losgehen. Je nachdem. Möglich, daß in der Pause zugleich wieder ein wenig rückwärts reformiert wird, um doch nicht ganz unthätig dazusitzen, sinnend, wichtige Gesichter schneidend, mit der Uhr in der Hand. Gerechter Himmel! Mit einem solchen System könnte man eine Hammelherde zur Verzweiflung oder zum Veitstanz bringen. Nun, vielleicht hält's die Staatsmenschheit besser aus.

Und unsere lieben und getreuen Herren Dichter und Künstler von der allerjüngsten und allerneuesten Mode? Die entschlagen sich, mit Ausnahme des rasch gereiften genialen Schlesiers Gerhart Hauptmann, der nationalen Volkssorgen. Das Spritzbüchschen auf „breitester internationaler Grundlage" ist das Tabernakel ihrer Kunst. Soziale und staatliche Probleme, hart, schroff, markerschütternd — das ist nichts für ihre hysterische Kleinmalerei.

meisterei. Diese vielgerühmte Künstlerschaft der „art pour l'art", sehr rührig in allen Epochen niedergehenden Lebens und sozialethischen Kräftenachlasses, hat genug gethan, wenn sie, mit Goethe zu reden, der „Menschheit Schnitzel kräuselt". Trotz aller psychophysiologischen Großsprecherei doch nur eine Art Putzmacherkunst, diese Schnitzelkräuslerei. Immer verzwicktere Sensationen zu erklügeln, immer verblüffendere technische Kniffe auszuprobieren, hierin liegt das Alpha und Omega ihrer Spezialität von der Dekadenz Gnaden. Mit gesteiften Ohren lauschen sie nach Frankreich, Rußland und Skandinavien hinüber, daß ihnen ja kein neuester Trik entgehe. Das Ende von ihrem Liede ist leicht abzusehen. Mit ihrer Jugend wird sich ihr dekadenter Subjektivismus verpuffen und in den Jahren, wo die Männlichkeit auf kraftvollster Höhe des Geistes, Gemütes und Kämpfermutes erscheinen soll, werden sie als ausgemergelte Pessimisten urältester Observanz oder als kluggewordene Philister mit neuromantischen Heiligenscheinen herumpraktizieren.

Ob sie Nietzsches Sklaven- oder Herrenmoral verkündigen, oder aus Erde, Luft, Wasser und Feuer und allen Elementen ihr Klagen und Seufzen ertönen lassen, optimistisch schweinigeln oder schlechte Witze über die verzweifelte Lage des Vaterlandes reißen, schwermütige Mondscheinsonaten mit hochoriginellen Fingersätzen klimpern oder Nachahmungssport treiben — im Effekt ist das durchaus alles das Gleiche, wie es für die Geistesbewegung gleich ist, ob sie als praktische Philister mit anderen Bieder- und Schlaumeiern ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen suchen oder über den Einzigen und sein Eigentum philosophieren und von der Lust an Wein, Weib und Gesang noch für sich retten was zu retten ist.

Alles im höheren Ton, in mystisch-symbolistischer Harmonisierung, denn der gemeine Naturalismus ist überwunden. Eine Mode von gestern. Das versteht sich. Denn zum Naturalismus gehört Vollsaft und Vollkraft. Und diese armen greisen Jungen von der „Nervengeneration des Fin de siècle" haben nichts mehr davon; sie sind physisch und psychisch Verfallprodukte. So weit sie ehrlich und nicht Gigerln und Komödianten und Gauner der Dekadenz sind, nicht Spekulanten des verarmten Blutes und der überkitzelten Nerven, kann man ihnen mit Wohlwollen gerecht werden. Ihre Situation ist traurig genug.

Und wenn es Matthäi am Letzten ist, fahren all diese Originale hin in ihrer Pracht — und Frühling, Sommer, Herbst und Winter werden nach wie vor im Kalender stehen und die Kinder werden sich nach wie vor auf den Weihnachtsbaum und den Osterhasen freuen, und der Staat wird nach wie vor mit der zukunftsträchtigen neuen Litteratur nichts weiter anzufangen wissen, als was er schon zu den seligen Bundestagszeiten damit

angefangen, und sie — Staat und Litteratur — werden sich's gegenseitig vergelten, was sie an Mißverständnis, Verachtung, Haß und Thorheit gegen einander gesündigt. Und in dieser blinden Wirtschaft werden große Kraft- und Schönheitsquellen irregeleitet oder vergiftet oder verschüttet und hohe ideale Güter werden verschleudert, statt zu allgemeiner geistiger Wohlfahrt hundertfältige Frucht zu wirken. An der Erfolglosigkeit verwildern die schönsten Talente. Heimatlos, vaterlandlos, wohin soll sich ihr heißes Empfinden schlagen? Wo anders finden sie noch ein volles Ausleben als im Anarchismus der Gefühle? Oder als im komödiantischen Größenwahn ihres spektakelnden Individualismus? Eine Befriedigung muß der Mensch haben.

Ach, Zarathustra, leg' dich schlafen, und du, Satan, mach' dich auf die Strümpfe. Wenn du dem Papst begegnest, ich laß ihn grüßen, mit dem letzten hat mich ein Wort befreundet, das er als dreizehnter Leo zu den französischen Bischöfen gesprochen: „Seinen Einfluß benutzen, um die Regierungen zur Änderung der ungerechten oder thörichten Gesetze zu bewegen, ist ein Beweis mutiger und aufgeklärter Vaterlandsliebe."

Ich aber will meinen lieben Jungen wecken und mit ihm barfuß hinaus gehen aufs Feld, die Brotfrucht für Mensch und Tier zu grüßen, und in den Wald, den Gesängen der Frühe zu lauschen, und meinem Kinde Ehrfurcht lehren vor der heiligen, schmerzensreichen Mutter Erde. Und dann getrosten Mutes an die Arbeit wie sie der Tag fordert, ohne Menschenfurcht, ohne Ansehen der Person. Die Hand an den Pflug und nicht rückwärts gesehen, Furche um Furche gezogen und die Saat bestellt, umbraust von den fröhlichen Winden und Wettern des unendlichen, über alle Dekadenz hinweg sich ewig verjüngenden Lebens! —

Die Wahrheiten und Irrtümer des Sozialismus.*)

Von Henry George.

(New-York.)

Es erfordert Nachdenken, um zu sehen, daß mannigfache Wirkungen das Resultat einer einzigen Ursache sind, und daß eine einzige Reform das Heilmittel für eine ganze Menge von Übeln sein kann. Wie in der Kindheit der Arzneiwissenschaft Leute geneigt waren zu glauben, daß für jedes besondere Symptom ein besonderes Heilmittel notwendig sei, so ist auch, wenn sich die Gedanken mit sozialen Angelegenheiten beschäftigen, eine Neigung vorhanden, ein spezielles Heilmittel für jedes Übel zu suchen, oder auch (eine andere Form derselben Kurzsichtigkeit) sich einzubilden, daß das einzige angemessene Heilmittel etwas sein müsse, welches die Abwesenheit dieser Übel voraussetzt; wie z. B., daß alle Menschen gut sein sollten, als das Heilmittel für Laster und Verbrechen; oder, daß alle Menschen durch den Staat versorgt werden sollten, als das Mittel gegen Armut.

Soziale Unzufriedenheit, sowie der Wunsch nach sozialen Reformen sind jetzt in hinreichendem Maße vorhanden, um große Dinge zu erreichen, wenn dieselben auf einer Linie koncentriert werden. Aber die Aufmerksamkeit wird abgelenkt und die Anstrengung zersplittert durch Reformpläne, welche, obgleich sie an sich gut sein mögen, doch im Vergleich zu dem großen angestrebten Endziel entweder unzulänglich sind oder über das Ziel hinausschießen.

Hier ist ein Reisender, der, von Räubern angefallen, gebunden und geknebelt zurückgelassen wurde. Sollen wir uns um ihn gruppieren und beraten, ob wir ein Stück Heftpflaster auf seine Wange legen, oder einen neuen Flicken an seinem Rock anbringen sollen, oder sollen wir mit einander disputieren, welchen Weg er einschlagen sollte und ob ihm mittelst Velociped, Pferd und Wagen oder einem Eisenbahnzug am besten weiter geholfen würde? Würden wir nicht solche Verhandlungen lieber verschieben, bis wir die Bande des Mannes gelöst? Dann kann er selber sehen und für sich selber sprechen und sich selber helfen. Wenn auch die Wange zerkratzt und der Rock zerrissen ist, er kann auf den Füßen stehen, und wenn er kein anderes ihm zusagendes Transportmittel findet, hat er wenigstens die Freiheit zu Fuß zu gehen.

Einer derartigen Diskussion sehr ähnlich sind viele der Verhandlungen, die gegenwärtig über das soziale Problem gepflogen werden — Verhand-

*) Vergleiche Kapitel XXVIII des Buches „Schutzzoll oder Freihandel".

lungen, in denen alle Arten von unzulänglichen und unmöglichen Plänen befürwortet werden, unter Vernachlässigung des einfachen Planes, die Hemmnisse zu beseitigen und der Arbeit den Gebrauch ihrer eigenen Macht zu geben.

Dies muß zuerst geschehen. Und, wenn an und für sich nicht hinreichend zur Heilung aller sozialen Übelstände und zur Herstellung eines idealen sozialen Staates, würde es die Grundursache der weitverbreiteten Armut beseitigen und allen Gelegenheit geben, ihre Arbeit zu verwenden und den ihr zukommenden Ertrag zu sichern, zu Verbesserungen anspornend und alle anderen Reformen erleichternd.

Man muß bedenken, daß Reformen und Verbesserungen, die an sich selbst gut sein mögen, gänzlich fruchtlos sein können zur Bewirkung einer allgemeinen Verbesserung, bis einige tiefer gehende Reformen durchgeführt sind. Man muß bedenken, daß bei jeder Arbeit eine gewisse Ordnung beobachtet werden muß, um etwas zu erreichen. Für ein bewohnbares Haus ist ein Dach so wichtig wie die Wände, und wir drücken den Zweck, für welchen das Haus erbaut wurde, mit den Worten aus: um ein Dach über unseren Köpfen zu haben. Aber wir können ein Haus nicht vom Dache abwärts bauen; wir müssen vom Fundament nach aufwärts bauen.

Um zu unserem Gleichnis von dem gewohnheitsmäßig von einer ganzen Reihe von Räubern geplünderten Arbeiter zurückzukehren: Es ist sicherlich klüger von diesem, wenn er jene einzeln bekämpft, anstatt alle zusammen. Und der Räuber, der ihm alles nimmt, was noch übrig, ist derjenige, gegen den er seine Anstrengungen zuerst richten sollte. Denn gleichviel wie er die anderen Räuber vertreiben mag, es hilft ihm nur insoweit, als es ihm erleichtert wird, den Räuber loszuwerden, der alles nimmt, was noch übrig ist. Aber indem er diesem Räuber Widerstand leistet, verschafft er sich sofortige Erleichterung und ist imstande, mehr von seinem Verdienste heimzubringen, als vorher, und dadurch befähigt, seine Kräfte zu stählen, um besser mit den Räubern zu ringen — er kann sich vielleicht ein Gewehr kaufen oder einen Anwalt dingen, je nach der Kampfart, die in seinem Vaterlande Mode ist.

Gerade in dieser Weise muß die Arbeit versuchen, sich der Räuber zu entledigen, die jetzt ihr Erträgnis mit Beschlag belegen. Rohe Gewalt wird wenig nützen, wenn sie nicht durch Intelligenz geleitet wird.

Die ersten Versuche der Arbeiter zur Verbesserung ihrer Lage sind Vereinigungen zur Erlangung höherer Löhne von ihren direkten Arbeitgebern. Etwas kann auf diesem Wege erreicht werden für die zu solchen Organisationen Gehörenden; aber im ganzen ist es doch nur sehr wenig. Denn eine Gewerkschaftsunion kann nur innerhalb des Gewerks die Mit-

bewerbung künstlich vermindern; sie kann die allgemeinen Verhältnisse nicht beeinflussen, welche die Leute um der Möglichkeit willen, ihren Lebensunterhalt zu erlangen, zu einer erbitterten Konkurrenz gegen einander zwingt. Und Organisationen wie die der Knights of Labor, welche für die einzelnen Gewerkschafts-Unionen das sind, was diese ihren einzelnen Mitgliedern gegenüber sind, verleihen zwar eine größere Macht, stoßen aber auf dieselben Schwierigkeiten in ihren Bemühungen, direkte Lohnerhöhungen zu bewerkstelligen. Allen diesen Bestrebungen hängt der Nachteil an, daß sie gegen allgemeine Strömungen ankämpfen. Sie gleichen den Versuchen eines sich im Gedränge befindlichen Mannes, sich durch Zurückstoßen der auf ihn Drängenden Raum zu verschaffen oder dem Versuch, eine große Dampfmaschine durch bloße Muskelkraft zum Stillstand zu bringen, ohne den Dampf abzudrehen.

Dieses wird von denen eingesehen, die anfänglich geneigt waren, der Macht der Gewerkschafts-Unionen zu vertrauen, und die Logik der Thatsachen wird diese Einsicht mehr und mehr verstärken. Aber die Wahrnehmung, daß zur Erreichung großer Resultate die allgemeinen Richtungen kontrolliert werden müssen, veranlaßt diejenigen, welche diese Richtungen nicht auf ihre Ursachen prüfen und analysieren, ihr Vertrauen von der freiwilligen Organisation der Arbeit abzuwenden und auf eine durch die Regierung zu bildende und zu leitende Organisation zu übertragen.

Alle Schattierungen des Sozialismus bekennen sich mit mehr oder weniger Klarheit für die Solidarität der Interessen der Massen aller Länder. Was man auch gegen den Sozialismus in seiner extremsten Form haben mag, er hat wenigstens das Verdienst, nach der Verringerung nationaler Vorurteile zu trachten und die Auflösung der Armeen und die Beseitigung der Kriege anzustreben. Er ist deshalb ein Gegner der Hauptlehre des Schutzzolls, daß die Interessen der verschiedenen Nationen angehörenden Völker verschiedenartig und antagonistisch seien. Aber, anderseitig sind die, welche sich Sozialisten nennen, weit davon entfernt, die Einmischung und Regulierung seitens der Regierung mit Mißfallen zu betrachten und geneigt, mit Schutzzoll, als in dieser Hinsicht im Einklang mit dem Sozialismus, zu sympathisieren und halten dafür, daß der Freihandel, wie er ja auch volkstümlich erklärt wird, ein sich Verlassen auf das Princip der freien Konkurrenz, also ihrer Meinung nach die Unterdrückung der Schwachen bedeute.

Laßt uns, so gut dies in Kürze möglich ist, die Ähnlichkeit der Schlußfolgerungen, zu denen wir gelangt sind, im Vergleich mit dem betrachten, was unter verschiedenen Begriffen „Sozialismus" genannt wird.*)

*) Die Benennung „Sozialismus" wird so verschiedenartig angewandt, daß es schwer wird, sie genau zu definieren. Ich selbst werde von denen, die den Sozialismus bekämpfen, als Sozialist klassifiziert, während die, welche sich als Sozialisten be-

Im Sozialismus, insofern er Gegensatz des Individualismus, liegt eine unzweifelhafte Wahrheit und zwar eine Wahrheit, welcher (besonders von denen am meisten mit Freihandelsprincipien identifizierten) zu wenig Achtung gezollt wurde. Der Mensch ist ursprünglich ein Individuum — ein separates Wesen, von seinen Genossen verschieden an Wünschen und Fähigkeiten, für deren Befriedigung und Ausübung er individuellen Spielraum und Freiheit verlangt. Aber er ist auch ein gesellschaftliches Wesen, welches Bedürfnisse hat, die mit denen seiner Genossen übereinstimmen, und Fähigkeiten, die nur durch gemeinsame Aktion zur Geltung gelangen. Es giebt also ein Gebiet für individuelles Handeln und ein Gebiet für gemeinschaftliche Aktion — es giebt Dinge, die am besten gethan werden, wenn jeder für sich handelt, und andere, welche die Gesellschaft als solche für ihre einzelnen Mitglieder besorgt. Und der natürliche, stetig steigende Fortschritt der Civilisation zielt darauf hin, den sozialen Beziehungen verhältnismäßig größere Wichtigkeit beizulegen und das Gebiet der gemeinschaftlichen Aktion zu vergrößern. Dies wurde nicht genügend berücksichtigt, und in der gegenwärtigen Zeit sind ohne Zweifel Übel dadurch entstanden, daß man dem individuellen Handeln Einrichtungen überließ, die durch das Wachstum der Gesellschaft und die höhere Entwickelung der Kunstfertigkeit vernünftiger Weise in das Gebiet der gemeinsamen Aktion gehörten; gerade so wie andererseits unzweifelhaft durch gesellschaftliche Einmischung in individuelle Angelegenheiten Übelstände entstehen können. Die Gesellschaft sollte Telegraphen und Eisenbahnen nicht der Leitung und Kontrolle Einzelner überlassen; andererseits aber sollte die Gesellschaft auch nicht individuelle Schulden eintreiben helfen oder die individuelle Industrie leiten wollen.

Während also der Sozialismus eine Wahrheit enthält, die von den Individualisten übersehen wird, giebt es eine sozialistische Schule, die in gleicher Weise die Wahrheiten des Individualismus ignoriert und deren Vorschläge zur Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände zu der Klasse derjenigen gehören, welche ich als „über das Ziel hinausschießend" bezeichnet habe. Sozialismus im engeren Sinne — der Sozialismus, der verlangt, daß der

kennen, erklären, ich sei keiner. Was mich selbst anbetrifft, so erhebe ich weder Anspruch auf den Namen noch verschmähe ich ihn. Im Bewußtseln der korrelativen Wahrheiten beider Principien kann ich mich gerade so wenig für einen Individualisten oder Sozialisten halten, wie jemand, der über die Kräfte nachdenkt, durch welche die Planeten in ihren Bahnen gehalten werden, sich Centrifugalist oder Centripetalist nennen könnte. Der deutsche Sozialismus der Marxschen Schule (deren leitender Repräsentant in England Herr H. M. Hyndman ist, und der in Amerika am besten durch Herrn Laurence Grönlund erklärt wurde) erscheint mir als hochzielende aber unzusammenhängende Mischung von Wahrheit und Täuschung, deren Fehler im Mangel an Radikalismus liegt — d. h. darin, daß er nicht bis zur Wurzel geht.

Staat das Kapital absorbiere und die Konkurrenz abschaffe — ist das System von Leuten, die bei der Betrachtung der Gesellschaft und ihrer verwickelten Organisation es übersehen, daß Principien, die bei einfacheren Verhältnissen einleuchtend sind, auch in dem engeren und komplizierteren Gesellschaftsverbande, wie er als eine Folge der Arbeitsteilung und der Anwendung künstlicherer Werkzeuge und Produktionsmethoden entsteht, ihre Gültigkeit behalten und so in Irrtümer verfallen, die zuerst von Staatswirtschaftslehrern einer ganz anderen Schule begangen wurden, von Staatswirtschaftslehrern, die behaupteten, das Kapital verwende und unterhalte die Arbeit, und dadurch den Unterschied der Begriffe „Eigentum an Land" und „Eigentum an Arbeitsprodukten" immer mehr verwirrten. Ihr System ist das von Leuten, die, empört über die Herzlosigkeit und Hoffnungslosigkeit der „orthodoxen Staatswirtschaftslehre", doch noch in ihren Irrtümern verwickelt und von ihrem Wirrwarr geblendet sind. „Kapital" mit „Produktionsmittel" verwechselnd und das Diktum acceptierend, daß „natürliche Löhne" das geringste seien, worauf die Konkurrenz den Lebensunterhalt der Arbeiter herabdrücken könne, unternehmen sie es, einen Knoten zu durchschneiden, den sie nicht entwirren können, indem sie den Staat zum alleinigen Kapitalisten und Arbeitgeber machen und die Konkurrenz beseitigen.

Daß der Staat die ganze Produktion und den Austausch leitet als ein Mittel gegen Beschäftigungslosigkeit einerseits und der Anhäufung übermäßiger Vermögen andererseits anzusehen, gehört in dieselbe Kategorie, wie das Rezept, daß alle Menschen gut sein sollen. Daß, wenn allen Menschen passende Beschäftigung zugewiesen und aller Reichtum gerecht verteilt würde, niemand um Beschäftigung verlegen wäre und keine Ungerechtigkeit in der Verteilung vorkommen könnte, ist ebenso unbestreitbar, als daß, wenn alle gut wären, niemand schlecht sein würde. Aber es würde einem Manne wenig helfen, der im Zweifel ist, welchen Pfad er wählen soll, wenn man ihm sagte, er werde sein Ziel am besten erreichen, wenn er hinginge.

Daß alle Menschen gut sein sollten, ist eine hohe und gerechte Forderung, die aber nur durch die Beseitigung derjenigen Verhältnisse, welche einige zum Bösen verlocken und andere sogar dazu treiben, erfüllt werden kann. Daß jeder seinen Fähigkeiten entsprechend Arbeitsprodukte abliefern und seinen Bedürfnissen gemäß empfangen sollte, wäre in Wahrheit der höchste Gesellschaftszustand, den wir uns vorstellen können; aber wie können wir eine derartige Vollkommenheit zu erreichen hoffen, wenn wir nicht zuerst Mittel und Wege finden, um jedermann die Gelegenheit zur Arbeit und den rechtmäßigen Ertrag derselben zu sichern? Sollen wir generös sein, ehe wir gelernt haben, Gerechtigkeit zu üben?

Alle Pläne zur Gleichstellung der Menschen durch eine Übertragung

der Güterverteilung an die Regierung haben den fatalen Fehler, daß sie am unrichtigen Ende anfangen. Sie setzen eine ideale Regierung voraus; aber nicht die Regierung bringt die Gesellschaft hervor, sondern die Gesellschaft erzeugt die Regierung; und ehe nicht etwas wie eine wirkliche Gleichheit in der Güterverteilung vorhanden ist, können wir auch keine ideale Regierung erwarten.

Um aber die Menschen wesentlich gleich zu stellen, so daß kein Mangel an Beschäftigung und keine „Überproduktion", keine Neigung den Arbeitslohn auf das zur Erhaltung des Lebens allernotwendigste Minimum zu reduzieren, keine Ansammlung von einzelnen riesenhaften Vermögen auf der einen Seite, denen andererseits ein zahlloses Heer darbender Proletarier entgegensteht, eintreten kann, ist es *nicht* notwendig, daß der Staat zum Eigentümer aller Produktionsmittel, zum alleinigen und allgemeinen Arbeitgeber gemacht werde und den Güteraustausch ausschließlich übernehme; es ist nur nötig, daß die gleichen Rechte aller an die ursprünglichen Produktionsmittel, welche die Quelle sind, aus der alle anderen Produktionsmittel fließen, aufrecht erhalten werden. Und dieses, weit entfernt, eine Ausdehnung der Regierungsfunktionen zu erheischen, würde dieselben im Gegenteil bedeutend beschränken. Es würde in zweierlei Weise zur Läuterung der Regierung beitragen — erstens durch Verbesserung der gesellschaftlichen Lage, auf der allein eine gute Regierung beruhen kann, und zweitens durch Vereinfachung der Administration.

In Wirklichkeit besteht kein Konflikt zwischen Arbeit und Kapital,*) der wirkliche Konflikt liegt heute in dem Streit zwischen Arbeit und *Monopol*. Daß ein reicher Arbeitgeber notleidende Arbeiter „drückt", mag wahr sein. Aber resultiert seine Macht zur Bedrückung aus seinen Reichtümern oder der Not jener? Wie würde es einem Arbeitgeber, wie reich er auch sein mag, möglich sein, Arbeiter zu bedrücken, die imstande wären ausreichenden Lebensunterhalt zu verdienen ohne in seine Dienste treten zu müssen? Die Konkurrenz des Arbeiters mit dem Arbeiter zur Erlangung von Beschäftigung, die es allein und einzig dem Arbeitgeber ermöglicht und ihm sogar in den meisten Fällen zwingt, den Arbeiter zu drücken, entsteht aus der Thatsache, daß viele Menschen, ausgeschlossen von den natürlichen

*) Die große Quelle der Konfusion in Betreff dieser Angelegenheit entspringt daraus, daß vielfach die Begriffe und Benennungen ungenau definiert werden. Man muß immer im Auge behalten, daß nichts, was entweder als Arbeit oder als Land klassifiziert werden kann, unter die definitive Bedeutung des Wortes Kapital gerechnet werden darf, und daß viele Dinge, von denen wir gewöhnlich als Kapital sprechen — wie solvente Guthaben, Regierungs-Bons — in Wirklichkeit nicht einmal Güter sind. Für eine ausführlichere Erklärung dieses, wie ähnlicher Punkte muß ich den Leser auf mein Buch „Fortschritt und Armut" verweisen.

Gelegenheiten zur eigenen Beschäftigung, gezwungen sind, einander um den Lohn des Arbeitgebers zu unterbieten. Schafft das Monopol ab, das den Menschen die Selbstbeschäftigung verbietet, und das Kapital kann den Arbeiter unmöglich unterdrücken. In keinem Falle wäre es dem Kapitalisten möglich, einen Arbeiter für weniger zu bekommen, als er verdienen kann, wenn er sich selbst beschäftigen könnte. Wenn einmal die Ursache der Ungerechtigkeit beseitigt ist, die dem Arbeiter das Kapital entzieht, welches seine Arbeit erzeugt, müßte der scharfe Unterschied zwischen Kapitalist und Arbeiter thatsächlich verschwinden.

Diejenigen, welche beim Anblick des durch die Konkurrenz hervorgerufenen äußersten menschlichen Elends zu der Schlußfolgerung gelangen, daß deshalb die Konkurrenz abgeschafft werden müsse, sind denen zu vergleichen, die beim Anblick eines brennenden Hauses den Gebrauch des Feuers verbieten wollen.

Die Luft, die wir einatmen, übt auf jeden Quadratzoll unseres Körpers einen Druck von fünfzehn Pfund aus. Würde dieser Druck bloß auf einer Seite angewandt, würden wir zu Boden gedrückt und zu Brei zerquetscht werden. Da er aber von allen Seiten ganz gleichmäßig wirkt, so bewegen wir uns vollkommen frei unter demselben. Er verursacht uns nicht nur keine Unbequemlichkeit, sondern dient so unentbehrlichen Zwecken, daß wir, von diesem Druck befreit, sterben würden.

So ist es mit der Konkurrenz. Wo eine Klasse existiert, der das Recht auf die zum Leben und zur Arbeit unumgänglich notwendigen Elementarfaktoren versagt wird, da ist der Mitbewerb einseitig, und muß, jemehr diese Klasse zunimmt, die unteren Klassen zur Sklaverei und sogar zum Hungertode herabdrücken. Wo aber die natürlichen Rechte aller gesichert sind, wird die Konkurrenz von allen Seiten wirkend — zwischen Arbeitgeber und zwischen Arbeitern, zwischen Käufern und Verkäufern — niemand schädigen. Im Gegenteil erzeugt sie das einfachste, ausgedehnteste, elastischste und geläutertste System der Kooperation, welches beim gegenwärtigen Stande der gesellschaftlichen Entwickelung denkbar ist, und in dem Gebiet, wo sie frei operieren kann, können wir uns auf eine Koordination der Industrie und auf haushälterische Verwendung der sozialen Kräfte verlassen.

Kurz, die Konkurrenz spielt dieselbe Rolle im gesellschaftlichen Organismus, wie die unbewußten Lebensimpulse im körperlichen. Für diesen wie für jene ist es bloß notwendig, daß sie frei sind. Die Scheidelinie, wo der Staat eingreifen sollte, ist da, wo die freie Konkurrenz unmöglich wird — eine Linie die derjenigen zwischen den bewußten und unbewußten Funktionen des menschlichen Körpers analog ist. Es giebt eine solche Linie, obgleich sie sowohl von extremen Sozialisten wie extremen Individualisten ignoriert

wird. Der extreme Individualist gleicht dem Manne, der wünscht, daß sein Hunger ihn mit Nahrung versorgen möge; der extreme Sozialist dagegen einem Manne, der will, daß sein bewußter Wille dem Magen Anweisungen erteile, wie er die Nahrung verdauen soll.

Individualismus und Sozialismus sind in Wahrheit nicht antagonistisch, sondern korrelativ. Wo das Gebiet des einen Princips aufhört, beginnt das des anderen. Und obgleich das Motto Laisser faire zur Parole eines Individualismus geworden, der dem Anarchismus zuführt, und sogenannte Freihändler „das Gesetz von Angebot und Nachfrage" in üblen Geruch gebracht haben bei Leuten, die Gefühl für soziale Ungerechtigkeiten besitzen, steht der Freihandel nicht im Konflikt mit einem rationellen Sozialismus. Im Gegenteil, wir brauchen das Freihandelsprincip nur logisch durchzuführen, so werden wir sehen, daß es uns einen solchen Sozialismus bringt.

Das Freihandelsprincip ist, wie wir gesehen haben, das Princip der freien Produktion — es verlangt nicht bloß die Abschaffung des Schutzzolles, sondern die Beseitigung aller der Produktion entgegenstehenden Hindernisse.

In den letzten Jahren hat sich eine Art von Beschränkung der Produktion bemerkbar gemacht, die durch Koncentration und Kombination bewirkt wurde, und den Zweck hat, die Preise der in der Produktion beschränkten Artikel zu erhöhen. Diese gewinnt eine stets wachsende Bedeutung.

Diese Macht der Kombinationen zur Beschränkung der Produktion entspringt in einigen Fällen aus temporären Monopolen, die durch unsere Patentgesetze bewilligt wurden, welche (da sie eine Prämie sind, welche die Gesellschaft dem Erfinder bietet) eine vergütende Eigenschaft haben, so fehlerhaft sie auch in der Methode sein mögen.

Diese Fälle ausgenommen, wird die Macht zur Beschränkung der Produktion teilweise durch Tarif-Beschränkungen erlangt. So wurde es den amerikanischen Stahlfabrikanten, welche kürzlich ihre Produktion beschränkten, möglich, den Preis für Schienen auf einen Schlag um vierzig Prozent zu erhöhen, weil ein hoher Zoll auf importierten Schienen liegt.

Durch gemeinsames und einheitliches Vorgehen sind sie imstande, den Preis der Stahlschienen so in die Höhe zu treiben, daß er dem der importierten Schienen samt dem Zuschlag des Zolles gleichkommt, jedoch niemals höher. Durch Abschaffung des Zolles müßte also diese Macht aufhören. Um nach Beseitigung des Zolles der Konkurrenz vorzubeugen, wäre alsdann eine Vereinigung der Stahlfabrikanten der ganzen Welt erforderlich, und eine solche ist praktisch unmöglich.

Andererseits entsteht die beschränkende Macht aus der Fähigkeit, natürliche Vorteile zu monopolisieren. Sie würde zerstört werden, wenn die Besteuerung der Landwerte es unvorteilhaft machte, Land im Besitz zu

halten, ohne es zu benutzen. Ferner entsteht sie auch aus der Kontrolle über Geschäfte, welche ihrer Natur gemäß eine Konkurrenz nicht zulassen, wie die von Eisenbahnen-, Telegraphen-, Gas- und ähnlichen Compagnien.

Ich lese in den Tageszeitungen, daß ein halbes Dutzend Repräsentanten der „Anthraeitkohlen-Interessen" gestern Abend (24. März 1886) in einer Office in New-York zusammen kamen. Ihre Konferenz, nur durch ein Essen unterbrochen, dauerte bis drei Uhr morgens. Als sie auseinandergingen, hatten sie sich „verständigt", die Produktion von Anthracitkohlen einzuschränken und den Preis zu erhöhen.

Wie kommt es nun, daß ein halbes Dutzend Männer, die um einen Tisch sitzen, auf welchem sich einige Flaschen Champagner und eine Kiste Cigarren befinden, sich in einer New-Yorker Office „verständigen" können, daß die Bergleute in Pennsylvanien müßig gehen und die Kohlen an der ganzen östlichen Seeküste im Preise steigen sollen? Die so ausgeübte Macht entspringt hauptsächlich aus drei Quellen.

1. Aus dem Schutzzoll auf Kohlen. Freihandel würde den beseitigen.

2. Aus der Macht, das Land zu monopolisieren, die sie befähigt, andere zu hindern, die Kohlenlager auszunutzen, die sie nicht selber benutzen wollen. Wirklicher Freihandel würde, wie wir gesehen haben, auch diese beseitigen.

3. Aus der Kontrolle der Eisenbahnen und der daraus folgenden Macht, die Frachtraten zu bestimmen und Unterschiede im Transport zu machen.

Die Macht zur Bestimmung der Frachtraten, um auf diese Art Unterschiede gegen Personen und Orte zu machen, ist wesentlich von derselben Natur, wie die von den Regierungen ausgeübte Macht, Einfuhrsteuern zu erheben. Das Freihandelsprincip aber fordert die Beseitigung derartiger Hindernisse ebenso klar, wie die Aufhebung der Einfuhrzölle. Doch hier kommen wir zu einem Punkte, wo positives Eingreifen von Seiten der Regierung notwendig wird. Mit Ausnahme der Terminal- oder „rivalisierenden" Punkte, wo zwei oder mehrere Bahnen zusammentreffen (und wo dies der Fall, wird die Konkurrenz gewöhnlich durch ein Bündnis oder einen „Pool" beseitigt), ist der Transport von Gütern oder Passagieren der Eisenbahn, ebenso wie die Geschäfte der Telegraphen-, Telephone-, Gas- und Wasserleitungs-Compagnien ein Monopol. Um Hindernisse und Tax-Unterschiede zu vermeiden, ist Regierungs-Kontrolle notwendig. Eine derartige Kontrolle ist nicht nur nicht unvereinbar mit den Principien des Freihandels, sondern sie folgt daraus, geradeso wie die Einmischung der Regierung zur Verhütung und Bestrafung von Angriffen auf Personen und Eigentum aus dem Princip der persönlichen Freiheit gefolgert wird. So werden wir, wenn wir den Freihandel bis zu seinen logischen Schlußfolgerungen führen, unvermeidlich auf das geleitet, was die Monopolisten, die „zufrieden gelassen" sein wollen,

als „Sozialismus“ bezeichnen und was auch in Wirklichkeit Sozialismus ist, in dem Sinne, daß dadurch das wahre Gebiet der sozialen Funktionen anerkannt wird.

Ob Geschäfte, die ihrer Natur nach Monopole sind, durch Gesetze reguliert oder durch die Gemeinde ausgeführt werden sollen, ist eine Frage der Methode. Es scheint mir jedoch, als hätte die Erfahrung gezeigt, daß bessere Resultate erzielt werden, mit weniger Gefahr vor Regierungs-Korruption, durch eine staatliche Leitung als durch staatliche Regulierung. Aber die große Vereinfachung der Regierung, welche das Resultat der Abschaffung des gegenwärtigen verwickelten und demoralisierenden Steuer-Modus sein würde, trüge dazu bei, die Sicherheit und Leichtigkeit bedeutend zu erhöhen, mit der eine dieser Methoden angewandt werden könnte. Die Übernahme aller solcher sozialen Funktionen, bei denen keine Konkurrenz stattfindet, durch den Staat würde die Regierungsgewalt lange nicht in dem Maße in Anspruch nehmen und würde bei weitem nicht so zur Korruption und Unehrlichkeit verleiten, wie unsere gegenwärtige Methode der Steuererhebung.

Die gleichmäßigere Verteilung der Güter, das Resultat der Reform, welche die Regierung vereinfachte, würde außerdem die öffentliche Intelligenz vermehren, die öffentliche Moral läutern und uns befähigen, einen höheren Grad von Ehrlichkeit und Fähigkeit in die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu bringen. Wir haben kein Recht anzunehmen, daß die Menschen ebenso habsüchtig und unehrlich sein würden in einem Gesellschaftszustand, wo der Ärmste einen reichhaltigen Lebensunterhalt erlangen kann, wie in der gegenwärtigen Gesellschaft, wo die Furcht vor Armut eine wahnsinnige Habgier erzeugt.

Es giebt auch noch einen anderen Weg, auf welchem der Freihandel dem Sozialismus in seiner höchsten und edelsten Bedeutung entgegenkommt. Die Beschlagnahme der aus dem Privilegium des Landbesitzes hervorgehenden Werte durch die Allgemeinheit, durch die Gesellschaft, würde, wo immer die soziale Entwickelung über ein gewisses Maß steigt, Staatseinnahmen erzeugen, welche die jetzt durch Steuern erhobenen bei weitem übersteigen, während eine ganz enorme Verminderung der öffentlichen Ausgaben die direkte oder indirekte Folge der Abschaffung des gegenwärtigen Steuermodus sein würde. So würde ein Fonds geschaffen, der sich stets mit dem gesellschaftlichen Wachstum vermehren müßte und der für gesellschaftliche Zwecke, die jetzt vernachlässigt werden, verwendet werden könnte. Und unter den Zwecken, deren Förderung sich dem Leser durch die Verwendung des Überschusses als erstrebenswert darbietet, wie Vermehrung des menschlichen Wissens, Verbreitung eines edleren Geschmacks, Befriedigung gesunder Wünsche, wäre wohl

keiner würdiger als der einer ehrenhaften Fürsorge für die ihrer natürlichen Beschützer Beraubten, und für die, welche ohne eigene Schuld unfähig geworden zum Kampfe ums Dasein.

Wir würden es für sündhaft und schmachvoll halten, wenn ein großer, den Ocean durchkreuzender Dampfer nicht zum Stillstand gebracht würde durch das Notsignal des armseligsten Fischerkahns. Beim Anblick eines an einer Rae befestigten Kindes würde das gewaltige Schiff beilegen und Männer würden sich beeilen, ein Rettungsboot in die tosenden Wellen hinabzulassen. So mächtig appelliert das allgemeine Humanitätsgefühl an uns, sobald wir dem Gefumse des civilisierten Lebens entrückt sind. Und doch — ein Bergmann wird lebendig begraben, ein Anstreicher fällt vom Gerüst, ein Bremser wird beim Zusammenkuppeln der Waggons zerquetscht, ein Kaufmann falliert und stirbt, und eine organisierte Gesellschaft überläßt Wittwe und Kinder dem bitteren Elend oder der entwürdigenden Mildthätigkeit. Dies sollte nicht sein. Das Bürgerrecht in einer civilisierten Gemeinde sollte an und für sich schon eine Versicherung sein gegen ein derartiges Schicksal. Und wenn man bedenkt, daß die Gemeinde von dem Grund und Boden, der durch das Wachstum der Gemeinde seinen Wert erhält, ihr Einkommen erhalten sollte, so ist dies in Wirklichkeit keine Steuer, sondern der Ertrag einer gerechten Rente. Ein englischer Demokrat (Wm. Saunders, M. P.) schildert das Ziel des wahren Freihandels in dem Satze: „Für alle keine Steuern und eine Pension für jedermann."

Dies wird von denen als der übertriebenste Sozialismus erklärt, die es für völlig recht und gehörig halten, daß die Abkömmlinge von Günstlingen der Könige und adlige Diebe ihr ganzes Leben lang im luxuriösen Nichtsthun erhalten werden sollen, durch Pensionen, die einer ringenden Industrie abgepreßt werden, während der Arbeiter und sein Weib, ausgenutzt durch harte Arbeit, wofür sie kaum genug zum Lebensunterhalt erhielten, durch Gemeinde-Almosen entwürdigt werden oder von einander getrennt in einem „Armenhause" leben.

Wenn dies Sozialismus ist, dann kann man in Wahrheit sagen, daß der Freihandel zum Sozialismus führt.

Kriegstheorie und Praxis.

Studie von Karl Bleibtreu.
(Schweiz.)

I.

In militärischen Kreisen hat jüngsthin ein wissenschaftlicher Streit viel Staub aufgewirbelt. Eine Beleuchtung desselben vor einem größeren Publikum scheint deshalb angezeigt, weil die Sache einesteils die höchsten strategischen Fragen streift und andererseits zu Erwägungen Anlaß giebt, welche weit über das enge Gebiet kriegswissenschaftlicher Kontroversen hinausreichen.

Professor Hans Delbrück in Berlin hat sich durch sein „Leben Gneisenaus" vorteilhaft bekannt gemacht und seither mit steigendem Ansehen als Leiter der „Preußischen Jahrbücher" einen starken Unfehlbarkeitston angenommen, als ob ihm in militärischen Dingen gleichsam die Entscheidung zustehe. So wenigstens behaupten seine Gegner. Es läßt sich nun freilich nicht leugnen, daß er über die Autoritäten vergangener Tage auf diesem Gebiete in wegwerfender Weise abspricht. Allein, jeder Psychologe weiß, daß eine warme Überzeugung von der Richtigkeit eigener Ansichten sehr leicht zu solcher Schärfe verlocken kann. Und während niemand die gründliche Gelehrsamkeit Delbrücks sowie die lebendig eindringende Kraft seiner wissenschaftlichen Untersuchung bestreiten darf, wissen wir persönlich, daß dieser so selbstbewußte, unabhängige Denker, trotzdem auch ihm die Pedanterie des deutschen Gelehrten ein wenig anhaftet, zu auffallend warmer, redlicher und freudiger Anerkennung fähig ist. Wir stehen der Erscheinung Delbrücks so sympathisch wie irgend möglich gegenüber und müssen daher bedauern, daß wir ihm in der Streitfrage selbst nicht Recht geben können, wenigstens nicht unbedingt. Außerdem gilt er uns hier nur als Typus, genau so wie seine Gegner. Denn beide bekunden in gleicher Weise das uralt deutsche Laster der Fachsimpelei, des blinden Vertrauens auf den Spezialismus, welcher in Wahrheit jeder freischöpferischen Denkthätigkeit und Genialität schnurstracks zuwiderläuft.

Seine Gegner in diesem Falle sind ein bisher unbekannter Militärschriftsteller, der eine gewandte und lehrreiche, auch gutgeschriebene, Streitschrift gegen Delbrück veröffentlicht hat. Ferner ein sehr hervorragender, vielleicht der hervorragendste Militärschriftsteller unsrer Tage, der Generallieutenant a. D. v. Boguslawski, welcher in der „National-Zeitung" einen

umfangreichen Aufsatz gegen Delbrück anläßlich der oben erwähnten Streitschrift erließ. Dieser Aufsatz enthält so vieles Merkwürdige, daß man seinen Inhalt einem weiteren Publikum nicht vorenthalten soll, soweit irgend ein Interesse für die leider so hochwichtigen Kriegsdinge vorhanden.

Herr Generallieutenant v. Boguslawski hat unsres Wissens in den großen Kämpfen jener vergangenen Epoche, welche die Errichtung des deutschen Reiches zimmern half, nirgends an höherer Stelle kommandieren können, da er damals höchstens Stabsoffizier gewesen sein dürfte. Seine Empirie bezüglich der wirklichen Führung ist also nur eine beschränkte, um nicht zu sagen nichtige. Er kennt den Krieg als Führer auch nur theoretisch. Warum wir dies vorweg betonen, wird später verständlich werden. Nichtsdestoweniger schenkte uns Boguslawski das zweifellos gediegenste Werk über „Die Entwickelung der Taktik" (3 Bände, Berlin, Luckhardt). Darin findet sich vieles Vorzügliche, natürlich nichts Abschließendes, da das historische Material noch gar nicht genügend gesichtet. So schreibt er z. B. eine Studie über die entscheidende Niederlage Mukthar-Paschas im letzten Türkenkrieg, worin seine Vorliebe für koncentrische Operationen (d. h. Umfassen des Gegners auf excentrischen äußeren Linien) zwischen den Zeilen durchschimmert. Schade nur, daß man aus später veröffentlichten Aufzeichnungen eines Augenzeugen, des türkischen Majors Osman Bey, den Eindruck gewinnt, daß die ganze Darstellung Boguslawskis sich auf falschen Angaben aufbaut. Ungemein bezeichnend scheint uns auch, daß die neupreußische Schule in erster Linie die Entwickelung der Taktik verfolgt, von welcher gleichsam die Strategie abhängig gemacht wird. Kein Wunder, daß Theoretiker, welche naturgemäß die Taktik als sekundär nicht berücksichtigen, dann keine Gnade finden.

Unser Analytiker der Taktik schreibt also:

„Professor Dr. Hans Delbrück ist einer von den Gelehrten, welche sich, ohne Militär gewesen zu sein, mit Beurteilung der Kriegführung und Grundsätzen der Strategie befassen. Es sind Wenige unter den Nichtmilitärs, welche in das Wesen der Kriegführung und des Krieges selbst wirklich tief eingedrungen sind." Zu diesen Wenigen gehöre Theodor v. Bernhardi, der „in den Kreisen der Armee eine große Bedeutung gewann". Weil Delbrück auch Bernhardi ziemlich scharf angefaßt hat, fühlte sich der Sohn desselben, Herr Major F. v. Bernhardi, Militärattaché in Bern, in einer Streitschrift bewogen, Herrn Professor Delbrück unsanft aus seinem Wahne aufzurütteln. Man giebt ihm deutlich zu verstehen, daß eigentlich nur ein Berufsmilitär, von welchem Range auch immer, berufen sei, über Kriegsdinge zu urteilen. Denn darauf läuft im Grunde des Pudels Kern hinaus, was natürlich Wasser auf gewisse Mühlen. Ähnliche

Ansicht hat auch Boguslawski am Schluß betont, allerdings in so vornehm maßvoller Form, daß wir im Gegenteil ein Zugeständnis darin erblicken. Es sei sehr erfreulich, daß auch andere Gelehrte sich heut mit militärischen Dingen beschäftigen; stets habe er diese Ansicht vorurteilsfrei vertreten. „Aber trotz eingehendster Beschäftigung mit Kriegsgeschichte und Militärwissenschaften wird der gelehrte Nichtsoldat den Rat wissenschaftlich gebildeter Offiziere im Durchschnitt nicht entbehren können." Also „im Durchschnitt", so wie oben von „Wenigen" geredet wird. Wenn aber auch nur Einer, nämlich der genannte Bernhardi, zu solcher Höhe gelangte, so kann dies Beispiel sich oft genug wiederholen. Und wohlgemerkt, außer dieser Einschränkung fügt Boguslawski noch hinzu: „wissenschaftlich gebildeter Offiziere". Deren aber giebt es eine verhältnismäßig nur verschwindende Zahl. Auch dies gesteht Boguslawski: „Es ist ja unbedingt richtig, daß Tausende von Militärs nie eine gewisse Grenze überschreiten, zu der sie durch praktische Erfahrungen gelangen." Wir möchten ihn an einen sehr viel gröberen Ausspruch, als solchen diplomatisch gefaßten, erinnern, der aus einem vor jeder Kritik geseiten Munde kam. Friedrich der Große schreibt in einem Brief an Fouqué 1759: Die allermeisten Offiziere hielten Essen, Trinken, Rekrutendrillen, Sichschlagen, für das Einzige, was von ihnen verlangt werden könne. Er bezeichnet dies als „eine Schande der Menschheit" und spottet über die sogenannte Kriegserfahrung. Ein Maultier, das die Feldzüge Prinz Eugens mitgemacht, besitze auch eine ähnliche Kriegserfahrung. Dieser klassische Vergleich aus solchem Munde sollte doch den Dünkel der Berufsmilitärs beträchtlich einschüchtern. Was die Empirie für Wert hat, zeigt übrigens das Beispiel des berühmtesten aller Generalstabschefs vor Moltke, des Marschalls Berthier. Im innersten Getriebe gewaltigster Operationen seit zwölf Jahren an des Meisters Seite stehend, entpuppte sich dieser Kriegserfahrenste, neben welchem die bloße Empirie neupreußischer Generale doch nur als die von grünen Anfängern gelten könnte, als ein völlig hilfloser Stümper, sobald er 1809 in Abwesenheit Napoleons eine Woche lang die Feldzugseinleitung ordnen sollte. Es wirkt geradezu kläglich, wenn man sieht, wie Berthier die klarsten Befehle Napoleons nicht einmal zu begreifen vermag. Da solches am grünen Holze geschieht, was soll am dürren werden!

Es hilft somit die Empirie oder sogenannte Kriegserfahrung, — über welche auch der Theoretiker Willisen in einem, von unserm jüngsten Napoleonbekritteler Graf York beifällig citierten, Satze spottet, — nicht einmal zu praktischer Ausführung. Also kann doch keinem Nichtmilitär, der sich auf Grund tieferer Studien dazu berechtigt fühlt, die Befähigung zu bloßer Kritik bestritten werden. Denn Produktion und Kritik sind auch hier zwei

sehr verschiedene Dinge. Von Clausewitz sagt sein Freund Brandt selbst aus, daß er als praktischer Offizier nicht viel getaugt habe. Von Jomini, so weise Ratschläge er einmal — bei Soria in Spanien 1808 — als Stabschef Neys gegeben haben will, wird dasselbe bezeugt. Dies hinderte jedoch nicht, daß er 1806 in einer Denkschrift an Ney genau prophezeite, wie der Kaiser operieren werde, unleugbar ein hoher Triumph der Theorie. Ney aber, von welchem Napoleon urteilte, er könne nicht eine einzige Idee im Kopf behalten, warf diese Abhandlung des „Federfuchsers" verächtlich beiseite, im Bewußtsein seiner praktischen Felddienstfahrung, die über alle Theorie erhaben. Wozu solches führt, beweisen seine praktischen Thaten als selbständig Kommandierender bei Dennewitz und Quatrebras.

Übrigens widerspricht sich B. am Schluß, indem er Delbrücks Pochen auf sein Fachgelehrtentum ablehnt: es gehöre zu solchem kritischen Streit nur „Kenntnis der Geschichte und der Kriegswissenschaften, gesunder Menschenverstand und eine klare Ausdrucksweise". Da pflichten wir ihm völlig bei, geben übrigens dem steten Betonen des „wissenschaftlich gebildeten" Militärs zu bedenken: Wie lange ist es denn her, daß in der Armee selbst der „gelehrte", d. h. theoretisch, nicht praktisch, im Generalstab arbeitende Offizier über die Achsel angesehn wurde?! Und sollte es gerade gebildeten Heereselementen entgangen sein, daß die Feldherren und Generale der französischen Revolution und des großen amerikanischen Bürgerkriegs größtenteils nicht die geringste militärische Erfahrung hinter sich hatten? Ja, daß viele der größten Feldherren, wie Cromwell, gar keine Vorbildung, oder wie Friedrich, Napoleon, in gewissem Sinne auch Cäsar, nur eine ganz oberflächliche Schulung erhielten, ehe sie an ihrer eigenen Praxis die Kriegskunst lernten?!

Diese unumstößlichen Thatsachen reden eine sehr beredte Sprache und sollten, verbunden mit dem obigen Verdammungsurteil des großen Königs über seine Offiziere, doch zu ernstlichem Nachdenken anregen. Wer bürgt denn dafür, ob unter manchem Theoretiker nicht ein wirklicher Feldherr schlummert, den nur die Verhältnisse in andre Sphären bannten?

Ohne die Revolution wäre Cromwell als Ackerbürger, Bonaparte als Hauptmann gestorben und in Preußen ohnehin schon als Lieutenant wegen grober Insubordination mit schlichtem Abschied entlassen. Auch fehlte ihm das preußische Militärmaß der Statur, nach dem Zollstock bemessen. Als Cäsar nach Gallien abging, rieb man sich in Rom die Hände, diesen soldatisch untauglichen Demagogen auf solche Art loszuwerden.

Um wie viel vorsichtiger sollte man vollends bei der Beurteilung bloß theoretisch-kritischer Arbeiten verfahren, falls sie ernstem Studium und gründlichem Nachdenken entstammen! Ein überlegener Geist wird in diesem bloß theoretischen Gebiete allemal den Vorzug vor jeglicher Er-

fahrung verdienen. Was lehrte übrigens der größte aller praktischen Meister, Napoleon? „Die Kriegsgeschichte, begleitet von gesunder Kritik, ist die einzige Kriegsschule.“ Und er betont nochmals: „Dies ist das einzige Mittel, um ein großer Feldherr zu werden.“ Das Wegwerfendste, was er von Feldherren urteilte, gipfelte in dem Satze: „Er ist nur General, er hat keinen Geist.“ Eine bündigere Verdammung des ganzen Gamaschentums im Militarismus, als die von uns citierten Aussprüche der beiden größten maßgebenden Kriegsgenies, läßt sich kaum denken. Mögen sich die bewußten „wissenschaftlich gebildeten“ Militärs auch öffentlich gesagt sein lassen, was man oft genug privatim aus ihren Äußerungen entnehmen kann, daß der landläufige Durchschnittsmilitär auch den Kameraden a. D. über die Achsel ansieht, wenn er zur Feder greift. Genau die gleiche Gesinnung spricht sich dann aus; als ob ein Offizier in unteren Graden überhaupt nicht befähigt sei, über die Thaten hoher Vorgesetzter zu urteilen, da ihm die „Erfahrung“ abgehe! Wir wollen dies peinliche Thema nicht weiter verfolgen, können nur versichern, daß es der vollen Wahrheit entspricht. Dünkel und Beschränktheit überall, nirgends ein unbefangen ehrliches Herantreten an geistige Leistungen. Doch bildet gerade Boguslawski eine rühmliche Ausnahme.

Hier kommen wir zu dem Punkt, warum es nicht nur sehr „erfreulich“, sondern absolut notwendig ist, daß Nichtmilitärs sich ein kriegswissenschaftliches Urteil erwerben. Der Berufsmilitär nämlich darf im allgemeinen überhaupt nichts publizieren. Und selbst, wenn er a. D. oder zur Disposition gestellt, setzt er sich manchen Unannehmlichkeiten und allerlei Folgen aus, wenn er es wagt, eine andre als verhimmelnde Kritik an die einheimische Kriegslegende anzulegen. Dem Hauptmann a. D. Hoenig ist es arg verdacht worden, nicht nur, daß er über den Revolutionär Cromwell schrieb, sondern auch, daß er über die Schlacht von Gravelotte kürzlich Dinge publizierte, welche zwar alle Kundigen seit zwanzig Jahren wußten, die aber nicht zu Ohren der profanen Menge dringen sollen. Und dies dabei noch in einer diplomatischen Moltkevergötzungs-Form, wie sie heut nun einmal mit Gewalt gezüchtet werden soll. Gehört doch auch der genannte excentrische Polemiker zu jenen Naiven, die Moltkes trockenen Leitfaden-Auszug aus dem Generalstabswerk als „wundervoll“ lobhudelten, als handle es sich um irgendeine kriegswissenschaftliche Großthat. Unsres unmaßgeblichen Dafürhaltens stehen zahllose Werke dieser Art — ja auch die Werke eines Boguslawski oder Hoenig selbst — an Gedankengehalt und neuschöpferischem Inhalt hoch darüber. Neu sind im Moltkeschen Wunderbuche höchstens seine feinen Seitenhiebe und Rügen, die übrigens im Generalstabswerk auch schon alle angedeutet. Aber die Legende will es und das Publikum muß gläubig

nachbeten. Hat sich doch der bekannte Verfertiger völkerwanderlicher Mären, der einst dichterisch veranlagte Professor Dahn, dazu verstiegen, diesen farblosen Stil allen deutschen Schriftstellern als Muster vorzuhalten! Mit gerechter Entrüstung hat bereits ein süddeutscher Autor gegen solchen Byzantinismus geharnischten Protest erhoben, uns den „großen Schweiger" als großen Schreiber vorzufabeln. Das Ausland fällt natürlich ein anderes Urteil. Der namhafteste englische Militärschriftsteller, Oberst Chesney, der Verfasser der trefflichen „Waterloo lectures", nennt kürzlich Moltkes Buch „a very dry work" und meint, der große Krieg von 1870 interessiere nachweislich das Lesepublikum nicht, weil die deutschen Arbeiten darüber so ungewandt und hölzern geschrieben seien.

In dem geistvollen Aufsatz eines englischen Naturforschers über Papageien fanden wir triftig bemerkt, daß die Verehrung des Schweigens ein lächerlicher Ammenglaube sei. Man schweigt oft, wenn man nichts zu sagen hat. Moltke schwieg in „fünf" Sprachen, wie man behauptet, aber Napoleon und in seiner frischen Zeit auch Friedrich der Große entwickelten eine unheimliche Gesprächigkeit und Schreibseligkeit. Jüngst sind, natürlich mit geziemendem Augenverdrehen, die geheimsten brieflichen Seelenergüsse des großen Schweigers an seine verständnisvolle, hochintelligente Gattin, welcher er in einer Äußerung über ihre „tapfere Seele" ein schönes Denkmal gesetzt hat, veröffentlicht worden. Danach zu urteilen muß man sein Schweigertum allerdings rühmen. Nicht ein einziger urwüchsiger oder gar bedeutender Gedanke, keine große Empfindung spiegelt sich in diesen tagebuchartigen Briefen. Hier spricht nur ein gereifter Weltmann, der die Welt — besonders die „große Welt" — so nimmt, wie sie ist, ohne sich weiter darüber den Kopf zu zerbrechen. Ohne die erlauchte Namensunterschrift wäre man versucht, hier die schriftlichen Zeugnisse eines braven Durchschnittsphilisters vor sich zu glauben. Da stimmt jeder Zug: das pedantische Bildungsstreben, das Interesse für alle Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten des täglichen Lebens, wobei auch das Essen eine bedeutsame Rolle spielt, und das pflichttreue ruhige Gemüt. Dem Philister können diese durchaus sympathischen Ergüsse nur wohlthun: Er erkennt hier so recht innig, wie die großen Männer doch eigentlich seinem eigenen Fühlen und Verständnis nahestehn!

Ach nein, mit Verlaub, dem ist nicht so. Zwar soll man nicht nach Briefen urteilen, obschon diese Moltkeschen mit augenscheinlicher Sorgfalt gefeilt und gleichsam im Putz erscheinen. Während Wilkie Collins die Briefe Lord Byrons als Muster rühmt, wundert sich ein gewisser philosophisch angehauchter Tüfteler in einer Byronstudie darüber, wie wenig Bedeutendes dieser Dichterlord privatim zu sagen habe. Allein, wir haben in unserer

Digitized by Google

Byronbeleuchtung („Geſchichte der engliſchen Litteratur", Band II) darauf hingewieſen, daß wenigſtens Eins hier überall erkennbar ſei: die unbedingte Wahrhaftigkeit. Es braucht nicht jeder Briefe zu ſchreiben, wie Goethe und Schiller, auch nicht einmal wie Napoleon, Cromwell und Friedrich. Aber eins verlangen wir wenigſtens irgendwo an einer Stelle, bei intimſten und ſorgfältig geſchriebenen langen Briefen ſolcher Art: die Ahnung einer großen Perſönlichkeit. Unter den Briefen eines gewiſſen Bismarck an ſeine Gattin leſen wir einen aus früheren Tagen, von Wiesbaden datiert, welchen jeder Einſichtige ohne Kenntnis des Verfaſſers für die ſchriftliche Äußerung eines ganz ungewöhnlichen Menſchen halten würde. Auch der Stil wirkt dabei ebenſo poetiſch wie eigentümlich. Wir meinen den Brief, wo die Stelle vorkomut, er — Bismarck — möchte das Leben ablegen „wie ein ſchmutziges Hemde", wenn er nicht an eine unſterbliche Fortdauer glaube!

Nichts, aber auch gar nichts von alledem klingt in den nüchternen und dabei gedrechſelten Briefworten Moltkes an. Iſt das der Stiliſt, den unſre freche Autoritätsſimpelei als Muſter aufſpielen möchte, weil — nun eben weil er Generalfeldmarſchall war? Denn was gälten dem biedern „Volke der Dichter und Denker" ein Herr Moltke und Herr Bismarck! Nicht das Genie, ſondern ſeine äußeren Erfolgzeichen verehrt die hündiſche Menge. Dies iſt die *Wahrheit*, mag ſie auch vielen bitter ſchmecken, denn die Wahrheit ſchmeckt immer bitter für dieſe Welt des Scheins.

Und hier kommen wir gleich zu dem andern Punkt, abgeſehen von der oben angeführten Beſchränkung aller Berufsſoldat-Schriftſtellerei durch praktiſch materielle Disciplingründe, weshalb es ſo hochnötig, daß *unabhängige* und *höhergebildete* Leute über Kriegsdinge mitreden. Im allgemeinen nämlich wird ſchwerlich eine vorwiegend geiſtige Natur ſich dem Kriegshandwerk widmen. Wenn ein Menſch, wie Heinrich v. Kleiſt, in dieſen Beruf hineingerät, dreht er ihm bald den Rücken. Und ſelbſt bei wirklichen Kriegsnaturen kann nur *der Krieg ſelbſt* eine Liebe zum Krieg erwecken, nie die mechaniſche und ganz in äußerlichem Schein befangene Routine eines ſtehenden Heeres im Frieden.

Das Garniſonleben entzückt jeden Lieutenant, den Lieutenant Bonaparte aber brachte es faſt zum Selbſtmord, wie er ſelber ſchrieb. Nur unter dem Zwang äußerer Umſtände ergreift mancher die Uniform. So dürfte ein Phrenologe vielleicht an Moltkes Schädel weit eher den emſigen ſtillen Biberfleiß des gelehrten Forſchers, als den Vernichtungstrieb löwenhafter Thatluſt entdecken. Die Kühnheit der Moltkeſchen Feldzüge *widerſprach* ſeinem *Naturell* und entſtammte lediglich ſeiner *theoretiſchen Erkenntnis* von

der Notwendigkeit der Offensive. Wir halten diese zum ersten Mal ausgesprochene Wahrheit für einen niederschmetternden Beweis gegen das Gerede von „unfruchtbarer“ Theorie.

II.

Wenn nun auch ein gewisser Prozentsatz der Offiziere immerhin eine tüchtige und in Ausnahmefällen sogar hervorragende Intelligenz besitzen mag, so zielt doch teils ihre ganze Erziehung, teils ihr Kastengeist darauf hin, ihren Blick in dumpfige Berufsschranken einzuengen. Eine philosophische, um nicht zu sagen dichterische, Betrachtung des Krieges ist ihnen fremd. Und doch gewinnt der Krieg erst dann eine höhere Berechtigung und Bedeutung, wenn man sich zu solchen Gesichtspunkten aufschwingt. Materiell betrachtet, ist er ja allemal ein Übel, ein Verbrechen und ein Wahnsinn; mit der bloßen historischen Betrachtung kommt man da nicht aus. Die Ketzerverbrennungen der Inquisition erscheinen dem historisch sehenden Auge sehr begreiflich; möchte man sie aber heute irgendwo wiederholen, so würde man die Veranstalter als Mörder strafen. Warum sollten nicht einst der Krieg und seine berufsmäßigen Vertreter in ähnlichem Lichte erscheinen? Möglich, sogar wahrscheinlich. Moltke sprach zwar das berufene Wort, daß ohne den Krieg die Welt in Materialismus versumpfen würde. Das klingt aber recht naiv. Denn wenn er die Schrecken gegenseitigen Völkermords als heilsames Zuchtmittel auffaßt, so sorgt ja schon die Natur dafür, indem sie Erdbeben, Pestilenz, Brand und Überschwemmung schickt. Man könnte dann auch den Tod als idealen Faktor aufstellen. Auch bezieht sich die uralte Lehre Zoroasters vom ewigen Kampf nicht auf den rohen Krieg der Waffen, welcher oft nur frivoles Soldätlespielen und komödiantische Aufregung, sondern auf den Kampf mit den Dämonen der eignen Brust. Ist auch wohl der tägliche Kampf ums Dasein dazu angethan, besonders im rauhen Norden, um uns bequem verweichlichen zu lassen? Moltke scheint die Menschheit als eine satte Vergnügungsgesellschaft aufzufassen; der Sozialismus singt ein andres und leider wahreres Lied.

Jede Verherrlichung des Krieges ohne philosophisch-poetische Unterlage läuft immer nur auf Lüge und kaltherzige Roheit hinaus, welche die Menschen als Schlachtvieh betrachtet, um angebliche höhere Zwecke durchzusetzen. Und wenn man den Krieg verdammt, wozu dient dann gar ein stehendes Heer unter der Fuchtel einer Berufskaste? Doch nur dazu, die Staatsmacht nach innen zu sichern und einer bestimmten vom Staat willenlos abhängigen Klasse ihre Würden und Gehälter zu wahren. Der bewaffnete Frieden ist ein Unding in sich selbst. Will man Berufskrieger ernähren, so soll man eben Krieg führen. Denn die hierdurch bedingte

Vernichtung menſchlicher Produktivkräfte und beſtehender Produktionen ſcheint nationalökonomiſch gar nicht zu verwerfen, in Anbetracht der allgemeinen Überproduktion. Auch fördert obendrein ſelbſt ein unglücklicher Krieg nachweislich den Konſum, ja giebt dem Wirtſchaftsleben einen erneuten Anreiz. Hingegen bringt der bewaffnete Frieden und das ſtehende Heer nichts, als drückende Unruhe, Mißſtimmung und Steuerplage. In Wahrheit aber entſpricht gerade dies den Intereſſen des Offizierſtandes, ſeiner Mehrheit nach, da ſeine Befähigung hauptſächlich im mechaniſchen Drillen der Mannſchaft zu gewiſſen techniſchen Kunſtgriffen beſteht. Es iſt eben ein Handwerk wie jedes andere, ſehr weit entfernt von der reingeiſtigen Thätigkeit eines Künſtlers oder Gelehrten, obſchon auch hier nur wenige freiſchaffend und die meiſten nur ſpezialiſtiſch handwerkernd. Im Kriege aber, dem großen künſtleriſchen Drama, genügt das Handwerk nicht mehr; alle die Truggebilde des Manövers und Exerzierplatzes verfliegen. Vor dem Ernſtfall kann niemand den Wert eines Gegners richtig abſchätzen, denn der moraliſche Faktor tritt in ſeine Rechte. Dieſen ſchätzte Napoleon, der gewiß nicht im Verdacht der Ideologie ſteht, im Krieg wie 3 zu 1 im Verhältnis zur phyſiſchen Kraft. Denn wo das moraliſche und geiſtige Übergewicht, da weilt auch allemal der endliche Sieg. Wenn eine Schlacht den Untergang eines Staates herbeiführt, ſo lag die Urſache nur in der inneren Schwäche eines wurzellos verſeuchten Staatsweſens; das hat einſt ſchon Montesquieu ausgeſprochen. Rom blieb oben ſelbſt nach einem Cannä, Carthago ging unter nach einem einzigen Zama, obſchon es einen Feldherrngenius höchſten Ranges beſaß. Es iſt längſt von Goltz und Lettow-Vorbeck widerlegt worden, daß die preußiſche Armee 1806 grundſchlecht geweſen ſei; ſie focht vielmehr ſehr brav, unter einem Blücher bei Lübeck ſogar heroiſch, und ſtellte unter Scharnhorſt bei Eylau ihre Waffenehre wieder her. Auch die allgemein angenommene Überlegenheit des napoleoniſchen Schützenſchwarms wurde, wie ein eingehendes Studium der Schlacht von Auerſtädt lehrt, mehrfach durch die Vorzüge der Lineartaktik gegen die dichte napoleoniſche Kolonne aufgewogen. Die beiſpielloſe Niederlage Preußens entſtammte lediglich innerpolitiſchen Gründen, ebenſo der ſpätere Untergang des Empire, ſobald der moraliſche Faktor auf Preußen überging. Von dieſer Thatſache weiß aber der Durchſchnittsmilitär nur wenig, ſonſt könnten die berüchtigten Soldatenmißhandlungen in einem Volksheer der Allgemeinen Wehrpflicht nie vorkommen. Von „Militarismus“ im übeln Sinne kann ja auch nur heutzutage geredet werden, wo der Bürger im Heeresverbande ſteht. Die Söldnerheere früherer Zeiten beſtanden meiſt aus Elementen, die von vornherein auf gute Behandlung verzichteten und Leib und Seele für reichliche Ernährung verkauften.

In einem modernen Volkskriege liegt ferner die Gefahr nahe, daß in Augenblicken der Not aus den Reihen des Bürgerstandes sich Civilisten wie Gambetta und sein Adjunkt Freycinet, der heutige langjährige Kriegsminister, plötzlich erheben und der erstaunten Welt beweisen, wie bloße Energie und Intelligenz des Feindes ein berühmtes siegreiches Berufsheer in übelste Lage bringen kann. Moltke urteilt zwar in seinem Buche mit dem hochfahrenden Ton des „Fachmanns", daß der „Feuereifer des außerordentlichen Mannes" Gambetta doch nur durch „dilettantische" Kriegsführung die Wunden Frankreichs vermehrt habe, sintemal er schlecht gerüstete Milizaufgebote unaufhörlich neuen Schlägen aussetzte. Ja, was sollte man denn unter obwaltenden Verhältnissen anders thun?! Etwa zögern, bis Paris und Metz gefallen? Trug Gambetta die Schuld, daß die englischen Lieferanten ihn für sein teures Geld betrogen? Was er thun konnte, um gut gerüstete Massen auf die Beine zu bringen, that er redlich und auch so ist sein Organisationstalent von preußischen Fachschriftstellern wie Goltz bereitwillig anerkannt worden. Letzterer will sogar echte Feldherrnbegabung in Gambetta erkennen und Malachowski in seinem Schriftchen über die erste Campagne Bonapartes vergleicht ihn gar mit Carnot. Dieser Vergleich hinkt sehr, denn Carnot war ein gelehrter Fachmann, Gambetta aber ein Civilist ohne jegliche militärische Bildung, der nie eine Waffe in der Hand gehabt, geschweige denn je ein kriegswissenschaftliches Buch gelesen hatte. Nicht anders stand es übrigens seiner Zeit mit dem wirklichen Feldherrngenie Cromwell und auch der größte englische Seeheld Blake war ein Privatgelehrter, um erst in reifem Alter durch den Bürgerkrieg zum Schöpfer der britischen Seeherrschaftsflotte zu werden. Sein Ruhmesrivale, der kleine schwächliche Nelson, dieser Napoleon der modernen Seeschlacht, hatte freilich umgekehrt von der Pike auf gedient und läßt sich hier überhaupt keine Norm ziehn. Thatsache nur, daß die zunftmäßige Militärschaft auch nicht den geringsten Einfluß auf das Erwachen kriegerischer Genialität hat, sondern sie höchstens durch „Disciplin" und Anciennität unterbindet. Mußten doch Moltke und Blumenthal Greise werden, um in die gebührende Stelle einzurücken, und die Kriegsgeschichte lehrt, daß gerade Jünglinge wie Hoche, gestern Sergeant und übermorgen General, oder Seydlitz, der 1757 vom Oberst zum Generallieutenant in jungen Jahren avancierte, zum Kriegführen geboren; von Bonaparte und Friedrich ganz zu schweigen.

Nun besaß zwar Gambetta unsres Erachtens keine Spur von wirklicher kriegerischer Einsicht und Moltke hätte nicht verschweigen brauchen, daß der „Dilettant" seine Generale durch stete unmögliche Zumutungen zur Verzweiflung brachte. Nichtsdestoweniger bewahrte er sich wenigstens den großen Blick für das Ganze und die feurige Thatkraft des nervösen Temperaments,

welche allein zum Erfolge führt. Seine Bourbaki-Diversion erscheint richtig gedacht. Wie naiv, an einer „dilettantischen" Kriegführung zu mäkeln, die doch thatsächlich das Moltkesche Hauptquartier in steter Aufregung und Befürchtung erhielt! War es etwa für das französische Nationalgefühl ein Geringes, selbst mit doppelten Opfern erkauft, daß Gambetta die Waffenehre Frankreichs rettete?

Doch es handelt sich bei unserer Betrachtung ja nicht einmal um die hochwichtige Frage, ob ein Civilist ohne *jede* kriegswissenschaftliche Vorbildung ein Feldherr aus dem Stegreif werden könne. Trotz der Fälle Cromwell, Blake, Ireton, Lambert, Harrison und ähnlicher der französischen und amerikanischen Bürgerkriege, glauben wir diese Behauptung verneinen zu sollen. Ein eifriges Studium muß unbedingt vorhergehen. Wohl mochte Bonaparte ein miserabler Lieutenant sein, der sich vom taktischen Dienst, so unendlich wenig damals verlangt wurde, angewidert fühlte. Immerhin hatte der unbekannte korsische Knirps, den man nach Doulcet de Pontecoulants authentischer Erzählung schon wegen seiner unscheinbaren Außenseite verachtete und seine später unsterblichen Pläne für Erzeugnisse eines unreifen, überspannten Gehirns erklärte, insgeheim neben seinen Dramen- und Novellenschmierereien die Schriften Friedrichs des Großen mit kongenialem Verständnis studiert. Überhaupt beweist ein Eifer für kriegswissenschaftliche Studien, der *in* der Armee sehr selten und *außerhalb* derselben fast nie vorkommt, dem Psychologen allemal, daß hier ein militärisches Talent schlummere. Denn *warum* sonst diese Studien, warum das Interesse dafür? Amüsant wie Belletristik sind sie wahrhaftig nicht, außer für den geborenen Feldherrn oder den geborenen Militärschriftsteller. Der Eifer Delbrücks für die Kriegswissenschaften, deren Pflege er sich ausschließlich widmete, bezeugt also schon seine denkentsprechende Begabung. Hingegen müssen wir bedauern, daß er sich dazu hinreißen ließ, in seiner Erwiderung auf die Schärfe der eingangs erwähnten Streitschrift Herrn Major v. Bernhardi einfach die „Ebenbürtigkeit" abzusprechen! Hier steht also der Dünkel des quellenforschenden Historikers dem Dünkel des Berufsmilitärs gegenüber, was übrigens um so weniger in diesem Falle angebracht, als v. Bernhardi selber eine gründliche Belesenheit offenbart. Letzterer hat entschieden recht, sich dagegen zu verwahren, daß Delbrück die Militärs in kriegsgeschichtlichen und kriegsphilosophischen Dingen gar nicht zu Worte kommen lassen wolle. Kann etwa — so deutet Boguslawski schon an — der Militär nicht ebensogut Historiker sein, wie der gelehrte Nichtmilitär auch Militärschriftsteller? Selbstverständlich. Diese schöne Bescheidenheit bildet aber einen merkwürdigen Widerspruch gegen eingangs citierte Sätze, die sehr bestimmt lauten und ein entschieden feindseliges Gepräge wider

Militärschriftstellerei der Nichtmilitärs tragen. Doch solchen müßigen Definitionen wohnt ohnehin keine Beweiskraft inne. Haben Militärschriftsteller, die ihres Berufes würdig, etwa weniger Kriegsgeschichte studiert, als der Fachhistoriker? Und nur darum handelt es sich doch. Die „Methode" schafft sich der originale Geist selber; hatten doch Clausewitz und Jomini keine Vorgänger, und die Neuesten können ihnen nicht die Schuhriemen lösen. Zu einer Philosophie des Krieges aber, von der bisher noch keine Spur gegraben, gehören Studien im Sinne Tainescher Dokumente, die weit über das Gebiet des bloßen Historikers hinausreichen und zugleich die Kunst dichterischer Intuition erfordern. Selbst das Charakterbild der Feldherrnseele in analytischer Zergliederung heischt ganz andere Vertiefung, als ein Historiker oder gar ein Militärschriftsteller sie erschwingen kann. So hat z. B. Hoenig — historisch an Gardiners Studien und sonst an Carlyles Auffassung angelehnt — im Gegensatz zu landläufigen Historikern die Wahrhaftigkeit und fromme „Gottesfurcht" Cromwells betont, schwelgt aber dabei nur in Verherrlichung seiner äußeren Thaten, die dem innersten Wesen des großen Mannes sehr fern lagen. Die dämonische Bejahung des Willens im Zwange der ihm auferlegten Mission ringt hier bis auf den Tod mit der pessimistischen Verneinung des Lebens, wie sie in seinen Briefen sich kundgiebt, der naturnotwendige Herrschtrieb mit der asketischen Verachtung aller fleischlichen Eitelkeit, wie sie das Wesen des anarchisch individualistischen Christentums bedingt. Man muß die abgrundtiefe Wahrheit der Aussprüche Christi (nicht seiner Apostel), die calvinistische Lehre von Erbsünde und Gnadenwahl, mit Schopenhauers divinatorischen Hellblicken vergleichen, um einen Cromwell zu verstehen. Seine letzte Frage auf dem Totenbett, ob man aus der Gnade fallen könne, wenn man einmal darin war, und sein letztes Gebet, Gott möge seine Sünden an ihm allein und seine Tugenden am englischen Volke heimzahlen, erschließen den unsterblichen Cromwell weit klarer, als sein bißchen Taktik und Strategie. Brauche man die gleiche Nutzanwendung für Friedrichs letztes Wort: „Ich bin müde, über Sklaven zu herrschen", und für des Weltimperators Napoleon Gesamterscheinung, die immer noch unklar schwankt zwischen Halbgottlegende und elender Philisterkrittelei.

Wie den Puritaner nicht ohne tiefere Erkenntnis des Christentums, so darf man Friedrich und Napoleon nicht beurteilen ohne Verständnis für ihre Dichterei und Schriftstellerei. Nun beruht aber die Kriegskunst lediglich auf der Geschichte dieser paar Meister und diese waren naturgemäß von ihrem nervösen Temperament abhängig, weshalb es schon nicht angeht, Schema-Regeln an sie zu knüpfen. Da der Mensch eins und unteilbar, kann also weder der Historiker noch der Militärschriftsteller allein den

großen Feldherren, die zugleich große Menschen, genügende Anschauung entgegenbringen. Doch warum sollte nicht zufällig auch ein heroischer Militär den überlegenen imperatorischen Intellekt besitzen, der neben umfassendem Wissen auf allen Gebieten zu solcher wirklichen Erfassung der Elementarerscheinung „Krieg" befähigt? Daß man auf Grund bloßer historischer Studien wie Delbrück und sein Freund Archivrat Lehmann, der treffliche Verfasser der Scharnhorst-Biographie, dazu gelangen könne, scheint weniger einleuchtend, doch nicht ausgeschlossen. Der naturwissenschaftlich Denkende dürfte sich hingegen als Berufenen etwa einen Dichterdenker konstruieren, welchen ataviſtische Vererbung und Aufwachsen in militärischen Dingen dazu beanlagen, ohne dem öden Zwang des Militarismus unterworfen zu sein. Ähnliches scheint ja auch bei Bernhardi der Fall gewesen, dessen Aufgabe sich freilich bloß auf die kriegswissenschaftliche Kritik beschränkte. Jedenfalls geben die bisherigen Leistungen sowohl der Kriegshistoriker (das einzige lesbare Buch allgemeinerer Art ist das volkstümliche Werk Veitzkes) als der Militärschriftsteller keinerlei Anwartschaft auf die Hoffart, mit der sich beide Parteien gegeneinander aufprotzen. Daß man das amtliche Patent als Stabsoffizier oder als Katheder-professor in der Tasche trägt, verbürgt noch lange nicht ein höheres Talent oder gar Genie. So steckt z. B. in den oft militärisch unsinnigen Scenen der Grabbeschen Dramenungetüme mehr vom eigentlichen Wesen des Krieges, als in allen nüchternen Kraftstoffeleien der Militärtheoretiker. Der verrückte Dichter verlangte dafür zum General (von Lippe-Detmold) ernannt zu werden. Wir wissen übrigens, daß man an sehr hohen Stellen der Heereshierarchie diese Anschauung teilt und dichterische Belebung der Kriegshistorie als viel ersprießlicher empfiehlt, als das stete Systemespinnen.

Was nun die eigentliche Streitfrage zwischen Delbrück und seinen militärischen Kritikern betrifft, so dreht sich dieselbe im Grunde „um des Kaisers Bart". Etwas Positives kommt dabei nicht heraus. Wir wollen sie in der Kürze klarlegen.

III.

Delbrück behauptet, daß es eine „doppelpolige", nämlich eine bloße Ermattungs- und eine Niederwerfungsstrategie gebe, als deren Meister er Napoleon preist. Sehr richtig. Bernhardi dagegen erklärt, daß es kein allgemeingültiges System gebe, daß es nur darauf ankomme, auf welche Weise auch immer, den Gegner kampfunfähig zu machen. Auch sehr richtig. Beide Teile berufen sich auf Clausewitz; Delbrück, indem er ihn gewissermaßen angreift, weil er nur die Niederwerfungsstrategie kenne, aber zugleich in einer späteren „Nachricht" dies widerrufen habe. Clausewitz, auch kein

absolutes Orakel, wie seine Widersprüche betreffs Napoleon (z. B. des Lothringer Manövers von 1814) beweisen, hat durchaus nicht „Manöver" und „Schlacht" als Gegensatz aufgefaßt, wie Bernhardi überzeugend nachweist. Er wäre dann freilich ein großer Thor gewesen. Bernhardi irrt jedoch über die Absicht Delbrücks offenbar, wenn er meint, dieser wolle das „Manöver" (Ermattungsstrategie) im Sinne des berüchtigten Kordonkriegs wieder einsetzen. Das liegt dem Historiker ganz fern. Er will nur feststellen, daß diese „doppelpolige" Kriegführung sich in der Kriegsgeschichte abwechsele. Unzweifelhaft richtig. Die Angriffe der Militärkritiker gegen diese These an sich sind wenig stichhaltig, denn die historischen Thatsachen belegen Delbrücks Ansicht. So übten z. B. Fabius Cunktator und auch Scipio und Marcellus die Ermattungsstrategie gegen den napoleonischen Hannibal; Wallenstein, den Ranke einen „podagrischen Strategen" nennt, gegen Gustav Adolf, den General von „rüstiger Beweglichkeit". Zwar nennt Delbrück auch Letzteren als Beispiel eines Ermattungsstrategen, aber schon allein die mißglückte opferreiche Berennung Nürnbergs widerspricht dem gänzlich. Ferner klingt die echte Ermattungsstrategie heraus, wenn Catinat und Villars gegen den offensiv beweglicheren Prinz Eugen von der „traurigen Notwendigkeit" reden, wegen des Verlusts der Festung Douai eine allgemeine Schlacht wagen zu müssen. Das größte Muster einer genialen Ermattungsstrategie hat Delbrück übersehen: Wellington in den spanischen Feldzügen bis Vittoria. Kutusow und Schwarzenberg 1813 schlugen dasselbe Verfahren gegen Napoleon ein. Warum aber diese Erscheinung? Ganz einfach, weil die Niederwerfung dem Naturell der großen Feldherren ebenso naturgemäß entspricht, wie die „Ermattung" dem Naturell der geringeren Feldherren. Dort der Löwe, hier der Fuchs, wobei wir ausdrücklich an das Zickzackrennen des gehetzten Fuchses erinnern. Wo also Delbrück ein überlegtes System annimmt, walten lediglich psychologische Gründe vor. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die „Niederwerfung", d. h. das sofortige Drängen nach blutiger Entscheidung, wesentlich von materiellen Gründen abhängt. Das kostspielige Söldnermaterial will ganz anders geschont werden, als unerschöpflich neu zu ersetzende Volksheere. Deshalb waren den Gustav Adolf, Prinz Eugen, Wellington — allerdings Kutusow und Schwarzenberg nicht — gewisse Beschränkungen auferlegt, die sie an einer Niederwerfungsstrategie in großem Stile hinderten. Es geht aber doch nicht an, sie deshalb theoretisch Ermattungsstrategen zu nennen. Denn Prinz Eugen und Marlborough zeigten sich einer blutigen Entscheidung bei Blenheim, Turin und Ramillies wahrlich nicht abgeneigt, welche Schlachten auch hätten vermieden werden können. Und Wellington wich der scharfen Entscheidung wenigstens bei Talavera und Salamanka nicht aus, wenn auch

eine eigentliche Niederwerfungsoffenſive erſt im Schlußfeldzug erſichtlich, als er bereits alle Chancen des Erfolges für ſich hatte. Allein letztere Klauſel iſt hierbei entſcheidend. Der höhergeartete Ermattungsſtratege zwingt ſich gleichſam wider Willen den Niederwerfungstrieb erſt ab, ſobald er mit abſoluter Beſtimmtheit auf Erfolg rechnen kann. Seine innerſte Natur verrät ſich aber ſofort und bald genug, ſobald der beſtimmte Erfolg erzielt ward und nun ein rückſichtsloſes Ausbeuten desſelben verlangt wäre. So tadelt Napier mit Recht das Stillhalten Wellingtons an den Pyrenäen, wo ein ſofortiges Nachdrängen gewaltige Erfolge verbürgt hätte: „Machte Cäſar nach Pharſalus Halt, ſo wäre dies nur eine gewöhnliche Schlacht geweſen.“ So paßt denn der Niederwerfungsbegriff weit eher für Soult in ſeiner Pyrenäenoffenſive und ſelbſt bei den äußerlichen Defenſivſchlachten von Orthez und Toulouſe, denen innerlich ein kühner Offenſivſinn innewohnte. Und doch beſaß Soult andrerſeits das behutſam vorſichtige Naturell eines Ermattungsſtrategen, wie er nicht nur bei Albuera bewies, ſondern auch in der Pyrenäenoffenſive durch zauderndes Nicht-Zuſtoßen (auch bei der ihm günſtigen Anfangskriſe von Orthez) verriet.

Denn das entſcheidende *Naturell* offenbart ſich immer wieder. Andrerſeits wird niemand einen Mangel an Niederwerfungsenergie in den drei wilden Feſtungsſtürmen Wellingtons bedauern können, die ihm ſo viel wie Schlachten und überhaupt die Blüte ſeiner koſtſpieligen Infanterie koſteten. 1815 hingegen haben wir wieder den Ermattungsſtrategen vor uns im Gegenſatz zur wilden Energie Blücher-Gneiſenaus, die aber im September 1813 auch nichts Geringes an Ermattungsſtrategie leiſteten!

Dieſe Beiſpiele lehren alſo, daß die „doppelpolige“ Kriegführung bei ungewöhnlichen Feldherren zweiten Ranges ſich recht wohl im ſelben Geiſte verſchwiſtern kann, der ſich eben den gerade vorliegenden Bedingungen anpaßt. Das aber iſt das Merkmal der wenigen *Feldherrngenies*, daß ſie umgekehrt die Verhältniſſe *ſich* anpaſſen. Cromwell mußte nicht weniger als Wellington auf Schonung ſeiner ſchwer zu erſetzenden Mannſchaft bedacht ſein und die Chancen, mit Ausnahme der Schlacht von Worceſter, lagen keineswegs günſtig für ihn. Dennoch blieb er von Anfang bis Ende ein abſoluter Niederwerfungsſtratege, auch in den Strapazen-Zumutungen an ſeine Soldaten, wie im erſten ſchottiſchen und im Wales-Feldzug. Bei Napoleon verſteht ſich das ganz von ſelbſt. Boguslawski ſpielt triumphierend den Trumpf aus, ob es etwa kein „Manöver“ geweſen ſei, als Napoleon ſich 1814 in den Rücken der Verbündeten warf. Jawohl, mit Aufgeben von Paris und der eigenen Baſis dem Feind den Rückzug abzuſchneiden und den Volkskrieg zu entfeſſeln. Wir glauben vom Wiſſen und Scharfſinn Delbrücks erwarten zu dürfen, daß er darüber geradeſo

gelächelt hat wie wir. Erstens fand dies einzige „Manöver“ in Napoleons langer Laufbahn erst statt nach unabläſſigen verzweifelten Niederwerfungsverſuchen, zweitens war es eminent offenſiv gemeint. Clauſewitz ſpricht hier zwar von „Demonſtration“, aber man darf ihm dieſen groben Irrtum, den wir in unſerm Werke „Der Imperator“ nachwieſen, nicht verübeln, weil ihm damals viele Dokumente nicht zugänglich ſein konnten. Doch ſollte dies davor warnen, kriegstheoretiſche Schöpfungen für bindend zu erachten, ehe nicht ſämtliche hiſtoriſche Quellen genügend ausgetieft. Jenes „Manöver“ Napoleons iſt nichts als eine rückſichtsloſe Niederwerfungs-Bewegung mit verwandter ſtrategiſcher Front, alſo gerade dem „modernen“ Feldherrntum Delbrücks entſprechend.

Ein wirklicher Gegenſatz zwiſchen „Manöver“ und „Schlacht“ iſt zwar nicht vorhanden, da beide einander ergänzen. So hat es wohl Delbrück auch nicht gemeint. Daß aber ein ganz direkter Gegenſatz zwiſchen der Niederwerfungsſtrategie der Genies und derjenigen andrer Feldherren beſteht, iſt unzweifelhaft wahr. Doch tritt die Ermattungsſtrategie ſelten rein auf, ſondern meiſt gemiſcht, wie in obigen Fällen. Haben nicht ſogar Daun und Schwarzenberg, die richtigen Fabius Cunctator, ſich zum Angriff wiederholt fortreißen laſſen? Freilich mag hier der Einfluß von Laudon und Blücher das treibende Element geweſen ſein. Hätte Delbrück in der von uns gegebenen Einſchränkung ſeine „doppelpolige“ Theorie aufgeſtellt, ſo möchte er ſeinen Gegnern nicht ſo handliche Blößen gegeben haben.

Statt deſſen hat er dieſe auf dem Naturell des Genies beruhende Grundverſchiedenheit in ein allgemeines natürliches Syſtem bringen wollen, das etwa von dem jeweiligen Zuſtand der kriegeriſchen Technik und der politiſchen Umſtände abhängig wäre. Aber ſolche Umſtände waren bei Cromwell die gleichen, wie bei Guſtav Adolf und Wallenſtein, bei Bonaparte die gleichen, wie bei Moreau, und die taktiſchen Verhältniſſe des letzteren 1796 waren die denkbar ungünſtigſten. Seine dortigen Vorgänger Scherer und Kellermann fühlten ſich durch alle Bedingungen zur Ermattungsdefenſive beſtimmt; den Genius aber riß ſein dämoniſches Kriegsfeuer wie auf Adlerſchwingen über alle Hinderniſſe zur wütendſten Niederwerfungsoffenſive fort. Letztere iſt alſo allemal das Zeugnis eines großen Feldherrn und in dieſem Sinne würde ſich Moltke freilich ebenbürtig den Gewaltigſten anreihen, zu denen man natürlich ſtets Friedrich den Großen rechnen wird.

Bisher haben wir im Grunde nur Delbrücks Sache verfochten. Denn die Erwiderung Bogusławskis auf eine erregte Polemik Delbrücks gegen ſeine Auslaſſung in der „Nationalzeitung“ hat uns nur davon überzeugt, daß

man einzelne etwas apodiktische Sätze Delbrücks aus dem Rahmen des inneren Zusammenhangs herausriß und entschieden in einer Fassung deutete, wie sie der Autor nicht beabsichtigt hat. Daß der moderne Feldherr des Manövermittels „förmlich beraubt" sei, ist in der Weise, wie Delbrück es thatsächlich auslegt — Manöver im Sinn der alten Schule gemeint — vollkommen richtig. Freilich hat es keinen Sinn, wenn Delbrück seinem Satz, es wäre für Friedrich Selbstmord gewesen, mit verwandter strategischer Front zu schlagen, durch die Klausel „ohne Rückzug" die Spitze abbricht. Denn solche Lage verzichtet ja immer auf jede direkte Rückzugsbasis. Dafür wird ihm niemand bestreiten können, daß 1757 die ältere Strategie in die neuere übergeht, und kann dies ruhig für die gesamten Feldzüge des großen Königs gelten. Bei den Schlüssen hingegen, welche Delbrück daran knüpft, müssen wir uns gänzlich auf Seite seiner Gegner stellen und halten deshalb in diesem einen Punkte Bernhardis Streitschrift für äußerst ersprießlich.

Delbrück behauptet nämlich schlankweg, daß Friedrich noch im System der alten Monarchie befangen gewesen sei und daher die Schlacht nur als unvermeidliches Übel betrachtet habe. Er hat sich zwar gegen eine zu wörtliche Auslegung letzteren Ausspruchs verwahrt, den er gar nicht so schroff gemeint habe. Allein, seine Herren Militärkritiker scheinen nicht zu wissen, daß der größte Schlachtenmeister Napoleon 1809 mit großer Deutlichkeit sich ähnlich äußerte: Eine Schlacht solle man nur liefern, falls man alle Chancen für sich habe, da ihrem Wesen nach der Ausgang einer Schlacht immer ungewiß sei. Hier hätten wir also einen Ermattungsstrategen! Glücklicherweise widersprechen aber alle Thaten Napoleons diesem mündlichen Schwächeanfall, welchen die letzten Ereignisse von Aspern und Wagram ihm entpreßten. Wir erkennen hier, daß man vom Feldherrn immer sagen muß: Richtet euch nach meinen Thaten, nicht nach meinen vorübergehenden Äußerungen. Delbrück befindet sich also auf falscher Fährte, wenn er die Briefe des großen Königs zum Maßstab seiner Strategie nimmt. Wer weiß, ob er nicht absichtlich seine volle Niederwerfungstheorie verschwieg, weil alle Zeitgenossen noch in der alten Schule befangen! Dennoch hat er stets betont: „Zur Entscheidung bedarf es der Schlacht." Sein Bruder Prinz Heinrich, der echte Stratege alten Stils, der „nie einen Fehler machte" — weil er eben kein Genie war —, wäre nach Napoleons vernichtendem Urteil bei Freiberg gänzlich geschlagen worden, wenn die Preußen von der elenden Reichsarmee überhaupt hätten besiegt werden können. Dort übte er auch die geliebten koncentrischen Kolonnen-Umfassungen, welche heut noch mit besonderer Frische umherspuken wegen falscher aus Moltkes Feldzügen gezogener Lehren. Prinz Heinrich nun spottete bitter über seinen königlichen Bruder: „Er wollte immer nur

bataillieren, das war seine ganze Kunst." Dies Unverständnis seines berühmtesten militärischen Zeitgenossen hätten die Kritiker Delbrücks als entscheidend gegen ihn citieren sollen.

Auch vermissen wir manches Citat aus Bernhardi des Älteren „Friedrich als Feldherr". Es wäre vorteilhaft dort aus I, 2 zu entnehmen: „Wenn wir einen Blick auf die Schriften der Theoretiker unter den Zeitgenossen und Epigonen Friedrichs wenden, so müssen wir wohl darüber erstaunen, wie wenig der Geist der Kriegführung des großen Königs zur Zeit verstanden worden ist." Man folgerte daraus eine Theorie, die alle leitenden Anschauungen Friedrichs verleugne, und legte sich seine Erfolge im Sinne der alten Kabinettskriege aus. Auch sagt Malachowski mit Recht, daß „weniger die ersten gewaltigen Offensivfeldzüge studiert und gepriesen wurden, als vielmehr seine letzten". Und Delbrück thut im Grunde das Gleiche. Er vergißt sich so weit, den bayerischen Erbfolgekrieg des müden alten Fritz, der nicht den geringsten Grund hatte, etwas aufs Spiel zu setzen, als Beweis anzuführen! Was aber die letzten Jahre des großen Krieges betrifft, so weiß doch jeder halbwegs Unterrichtete, daß der König durch den gänzlichen Verfall seiner Truppen zur Vorsicht und zur ökonomischen Aufsparung seiner geringen Mittel gezwungen war. Wir können also nicht umhin, die Beweisführung Delbrücks als jene absichtliche Sophistik anzusehen, zu welcher jede vorgefaßte Theorie verführt. „Friedrichstheologen" nennt er diejenigen, welche des richtigen Glaubens leben, daß der große König sich gänzlich über seine Zeit erhob. Es wäre doch eine Ironie des Schicksals sondergleichen, daß der Niederwerfungsheroe Napoleon gerade an Friedrichs Thaten sich bildete, hier den verwandten Geist erkannte, hier sich über das treibende Grundprincip einer Genie-Strategie klar wurde und mit warmem Lobe seinen Vorgänger in Friedrich feierte! Cromwell blieb ihm unbekannt und ebensowohl Torstenson, dessen blitzschnelle Märsche und Entscheidungsdrang weit echtere Feldherrlichkeit verraten, als die seiner berühmteren Zeitgenossen. Da dieser schwedische General gelähmt in einer Sänfte getragen wurde, zeigt sich hier wieder, wie so *rein geistig* die wahre Kriegskunst, welche mit der Taktik nichts zu schaffen hat. Übrigens kann man auch Karl X. und Karl XII. von Schweden sowie den Großen Kurfürsten als entschiedenste Niederwerfungsstrategen betrachten. Ganz natürlich, weil ein geniales Naturell *immer* zur rücksichtslosen Offensive drängt. Bei Keinem stärker, als bei unserm großen Hohenzollernkönig.

Die Kriegstheorie der alten Schule suchte die Kunst darin, durch Kombinationen den Rückzug des Feindes herbeizuführen, möglichst ohne Wagnis jeder gewaltsamen unsichern Entscheidung. Die Abschneidung der Zufuhren galt als erstrebenswertestes Ziel. Dagegen erkannte Friedrich,

daß hiermit nie das letzte Wort gesprochen sei und nur Zertrümmerung seiner Feldarmee den Feind dauernd entkräften könne. Er suchte daher die Schlacht. Diese faßte man früher höchstens als schweres Mittel auf, um Terrain zu gewinnen, wo man gute Lager und sichere Quartiere beziehen könne. Übrigens sah sich auch einmal Friedrich bei Torgau und sogar Napoleon in ungewohnter abnormer Lage bei Borodino genötigt, aus ähnlichen Gründen zu schlagen. Doch Friedrich, wie Napoleon, sieht umgekehrt im strategischen Manöver nur die Vorbereitung zur Schlachtentscheidung unter möglichst günstigen Umständen. Ihm bildet die feindliche Hauptarmee das einzige Objekt seiner Aufmerksamkeit. Deren Zertrümmerung gilt ihm als Hauptsache. Während die alte Schule möglichst viel deckte und sich daher auf allen Punkten zersplitterte, faßt der Niederwerfungsstratege seine Kräfte zusammen, um die bewegliche feindliche Masse zu vernichten. Während die alte Schule jede Offensive in Feindesland von der Berennung im Wege liegender Festungen abhängig machte, ging Friedrich schon so weit wie Napoleon, wenn er z. B. sich um Breslau, Liegnitz und Schweidnitz nicht kümmerte beim Vormarsch zur Schlacht von Leuthen, da diese Festungen thatsächlich nachher von selber fielen. Allerdings hätte er hernach die Belagerung von Olmütz wohl in Napoleons Sinne besser vermieden. Letzterer wäre unaufhaltsam bis Wien vorgestürmt.

Wer möchte aber behaupten, daß Friedrich nicht gleiches gethan hätte, falls er bei Kollin siegte? 1758 mußte er schon, auf die Defensive geworfen, mit seinen Mitteln sparsam haushalten und ein Vorstoß bis Wien verlor seine Bedeutung, sobald die Russen sich schon an der Oder häuslich einrichteten. Nur deshalb wurde die Freiheit seiner strategischen Maßnahmen später an eine gewisse Methodik gebunden. Gleichwohl entfesselte er auch taktische Offensiven bis zur äußersten Konsequenz, alles an alles setzend, wie bei Kunersdorf. Denn der Angriff erscheint als die natürliche Form jeder genialen Kriegführung, da sie dem Gefühl geistiger Überlegenheit entspringt und deshalb dem Feinde das gleiche Gefühl instinktiv beibringt. Er fühlt sich abhängig von einer unbekannten moralischen oder physischen Übermacht, da ja sonst der Angriff gar nicht stattfinden würde. Dies fanden wir in einer Monographie über v. d. Tann von H. v. Helwig hübsch präcisiert: „Die charakteristische Eigenschaft jeder Defensive: Ungewißheit über die Angriffsrichtung des Feindes wird um so mehr fühlbar, wenn der offensive Gegner über Übermacht verfügt."

Im Gebiete der höchsten Strategie sich frei zu entfalten, wurde freilich dem König nur einmal vergönnt: Bei der kombinierten Einleitungscampagne 1756/57, den Operationen Pirna-Prag. Hier gebot er noch über bedeutende Massen, wie etwa Napoleon 1805, nach welcher Jahresziffer erst die Riesen-

heere moderner Kriegskunst von Jena bis Leipzig und bis in neueste Zeit beginnen. Nachher verringerten sich die Streitmittel Friedrichs so sehr, daß die von ihm persönlich geleiteten Truppen 20—40000 Mann selten überstiegen. Obengenannter Feldzug bildet gleichsam ein historisches Vorbild für die vom Glück begünstigten Schläge von Metz und Sedan. Vereint man die großartige Auffassung dieser ersten Hälfte mit den taktischen Meisterwerken Roßbach und Leuthen der zweiten Hälfte des Feldzugs, so dürfte das Jahr 1757, die für damals unerhörten Gewaltmärsche hinzugerechnet, den gewaltigsten Triumph der Niederwerfungsstrategie, nach Bonapartes 1796, in der Kriegsgeschichte vorstellen.

IV.

Nur nach diesem Feldzug aber darf man den wirklichen Feldherrn in freier Auslebung beurteilen, nicht nach seinem späteren Verhalten in eingeengter Bedrängnis, obschon auch hier von Zorndorf bis Torgau der entschlossene Niederwerfungstrieb überall hervorbricht. Wir halten es für ein hoffnungsloses Beginnen Delbrücks, eine solche heroische Strategie in „diametralen Gegensatz" zu derjenigen Napoleons zu setzen. Die Autorität dieses Bewunderers und Nachfolgers des großen Königs bestätigt hier selbst die scharfen Ausfälle der Bernhardischen Streitschrift. Vielmehr zeigt sich an Friedrichs Beispiel, daß Clausewitz irrt, wenn er dekretiert, man könne sich das Ziel der Niederwerfung nur dann stecken, wenn die „Streitkraft hinreichend sei, einen entscheidenden Sieg zu erhalten". Das war auch weder bei Cromwell noch dem General Bonaparte der Fall, ebensowenig bei Hannibal und Cäsar. Man kann es höchstens von Moltke behaupten, der 1866 über weit überlegene Bewaffnung seiner Infanterie und 1870 über große Übermacht an Zahl verfügte. Diesen modernsten Feldherrn hat Boguslawski am Schluß des oftgenannten umfangreichen Zeitungsaufsatzes, der erst den Streit Delbrück-Bernhardi dem größeren Publikum vermittelte, ohne ersichtlichen Grund in die Diskussion gezogen. Er wendet sich nämlich gegen die vollständige Verurteilung der Moltkeschen Strategie von 1866, welche den Aufmarsch auf einem Bogen von 60 Meilen Länge bewerkstelligte und erst bei Königgrätz auf dem Schlachtfeld selbst ihre drei getrennten Armeen vereinte.

Dabei giebt aber B. trotz aller Ausfälle gegen die Kritiker, die „einem Moltke" klar machen, „wie fehlerhaft er gehandelt und eigentlich verdiente, von rechtswegen geschlagen zu werden", selber zu: „Die Operation des getrennten Einrückens in Böhmen war eine sehr gewagte. Sie konnte scheitern, wenn Benedek am 28. Juni den Entschluß faßte, sich mit allem, was er bei Josefstadt zusammen hatte, gegen die II. Armee zu wenden."

Mit diesem Wenn-Satz ist aber einfach alles zugestanden und die Frage theoretisch entschieden. Denn wird ein Fehler dadurch ein Vorzug, daß der Gegner ihn nicht zu benutzen versteht?! Wohlgemerkt konnte man dies durchaus nicht von Benedek voraussehen, obschon er bei Solferino sich nur in der Defensive stark bewährte und dort durch Offensive recht wohl einen Umschwung herbeiführen konnte, wie Kunz („Von Montebello bis Solferino") glücklich nachwies. Hier 1866 handelt es sich um die große Principienfrage der inneren und äußeren Linien.

Das Operieren auf der „inneren Linie" bezeichnet Boguslawski nicht ganz glücklich als: „von einer Centralstellung aus seine Stöße auf die vereinzelt anmarschierenden Corps richten". Daraus macht sich der Laie ein falsches Bild. Bei Centralstellung muß eingeschoben werden „mit selbst vereinter Masse", und die vereinzelt anmarschierenden „Corps" — ein solcher Fall hat sich nie, außer vor Metz 1870, ereignet — können in fast allen Fällen auch große Teilheere, ja sogar ein Hauptheer, geschwächt um detachierte Corps, darstellen. Außerdem ist der Begriff der inneren Linie kein bloß taktischer, wie hier, sondern ein allgemein strategischer, insofern es gilt, sich überhaupt entweder in die Mitte der feindlichen Operation einzudrängen oder dem Feind den Rückzug abzuschneiden, indem man sich auf seine Verbindungslinie stellt.

Nach dieser Berichtigung fahren wir im Citieren fort. Dies sei von allen auf Jomini (d. h. auf Napoleon) Schwörenden zu einem Dogma gemacht worden, obschon es doch ebenso viele gelungene Operationen auf „äußeren Linien" gebe. Letztere charakterisiert B. so: „Die Armee geht in verschiedenen Kolonnen, den Gegner womöglich umfassend, vor." Das Wort „womöglich" müssen wir als sinnstörend ausmerzen. Denn wenn diese Operation überhaupt einen Zweck haben soll, so beabsichtigt sie die Umfassung; will sie dies nur „womöglich", so ist sie nutzlos und schlankweg stümperhaft. Möchte uns aber B. vielleicht die vielen gelungenen Operationen auf der äußeren Linie nennen? Wir kennen nur zwei: Waterloo und Königgrätz, beide ermöglicht durch unerhörte Glückzufälle, worauf wir hier nicht näher eingehen können. Napoleons Bautzen, worin der große Prophet der Koncentration vor der Schlacht zum einzigen Mal seine Regel verletzte, wäre viel besser gelungen, wenn er sich einfach vorher mit Ney vereint und die Umfassung mit vereinter Linie ausgeführt hätte.

B. scheint den Begriff der inneren Linie sehr eng zu fassen. Hierher fallen im vollsten Sinne die genialischen Manöver Napoleons bei Eckmühl 1809 und die durch Schuld seiner Unterführer gescheiterten ebenso glänzenden vor und nach Smolensk 1812, vor allem aber der ganze Feldzug von 1796. Es sind aber im weiteren Sinne auch hierzurechnen der Marsch vom Ticino

nach Aleſſandria 1800, der Marſch vom Schwarzwald zwiſchen Donau und Inn, um Mack 1805 bei Ulm zu fangen, ferner der Vormarſch von 1806 und ſogar der mißglückte Stoß von Warſchau her 1807, der zur Schlacht von Eylau führte, endlich auch das Heranziehen des Vicekönigs Eugen 1809 zur Wagramer Entſcheidung, fortwährend zwiſchen die beiden Erzherzöge eingeſchoben. Denn das Grundprincip der inneren Linie beſteht darin, ſich verſammelt in der Mitte zu halten — entweder zwiſchen getrennten feindlichen Maſſen oder doch wenigſtens zwiſchen dem Feind und ſeiner Rückzugsbaſis. So iſt auch preußiſcherſeits das verſuchte Überflügeln Bazaines auf der Straße nach Verdun ſozuſagen eine Operation auf der inneren Linie, obſchon taktiſch genommen gerade Bazaine verſammelt auf der inneren Linie ſtand.

Boguslawski citiert nur als Beiſpiel die großen Erfolge Napoleons 1814. Dieſe ſprechen allerdings Bände für das Princip, ſind aber noch nicht einmal in ihrer vollen Tragweite erfaßt worden, da ich bezüglich der bisher beſtehenden Irrtümer über Laon-Arcis auf meine Unterſuchung „Der Imperator“ verweiſen muß. Ähnliche Irrtümer bedürften aber ſorgfältiger Aufklärung, wenn B. als Gegenbeiſpiel heranzieht: Die Operationen der drei verbündeten Heere 1813 auf der „äußeren Linie“, denen Napoleon erlag. Denn daß ſolches möglich wurde, daran trägt keineswegs ſeine glänzende Dresdener Centralſtellung die Schuld, ſondern nur die ſchweren Sünden ſeiner Teil-Unterfeldherren, da er ſelbſt nicht überall ſein konnte.

Außerdem erſchwerte die Beſchaffenheit der böhmiſchen Engpäſſe und die Verpflegung jede Offenſive gegen Schwarzenberg, Blücher entzog ſich liſtig allen Schlägen und die Nordarmee bei Berlin, wohin allein ſich ein entſcheidender Offenſivſtoß richten konnte, lag Napoleons Drehſcheibe Dresden zu fern. Dennoch ermöglichte ihm die innere Linie noch den Offenſivſtoß vom 10. Oktober über die Elbe und am 16. das Schlagen mit gleichen Kräften, da 120000 Verbündete auf den äußeren Linien nicht rechtzeitig anlangten. Sein großer ſtrategiſcher Fehler — der einzige ſeiner Laufbahn, der ihm den Thron koſtete, denn alles andere entwickelte ſich logiſch daraus — beſtand vielmehr darin, daß er ſeine innere Linie infolge politiſcher Rückſichten nicht voll ausnutzte. Die Niederlagen ſeiner Unterfeldherren im Auguſt mußten ihn belehren, überhaupt bei ſeinen ſchwächeren Kräften auf Teilung zu verzichten, und ſtatt deſſen mit vereinter Maſſe auf Berlin zu fallen, um ſich mit Davout über Magdeburg zu vereinen und ſeine Rückzugsbaſis auf Hamburg-Holland zu gründen, zugleich ſeine belagerten Garniſonen an ſich ziehend. Die lähmenden inner- und äußerpolitiſchen Bedenken ſeiner damaligen Lage machen jene Kriegshandlung theoretiſch unfruchtbar; auch vergeſſe man nicht die nach Bennigſens und Wredes Zutritt

außerordentliche Übermacht der Verbündeten. In jedem Falle spricht, genau untersucht, dies Beispiel viel mehr zu Gunsten der inneren, als äußeren Linien. Wenn die Militärs auch die Theorie verachten mögen, so sollten sie ihre eignen theoretischen Beispiele doch sorgfältiger wählen.

Zur Entschuldigung der Moltkeschen äußeren Linien beruft sich Boguslawski nur auf die Betrachtungen im preußischen Generalstabswerk über 1866. Mit Recht. Dieselben müssen in ihrer erschöpfenden Klarheit jeden Verständnisfähigen überzeugen, daß jede andere Maßregel den Aufmarsch um Wochen verzögert hätte. Es kommt wieder heraus auf die traurige Abhängigkeit moderner Kriegführung von der Eisenbahn. Die schwere Gefahr dieser äußeren Linien hat aber das Generalstabswerk selber zugestanden und hiermit nochmals endgültig das Fehlerhafte derselben festgestellt. Denn die Ausnahme einer geglückten Praxis bestätigt nur die allgemeine Regel. Immerhin ist es sonderbar, daß Friedrich 1757 bei gleichen geographischen Verhältnissen seine Kolonnen viel straffer in der Hand behielt, so daß er sie rechtzeitig vor Prag zur Schlacht vereinte. Eine besondere Weisheit Moltkes vermögen wir hier keinenfalls zu entdecken; er hat sich einfach dem Zwang materieller Eisenbahn- und Verpflegungsumstände gefügt.

Nun wohl, mochte dem so sein. Der Erfolg heiligt alles und das unglaubliche Verhalten der östreichischen Führung trieb ihre vereinzelten Corps den Preußen ans Messer, deren Kreis sich im Vorrücken fortwährend verengte, so daß sie zur Entscheidungsschlacht ihre teilweise Vereinung erzielen konnten. Jene superklugen Kritiker, gegen welche Boguslawski loszieht, klammern sich wirklich zu sehr an die Theorie und besitzen kein Feingefühl für die besonderen praktischen Umstände, welche Moltke beeinflußten. Allein, wir unsrerseits haben nie einen Accent auf den Vormarsch gelegt, sondern erst bei Königgrätz selber setzt unsre Kritik ein. Mit aller Entschiedenheit richten wir uns gegen die Phrase des Generalstabswerks: Dort sei der strategische Nachteil in den taktischen Vorteil umgeschlagen und der auf der inneren Linie stehende Benedek sei der Umfassung erlegen. Das ist eine verblendete oberflächliche Verdunkelung klarer Thatsachen. Nicht die Umfassung fiel zu Benedeks Schaden aus, vielmehr brachte deren verspätetes Eintreffen die dringendste Gefahr nahe, selbst in der Front von Benedek überflügelt und geworfen zu werden. Sondern nur die abnorme Leistung zweier Truppenkörper, Division Fransecky am Walde von Maslowed und Gardedivision Hiller bei Chlum, ermöglichte den Sieg „Moltkes“, den er einzig der überlegenen Taktik, Intelligenz und Bewaffnung des preußischen Fußvolks verdankt. König Wilhelm als Schöpfer der Heer-Reorganisation ist der eigentliche Urheber der preußischen Siegeszüge.

Die numerische — ohnehin unbedeutende — Übermacht der vereinten

preußischen Heere konnte bei Königgrätz nicht ausgenutzt werden, weil nur ein Drittel des Kronprinzen ernstlich zum Schlagen kam. So blieb dem Feinde im Grunde bis zuletzt Übermacht, und bei gleicher Bewaffnung, zumal die österreichische Artillerie eine gewisse Überlegenheit bewies, und gleicher Truppengüte mußte Prinz Friedrich Karls Heer von Maslowed her aufgerollt werden, ehe der Kronprinz kam, der sich auch thatsächlich — siehe Bonin — sehr verspätete. Daß also Teilungsangriffe auf äußeren Linien nie ordentlich zusammenklappen, hat sich auch hier bewährt. Napoleons dringende Mahnung, sich vor der Schlacht und nicht auf dem Schlachtfeld selbst im Bereich des Feindes zu vereinen, behält immer recht. Wenn der fehlerhafte Vormarsch, getrennt durch das Isergebirge, dem Zwang unvermeidlicher materieller Ursachen entsprang, so konnte hier nicht mehr davon die Rede sein. Man wollte den Feind „festhalten", ehe er in eine günstigere Stellung abziehe? Benedek hielt aber gerade die Stellung an der Bistritz für taktisch sehr günstig und das war sie auch. Wir fragen: Wenn man sich ruhig zur Schlacht vereint und zu einfacher regelrechter Flügelumfassung die vorhandene Übermacht (um 20000 Streiter) verwertet hätte, würde dann so eine schwere Gefahr wie um Mittag eingetreten und der endliche Erfolg geringer gewesen sein? Wenn etwa 160000 Preußen 200000 Östreicher zu schlagen genügten, so hätten 220000 regelrecht fechtende Preußen wahrscheinlich das Übergewicht des Zündnadelgewehrs noch vernichtender gesteigert, gegen welche Stellung Benedeks auch immer.

Und lagen etwa 1870 ähnliche Zwangsumstände vor und geschah der Vormarsch auf Metz nicht in derselben verzetteluden Weise, so daß die vereinzelten preußischen Corps stets in Kampf mit Chassepot-Übermacht gerieten, trotz der eignen numerischen Gesamtübermacht?

Diese Waguisse hat das Schicksal mit Erfolg gekrönt, weil Preußen siegen sollte. Es konnte aber recht gut anders kommen und Bazaine in der ersten Augustwoche den Deutschen schwere Niederlagen bereiten. Theoretisch sind jedenfalls solche Dinge so wenig empfehlenswert, daß jeder, der ein andermal nach Moltkes Vorbild handeln möchte, unfehlbar zu Grunde ginge. Ob man in dieser Moltkeschen Niederwerfungsstrategie eine echte Genialität entdecken soll, ist mindestens zweifelhaft. Aber eins kann ihr der ärgste Neid nicht absprechen: eine rücksichtslose Kühnheit, wie sie sonst in der That nur die großen Feldherren auszeichnet. Im Publikum herrschen meist über Moltkes Art dunkle verschwommene Begriffe; auch in Schilderungen des militärischen Auslands erscheint er als der kalte ruhige Schachspieler, der mit maschinenmäßiger Sorgfalt und mathematischer Berechnung den Feind matt setzt. Es braucht keinem Kundigen erläutert zu werden, wie gänzlich falsch diese Auffassung des Feldherrntums als eines Schachspiels. Mit

Recht macht sich Tolstoi in seinem berühmten Roman „Krieg und Frieden“ darüber lustig, da im Krieg oft ein „Bauer“ einen Turm oder die „Königin“ bloß eine geringe Schachfigur bedeute. Weil dort der moralische Faktor alles bedeutet, würde ein Kundiger dies erläutern. Napoleon war ein sehr schwacher Schachspieler und Moltke spielte nur das methodische Whist, bei dem aber das Glück der Kartentrümpfe zuletzt den Ausschlag giebt. Die Mathematik, welche übrigens nach dem geistreichen Nachweis des schottischen Philosophen Hamilton im allgemeinen die Denkkraft schwächt, gehört zum Eisenbahndienst und zur Ballistik der Artillerie; mit der Strategie hat sie absolut nichts zu schaffen.

Die Vorstellung, als habe Moltke bedächtig am grünen Tisch sein Netz gesponnen, ist um so komischer, als gerade *er* eine Tollkühnheit sondergleichen, einen wahren Vernichtungsinstinkt bewies, nicht ganz im Einklang mit seinem Sprichwort „*Erst* wägen, *dann* wagen.“ Er bildet deshalb das größte psychologische Rätsel der Kriegsgeschichte. Kühl, ruhig, sozusagen friedfertig seinem Naturell und Wesen nach, verwandelt er sich als Feldherr in einen raubtierartigen Draufgänger und Niederwerfer. Und das alles offenbar aus theoretischer Erkenntnis von der Notwendigkeit der Offensive. Denn wie Napoleon selbst gesagt hat: „Die wahre Weisheit für einen General liegt in einem thatkräftigen Entschlusse.“ Dies auch der Grund, warum Napoleon einen Ney liebte und Moltke einen Steinmetz entschuldigt. Ersterem blieb sogar Coehorn, der Veranstalter des wilden nutzlosen Frontalsturms bei Ebelsberg, empfohlen „als ein Mann von großem Werte“, wie Savary meldet. Dies war aber eine Ausnahme. Moltke hingegen nimmt Derlei sogar in seine Theorie auf und lobt in seinem Geschichtswerk den an sich sinnlosen Sturm bei Spicheren; denn der *taktische* Erfolg werde dem Feldherrn *immer* willkommen sein, auch wenn er den strategischen Rahmen sprengt. Wir müssen also in Moltke geradezu einen *Feind* der Theorie und Schulmeisterei erkennen, im geraden Gegensatz zu der landläufigen Annahme. Ihm gilt das kühne Wagen alles. Ja, er geht so weit, die Strategie nur für ein „System der Aushilfen“ zu erklären; nur ein Laie sehe in einem Feldzug das Abrollen eines vorberechneten Werkes. Wem sagt er das? Eine solche Trivialität des Selbstverständlichen schließt aber nicht aus, daß der Feldherr einen ursprünglich leitenden Gedanken als Richtschnur wählt und ununterbrochen unter wechselnden Umständen festhält, wie Napoleon sein stetes Überholen mit dem östlichen Flügel, um den Feind von seinen Stützverbindungen abzudrängen, ein Gedanke, der in der allgemeinen Strategie ebenso wie in den Schlachten (Marengo, Ulm, Jena, Friedland, Wagram) zum Ausdruck kommt. Dagegen zeugt es zwar von reifer Größe der Anschauung, wenn Moltke versichert, man habe von vornherein

das Abdrängen des napoleonischen Heeres von dem hilfsmittelreichen Süden in Aussicht genommen. Aber das scheint doch nur ein vager Begriff, falls Mac Mahon die Vogesenpässe halten konnte, und das stärkste Centraldepot Paris lag gerade im Norden. Sei dem wie ihm wolle, ein Niederwerfungsstratege mit steter Tendenz zur Schlacht liegt allerdings in Moltke vor, und wenn Delbrück diese Art für die eigentlich „moderne" hält, so dürfte ihm die Zukunft nicht Unrecht geben. Allerdings drängen die aufgebotenen Massen der Millionenheere zu möglichst rascher Entscheidung, schon wegen der unerhörten Schwierigkeit ihrer Verpflegung. Gerade deshalb wird sich aber der moderne Stratege, entgegen Delbrücks Behauptung, weit mehr wie früher „scheuen", seine natürlichen Verbindungen preiszugeben. Auch die Sorge für Bewahrung der Eisenbahn- und Telegraphenlinien hindert sehr, durch deren erstmalige volle Einführung ins Kriegswesen sich Moltke als Neuschöpfer der militärischen Technik schon allein unsterblich gemacht hat, allerdings nach Vorarbeiten des amerikanischen Bürgerkrieges. Bedenkt man ferner die ungeheuren Befestigungslinien, wie die der französischen Sperrforts, so scheint nicht ausgeschlossen, daß heute eine reine ungemischte Niederwerfungsstrategie schwerlich mehr durchführbar sein und Ermattungsstrategie mit ihr abwechseln wird.

Clausewitz hat deutlich unterschieden zwischen dem „reinen", d. h. dem idealen oder absoluten, Kriege, dessen Ausdruck immer die Schlacht sei, und einem sozusagen beschränkten Kriege, wenn die Fähigkeiten der Feldherren, ihre Streitmittel und politischen Rücksichten den absoluten Krieg nicht gestatten. Wir haben schon betont, daß die Streitmittel an sich nichts damit zu thun haben, da der große Feldherr auch mit mangelhaften Kräften das Äußerste wagt und auch politische Rücksichten einfach von seinem militärischen Erfolge abhängig fühlt. Daher wird allerdings der echte Feldherr immer daran erkennbar sein, daß er die Schlachtentscheidung sucht. In den beiden Fällen aber, wo Moltke persönlich die seiner strategischen Theorie entsprechende Entscheidung leiten mußte, bei Königgrätz und Gravelotte, zeigte er sich dieser Aufgabe nicht gewachsen. Was an der Ausführung taugte, muß man dem lange nicht genug gewürdigten Prinzen Friedrich Karl gutschreiben. Da sollte man aber den Ehrentitel eines Niederwerfungsstrategen gar mit Delbrück dem größten Schlachtenmeister neben Napoleon versagen? Dem Löwen, dessen Klaue sogar in seinen Niederlagen bei Kollin und Kunersdorf so prächtig abgeprägt?

Es ist klar, daß selbst der rastloseste Niederwerfungsstratege auf Lagen und Punkte in seiner Laufbahn stößt, wo er sich selber Beschränkung auferlegt. So gestatteten die sehr peinlichen Verhältnisse 1807 Napoleon nicht, die Russen bis in ihr eigenes Machtbereich zu verfolgen, selbst nachdem er ihre Nieder-

werfung bei Friedland durchgesetzt. Aber welch ein Unterschied zwischen seiner notgedrungenen Defensive an der Passarge, deren seitwärts vorgeschobene Warschauer Flankenstellung ein stetes Aufnehmen der Offensive ermöglichte, und einer wirklichen Ermattungsdefensive! Das innerste Naturell kommt immer wieder zum Vorschein, so wie bei Moltke nach Sedan und in der zweiten Hälfte des großen Krieges, wo der notgedrungene, auf theoretische Erkenntnis und Übermacht gestützte, Niederwerfungsstratege mehrfach in den angeborenen Ermattungsstrategen zurücksinkt.

Wenn Delbrück sagt: „Die moderne Strategie scheut sich nicht, ihre Verbindungen aufzugeben," so abstrahiert er hier von Napoleon ein allgemeingültiges System ohne jede Berechtigung. Wann hat Moltke seine Rückzugsbasis aufgegeben? Das that vielmehr Bazaine bei Metz, aber aus triftigen Gründen. Es ist also falsch, wenn Bernhardi dies Beispiel in entgegengesetztem Sinne anführt, und vollends dasjenige Mac Mahons, der keineswegs seine Verbindungen aufgeben wollte; stand doch Vinoy vorsorglich bei Mezières nach Paris zu. Wenn man eine Idee falsch anwendet, so beweist dies nichts gegen den Wert der Idee selber. Bei näherem Zusehen finden wir freilich, daß auch Napoleon nur am Schluß von 1814 und bei dem berühmten Plan vom Oktober 1813 (Fains Manuskript) ein Aufgeben seiner natürlichen Verbindungen ins Auge faßte. Es ist dies allemal ein Verzweiflungsmittel. 1812 geriet allerdings seine Rückzugslinie in Gefahr, doch nur wegen ihrer unverhältnismäßigen Länge und der abnormen Schwierigkeit der Etappenverbindung. Auch hatte er sich anfangs durch drei Seitenheere und ein später bis Smolensk nachgerücktes Reserveheer (Victor) genügend gesichert. In den österreichischen Campagnen blieb ihm bei einem westlichen Flankenstoß Preußens im Notfall, wie vor Austerlitz und nach Aspern, immer noch der Rückzug südwärts auf seine italienischen Staaten. Es handelt sich also hier nur um ein Wechseln der Operationsbasis, was er in einem Brief an Jourdan für ein geniales, doch dem Gewöhnlichen unausführbares, Manöver erklärte. Es bleibt also nur der strategische Aufmarsch von 1806 als Beispiel, allerdings wohl ein ewiges Muster großartig wägender und wagender Niederwerfungsstrategie. Auch hier aber fundierte er seine Rückzugslinien sehr genau: falls er von der Donau abgeschnitten, nach Frankfurt, und wenn auch von dort, nach Wesel. Zu diesem Behuf stand dort ein Beobachtungscorps; keineswegs „zur Deckung von Holland", wie Boguslawski gegen Delbrücks These, man dürfe seit Napoleon keine größere Truppenmacht zu Deckungen verwenden, sehr irrig einwirft. 1800 gab Napoleon auch nicht einmal seine Rückzugslinie auf, indem er dem Gegner den Rückweg verlegte; denn die Verbindung mit Moreau blieb ihm durch die Schweiz offen, weshalb er sogar — unfres

Erachtens sehr tadelnswert — die Hälfte seines Heeres an Ticino und Adda zurückließ. Das Aufgeben der Verbindungen ist also keineswegs eine napoleonische Maßregel an sich, sondern immer nur ein Notbehelf, und hätte daher Delbrück nicht zu solchen Mißverständnissen Anlaß geben sollen. Wahrscheinlich hat ihn sein Studium Gneisenaus dazu verlockt; wir haben aber über den berühmten Marsch auf Wavre, trotzdem er in Folge besonderer Umstände zum Gelingen führte, theoretisch unsre eigene, sehr vom Landläufigen abweichende Meinung. Ebenso über den Marsch nach Méry vom Februar 1814, welcher Blücher an den Rand des Untergangs brachte, und vollends über den Marsch der Verbündeten nach Paris. Diesen erwähnt Boguslawski in einer anderen Verbindung, nämlich als Beispiel dafür, daß man die Zertrümmerung des feindlichen Heeres außer acht setzen dürfe, falls ein anderes politisches Objekt ins Spiel komme, was wohl Clausewitz und Bernhardi ungefähr ebenso meinen. Seltsam, wie sehr der äußere Erfolg über den inneren Wert einer Operation täuscht! Rührend, daß Schwarzenberg und Blücher „die Zertrümmerung von Napoleons Armee vorläufig auf sich beruhen ließen"! Larifari! Sie rissen ganz einfach, um aus Napoleons schrecklicher Nähe zu entwischen, nach vorwärts aus und dieser Marsch war an sich ein chimärischer Tollhausstreich, gegründet auf ein paar abgefangene Briefe von Pariser Angstheulern. Das dortige Volk aber dachte ganz anders, und wären Marmont, Mortier, Pacthod, Compans vereint entkommen und Souham und Allix auf Befehl nach Paris geeilt, so fiel kaum Meaux, geschweige denn Paris. Ob nun Napoleon nacheilte oder, was richtiger, ruhig die Levée en masse im Osten inscenierte, war die Lage der Verbündeten gleich verzweifelt; ja selbst wenn Paris fiel, blieb die Gefahr, falls nur Napoleon nicht schwächlich aufs Drängen seiner Marschälle von seiner ursprünglichen Idee abgewichen wäre. Eine Reihe abnormer Zufälle haben eine Thorheit begünstigt, welche sonst sowohl für das Preisgeben der Rückzugsverbindungen als für das Beiseitelassen der feindlichen beweglichen Streitmacht das allerübelste Beispiel bietet. Und daß Napoleon im letzten Augenblick sich nun doch „scheute, seine Verbindungen aufzugeben," ermutigt recht wenig zur „modernen" Unbekümmertheit der Delbrückschen Theorie.

Hingegen beruht die Behauptung, Delbrück habe gelehrt, es gebe keine unangreifbaren Stellungen und der moderne Feldherr müsse unter allen Umständen immer schlagen, auf einer mißverstehenden Verdrehung und Entstellung der Delbrückschen Ausführungen. Daß man ihm derlei Unsinn wie „zweckloses Schlagen" unterschieben kann, beweist höchstens, daß sein Stil manchmal die wünschenswerte Klarheit vermissen läßt. Dies fällt aber den abstrakten Gedankengängen ungemein schwer, falls der knappe

Raum — wie auch in vorliegender Arbeit — verbietet, in die Breite zu gehen. Aus verschiedenen Gründen, nochmals sei es betont, erscheint es notwendig, daß Nichtmilitärs sich in die rein geistige Seite des Krieges versenken. Ihr Urteil wird stets ein ungetrübteres sein. Denn wie sehr Berufsdünkel die Objektivität verdunkelt, beweist das einstimmige Vertuschungs- und Entstellungssystem der Militärschriftsteller, sobald der Wert von Milizaufgeboten in Frage kommt. Sogar der prächtige englische Oberst Napier weiß in seiner „History of the Peninsular War“ keine Worte zu finden, um den Unwert der spanischen Befreiungsheere klarzulegen. Dazu mochte ihn freilich der lächerliche spanische Größenwahn verleiten, der am liebsten glauben machen wollte, man hätte auch ohne Wellington das französische Joch abgeschüttelt. Aber für die geradezu unnatürliche Schlacht-Feigheit der spanischen Volksaufgebote, welcher freilich ein todesverachtender Trotz und Duldermut bei Festungsverteidigungen widersprach, darf man keineswegs das Milizsystem verantwortlich machen, sintemal die spanischen Soldaten des früheren stehenden Heeres sich nicht besser schlugen, sondern nur die unglaubliche Führung. Im übrigen hauchte das Schreckensregiment der demokratischen Centraljunta dem bewaffneten Widerstande einen Schwung ein, wie nie vorher und nachher im steifen trägen Grandezza-Lande. Und waren die preußischen Landwehren der Befreiungskriege etwa keine Milizen, haben nicht ihre Kolben bei Ligny und Belle-Alliance die gloireumsonnten Bärenmützen der Veteranen-Prätorianer zerschlagen? Waren die Rekruten Napoleons 1813 etwa besser gedrillt und thaten diese milchsuppigen Jüngelchen nicht gleiche Wunder wie die freiwilligen Jäger der preußischen Marathonkämpfer bei Lützen? Die schmächtigen Konskribierten von 1814, über deren Kinderleichen neben den riesigen preußischen Garden sich die Besucher der Wahlstatt nach der Pariser Schlacht wunderten, und die heldenhaften Nationalgarden Gérards und Pacthods in Kitteln und Zipfelmützen und runden Bauernhüten — waren sie etwa keine Milizen? Auf Marmonts Frage an solch einen Rekruten, der unter lauter Fallenden aufrechtstand, warum er nicht schieße, erhielt er die naiv-erhabene Antwort: „Ich möchte wohl, aber man hat mich nicht gelehrt, wie man ladet!“ Und welche Dinge haben diese von Acker und Werkstatt hergetriebenen Leute in Napoleons Händen vollbracht! Unter solcher Führung hätten Gambettas Milizmassen wahrlich genügt, die Deutschen zurückzuwerfen. Haben nicht auch die Schweizer Milizen bei Entwaffnung Bourbakis große Ordnung und Sicherheit bewährt? Die Leistungen in der zweiten Hälfte des amerikanischen Bürgerkrieges stiegen vollends zu solcher Höhe, daß der Unionsgeneral Sheridan sich 1870 die preußischen Truppen ohne sonderliche Begeisterung anzusehen erlaubte. Die Militärs versichern zwar mit überlegener Miene: der Krieg

habe der Union viel mehr Geld und Menschen gekostet, als wenn sie ein stehendes Heer besessen hätte. Dahinter setzen wir ein Fragezeichen, außerdem stimmt die Rechnung nicht. Denn die vier blutigen Jahre, in welchen der politische Zweck und die heilsame moralische Wirkung eines solchen Krieges erreicht wurde, haben schwerlich mehr gekostet als acht Jahre eines nutzlosen „bewaffneten Friedens" nach europäischem Muster. Den Kommentar dazu mag jeder sich selber geben.

Zwar gebieten unsere traurigen inneren und äußeren Verhältnisse allen Staaten unbedingt, ein starkes stehendes Heer zu unterhalten. Unsere obige Betrachtung ist daher rein theoretisch, da sie praktisch fürs erste nichts nützen kann. Doch sollte das oberflächliche Gerede über Volksheere ernstlich verstummen, da sonst ein Notfall große Überraschungen bieten könnte. Hat die Kommune in Paris sich nicht verhältnismäßig lange gegen die Übermacht des stehenden Heeres gehalten? Gesetzt, eine soziale Revolution in irgendeinem Lande bräche aus und vermöchte ihre Horden zu bewaffnen, glaubt man wirklich, das stehende Heer werde so leichtes Spiel haben, wenn — sagen wir einmal — ein Gambetta diese Massen organisiert? Solcher durch das geschichtliche Experiment *widerlegte* Wahn von der Überlegenheit einer gedrillten Armee (man denke an die Heere der Koalition gegen die französische Revolution) sollte nicht ewig weiter spuken, um die Köpfe zu verwirren. Gerade *heute* bei dem gänzlich aufgelösten Gefecht und den weittragenden Schußwaffen ist der noch bestehende *praktische* (nicht exerzierplatzmäßige) Unterschied zwischen Miliz und Drillsoldat fast gänzlich aufgehoben. —

1813 gab Schopenhauer seinen ersten „Satz vom Grunde" heraus. Das war wichtiger für die wahre Geschichte der Menschheit als der Befreiungskrieg, dem sich Schopenhauer feige entzog, was wir gewiß nicht billigen wollen. Aber man muß auch der krämerhaften Ansicht entgegentreten, als ob der unkriegerische Kampf ums Dasein, wie er heute geführt wird, das allein Normale sei.

Der Krieg ist keineswegs ein positives und sicheres Übel, wie nach menschlichen Begriffen der Tod. Mit gleichem Recht könnte man warnen, man solle nie ein großes Geschäft unternehmen, weil man dabei pleite machen kann. Mit demselben ängstlichen Ausweichen vor jeder Gefahr dürfte man keine Afrika- und Nordpolreise wagen, keinen Urwald lichten, ja nicht einmal ein Kunstwerk oder eine große geistige Arbeit schaffen. Denn alles das kann sehr böse Folgen für das Individuum haben und der Lohn entspricht selten der Mühe.

Übrigens erscheint dem Volke in der trostlosen Einförmigkeit seines Lebens und der Härte seines täglichen Daseinskampfes der Krieg durchaus nicht als schlimmstes Schreckgespenst. „Kein schönrer Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen"; jedenfalls besser, als in der gräßlichen

Maſchinenmäßigkeit des Dampfzeitalters langſam aus tauſend Wunden zu verbluten und hungernd hinzuſiechen, während im Krieg der ſonſt tückiſch und heimlich mordende Tod als düſtrer Genius die Keule ſchwingt. Die meiſte Scheu vor dem Krieg hat der Staat und die eigentlich beſitzende Klaſſe, welche beide allein dabei etwas zu fürchten und zu verlieren haben. Denn für die Maſſen muß der Staat gerade dann ſelber ſorgen, um ſie widerſtandsfähiger zu machen. Böswillige Anarchiſten behaupten freilich, daß der bewaffnete Frieden den Regierungen, ob Monarchie oder Republik, gerade recht ſei, da ſo immer mehr Offiziere und Unteroffiziere nötig werden und die Organe des abhängigen Staatsſattelitentums verſtärken helfen. Die allgemeine Bewaffnung im Frieden, welche die Armee zu einer Art Polizeireſerve herabdrückt, ruiniere den Volkswohlſtand weit mehr als ein friſcher fröhlicher Krieg. Dieſem Peſſimismus gegenüber muß zugeſtanden und betont werden, daß nationalökonomiſch das jährliche Entziehen einer halben Million kräftiger Männer die Überproduktion eindämmt, weshalb in einem nichtſozialiſtiſchen Staate die Aufhebung der Wehrpflicht nur die ſoziale Lage verſchlimmern und den Volkshaushalt noch ärger in Unordnung bringen würde. Eins aber ſteht feſt: daß keine Nation Europas dieſen Zuſtand immer höher geſchraubter und ſich gegenſeitig überbietender Rüſtungen länger ertragen kann. Es muß gänzlich abgerüſtet werden, wenn auch eine gewiſſe Kaſte dabei teilweiſe brotlos wird, oder es muß losgeſchlagen werden. Denn ein Heer und vornehmlich ein Kriegerſtand im Frieden hat ſeinen Beruf verfehlt. Der Offizier trägt den Degen zum Unterſchied vom geiſtigen und Handarbeiter, weil er eben fechten ſoll. Zur Fahndung auf innere Verbrecher genügt der Polizeiſäbel.

Der Kriegerſtand nennt ſich in Preußen den erſten, obſchon nur reingeiſtige Arbeit dieſen Vorrang beanſpruchen ſollte und es etwas ergötzlich klingt, wenn Goltz den Offizier neben den Dichter und Künſtler ſtellt. Nur der große Feldherr ſteht ebenbürtig neben jedem Geiſtesſchöpfer. Solcher aber giebt es in der Geſchichte kaum ein Dutzend und dieſe Genialen fallen ganz aus der gewöhnlichen Ordnung heraus. Sie ſind keine Soldaten, ſondern große Männer im allgemeinen. Den Nerv echten Kriegertums aber bildet der Idealismus, der todesverachtende, ſozuſagen poetiſche Schwung der Seele. Lebt dieſer Geiſt im preußiſchen Heere? Bei dem hochmütigen Achſelzucken über Höhergeartete, welche den Geiſt und die Poeſie des ſonſt barbariſchen Krieges zu erfaſſen ſtreben, ſollte man es faſt bezweifeln. Doch bezieht ſich der Vorwurf natürlich nur auf einen Bruchteil, während viele hochgeſinnte und großdenkende Männer dieſes Standes um ſo erfreulicher wirken. Bogusławskis jüngſt erſchienene Broſchüre ſucht der ethiſchen Bedeutung des Kriegs gerecht zu werden.

Uns will bedünken, als ob selbst vorurteilslose Militärs, im taktisch-technischen befangen, die Fähigkeit abstrakten kriegshistorisch geschulten Denkens bedeutend unterschätzten. Gewiß soll man sich nicht an Systeme klammern. Niemand, der sich in das Wesen des Krieges vertiefte, verkennt die Bedeutung roher physischer Thatkraft, besonders wenn sie sich, wie in Blücher, zur moralischen Dämonie steigert. Und auch die reife Ausbildung der Taktik ist an sich eine schöne Sache. Aber mit alledem macht man keinen Feldherrn und werden keine Feldzüge gewonnen. Die Strategie ist die rein geistige Seite des Krieges. Um ihre Geheimnisse zu ergründen, dient einzig und allein — Meister Napoleon hat es wiederholt bezeugt — unablässiges Studieren der Kriegsgeschichte. Freilich ist dies Studium, weil es einerseits nicht mit Begriffen spielt wie die Philosophie und andererseits nicht nur Thatsachen sammelt wie die Historie, sondern ein fortgesetztes philosophisches Durchdringen der Thatsachen erfordert, vielleicht das schwerste von allen. Nur gänzliche Hingabe an den großen Gegenstand von Jugend auf, unterstützt durch vielseitiges Wissen anderer Art, und ein natürliches Gefühl oder Genie für die Kriegskunst können hier zum Ziele führen. Vielleicht ist das einzige Mittel, sich zu klären, gerade das Schriftstellern über alle möglichen kriegshistorischen Einzelfälle, wie es Napoleon und Friedrich in massenhaften Korrespondenzen und Notizen trieben, abgesehen von ihren späteren Werken. Sobald Napoleon einen schweren Fall erwog, brachte er die Frage zu Papier. In der Feder-Arbeit liegt eine Grundbedingung militärischer Erkenntnis, die sonst in nebelhaften Umrissen verschwimmt. So überaus schwer fällt das Verstehen kriegerischer Leistungen, daß man erst ganz allmählich zu einem wirklich klaren Urteil kommt, in genauer Würdigung aller obwaltenden Verhältnisse. Gerade unter den Militärgelehrten finden sich die Vertreter jener Ideologie, die alles nach bestimmten Regeln aufbauen möchte. Es sind die Nachfolger jener, die wütend über Bonaparte schimpften, weil der Kerl alle Regeln verletze. Dennoch giebt es gewisse abstrakte Grundsätze, welche Napoleon als Ei des Columbus aufstellte, wie die stete Koncentration und die innere Linie, sowie die Alleingültigkeit der Offensive, welche Marschall Niel für die Zeit des Hinterladers bestritt und so die Generale seiner Schule 1870 so schweren Enttäuschungen aussetzte. Gewiß hat Wellingtons Stabschef Kennedy recht: „das Kriegsspiel sei so kompliziert und aufregend und biete so viele Fälle und so viele Lösungen, daß man nur zu einer verhältnismäßigen Meisterschaft gelangen könne.“ Aber der nervus rerum bleibt immer das unbeirrte Erkennen des strategischen Entscheidungspunktes. Nach seinen taktischen Siegen bei Talavera und Salamanka befand sich Wellington durch Soults strategische Flankenmärsche in schlechterer

Lage, denn zuvor. Wer mit vereinter Masse auf des Feindes Verbindungslinie losdrückt, wird unwillkürlich hierdurch vereinzelte Kräfte desselben aufreiben. Und wenn er dann die taktische Entscheidung so lenkt, daß er um jeden Preis den Flügel des Feindes umwickelt und abdrängt, wo dessen strategischer Stützpunkt liegt, so hat er die einzig wahre Theorie in die Praxis übertragen. Kriegskunst wird in tausend Fällen nur vom gleichen Gesetz gelenkt.

Karl Bleibtreu als Dramatiker.

Ein Wort an die deutschen Bühnenleiter von Hans Merian.

(Leipzig.)

I.

Daß sich die deutsche Schauspielbühne gegenwärtig in der Mauser befindet, oder, um mich weniger despektierlich auszudrücken, daß das deutsche Drama mitten in einem Umwandlungsprozeß begriffen ist, dürfte in letzter Zeit sogar den Leuten fühlbar geworden sein, die sich gern und mit Bewußtsein gegen alles Neue verschließen und für unsere Schaubühne keinen idealeren Zustand erträumen, als ein stetes und ruhiges Fortschreiten in den Fußstapfen Schillers, und zwar des „abgeklärten", des „ausgereiften" Schiller, des Dichters der Maria Stuart, des Don Carlos, der Jungfrau von Orleans ꝛc., nicht etwa des Revolutionärs, der im vorigen Jahrhundert so unerquickliche Stücke schrieb wie die Räuber, Fiesko oder gar die taktlose Hofunsittenkomödie „Kabale und Liebe", für welche Unthaten er denn auch gebührend bestraft worden und nachher, trotz all seinen schönen und idealen Theaterstücken, nur mit großer Mühe sein Stücklein Brot im weiten deutschen Vaterlande finden konnte.

Also selbst diese guten Leute beginnen zu merken, daß besagte glatte, ebene und schöne Bahn nicht recht weiter führen will. In den Stücken der Schillernachahmer (wie er sich räuspert und wie er spuckt!) eines Rudolf von Gottschall, eines Wildenbruch und Anderer langweilt sich schon das bestgesinnte Publikum, trotz aller künstlich aufgebauschten patriotischen oder ästhetischen Begeisterungsheuchelei. Und dieses Publikum möchte sich doch so gerne begeistern, es hat den besten Willen dazu — doch es geht eben nicht. Es taucht also schon in den konservativsten, orthodoxesten Bühnenkreisen die Meinung auf, daß es vielleicht ganz gut wäre, wenn einmal

ein neuer Wind in unsere Theaterwelt hinein wehen würde, und da dieser Wind thatsächlich schon zu wehen begonnen, so schiebt man zaghaft und vorsichtig die Schirme beiseite, mit deren Hilfe man sich immer noch vor dem „bösen Luftzug" zu schützen versucht hatte. Es ist allerdings auch schon hie und da vorgekommen, daß der rücksichtslose frische Wind solch einen alten, wackligen chinesischen Schirm einfach über den Haufen geworfen. Darum sucht man wie gesagt die Schirme selber beiseite zu schieben — man *experimentiert*. Aber statt die Fenster weit aufzusperren und die freie Gottesluft hereinzulassen, daß all der alte Staub und Plunder von dannen fliegt — das Gewichtige, das Echte würde vermöge seiner eigenen Kraft und Schwere schon standhalten — statt den frischen Frühlingsodem hereinblasen zu lassen in die Welt des Pappdeckels und der Schminktöpfe, sucht man die alten Requisiten ängstlich festzuhalten und — neu zu gruppieren.

Da wir im gründlichen, gewissenhaften und wissenschaftlichen Deutschland leben, so sucht man vor allen Dingen — nach „entsprechenden Vorbildern". Solche Vorbilder findet man entweder in den allerältesten Rumpelkammern oder im vielgeliebten Auslaud.

Also zuerst die Rumpelkammer auf! Hu, wie der Staub aufwirbelt! Da giebt es Mysterien-, Volks- und Shakespearebühnen, dreigeteilte, viergeteilte, x-geteilte, bedeckte und unbedeckte, nebeneinanderliegende Örter, übereinanderliegende Örter, kahle Dekorationslosigkeit und wahre himmelstürmende Dekorationsmonstra, da findet sich die biedere, gutgemeinte Kunstlosigkeit des begeistert mimenden Bürgersohnes mit unendlich falschem Sprachaccent neben den verzwackten und verschnörkelten Regeln einer alten, geschraubten Deklamations- und Darstellungskunst (beiläufig bemerkt: mit ebenso falschem Sprachaccent), da finden sich Blankverse, Stabreime, Deutschverse, Knittelverse, immer einer schöner als der andere und höchst verwunderlich anzuhören, weil sie kein Mensch mehr richtig zu handhaben versteht, da entdeckt man wieder den kindlich-naiven Historienstil, dort muß die Bühne mit dem Zuschauerraum durch eine reale, merkwürdig nutzlose Treppe „ideal verbunden" sein, da giebt es Herolde in schönen Wappenröcken, sogenannte „ideale Zuschauer", die das an sich schon für die naivste Auffassungsgabe berechnete Festspiel erst noch langweilig erklären müssen — schließlich wird im allerhintersten Winkel bei dieser Gelegenheit noch der antike Chor entdeckt und an den Haaren herbeigezogen um — Choräle zu singen. Herz, was willst du mehr?

Aber das dumme und in der Germanistik und anderen philologischen Wissenschaften trotz unseren zahlreichen Gymnasien immer noch viel zu wenig geschulte Volk langweilt sich doch bei all diesen Raritäten. Staunend begafft es die zum kulturgeschichtlichen und litterarhistorischen Museum umgewandelte

Bühne, es begafft sie aber eben wie der Bauer im Museum die Antiken begafft — es ist ihm eine verwunderliche Sache, aber das Verständnis fehlt und das Herz hat keinen Teil daran.

Nun denn her mit dem Ausland! Das zieht vielleicht besser. —

Ja, das zieht auch besser. Erstens schon weil's eben das Ausland ist und der Ausländer bei uns in litterarischen und künstlerischen Dingen viel mehr Rechte genießt, als der Inländer. Dem deutschen Spießbürger gilt Fremdsprachigkeit an sich als Zeugnis der Genialität. „Herrgott! der redet, ja schreibt sogar und dichtet französisch, dänisch, russisch — was muß das für ein gescheiter Kerl sein. Die andern — die schreiben nur deutsch — die verstehen's halt nicht besser."

Das ist Eines. — Andererseits aber — und da liegt der Has im Pfeffer — haben die Franzosen, die Skandinavier, Dänen und Russen im letzten Decennium und zum Teil schon früher ihre Bühnen dem Strom der modernen Zeit geöffnet. Sie haben die chinesischen Schirme schon früher weggeschoben, oder gar keine solchen besessen, und so konnte die Luft frei durchströmen. Hier fand sich also die „Moderne" mit ihrer gefürchteten Tageshelle, mit ihrem peinlichen Freilicht. Hier bot sich die schönste Gelegenheit, zu erproben, wie das wirkt; — denn der Ausländer darf ja bei uns frei und offen aussprechen, was der arme Deutsche, der sich unter allen Umständen minnig-sinnig zu verhalten hat, aus Kinderstubenrücksichten keusch verschweigen muß. —

Diese modernen ausländischen Werke, die solchergestalt über unsere keuschen deutschen Bretter gingen, waren keineswegs alle unanfechtbar. So besonders bei einigen Versuchen, recht modern zu sein (Freie Bühne) schien man mehr auf das Grasse, Abschreckende, ja Abscheuliche als auf das dichterisch und dramatisch Gehaltvolle zu sehen — (z. B. Tolstoi: Macht der Finsternis). Auch eine urlangweilige Pseudopsychologie, in der man zum Teil ebenfalls das spezifisch Moderne zu erblicken glaubte, feierte Orgien. Vornehmlich aber war es doch zumeist das schmierig-sexuelle Element, der Ehebruch sub utraque forma, der zu solchen modernen Bühnenexperimenten herhalten mußte und noch muß; denn

So'n bißchen Skandal, Skandal, Skandal,
Das zieht allemal . . . .

singt, ich weiß nicht mehr wer in ich weiß nicht mehr welcher faulen Berliner Posse. In diesem edlen Wettstreit schossen natürlich die Herren Franzosen den Vogel ab, und so gingen denn Dinge über unsere Bühnen, und zwar nicht nur über sogenannte „freie" und ähnliche Vereinsbühnen, sondern über unsere regulären Theater, bei denen die Bretter nicht mehr die Welt, sondern nur noch die Halbwelt bedeuteten und deren Anblick eine

hinterwäldleriſche Viehmagd hätte erröten machen, nicht aber unſere feinen, anſtändigen und gebildeten Damen und unſere zimperlichen Backfiſchchen unter der geſtrengen Mama tugendſamer Obhut.

Was wir alſo vom Ausland in den Theatern zu ſehen, zu ſchmecken und ich hätte beinahe geſagt zu riechen bekamen, war, einige geniale Ausnahmewerke abgerechnet, nichts weniger als muſtergültig oder auch nur erfreulich. Dennoch aber wirkte die dieſen Werken innewohnende Kraft der Moderne ſo ſtark, ſo aufrüttelnd und der Gegenſatz zwiſchen dieſen modernen Dramen und den Wildenbruchiaden und Gottſchalliaden war ſo ſchreiend, daß die Wirkung auf die einheimiſche Produktion nicht ausbleiben konnte. Da nun die Deutſchen überhaupt gerne nachahmen und die Nachahmer, wie die Litteraturgeſchichte auf jedem ihrer Blätter erweiſt, den eigentlichen ſchöpferiſchen Genien ſtets voranzuſchreiten pflegen, ſo begannen deutſche Bühnenſchriftſteller Werke à la Dumas-Sardou oder à la Ibſen zu ſchreiben — nun eben wie man im vorigen Jahrhundert in dröhnenden Alexandrinern einherſtelzende Tragödien à la Racine und Corneille fabrizierte, und wie damals glaubte man Großes damit gethan zu haben. Es wiederholt ſich eben alles in der Welt.

Die Ausländer haben ihren Bühnendichtungen nicht nur eine neue Form, ſondern vorzüglich auch einen neuen Inhalt gegeben. Dieſer neue Inhalt gipfelt in den Worten Darwinismus, Milieu und Soziale Frage. An dieſen Punkten ſuchte auch das neue deutſche Drama anzuſetzen, aber mit wenig Erfolg. Einesteils beſaßen die Dichter nicht die Kraft, dieſe neuen Stoffe zu bewältigen, andererſeits aber verhielten ſich die Bühnen dieſem neuen Inhalt gegenüber ebenſo ablehnend wie gegen die neue Form. Der Schauſpieler will ſich ſeine alte, ſchon ſehr verroſtete couliſſenreißeriſche Deklamationsmethode nicht abgewöhnen, die Theaterleitungen aber fürchten ſich, durch die Aufführung realiſtiſcher und ſozialer Dramen anrüchig zu werden, Subventionen zu verlieren u. ſ. w. Solche von deutſchen Autoren verfaßte darwiniſtiſchen oder ſozialen Dramen erblickten alſo bei uns in Deutſchland das Licht der Lampen nicht, bis — nun ja, bis ein ſchlauer und gewandter Kompromißler kam, der es verſtand moderne Probleme, oder wenigſtens ein modernes Problem in einem nicht ungeſchickt aufgebauten Stück pikant anklingen zu laſſen, ohne dabei weder der alten Bühnenroutine noch der althergebrachten Bourgeois-Moral allzuderb auf die Hühneraugen zu treten. Ich brauche nicht zu ſagen, daß ich hier von Sudermann und ſeiner „Ehre“ rede. Es iſt hier auch nicht der Ort, mich über die Schwächen und Vorzüge dieſes Stückes zu verbreiten. Ich erinnere nur daran, daß der Vertreter der ſogenannten „modernen“ Moral in der „Ehre“, der gute Graf Traſt, eine Theaterdrahtpuppe allererſten Ranges iſt, die ſich ganz und

gar in der Manier eines deus ex machina bewegt und so die leider allzusichtbaren Drähte des Stückes in Aktion setzt. Aber die „gute Gesellschaft“ staunte eben das geschickt eingeflickte „Hinterhaus“ wie eine Terra incognita an. Dieses Hinterhaus war ein Fund, eine Offenbarung. Sudermann war auf ein halbes Jahr der Messias der deutschen Bühne und man schrieb fortan — Hinterhäuser. Sogar der zahme Wildenbruch, der stets dabei ist, wo es etwas nachzuahmen giebt, rückte so schnell wie möglich mit seiner „Haubenlerche“ an — er wollte zeigen, daß er auch ein realistisches Drama schaffen könne. Fragt mich nur nicht wie!

So war der Stein ins Rollen gekommen. Der talentvolle Richard Voß schuf einige sehr respektable Werke, die dem modernen deutschen Theater Ehre machen, und schließlich tauchte am Horizonte ein wirklich selbständiger und kraftvoller dramatischer Charakterkopf auf — Gerhard Hauptmann.

Hier hätten wir also die ungefähre Entwickelung des modernen deutschen Schauspiels den äußeren, den Bühnenereignissen nach skizziert, das Bild der äußeren Erfolge der letzten Jahre. Diese äußeren Erfolge waren aber zumeist auch äußerliche, durch Umstände und Zeitströmungen und nicht durch die Persönlichkeiten der Dichter oder die urwüchsige Kraft ihrer Werke bedingte Erfolge. Selbst ein Gerhard Hauptmann ist mehr durch die Zeitströmung und durch äußere Umstände emporgetragen worden als durch den wirklichen Wert seiner Schöpfungen — die ich übrigens keineswegs unterschätze. Außer diesem Gerhard Hauptmann, dessen Charakterbild, weil noch zu sehr in der Entwicklung begriffen, gewissermaßen noch zu unbestimmt umrissen ist, hätten wir also in der jungen deutschen Litteratur keinen Dramatiker von ursprünglicher Eigenart aufzuweisen, kein aus sich selbst gewordenes, auf deutschem Boden gewachsenes dramatisches Vollgenie?

Wenn wir in der Welt der bisherigen äußeren Bühnenerfolge bleiben, müssen wir diese Frage verneinen. Tauchen wir aber einmal hinab, unter die Oberfläche dieser äußeren Erfolge, die, wie wir gesehen haben, doch zumeist nur auf einer gewissen Handwerksroutine beruhen und mit der eigentlichen Kunst nicht allzuviel zu schaffen haben, tauchen wir hinab in jene Regionen ernsthaften poetischen Schaffens und Ringens, wohin leider das Auge unserer Bühnenleiter so selten dringt, so stoßen wir hier auf einen Dichter, einen schöpferischen Geist, der dem deutschen Volke zuerst ein modernes soziales Drama zu schenken versuchte und der überdies unserer modernen Bühne das wieder zu erringen strebt, was ihr kein Sudermann, kein Voß und bis jetzt auch noch kein Gerhard Hauptmann mit seinen „Alltagstragödien“, wie der geistreiche Richard Dehmel diese Stücke nennt, zu schenken vermochte, ein aus dem Geiste der Moderne herausgeborenes historisches Drama großen Stils.

Dieſer unermüdliche Kämpfer und Dichter, deſſen Feder trotz der geradezu klaſſiſchen Nichtachtung, die ihm die Bühnen ſeines engeren und weiteren Vaterlandes angedeihen laſſen, nicht erlahmt, der hartnäckig und mit ſtets erneuter Kraft gegen die Schanze des Vorurteils anrennt, bis endlich einmal Breſche geſchoſſen ſein wird, iſt Karl Bleibtreu.

Bleibtreu hat bis jetzt gerade ein Dutzend Dramen veröffentlicht, die naturgemäß nicht alle gleichwertig ſein können, unter denen aber keines iſt, das nicht durch packende Erfaſſung der Probleme, durch eigenartigen Aufbau und geradezu geniale Charakteriſierung der handelnden Perſonen überraſchte, und von denen ſich jedes, was ſeinen inneren Wert anbetrifft, über die auf unſeren Bühnen täglich erſcheinende Dutzendware himmelhoch erhebt.

Dieſe zwölf Dramen laſſen ſich ihrem Inhalte nach folgendermaßen gruppieren.

a) Die beiden Byron-Dramen, die Erſtlingsarbeiten des Dichters auf dramatiſchem Gebiet: „Lord Byrons letzte Liebe“ und „Seine Tochter“.

b) Zwei halbromantiſche Werke, dramatiſierte Romane, oder eigentlich eher Romane in dramatiſcher Form: „Rache“ und „Anerſtanden“.

c) Zwei ausgereifte modern-ſoziale Dramen: „Der Erbe“ und „Volk und Vaterland“.

d) Sechs hiſtoriſche Dramen großen Stils: „Harald der Sachſe“, „Der Dämon“ (Ceſare Borgia), „Ein Fauſt der That“ (Cromwell), „Das Halsband der Königin“ (Marie Antoinette), „Weltgericht“ (Franzöſiſche Revolution) und „Schickſal“ (Napoleon), wovon die drei letzten unter ſich gewiſſermaßen eine Trilogie der Franzöſiſchen Revolution (Halsband-Expoſition, Weltgericht-Peripetie, Schickſal-Kataſtrophe) bilden, und zwar eine Trilogie über dieſes größte und wichtigſte Ereignis der neueren Geſchichte, wie ſie umfaſſender und genialer bis jetzt noch kein dramatiſcher Dichter weder in deutſcher noch in überhaupt einer Sprache geſchaffen.

Und mit ſolchen Werken wird nicht einmal der Verſuch einer Aufführung gewagt! Unſere Bühnen beachten dergleichen einfach nicht. . . Iſt das nicht merkwürdig? Die „Bildungsanſtalten“ — als ſolche wollen ja unſere Schaubühnen gelten und als ſolche auch beziehen einige unter ihnen mehr oder minder große Subventionen aus fürſtlichen Schatullen oder aus öffentlichen Fonds — ja, dieſe „Bildungsanſtalten“ haben eben viel zu viel zu thun, um ausländiſchen und inländiſchen Ehebruchsdramatikern, den Poſſenfabrikanten, Coupletdichtern und ähnlichen um die Erziehung des Volkes zum „Schönen“ beſorgten Leuten, die ſtets offenen Mäuler

mit Tantièmen zu stopfen. Für einen Dichter ist auf der deutschen Bühne kein Raum mehr.

Wozu brauchen wir Dichter auf dem Theater! Das Publikum — das wir die Bühnenleiter so gut gezogen haben — will nicht begeistert, gepackt und ergriffen werden, sondern sich nur „amüsieren" und dafür bezahlt es sein Entree. Für die paar sonderbaren Schwärmer, die nach poetischem Gehalt verlangen, — es sind ja höchstens ein paar Schüler oder Studenten, ein paar gouvernantenbeschattete Backfischlein und ein paar biedere Landbewohner — und selbst die haben wir glücklich so weit gebracht, daß sie an den eindeutigen Schweinereien unserer Possengrößen mehr Gefallen finden als an den Sentenzen der Weisheit — also für solche altmodischen Leute genügen die Klassiker, die man aus Anstandsrücksichten doch hie und da vor immer leerer werdenden Bänken aufführen muß. Aber um eines neuen Dichterwerkes willen — wenn es nicht gerade ein wildenbruchisch-patriotisches Bardengeheul in schauerlichen Holperversen ist — neue Rollen einzustudieren, sich über Dekoration, Kostüme ꝛc. den Kopf zu zerbrechen, das wäre doch wahrhaftig zu viel verlangt. — — —

Nun könnte man mir aber einwenden: die Theaterstücke Bleibtreus mögen einen bedeutenden litterarischen, einen hohen poetischen Wert haben, sie sind vielleicht vorzügliche Buchdramen (ein besonders in Deutschland so beliebtes und häufiges Gewächs), aber sie sind nicht bühnenmäßig geschrieben, nicht theatralisch — nicht aufführbar. — Ja, da kommt sogar der und jener, verdreht scheinheilig die Augen und meint: die guten und edlen Theaterdirektoren thun dem Dichter Bleibtreu einen Gefallen dadurch, daß sie ihn vor einem theatralischen Durchfall bewahren. Die Ablehnung oder Nichtbeachtung seiner Stücke geschieht aus lauter Edelmut.

Das sind nun sehr wenig stichhaltige Einwände, denn:

1) Müßte die Bühnenunfähigkeit der Stücke vorerst durch das Experiment erwiesen werden.

2) Ist das Theater der dramatischen Kunst wegen da und nicht die dramatische Kunst des Theaters wegen. Die Bühne hat sich den Anforderungen des Dichters zu fügen und nicht dieser der eingerosteten Theaterschablone. Was im echten Sinne dramatisch wirkt, weiß der Dichter allemal besser als der Regisseur — das sollte uns in den letzten Decennien der Wagnerstreit, wo die „Bühnenroutiniers" auch alles besser zu wissen meinten als der „Meister", schlagend dargethan haben. Wo der Dichter in Nebensachen einmal irrt (nur in solchen kann er überhaupt irren), da mag der Bühnenroutinier immerhin helfend einspringen.

3) Schadet ein tüchtiger Durchfall einem Dichter gar nichts, im Gegenteil. Diese Feuerprobe ist gerade darum so nützlich, weil sie den

Schwächling verzehrt, den wahren Dramatiker aber nur ſtählt und kräftigt. — Bleibtreu, davon bin ich überzeugt, verträgt einen Durchfall, er iſt ſtark genug. Möchten ihm die edelmütigen Bühnenleiter nur dieſe Feuertaufe erſt gönnen.

Die dramatiſchen Werke Bleibtreus auf ihren litterariſchen Wert und im Zuſammenhange mit dem Geſamtſchaffen des Dichters zu prüfen, wäre gewiß von hohem Intereſſe,*) kann aber hier nicht unſere Aufgabe ſein. Unſere Aufgabe beſteht darin, die Aufführbarkeit und die Bühnenwirkſamkeit der einzelnen Bleibtreuſchen Dramen zu unterſuchen und dieſe Unterſuchung (mit der wir im nächſten Hefte beginnen) wird uns lehren, daß in Bleibtreus Dramen für unſere nach neuen und großen Stoffen ſchmachtende Bühne Schätze verborgen liegen, die nur von geſchickter Hand gehoben zu werden brauchen.

Unſer Dichteralbum.

Lyriſche Fragmente von Wilhelm Walloth.

Zerbrich die Leier, o Poet,
Du ſiehſt, es ſterben deine Reime
Schon als Keime,
Vom Froſt ungünſt'ger Zeit verweht.

Aus einer Ode an den Abendſtern.

Und ſelbſt der Kuß,
Der von Berauſchung glüht,
Weiß er ſich Süßeres,
Als in mildauflöſenden Schlafs
Üppigem Hauch
Hinzuſterben?
Und der Held,
Wenn er erklomm,
Was unerreichbar den Unerreichten,
Was winkt ihm verlockender
Nach brennenden Thatendurſts Qual,
Als beläubt vom Lorbeergedüft
Zu ruhen
Unter ſiegkündendem Marmor?

*) Wer ſich darüber eingehender unterrichten will, den verweiſen wir auf die ſoeben bei Wilh. Friedrich in Leipzig erſchienene Broſchüre „Karl Bleibtreu" von Dr. Karl Bieſendahl, worin das Geſamtſchaffen des Dichters zum erſtenmal eingehend beleuchtet wird.

2.

Wenn einſt der letzte
Rollende Glutball
Donnernd ſich vermählt
Mit der Urſonne Glanzmeer,
Wo dann, Geliebte,
Sind unſre Küſſe?
In welcher Flamme
Kniſtern ſie hin?
In welchem Wirbelrauch
Schmilzt unſer Staub?
In der Rieſenumarmung
Zweier Welten
Zuckt auch deines Leibes
Und des meinen
Übergewaltige
Liebesſehnſucht — — — —

3.

Über der Berge Kamm
Gekrümmt im hohlen Wolkenbauch,
Auf Glutbefreiung lauernd,
Seh ich den Blitz trotzvoll zucken;
Unter ihm biegt des Sturms
Brauſender Arm
Wald und Welle. —

4.

O warum breiteſt du glänzend
Deiner Lockungen Fülle, Natur,
Aus vor anſtaunenden Sinnen
Und ſtellſt den herben Engel
Bittrer Entſagung
Mit dem abweiſenden Schwert
Vor die zulangende Hand —?

5. An die Sonne.

Haſt du noch einmal den Mut,
Sonne, zu ſchaun,
Was dein Flammenflügel
Ausgebrütet
Auf der Erde Sumpf?
Bebſt du nicht
Bereuend zurück
Vor dem Graus deiner That,
Und vergoldeſt wie zum Hohne noch
Elend, das vor ſich ſelbſt
Schaudernd flieht?
So weide dich denn,
Grauſame Mutter,
Täuſche dich ſelbſt,
Wenn du des Frühlings Schminke
Der Erde zerfreſſnem Antlitz
Lächelnd aufdrückſt —
Halte für ewig,
Was im Rauſch
Aufglühend zerſtiebt,
Wähne, du ſeiſt der Weſen
Hohe Beglückerin,
Und lächle ſie weg,
Die Grauenahnung,
Daß auch des Glücklichſten Glück
Einſt zum Traum wird,
Zum ausgeträumten — —
— — — — — — — — —

6. Geſang der Verdammten.

Hört ihr den Richter?
Sein letztes Wort
Vom Qualenort
Dröhnt der Vernichter.
Könnt ihr es faſſen?
Nicht mehr lieben,
Nicht mehr haſſen?
Wie auf mondberauſchter Welle Schaum
Des Echos Hall
Bebt,
Lebt,
Nach kurzem Traum
Verſchwebt —
Ausgeſchieden
Aus dem All,
Aus dem ſchönen Ring
Aller Weſen,
Der liebend uns umfing —
Ein ewiger Fall,
In den ewigen Schlund
Ohne Grund — —
— — — — — — — — —

7. Aus dem Tagebuch eines Unglücklichen.

In deines Blätterlabyrinthes Schauer,
O Wald, birgſt du keine Quelle, deren Labung
Schon längſt verklung'ner Stimmen Echo nimmer
Dem Ohr mit neuem Schmerzensruf gebiert?
Nacht, brauchſt du keinen Schleier feucht und kühl,
Der der Verzweiflung Wut abdämpft zur Trauer?
Und du, o Kunſt — —
Die uns des eh'rnen Weltgeſetzes Gluthauch
Allein noch ließ, da er des Glaubens Blüte
Verſengt — haſt du nicht Töne, Farben, Worte —
Die des Gewiſſens dumpfen Schrei — — —
— — — — — — — — — — — —

Horch! Wächterruf,
Bang aus des Hornes rauher Krümmung wehend,
Verſcheucht den Schritt der Nacht — ſo hallt die Stimme
Des Racheengels in des Qualorts Glut,
Dem Büßenden verkündigend, daß erſt
Ihm eine Stunde ſeiner Buße ſchwand —
— — — — — — — — — — —

Wo um des Teichs einſame Spiegelglätte
Sich ſchmiegt des Waldes dunkeltroß'ge Pracht,
Wie eines Trauermantels ſchwere Falte,
Such' ich des Lebens Wunden mir zu kühlen —
Geneſen will ich hier von geiſt'ger Qual,
Vom üpp'gen Gifthauch allzuſüßer Stunden,
Verträumt im Duftglanz blauer Sommernächte,
Da mich heißlugend durch die Blütenbliſche
Dein menſchenfreundlich Aug', neugier'ger Mond,
Aufforderte zum Raub ſündvoller Küſſe!
Geneſen von den wehen Worten allen,
Die aus dem Buſen mit verruchter Liſt
Wegätzen brennend jede keuſche Regung.
Geneſen? kann ich's je? Ja, wenn Erinnerung
Nicht wäre, mit der weichen Zauberhand
Das längſt verblaßte Schöne neu vergoldend,
Und Reue nicht, die ewig ſtarrt und gierig
Vernarbtes neu mit Bitterniſſen tränkt.

*

Es glänzt im Mittagsbrand ſo ſtill der Weiher
Bis weit hinaus, wo friſchen Schilfes Kranz
Den ſcharfgeſchliff'nen Silberſpiegel kühlt.
Wie ruht ſich's ſüß jetzt auf der Uferbank —
Ich ſeh den Kahn friedſame Kreiſe zieh'n,
Ein ferner Schuß weckt ferne Waldesecho —
Wildenten flattern aus dem Rohr, dem Duft
Des Horizontes zu, dem grell erhitzten.
Fern blinken weiß die Rücken Badender

Durch Uferbüſche, und mir Sinnenden,
Der weich verſinkt im Glanz und Duft und Rauſchen,
Hüllt's wie mit heißem Schlaf die Stirne, die
Nach jenem tiefern, kühl'ren Schlaf verlangt —

8. Sonnenaufgang.

Du kommſt! du bringſt uns den fliehenden Tag zurück
Und ſtreuſt ſein Lächeln weit über Meer und Land,
Als ſei das Weh ein Traum der Thoren,
Gießt du die freudigen Strahlen ringsum.

Selbſt wechſellos beleuchteſt den Wechſel du!
Geſchlechter weckte, rieſige, deine Macht;
Du ſahſt den Erdball ſie umklammern,
Sahſt ſie in ſtaubigen Urnen ſchlummern.

Heil jenen, Sonne, welche dich nimmer ſeh'n!
Und wehe! jenen, welche zum erſtenmal
Aus ungekannter Nacht auftauchend
Heute die Augen zu dir erheben.

9. Ode an die Langeweile!

Wie? ſelbſt nach mir reckſt du graues Geſpenſt
Aus die feuchten Schwingen?
Hältſt mir das Stundenglas
Grinſend vors Antlitz,
Jedes Körnlein zählend mit gähnendem Munde?
Was that ich dir, unheimlicher Geiſt,
Daß du — des Gewiſſensbiſſes Spottbruder —
Mich heimſuchſt mit Qualen ſo erfinderiſch,
Wie ſie die Krankheit, der Tod kaum hat?
Hab' ich mir zu deinem Ärger
Allzukurz durch Lieb' und Wein
Die Stunden gewandelt?
Daß du ergrimmt dein ödes Triefaug'
Tief einbohrſt in meines?
Giebt's keine Britten mehr durch Italien
Zu foltern? Jagen alkoholduftende
Großruſſen ſich nicht mehr dir zuliebe
Kugeln durchs nihiliſtiſche Hirn?
Sind jene Dichter todesverblichen,
Die dich aus des Tintenfaſſes Bauch
Gebaren? Schwebſt du nimmer da, wo
Moral vom Katheder fließt?
Auch keine Kanzel dient dir zum Neſte mehr?
Wo du herabträufſt
Selig machenden Tau?

Monolog.

Ich hab verzichtet! Weiche von mir, Glück,
Selbſt wenn du nahſt mit Blumen um dich ſtreuend,
Jetzt weiſ' ich dich mit ſanften Worten ab,
Denn ſo viel Bitternis hab' ich getrunken,
Daß ſelbſt die Süßigkeit mir bitter dünkt
Und nur vermehrt die Herbigkeit des Leids.
Ich ſchließe euch die Thüre ab, Genuß
Und Lebensfreudigkeit — denn ach! ich weiß
Wie ihr uns nur in kurzen Schlummer lullt,
Damit wir deſto jäher drauf erwachen.
Zwar — was das Schickſal bringt, ich trüg's vielleicht!
Es iſt ein großer, achtungswürd'ger Herrſcher,
Der große Schmerzen feierlich uns reicht —
Doch unerträglich ſind die kleinen Stiche
Der Menſchenmücken. Unerträglich iſt
Des Neides Giftzahn, der durch lächelnd-
Verzog'ne Lippen blickt — — — —

10.

Ich ſah den Blitz im Traume! doch ſtarb er nicht!
Ein Adler trug die furchtbar gezackte Glut
Mit feierlichem Flügelſchlage
Über die nächtigen Erdenthäler . . .

Manch ſtaunend Aug' ſah ſchaudernd hinweg von ihm,
Denn wo er hinglänzt, ſank von den Dingen ab
Der Schein und Blütenparadieſe
Sahen verwüſteten Gräbern ähnlich . . .

Die Maske riß auf jeglichem Angeſicht
— — — — — — — — — —
Von allem, was die Erde verſchönt, hielt nur
Das Grab dem Schimmer des Blutigen ſtand — —

11.

Nur durch Melodieen will
Ich's dem Wald, der Felsſchlucht künden,
Daß dein Haupt an meinem ſtill
Mag die letzte Zuflucht finden —

Nicht in Worten, nur im Lied
Frühlingstrunkner Nachtigallen,
Tönt's, wie endlich kampfesmüd
Dir dein zages: Ja! entfallen.

12. Du haſt geſiegt.

Am Ufer ſaß ich!
Da Der goldne Abend
Prunkvoll lagert
In Wolken ſich,
Und brennend giebt der See
Zurück ihm ſeines Feſt's
Geheimnisvollen Fackelpomp,
Und weit her aus den Purpurthoren
Ewiger Glanzhallen
Über die Wogen ſcholl's:
„Galiläer, du haſt geſiegt!"
O hohe Verſöhnungsfeſtnacht!
Im verborgnen Wolkentempel,
Von Geiſterglanz umſchleiert
Schmiegſt du,
Mutter des Heilands —
An die marmorfeuchten Glieder
Der Schaumentſtieg'nen —
Deine blutende Bruſt —
Und die dreimal durchſtoch'ne
Kühlt mit ihrer Locken Duft,
Lächelnd die Vielbeſung'ne —!
Und ſieh! Amor der Schelm,
Vom Haupte nimmt er dem kindlichen Heiland
Mitleidig die dornige Krone
Und küßt die blutende —
Und der Heiland, lächelnd ſpielt er
Mit des Venusſohns
Seelenmarterndem Fackel —
Und aus den Pforten der Nacht,
Den ſanft ſich ſchließenden,
Über die ſchauernden Fluten
Weht's melodiſch:
„Galiläer, du haſt geſiegt!"

13.

Vor meinem Fenſter ein Vogel ſingt
Eh' der Morgen erwacht!
Gar holde Kund' er dem Trauernden bringt,
Daß ſie im Traum, daß ſie im erſten Traum
Seiner gedacht!

Einſchläfert des Vogels Lied mich ſo lind
Eh' der Morgen erwacht!
Flieg' zu, bring' ihr die Kunde geſchwind,
Daß ich im Wachen und Traum, bei Tag und bei Nacht
Ihrer gedacht!

14. Mehr Licht!

Verbirg dich grollend in deinen Wolkenpaläſten,
O Sonne Homers!
Weig're uns deiner Herrſchergaben Pracht,
Den lieblichen Lenz, den üppigen Sommer —
Wir zürnen nicht deiner Strenge;
Denn ſieh! uns ſchmiedete
Aus der Blitze gefährlicher Pracht
Prometheiſche Geiſtesthat
Kunſtvollen Tag,
Und der kühnaufblitzende
Wird dich Stolze entthronen
Und bald kein Auge mehr wiſſen

Was Nacht iſt. —
Siehe! da flieht die Schwarzumflorte,
Entſagung im tiefgrübelnden Blick!
Ihr ſüßer Zauber weilt nur noch brütend
Fernab am Waldteich — in der Gebirgsſchlucht Schrecken,
Wo der Löwe die Wunde kühlt —
Und aufgeſtört
Raben umkrächzen das Grab des Mörders —
Aber wo Herzen ſchlagen
Quillt von ſchäumender Schale, o Prometheusgeſchenk,
Dein ſeelenerhebender, augenverzehrender
Gewaltglanz!
In kettenſchmiedende Paläſte, in dumpfige Hütten rauſcht er,
In weihrauchdurchqualmte Tempelhallen!
Und nicht mehr unausdeutbar,
Als dunkelſüße Ahnung
Vom Kreuze herab weht
Dein Taubenſittig, o Tochter des Lichts!
Du kargſt nicht mehr wähleriſch mit deinem Kuß
Und ſchlingſt den brennenden Liebesarm
Um Erden und Sonnen,
Um Tier und Menſch,
Um alles was iſt — —

15. Fenſterſtudien.

Gerne lieg ich des Abends in Träume verſunken am Fenſter,
Welches ein Kiſſen dem Arm weich und behaglich geſchwellt;
Schaue zur Bläue empor, die leis mit der düſteren Maske
Sich der grämlichen Nacht ſchmückt das erblichne Geſicht.
Wie entlaſtet vom Druck des lodernden Scepters der Sonne,
Welches ſie herriſch auf Dach, Giebel und Pflaſter geprägt,
Atmet die Welt und ſie ruft: der König iſt tot und es lebe
Wieder der König — der Mond, welcher den Weltthron beſteigt — —

Hochſommernacht.

(Aus dem Cyklus Regina coeli.)

O ſüßer Tod an Deiner Bruſt!
So weich war nie der Wind im Wald,
So leis kein Frieden auf der Erden
Zur Winterszeit um Weihnacht her,
Wenn Engelſcharen weltwärts ſchweben
Und alle Himmel weit ſich öffnen — —
Mein Auge bricht in Deinem Blick —
Meine Seele lauſcht, an dich gepreßt,
Hinweggezehrt von Deinem Kuß
Fühlt kaum ihr eigen' Sterben ſie —
O ſo in Seligkeit vergehen!
Nur einen Hauch noch laſſ' mich leben,
Daß, Heilige, Deinen Nam' ich ſtammle
Und Menſchendank für Himmelswonne —
Regina coeli!

München. M. G. Conrad.

Freie Liebe.

(Denen, die es angeht.)

Schönes Kind von achtzehn Jahren,
Ein Weilchen ſind wir zuſammengefahren
Durch die verdammt langweilige Welt.
Und ſchon ſind uns die Roſen vergällt?
Schon lauern Gähnen und läſtiger Trug,
Um des Himmelswillen genug, genug,
Ein toter Docht kann ſelbſt nicht glimmen,
Ein läſſiger Arm kein Meer durchſchwimmen.
So geh' deinen Weg du, ich gehe den meinen,
Wir wollen uns grämen nicht, wollen nicht greinen,
Und ſollten wir ſpäter uns treffen einmal,
Wird's keinem von uns zu Kummer und Qual.
Haſt ſchnell einen Schatz, ich find' ein Schätzchen,
Du einen Kater, ich ein Kätzchen,
Streichelſt dann, eia, ein ander Händchen,
Und mir ſchläft im Arm ein ander Gänschen.
Nur immer friſch das Leben genoſſen,
Bald hält uns höhniſch der Sarg umſchloſſen.
Und nun Lebewohl, Dank ſei dir gebracht
Für manche wildherrliche Liebesnacht.
Noch einmal komm' ich Morgen früh,
Und dann iſt die Sache perdauz und perdü.

Altona-Hamburg. Detlev von Liliencron.

Nachtſtück.

Ein Stern ſchoß flammend durch die dunkle Wolkennacht,
Noch denk ich d'ran. Ein tiefes Atemholen
Ging durch des Gartens ſommerſchwüle Blütenpracht.

Die Mondesbarke lenkte ihren Silberkiel
Ins Trauerdunkel ragender Cypreſſen
Am Friedensort, der alles, alles Lebens Ziel.

Du ſangſt von Liebe, doch es klang nicht hell und froh,
Es war ein Lied vom längſtverlornen Eden
Erſterbend in ſtillweinendes Adagio.

Dann ſahſt du mir ins Auge tief und ſtumm und lang;
Und ich verſtand ſie, deiner Seele Sprache,
Eh' noch das müde Wort von deinen Lippen klang:

So wollen wir denn ſchmerzverbunden Hand in Hand
Hinziehn die thränennaſſen Dornenpfade
Ins Schattenreich, in unſrer einz'gen Hoffnung Land.

Scheibbs. Karl Bienenſtein.

Moderne Bildung.

(Reimhiſtoria, ſehr vernünftig zu leſen.)

Frau Ente und Herr Enterich,
Die liebten ſich herzinniglich,
Sie lebten ſtill in frommer Eh'
Und hatten bald Familie.
Die lieben Kinder, ihrer vier,
Die machten ihnen viel Pläſier,
Wenn ſie mit ihnen 'mal zuſammen
Im Teiche auf- und niederſchwammen;
Doch bald war's um den Spaß geſchehn,
Die Kinder mußten zur Schule gehn;
Die Knaben und die Mägdelein,
Sie lernten Griechiſch und Latein,
Franzöſiſch, Engliſch, Italjaniſch,
Wie man ein Drama macht und Spaniſch,
Phyſik, Chemie und Logarithmen;
Auch mußten ſie ſich eifrig widmen
Der Geo-, Stereometrie,
Botanik und Zoologie,
Der Geognoſie, Geographie,
Der Weltgeſchicht', Philoſophie
Und ſonſt noch mehr — wer kennt ſich aus?
Kurz, was man „nötig" braucht ins Haus.
Und als die „Bildung" endlich gar
Beim Brüder- und beim Schweſternpaar,
Die beiden Buben als „Studenten",
Von Wiſſen ſtrotzend und Talenten,
Die beiden Mädchen ganze „Damen"
Zurück zu ihren Eltern kamen —
Frau Ente und Herr Enterich,
Die freuten ſich unbändiglich.
Und riefen: „Kinder, ſeid willkommen!
Nur luſtig zu uns hergeſchwommen . . ."
Doch an dem Ufer — 's war gelungen,
Da blieben ratlos ſteh'n die Jungen,
Sie hatten, ſeit ſie vom Haus entfernt
Vor lauter Studieren das Schwimmen verlernt.

Duban. Ottokar Stauf von der March.

Tantalus.

Ich bin vom Stamm der Tantaliden,
Nach Schönheit dürſtet mein Gemüt,
Mein Herz pocht laut, die Pulſe ſieden,
Und purpurrot die Stirne glüht.
Doch ungeſtillt bleibt mein Verlangen,
Der Sehnſucht namenloſe Qual
Schrieb untilgbar mir auf die Wangen
Mit Flammenſchrift ihr Feuermal. —

Vorüber rollen die Karoſſen,
Dort fährt die wunderbare Frau,
Von ihrer Schönheit Glanz umfloſſen
Der Roſe gleich im Morgentau.
O ſelig, wer die neid'ſche Hülle,
Die deines Buſens Wogen engt,
Gelöſt und an des Leibes Fülle
Im Wonnerauſch ſein Herz gedrängt;
O ſelig, wer in Luſt umfangen
Der Glieder ſanftgeſchwellten Bau,
Wem du zum Kuß gereicht die Wangen,
Die brennendheißen, ſchöne Frau!
Im Rauſch des Schönheitsüberfluſſes
Wird ihm dann Erd' und Himmel eins,
Und in dem Meere des Genuſſes
Verſiegt der Sehnſuchtſchmerz des Seins.

Doch ach, vergeblich iſt mein Streben,
Ich weiß es ja, nie wirſt du mein!
Gezeichnet irre ich durchs Leben
Wie jener Brudermörder Kain.
Ein ewig ungeſtillt Verlangen,
Der Sehnſucht namenloſe Qual
Schrieb untilgbar mir auf die Wangen
Mit Flammenſchrift ihr Feuermal.

Duban. Joſef Schmidt-Braunfels.

Das neue Lied.

Niemand entgeht der Not der Zeit,
Sie ſteht vor meinem Tiſch,
Stützt frech die Fäuſte auf und ſchreit:
Was ſoll dein lyriſcher Wiſch?

Was ſoll dein lyriſcher Wiſchiwaſch!
Ein anderes Lied thut not,
Mit Trommelbegleitung, riſchiraſch,
Und das Kalbfell wirbelt der Tod.

Und das Kalbfell wirbelt der Tod, tromm, tromm!
O Trommel, wie lockſt du ſo ſehr,
Der Tambour ſchlägelt ſein Kamerad komm,
Und es wächſt das hungrige Heer.

Und vor dem hungrigen Heere fällt
Deine fatte Kunſt in die Knie,
Und ihren Todesſchrei übergellt
Die Revolutionsmelodie.

Hamburg. Guſtav Falke.

Vöglein.

Die kleinen Vöglein ſchwirren
Am Waldſaum hin und her,
Sie flöten und ſie girren,
Badend im Sonnenmeer.

Sie ſind in Luft erglommen
Und kichern leis ſich zu:
„Der lockre Lenz will kommen,
Sonne, wie kitzelſt du!“

Dieſer und Jener.

Er handhabt wacker die geliebte Leier
Und kennt den Rhythmus, wie er ſchwillt und ſinkt,
Doch fehlt ihm zum modernen Muſenfreier
Das Scepter, der centrale Zeitinſtinkt.

Freie Bahn.

Ob des Spießers Fauſt dich ſteinigt,
Der ſich zwängt ins Zappelnetz,
Abzuſchütteln, was dich peinigt,
Iſt das erſte Kunſtgeſetz.

Biſt du in dir ſelbſt geeinigt,
Stehſt du unantaſtbar da,
Schön gefügt und wohl gereinigt
Flutet deine Muſika.

Zürich-Hottingen. Karl Henckell.

Sommerſymphonie.

Du, der du mühſelig und beladen biſt, Sklave des Werkeltags, ſiechendes Kind der Großſtadt, komm zu mir ins ſchwellende Gras, auf daß du geſundeſt! Siehe das Meer, wie es atmet in tiefer azurner Ruhe. Goldüberſät zittert und flutet ſein endloſer, lebendiger Spiegel. Er ſendet als lockenden Gruß ſalzduftenden Weſtwind, der tröſtend und ſanft, wie die Geliebte, deine Wange ſtreichelt. Sonne, Sonne und Licht, vibrierendes, ſtummes, ſchlaftrunkenes Licht! Die Welt ſcheint getaucht in eine unerſchöpfliche Harmonie von Farbentönen: von der blendenden Bläue des Zeniths zum dunklen ſtrotzenden Grün der reifen Tanne. Dazwiſchen im Gehölz braunrötliche Kiefern, oder — wie Jungfern in Sommergewändern — weiße Birken, deren Rinde wie mattes Silber im Sonnenlicht leuchtet.

Betäubende, trockne Glut ſchwebt über der Erde. Kein Vogelgeſang. Nur unzählige Mückenſchwärme ſummen und ſingen unſichtbar in der Luft. Der feine graue

Sand auf den feſtgeſtampften Kieswegen ſtäubt und knirſcht unter der Sohle, und der vertrocknete Pfad hallt und bröckelt unter dem fliehenden Schritt. Wo ihn Tannen und Fichten beſchatten, iſt er dicht mit glatten dürren Nadeln beſtreut, über die der Fuß lautlos ausgleitet, wenn ſich der Pfad zu Thale ſenkt. Wie Blei brütet das ſengende Licht auf dem dürſtenden Laub; die Birken ſchütteln träge und rieſelnd ihre Locken, wenn der ſchläfrige Weſtwind durch ihre Kronen ſchleicht. . . .

Ich aber ruhe im ſchwellenden Graſe, in dunklem, kühlendem Schatten, unter Weihrauchduft von Tannenharz und Seetang. Der Raſen iſt hier grün und ſaftig wie jungkeimendes Winterkorn; wie ein ſamtner Teppich, ſo weich und zart, als dürfte ihn nur ein nackter Kinderfuß berühren. Ich ruhe im ſchwellenden Graſe und lauſche dem glühenden müden Leben, das in ſeliger Trägheit ſtehen geblieben . . . ſtehen geblieben wie ein träumendes, in Gedanken verſunkenes großäugiges Kind.

Ich aber fühle mich fremd in dieſer Welt des Friedens. Ich gehöre nicht hierher. Ich bin ein kranker, frevelhafter, gebrechlicher Flüchtling aus dumpfer, ſtaub- und ſorgenerfüllter Werkſtatt, gehetzt von Leidenſchaft und gebleicht von Furcht. Ich bin ein rechnender, wägender Grübler voller Mißtrauen und Zweifel. Ich bin ein Sträfling, der ſeiner Haft entflohen, die Ketten an den Füßen. Und ich bin zweifach und dreifach bekleidet und geputzt und gebürſtet vom Scheitel bis zur Sohle. Ich bin ein Fremdling und ein ſcheuer Gaſt der Natur. . . . .

Und der Sommertag vor mir, ſo rein, ſo geſund, ſo vertrauensvoll nackt und voll brünſtiger ſchwellender Kraft! Mir iſt, als müßte ich mich an ihn klammern, daß er nicht entfliehe. Ich ſtrecke meine Sehnen und tauche inbrünſtig meine Wange ins taufige Moos und trinke wie ein dürſtender Säugling, trinke mit Lungen und Naſe, mit allen Nerven und Sinnen Licht und Luft. Und Auge und Ohr werden ſcharf und empfindlich für unzählige neue Töne und Farben; mir iſt, als wäre ich umgeben von einer ſtillen, ſehnſüchtigen, unendlichen Melodie. Ich fühle den Staub von meinen Gedanken gleiten, und langſam, zögernd, unwillig weicht die Bosheit aus meinem Sinn.

Ich entkleide mich . . . allmählich, gemächlich, Schritt für Schritt, mit langen Pauſen. Ich fühle voll Wolluſt die ungebundene, kühle, windumſpielte Nacktheit der mählich erwachenden Glieder und ſtrecke mich hoch in die Luft mit breitem Bruſtkorb und ſchwingendem Arm. Ich bin kein Gefangener mehr, der ſeine Ketten ſchleppt, ich bin ein freier, verwegener, tanzender Eindringling ins Reich der Sonne und ich ſteige ſingend in die kühle lockende Flut. Trieſend und atemlos plätſchere ich zurück ans Geſtein und keuche hinauf auf die glühenden Granitplatten, mitten in die Sonne und blicke voll herzbeklommener Andacht in den ſchönen duftenden Sommertag. Fern auf blauem Gewäſſer blitzt ein einſames ſchneeweißes Segel und immer hörbarer ſummen die Mücken in der Luft. Winzige poſſierliche Weſen purzeln über das rauhe grünbärtige Geſtein und iecken an meinen Sohlen. . . . Ich ziehe mich lachend zurück in mein ſchattiges Moosbett unter der Kiefer. Wie glühender Wein iſt mir das Licht der Sonne und der Salzhauch des Meeres ins Blut gedrungen; ich fühle die Pulſe ſchlagen, es iſt derſelbe Takt, wie die Melodie, die mich umgiebt, der ſüßen ſchmeichelnden Melodie, die mich umſchwirrt, wie ein flatternder Vogel: du, der du mühſelig und beladen biſt, Sklave des Werkeltags, ſiechendes Kind der Großſtadt, komm zu mir ins ſchwellende Gras, auf daß du geſundeſt!

Helſingfors. Johannes Öhquiſt.

Zu alt.

Skizze aus dem Seelenleben von Hans Fiſcher.

(Verborn.)

Ich bin aber doch zu alt für Dich, Ernſt. Es iſt zum Verzweifeln. Um die Augen bekomme ich ſchon Gänſefüßchen. Ach, Liebling, es kann nicht gut enden. Ich mache Dich doch nicht glücklich.“ — Darauf hatte er erwidert: „Aber Schatzos mios, red doch kein Blech! Im Gegenteil, biſt mir manchmal noch viel zu jung — zu feurig.“

— „Geh, das glaubſt Du ja ſelbſt nicht. Du müßteſt ſo ne recht Junge, Friſche haben, doch ich . . . ich altes Tier!“ Sie hatte zu weinen angefangen. Das konnte er am wenigſten vertragen. Er umſchlang ſie: „Liebling mach' den Abſchied nicht noch ſchwerer wie er is! Die paar Jährchen! Liebes, dummes Wurm, Du.“ Sie hatte ſich wieder ein wenig gefaßt und ihn feſt an ſich drückend geſagt: „Leb wohl, mein Alles, Alles!“ Immer wieder hatte ſie das geſagt und ihn ſo ſonderbar dabei angeſehen, ſo angſtvoll, auffaugend . . . Und dann hatte er ſie noch einmal geküßt . . und dann war er gegangen. — All deſſen erinnerte er ſich noch ganz genau, während er die Depeſche immer wieder las. „Komme ſofort, Ilſe verſchwunden,“ wiederholte er mechaniſch. Er ſtöhnte und griff ſich an den Kopf. „Komme ſofort, Ilſe verſchwunden,“ murmelte er wieder. Er ſetzte ſich. Bis zum nächſten Zug hatte er noch Zeit genug — zum Nachdenken. Recht klar mußte er ſich's machen, was das heißen ſollte mit dieſer Depeſche, recht klar. Er marterte ſein Hirn, aber das Herz ſchlug zu heftig, das Blut jagte zu eilig durch die Adern, er konnte keinen klaren Gedanken faſſen.

„Komme ſofort, Ilſe verſchwunden!“ ſtarrte es ihm entgegen. Und da! Auf einmal wußte er es ganz genau. Sie war in den Rhein gegangen und hatte ſich ertränkt. Er ſprang auf und lief einige Male im Zimmer auf und ab. Wieder faßte er ſich . . . Natürlich, der Rhein hatte ſie geſchluckt . . . und da fiel ihm Falſtaff ein, der auch immer Durſt nach Sekt und andern Süßigkeiten hatte. Wahrhaftig! Er glich ihm auf ein Haar, der Rhein nämlich. Er ſah ihn ordentlich. Ha! Ha! Der feiſte, biedre, lüſterne Falſtaff, Sir John Falſtaff! Wie er die Arme ausſtreckte! Sie zitterten ein wenig vor Gier, und die kleinen Äuglein blinzelten ſiegesfroh. Da war ſie in ſeine Arme geſprungen. Plumps! Falſtaff lachte und tauchte mit ihr unter und drückte ſeine wulſtigen, fetten Lippen auf ihre entblößte Schulter . . . Pfui Teufel! Wieder ſprang er auf. Heiß und trocken ſchluchzte

er und lehnte ſich an die Stubenthür. Er preßte die Stirn an das kühle Holz. Das that gut. Allmählich legte es ſich kühl um ſeinen ganzen Körper .... Und wieder ſah er ſie. Sie trieb langſam den Rhein hinunter. Die ſchwarzen Locken umfloſſen ſie. Den Arm hatte ſie unter das Haupt gelegt, daß es beſſer gebettet ſei — ſie hatte ihm erzählt, daß ſie ſtets ſo ſchlafe — die Augen waren geſchloſſen, die langen Wimpern ruhten friedlich auf der Wange. Sie ſchlief, ſchlief ſanft, und es war ſo kühl und klar um ſie. Langſam trieb ſie weiter, immer weiter . . . Und die Vögel ſangen ihr vom Ufer ihre Lieder zu . . . Mächtiger rauſchte es um ſie, und die Flut wurde dunkler. Um eine Biegung! Die Sonne ſchien ihr jetzt gerade ins Geſicht, ſie blinzelte. Da ſchlug ſie plötzlich die Augen auf, voll und weit, und ſah ihn an. Golden glänzte es in ihnen. Die hohen Wogen wiegten ſie auf und nieder. Immer noch ſchien ihr die Sonne ins Geſicht. Beide ſtarrten ſich an, regungslos. Da, auf einmal huſchte ein Lächeln über ihr Geſicht, ſie öffnete ein wenig den Mund und . . wahrhaftig! ſie nieſte. „Ilſe ahch lieb, gelle Schatzi?!“ ſagte ſie. Da! Jähes Erſchrecken über ihr Geſicht. Ein leiſer, letzter Schrei und ſie war verſchwunden. Das Meer hatte ſie zu ſich genommen. — Erlöſend floſſen die Thränen aus Ernſts Augen. Endlich konnte er weinen. —

Die Rathausuhr ſchlug zwölf, hart und rauh, langſam, zum Atemausgehen. Das brachte ihn wieder zu ſich. „Komme ſofort, Ilſe verſchwunden!“ grinſte es ihn an. Ja! die ſteifen, aufgeklebten Buchſtaben grinſten. Die O's hielten ſich vor Lachen die wackelnden Bäuche, die E's hüpften hin und her wie betrunkene Streichhölzer, nur das U verlor ſeine Würde nicht. Das machte auch jetzt noch die gleiche, griesgrämige Leichenbittermiene. Das ſah zu ſpaßig aus. Gerad als ob es Leibſchmerzen hätte, und die N's kitzelten es, kitzelten das U unaufhörlich, ſo daß es kaum noch ſeine ſaure Miene bewahren konnte. Die O's lachten, daß es nur ſo dröhnte, daß ihnen die Thränen aus den Augen liefen. Und Ernſt mußte mitlachen, laut lachen; auch ihm liefen die Thränen aus den Augen. Warum ſollte er nicht lachen? Die ganze Geſchichte war doch auch zu komiſch, man mußte es nur verſtehen, das Komiſche herauszufinden. Er wand ſich auf dem Sopha vor Lachen, daß ihm der helle Schweiß auf die Stirn trat. — Die Buchſtaben waren endlich wieder ernſt geworden. Es war auch höchſte Zeit, er wäre ſonſt vor Lachen umgekommen, erſtickt. . . Erſchöpft, mit geſchloſſenen Augen blieb er eine Weile ruhig liegen. Endlich beſann er ſich. Er mußte ja fort, abreiſen. Er erhob ſich, zog mechaniſch ſeine hellen Kleider aus und dunkle an. Es durchrieſelte ihn kalt, als er ſein blaſſes Geſicht in dem ſchwarzen Zeug im Spiegel ſah. „Mumie!“ murrte er und verließ müden, ſchleppenden Ganges ſein Zimmer. — Auf der Straße gab er ſich einen Ruck. Pah! brauchte

ihm niemand etwas anzusehn. Vergnügt wollte er sein. Er war ja frei! frei! Er war ja wieder zu haben, noch zu haben! Zu famos! Wieder Junggeselle! Ausgezeichnet! Würden sich die Mädels freuen! Da war dem Amtsrichter seine Tochter. Ganz nett, etwas schmächtig, sonst aber nicht übel. Da war's Mariechen. Hm .. das Mariechen! „Fest im Fleisch und gut für'n Hausgebrauch, wie Conrad sagt," meinte er. Plötzlich rief er laut: „Mieze! He! Mieze! Gehs De her, kleiner Schäker!" Etwas verlegen trat die so Angeredete an ihn heran. Sie war Tingeltangelsängerin. „Gieb mir mal Deinen Arm. So! Boug!" Er streichelte ihr die Backe. „Siehst Du, meine liebe Mieze, wir sind nämlich wieder zu haben."

Sie sah ihn etwas scheu von der Seite an. „Dummes Ahs! guck nich so!" fuhr er auf. Sie wollte sich losmachen. Er hielt sie aber fest. „Wenn Sie mich nicht loslassen, rufe ich die Polizei zu Hilfe," fauchte sie. „Bleibengelassen, holder Bengel," entgegnete er. „So zwaa wie mir zwaa kumm'n holt nimmer mehr zamm!" trillerte er. Sie sah ihn immer ängstlicher an. „Siehst Du, meine liebe Mieze, wir sind nämlich wieder zu haben," begann er von neuem, „und da wir, wie ich soeben sehr richtig bemerkte, ein ganz famoses Paar abgäben .. gäben, so wollte ich Sie fragen, mein verehrtes Fräulein, hochgeehrteste Donja, holder Schmuckel, ob Sie damit einverstanden wären? .. Nich? .. Na, schad nischt, geht auch ohne ihr Einverständnis, mein Fräulein. Mußt Dich nur noch drei Tage gedulden, süße Mieze. Muß nämlich erst noch meinen alten Schatz begraben, verstehs De? — Karnaille! starr mich nich so an, sonst dreh ich Dir den Hals um!" schrie er und packte sie fester. „Hilfe!" rief sie. „Alberner Graßaff!" zischte er zwischen den Zähnen hervor und ließ sie mit einem Puff los. Mieze machte sich eiligst von dannen. Ernst stierte ihr eine Weile nach, lächelte blöde vor sich hin und setzte seinen Weg fort. .. Endlich saß er im Zug, verfolgt von den bald verwunderten, bald spöttischen Blicken des Perronpublikums. Er drückte sich in eine Ecke und schloß die Augen. Er war zum Sterben müde, er meinte, alle Glieder müßten ihm vom Leibe fallen. Bald schlief er ein. .. Nach zweistündiger Fahrt war er am Ziele. Ilses Bruder nahm ihn in Empfang. Ernst rieb sich immer noch den Schlaf aus den Augen. „Verdammt gut geschlafen, lieber Walter," meinte er. Der sah ihn etwas erstaunt an, faßte ihn unterm Arm und ging dem Ausgang zu. „Armer Ernst, ich habe Dir Schreckliches mitzuteilen." — „Los!" — „Ilse ist ertrunken. Vor einigen Stunden haben wir sie gefunden .." Er konnte nicht weiter sprechen. „Sagt ich's doch .. sagt ich's doch .. dacht ich's doch!" murmelte Ernst und schleppte sich mühsam am Arm des Freundes weiter. Schweigend gingen sie vorwärts. Sie näherten sich dem Hause. Ernst sah auf. Eine Blutwelle schoß ihm zu Kopf. Er preßte die Hand an die Brust. „Faß Dich, Ernst!" raunte ihm der andere

zu. „Siehſt Du ſie, ſiehſt Du ſie! Dort am Fenſter," flüſterte Ernſt. „Siehſt Du ſie! Dort ſtand ſie immer, wenn ich zurückkam. Das liebe Köpfchen, die lieben, lieben Augen! Dort am Blumentiſch mit den roten Roſen, da ſtand ſie!" Laut ſchluchzend brach er an der Thür in die Knie. Mit einiger Mühe gelang es Walter, ihn ins Haus zu führen. Unaufhaltſam liefen ihm die Thränen und verdunkelten ſeinen Blick . . . . . .

Mit einem lauten Schrei ſank er am offenen Sarge nieder und bedeckte die Hände und die noch feuchten Locken Ilſes mit Küſſen. . . Leiſe ging man ein und aus. Ernſt hörte nicht das ſtille Weinen der Mutter, das krampfhafte Schluchzen der jüngeren Schweſter, immer wieder bedeckte er Ilſe mit heißen Küſſen. Seine zitternden Finger glitten über das blaſſe, kalte Geſicht, und leiſe Koſeworte ſtammelte er zu den toten Ohren. — Jäh verſtummte er und ſtarrte ſie an. Ihr linkes Auge hatte ſich geöffnet, wahrſcheinlich durch eine zu heftige Bewegung ſeinerſeits. Immer wieder mußte er in das kalte, tote, farbloſe Auge ſehn, bis er bewußtlos zuſammenbrach.

Am andern Nachmittag war die Beerdigung. Sie war kirchlich, denn man glaubte nicht, daß Ilſe ſich das Leben genommen, man glaubte an einen unglücklichen Zufall. Ernſt benahm ſich recht gefaßt, nur manchmal glitt ein irres Lächeln über ſein Geſicht, das nur ſein Freund Walter bemerkte, der deshalb doppelt auf ihn achtgab und ihn den ganzen Tag und die folgende Nacht nicht aus den Augen ließ. Gegen Morgen aber war Walter eingeſchlafen, und Ernſt ſchlich ſich unbemerkt fort, einen Violinkaſten unterm Arm, dem Kirchhof zu. Derſelbe lag etwa eine Viertelſtunde außerhalb des Städtchens. In der Nähe desſelben begegneten ihm jugendliche Fabrikarbeiter, arme Bauernjungen, die zur Stadt wollten. Ernſt holte die Geige aus dem Kaſten, ſtellte ſich ihnen in den Weg, machte eine Verbeugung und ſprach: „Liebe Freunde und Gönner, es iſt mir eine große Genugthuung, Sie hier ſo zahlreich verſammelt zu ſehen. Ich fordre Sie deshalb auf, ſich mir anzuſchließen und meiner verſtorbenen Braut die letzte Ehre zu erweiſen." Die Bauernburſchen ſahen ſich verdutzt, blöde lächelnd an. Einige, aufgewecktere, riefen: „Er hot, er hot!"*) Ernſt ſtampfte mit dem Fuß auf. „Folgen Sie mir, meine Freunde, geſtern das war doch bloß Schwindel!" Neugierig, was das werden ſolle, ſchloſſen ſich ihm die meiſten an. Bald ſtand er an dem friſchen Grab, um welches reichlich Blumenkränze herumlagen, die welkend ihre matten Düfte ſandten. „Meine Herren!" begann Ernſt, „Sie ſehen uns hier verſammelt an dem Grab meiner Braut. Nochmals heiße ich Sie herzlichſt willkommen. Das aber,

*) Er iſt betrunken.

was hier begraben liegt, ist gar nicht meine Braut, meine Herren, nur ihr Sarg. Sie selbst ist vorgestern Mittag um zwölf Uhr ins ewige Meer eingegangen. Verstehn Sie, meine Herren?" Die Bauern lächelten immer dummer. „Meine Herren," begann Ernst wieder, „kennen Sie das Lied von Mendelssohn, Felix Mendelssohn-Bartholdy? Das Frühlingslied? Ich sehe, Sie kennen es, meine Herren. Eben dieses will ich jetzt spielen auf dem Grabe meiner Braut, meine Herren, denn es war ihr Lieblingslied, meine Herren." Er begann zu spielen. Die Bauern hörten eine kleine Weile ängstlich, verlegen zu, dann suchten sie sich wegzuschleichen. Als Ernst aufsah und dies bemerkte, sprang er wütend unter sie, Fidelbogen und Geige wild um sich schlagend. „Meine Herren!" schrie er, „ich bitte Sie, meiner Braut die letzte Ehre zu erweisen." Die Bauern suchten zu entkommen. Doch Ernst erwischte zwei von ihnen und begann unter lautem Schreien auf sie einzuhauen. Die geängsteten riefen um Hilfe. Ihre Kameraden kamen herbei, und bald gelang es ihnen, Ernst zu bändigen. Er weinte bitterlich und flehte, man möge ihn loslassen, er müsse seiner Braut die letzte Ehre erweisen. „Der hot ahch Käwern im Kopp," meinten die Bauern und schleppten ihn weiter. — Endlich war man im Städtchen. —

Noch am selben Tage wurde Ernst der Irrenanstalt übergeben.

Der Hätschel-Sünder.

Novelle von Gabriele Reuter.

(Weimar.)

„Wen holst Du denn, Andres?"

„Den Bruder unsrer Frau, den Türken!"

„Türke —? — J wo?"

„Sie sagen ja, er wäre Türke, oder Pascha oder so etwas," brummte der alte Kutscher. „Soll's ja weit gebracht haben."

Der Zug brauste heran. Er hielt eine Minute; eine Bauersfrau mit vielen Körben und ein großer schlanker Herr entstiegen ihm. Aus dem Gepäckwagen wurden ein Koffer und eine Hutschachtel unsanft zur Erde befördert. Dann ging es weiter mit Pfeifen, Zischen und Rasseln.

„Onkel Hubert, Onkel Hubert!" riefen ein paar Knaben und stürzten dem Reisenden entgegen, ihm neugierig ins Gesicht starrend, während er sie küßte.

Der Gepäckträger blieb, nachdem er den Koffer auf den Wagen gehoben und seinen Lohn dafür empfangen hatte, am Schlage stehen, um den Fremdling ordentlich in Augenschein zu nehmen.

Ein Pascha — ein Türke —! Dergleichen hatte man hier noch niemals gesehen.

„Guten Abend, Herr Pascha," sagte der alte Andres respektvoll, den Cylinderhut lüftend.

„Na, na, Andres, noch immer auf dem Damm?" Der Ankömmling blickte freundlich in das rotbäckige Gesicht, welches ihn vom Bock der ehrwürdigen großen Kutsche herunter anlachte.

Er fühlte etwas Rührung. Es war doch angenehm, aus diesem dummen, verwirrten, aufregenden Leben da draußen in den Schoß der Familie heimzukehren.

— Die Sonnenrosen standen schwarz und erfroren in dem kleinen Bahnhofgarten. Der Herbstwind schüttelte die letzten roten Blätter von den Ahornbäumen an der Chaussee und flog sausend über die Stoppelfelder, wo es nichts mehr zu zerstören gab. Der Pascha schlug den Mantelkragen in die Höhe und wickelte sich vorsichtig in seine englische Reisedecke. Durch die Glieder zuckten ihm die Schmerzen der beginnenden Gicht. Auch fühlte er seine Leber wieder. Karlsbad hatte doch wenig genützt.

— Je nun, man lebt eben nicht ungestraft.

Hoffentlich heizten seine Verwandten schon.

Er war nicht ohne Sorge über den Empfang gewesen, den ihm Schwager und Schwester bereiten würden. Zwar besaß er ein starkes Vertrauen zu der Macht seiner Persönlichkeit, aber er wußte auch, daß sie gewisse Dinge über ihn erfahren hatten, welche im allgemeinen der verwandtschaftlichen Liebe nicht besonders zuträglich sind. Seit er jedoch das respektvolle „Guten Abend, Herr Pascha" des alten Kutschers gehört, sah er dem Kommenden beruhigt entgegen. Daß man ihm seine Neffen zur ersten Begrüßung geschickt hatte, war sogar ein überraschender Vertrauensbeweis.

Die beiden Knaben hielten achtungsvoll das Handgepäck des Onkels auf den Knieen: ein buntes Luftkissen, die Reisetasche und in ein langes Packet zusammengeschnürt einen Stock, dessen Knopf mit Türkisen verziert war, eingelegte Pfeifenrohre und eine Peitsche aus Nilpferdhaut.

Alle diese Dinge strömten denselben ausländischen Geruch aus, der den Kleidern des Onkels und seinem roten Fez anhaftete und der die pommerschen Landjungen mit immer steigender Bewunderung förmlich berauschte.

— Ob der Onkel mit der Nilpferdpeitsche wohl schon Sklaven gezüchtigt hatte?

* * *

Hubert Reißner war in seiner Jugend das schwarze Schaf der Familie gewesen. Nachdem seine Mutter durchaus nicht mehr wußte, was sie mit dem faulen leichtsinnigen und doch so liebenswürdigen Burschen anfangen sollte, nahm ihn der Mann ihrer jüngeren Tochter in sein Geschäft. Er that es gern. Denn da er genötigt war, oft längere Reisen zu unternehmen, hoffte er sich an dem Verwandten eine Stütze für die Zeiten seiner Abwesenheit heranzubilden. Man hatte ihm zwar einige von den tollen Streichen des schönen Hubert erzählt, andre aber verschwiegen. Man mußte den armen Jungen doch schonen. Der ältere Schwiegersohn, der, weil er die Mutter in seinem Hause hatte, in dem Geheimnis von allem war, billigte diese Taktik vollkommen. Er meinte: Huberts Selbstbewußtsein würde leiden, wenn er den stillen Vorwurf gegen sein Leben beständig in den Augen seiner Umgebung lesen könne. Auch würde eine zu große Offenheit Schwager Wichern vielleicht bedenklich machen, Hubert in seinem Kontor zu beschäftigen.

Es schien ein glücklicher Griff gewesen zu sein. Hubert schien fleißig und zufrieden. Abgesehn von den kleinen Summen, die ihm seine Familie hin und wieder zukommen ließ, verlangte er nicht nach Geld. Das war ein sehr angenehmer Zustand.

Als mehrere Jahre vergangen waren und Hubert bereits die Stelle eines Prokuristen im Kontor einnahm, entließ sein Schwager ihn ganz plötzlich. Dies geschah während des Krieges, wo er sich doch denken konnte, daß es für einen jungen Mann schwer sein mußte, eine andere Stellung zu erhalten.

Er gab der Familie niemals einen Grund für seine Handlungsweise an und darum hatte diese gewiß ein Recht, ihn für grausam und launenhaft zu halten.

Hubert mußte nun notgedrungen einige Monate bei seiner Mutter, im Hause des Oberamtmann Tannenhofer zubringen. Durch sein liebenswürdiges sanftes Wesen und seine düstere Melancholie über die aufs neue gescheiterten Lebenshoffnungen machte er sich auf dem Gute viele Freunde. Als er endlich abreiste, um sein Glück in der Türkei zu versuchen, vermißte die alte Mutter seine leisen Handküsse und seine zarten kleinen Aufmerksamkeiten. Sein Schwager vermißte ihn bei der Jagd und Schwester Karoline als Begleiter zu ihrem Gesange. Seine Nichte Elisabeth weinte ihm stille Thränen nach und das Stubenmädchen weinte noch viel schmerzlicher, aber sie ließ es ihre Herrschaft nicht merken.

Hubert sagte stets, wenn auf seine plötzliche Verabschiedung tadelnd die Rede gebracht wurde, der Schwager Wichern habe sich in den Kriegszeiten mit dem Personal einrichten müssen, es gehe ihm nicht so gut als

es ſcheine. Doch meinte man, dann hätte er mit der Entlaſſung von Fremden den Anfang machen ſollen. Die Familie müſſe gerade in ſchweren Tagen doppelt zuſammenhalten. Welche Verſprechungen hatte er derſelben nicht gegeben, als ihm Hubert anvertraut wurde. Und wie hatte er ſie nun gehalten?

Huberts Andeutungen beſtätigten ſich, als der Kaufmann Wichern nicht allzulange darauf ſtarb. Außer einer geringen Lebensverſicherung fand ſich faſt kein Kapital vor, von dem ſeine Witwe mit den Kindern hätte leben können. Das war unbegreiflich bei dem blühenden Zuſtande ſeines Geſchäftes. Er mußte ſehr über ſeine Verhältniſſe gewirtſchaftet haben.

Seine Frau zog, um doch einen Anhalt in ihrer traurigen Lage zu haben, nach dem Dorfe, in welchem Karolinens Mann die königliche Domäne gepachtet hatte. Sie war von ihrem Gatten ſtets außerordentlich verwöhnt worden. Das viele Unglück, welches über ſie hereinbrach, machte ſie verwirrt und faſſungslos. Sie bemerkte nicht einmal, wie die Familie ihr ſchonend andeutete, es wäre vielleicht beſſer, ſie wähle einen anderen Wohnſitz, wo ihre Kinder und ſie ſelbſt nicht den beſtändigen peinlichen Unterſchied zwiſchen der Dürftigkeit, die auf ſie wartete, und der auf dem Amtsgute waltenden Wohlhabenheit empfinden würden.

Oberamtmann Tannenhofers waren eine ſolide und noch ſtreng chriſtlich denkende Familie. In den Städten und auch bei der Regierung herrſchte jetzt zwar eine liberalere Richtung, aber der Oberamtmann wußte doch, daß es von oben her gern geſehen werde, wenn „das Land“ treu an alten Sitten und am alten Kirchenglauben hing. Der ehrenfeſte und in dem Rufe großer Wohlthätigkeit ſtehende Oberamtmann genoß eine beſondere Achtung in der Provinz. Sein Rat und ſein Urteil wurden oft eingeholt und ſehr hoch geſchätzt. Er hielt es daher für ſeine Pflicht, mit dieſem ernſten und klugen Rate auch ſeiner Schwägerin in den Zeiten der Trübſal zur Seite zu ſtehen.

„Wie es auch immer gehe, liebes Klärchen,“ ſagte er zu ihr, „Du mußt durchaus mit Deinen Renten auskommen. Laß Dich durch keine Umſtände dazu verleiten, jemals von irgend jemand Geld zu borgen. Das iſt der Anfang des unausbleiblichen Ruins.“

Wie viel die Renten ſeiner Schwägerin betrugen, wußte der Oberamtmann zwar nicht genau, aber das ging ihn ja auch nichts an. Er wollte ſie nur einmal eindringlich auf die Folgen ihrer bisherigen leichtſinnigen Lebensführung hinweiſen. Die Bücher ſeines Schwagers hatten ſich in einer ſo merkwürdigen Unordnung gefunden, daß er es nicht unterlaſſen konnte, dies noch beſonders zu erwähnen.

Bis dahin hatte die Witwe geſchwiegen. Sie hegte denſelben Reſpekt

vor ihrem Schwager, wie die meisten anderen Leute und war zu müde um viel von seinen guten Lehren zu begreifen. Als er aber auf die Geschäftsverhältnisse ihres Gatten zu sprechen kam, begann sie ihm mit zitternder Stimme eine Geschichte zu erzählen, die er zwar nicht ganz und gar verstand — (er fragte auch nicht sehr nach den Einzelheiten derselben) die ihn aber schweigsam und nachdenklich, ja fast ein wenig verlegen machte.

Seine Frau befahl danach ihren Kindern, den Namen von Onkel Hubert nicht mehr so viel wie bisher vor Tante Klärchen zu nennen.

Das war aber nun schon viele Jahre her. Wenn Hubert sich manches hatte zu schulden kommen lassen, mußte doch seitdem eine völlige Sinnesänderung mit ihm vorgegangen sein. Er hatte eine gute Carrière gemacht. Einen so hohen Posten wie den eines Paschas in der Türkei würde man jedenfalls nur einem Manne anvertrauen, in dessen Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit man volles Vertrauen setzte.

Herr Tannenhofer trat eines Tages mit einem Briefe Reißner Paschas in der Hand zu seiner Frau und teilte ihr in seiner überlegten und würdigen Sprechweise mit, ihr Bruder Hubert beabsichtige in diesem Sommer seiner geschwächten Gesundheit wegen Karlsbad aufzusuchen, und dann fuhr er fort:

„Ich denke wir laden ihn ein, seine Nachkur bei uns zu halten!“

Seine Frau sah mit freudiger Überraschung zu ihm auf, griff nach seiner Hand und küßte dieselbe. Sie war so froh, daß ihr Mann endlich die Milde über sein strenges Rechtlichkeitsgefühl siegen ließ.

„Es wird ja freilich das arme Klärchen wieder sehr aufregen; sie nimmt alle Dinge so leidenschaftlich,“ sagte der Oberamtmann bedächtig.

Seine Frau unterbrach ihn:

„Sie soll ihren Groll überwinden und vergeben lernen. Ich meine, Adolf, wir müssen ihr dazu Gelegenheit geben.“

Frau Tannenhofer fühlte eine ihrem ruhigen, glücklichen Naturell sonst ganz fremde Aufregung bei der Aussicht auf Huberts Besuch. Sie hatte ihren Bruder immer sehr lieb gehabt, wenn ihr Mann und Kinder auch natürlich vorgingen. Darum hatte es sie oft beunruhigt, ihn in einem Lande zu wissen, wo er in keine Kirche gehen konnte. Die Missionare, die sie gern bei sich beherbergte, wußten stets viel von den Schäden und Lastern zu erzählen, die unter den ungläubigen Völkern im Schwange gingen. Hatte sich Hubert immer ganz frei davon gehalten?

Ein Gedanke quälte sie schrecklich: sie hatte einmal gehört, daß der Sultan besondere Ehren auf diejenigen häufe, welche ihren Glauben verleugneten, und in aller Form den falschen Propheten Mohammed anbeteten. Und ihr Bruder war Pascha geworden . . .

Digitized by Google

Es war gewiß eine Fügung des Heilandes, daß er Hubert gerade jetzt in sein Vaterland zurückführte, in ein christliches Haus, dessen Einfluß auf ihn nicht verloren sein würde.

Es sollte ihm recht behaglich, recht heimisch gemacht werden. Er sollte sich wohl fühlen, wie zu der Zeit, da seine teure Mutter noch lebte. Wie gut war es, daß Elisabeth gerade anwesend war. Ihr Mann stand im Manöver. Elisabeth hatte immer viel Einfluß auf ihren Onkel gehabt. Frau Tannenhofer aber fühlte sich im Eifer für das Himmelreich völlig eins mit ihrer Tochter.

Wenn Hubert nur ihres Mannes Einladung annehmen würde. Möglicherweise glaubte er, sie hätten Klärchen zu dem thörichten Prozeß bewogen, den diese vor einiger Zeit gegen ihn angestrengt hatte. Dabei wußte ihr Mann nicht einmal etwas von Klärchens Absichten. Natürlich kam es auch, wie er es seiner Schwägerin voraus gesagt hatte: sie mußte ihre Klage wegen Mangel an dem nötigen Gelde zur Durchführung ihrer Sache zurückziehen. Es war recht häßlich von Klärchen, eine so unangenehme Familiengeschichte an die Öffentlichkeit ziehen zu wollen.

Frau Tannenhofer fragte ihren Mann, ob er in seinem Brief nicht die zwischen ihm und der Wichern bestehende Meinungsverschiedenheit über diese Sache erwähnen könne. Es wäre doch schade, wenn der Besuch des Paschas an einem Mißverständnis scheitern sollte. Der Oberamtmann hatte es bereits erwähnt.

* * *

Sie empfingen den lieben Fremdling alle unten in der hohen gewölbten Hausflur. Voran die runde Frau Tannenhofer mit ihren freundlichen braunen Augen, neben ihr die zarte, ein wenig blasse junge Frau Elisabeth, ihr jüngstes Baby auf dem Arm. Dann der Oberamtmann selbst, seinen ältesten Enkel an der Hand führend und ein paar von Klärchens Kindern, die zufällig anwesend waren. Es machte sich hübsch: der stattliche Familienkreis und im Hintergrunde die alten treuen Dienstboten. Nur das Stubenmädchen von damals war nicht mehr dabei; sie hatte sich des Dienstes in einem soliden christlichen Hause unwürdig gezeigt.

Reißner Pascha umarmte seine Schwester. Er war recht alt geworden, der volle Bart reichlich mit grau vermischt und die einst so glänzenden verführerischen Augen tief in ihre Höhlen gesunken. Er sah abgemagert und krank aus, der Arme. Einsam im fremden Land, ohne Lieben, ohne Familie ..... Es war doch hart.

Er wurde ganz still, so sehr bewegte ihn der Empfang. Schweigend küßte er Elisabeth die Hand. Dann sah er sie traurig an und küßte das kleine Händchen des rosigen Kindes auf ihrem Arm ebenfalls.

— „Die hätte er gern gehabt," sagte im Hintergrunde der alte treue Diener zur Mamsell. „Wissen Sie noch, wie die Beiden immer in der Bibliothek zusammen steckten? — Aber nichts haben und nichts sein! — Für solche Leute hat unser Herr nichts übrig."

— — Wie es eigentlich gekommen, wäre schwer zu ergründen gewesen: — für niemand in dem ganzen großen Gutsgebäude war es schon am folgenden Morgen ein Geheimnis mehr, daß der Pascha eine sehr dunkle Vergangenheit hinter sich habe. Man hatte gesehen, daß Frau Tannenhofer bitterlich weinte, nachdem ihr Bruder sich in das nach dem Park gelegene beste Logierzimmer zurückgezogen hatte. Es war wirklich ein starker Beweis von dem Ernste des im Hause waltenden Christentums, daß seine Verwandten den Pascha so liebevoll aufnahmen.

Worin sein Verbrechen eigentlich bestand, wußte zwar niemand, nicht einmal der Hauslehrer und die alte Gesellschafterin, welche das Gnadenbrot erhielt. Aber das hatte eben doppelten Reiz und bot der Phantasie und dem Gespräch um so reicheren Stoff. Es war eine höchst angenehme Anregung in der Eintönigkeit des Landlebens.

Es wehte eine so exotische Luft um den Pascha. Gewiß waren auch seine Jugendsünden von wilder, exotischer Art — wie man davon in Büchern las, freilich nicht in denen, welche die Frau Oberamtmann aus ihrer Bibliothek bisweilen unter ihre Kinder und Leute verteilte.

— Hatte der Pascha seinen interessanten alten Adam ganz abgestreift, oder würde auch hier etwas davon zu Tage treten? Überall machte sich eine gewisse freudig erregte Spannung bemerkbar. Jemand hatte behauptet, als Türke werde der Pascha sich wohl auch einen Harem halten. Frau Elisabeth war diesem Gerücht entschieden entgegengetreten. Aber seitdem war ihre Phantasie zu ihrer eigenen Qual beständig angefüllt mit einem Chaos von Bildern weißer und brauner Weiber, in seidenen Gewändern, mit goldenem Geschmeide an den nackten Armen, welche sie alle begehrend nach dem Pascha ausstreckten.

Elisabeth konnte sich deshalb auch nicht ganz reinen Herzens an den schönen gestickten Stoffen freuen, die Onkel Hubert für sie mitgebracht hatte. „Aus Erinnerung an alte liebe Freundschaft," sagte er leise, indem er sie ihr überreichte. Er sprach immer leise und mit einer gewissen Andacht zu ihr.

Ein echter persischer Teppich für das Wohnzimmer erfreute die Frau Oberamtmann. Wie hübsch von Hubert, daß es ihm eingefallen war, der alte grüne Teppich müsse nachgerade schäbig und verbraucht sein.

Dem Schwager, welcher aristokratische Neigungen pflegte, stellte er die Ankunft eines abessinischen Jagdhundes in Aussicht, und für die Neffen

waren die Nilpferdpeitschen bestimmt. Für jeden hatte der Pascha gesorgt. Nein — mochte geschehen sein, was da wolle — sein Herz war weich und unverdorben geblieben! Und wie gut, daß es ihm so erträglich ging, wie diese schönen Geschenke es bewiesen!

Trotz der Unruhe und Zerstreuung, die das Auspacken und Empfangen der merkwürdigen ausländischen Gaben mit sich brachte, verlor Frau Tannenhofer ihren Zweck nicht aus den Augen. Sie hatte sich am Tage vorher bei dem Herrn Pastor Rat und in manchem Gebete Kraft geholt und war übrigens eine Frau, die auch selbst sehr gut ihren Willen durchzusetzen verstand. Zwar war es nicht leicht, den Pascha ihren Söhnen, die wie Kletten an ihm hingen und ihn mit den seltsamsten Fragen nach den Sitten des Orients und den Abenteuern seines Lebens bestürmten, zu entziehen. Dennoch fand sie Gelegenheit, ihn schon am Tage seiner Ankunft zu einem Gespräch in ihrer Stube einzuladen.

Der Pascha folgte ihr gehorsam. Wenn er auch Miene machte, seine Neffen einzuschmuggeln, so ließ er sich doch bedeuten, daß dies jetzt nicht angehe.

Die Frau Oberamtmann schonte ihren Bruder nicht. Eindringlich, dabei ruhig und mit schwesterlicher Milde hielt sie ihm seine Sünde vor — die Sünde, die kein Richter gestraft habe, die aber darum nicht weniger bestehen bleibe, die nur durch Reue und Buße getilgt werden könne.

Sie weinte helle Thränen dabei, die gute dicke Frau Tannenhofer, denn es war doch furchtbar zu denken, daß ihres Bruders Gewissen von einer Schuld gemartert werde, die das Gesetz mit Zuchthaus bestrafte.

Und nicht von dieser allein! Sie deutete auch ein wenig auf jenes Mädchen hin, welches später traurig untergegangen war. — Wenn sie sich auch hätte selbst schützen müssen — ganz frei von Schuld konnte ihr Bruder nicht gesprochen werden. Vor dem Herrn, dem Allwissenden aber gilt allein die Wahrheit, die ganze Wahrheit!

Gott sei Dank, Hubert war nicht verstockt. Neben seiner Schwester auf dem Sopha, in ihrem behaglichen Arbeitsstübchen sitzend, bekannte er mit offnen männlichen Worten den vollen Umfang des Geschehenen, dessen ihn Klärchen angeklagt hatte. Er sprach es mit schmerzbewegten Worten aus, daß aller Erfolg, alles Glück nichts sei gegen ein reines unbeflecktes Gewissen. Und er kniete, trotz der Gicht in seinen Füßen und seiner sonstigen Leiden vor seiner Schwester Karoline nieder. Sie erinnere ihn so sehr an die selige Mutter, sagte er, nahm ihre Hände in die seinen, bedeckte sie mit Küssen und bat sie, ihm zu verzeihen.

„Wer das Vergangene nur wieder gut machen könnte," murmelte er mit gesenktem Kopf.

Frau Tannenhofer sah auf sein ergrautes lockiges Haar nieder. In der Mitte des Scheitels zeigte sich eine kahle Stelle. Es überwältigte sie, zu sehen, wie ein alternder Mann, ein Herr in einer hohen Stellung, dem die Welt ihre Ehren nicht vorenthielt, sich demütigte — nicht vor ihr — Gott wolle sie vor solchen Gedanken bewahren — sondern vor dem Herrn, den er beleidigt hatte. Aber verzeiht nicht Gott auch den größten Sündern? Ja gerade diesen am liebsten?

Die Frau Oberamtmann fühlte fast einen gewissen Stolz darüber, daß die That ihres Bruders ein wirkliches Verbrechen war — als gäbe ihm das ein Anrecht auf einen besonders weichen, geehrten Platz im Himmel.

Ihr Inneres war durchglüht von Liebe zu diesem Tiefgesunkenen. Sie richtete ihn mütterlich empor und drückte seinen Kopf an ihre volle, warme Brust. Sie vergab ihm von ganzem Herzen. Alles, alles vergab sie ihm.

Ihr lieber Bruder sollte den süßen Frieden der Kinder Gottes schmecken lernen.

Die Frau Oberamtmann forschte, wie es mit dem Glaubensbekenntnis des Pascha stehe. Zu ihrer großen Erleichterung erfuhr sie, daß er wohl recht lau, ja kalt diese vielen Jahre hindurch gewesen, aber doch niemals von dem Evangelium abgefallen sei. Er erklärte sich gleich bereit an dem Kirchgang und der Abendmahlsfeier am folgenden Morgen teilnehmen zu wollen.

Etwas zögernd begann Frau Tannenhofer damit herauszukommen, daß auch Klärchen sich anschließen werde. Die Brauen des Paschas zogen sich zusammen und er nahm eine Spitze seines Bartes zwischen die Zähne.

Aber Frau Tannenhofer fuhr mutig in ihrer Friedensmission fort:

„Ich habe Klärchen auch zu heut Abend eingeladen. Man soll die Sonne nicht untergehen lassen über seinen Zorn, und zwischen Euch dauert die Feindschaft nun schon jahrelang. Das darf unter Christen nicht sein. Der armen Frau wird es auch wohler werden, wenn sie Dir die Hand zur Versöhnung gereicht hat. Sie ist leider recht erbittert und trägt das ihr auferlegte Schicksal nicht mit der nötigen Geduld und mit der Dankbarkeit gegen den Herrn für den Schatz, den er ihr noch gelassen hat, ihre gesunden Kinder."

Die Frau Oberamtmann hatte sich ganz heiß geredet. Aber es war nicht umsonst geschehen. Der Pascha äußerte sich bereit, Klärchen Wichern zu vergeben und Vergangenes zu vergessen.

„Ihr alle habt ja auch mir viel zu verzeihen," murmelte er undeutlich.

Etwas verlegen waren ja Männer immer bei dergleichen Scenen. Mehr konnte man nicht erwarten. Frau Tannenhofer war glückselig.

Es flog ihr durch den Sinn, daß sie Klärchen versprochen hatte, über

eine Geſchäftsſache mit dem Bruder zu reden, ſobald ſich dazu Gelegenheit bieten würde. — Doch nein, — jetzt, in dieſer heiligen Stunde, wo ſie ſeine Seele dem Herrn entgegengeführt hatte, durfte nicht von ſchmutzigen Geldſachen die Rede ſein.

— Das arme Klärchen — es war der Frau Oberamtmann immer unangenehm, daß ſie ſoviel Wert auf das Geld legte, ſo kleinlich die Pfennige nachrechnete. Ach, wenn die Menſchen doch nur einſehen wollten, daß der Herr den Seinen das Nötige im Schlafe giebt!

Frau Tannenhofers rundes, mütterliches Geſicht ſtrahlte vor Freude, als ſie, den Arm um die Schulter ihres Bruders gelegt, aus ihrem Arbeitszimmer wieder hinaus in die allgemeine Wohnſtube trat.

Sie winkte ihrer Tochter Eliſabeth innig zu. Gott hatte ihr eine Seele geſchenkt und ſie hatte ihren Willen erreicht.

* * *

Frau Wichern bewohnte die obere Etage bei dem Krämer im Dorf. In ihrem Wohnzimmer roch es nach Kohl, denn um die Feuerung zu ſparen, kochte ſie im Stubenofen. Außerdem dünſteten die wollenen Strümpfe und die Stiefel der Knaben, die an demſelben trockneten, häßlich aus. Die Jungen machten am Tiſch ihre Schularbeiten. Sie hatten der Mutter die Einladung ihrer Schweſter Tannenhofer gebracht und ſprachen eifrig über den Paſcha.

„Ich erinnere mich noch, als er bei uns im Hauſe war," ſagte der Eine wichtig.

„Mama, ich ſoll Tante Karoline Antwort bringen," ſagte der Andere. Er war begierig, den intereſſanten Onkel wiederzuſehen.

Frau Wichern ſtand unentſchloſſen in der Mitte der Stube und ſah immerfort auf einen Tintenfleck am Fußboden.

„Gehſt Du, Mama?" fragte ihre Tochter, welche in derſelben kleinen Stube Wäſche bügelte. Sie trug einen abgelegten grauen Regenmantel ihrer Couſine Eliſabeth als Hauskleid. Es war ein Mädchen mit einem hübſchen Kopf, aber ſo mager, daß ihre Glieder bei jeder Bewegung ſpitze, ſcharfe Ecken bildeten. Sie konnte den Kohl nicht vertragen. Und dann kaufte die Mutter oft heimlich Pferdefleiſch — die Jungen wußten es nicht, doch ſie hatte es gemerkt und konnte nur wenig davon genießen.

Frau Wichern ſah plötzlich nach der Wanduhr und fragte aufgeregt: „Sind denn Schmidts Jungen nicht ſchon längſt da?"

In dieſem Augenblick polterten ihre beiden älteren Söhne, welche das Gymnaſium in der Stadt beſuchten, die Treppe draußen herauf. Sie

stürmten zur Thür herein und Ludwig stürzte auf seine Mutter mit der Frage zu, ob er Zeichenstunde nehmen dürfe.

„Wie kommst Du denn darauf?" fragte Frau Wichern streng. „Du sollst Dich nicht noch mehr zerstreuen." Ihre Stimme schlug um und wurde weinerlich. „Ihr werdet gewiß nicht versetzt, wenn Ihr Euch so viel herumtreibt. Und nun auch noch Zeichenstunde." . . . .

„Der Klassenlehrer hat es mir selbst vorgeschlagen," sagte der Junge und wurde dabei rot vor Stolz. „Er meint, ich hätte Talent, ganz ordentliches!"

Frau Wichern sah ihren Sohn erschrocken an.

Wieder eine neue Schwierigkeit! Ja, in ihres Mannes Familie war Zeichentalent. . . .

Mißtrauisch und beinah feindselig starrte sie ihre Kinder an. Es würde doch nicht auch noch einer von ihnen Musikunterricht nehmen wollen?

— Wie sollte sie es denn nur möglich machen, sich durch alle diese Ansprüche, die an sie herantraten, hindurch zu ringen. Wenn sie abends todmüde im Bett lag, fing sie an zu rechnen und zu überlegen, woran sie noch sparen könne. Dann rechnete sie und rechnete, bis sie in Schweiß gebadet dalag und die Zahlen vor ihren Augen förmlich Gestalt annahmen und um ihr Bett und an ihrem Gesicht vorübertanzten. Und wenn sie einschlief, waren die Zahlen wieder da und quälten sie. Sie sollte ihrem Schwager Tannenhofer vorrechnen — irgend etwas — sie wußte nicht was, sie konnte die Aufgabe nicht lösen, er aber sagte: „Vor allen Dingen, liebes Klärchen, hüte Dich, Dir jemals von irgend jemand Geld zu borgen. Das ist der Anfang vom Ruin." Dabei wußte sie, daß sie ihn eben um Geld ansprechen wollte.

— — Sie hatte es noch nicht gethan. Aber auch bei hellem Tage und klarem Verstande sah sie den Augenblick, wo sie es thun mußte, immer näher rücken.

— — „Ich habe Euch oft genug gesagt, daß wir nichts für Privatstunden übrig haben," antwortete sie ihrem Sohn. Ihr Gesicht nahm einen harten eisigen Ausdruck an. Sie wußte sich nicht anders zu helfen und ging hinaus.

Ihre Tochter zog die Mundwinkel höhnisch herab.

„Davon hättest Du auch nicht anzufangen brauchen," sagte sie und fuhr mit dem Kohleneisen heftig über das geflickte Leinenzeug.

„Na, man versucht's doch," brummte der Junge und warf seine Bücher krachend auf den Tisch.

„Man versucht's doch," dachte das Mädchen bitter. Sie hatte ihre Mutter zu dem unglücklichen Prozeß verleitet. Sie hatte sich eingebildet, Recht müsse Recht bleiben und wenn sie nur etwas von dem Pascha herausbekämen,

könne sie ihr Lehrerinnenexamen machen. Ihre Verwandten oben auf dem Gute meinten freilich, ein Mädchen finde im Hause am besten Gelegenheit zu nützen und brauche weiter keinen Beruf zu suchen. — Wenn es nur nicht so freudlos im Hause gewesen wäre.

Jetzt hatte sie sich längst in alles ergeben, und sah ihr ganzes Leben vor sich wie eine lange, eintönige, staubige Straße. Wenn ihre Brüder einmal in der Lage sein würden, für sich selbst zu sorgen, — dann war ihre Jugend vorüber. Das hatte sie sich oft ausgerechnet. Es war aber auch gleichgültig, denn es würde ohnedies kein Mann daran denken, sie zu heiraten.

Frau Wichern hatte ein Staubtuch genommen und begann, um einen Vorwand zu haben, allein zu bleiben, in ihrer besseren Stube die Möbel abzustäuben. Sie besaß noch eine bessere Stube mit einem roten Sopha und einem geschnitzten Schrank aus alter guter Zeit. Aber hier wurde nur geheizt, wenn ihre Verwandten vom Gute zu Besuch kamen. Es war jetzt, bei dem stürmischen Novemberwetter so kalt darin, daß ihr die Finger erstarrten und ein unangenehmes eisiges Gefühl ihr den Rücken hinabkroch.

— Sie mußte einen Entschluß fassen. Dabei waren ihre Gedanken so müde und verwirrt, daß sie ganz sinnlos mit dem schmutzigen Tuch auf der gestickten Tischdecke hin und her rieb.

Dieses plötzliche Erscheinen ihres Bruders Hubert hatte alles Vergangene, das von der viel verlangenden Gegenwart allmählich in den Hintergrund gedrängt war, wieder aufgestört.

Ein dumpfes Erstaunen quälte die Witwe, daß man ihn oben auf dem Gute so freundlich aufnahm, ihn, der ....

„Ach ja, es stand ja in der Bibel, man müsse vergeben — in der Bibel, aus der sie so oft Trost gefunden hatte, in den Stellen, wo von dem Versorger der Witwen und Waisen die Rede war, und von denen, die mit Thränen säen und mit Freuden ernten.

Ein weiches Gefühl überschlich sie. Hubert war doch ihr Bruder. Sie waren mit einander klein gewesen und nun waren sie alt und müde und er war krank .... Wenn er nur zeigen würde, daß er etwas gut machen wollte!

— Wenn er nur nicht alles abgeleugnet hätte in jenem unglücklichen Prozeß. Und dazu den Vorwurf der unordentlichen Geschäftsführung auf ihren Gatten zu häufen! Und der Erpressung auf sie selbst! Ach dieser Prozeß, wie oft hatte sie ihn schon bereut. Ihre Verwandten waren auch seitdem viel kälter gegen sie.

— Sie hatte ja nie geglaubt, die großen Summen zurückzuerhalten, die Hubert, als er bei ihnen im Geschäft war, nach und nach entwendet

hatte, dadurch, daß er den Namen seines Schwagers auf Wechseln und anderen Geschäftspapieren fälschte. Sie hatte nur gemeint, nachdem er Pascha geworden sei, könne das Gericht ihn zwingen, ihr eine jährliche Unterstützung zukommen zu lassen, etwa hundert oder zweihundert Thaler. Das wäre ihr eine große Hilfe gewesen.

Aber es fand sich, daß ihr Mann die wichtigsten Beweise von der Schuld seines Schwagers vernichtet hatte. Und dazu ließ ihr der deutsche Botschafter in Konstantinopel vertraulich sagen, es sei vielleicht nicht gut, einen Mann zu einem Eide kommen zu lassen, der in dem Rufe stehe, zu seinem Vorteil jedes Mittel in Anwendung zu bringen.

Da gab sie die ganze Sache auf. Ihr Rechtsanwalt riet es ihr auch und meinte, bei einem gütlichen Vergleich würde sie besser fahren.

Sie wollte sich ja demütigen und noch einmal an alle die schrecklichen Dinge rühren, um ihrer Kinder willen.

Sie trat vor das Bild ihres Mannes, um sich Kraft zu holen. Sie sah hinauf in sein gutes Gesicht, aus dem die Augen klar herausblickten — Augen, die den Menschen vertrauten. Er hatte dem Bruder vertraut — um ihretwillen.

Die Thränen quollen ihr unter den Liedern hervor und liefen in den beiden langen grauen Furchen, die unzählige andere mit der Zeit dort gehöhlt hatten, die Wangen hinab zum Munde.

„Ich kann nicht! Ach Gott, ich kann nicht," murmelte sie in großer Seelenangst. Undeutlich fühlte sie, daß sie jede Hoffnung auf die Unterstützung werde aufgeben müssen, wenn sie die Wünsche ihrer Schwester durchkreuzte.

Alles stand jetzt wieder deutlich vor ihr: der Tag, an dem sie die erste Nachricht erhielt, daß Hubert an der Börse spiele, als der erste Argwohn aufstieg. Damals verteidigte er sich: er benutze dazu das Geld, welches ihm seine Mutter geschickt habe. Dann die eilige Rückkehr ihres Mannes. Dann die Stunde, in der ihr Mann ihr die Mitteilung von dem Verbrechen ihres Bruders machte und in der er ihr zugleich sagte, daß es verborgen bleiben müsse, so lange ihre Mutter lebe. Die alte Frau würde die Schande ihres Lieblings nicht ertragen haben.

— Und dann die Zeit, die darauf folgte: das Ringen und Kämpfen, um die Verluste vor den Augen der Welt zu verbergen und das Geschäft über Wasser zu halten — die heimlichen Sorgen, bis die Kraft des Mannes untergraben war und er plötzlich dahinstarb in seinen besten Jahren. Sie wußte woran — sie wußte es.

„Getötet — Du hast ihn mir getötet!" schrie sie auf und ballte die Fäuste. Erschrocken sah sie sich um, ob auch die Kinder nichts gehört hätten.

Digitized by Google

Sie seufzte und trocknete sich die Augen. Die Hände faltend und heftig zusammenpressend, blickte sie zum Himmel auf.

„Gott, Gott, ich kann ihm nicht vergeben, ich kann nicht," schluchzte sie. „Verlange es nicht von mir, ich kann nicht!"

* * *

Auf dem Gute herrschte nur Liebe und Frieden, Freude und Versöhnung. Eine sanfte Innigkeit, von der Frau Oberamtmann ausgehend, waltete unter allen Familiengliedern. Wollte man doch am folgenden Morgen gemeinsam zum Tisch des Herrn gehen.

Der Herr Pastor war zum Abend eingeladen. Eigentlich ging er am Sonnabend nicht aus, aber dies war ein besonderer Fall. Hatte nicht der Herr geboten, fröhlich zu sein mit den Fröhlichen und hatte nicht in dem Gleichnis der Bibel der Vater selbst ein Festmahl hergerichtet zu Ehren des wiedergewonnenen Sohnes?

Es wurde in dem schönen großen Gartensaal gegessen. Aus Rücksicht auf die Kränklichkeit des Paschas war in dem altertümlichen Kamin ein Feuer angezündet worden. Die Flammen knackten und prasselten traulich, indem sie mächtige Scheite Buchenholz verzehrten. Der alte Diener hatte weiße Handschuhe angelegt und warf dem Dorfjungen in der gelben Livree, der unter ihm die Kunst des Servierens lernen sollte, noch strengere Blicke als sonst zu, wenn dieser mit den Tellern klapperte — was sollte der Pascha von solchen Ungeschicklichkeiten denken? Er war anderes gewöhnt am Hofe des Sultans, wo man auf dem Bauche kriechend servierte.

Hohe Lampen gossen ihren Lichtschein auf die Fruchtschalen, zu denen der Gärtner seine letzten Erzeugnisse geliefert und die Frau Elisabeth so hübsch mit buntem Herbstlaub geordnet hatte.

Elisabeth und der Pascha kamen, als die übrigen schon versammelt waren, aus dem dunklen Park herein. Sie waren lange spazieren gegangen und hatten von den Versuchungen der Welt gesprochen. Der Pascha hatte der jungen Frau mit leisen Worten die Macht der Sinnlichkeit geklagt, hatte ihr die Schönheit der Verführung geschildert. Zwar sei er ihr leider nur zu oft unterlegen, doch nie werde er zu kämpfen aufhören, bis er den Sieg errungen.

Welche Innigkeit, welches Schmachten nach der Hilfe klang durch seine Beichte.

O — ihn zu retten vor diesen schrecklichen Gewalten!

Elisabeths Augen strahlten und ihre Wangen waren heiß. Ihr ganzes Wesen zeigte eine freudige Gehobenheit. Ein Wonneschauer rann ihr durch

den Leib, wie sie ihn nie gefühlt, nicht einmal unter den Küssen ihres Gatten. So mußte sie sein, die Freude der Engel über den Sünder, der Buße thut!

Der Herr Pastor war etwas befangen durch die Vornehmheit des neuen Beichtkindes. Er sprach, als verursache ihm ein Hindernis im Halse Schwierigkeiten, und wenn der Pascha sich zu ihm wandte, beeilte er sich zu lächeln. Der Pascha war ziemlich still. Zuweilen heftete er seine dunklen Augen auf Elisabeth. In Konstantinopel sagte man, daß der alternde Pascha mit diesen Augen noch immer viel bei den Frauen erreichen könne.

„Ich bin verwundert, Ihre Frau Schwägerin nicht hier zu sehen," bemerkte der Herr Pastor zum Oberamtmann. „Sie leidet doch nicht etwa an ihrer bösen Migräne?"

Der Oberamtmann schüttelte traurig den Kopf. Es war der ehrwürdige greise Kopf eines Patriarchen unter den Seinen.

„Sie wissen ja," begann er mit diskret gesenkter Stimme, „wie leicht meine arme Schwägerin alle Dinge durch die Brille ihrer traurigen Weltverbitterung betrachtet. Vielleicht ist es Ihnen nicht unbekannt geblieben, daß eine — hm — eine gewisse Disharmonie zwischen ihr und meinem Schwager besteht. Wir hoffen dieselbe beizulegen, indessen" . . . . . Der Oberamtmann machte eine vornehme Bewegung mit der Hand, welche das Mißlingen und auch ein endgültiges Beiseiteschieben der Angelegenheit ausdrücken sollte.

„Es ist schlimm für die Kinder, daß diese an ihrer Mutter das Beispiel einer — wie soll ich sagen — einer harten, scharfen Gemütsart beständig vor Augen haben. Nun — die Wege, die unser Herr die Menschen führt, sind ja wunderbar, wir dürfen ihm nicht eingreifen."

Darauf lenkte der Oberamtmann das Gespräch auf leichtere, weltlichere Dinge und suchte von dem Pascha zu erfahren, ob dieser seine Uniform — die ausländischen Uniformen wären ja wohl meist sehr prächtig? — mitgebracht habe. Er erwarte an einem der nächsten Tage den Besuch des Oberpräsidenten und da sei es doch vielleicht richtig, sie anzulegen.

Der Pastor fragte teilnehmend, wie denn der Herr Pasche seine Häuslichkeit eingerichtet habe? Es sei doch immerhin schwierig in jenen uncivilisierten Ländern die nötigen Bequemlichkeiten zu erlangen.

Er hatte von dem Gerücht gehört, welches dem „Türken" das obligate Harem zulegte, und da mußte er denn doch erst gründlich nachforschen. Sollte sich etwas davon als Wahrheit erweisen, dann war Pastor Kiekenbusch nicht der Mann, der sich fürchtete vor den Großen und Gewaltigen der Welt die Reinheit seines Altars zu verteidigen und strenge Kirchenzucht zu üben.

Aber Reißner Pascha gab ihm mit seiner gewinnenden Freundlichkeit die Auskunft, er wohne bei einer Witwe, einer liebenswürdigen gebildeten Dame mit einer Tochter, bei denen er deutsches Familienleben nicht ganz entbehre. Zugleich wäre den beiden Frauen die Zubuße, die sie von ihm für Zimmer und Kost empfingen, wohl zu gönnen, fügte er gutmütig hinzu.

Nun, da war ja alles in Ordnung — dem Herrn sei Dank.

Unten am Tisch führten der Hauslehrer und die Gesellschafterin ein bescheidenes Gespräch über die Verwandlung des christlichen Byzanz in ein muselmännisches Reich. Die Jungen widmeten sich mit zufriedenem Eifer der Vertilgung der guten Speisen, welche die Mamsel zu Ehren des fremden Gastes angerichtet hatte.

Vor der Frau Oberamtmann stand eine mächtige braunglänzende Kalbskeule, aus der, während sie davon die Tafelrunde versorgte, kleine Rauchsäulen lieblichen Opferduftes emporstiegen.

Die Frau Oberamtmann betrachtete unschlüssig den Rest des Bratens. Dann gingen ihre Blicke zu ihrem Manne und blieben mit Liebe auf diesem haften. Er hatte sie schon wiederholt daran erinnert, daß es durchaus unrichtig sei, Klärchen zu verwöhnen. Sie müsse es lernen sich in ihre veränderte Lebensstellung zu schicken. Er hatte gewiß sehr recht darin. Ihr Mann verstand in allen Dingen den Kern der Sache zu treffen. Am Nachmittag hatte er zum Beispiel hervorgehoben: Schwager Wichern könne von dem Vorwurf einer leichtsinnigen Vertrauensseligkeit nicht freigesprochen werden, ihr Bruder sei wahrscheinlich über Gebühr in Versuchung geführt worden.

Seitdem dachte die Frau Oberamtmann mit einer Art von Abneigung an ihren verstorbenen Schwager.

— Was die Unterstützung betraf, welche Klärchen durch ihre Vermittelung zu erreichen hoffte, so hatte sie zwar von weitem darauf hingedeutet, als der Pascha sie aber nicht zu verstehen schien, die Sache nicht weiter berührt. Wer konnte wissen, ob seine Verhältnisse derart waren, daß er zweihundert Thaler im Jahr erübrigen konnte, ohne sich Entbehrungen aufzulegen? Auch würde eine Ablehnung von ihm die friedliche Zeit seines Besuches stören.

Die Frau Oberamtmann legte ihrem Bruder eine saftige Pfirsich auf den Teller und klopfte ihm mit ihrer weichen Hand herzlich die Schulter, um ihn für Klärchens schroffes Fernbleiben zu trösten.

Bald nach dem Abendessen empfahl sich der Herr Pastor, um in seine Studierstube heimzukehren. Durch die Dorfstraße wandelnd, bemerkte er in der Wohnung von Frau Wichern noch Licht. Der Gedanke kam ihm, daß es wohl seine Pflicht sei, hier als geistlicher Berater ein ernstes Wort zu

reden. Hatte er doch gesehen, daß Tannenhofers Wert auf die Teilnahme ihrer Schwägerin an dem Kirchgang legen würden.

Ein Prediger, der seine Sache versteht, besitzt ein reichhaltiges Arsenal wirkungsvoller Waffen. Wenn auch Pastor Kiekenbusch an Frau Wichern sonst jenen heiligen Eifer für das Christentum, der ihre Schwester auszeichnete, vermißt hatte, so konnte er doch heute Abend mit seinem Erfolg zufrieden sein. Als er seine Hinweise auf die grenzenlosen Leiden, die Christus für uns auf sich genommen, auf den Tod, der uns so schnell überraschen kann, auf das jüngste Gericht, wo uns nur in dem Maße vergeben werden soll, wie wir vergeben haben, erschöpft und auch etwas darauf gedeutet hatte, daß es nicht klug sei, liebevolle Verwandte durch Starrsinn zu erzürnen, als er der Witwe die Aussicht stellte, daß der Pascha jedenfalls, bei seiner generösen Gesinnungsart, die ihm heute Abend mehrfach entgegengetreten sei, die Absicht habe, sich ihrer in hilfreichster Weise anzunehmen — da fand er doch den Boden ihres Gemütes gelockert. Vor ihm saß eine völlig zusammengesunkene, leise in sich hineinweinende Frau. Und als er ihr zum Schluß die Hand reichte und sie gütig, aber erwartungsvoll fragend anblickte, murmelte dieselbe beinahe lautlos: „Ich will kommen.“ —

Pastor Kiekenbusch sandte am folgenden Morgen, noch ehe er sich Zeit nahm zu frühstücken, ein kurzes Briefchen an Frau Tannenhofer.

Frau Wichern saß wirklich, als die Familie des Oberamtmanns in einem langen Zuge die Kirche betrat, schon auf ihrem Platz unter den Dorfleuten. Sie sah tief auf ihr Gesangbuch nieder, während der Pascha neben Frau Tannenhofer an ihr vorüberschritt. Plötzlich hob sie mit einer gewaltsamen Anstrengung den Kopf. Der Pascha sah sie ruhig an, sie aber senkte den Blick in peinlicher Verlegenheit schnell wieder auf ihr Buch.

Nach der Predigt entstand jedesmal eine kleine Störung des Gottesdienstes. Pastor Kiekenbusch trachtete zwar, die ursprüngliche alte Kirchenordnung wieder zu Ehren zu bringen, welche vorschrieb: die Gemeinde soll den Abendmahlsgästen mit ihrer Gegenwart und ihrer Fürbitte beistehen. Doch fanden sich meistens einige Mütter, die zu ihren Kindern und in die Küche, einige Knechte und Mägde, die zum Vieh eilen mußten und einige andere Leute, die die günstige Gelegenheit benutzten, gleichfalls zu entschlüpfen.

Als alles wieder ruhig geworden war, bemerkte man, daß sich auch Frau Wichern entfernt hatte. Einige sehr mißbilligende und viele neugierige Blicke richteten sich aus dem Herrschaftsstuhle, von den Dienstbotenplätzen und aus den Reihen der Tagelöhner auf die leere Stelle der Kirchenbank, wo sie in ihrem schwarzen Abendmahlskleide gesessen hatte.

Es wäre ein so herzerhebendes Schauspiel für die Dorfleute gewesen,

die Familie vereinigt vor dem Altar zu sehen. Klärchen hatte der Frau Oberamtmann die halbe Freude an dem lieben Abendmahlsgang verdorben.

— Wie auf Verabredung war von diesem Tag an jede Verbindung zwischen dem Gut und Frau Wichern abgeschnitten.

Ihre Knaben gingen zwar am Sonntag Nachmittag harmlos wie immer zu den Vettern hinüber, und Frau Wichern hinderte sie nicht. Sie kamen eher als sonst und verdrossen nach Haus. Man war nicht unfreundlich gegen sie gewesen, man hatte ihre Gegenwart einfach übersehen. Selbst ihre Vettern verstanden es schon, zu spielen, als ob jene überhaupt nicht dabei gewesen wären.

Nach acht Tagen reiste der Pascha ab.

Einige Zeit später sah Frau Wichern zu ihrem größten Erstaunen ihre Schwester die Dorfstraße hinab- und auf ihre Wohnung zusteuern.

Sie freute sich so sehr über diesen Besuch, daß sie eilig, die Küchenschürze abreißend, die Treppe hinablief und die Eintretende unten im Hausflur umarmte. Frau Tannenhofer war sehr kühl. Sie blieb auch nicht lange. Nachdem sie sich in ihrem großen Pelzmantel die schmale Treppe hinabgezwängt hatte, und Frau Wichern von ihrer Begleitung zurückkehrte, bemerkte ihre Tochter, daß der Mutter Gesicht gerötet und entzündet von heftigem Weinen war. Sobald Frau Wichern mit ihrer Tochter allein blieb, fiel sie schwer auf einen Stuhl nieder. Das nasse, zerdrückte Taschentuch in den Händen haltend, sah sie schweigend vor sich hin.

Ihre Tochter kannte solche Augenblicke völliger Verzweiflung und Ratlosigkeit. Sie wartete ruhig eine Weile, dann ging sie auf ihre Mutter zu und nahm sie still in den Arm.

„Wir sollen fort," sagte Frau Wichern, „ganz fort von hier. Hubert kommt nächstes Jahr wieder und will den Sommer über bleiben. Er hat Karoline tausend Mark für ihre Kinderbewahranstalt geschenkt. Sie sagt, sie könne ihm eine Heimat in ihrem Hause nicht verweigern, und meine Gegenwart würde ihm peinlich sein."

Das Mädchen hatte die Zähne fest in die Unterlippe gebissen.

„So —" sagte sie endlich gedehnt, „darum — darum — —" Dann plötzlich und heftig:

„Laß uns fortziehen, Mama!"

„Das sagst Du wohl — aber wohin? Und wovon sollen wir denn künftig leben? Unser Kapital wird alle Jahre kleiner und es reicht jetzt schon nicht."

„Wir sind an Entbehrungen gewöhnt. Und wir werden arbeiten."

„Frauen ohne Rat und Hilfe, wo finden denn die Arbeit?"

„Das ist wahr, es ist sehr schwer. Vielleicht wird es uns nicht ge-

lingen und wir werden untergehen. Aber das glaube ich nicht. In mir ist heute eine Kraft erwacht, auf die ich vertraue. Sie wird uns in der Zukunft tragen und stärken — Dich und mich und die Jungen."

Das Mädchen sprach sehr ernst. Ihre rechte Hand ballte sich und in ihren Augen war ein entschlossener Blick.

Frau Wichern sah sie bewundernd und fast getröstet an.

„Ja, Kind," flüsterte sie unter Thränen, „Opferwilligkeit und Liebe werden uns helfen."

„Nein, Mutter," antwortete das Mädchen, „nicht Opferwilligkeit und Liebe. In ihrem Namen wird zu viel gelogen. Was uns Kraft geben wird, uns aufrecht zu halten und uns ein menschenwürdiges Leben zu erobern, das ist der Stolz und der Haß."

J. G. Vogts Weltanschauung.

Von Wilhelm Rudeck.

Der Satz, daß der Mensch mit seinen Anschauungen doch nur ein Produkt seiner jeweiligen Verhältnisse ist, gilt auch durchaus für die verschiedenen philosophischen Systeme. Eine moderne Philosophie kennt infolge des bergehoch getürmten naturwissenschaftlichen Materials ganz andere Aufgaben und Wege als ihre Vorgängerinnen und im Vergleich zu späteren Anschauungen wird sie nur roh und verzerrt erscheinen können, vor allem, wenn erst die organische Wunderwelt etwas von ihrem heute noch undurchdringlichen Dunkel verloren hat. Von vornherein werden wir es daher als einen unermeßlichen Fortschritt ansehen dürfen, wenn ein Philosoph mit dem alten Wahn absoluter Wahrheiten endgültig aufräumt und den obigen Satz nicht nur anerkennt, sondern auch von diesem Standpunkte aus sein ganzes System entwickelt und aufbaut, wie es J. G. Vogt in seinen Werken thut.

Nach Vogt ist der menschliche Intellekt nicht ein Erkenntnisorgan, er ist nicht dazu geschaffen, die letzten Rätsel der Welt zu lösen. Denn nach Kant hat es der Mensch lediglich mit subjektiven Erscheinungen, nie mit den Dingen an sich zu thun. Das eigentliche Wesen der Dinge muß ihm stets unbekannt und unzugänglich bleiben. Was hat nun der menschliche Intellekt für eine Aufgabe? Genau dieselbe, wie der der Tiere, nämlich die Orientierung. „Das menschliche Hirn ist in seiner ursprünglichen Veran-

lagung ein Orientierungsorgan, der menschliche Intellekt ein Orientierungsinstrument." Unsere menschliche Erkenntnis ist nichts anderes als ein Orientierungsversuch innerhalb der Welt der Erscheinungen.

Die Orientierung ist um so vollkommener, je lückenloser sie ist. Nun beruht das Erkenntnisstreben in erster Linie darauf, die Erscheinungen der Welt in einem lückenlosen Zusammenhange zu begreifen. Zu diesem Zwecke zerlegt der menschliche Intellekt alles Sein und Geschehen und sucht nach allgemeinen Bindegliedern. Das allgemeinste Bindeglied und das beste Mittel zu einer vollkommenen Orientierung ist nun offenbar ein Substanzbegriff, aus dem das ganze Sein und Geschehen deduziert werden könnte. Da aber die analysierende Thätigkeit des Menschen unaufhörlich immer neue Gegenstände schafft, so muß jede Zeit ihre eigentümlichen Substanzbegriffe haben, die eben dem jeweiligen Stande der Wissenssätze entsprechen. Ein Substanzbegriff, der zu Newtons Zeiten ausgearbeitet worden wäre, müßte sich heute bei dem unendlich gewachsenen Materiale durchaus als unzulänglich, als ein unvollkommenes Mittel zur Orientierung erweisen.

So hat sich thatsächlich als unzulänglich der kinetische Substanzbegriff erwiesen. Er hat nur die Gaserscheinungen vollständig, die Wärme- und Lichterscheinungen im Rohen und teilweise, alles Übrige aber garnicht erklären können. Der kinetische Substanzbegriff hat daher notwendig einem neuen zu weichen, und zwar nicht bloß aus dem eben angeführten Grunde, sondern auch deshalb, weil er all den Anforderungen, welche man heute an einen Substanzbegriff stellen muß, in keiner Weise anzupassen ist. Vogt hat nämlich, wie ich glaube ohne Vorgänger, es unternommen, Kriterien für einen Substanzbegriff dem heutigen Stande der Wissenschaft gemäß aufzustellen und zu entwickeln und so die Kosmologie zu einer Wissenschaft zu erheben.

Als solche Kriterien stellt Vogt, abgesehen von der obersten Anforderung der Vorstellbarkeit, (ein Prinzip, das Vogt zum ersten Male als ein Prinzip in der Philosophie aufstellt) in seinem großartigen Werke: „Das Wesen der Elektrizität und des Magnetismus", I, § 27 auf:

Der fundamentale Arbeitsmodus der Substanz muß

1) dem Prinzip des Kreisprozesses sich anpassen lassen, d. h. er muß die Möglichkeit eines Anfangs- und Endzustandes in sich schließen.

2) Alle Prozesse müssen erklärt werden können vermöge des reinen Kraftmomentes unter unbeugsamer Ausmerzung jedes substantialen Momentes.

3) Das Prinzip der Wirkung und Gegenwirkung (Kraft und Widerstand) muß unabänderlich unter dem Begriffe des beiderseitigen aktiven Kampfes in Anwendung gebracht werden können.

4) Keine Arbeitsleistung ist ohne Deformation denkbar, d. h. eine

Kraft kann nur an dem Orte als wirkend vorausgesetzt oder aufgesucht werden, an dem eine Deformation stattfindet.

Wir betreten nun das eigentliche Gebäude der Vogtschen Philosophie, die Synthese des Geschehens aus einem neuen Substanzbegriffe: der Verdichtung. Das ganze Weltall ist erfüllt von einer kontinuierlichen Materie, die aus streng individualisierten Centren besteht. Letztere haben lediglich das Bestreben sich zu verdichten. In dem ewigen Kampfe um das eine Ziel, den Maximalgrad der Verdichtung zu erreichen, erlangen manche Centren ein Übergewicht über die anderen. Um die dominierenden Störungscentren gruppieren sich kugelförmig Milliarden von andern Centren, welche dadurch Gelegenheit erhalten, sich gleichfalls zu verdichten. Wir haben aber eine kontinuierliche Materie. Die erreichte Verdichtung, die Volumverringerung auf der einen Seite muß durch eine Lockerung, eine Volumzunahme auf der andern ausgeglichen werden. Es scheiden sich zwei Massen, die der Störungscentren, welche sich immer mehr verdichten, und die zwischen den Störungscentren liegenden, welche immer mehr gelockert werden.

Die Verdichtung der Störungscentren und ihrer Massen geht unaufhaltsam vorwärts. Aber der Widerstand der gelockerten Massen nimmt immer mehr zu. Die letzteren sprengen endlich die äußersten Schichten der Störungscentren. Die Sprengungsprodukte werden immer dichter, da immer mehr Verdichtungscentren sich zu Gruppen vereinigen und immer tiefere, kompaktere Massen aufgelöst werden.

Wir haben bis jetzt also folgendes Bild: Im Weltall verteilt ungleich große Störungscentren oder Weltkörper, zwischen ihnen gelagert die hochgespannten Massen der gelockerten Verdichtungscentren oder der Äther und in den Äthermassen, welche unmittelbar auf den Störungscentren aufsitzen, die Sprengungsprodukte oder Atome.

Da der Äther in der Richtung der Störungscentren immer höher gespannt ist, so werden die Atome nach den Störungscentren abgezogen, gelockert und ziehen sich dann wieder in der Höhe. Die einen, nämlich diejenigen, an denen die Angriffe des Äthers fast wirkungslos abprallen, erhalten negative, das heißt aus gelockerten Äthercentren bestehende, minimale Sphären, die anderen, welche sich lockern lassen, positive. In dem Wirbel millionenfach verschlungener Umläufe gleichen sich die entgegengesetzten Atomsphären aus, die Atome verdichten sich und ziehen andere Äthermassen heran, sodaß die kugelförmigen Ätherspharen der Störungscentren in ihren Spannungen immer mehr herabgehen.

In diesem Stadium ist jeder Weltkörper ein glühender Feuerball, eine Sonne. Denn der Ausgleich der gegensätzlichen Atomsphären ist nichts anderes als chemische Verbindung und die Verdichtung der Atome die

initiierende Urſache der Wärme- und Lichtſtrahlen. Da, wie geſagt, die Spannung der Äthermaſſen um das Störungscentrum herum im Laufe der Zeit immer mehr ſinkt, ſo ſchlagen ſich allmählich die ſchweren Atome auf der Oberfläche des Störungscentrums nieder, ſodaß ſchließlich nur noch die leichteren Stoffe, wie bei uns die Luft, im Äther verharren, und endlich auch dieſe ſich niederſchlagen.

Das iſt die Entwicklung, wie ſie jeder Weltkörper zu nehmen hat. Wenn der Prozeß nicht vorzeitig unterbrochen wird, ſo muß, trotz aller Verſchiedenheit in der Größe, jeder Körper dieſelben Stadien durchlaufen und dieſelben Elemente aufweiſen, die letzteren in einer Quantität, die der Größe des Störungscentrums proportional iſt. Wird dem Prozeſſe aber ein gebieteriſches Halt geboten, dann werden deſto mehr Elemente fehlen, je zeitiger die ſtörenden Einflüſſe ſich geltend machten. Daher die überraſchende Thatſache, für die noch keine Kosmologie eine Erklärung gegeben hat, daß bei allen Weltkörpern ſich wenigſtens die leichteſten Stoffe vorfinden und dieſe im Univerſum quantitativ überwiegen, während die ſchwereren Elemente in ihrer Menge abnehmen.

Ich habe ſchon geſagt, daß der Entwicklungsprozeß ſiſtiert werden kann. Die Weltkörper bleiben nämlich nicht unabhängig von einander. Es wiederholt ſich vielmehr dasſelbe Spiel zwiſchen dieſen, wie zwiſchen den urſprünglichen Verdichtungscentren. Die mächtigſten ziehen die ſchwächeren heran und zwingen dieſelben zu einer kugelförmigen Gruppierung. Wie bei den Störungscentren der Kern am meiſten ſich verdichtet hat, ſo ſind die Centralſonne und ihre nächſten Maſſen ſchon erkaltet. Die fortſchreitende Verdichtung verrät ſich nur in den äußeren peripheriſchen Maſſen, welche ihre Lichtſtrahlen in den Weltenraum ſenden. All die leuchtenden Körper, die den Nachthimmel erhellen, liegen in dem Stück der Kugelſchale, in deren Mitte wir ſtehen, der glänzende Kreis, der ſich faſt über unſerem Scheitel wölbt, iſt das perſpektiviſche Bild derjenigen Maſſen, welche unſer längſter Viſionsradius erreicht. Hinter uns, d. h. an der Peripherie der ungeheueren Weltenkugel, lagern wieder Millionen von neuen, keimenden Weltkörpern, Nebel, die dem einen Zuge gehorchen, dem Zuge nach der Centralſonne, um ſich einzugliedern in das Gefüge unſerer Weltkugel, ſich zu verdichten und zu erkalten. Und wie die Atome bei jedem einzelnen Störungscentrum ſich in Ellipſenform im Äther bewegen, ſo bewegen ſich auch die Weltkörper in dem des mächtigſten, der Centralſonne, und mit ihnen und um ſie die Planeten mit ihren Trabanten. Eine Sphäre iſt immer in die andere geſchachtelt. In der Ätherſphäre der Erde kreiſt der Mond mit der ſeinigen, die der Erde ſitzt in der Sphäre der Sonne, welche ihrerſeits wieder in der des unbekannten Centrums kreiſt.

Wir sehen, Vogt hat unter vollständig konsequenter Ausmerzung jeder anderen Kraft als der Verdichtung ein Weltgebäude entworfen, das dasjenige von Kant-Laplace an Großartigkeit und Folgerichtigkeit weit hinter sich läßt. Und was alles konnte hier nicht einmal flüchtig angedeutet werden! Ich erinnere nur an die geniale Deutung der Kometen, die ein Glanzstück seiner Theorie ist, an die treffenden Kritiken der bisherigen Anschauungen über alle möglichen Fragen, in denen er erbarmungslos alles verwirft, was mit der Logik oder seinem Prinzipe der Vorstellbarkeit im Widerspruche steht. Doch ich kann mich hier nur damit bescheiden, den Leser auf „das Wesen der Elektrizität und des Magnetismus" und die etwas schwierigere „Kraft" zu verweisen.

Aber Vogt hat sich mit diesem Weltgebäude nicht begnügt. Da er es zu seinem Ziele gesetzt hat, den absoluten Realismus in seinen radikalsten Konsequenzen durchzuführen, unternimmt er das Riesenwerk, auch die organische Welt mit ihren zahllosen Rätseln in den Rahmen seines großen Baues harmonisch und mit der gleichen eisernen Gesetzmäßigkeit einzufügen.

Zwischen der unorganischen und organischen Welt hat aber der Mensch in seiner unvollkommenen Erkenntnis eine unübersteigbare Scheidewand aufgerichtet. Für die unorganische verlangt er ein sogenanntes mechanisches, d. h. vollständig blind, ziel- und zwecklos wirkendes Agens, für die organische Fühlen und Empfinden. Allein schon die Thatsache, daß es kein bestimmt abgemessenes Quantum organischer Substanz giebt, sondern daß die organische Substanz in beliebigen Mengen aus der unorganischen hervorgeht und wieder in sie zurücksinkt oder zerfällt, beweist, daß ein fundamentaler Unterschied zwischen unorganischem und organischem Geschehen gar nicht bestehen kann.

Soll die Scheidewand zwischen diesen beiden Welten fallen, dann bleibt nichts übrig, als auch der unorganischen Welt Empfindung beizulegen. Die Empfindung ist uns unmittelbar gegeben. Wir verlegen in sie das Wesen der Erscheinungen und machen alle Weltprozesse zu Lebensprozessen. Was oben das rein mechanische Agens der Verdichtung war, das wird jetzt zur Empfindungsäußerung.

Wir identifizieren den höchsten Grad der Lockerung eines Verdichtungscentrums mit demjenigen Zustande, in welchem es den höchsten Schmerzempfindungen preisgegeben ist. Die mittlere Dichte ist gleichbedeutend mit den indifferenten Sinnesempfindungen und die höchsten Grade der Verdichtung mit dem beglückenden Gefühl der Ruhe. So gewinnen wir Einsicht in das Warum der Erscheinungen. Das allgemeine Streben der Substanz sich zu verdichten ist nur der Ausdruck für das Ruhestreben. Gleichwohl kann man aber Vogt nicht der Inkonsequenz zeihen, als wäre

er seinem obersten Grundsatze, daß wir das Wesen der Dinge nie erkennen können, untreu geworden. Wenn wir auch die Empfindung zum Wesen der Dinge stempeln, wir haben dann auch nicht den Schatten einer Einsicht gewonnen. Die Empfindung ist uns gegeben, unmittelbar gegeben, wir können aber an ihr selbst keinen Erkenntnisakt vollziehen. Was blau, rot, hart, heiß ꝛc. ist, das ist und wird keiner je imstande sein zu sagen.

Ist aber die Substanz eine empfindende, dann können wir das Leben selbst dem übrigen Geschehen einordnen. Das Leben ist dann nichts weiter als der Ausdruck des Bestrebens der Substanz, solche Konstellationen zu schaffen, unter welchen die Unlustempfindungen am wirksamsten vermieden und die Lustempfindungen am reinsten und andauerndsten unterhalten werden.

Nun muß es für jeden Planeten einen Zeitraum geben, in dem während des Abkühlungsprozesses die ausgestrahlte Eigenwärme gleich der eingestrahlten Sonnenwärme ist. Greifen wir aus dieser Epoche jenen Punkt heraus, in dem innerhalb der Atmosphäre des Planeten die gleich starken Wärmestrahlen zusammentreffen. Die Atome, die jetzt ihre Kreisläufe vollziehen, sich mit einander chemisch verbinden, geraten nunmehr unter zwei Feuer. Von jener Stelle aus ist weder nach dem Planeten, noch nach der Sonne zu die Spannung geringer. Die Atome oder vielmehr die Moleküle erleiden starke Lockerungen, das heißt nach dem vorhin Gesagten, sie haben heftige Schmerzempfindungen. Sie suchen zu reagieren, ihre Schmerzempfindungen abzuschütteln. Dies können sie aber nur dadurch erreichen, daß sie sich zu Gruppen vereinigen.

Aber nicht jede Gruppe hat Bestand. Zahllose zerfallen erst wieder, bis es wenigen gelingt, sich zu dauernden Gebilden zu konstituieren. Diese müssen einen ganz spezifischen Bau haben. Um ein centrales Molekül gruppiert sich kugelförmig eine Schicht anderer, aber unter sich gleicher Moleküle. Um diese vielleicht eine zweite, die wieder von der Beschaffenheit des centralen Moleküles und der ersten Schicht abweicht u. s. f. In diese Kugel ergießen sich nun von zwei Seiten die Wärmestrahlen, oder vielmehr in die äquatoriale Schicht, weil nur hier die Strahlen senkrecht auffallen. Da wir es mit Molekülen zu thun haben, d. h. mit Verbindungen verschiedener Elemente, so müssen nach den oben entwickelten Prinzipien die leichteren Stoffe der äußeren Schicht vom Äther abgezogen werden. Um die schwereren Stoffe bilden sich sofort negative Ätherspähren, wie wir sie oben gehabt haben. Diese lösen ebenso die chemischen Verbindungen der nächsten nach dem Centrum zu gelegenen Schicht, ziehen die leichteren Stoffe an und vereinigen sich mit ihnen. Nun wiederholt sich dasselbe Spiel in der zweiten Schicht, das gleichfalls damit enden muß, daß die leichteren Stoffe der

nächstfolgenden Schicht oder der Centralmolekül selbst herangezogen werden. Der centrale Kern erhält eine bedeutende negative Ätherſphäre. Er ſucht Erſatz heranzuziehen. Dieſen findet er in polarer Richtung; hier werden die leichteren Stoffe dem Äther entriſſen, dem Kerne zugeſchlagen und ſofort von der nächſten Schicht abſorbiert.

Das iſt das Schema des eigentlichen Lebenskeimes. Alle fundamentalen Erſcheinungen des organiſchen Lebens finden hier ihren unverkennbaren Widerhall. Das Geſchehene, das ſich in dieſem Keime abſpielt, iſt nichts anderes als der Stoffwechſel. Er wird initiiert durch die Ausſcheidung der leichteren Stoffe aus der äußeren äquatorialen Schicht. An dieſes Moment der Ausſcheidung ſchließt ſich das der Nahrungsaufnahme an. So iſt es Vogt gelungen, ohne jede Einſchmuggelung irgend eines beſonderen Prinzipes, die Entſtehung des Lebens ganz ſtreng als eine notwendig ſich ergebende Konſtellation der einen einheitlichen Materie darzuſtellen. Dieſe Konſtellation iſt ganz ſpezifiſch. Nur ſie allein hat den charakteriſtiſchen Stoffwechſelſtrom.

Letzterer erleidet bald Modifikationen. Vogt hat nämlich in überzeugender Weiſe gezeigt, daß die Nahrungsaufnahme bald größer werden muß als die Ausſcheidung. Alle überſchüſſigen Stoffe werden im Zellenkeime zurückgehalten, die Maſſe muß daher wachſen. Dadurch wird aber den Wärmeſtrahlen ein größeres Angriffsareal gegeben, d. h. der Kern wird von einem intenſiveren Strome umſpült. Dieſer Prozeß ſetzt ſich noch eine Weile fort. Aber allmählich verſchiebt ſich das Verhältnis. Das punktuelle Centrum kann der großen Außenfläche nicht mehr ſtandhalten, nämlich nicht mehr genügend Stoffe heranziehen. Es wird daher ſchließlich ſelbſt zu den Ausſcheidungsmaſſen geſchlagen. An ſeine Stelle treten ſofort die zwei benachbarten polaren Moleküle. Sie erhalten negative Ätherſphären und ſtoßen ſich nach einem von Vogt entwickelten Prinzip ab. Jedes wird nunmehr der Stützpunkt eines beſonderen Stoffwechſelſtromes. Der urſprünglich einheitliche Lebenskeim ſpaltet ſich in zwei gleiche Hälften, die ſich zu gleichen Lebenskeimen heranbilden. Das iſt in ſeiner ganzen Weſenheit der wunderbare Akt der Fortpflanzung.

Die Lebenskeime ſetzen ſich wieder in ſtrenger Gliederung zu höheren Gruppen zuſammen und aus letzteren baut ſich endlich die Zelle auf. Denn die Zelle iſt nicht die morphologiſche Einheit der organiſchen Welt, ſie iſt vielmehr ein komplizierter Organismus. Der Weg von dem Lebenskeim, den wir oben betrachtet haben, bis zur Zelle iſt eben ſo weit als der von der Zelle zu den entwickelten Organismen. Gerade in dieſem Punkte hat Vogt in neueſter Zeit eine ſchöne Beſtätigung gefunden. Die neuen Unterſuchungen Altmanns, die in dem Buche: „Die Elementarorganismen und

ihre Beziehungen zur Zelle" niedergelegt sind, geben nämlich seinen Anschauungen durchaus recht.

Aus der Zelle hat sich nun, wie bekannt, das ganze Reich der Organismen entwickelt. Auch für diese Thatsache, die der Kampf um das Dasein in keiner Weise erklärt, hat Vogt ganz neue Gesichtspunkte und Erklärungen gegeben. Wie wir oben gesehen haben, bewegt sich die Sonne in einer geschlossenen Bahn. Sie nähert sich bald dem Centrum unserer Weltenkugel, bald flieht sie von ihm weg. In dem ersten Falle kommt sie in höher gespannte Ätherschichten oder wärmere Gegenden. Alle chemischen Prozesse werden intensiver. Die notwendige Folge ist, wie Vogt in den überaus lesenswerten Heften: „Das Empfindungsprinzip und die Entstehung des Lebens" nachweist, daß die ganze organische Welt ihre Thätigkeit steigert, neue Anregungen empfängt und neue Anpassungsfaktoren erstrebt. Diese neuen Variationen bleiben während des übrigen Sonnenlaufes bestehen. Kommt aber die Sonne wieder dem Centrum näher, so erfolgen neue Abänderungen u. s. w.

Wir haben oben weiter gesehen, daß die chemischen Prozesse neue Äthermassen aus dem Weltenraume heranziehen und die Spannungsgröße der solaren Ätherspähre herabmindern. Bei jedem späteren Eintritt in die centralen Äthermassen der Weltkugel sind daher die Spannungsmodifikationen, die die solare Ätherspähre erleidet, andere, sie werden nämlich immer geringer. Das bedeutet aber nach Vogt die Entwicklung der Organismen in aufsteigender Linie. So kommen wir zum anthropoiden Stammvater. Von hier aus vollzog sich die Entwicklung vornehmlich auf geistigem Gebiete. Wir müssen daher zunächst den menschlichen Intellekt zergliedern.

Der Träger des menschlichen Intellektes ist bekanntlich das Gehirn. In diesem unterscheiden wir weiße und graue Substanz, welch letztere im Centrum, dem Centralgrau, und in der Hirnrinde vertreten ist. Wir wissen, daß alle Nerven, welche von den Sinneswerkzeugen ausgehen, sich im Centralgrau kreuzen. Vogt verlegt nun an diese Stelle das Bewußtsein. Genau wie beim Lebenskeime das centrale Atom durch die von allen Seiten eingestrahlten Reize auf einem bestimmten Dichtegrade bleibt und daher eine bestimmte Empfindung manifestiert, so werden auch im Gehirne für jede Sinnesempfindung bestimmte Verdichtungscentren durch den Blutstrom auf einer gewissen Schwelle gehalten. Das optische Bewußtseinscentrum z. B. steht auf der optischen Schwelle, d. h. ein hinzukommender Reiz der Sehnerven muß eine klare optische Empfindung hervorrufen. Analog ist es bei den übrigen Bewußtseinscentren.

Sehen wir uns nun zunächst die Grundlage der Geistesthätigkeit, den Nerven- und Zellenapparat etwas genauer an. Wie schon gesagt, gehen

von den einzelnen Sinneswerkzeugen Faserbündel zu den bezüglichen Bewußtseinscentren. Von hier aus setzen sich die Nerven in einzelne Zellen fort, die dem ausschließlichen Zwecke der Lokalisierung dienen. An jede einzelne Lokalisationszelle schließen sich wieder mehrere Faserbündel an, die in ähnlicher Weise mit Lokalisationszellen 2. Ordnung und dann mit solchen 3. Ordnung in Verbindung stehen u. s. f. und schließlich in den Zellen der Gehirnrinde endigen. Jedes Bewußtseinscentrum ist also der gemeinschaftliche Boden, von dem aus in jeder Hirnhälfte nach der Hirnrinde zu je zwei Bäume von Faserbündeln sich erstrecken. Die Kronen dieser Bäume breiten sich wie die der Pinie in der Hirnrinde aus und bilden hier bestimmte Reviere, so daß die Endzellen des optischen Lokalisationssystemes abgesondert sind von dem des akustischen u. s. f.

Werden nun die Sinneswerkzeuge von außen gereizt, so leiten die Nerven diese Reize in die bezüglichen Bewußtseinscentren. Letztere werden über ihre Schwellen hinausgetrieben, d. h. gelockert, und so werden die den Reizen gesetzmäßig entsprechenden Empfindungen ausgelöst. Die Nervenreize werden aber durch die Bewußtseinscentren weiter geleitet; sie gehen von einer Lokalisationszelle zur nächsten, verlieren sich in einem Zweige des Lokalisationssystems und gelangen schließlich zu einer bestimmten Hirnrindenzelle, die sie differenzieren.

Da das Fortleiten der Reize ein rein mechanisches ist, berechenbar nach bestimmten Gesetzen, so muß unabänderlich dasselbe Bild die gleichen Lokalisationszellen und -Fasern passieren und in der nämlichen Hirnrindenzelle fixiert werden. Ebenso sind die Bilder der gleichen Sinneskategorie gezwungen, sich zu einander zu gruppieren, sodaß wir in der Hirnrinde naturgemäß nach den Sinnen gewisse Reviere, Sphären unterscheiden können. Durch diese ebenso klare als einfache Deutung ist es Vogt in überraschender Weise gelungen, all die merkwürdigen und verwirrenden physiologischen Thatsachen, die sich an die verschiedenen Sinnessphären knüpfen, zu deuten.

Ganz analog dem Mechanismus der Sinneserscheinungen, muß der Vorgang bei dem Heere von Gefühlen, bei den Bewegungen sein, wenn wir auch hier zum großen Teile die Reizquellen noch nicht kennen. Wir haben aber auch hier spezifische Bewußtseinscentren (für die Gefühle sogenannte emotionelle, für die Bewegungen motorische), Lokalisationssysteme, Hirnrindenzellen anzunehmen. So ist unser eigenstes Ich nur eine Reihe spezifischer Bewußtseinscentren, von denen jedes ein rege schlagendes Herz ist, das beständig Reize durch zahllose Kanäle sendet und Zellen speist. Damit haben wir das Wesen der Anschauung erledigt, die also darin besteht, daß Nervenreize gesetzmäßig entsprechende Volumschwankungen und Empfindungsqualitäten in den Bewußtseinscentren hervorrufen. Wir wissen nun, daß Nerven

nach beiden Richtungen leiten. Da andererseits die große Blutmasse des Gehirns die Hirnzellen, welche schon differenziert sind, d. h. in denen schon ein Bild, ein Eindruck fixiert ist, zur Thätigkeit anreizt, so müssen die in diesen Zellen endigenden Fasern der Lokalisationssysteme angeregt werden, und zwar in der gleichen Weise als sie es durch die Außenreize wurden. Der Nerv muß das Bewußtseinscentrum affizieren und die gleichen Empfindungen hervorrufen, welche das Anschauungsbild hervorrief, das in der Hirnzelle fixiert wurde. So haben wir auch die Vorstellung erklärt und zum Unterschiede von der Anschauung besteht sie darin, daß die Nervenreize von den Hirnzellen, den Gedächtniszellen, ausgehen, oder wie Vogt sagt*): die Vorstellung ist in ihrer einfachsten Charakterisierung nichts anderes als die Reproduktion, Wiedererzeugung, Wiederhervorrufung der in den Gedächtniszellen fixierten Bilder oder Sinneseindrücke.

Die Gedächtniszellen bleiben aber nicht von einander isoliert und unabhängig. Zwischen ihnen bilden sich Verbindungen aus. Werden nämlich zwei Zellen gleichzeitig erregt, so wird die zwischen ihnen vorgebildet liegende Faser mit ihnen fest verbunden. Sehe ich einen Mann stets mit einem Hunde gehen, so verbindet sich das Bild des Mannes fest mit dem des Hundes.

Wir haben oben gesehen, daß in der Hirnrinde sich gewisse Reviere, Sphären für die Eindrücke einer jeden Sinneskategorie befinden. Nach demselben Prinzipe verbinden sich nun auch die Zellen der verschiedenen Hirnsphären. Sieht das Kind eine Rose und hört es gleichzeitig ihren Namen aussprechen, so wird zwischen dem optischen Bilde und dem akustischen Eindrucke sich eine feste Verbindung bilden. Das Bild der Rose wird sofort in dem Bewußtsein auftauchen, wenn es das Wort Rose vernimmt. Denn der akustische Nervenreiz geht über das Hörbewußtsein nach der Gedächtniszelle, in welcher das Wort Rose fixiert ist und ergießt sich von hier aus in die Leitungsbahn zwischen den Gedächtniszellen des Wortes und des Bildes der Rose, regt letztere zur Thätigkeit an und ruft so in dem Sehbewußtsein das betreffende Bild unabweislich hervor.

Auf gleiche Weise verbinden sich ferner noch die Gedächtniszellen der Gefühle und der Bewegungen untereinander und mit den Sphären der verschiedenen Sinneskategorien, so daß die Gedächtniszellen der Hirnrinde die Knoten eines unentwirrbaren Netzes von Fäden sind. Wenn also eine Zelle zur Thätigkeit angeregt wird, so ergießt sich unter dem Impulse des Blutstromes der Reiz in die bestleitenden Bahnen, sendet unaufhörlich neue und neue Bilder in die verschiedenen Bewußtseinscentren und bringt so

*) Ich habe auch citiert, ohne es zu charakterisieren.

Leben und Bewegung in den Gehirnmechanismus. Und nicht bloß in diesen, sondern auch in die Glieder des Körpers. Denn die Reize können auch in motorische Gedächtniszellen und von hier in motorische Auslösungscentren (siehe weiter unten) geleitet werden.

Nehmen wir den abgebrochenen Faden wieder auf. Wir waren zum anthropoiden Stammvater gekommen. Wie schon gesagt, vollzog sich von hier aus die Entwicklung hauptsächlich auf geistigem Gebiete. Um nun das ganze Problem der Abzweigung des Menschen vom Tierreiche mit wenigen Worten zu lösen, sagt Vogt in seinem neuesten Werke, „Die Menschwerdung": „Der Mensch ist das erste vom Instinkte befreite Tier," ohne selbstverständlich damit irgend einen abrupten Sprung zu dekretieren. Während nämlich beim Menschen, wie wir gesehen haben, die Verbindungen zwischen den einzelnen Gedächtniszellen erst durch Lernen und durch die Erfahrung zustande kommen, sind sie beim Tiere zum größten Teile wenigstens schon von der Geburt an ausgebildet. Wenn das Küchlein aus dem Ei kriecht und ein Korn sieht, so pickt es dasselbe auf, auch ohne das es ihm gezeigt worden wäre. Denn zwischen der Gedächtniszelle des Kornes, die natürlich vor dem ersten Anblick eines solchen noch nicht differenziert war, und der motorischen des Pickens, die mit dem dazugehörigen Auslösungscentrum in Verbindung stand, hatte die vorsorgliche Natur schon vor der Geburt eine feste Bahn geschaffen. Das optische Bild des Kornes ging daher über das Sehbewußtsein und durch das Lokalisationssystem nach einer bestimmten Hirnrinden- oder Gedächtniszelle und ergoß sich sofort von hier aus durch die fest angelegte Verbindungsbahn nach der Zelle, welche die Bewegung des Pickens auslöst.

Durch diese Freigabe der feststehenden Verbindungsbahnen, die eben das Wesen des Instinktes ausmachen, hat die menschliche Natur sicherlich ein wichtiges Selbsterhaltungsmittel verloren. Es wurde ihr aber tausendfach ersetzt durch die Sprache und vor allen Dingen durch die erstaunliche Leistungsfähigkeit des Gehirns. Erst durch diese Freigabe konnte der Mensch seine hohe geistige Fähigkeit offenbaren und entfalten. Erst jetzt konnte er Begriffe bilden, logisch denken, erfinden, in mathematische Formeln das Weltall zwängen. Alles das sind Prozesse, die sich aus dem von Vogt begründeten Schema des Intellektes entwickeln lassen. Und gerade diese Deduktionen haben meiner Meinung nach den Materialismus gegen den vielfach gemachten Vorwurf der Denkfaulheit und Seichtheit gesichert. Sie sind aber doch zu kompliziert, als daß ich sie auch nur roh skizzieren könnte.

Ich werde hier nur noch die Lösung des Willensproblemes geben, wie sie Vogt in seinem Werke: „Die Menschwerdung" darstellt. Für die eine Seite des Willensproblemes, die intellektuelle, genügen schon die oben ge-

gebenen Auseinandersetzungen. Wie wir gesehen haben, ergießen sich die Bilder rein gesetzmäßig in die Bewußtseinscentren, ob die Reizquellen in unseren Sinnesorganen oder in der Thätigkeit des Blutstromes liegen. Kein Phantom eines Willens hat da etwas mit zu reden. Wir werden einfach getäuscht, „daß wir diese Bilder nach Belieben und eigner Wahl hervorrufen könnten. Die Bilder werden uns aufgenötigt, und wir haben sie hinzunehmen, wie sie kommen, ob wir wollen oder nicht. Es ist uns nicht einmal anheimgegeben, ob wir überhaupt denken wollen oder nicht, wir müssen einfach denken, und keine Macht der Erde setzt uns in den Stand, unsern Bewußtseinssitz von Bildern frei zu halten . . . . Begegne ich einem Freunde auf der Straße, so drängen sich sofort alle diejenigen Bilder in meinem Bewußtsein vor, welche mit dem Bilde des Freundes assoziiert sind. Sehe ich ein Buch auf dem Tische liegen, das ich kenne, das ich gelesen habe, so werden sich sofort alle diejenigen Bilder und Gedanken in meinem Bewußtsein vordrängen, welche durch das Lesen des Buches mit einander verknüpft sind."

Bedeutend komplizierter ist der Vorgang der Auslösung unserer Handlungen, ein Vorgang, der wohl eigentlich der Urheber des Willensgespenstes ist. Ich habe schon oben flüchtig von motorischen Gedächtniszellen und ebensolchen Auslösungscentren gesprochen, die motorischen Gedächtniszellen sind solche, in denen eine Bewegung fixiert wird. Wir machen aber täglich die Erfahrung, daß wir eine Bewegung sehr wohl im Kopfe haben, ohne sie aber ausführen zu können. Wir machen falsche, verzerrte Bewegungen. Es genügt also nicht, daß eine Bewegung gut gedächtnismäßig fixiert ist, sie muß auch gut auslösbar sein. Das heißt physiologisch ausgedrückt: Es müssen bestimmte Zellen vorhanden sein, welche die Auslösung der betreffenden Bewegungen vermitteln. Ein solches Auslösungscentrum ist zum Beispiel das Spraccentrum, dessen Verletzung naturgemäß vollständige Stummheit zur Folge hat. Und ferner müssen zwischen den motorischen Gedächtniszellen und den Auslösungscentren feste Bahnen geschaffen werden.

Eben hierin gipfelt das ganze Willensproblem oder wenigstens seine wichtigste Seite. Streng nach dem von Vogt aufgestellten Prinzipe, daß zwischen zwei Zellen nur dann Verbindungen entstehen können, wenn sie gleichzeitig erregt werden, müssen wir auch eine Konstellation herbeizuschaffen wissen, in welcher eine motorische Gedächtniszelle und ein eben solches Auslösungscentrum gleichzeitig affiziert werden.

Eine solche Konstellation ist der äußere Bewegungszwang. Wird von außen ein Glied in einem bestimmten Sinne bewegt, so wird diese Bewegung in einer motorischen Gedächtniszelle fixiert, und gleichzeitig wirkt (wenigstens nach einem Postulate Vogts) die Bewegung des Muskels auf

das Auslösungscentrum zurück. Nun sind also zwei Zellen erregt und die Verbindungsbahn ist geschaffen. Nehmen wir ein Beispiel. Das Kind sieht einen Löffel und die Mutter biegt die Finger um den Stil des Löffels. Dann muß eine optische und eine motorische Gedächtniszelle affiziert werden, und die gewaltsame Bewegung auf das Auslösungscentrum zurückwirken. Die optische Zelle wird sich daher mit der motorischen Gedächtniszelle und diese mit dem entsprechenden Auslösungscentrum verbinden. Sieht daher das Kind später wieder den Löffel, so muß sich der optische Reiz aus der Gedächtniszelle des Löffels in die motorische des Zugreifens und von hier in das zugehörige Auslösungscentrum ergießen. Das Kind muß den Löffel ergreifen, weil es ihn sieht. Es hat nicht gewollt, nicht aus freien Stücken so gehandelt.

Das Kind greift aber nicht jedesmal nach dem Löffel, wenn es ihn sieht. Wir werden das eine Mal zu einer Bewegung, zu einer Handlung veranlaßt, das andere Mal nicht. Zur Erklärung dieser Thatsachen behauptet Vogt, daß alle unsere Bewegungen und Handlungen in erster Linie unter dem Impulse der Lust- und Unlustgefühle, der Lust- und Unlustempfindungen stehen. Die motorischen Gedächtniszellen müssen zunächst mit sämtlichen emotionellen Gedächtniszellen verbunden sein und alle Verbindungsbahnen aus den Sinnessphären erst durch diese emotionellen Gedächtniszellen auf die motorischen wirken. Wenn also eine Gedächtniszelle irgend eines Sinnes erregt wird, so hängt das Zustandekommen einer Bewegung, einer Handlung davon ab, in welche emotionelle Zelle sich der Reiz ergießt. Strömt er in eine Zelle eines Lustgefühles, so wird die Bewegung zustandekommen, im anderen Falle nicht.

Erregt aber irgend ein Reiz zwei verschiedene Emotionscentren, so entscheidet ganz naturgemäß der stärkere Reiz. Habe ich Hunger und sehe ich eine bittere Frucht, so können zwei Fälle eintreten. Überwiegt der Reiz aus der emotionellen Zelle des Hungergefühles, so esse ich die Frucht trotz ihrer Bitterkeit. Ist aber das Bitterkeitsgefühl stärker, so unterlasse ich einfach die Handlung. Also auch wenn wir vor einer Wahl stehen, dürfen wir von keinem Willen reden. Das Geschehen, das sich in unserm Kopfe entspinnt, ist auch hier rein gesetzmäßig, absolut mechanisch.

Es wird jeder schon durch diese wenigen Zeilen einsehen, daß Vogt dem Willensprobleme handgreifliche Gestalt gegeben. Wir wissen nun nicht bloß, daß wir keinen Willen haben, wir sehen, wir fühlen es. Wenn wir uns früh aus dem Bett erheben, so beginnen sofort all die tausend Eindrücke ein Spiel in unserm Gehirne, dessen unentwirrbare Fäden hinter unserm Rücken gesponnen werden. Erscheinen doch immer bloß die Resultate, nämlich die Vorstellungsbilder in unserm Bewußtsein, ohne daß wir sagen könnten,

warum sie so und nicht in anderer Reihenfolge, in anderer Auswahl sich miteinander verknüpfen.

Und doch! Selbst der Leser, der kopfschüttelnd diese Ausführungen über den Willen gelesen hat, weil er an die die Gesellschaft gefährdenden Konsequenzen eines solchen Satzes denkt, selbst der Leser wird sich schließlich doch mit dieser Auffassungsweise befreunden können, wenn er hört, daß Vogt, der dem Menschen seine Illusion so gründlich zerstört hat, die Juristerei und die Strafe rettet. Und nicht etwa, was ich hier ausdrücklich hervorhebe, aus Furcht vor jenen Folgen, sondern mit derselben Logik und Konsequenz, mit der er sein ganzes Gebäude aufgerichtet hat. —

Wenn ich nunmehr Vogts Bedeutung in kurzen Worten kennzeichnen sollte, so wüßte ich nichts anderes zu sagen als: er hat den Materialismus zu einer wissenschaftlichen und allen modernen Ansprüchen genügenden Weltanschauung erhoben und das Programm des Monismus in absolut konsequenter Weise durchgeführt. Jede metaphysische Entität hat er verworfen (die Empfindung übersteigt zwar unsere Erkenntnis, sie ist uns aber unmittelbar gegeben). Der Unterschied zwischen unorganischer und organischer Welt ist überbrückt. All unsere geistigen Prozesse sind nichts Spezifisches. Es ist nur Empfinden, verallgemeinertes und aufeinander bezogenes Empfinden. Es giebt nur eine Kraft, die Verdichtung, die nur der Ausdruck, die äußere Erscheinungsform für das Streben der Substanz nach Ruhe ist. Alle die tausend verschiedenen Prozesse und Erscheinungen sind nicht Ausflüsse von ebenso vielen Kräften, sie sind nichts anderes als Konstellationen der Substanz. In sehr schöner und treffender Weise charakterisiert Vogt selbst diese Seite seines Werkes in den hochinteressanten Heften: „Das Empfindungsprinzip und das Protoplasma“:

„Der postulierte monistische Substanzbegriff begreift nur die eine fundamentale Bethätigungsform der Verdichtung, des Ruhestrebens, des Anstrebens eines Nullpunktes in sich, ohne daß einem Verdichtungscentrum auch nur eine einzige der physikalischen Eigenschaften, wie Anziehung, Abstoßung, Schwere, Wärme, chemische Affinität, Elektrizität ꝛc. zukäme. All diese physikalischen Kraftäußerungen sind Entwicklungsprodukte, getragen, gezeugt durch die Konstellationen. Die Konstellationen fördern völlig Neues zu Tage, das vor dem gar nicht existierte. Alle Konstellationen aber bauen sich auf aus den äußeren, durch das Prinzip der mechanischen Vermittlung getragenen Wechselbeziehungen der Verdichtungscentren und der inneren Reaktionsfähigkeit dieser Verdichtungscentren. Die Konstellation bedeutet also nicht allein die Lagenverhältnisse der letzten Massenteilchen, sondern auch das durch diese Lagenverhältnisse bedingte Geschehen.

„Das wichtigste Ergebnis unserer Untersuchungen gipfelte darin, daß

diese Konstellationen sämtlich systematisch, ja wir können wohl sagen harmonisch ineinandergreifen und daß spätere Konstellationen ohne die vorhergehenden gar nicht denkbar sind. Dies ist ja auch ein vornehmliches Charakteristikum des Entwicklungsprinzipes.

„Aus der Konstellation des positiven und negativen Überschreitens der absoluten mittleren Dichte (d. h. der Verdichtung und Lockerung der Verdichtungscentren) ging die erste Scheidung zwischen Körper- und Äthermassen hervor. Es entstand gleichzeitig die Konstellation der Gravitationssphären (d. h. der kugelförmigen Ätherspähren um jeden Weltkörper).

„Die Konstellation der Gravitationssphären im Gegensatz zu den sich unaufhörlich verdichtenden Körpermassen erzeugte den wachsenden Antagonismus zwischen Äther und Körpermassen und führte zur Lossprengung der Körperatome, der sogenannten chemischen Elemente. Die Konstellation der Dichteverhältnisse der Körpermassen hatte zur Verschiedenartigkeit der Dichte dieser Sprengungsprodukte geführt (wir unterschieden leichte und schwere Atome). Die neue Konstellation der mit der Gravitationssphäre untermengten in ihr schwimmenden oder wirbelnden Körperatome führte zur Anlage der chemischen Ätherspähren, zur Erzeugung der sogenannten chemischen Affinität, zur Inscenierung der zahllosen chemischen Prozesse, durch die wiederum eine unendliche Reihe neuer Konstellationen eröffnet wurde.

„Wir brauchen nicht weiter zu gehen, schon diese grundlegenden wichtigsten Vorgänge überzeugen uns, daß die Konstellationen systematisch zusammenhängen, streng gesetzmäßig mit logischer Notwendigkeit auseinander hervorgehen, die eine ohne die andere gar nicht gedacht werden kann. Welche Riesenkluft zwischen dieser Auffassungsweise und der Postulierung spezifisch-physikalischer Kräfte, die a priori und je nach Bedürfnis des einseitigen Empirikers in die Substanz geworfen werden."

Und wie sich die physikalischen Kräfte als Ausfluß spezifischer Konstellationen ergeben haben, so ist es auch bei den organischen Erscheinungen der Fall. Die Konstellation der gleichen Wärmestrahlung bedingte den Lebenskeim. Die regelmäßig wiederkehrenden Konstellationen der in dem Äther des Centralkörpers kreisenden Sonne sind die Ursache der aufsteigenden Variationen der Organismen.

Ich glaube, daß sich keiner, der sich ernstlich in die Werke Vogts vertieft, dem Eindruck der überwältigenden Schönheit und Genialität seines Systemes wird entziehen können. Denn die gleiche eiserne Gesetzmäßigkeit beherrscht alle seine Weltgebilde, die des Makrokosmus wie die des Mikrokosmus. Dazu ist die Logik seiner Ausführungen noch verknüpft mit einer prachtvollen und klar verständlichen Sprache, — ich erinnere hier nur an die Einleitung zur Menschwerdung — die oft von einer bestrickenden Wärme

des Gefühles durchdrungen iſt und den Leſer unwiderſtehlich fortreißt. Mag der Verfaſſer uns führen, wohin er will, überall finden wir dieſelbe klare Sprache, die auf jeder Seite beweiſt, daß Vogt die ganze moderne Kultur in ſich aufgenommen und zu einem harmoniſchen Ganzen verarbeitet hat.

Und das Märchen von der Troſtloſigkeit einer materialiſtiſchen Weltanſchauung hat wohl keinen beſſeren Widerleger gefunden als Vogt. Wie großartig iſt nicht der Begriff der Konſtellation! „Man kann ſich des ahnenden Gedankens kaum erwehren, wenn eine ſolche Konſtellation im Weltgeſchehen, ein ſolch wunderbares Produkt, wie unſere organiſche Natur hervorzurufen vermag, wie reich und mannigfaltig muß ſich das Geſchehene im unendlichen Univerſum überhaupt geſtalten! Wie zahlloſe anderweitige Konſtellationen mögen ſich in der allgemeinen Verfolgung des Weltzwecks in der unendlichen Subſtanz ergeben, die ähnliche wunderbare Produkte der mannigfaltigen Bethätigungsform der Subſtanz zu Tage fördern.“ Und wie erhebend iſt der Gedanke, „durch eine unbeugſame Mechanik die Bedingungen für die Manifeſtation des Lebens und der Empfindung, wenn auch an ſtets wechſelnden Orten des Weltalls, für alle Zeiten geſichert zu ſehen. Für jede Weltzone, welche erliſcht, leuchtet an anderem Orte eine neue auf; ſo brauſt das Leben in ununterbrochenem Zuge durch das All und mit ihm, unter Ringen und Kampf, die Erkenntnis; in ſolchem Bilde verkörpert ſich zugleich die großartigſte Unſterblichkeitsidee, welche wir zu faſſen vermögen und vor welcher die naiv prätentiöſe Unſterblichkeitsidee bezüglich unſerer ſpeziellen wohlgeborenen Individualitäten wohl wird erblaſſen müſſen.“

Die Hungersnot in Rußland.

Von Heinrich Becker.

(Frankfurt a. Main.)

Die Ausdehnung der Not. Unzureichende Staatshilfe. Aufstand der Bauern. Der Hunger-Typhus in den Städten. Eine zweite Mißernte in Aussicht.

Die Not begann im Winter von 1890 auf 1891 durch die langanhaltende Kälte; sie setzte sich fort im Frühjahr und Sommer bei der Hitze und Dürre; sie erreichte den Höhepunkt im Winter 1891 auf 1892, als die Kälte die aller Nahrung beraubten Menschen traf. Bereits im Anfang des August schätzte man in dem Gubernium Kasán an 40000 Personen, denen jede Nahrung fehlte. Es war vor der Ernte; die Leute waren nicht imstande, das Wenige heimzubringen. Gleiche Notrufe kamen aus Samara und Saratow, wo deutsche Kolonisten hausten, sowie aus den Ural-Gubernien, Orenburg, Ufa und Perm.

Auf der West-Seite von der Wolga verweigerten die Bauern bereits die Steuer; die Regierung vermochte sie nicht beizutreiben. In dem Gubernium Woroneſch entfielen im September und Oktober allein an $1^1/_2$ Millionen Rubel Steuer und weniger als diese Summe war die Einnahme, die von den glücklicheren Grundbesitzern beigebracht wurde. In Tambow, Tula, Rjásan, wo noch teilweise gute Ernte sich ergab, strengten die Gutsbesitzer sich an, den Bauern, die sie der Arbeit wegen erhalten mußten, Saatkorn vorzuschießen. Weil der Roggen erfroren war, ließen sie ganze Eisenbahnladungen aus dem Kaukasus kommen.

Diese Selbsthilfe in den gegen den Dnjeper hin besser gelegenen Landstrichen war aber in den östlichen Bezirken nicht durchzuführen. Aus der Gegend im Norden der Wolga, aus Wjátka, Wologda und Olónez, dann aus Finnland kamen — weil die vor der Dürre gerettete Ernte im Herbste erfror — aus allen Orten die Notrufe. In Finnland allein schätzte man die Hungernden auf 120000. In den übrigen Bezirken war niemand, der die Not überschauen, die Darbenden zählen konnte.

Anfangs August war die Regierung bereits genötigt, 15 Millionen Rubel aus dem Staatsschatz herzugeben, um die Hungernden zu erhalten, damit sie nur die geringe Ernte einbrächten. Im September wurden diesen weitere 17 Millionen Rubel zugefügt. Im Oktober ergab sich aber, daß die Ernte kaum zu Brot für die nächsten Wochen reichte. Die ganze Roggen-Ernte des nächsten Jahres stand auf dem Spiel, wenn nicht das Saatkorn herbeigeschafft würde. Die Regierung bewilligte 12 Millionen

Rubel zur Beschaffung von Saatkorn und weitere 12 Millionen für den Unterhalt der Bauern. Bis zum November waren bereits 56 Millionen Rubel für die Not verwilligt und der Winter fing erst an.

Die Winter-Saat konnte noch in den Not-Bezirken gekauft werden. Im Ural vermochten Orenburg und Ufa noch so viel zu erübrigen, als die beschädigten Bauern zur Aussaat brauchten. An der Wolga ergaben auch die Gubernien von Samara und Simbirsk den Überschuß für die Aussaat. Ebenso im Westen die Gubernien Tambow, Tula, Rjäsan. Von hier konnte selbst für die Wolga noch die Wintersaat beschafft werden.

Für den Unterhalt der Bedrängten mußte man aber das Getreide aus den entfernten Provinzen holen. Volhynien, Podolien, die Ukraine wurden in Anspruch genommen, besonders die Gegend von Kiew bis Kursk, die durch gute Eisenbahn-Verbindung nach dem Osten, sowie längs dem Dnjeper, das Getreide verschicken konnten. Aus Littauen und Livland wurden Finnland, Olónez, Wologda versehen. Für Perm und das sibirische Gubernium Tobolsk wurde das Getreide aus Akmolinsk und Semipalatinsk am Irtisch, sowie Tomsk am Obi geholt.

Dann wurden große Vorräte in Rumänien gekauft. Vor allem aber wurde der Kaukasus in Anspruch genommen. Aus dem Norden wie dem Süden des Kaukasus wurden ganze Eisenbahnzüge voll Getreide zusammengebracht. Im Norden aber fehlten die Waggons, um das aufgestapelte Getreide fortzubringen — ein Mangel, der fast sämtlichen russischen Bahnen anhaftet, weil sie alle nicht Betriebs-Kapital genug haben, um die Waggons anzuschaffen. Im Süden fehlten die Straßen, um das Getreide nach dem Meere zu bringen, und die Schiffe, um es nach dem Don und den anderen Häfen des Schwarzen Meeres zu fahren. Man nahm deshalb fremde Schiffe in Sold, welche diese Arbeit ausführten.

Auf diese Weise wurden 25 Millionen Pud (etwa 8 Millionen Centner) angekauft und nach den bedrängten Orten gebracht.*) Das Getreide wurde den Bauern in Natur geliefert. In einzelnen Bezirken ließen es die Landhauptleute zu Brot backen und verteilen. In Tula z. B. wurden einer jeden Familie monatlich 30 Pfund gegeben. In Tambow kündigte der Gouverneur an, es solle jedem Bauer monatlich 30 Pfund leihweise gewährt werden. Das reichte noch nicht für die Kinder. Die Erwachsenen behalfen sich, so lange es ging, mit dem Fleisch ihrer geschlachteten Pferde, das sie kochten, so lange noch ein Sparren am Schuppen oder dem Hause zu finden war, darnach aber — wenn das Pferd alles Stroh vom Dach gefressen hatte — roh verzehrten.

*) Es ist ungefähr halb so viel, als Deutschland in diesem Jahre, 1891/92 braucht, um seinen Roggenmangel zu decken. Dabei sieht man hier noch keine Spur von Hunger!

Trotzdem dies alles nicht ausreichte, waren es schon außerordentliche Summen, die für ein Gubernium vom Staate ausgesetzt wurden. Im Ural erhielten die Gubernien von:

Orenburg	3	Mill. Rubel,
Ufa	1,3	„ „
Perm	1,5	„ „
Tobolsk	2,7	„ „
An der Wolga:		
Saratow	6	„ „
Samara	6,1	„ „
Simbirsk	5	„ „
Kasán	6,6	„ „
Nischnij-Nowgorod . . .	3,5	„ „
Am Don und Wolga:		
Woroneſch	2	„ „
Penſa	5	„ „
Tambow	4,7	„ „
Tula	1,6	„ „
Rjäſan	1,9	„ „
Im Norden der Wolga:		
Wjätka	2,7	„ „
Geringere Beträge fielen auf Taurien, Cherſon, Kursk, Orel, Olónez — zuſammen	1,8	„ „
Im ganzen:	55,7	Mill. Rubel.

Es waren an 56 Millionen Kredit-Rubel, in Silber gerechnet an 120 Millionen Mark. Aber ſelbſt bei dieſem Betrag, was vermochten ſie für ein hungerndes Volk von 20—30 Millionen Menſchen! Es waren für 2 Monde auf einen Kopf 5—6 Mk.! Wie viele kraftloſe Kinder, Frauen und Greiſe mußten dahinſiechen, damit die wenigen ſtärkeren, liſtigeren, die es ihnen vom Munde wegſtahlen, leben konnten!

Ein Bericht der deutſchen „Petersburger Zeitung“ erzählt von der deutſchen Kolonie zwiſchen Saratow und Samara an der mittleren Wolga: Der Gouverneur von Samara kam nach dem weit in der Steppe liegenden Freſenthal. Zu dem Wirtshaus, in dem er abſtieg, drängten ſich die Hungernden. 50—60 Menſchen waren in enger Stube eingepfercht, ſie wurden mit Fleiſch und Wurſt von Pferden gefüttert. Eine Mutter, deren zweijähriges Kind ein Stück rohes Pferdefleiſch benagt, wirft ſich dem Herrn zu Füßen: „Erbarmen für mein Kind! Nur einen Biſſen Brot. Seit vier Tagen ſaugt es an einem Stück Pferdefleiſch!“ —

Der Bericht dieſes Gouverneurs, der nur Scenen ſchilderte, wie ſie in den ſämtlichen 20 bedrängten Gubernien vorkamen, bewirkte zu Petersburg eine abermalige Anweiſung des Reichsrates von 34 Millionen Rubel, für welche Getreide zur Verteilung gekauft werden ſollte. Es wurden auch Anſtalten zur Verpflegung getroffen. Der Großfürſt-Thronfolger ſtellte ſich ſelber an die Spitze eines Hilfs-Komitees. Die Ritter vom Roten Kreuz wurden beauftragt, die Spenden zu verteilen. Dieſe reiſten in die Provinzen, beſtellten Komitees, welche in die Dörfer gingen und die Verteilung vornahmen.

Ein engliſcher Bericht aus Tula ſagt über dieſe Verteilung: Das Komitee beſtand aus zwei jungen dicken Prieſtern, einem Juden, einem deutſchen Güter-Agenten und einem tſcherkeſſiſchen Koſaken in Uniform. Der Koſake hatte 100 Rubel geſpendet; eine Dame 1000 Rubel geſandt. Mit dieſen 1100 Rubeln ſollten 83,000 halb verhungerte Bauern geſpeiſt werden. Das Geld aus Petersburg und Moskau war noch nicht angekommen.

Zu einem Natchalnik (Landeshauptmann) in Tula kommt ein Agent von dem Roten Kreuze. Er drückt ihm eine Zehn-Rubel-Note in die Hand. Der Fürſt prügelt ihn durch ob dieſes Beſtechungs-Verſuches. Er ſelber behilft ſich mit Brot und Salz, weil er alles Entbehrliche verteilt hatte.

Solche Leute, wie dieſer Fürſt Mattokawika gab es freilich wenige. Im Gegenteil, die Beſtechung und der Betrug ſtiegen bis in die höchſten Kreiſe. Zu Orel präſidierte der Staatsrat Annenkow das Komitee vom Roten Kreuze. Am 21. Januar wird er plötzlich ſeines Dienſtes entlaſſen. Man fand, daß er 24000 Rubel aus der Kaſſe des Roten Kreuzes unterſchlagen hatte.

Die offenkundigen Unterſchleiſe der Berufenen führten dann auch zu weiterer Betrügerei der Auserwählten. In Samara ließ der Landeshauptmann Getreide aus Odeſſa kommen. Eine große Getreidehandlung — Dreyfuß & Komp. — lieferte die Ware. Sie war billig; 1 Pud für 1 Rubel 7 Kopeken (1 Malter 6½ Rubel, etwa 14—15 Mark). Als ſie in Samara ankam, beſtand ſie zu 3—4% aus Weizen und Roggen, zu 60% aus Kornraden, zu 36% aus Spreu. Der Chef des Hauſes wohnt in Paris. Er hat es verſtanden, in das franzöſiſche Parlament zu kommen!

In Penſa war der Landeshauptmann genötigt, über ähnliche Unterſchleiſe 150 Protokolle aufzunehmen. Sie kamen aber nicht zu den Ohren der Regierung, oder wurden nicht beachtet, bis die Petersburger Stadträte ſelbſt bei einem ſolchen Betrug ertappt wurden. Der Stadtrat hatte einige hunderttauſend Rubel zum Ankauf von Getreide bewilligt. Mehrere Stadträte beſorgten die Lieferung aus Libau, dem Hafen von Kurland. 500 Waggons Mehl gingen von Libau ab; als ſie in Petersburg ankamen,

fand man in den Säcken etwas Mehl, zumeist aber Sand, Asche u. a. Unrat in größter Menge dazu gemischt. Die kompromittierten Stadträte zahlten alsbald 100000 Rubel Buße. Sie gewannen aber wahrscheinlich noch bei dieser Steuer.

Diese Vorfälle mußten die armen bedrängten Bauern empören. In Baku — wo die Heuschrecken die Ernte fraßen — revoltierten sie gegen die Polizei. An der Wolga, am Don, an der galizischen Grenze brachen Aufstände aus. Die Gutsbesitzer wurden geplündert; an der Wolga die deutschen Kolonisten überfallen; in mehreren Städten die Juden mißhandelt. Schon der vorige Winter hatte Aufstände gegen die Juden veranlaßt, weil man diese, als Getreide-Wucherer, für die Ursache der Not hielt. Das Popentum benutzte diesen Moment, um einen religiösen Krieg damit einzuleiten. So kam es im Januar 1892 in Moskau zu Aufständen und einer förmlichen Austreibung der Juden. Am 26. Januar, als die Kälte bis zu 38° C. stieg, wurden des Nachts mehrere hundert Juden, Männer, Frauen, Kinder, auf den Westbahnhof gebracht und über Brest-Warschau zur deutschen Grenze gesandt.

So mußten tausende für die Vergehen von einzelnen ihrer Glaubensgenossen büßen. Und diese waren nur die Sündenböcke für die „christlichen" Verbrecher. Kein Jude kommt zu einem schamlosen öffentlichen Betruge, wo nicht christliche Diebe im Regiment sitzen! Der General-Gouverneur der Ukraine zu Kiew sucht deshalb seine Hände in Unschuld zu waschen, indem er nach dem Betrug des Staatsrats Annenkow ein Rundschreiben an die Gouverneure richtet, sie sollten darauf achten, daß keine Kornfälschungen vorkämen, und dafür sorgen, daß die Schuldigen zur Verantwortung gezogen würden. —

Die Regierung macht weitere Pläne zu dauernder Hilfe. Am 28. November wurden 10 Millionen Rubel für öffentliche Arbeiten verwilligt, sowie 4 Millionen Rubel zu Viehfutter und Verstärkung des Vieh-Versicherungsfonds. Tausende von Pferden und Rindern waren geschlachtet; tausend andre, wo Versicherungskassen bestanden, Hungers gestorben. Die Kassen waren erschöpft, denn selbst die Besitzenden konnten keine Beiträge zahlen.

Für die öffentlichen Arbeiten war der General Annenkow bestellt, — ein Bruder des emeritierten Staatsrates. Er plante den Bau von Straßen und Eisenbahnen, welche durch die Hungerbezirke gingen. So sollten Straßen im Süden vom Kaukasus nach dem Schwarzen Meere zwischen Nowo-Rossijsk und Suchum-Kale, gebaut werden. Auf ihnen würde das Getreide nach dem Schwarzen Meere gebracht. Andere Straßen sollen längs der Wolga führen, durch Saratow, Simbirsk, Kasán und Nischnij-

Nowgorod. Wieder andere durch Penſa, Rjäſan, Tambow, Woroneſch und Charkow.

An dieſe Straßen ſollen neue Eiſenbahnen ſich anſchließen, welche künftig die Hunger-Bezirke beſſer verſorgen können. So ſoll eine Eiſenbahn längs dem Schwarzen Meere von Nowo-Soriisk nach Nowo-Senek geführt werden, welche an die Transkaſpiſche Bahn anſchließt. Eine andere iſt im Norden vom Kaukaſus, von Stawropol-Kaukaskaja (zwei Feſten im Norden des Kaukaſus) nach der Kaukaſiſchen Bahn geplant. Dann ſoll eine Eiſenbahn von Uralsk nach Saratow-Rjäſan gebaut werden, die den ſüdlichen Ural mit dem inneren Rußland verbindet. Eine vierte iſt von Kaſán nach Wjätka entworfen, eine fünfte von Perm über Tſcherdun nach der Petſchora, eine ſechſte von der Wyſchegda (obere Dwina) nach Bereſow am Obi (wo der in Ungnade gefallene Fürſt Menſchikow in einer Bretterhütte ſtarb).

Auch die Weſt-Provinzen ſollen von Eiſenbahnen durchzogen und zugleich — wie am Schwarzen Meere — die Strategie gefördert werden. Eine direkte Linie von Petersburg über Witebsk, Mohilew nach Kiew iſt im Plan, eine Zweigbahn Mohilew-Schmerinka, ſowie mehrere noch unbekannte ſtrategiſche Linien an der Poſener und galiziſchen Grenze.

Weil die Länder vom Froſte erſtarrt ſind, ſoll mit dem Fällen von Holz in den Staats-Waldungen begonnen werden. Es ſind 48000 Deſſjatinen Kronwälder (etwa 50000 Hektare) zum Abholzen beſtimmt: im Ural zu Orenburg, Uſa, Wjätka, an der Wolga zu Koſtroma, Samara, Aſtrachan, in Penſa, Tula und Orel; an dem Dnjeper zu Kursk, in Cherſon und Taurien.

Für alle dieſe Straßen und Bahnen ſind große Summen vorgeſehen. Die Arbeiten ſollten, damit die Bauern Verdienſt hätten, gleich im Januar 1892 beginnen. Nun war im Dezember die Kälte ſchon auf 15—20° C. geſunken. Im Januar ſank ſie, nach kurzer Schwankung, an der Oſt-See auf 20—25°, zu Moskau am 22.—28. von 30—37° C.

Bei dieſer Kälte ließ der Gouverneur von Kursk eine Anzahl Bauern aus Nowgorod (in Czernigow, im Weſten von Kursk) nach ſeinem Gubernium bringen, um dort Holz zu fällen. Für 1 Kubik-Faden (Klafter) bekamen ſie 1 Rubel Lohn. Die Bauern ſägten 4 Tage, dann gingen ſie davon. Der Gouverneur ließ ſie zehn Tage bei Waſſer und Brot in ein kaltes Gefängnis ſperren, dann mit Wachmannſchaft in den Wald bringen, wo ſie unter Aufſicht ſägen mußten.

Nach Tambow wurden Bauern von der Wolga geholt, um an der Eiſenbahn zu arbeiten. Bei 20 und mehr Grad Kälte den ſteinharten Boden zermeiſeln, damit am Abend ſo viel geleiſtet war, wie im Frühjahr

in einer halben Stunde, das schien den Bauern so widersinnig, daß sie rundweg sich weigerten: „Was soll diese Arbeit? Die Kälte bricht uns die Knochen und daheim sterben unsere Frauen und Kinder am Hunger!"

Trotzdem gab es loyale Zeitungsschreiber zu Moskau und Petersburg, welche über diese Störrigkeit der Bauern spotteten. Zu Tambow u. a. Städten habe man Freitische errichtet, an denen sogar den Kindern Konfekt gereicht würde. Das verlocke die Bauern zum Nichtsthun, anstatt zur Mithilfe in diesem traurigen Kampfe gegen die Not! Dies sind freilich die einzigen Berichte, die von der russischen Zensur geduldet werden. Andere sind bei Konfiskation und höherer Strafe verboten. Den Grafen Tolstoj, der in englischen Zeitungen die Wahrheit berichtete, ließ man auf seinem Gute internieren.

Bei dieser Widerwilligkeit der einzelnen Regierungs-Organe werden dann die Bauern zur Selbsthilfe getrieben. In Scharen ziehen sie nach den Städten, verlangen Arbeit und Brot. Mitleidige Menschen bringen sie unter, wie zu Petersburg, wo die reichen Hausbesitzer von dem Präfekten genötigt werden 1—2000 Bauern unterzubringen. In andren Städten kommen sie entkräftet, krank an; der Typhus bricht aus und hunderte müssen in die Hospitäler gebracht werden. Zu Charkow wird ein eigenes Typhus-Hospital errichtet. Aus Mangel an Betten werden die Kranken auf die Diele gelegt. Zu Kasán und Tobolsk die gleiche Not. Zu Kasan hat der Typhus die Stadt-Bevölkerung mit ergriffen. Der Gouverneur hat einen militärischen Kordon um die Stadt gezogen, der keinen Bauer herein oder heraus läßt. Zu Hause aber sinken Frauen und Kinder, die auf die Rückkehr des Vaters als letzte Erlösung hofften, elend dahin — sie sehen den Vater nicht mehr; der Vater kehrt nicht mehr zu ihnen zurück! —

So kommt der Winter immer härter, immer strenger; die Not wird immer ärger. Die Regierung hat bis zum 15. Januar 90 Millionen Rubel ausgegeben. Am 11. Februar wurden von dem Reichsrat abermals 60 Millionen bewilligt. Es sind zusammen 150 Millionen. (Über 300 Millonen Mark.) Den 20 Millionen Bauern trägt es davon aber nur 15 Mark auf den Kopf, und damit soll ein Mensch 6 Monde leben! Freilich sterben inzwischen Millionen und der Überschuß käme den Überlebenden zu gut. Der Hunger-Typhus zieht aber wie ein schwarzes Gespenst von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt. Die Städter werden davon ergriffen und zu den Millionen von Darbenden, von Kranken und Sterbenden kommen neue Millionen.

Das Vieh ist zur Hälfte vernichtet, geschlachtet, mit den Herren an Hunger gestorben. Das Frühjahr kommt, die neue Saat soll bestellt werden; der Bauer aber hat weder Saatkorn noch Spannvieh. Das Hilfskomitee

zu Petersburg plant bereits den Einkauf von 10000 Pferden, die sie den Bauern unter guten Bedingungen überlassen will. Zehntausend Pferde! Es sind so viel, wie vier Regimenter bedürfen — der zwanzigste Teil des russischen Heeres! Das europäische Rußland zählte aber vor der Not mehr als fünfzehn Millionen Pferde! Wie viele Millionen werden die Not überdauern? —

Von der neuen Saat weiß man heute kaum Besseres zu berichten. Wie viele Äcker blieben wüst, weil die Hilfe zu spät kam, oder unmöglich war! Wie viele Pferde, wie viele Bauern starben dahin, ehe sie nur die Hand zur Saat ausstrecken konnten! Was wirklich gesät wurde, wie mag es mit kraftlosen Händen in der Eile bestellt sein! Der Frost traf die mangelhaft eingeeggte Saat; er hat im vorigen Winter die besser gepflanzte vernichtet: wie wird er die mangelhafte getroffen haben! —

Überall, nach jeder Seite nur trübe Aussicht: eine herbe Vergangenheit, eine bittre Gegenwart, eine trostlose Zukunft — das ist das Bild des gegenwärtigen Rußland. Von den alten Ägyptern wird berichtet: es trafen das Volk sieben Jahre der Teuerung und Not. Der Chronist verschweigt, daß das Wetter die Ursache war. Er erzählt aber, daß im ersten Jahre der Not die Bauern alles Geld zum Hause Pharaos brachten, und Josef „nährte sie um all ihr Geld". Im zweiten brachten sie ihre Pferde, ihre Rinder, ihre Esel zum Hause des Pharao, und Josef „nährte sie um all ihr Vieh". Im dritten aber war auch das Vieh all verschwunden und kein Saatkorn im Hause. Da schrie das Volk: „Nimm uns und unsere Äcker, damit wir nicht Hungers sterben!" Und Josef kaufte einen Acker um den andern, und so ward „ganz Ägypten dem Pharao zu eigen"! —

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die VI. internationale Kunstausstellung.

Es ist gut, daß Berlin in allen Fragen der großen Kunst hinter München zurücktritt und dieser alten Metropole künstlerischen Schaffens und phantasievollen Zurichtens den Vorrang läßt in allen internationalen Veranstaltungen von höherer geistiger Bedeutsamkeit.

Denn München besitzt hinlänglich Kraft, Eigenart und Schulung, um selbst die

Fehler, die es bei solchen Veranstaltungen begeht, ohne Schädigung unseres nationalen Lebens wieder gut zu machen.

Die schwache Seite unseres Volkscharakters tritt in der jungen Reichshauptstadt Berlin viel bedenklicher hervor, als in München.

Berlin ist noch viel zu gemischt in seinen Bevölkerungselementen, viel zu ungleichartig in seinen geistigen Wesenszügen, viel zu schmiegsam und unselbständig allem Fremden und Importierten gegenüber, um jetzt schon in allen feineren und höheren Dingen die Repräsentation des echten Deutschtums dem Auslande gegenüber ohne Gefahr übernehmen zu können. Es ist noch beides: zu eng und gamaschenmäßig preußisch und zu unreif und lakaienhaft, es hat noch nicht die aristokratische Herrentugend der ersten Stadt eines großen nationalen Reiches.

In Frankreich, in England, in den Vereinigten Staaten von Amerika, überall ist es der dominierende Zug des nationalen Geistes, der dort bei internationalen Ausstellungen über dem Ganzen schwebt, ihm Charakter und Eigengehalt so starker und interessanter Art verleiht, daß er dem Fremden Bewunderung abnötigt. Denn das politische Selbstbewußtsein, der militärische Pomp, die große Phrase thut's längst nicht mehr allein, wenn die modernen Völker zum friedlichen Wettkampfe zusammentreten und um ihre Rangstellung auf dem Gebiete des geistigen, künstlerischen und industriellen Schaffens ringen. Wenn in Frankreich, England oder Amerika jede internationale Ausstellung thatsächlich zu einer nationalen Ausstellung wird, zu welcher der fremde Zusatz nur die Folie bildet, ereignet sich's in Deutschland leicht, daß das große Unternehmen zu einem internationalen Jahrmarkt wird, bei welchem das Einheimische zusehen muß, wie das Fremde gleich Vögeln im Hanfsamen sitzt und sich mit den besten Körnern mästet und schmunzelnd den moralischen und materiellen Meistbegünstigten spielt. Denn die Fremden verfügen, kraft ihrer starken individualistischen Entwickelung und ihrer freiheitlicheren Gesellschaftsartung wie ihres nationalen Stolzes über jene aristokratische Herrentugend im höchsten Maße.

Man muß längere Zeit unter Franzosen, Engländern und Amerikanern in den Centren ihrer Kultur gelebt haben, um den richtigen Begriff davon zu besitzen, was allerdings bei unseren deutschen Internationalitätsschwätzern und Auslandslakaien nicht der Fall zu sein pflegt, die niemals aus ihrem Bewunderungswinkel herausgekrochen sind und den Kampf mit den Fremden im fremden Lande aufgenommen haben.

Herrentugend gedeiht nicht ohne Herrengeist — und vom Herrengeist ist in unserem deutschen Reiche, dem gelobten Lande des Militarismus und des bureaukratischen Kastenwesens, beim Volke leider Gottes wenig zu spüren. Nicht einmal bei allen unseren Fürsten. Unser Herrengeist ist oft noch kaum mehr als Unteroffiziersgeist, und der reicht nicht aus, um den Deutschen mit Nichtdeutschen wie einen Aristokraten unter Aristokraten verkehren zu lassen.

„Lerne gehorchen!" predigt man unserm Volke in Kirche, Schule, Kaserne, Amts- und Polizeistube.

„Lerne herrschen!" predigt und übt man bei den Anderen.

Das ist der Unterschied.

Und daß er von ungeheuren praktischen Folgen für den internationalen Verkehr und die internationale Wertung der Völker und ihrer Kultur, kann man täglich mit Händen greifen.

Das wird aber trotz aller Schäden und Verirrungen unserer internationalen Ausstellungen deren unbestreitbarer Nutzen sein, daß sie bei dem kernfesten und begabten Teile unseres Volkes den Selbständigkeitstrieb und Herrschersinn mächtig ent-

flammen und steigern und schließlich die charakterlose Knechtsseligkeit überwinden helfen. Das Beispiel der Fremden ist bei uns zuletzt glücklicherweise immer zu einem Schrankenbrecher und Mutmacher geworden. Und wenn sich jetzt zunächst nur die Lakaien und Nachahmer und Streber und all die tausend windigen Profitjäger breitmachen im fremden Herrendienst, das stolz Eigenwüchsige und Heimischstarke gedeiht zuletzt doch noch mächtiger und schlägt in seiner Tüchtigkeit über die Spekulationen der Allerweltsaffen hinaus.

Darum sollen uns namentlich die internationalen Kunstausstellungen mit ihrem machtvollen freien Zug und phantasiereichen Schwung willkommen sein. Im trüben Gewoge der reaktionären Mächte, die uns jetzt so hart bedrohen, bilden sie einen der Felsen, auf denen sich der Unabhängigkeitssinn des freischaffenden Bürger-Künstlers ansiedeln kann. Unsere Kunstübung wäre ja einerseits in der Enge und Gedrücktheit unseres politisch-polizistischen Wesens, andererseits in der Verknöcherung unseres Akademismus längst zum läppischsten Philistermaß eingeschrumpft, hätte uns das Beispiel der freieren, kühneren Ausländer nicht aufgerüttelt. Wir sind ja aus unseren früheren kleinstaatlichen Elendszeiten her noch so verwuzzelt und vom Schablonismus unserer Militaristerei mit seinem ewigen „Achtung! Richt't euch!" so verdrillt, verknillt und verschüchtert, daß wir immer wieder erst an der Freiheit, Kühnheit und Problemhöhe der Fremden uns aufraffen müssen zu eigner Freiheit, Kühnheit und Größe. Unser staatliches Erziehungssystem ist bekanntlich nicht auf diese Ziele gerichtet — Gott sei's geklagt. Sein Ideal ist der polizeifromme Unterthanenverstand, die klerikale Gottesfurcht und die jeden Nachtwächter respektierende Sitte. Ein Volk von lauter solchen idealen Staatsunterthanen mag zu allerlei hübschen Dingen tauglich sein, zu einer Weltausstellung als Kunstvolk, zu einer Führerrolle in der Weltkultur taugt es nicht.

Darum brauchen wir die Fremden, damit wir uns selbst und unseren eigentlichen höheren Beruf in der fortwährenden Bedrückung unseres alltäglichen Staatschinesentums wiederfinden und uns bei der vermilitarisierten Unterthanenflickschusterei daran erinnern, daß auch wir von Göttern und Helden und nicht von Lakaien und alten Betschwestern abstammen und daß wir zur simplen Hurrahkanaille, Stimmviehherde u. s. w. eigentlich von viel zu guter und viel zu großer Abstammung sind, kurz, daß wir, alles in allem genommen, ein Adels- und Königsvolk sind, wir Deutschen, wie irgend eines auf der Welt, und daß wir den höchsten Respekt niemand anderem schuldig sind, als uns selbst!

Darum ist es gut, daß Berlin mit seinem militärischen und politischen Gerassel, mit dem „Jahrmarktsgetöse vor seiner großen Synagoge", mit dem Karneval seiner Bumbum-Wirtschaft, mit dem bunten Wechsel seiner Eintags-Schulen, Eintags-Ismen und Eintags-Erfolge, die einen ruhigen Beobachter von kerndeutschem Geiste fast um die Geduld bringen könnten, in allen Fragen der großen Kunst hinter München zurücktritt und dieser alten oberdeutschen Metropole künstlerischen Schaffens und phantasievollen Zurichtens und Zurschaubringens den Vorrang läßt in allen internationalen Veranstaltungen von höherer geistiger Bedeutsamkeit.

Die diesjährige Münchener internationale Kunstschau ist die sechste in der Reihe. Nach einer sehr dankenswerten Übersicht, die Baron Fritz von Ostini in den „Münchener Neuesten Nachrichten" veröffentlicht, ist folgendes Kennzeichnende von früheren Ausstellungen in Erinnerung zu bringen:

Die erste Internationale von Bedeutung war die vom Jahre 1869, deren Zustandekommen hauptsächlich dem Bildhauer Knoll und dem Maler Eduard Schleich

(dem Älteren) als Verdienst anzurechnen ist. Damals wurden die Münchener zuerst mit dem genialen, in seinem Vaterlande noch verlachten Courbet bekannt. Der Straßburger Gustav Doré, im Höhepunkt seiner Berühmtheit, war durch eine ganze Sammlung seiner besseren Werke vertreten. Millets wundervolles Bild „Der Tod und der Holzhacker" erregte Aufsehen. Alma Tadema trat mit sieben Bildern zum erstenmal hervor. Couture, Dupré, Diaz, Rousseau zierten die Wände. In der Plastik errangen der Italiener Monteverde und der Franzose Carpeaux sensationellen Erfolg.

Die nächste Internationale fand zehn Jahre später statt: 1879. Hier war Frankreich zum erstenmal offiziell vertreten und zwar so glänzend wie seither kaum wieder. In einem kleinen achteckigen Kabinet waren Lefebvres „Wahrheit", Jules Bretons „Ährenleserin", Henners „Nymphe" und Schönewerks entzückende Marmorfigur „Am Morgen" untergebracht. Bouguereaus „schaumgeborne Aphrodite", ein etwas süßliches, aber mit großer Virtuosität gezeichnetes und gemaltes Werk des elegantesten Pariser Akademismus, wurde angestaunt.

Dann kam die Ausstellung 1883, die wiederum sehr schön und sehr reich war. Renoufs Riesenbild von 12 Meter Länge, ein Lootsenboot in hochgehenden Wogen darstellend, war die Sensation des Jahres. Dazu kam Idracs „Salammbo", Chapus „Gedanke", vortreffliche Arbeiten von Tilgner, Feuerbachs „Medea", der Heffner-Saal mit Herkomers berühmten „Invaliden" und einem der Meisterwerke von Bastien Lepage, dem „Bettler"; Dagnan-Bouverets Porträt seines Großvaters, Gervex „Erste Kommunion", die eine Flut ähnlicher Bilder hervorrief. Cabanels opernhafte „Thamar" war ebenfalls 1883 zu sehen. Und das brutal-geniale Produkt eines jungen Himmelstürmers — der „Vitellius vom Pöbel durch Roms Straßen geschleift" von Rochegrosse.

Die Jubiläumsausstellung 1888 ist wohl noch in aller Erinnerung: Fritz v. Uhdes „Abendmahl", v. Habermanns „Sorgenkind", Kuehls „Segelnäher", Piglheins „Grablegung", Ludwig Herterichs „Johanna Stegen", Dagnan Bouverets „Madonna", De Briendts „Karl V. als Kind in Gent", Liebermanns „Altmännerhaus", Whistlers originelle Farbenexperimente, Frank Holls Bildnisse, Herkomers „Miß Grant" und „Dame in Schwarz", Zügels Tierbilder, die Holländer, der Lenbach-Saal mit seiner wunderbaren Sammlung zeitgenössischer Bildnisse — das alles wird nicht mehr aus der Geschichte der Münchener Internationalen schwinden, denn es steht auf deren glänzendster Seite.

Berlin wäre unvermögend, etwas Ähnliches zusammenzubringen. In München hat sich zwar dies auch nicht spielend gemacht, es galt oft harte Kämpfe zu bestehen, aber bei der Fülle von Kräften aller Art, über welche München gebietet, war der Sieg stets mit mathematischer Sicherheit vorauszusagen.

Auch die jetzige 1892er Internationale, in ihrer ganzen Durchführung aus den heißesten Wehen der Münchener Künstlergenossenschaft und in einer Zeit des erbittertsten Bruderzwistes geboren, darf auf einen Erfolg erster Größe rechnen. An Pracht und Festlichkeit übertrifft sie in ihrer äußeren Zurüstung ihre sämtlichen Vorgängerinnen um ein Bedeutendes. Von Lenbach, Gabriel Seidl, Seitz, Ruedorffer u. a. wurden diesmal Säle in den Glaspalast eingebaut, die an sich schon eine Sehenswürdigkeit sind und den Wettruf der Münchener Dekorationskunst aufs neue bestätigen.

Fast die ganze Länge des Ostflügels von der traditionellen Salle carrée aus bis zur Restauration, nimmt eine dreischiffige Galerie ein, durch deren Mitte sich ein reizender antiker Säulengang hinzieht. Die Wände sind durch langherabfallende Plüsch-

teppiche, vor denen Pflanzen und Statuen stehen, in einzelne Felder geteilt. Die Galerie, wie überhaupt der größte Teil des Ostflügels, gehört der deutschen Kunst. Nur ein Raum — es ist derselbe, der 1888 Lenbachs Bildnisse beherbergte, ist international: der Saal für alte Meister, den dieser Künstler arrangierte. Alte Möbel, plastische Kunstwerke, Stickereien und Teppiche, allerlei Prunkgerät lassen den Raum etwa wie das Allerheiligste eines fürstlichen Kunstsammlers erscheinen. Der Plastiksaal des Vorjahres ist sehr reich ausgestattet worden. Eine Nachahmung prunkhafter Marmormosaik — von Herrn Franz Ruedorffer geradezu virtuos hergestellt — deckt die Wände. Ein Festsaal sondergleichen — für die Ausstellung der Plastik war das frühere Arrangement des Saales jedoch günstiger, die hellen Skulpturen werden auf diesem Hintergrunde nicht voll und ruhig wirken. Hinter dem für die dänische Abteilung ein wenig umgestalteten Prinzregentenpavillon folgt eine Reihe neuer Säle, welche den Franzosen eingeräumt sind. Der Seitz-Saal, an sich vielleicht der schönste, ist etwas finster, die anderen haben besseres Licht. Vergoldete reiche Architekturteile, hier mit grünem, dort mit rotem Stoff bezogene Wände.

Geradezu eine Perle vornehmer Ausstattungskunst ist das kleine amerikanische Kabinet im Südbau. Feine geibtichweiße Draperie, ein Fries von Widderköpfen. Der elegante kleine Saal, in welchem die holländischen Aquarelle Platz gefunden haben, stammt noch aus dem Vorjahre. Ganz schmucklos ist natürlich kein Raum. Überall Pflanzen, Teppiche, Vorhänge, Ruhebänke, zur Dekoration verwendete Plastik. Wessen Augen an den Bildern müde werden, der kann sie im Anblick des Gesamtbildes ausruhen lassen. Das unerhört schwierige Problem, die modernen Massenausstellungen dem feineren Sinn erträglich und genießbar zu machen, ohne den Nerven zu viel zuzumuten, ist hier wohl in den Schranken des Möglichen glücklich gelöst.

Im Grunde setzt sich eine solche internationale Ausstellung aus einer Reihe von Einzelausstellungen zusammen, und wer die Zeit und die Ruhe dazu hat, thut am besten, sie in kleinen Abschnitten zu genießen. Bei gutem Wetter bietet der den Ausstellungspalast auf drei Seiten umschließende botanische Garten dem Auge und der Lunge eine gesunde Abwechselung.

Natürlich ist auch diese Internationale, wie es bei jeder Ausstellung zu sein pflegt, am Tage ihrer festlichen, vom Prinzregenten in Person vollzogenen Eröffnung am 1. Juni noch nicht vollendet gewesen. Wien fehlte noch, desgleichen England und Schottland, und von den Franzosen sind eine Anzahl, darunter die hervorragendsten, vom Marsfeldsalon noch zurückgehalten. Ein Gesamturteil läßt sich mithin erst nach Wochen abgeben. Das Vorhandene rechtfertigt jedoch die Meinung, daß die Internationale von 1892 an künstlerischem Reichtum und Reiz hinter keiner ihrer Vorgängerinnen zurückbleiben wird. An Sensations- und Spektakelnummern ist, von Rochegrosses Riesenbild „Der Fall Babylons“ und einigen minder lärmenden abgesehen, diesmal glücklicherweise so wenig vorhanden wie von dem berüchtigten Kitsch, mit dem uns früher namentlich die Italiener zu überhäufen pflegten. Der Eindruck der fertigen Abteilungen ist ein durchaus tüchtiger und gediegener mit dem Vorschlag der modernen Note. Nur weniges ist so hypermodern, daß es dem unvorbereiteten Auge wie Karikatur erscheint. Auch die Nachahmer früherer Effektstücke scheinen diesmal in bescheidener Zahl aufmarschiert und von der Hängekommission weise verteilt zu sein. Wenn man diese mit dem Pinsel so innig nachfühlenden Herrschaften von der humoristischen Seite nimmt, sind sie gar nicht so übel.

Das harmonischste Gesamtbild bietet vielleicht die holländische Abteilung, die so gut hier noch nie beisammen war. Und das will etwas heißen bei den beispiellosen

Erfolgen, welche die Holländer in den letzten Münchener Jahresausstellungen durch ihre stammesmäßige Geschlossenheit und Abgeklärtheit errangen. Über alles hinaus ragt Tholen mit seiner „Düne“ und seinem „Flußufer“. Die andern, welche wir sonst in diesen Räumen bewunderten, fehlen natürlich auch heuer nicht.

Sehr reich an Mal- und Bildwerk edelster Art ist auch die belgische Abteilung, deren feine Zusammenstellung von Direktor De Vriendt herrührt, der selber ein vorzügliches Werk eigener Hand beigesteuert hat. Überraschend Neues hat Ulrich von seinen amerikanischen Landsleuten herübergebracht, wahre Meisterleistungen von Bonnoh, Sargent, Whistler u. a. Ganz vorzüglich sind auch die Dänen und Schweden vertreten. Weniger hervorragend als in den Vorjahren die Spanier, Italiener und Polen. Von den Russen fällt zunächst nur einer auf: Antokolski, der mit einer großen Sammlung von Bildhauerwerken allein einen ganzen Saal füllt.

Das Erfreulichste ist, daß unsere deutschen Meister älterer, jüngerer und jüngster Jahrgänge mit tadellosen Arbeiten frisch und fröhlich in erster Reihe stehen, obwohl einige fehlen, die wir ungern vermissen. Lenbach und Fritz v. Uhde („Verkündigung an die Hirten“), Franz Stuck und Karl Marr, Albert Keller und G. Kuehl, Böcklin und Zeno Diemer, Zügel und Kowalski und mancher andere von reifer und bewährter Größe fällt schon beim ersten flüchtigen Rundgang auf.

(Forts. folgt.)

Die diesjährigen Pariser Kunstausstellungen.

Von George Eller.

(Paris.)

Wenn der wunderschöne Monat Mai die herrlichste aller Großstädte mit tausenden blühender Kerzen schmückt, öffnen sich die Pforten des Industriepalastes in den Elysäischen Feldern, des Palastes der schönen Künste auf dem Marsfelde und die kunstliebenden und kunstverständigen Pariser und Legionen Fremder aus allen Weltteilen wetteifern in fiebernder Bewunderung vor den unzähligen neuen Werken der französischen bildenden Künste.

Im Industriepalast der Elysäischen Felder begann die Ausstellung mit dem ersten Maitag. Diesmal sind an 4000 Gegenstände ausgestellt: Malerei, Bildhauerei, Pastelle, Aquarelle, Architekturen, Gravüren u. s. w.

Mit den Malern anfangend, muß in allererster Reihe, ohne jeden Vergleich, Ferdinand Roybet genannt werden, der seit zwölf langen Jahren zum erstenmal wieder ausstellt. Es sind nur zwei Porträts, die er uns zeigt. Eines, ein Männerkopf voll Energie und Bonhommie, im Kostüm eines Kürassiers aus der Zeit Ludwig des Dreizehnten. Seit Franz Hals hat keiner, nicht Lenbach der Gewaltige, nicht Bonnat der Geniale, solch Männerbildnis gemalt. Das ist die allerhöchste Kunst. Das zweite Bild giebt in unvergleichlich geistig durchwärmter Sinnlichkeit die edlen Züge der Liebsten und Schülerin des Malers, der Inana Romani, die selbst, ein weiblicher Titian, zwei

Frauenköpfe ausstellt: Bianca Capello und Mannela, fein, nobel, idealschön gemalt. Diese vier Bilder allein genügen, um vielfachen Besuch dieser Ausstellung zu sichern.

Meister Bonnat hat Ernest Renan gemalt. Der große Denker und Forscher ist magistral dargestellt. Und was auch die unter den wenig gewissenhaften Kunstkritikern der allzu mobilen Pariser Tagespresse grassierende Mode des Anti-Bonnatismus zu sagen wagt: Dieser Renan mit seinen kühn gebildeten feinen Händen ist das Werk eines großen Künstlers.

Albert Maignan, ein Poet unter den Malern, giebt in einer Allegorie Schilderung des letzten Traums des großen Skulptors Carpeaux. Der Sterbende schläft in seiner Werkstatt, vor dem Zeichentisch, auf einem kargen Bett. Ringsum werden die Figuren seiner Werke lebendig . . . die sinnlich leidenschaftlichste Figur seiner berühmten Tanzgruppe (an der großen Oper) küßt die edle Stirn des Scheidenden mit übersinnlich-unschuldigem Kuß. Schöne Idee, herrlich ausgeführt.

Eduard Detaille, der Schlachtenmaler par excellence, hat auf einem Riesenbild den Abzug der Garnison aus Hüningen — 20. August 1815 — so korrekt und trocken erzählt, daß man nicht einen einzigen Knopf an den Gamaschen der österreichischen Grenadiere vermißt, die nach dreimonatlicher Belagerung magazinfrische Uniformen tragen.

Tattegrain, ein Kühner, malte den Einzug Ludwigs des Elften in Paris am 30. August 1461 und läßt uns vermuten, daß er sich, um zu malen, trockener Farben und zinkener Pinsel bedient.

Ein reizendes Bild ist von Foubert ausgestellt. Der unsterbliche Landschafter Corot malt, im Morgengrauen, die Pfeife im Mund, auf einer Waldwiese, am Ufer eines kleinen Sees . . . im Thau-Nebel des Wiesengrundes schweben, engelschön, die Waldnymphen, die Corot zu bannen verstand.

Im übrigen verdienen erwähnt zu werden: Louise Abbéma mit einem schön und elegant gemalten Frauenporträt; Armand-Dumaresq mit einem prächtigen Jägersoldaten; Barillot mit einem wahren Tierbild: Le train 47; Berne Bellecour mit einem etwas hölzernen, aber trotzdem guten Bild: Verteidigung einer Brücke; Paul Berton mit hellen Landschaften; Alexander Bloch mit einem energischen Soldatenbild: Der Soldat Kraeuter — Forbach 1870; Brozik mit allerliebsten Kindern im Walde; Buffière, resolut mit seinem Tod der Helden; Henri Cain, tiefe Empfindung zeigend in einer Rekonvalescentin; Calvès, kräftig und wahr mit seinen strammen Pferden in den Gypsöfen bei Paris, ein Weniges an Verlat erinnernd; Chartran mit einem über-manierierten Porträt des Papstes Leon XIII.; Chigot, imponierend mit einer derben Marine; Léon Comerre mit ehrlich-graziösen Frauenporträts; Cormon mit einer steifen, aber männlichen Beerdigung eines Häuptlings zur Eisenzeit; Dantan, voll Mitgefühl mit seinem Bild von den armen Leuten; Ludwig Deutsch, recht ansehnlich mit Eunuchen; Fantin-Latour, der bekannte Wagnerianer, überpoetisch mit Prélude de Lohengrin; Franz Flameng, innig gläubig mit einer Rast in Ägypten; Gérome, genial wie immer mit seinen Verschwörern; Victor Gilbert, etwas theatralisch in seinen gut gemalten glücklichen Fischern; Guillemet mit einer genial erfaßten, groß ausgeführten Ansicht der Seine bei Constans-Charenton: Adolf Guillon mit einer fein empfundenen Sommerlandschaft: Julien Le Blant mit einem frank und frei gemalten Soldatenbild, die Rücklehr des Regiments: Maurice Leloir, übergeistreich mit einem Bildnis der Manon Lescaut; Constantin, etwas trocken, aber wirksam mit einer Fahnenpräsentation vor Rekruten; Mélida, vor wenig Tagen gestorben, sein letztes Bild, warm empfunden: Das verirrte Kind; Moreau de Tours, ein tüchtiges Patriotenbild: Vive la France; Henri Pille, ein treffliches Porträt,

mittelalterlich, der Bürgermeister; Léon Richet, mit einer anheimelnd frischen Waldlandschaft; Tony Robert Fleury, ein Dekorationsbild, die Architektur für das Pariser Stadthaus; Scherrer, voll begeisternden Lebens mit einer Charlotte Corday in Caen; Thevenot mit einem reizenden Frauenbildnis; Vibert, fein und sarkastisch mit seinem kranken Arzt; Ilmbricht, ein Elsässer, mit markiger Vogesenlandschaft und gut gemaltem Porträt; Willems, rührend mit seiner Genesenden; Yon, interessant aber traurig mit seinem Calvarienberg in den Dünen; Zuber, mit einem fein erdachten, gut gemachten Karton, der Winter.

Bouguereau ist langweilig, wie immer, mit seinen übersatt gemalten Amouretten. Benjamin Constant und Aimé Morot, zwei brave tüchtige Künstler, haben schlechte Plafonds fürs Pariser Stadthaus gemalt. Die übrigen sind Fabrikanten von Dutzendware für den Bilderhandel.

Von Aquarellen, Pastellen und Zeichnungen ist nicht viel Merkenswertes zu sagen.

Dagegen sind Skulpturen ausgestellt, die man bewundern muß. Gérome, der Maler, ist Bildhauer geworden und hat eine Galathé, lebendig werdend in den Armen Pygmalions, gemeißelt, die brennend lebendig geworden ist. Barreau, gewaltig wirkend mit einer kühn ausgeführten Salammbo.

Barthold y, majestätische Bronzegruppe, Washington und Lafayette; Beer aus Brünn, Panem propter Deum, eine wirksame Marmorstatue; Bussière, prächtige Statue des Poeten Gringoire; August Cain, famose Tiger; Christophe — Le baiser suprême, herrliche Marmorgruppe; Enderlin, meisterhafte Büste Meissoniers; Frémiet, le connétable Olivier de Clisson, ein ausgezeichnetes Basrelief; und noch viele, die zu nennen allzulang dauern würde. Der Salon der Elysäischen Felder ist im Durchschnitt besser, als er in den letzten Jahren war. Aber seine einstige kunsthistorische Bedeutung hat er eingebüßt, seitdem die machtvollsten und kräftigsten Künstler sich von dem Gros der Künstlergenossenschaft getrennt und den Salon des Marsfeldes gegründet haben.

* * *

Viel bedeutsamer für den wahren Ausdruck des künstlerischen Könnens unserer Zeitgenossen in Frankreich ist der Salon des Marsfeldes (Salon du champ de Mars). Mittelmäßigkeiten sind hier seltener, verschwinden ganz und gar unter dem überwältigenden Eindruck einiger Meisterwerke großer Künstler und dem bis zum Raffinement getriebenen allgemeinen Aufwand bildender Geschicklichkeit. Drei Bilder: drei Unsterblichkeiten. 1. Der Winter von Puvis de Chavannes; 2. Mutterliebe von Eugen Carrière; 3. L'hôte des humbles von Léon Lhermitte.

Puvis de Chavannes ist ohne Zweifel der bedeutendste lebende Maler Frankreichs. Kein Künstler unserer Zeit hat sein künstlerisches Gewissen so rein erhalten wie dieser Meister. Jedes Bild, das er liefert, zeugt für rastlos fortschreitende Kunst. Die große Leinwand, die Puvis de Chavannes in diesem Jahre ausstellt, für den Festsaal des Pariser Stadthauses bestimmt, führt den Titel „Der Winter". Rührend, ehrlich, groß! Eine kolossale Schneelandschaft, von fernen blauen Bergen und ruhigen, dunklen Wäldern begrenzt. Holzhauer fällen einen Baum — ideal schöne Gestalten in ihrer nüchternen Einfachheit. Arme lesen Kleinholz auf. Ein Vater wärmt die nackten Füßchen seines Kindes an losem Feuer. Einer der Arbeiter giebt einen Teil seines Brotes einem Weibe, das dies Almosen eines Armen einem Ärmeren, einem am Mauerreste lehnenden Greis spendet. Im Hintergrund ziehen Jäger vorüber, die Beute, Hirsche und Rehe, tragend. Das ist alles! Aber wie ist das gemalt! Niemals ist des Winters Härte und Qual, der echten Menschlichkeit naive Größe imponierender dargestellt worden, als auf diesem Bilde.

So groß als Puvis de Chavannes' Werk, so tiefsinnig ist Eugen Carrieres „Mutterliebe". Dies Gemälde ist vom Staat für das Museum im Luxemburg-Palast angekauft. Kein deutsches Gemüt, auf der Wanderschaft nach Paris begriffen, sollte fehlen, es zu bewundern. Denn wahrlich, die herzigste Innigkeit ist auf einen Streifen Leinwand mit wenig Farbe lebendig gestaltet worden. Eine Mutter hält zwei Kinder in ihren Armen, eines schlafend, das andere schmeichelnd; im Hintergrund rechts entfernt sich eine alte Frau, wohl die Großmutter, mit einem dritten Kind. Ein Hauch reinsten Glückes schimmert aus diesem bis zur Verklärung wirkenden Bilde.

Léon Lhermittes „L'hôte des humbles" ist ein Christusbild, angeregt (vielleicht!) von Fritz von Uhdes Darstellungsweise, aber ausgeführt von einer mächtigen durch und durch individuellen Künstlernatur. Der Christus ist Gast armer Bauern, eines noch jungen und eines noch nicht alten. Die Bäuerin bringt auf einer Schüssel ein dampfendes Stück Fleisch, kindlich-gierig äugelt ein resoluter Knabe mit dem willkommenen Gericht. — Er aber, der Erlöser, bricht das Brot entzwei. Zweifler haben mir eingestanden, daß sie vor diesem Bilde glauben können. Es fühlt sich aus diesen Farben der innigste Glaube heraus.

* * *

Die Christusmalerei ist diesjährig noch epidemischer geworden als im vorigen Jahr. Der Hang und Zug nach Mysterien ist arg verbreitet und mancher, der sein lebelang nicht einen mystischen Gedanken zu fassen vermocht hat, malt oder schreibt heute wie ein Illuminierter; 's ist halt Mode geworden, mystisch angehaucht zu sein.

Jean Béraud, in Deutschland hauptsächlich durch seine Brasseriescenen und leichtfüßigen Pariserinnen bekannt, hat sich aufs Religiöse geworfen und eine Kreuzigung gemalt, die, sonderbarerweise, sich auf dem Montmartre zugetragen hat. Wenn das so fortgehen sollte, so werden die Kreuzigungen im nächsten Jahre wohl gar auf dem klassischen Tanzboden des Cancans gemalt sein. Im Ausstellungspalast des Marsfeldes sind einige Dutzende verschiedener Christusse zu sehen . . . Die meisten sind komisch, etwa so wie der noble Held der Wanderbühne, der Schmieren-Heros.

Von anderen Bildern sind viele nennenswert. Die Ausstellungen von Alfred Stevens, einem der Veteranen der modernen Malerei, von dessen Sohn Leopold, der viel, sehr viel erwarten läßt, von Henry Gervex mit Frauenbildern recht warmen Chics, von Whistler, dem bedeutendsten der Amerikaner, gereichen jedem Museum zur Zierde. Aimé Perret, ein feinfühliger Landschaftler, giebt uns eine Morgendämmerung von überraschend poetischer Wirkung. Ary Renan, Sohn des berühmten Renan, zeigt sich als Poet der Palette mit einem Bild „l'Epave". Konstantin Meunier schildert mit ergreifender Wahrheit das traurig-schwere Leben der Kohleminenarbeiter. Montenard stellt Landschaften aus dem Süden aus, so warm im Ton, daß man, sie betrachtend, transpirieren muß. Sargent, auch ein Amerikaner, hat eine Carmencita gemalt, die alles Lob verdient. Sisley bleibt dem fröhlichen Kolorit seiner Landschaften getreu. Norbert-Goeneutte malt kühn und verwegen und mit sehr viel Geist köstliche Porträts. Jacques Blanche, Hetlen, Aman-Jean, Gandara, Mauriee Elliot, Renout, und viele andere verdienten eingehender besprochen zu werden, wenn genügend Platz zur Beschreibung ihrer Bilder vorhanden wäre. Erwähnen muß ich aber noch Louise Breslau, die eine bedeutende Künstlerin geworden ist. Zwei ihrer Bilder, „Schülerin" und „Winterblumen", sind breit und delikat gemalt, voll köstlichen Lichtes. Boldini, Audlet, Carolus-Duran mit seinen spektakelnden Frauenporträts, J. G. Weerts mit trefflichen kleinen Porträts, Mesdag und F. P. Wagner mit kräftig gemalten Seebildern müssen

auch als vorteilhaft genannt sein. Duez, Binet, Dagnan-Bouveret, Le Camus, Alfred Smith, Billotte mit seinen sehr hübschen Pariser Ansichten, Dauphin mit einem effektvollen Nachtbild, der Quai in Toulon, sind allzusammen tüchtige Künstler. Viele und schöne Aquarellbilder und Pastelle, worunter die tiefserdachten Illustrationen zu Emil Zolas Buch „Ein Traum" von Carloz Schwabe und eine Serie von Miniaturbildern, erstaunlich meisterhafte Kleinmalerei von Cossinières de Nordeck, das Leben der Johanna d'Arc darstellend.

Einige ausgezeichnete Bildhauerwerke. Rodin mit einer Büste Puvis de Chavannes, vornehm und edel; Porträtbüsten vom Meister Dalon; Bauernfiguren voll kräftiger Natürlichkeit von Konstantin Meunier; eine mysteriös-edelschöne Grabmalgestaltung von Jean Dampt; ein Basrelief; durchdrungen von fieberhafter Leidenschaft, aber nobel ausgeführt: Gomorrhea von Alexander Charpentier; Büsten, warm-sinnlich, von Injalbert und eine graziöse Fontaine von Pierre Roche.

Eingehende Betrachtung verdient im Salon des Marsfeldes das Kunstgewerbe. Die keramische Ausstellung von Jean Carriès, der die Bildhauerei aufgegeben hat, um Töpfer-Künstler zu werden, ist allein eine Fahrt nach dem Marsfelde wert. Der übrigen künstlerischen Gewerbe, mannigfach zur Schau gestellt, eingehend zu erwähnen, mangelt uns der Raum.

Die beiden großen Pariser Kunstausstellungen dieses Jahres liefern den klaren Beweis für die an die schönste Epoche der Renaissance erinnernde künstlerische Größe unseres Zeitalters. Mit hellen Augen und warmem Herzen, gesunden Sinnen und tiefer Seele ist's eine wahre Lust in unseren Tagen zu leben.

Kritik.

Romane und Novellen.

Nach einer Pause von sechs Jahren erscheint Goswina von Berlepsch mit ihrem zweiten Buche. Schon dieses Aufsichhaltenkönnen in einer Zeit fieberhafter Vielschreiberei und nach einem so durchschlagenden, glänzenden Erfolge wie ihn G. v. B. mit ihrem ersten Buche „Ledige Leute" errang, nimmt für die Dichterin ein. Sie ist eine starke, reife Natur, tapfer und gewissenhaft, erfüllt von den höchsten Ansprüchen gegen sich selbst — lauter Eigenschaften, die man an den modischen Schnellschreibern nicht oder sehr selten zu finden gewohnt ist. So ist auch ihr zweites Buch wie ihr erstes ein tadelloses Meisterwerk geworden. „Thalia in der Sommerfrische" (Leipzig, Karl Reißner) ist eine Musternovelle. Musterhaft in der Entwickelung der Handlung, musterhaft in der Charakter- und Milieu-Schilderung. Mit Wahrhaftigkeit und Humor, ohne jede Spur von Übertreibung nach links oder rechts ist die Welt der aristokratischen Kreise ebenso richtig und fesselnd dargestellt wie die Welt der Wanderbühne, der „Schmierenkomödianten". Klar und wahr, absolut selbstverständlich. Daher die nie versagende Überzeugungsgewalt in jeder kleinsten Einzelheit. Und trotzdem nichts Nüchternes und Triviales, denn alles ist durch eine große, reiche und reine Künstlerseele gegangen. Die Wirklichkeit in Dichtung, die Dichtung in Wirklichkeit verwandelt, ohne Rest. Das giebt vollendete Kunst. Gesund und frisch wie ein Bergquell. Ich kenne in unserer neuen Er-

zählungsliteratur nichts Köſtlicheres als dieſe novelliſtiſchen Meiſterwerke des Fräuleins v. Berlepſch. Und nun betrachte man ſich die einfache Geſchichte dieſer „Thalia in der Sommerfriſche“: Ein Schmierenkomödiant fällt durch ſeine Schönheit einer vornehmen jungen Dame auf, ſie ſieht ihn ſpielen im Dorf, ſpricht mit ihm, malt ihn, weil er klug und talentvoll protegiert ſie ihn, giebt ihm Gelegenheit in die Reſidenz zu kommen, wo er's nach und nach zu einem bedeutenden Künſtler an der Hofbühne bringt. Und gar nichts Erotiſches? Doch! Der arme Schmierenkomödiant war bereits — illegitimer Familienvater. Gerade dieſe Herzensepiſode iſt unvergleichlich einfach und ergreifend dargeſtellt. Wie ſein Kind ſtirbt und begraben wird, wie ſeine Geliebte heimlich von ihm geht, um ſeine Lebensbahn frei zu machen, das iſt ein wahres Kabinettsſtück realiſtiſcher Poeſie. Keine allerneueſte Nervenkunſt, kein elektriſch-hektiſches Interjektionsgehüpfe auf dem ſchlappen Seil der Dekadenz, kein Zerzwirbeln und Zerfaſern der Senſations-Hexenmeiſterei — nein, das liefert dieſe „Thalia in der Sommerfriſche“ nicht, aber feinſte, goldechte Wirklichkeitsdichtung für geſunde Leſer in Hülle und Fülle.

Wenige ſchriftſtellernde Damen unſeres High-Life-Parnaſſes erreichen annähernd die Kunſt der Goswina v. Berlepſch. Zu ihnen gehört Ida Boy-Ed in einigen Epiſoden ihrer neueren Romane und in einigen Stücken ihrer novelliſtiſchen Skizzenſammlungen, wo die letzten Spuren dichteriſcher Naivetät noch nicht vom Firnis des Chic und der Kulturkoketterie zerſtört ſind. Ihre „Maler-Geſchichten“ (Karl Reißner, Leipzig) weiſen keinen Fortſchritt gegen jene vortreffliche Skizze „Zuletzt gelacht“ auf, welche Frau Boy-Ed vor Jahren in unſerer „Geſellſchaft“ veröffentlichte. In dieſen Maler-Geſchichten überwuchert eine gewiſſe ſüßliche Nüchternheit und ſpießbürgerliche Lüſternheit alle natürlich-ſtarke, friſch-poetiſche Sinnlichkeit. Hier herrſcht jener Maskengeiſt der innerlich hohlen Bourgeois-Wohlanſtändigkeit, der zwar nicht vor der Andeutung gewiſſer leidenſchaftlicher Wallungen aber vor jeder urſprünglichen, ſchrankenloſen Natur-Empfindung zurückſchreckt aus Reſpekt vor der konventionellen Scheinmoral. Der nämliche Geiſt der „guten Stube“, der uns Süddeutſchen die offizielle Berliner Malerei ſo unausſtehlich macht. Pikant geſtellte Gliederpuppen, wenn's hoch kommt, aber keine Vollblutmenſchen. Ob Frau Boy-Ed noch die Kraft und den Mut erübrigen wird, ihr unleugbar reiches Talent aus den Feſſeln dieſer Berliner Bourgeoiskunſt zu befreien, bevor es darin mit Grazie erſtickt? M. G. C.

Die dritte Stiege. Sozialer Roman von Eduard Graf von Keyſerling. Leipzig. Wilh. Friedrich. — Außer Zola haben wenige Schriftſteller mit ſolcher Naturtreue, mit ſo packender Kraft und in ſo vollendeter Meiſterſchaft Leben und Treiben des Proletariats und der Deklaſſierten geſchildert wie Eduard Graf von Keyſerling im vorliegenden Buche. Eine ſtaunenswerte Fülle typiſcher, lebenswahr gezeichneter Figuren tritt darin auf. „Die dritte Stiege“ iſt eine erſchütternde Tragödie, worin der Untergang ehrlich ſtrebender Idealiſten im Kampfe gegen beſtial ſelbſtſüchtige Menſchen vorgeführt wird. Unter Verzicht auf die ihnen gemäß hoher Geburt und wiſſenſchaftlicher Bildung gebotenen ſozialen Vorteile ringen edle Männer für ihre auf die Befreiung der Armen aus den Feſſeln ſozialen Elends abzielenden Ideale, bis ſie, geknickt und überwunden durch die Brutalität blind wütender Mächte, vom Schauplatze ihres Wirkens abtreten. Troſtlos, wie ſo manches Menſchenleben, endet dieſer Roman. Der Sieg der Niedertracht, welche in ihrer Unfähigkeit, Selbſtloſigkeit zu begreifen, dieſe begeiſtert und verläſtert, entringt uns einen Aufſchrei tiefſten Wehes, darf uns jedoch nicht zu lähmendem Peſſimismus verleiten. Wie kein Atom der phyſiſchen

Welt je zugrunde geht, sondern stets in neuen Verbindungen fortbesteht, so verschwindet auch in der sittlichen Welt kein ehrliches selbstloses Handeln spurlos, wenn auch seine Wirkungen nicht leicht sichtbar sind. — Keyserlings „dritte Stiege" ist ein echter Wiener Roman. Ohne jegliche Voreingenommenheit und bei völliger Unparteilichkeit zeichnet der Autor mit stets bewundernswerter Gewandtheit und Sicherheit die verschiedenen Lebenskreisen angehörigen Bewohner eines Hauses in Wien und führt in fesselnder Darstellung und realistischer Treue ein charakteristisches Stück Wiener Lebens vor. Dieser Roman darf in jeder Hinsicht als ein Meisterwerk ersten Ranges bezeichnet werden.

J. G. St.

Stiller Grenzkrieg. Roman von Max Lay. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart. 1891. — Eine im Elsaß sich abspielende Geschichte, worin alle für Frankreich begeisterten Personen schlechte Menschen und Dummköpfe, alle Deutschgesinnten dagegen lieb, brav und gescheit sind. Wohl dem, der an solchen Blüten hyperpatriotischer Litteratur Freude hat; ihn kann dieser Roman entzücken. Wer jedoch in Romanen die Erörterung menschheitlich wichtiger Fragen und bei schöner Form gedankenreichen Inhalt, neben interessanten Handlungen psychologisch wahre Charakterentwicklung sucht, würde durch die Lektüre dieses Romanes sicherlich seine Zeit ergebnislos vergeuden. Die äußere Ausstattung dieses zweibändigen Romanes ist wie bei allen aus der Deutschen Verlagsanstalt hervorgehenden Werken musterhaft.

J. G. St.

Unter Palmen. Roman aus dem modernen Ägypten von Klaus Rittland. Leipzig. Wilhelm Friedrich. — Ein Professor reist mit seiner Tochter nach Ägypten. Ihm stellt sich ein junger Ägyptologe auf dem Schiffe vor, der sich in die Tochter verliebt, die jedoch in heißer Liebe zu einem mit „männlich edlen Zügen und seelenvollen Augen" ausgestatteten griechischen Hochstapler entbrennt, dessen Schlechtigkeit in Ägypten bekannt wird und der Professorstochter schweren Kummer bereitet, worauf sie nach der Rückkehr in die Heimat endlich die Vorzüge des zum Professor avancierten Ägyptologen erkennt und dessen Gattin wird. Dieser an sich höchst einfache Stoff ist übrigens mit großem Geschick verarbeitet, jedes der 34 Kapitel des über 400 Seiten umfassenden Bandes ist ein hübsch abgerundetes, durch fesselnde Schilderung ägyptischer Zustände befriedigendes Ganzes. Jedem, der in die Lage kommt, für jüngere Damen einen decent geschriebenen, konsequent freisinnig gehaltenen realistischen Roman wählen zu sollen, darf getrost die Wahl dieses Buches empfohlen werden.

J. G. St.

Man muß ein starkes Vertrauen auf die Erfolgskraft seines Autors und die Litteraturfreundlichkeit seines Volkes haben, wenn man, wie die Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert u. Cie., den Versuch macht, einen modernen deutschen Roman in der Art der französischen Belletristik reich illustriert vor das Publikum zu bringen und zwar in jungfräulichster Form, d. h. ohne daß der Roman vorher in Feuilleton-Schnitten monatlang durch einige Zeitungen geschleift wurde, um sich die Aufmerksamkeit und Gunst der weitesten Kreise gebildeter und anderer Leser zu sichern. Auf Grund unserer Kenntnis der litterarischen und persönlichen Qualitäten, die hier ins Spiel kommen, finden wir das Vertrauen auf den Autor und sein Werk gerechtfertigt. Freiherr R. v. Seydlitz ist nicht bloß, wie die Verlagsanstalt in ihrem Prospekt versichert, „Realist, Phantast und Humorist zugleich", sondern auch ein feiner, vielgereifter Weltmann und vor allem — ein Dichter! Und gerade diese Eigenschaften zusammen haben seinem Romane „Goldfliege" die Jungfräulichkeit vor den Zeitungen und Familienblättern intakt erhalten: die Dichtung war zu gut, zu fein,

Digitized by Google

zu geistreich, zu weltmännisch für sie. Das Thema der Ehe und Ehelosigkeit, wie es hier in einem pikanten Ausschnitt aus dem Leben raffinierten Junggesellentums höherer Großstadtkreise variiert wird, ist wirklich keine Musik für die durch Wilhelmine Buchholz und Frau Marlitt selig erzogenen Ohren. Mit einem Wort: Freiherr R. v. Seydlitz giebt keine landläufige Romanarbeit, sondern Romandichtung von interessantester Lebensfrische und feinster psychologischer Experimentierkunst. Und schreibt er auch nicht nach der Bahrschen Anleitung im Stile der hysterischen Suggestion, so kommen die „heimlichen Nerven" doch nicht zu kurz. Wenn ich verrate, daß Nietzsche unseren Goldfliegen-Dichter jahrelang des trautesten persönlichen und brieflichen Umganges gewürdigt hat, daß Seydlitz in der schönsten Bayreuther Zeit ein Intimus des Wagnerschen Kreises gewesen, so ist damit wohl des Kennzeichnenden genug über die Geistesart des Verfassers ausgesagt und seine feine künstlerische Ader. Seydlitz kam überdies aus den bildenden Künsten in die Literatur, den Weg in die Schreibstube hat er durch das Maleratelier genommen. Unter solchen Umständen könnte dem Kritiker nur eins befremdlich sein: warum R. v. Seydlitz nicht eine strengere Musterung unter den 61 Illustrationen des Zeichners F. Wahle gehalten. Alle Bilder sind ja gut erfunden und ihre Reproduktion ist technisch mustergiltig (wie sich dies ja bei der Dr. Albertschen Firma von selbst versteht), aber sie stehen doch nicht durchweg auf der Höhe der Dichtung und lassen zuweilen jenen sicheren Geschmack und jene intimere Stimmung vermissen, der z. B. die bekannten französischen Roman-Illustrationen so reizvoll macht. Immerhin: für deutsche Verhältnisse ein glänzend ausgestattetes Unterhaltungsbuch. M. G. C.

Falsche Propheten, sozialer Roman von Friedrich Jacobsen (Verlag von Georg Wigand, Leipzig). — Da haben wir das Werk eines Autors, der zu reden versteht, viel zu reden, gut zu reden. Ferner finden wir in dem Roman Handlung und eine Tendenz, die wert ist, einem zweibändigen Werke ihr Gepräge aufzudrücken. Aber, ein recht bedenkliches Aber können wir in der Beurteilung nicht verschweigen, und dieses Aber betrifft den vollständigen Mangel an Charakteristik. Der Autor sagt uns zwar, Erich ist ein strebsamer Jüngling, Franz ein leichtsinniger Mensch u. s. w., aber in den Worten und Thaten der einzelnen Gestalten spiegelt sich dies nicht hinreichend wieder. Sie sind, wie man zu sagen pflegt, allzusehr über einen Leisten geschlagen. Was die soziale Tendenz des Ganzen betrifft, so ist sie nicht ausgeführt genug, nicht hinreichend vertieft. Da ist alles so schön gesagt, mit so gewählten Worten ausgedrückt, der Jüngling spricht wie der Mann, die Jungfrau wie die junge Frau, der Schüler wie der Professor — mehr Farbe, mehr Schwung, und dadurch ein der Wirklichkeit mehr entsprechendes Bild, würden den Roman zu einem sehr guten gemacht haben, indem dann nicht aus jeder Zeile der Roman herausgeschaut hätte. Zu dem schönen Talente des Verfassers, zu seiner fließenden Diktion noch eine Dosis Leidenschaft und charakterisierende Darstellungsweise — und er wird Bedeutendes leisten.

Max Osterberg-Verakoff.

„Der goldene Käfig" und andere Novellen von Leo Hildeck. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 280 S. — Die Verfasserin dieses Buches darf für ihr Erstlingswerk auf einen guten Erfolg rechnen — ist sie doch vielen Lesern unserer hervorragendsten Revüen und Tagesblätter als geistreiche und fesselnde Erzählerin seit Jahren lieb und wert. Leo Hildeck wandelt ihre eigenen Bahnen; sie liebt es, den geheimsten Regungen der menschlichen Seele nachzuspüren und versteht es meisterlich, uns in die Gedankenwelt ihrer Helden zu bannen und darin festzuhalten. In den

meiſten Novellen treten nur wenige Perſonen auf und faſt ſcheint es, als hätte die Verfaſſerin abſichtlich einfache Stoffe gewählt, um ſich deſto eingehender mit der Darſtellung der einzelnen Charaktere, der Zergliederung ihrer Handlungen befaſſen zu können. Es iſt ſchwer zu ſagen, welcher der einzelnen Novellen die Palme zuzuerkennen iſt. Die letzte derſelben, „Ein Bekenntnis“, ſcheint uns am meiſten Leben zu atmen. Der Konflikt zwiſchen erbarmungsloſer Menſchenſatzung und dem, was wir in unſerm Innern als das Gerechte und Wahre erkennen müſſen, iſt vortrefflich herausgearbeitet, ohne aufdringlich betont zu ſein. Der Novelle „Zu glücklich“ dürfte jedoch nicht jeder Leſer ohne weiteres beiſtimmen. Ob die von der Verfaſſerin geſchilderte Julie wirklich die Frau iſt, welche in den Tod geht, um ihren in Nichtsthun verſunkenen Mann durch einen großen Schmerz wieder zur Kunſt zurückzuführen — wir möchten es weder verneinen noch bejahen. Das Selbſtmordmotiv iſt jedenfalls ein ſehr ungewöhnliches. Die Grundidee dieſer Novelle — die Schilderung einer Frau, welche von einer Illuſion in den Tod getrieben wird — iſt gewiß eigenartig, doch bleibt zu bedauern, daß ſich die Verfaſſerin nicht noch mehr in den Charakter Juliens vertieft hat und namentlich, daß ſie über deren Jugendjahre zu raſch hinweggeht. Wir wünſchen dem Buche recht viele Leſer und glauben, daß es jeden anregen und aufs Höchſte befriedigen wird. Solche Schriftſtellerinnen wie Leo Hildeck werden uns ſtets willkommen ſein. —gst.

Lyriſche und epiſche Dichtung.

Meine Stellung zur Lyrik iſt eine ſehr eigentümliche: zu Zeiten iſt mir alles Versmäßige und Gefühlsreimelnde einfach gräßlich, weiberſchmeckeriſch, unmännlich ſpieleriſch; jemand, der mich zu einem Versbeitrag für einen großen deutſchen Muſenalmanach aufforderte (ich glaube es war Leo Berg) erhielt von mir in einer ſolchen Stunde die Antwort: Lieber laß ich mich in den Menagerie-Käfig zu wilden Tieren als zu den zahmen Beſtien in einen deutſchen Anthologie-Käfig ſperren. Und dann wieder — o Widerſpruch der menſchlichen Natur! — ertappe ich mich ſelbſt auf poetiſchen Verbrechen, und ich kann mit einer Inbrunſt Lyriſches ſchreiben und von anderen leſen, als gäbe es nichts Schöneres und Wichtigeres in der Welt. Doch iſt meine Grundmeinung unerſchütterlich: es giebt Schöneres und Wichtigeres — und ſie bricht jedesmal mit alter Schärfe hervor, wenn mir ein Lyriker ſein Büchlein mit dem Wunſche ans Herz legt, möglichſt bald und möglichſt ausführlich (und natürlich auch möglichſt begeiſtert) als Kritiker (!) darüber zu ſchreiben. Ich habe aber nicht das mindeſte Talent zum Kritiker, denn ich bin in allen guten Sachen ein furchtbar ſubjektiver Geſchmacks- und Genußmenſch, und wenn mir etwas gefällt oder wider den Strich geht, ſo laß ich mich lieber als Trottel ausrufen, als daß ich einer offiziellen oder modiſchen Lehre zu Gefallen gegen meine Empfindung urteile. Ich erſuche daher den Ehrenpräſidenten der Münchener Schriftſtellervereinigung „Orion“ und Lyriker George Morin mir das Urteil über ſeine „Geſammelten Gedichte“ (M. Poeßl, München) in Gnaden zu erlaſſen. Ich finde in dem ſtarken Bande nur ſpärlich die Elemente vertreten, aus denen ſich mein künſtleriſcher Genuß aufbaut, und ſo gut wie gar nicht: Wucht und Schlagkraft der Leidenſchaft, Überſchwang der Empfindung in Liebe und Haß, viſionären Tiefſinn im Alltäglichſten, Reichtum und Glut der Farben im maleriſchen Ausdruck, Zauberklang origineller Reimkunſt und kühne Meiſterung wildwüchſiger Rhythmen, dämoniſche Phantaſtik tiefſter Gefühlsausſchöpfung in unerhörten Tönen und verpönten Diſſonanzen und Intervallen. Jeder nach ſeiner Art! Perſönlich bin ich dem Dichter, der ein herzensguter, braver Mann

ist, freundlichst gesinnt, und ich höre mit Vergnügen, daß sein Buch nicht nur von verschiedenen Seiten gelobt, sondern auch gekauft wird. Daß seine sanfte Sangeskunst eine Quelle des Trostes und der Befriedigung für ihn selbst geworden, erfüllt mich mit besonderer Freude.

Gedichte von S. Barinkay: Buch der Rosen. Dresden, Piersons Verlag. 81 S. — Also kein Strauß, groß und anmaßlich wie ein Wagenrad. Und weiße und rote durcheinander, und drumherum ein Kranz von Seerosen. Geibelsche Kunst. Stellenweise sogar Lenausche Schmerzenstiefe. Und so sangbar das süße Leid, die wehe Wonne. Nach den beliebtesten Melodien eines Mendelssohn, eines Schumann, eines Franz. Nein, wahrhaftig, ich finde gar nichts an diesen Rosen auszusetzen, sie sind nach allen Regeln der Botanik gewachsen, nach allen Regeln der Ziergärtnerkunst zum Strauße gebunden. Ich glaube, daß das bescheidene Büchlein vielen Leuten, namentlich jungen und verliebten, eine rechte Herzensfreude bereiten wird. Ich kenne viele hochberühmte Dichter aus der Gartenlaube und Umgegend, welche nicht inniger und schmelzender die Verse aneinander zu reihen vermögen, als dieses liebe, blonde, schüchterne Dichterfräulein, das sich unter dem Decknamen S. Barinkay verbirgt.

Ein reiches Saitenspiel schwingt in den Poesien von Heinrich Freimuth: Neue Akkorde. (Zweite vermehrte Ausgabe der „Gedichte". Ferdinand Schöningh, Paderborn.) — Freilich, etwas hart und herb ist zuweilen der Klang und nicht ganz mühelos gefügt scheint uns manche Verbindung. Nirgends seichtes Versgerinnsel. Aber gesund ist die Kraft und mannhaft der Geist, und der Stolz des Künstlers hat nichts gemein mit seniler Poeteneitelkeit oder grünschnabeliger Renommage. Alles reife Frucht aus Talent und Arbeit, was uns Freimuth bietet. M. G. C.

Wodans Heer. Von Heinrich v. Reder. Dresden, Pierson. — Julius Grosse hat dieser grandiosen „Märe aus dem Odenwald" eine rühmliche Besprechung in der Beilage zur „Allg. Zeitung" gewidmet. Dabei ist ihm einiges Menschliche passiert, das wir nicht unbemerkt lassen wollen. Zunächst hat er nicht zwischen den Zeilen der Rederschen Dichtung gelesen. Das Werk enthält unendlich viel mehr, als Grosse den Lesern berichtet, und wenn er seinen Reder von vierzig Jahren her kennt, wie er mit behaglicher Breite erzählt, so hätte er das wahrlich nicht übersehen dürfen. Denn neben der künstlerischen macht dies recht eigentlich die moderne, lebendige Bedeutung des Buches aus und stellt seinen Autor nicht neben, sondern über Lingg, Jordan, Schack, Scheffel u. a. Nämlich die wunderbar feine und exakte Spiegelung der Gegenwartskämpfe und Gegenwartsprobleme in Wahrheit und Dichtung des sechzehnten Jahrhunderts, der umfassende Parallelismus des sozialen und geistigen Lebens von heute und damals! Dies ohne jede Schädigung der dichterischen Einheit und Weltwirklichkeit, sondern noch zu einer wesentlichen Steigerung der intimen Wirkung für den scharfsinnigen Leser fertig gebracht zu haben, ist ein wahrer Triumph der Rederschen Künstlerkraft.

Sodann hat Grosse einige Hiebe auf die jüngste Litteratur versucht und ist damit vollständig in der Luft hängen geblieben. Er meint nämlich, daß die Litteraturfreunde („Schmecker" schreibt er) vom Geiste und der Richtung Bleibtreus, Lilienerons u. s. w. das treffliche Rederschе Poem „nicht werden verstehen wollen". Das ist, gerade heraus gesagt, eine thörichte Verschiebung des Sachverhalts. Gerade Bleibtreu und seine Freunde sind bereits in den ersten Jahrgängen der „Gesellschaft" mit stürmischem Enthusiasmus für den Dichter der „Federzeichnungen aus Wald und Hochland" und „Wotans Heer" in die Schranken getreten. Bruchstücke aus „Wotans Heer" sind in dieser Zeitschrift vor Jahren veröffentlicht und von der

neuen Generation mit heißer Begeisterung begrüßt worden. Die Rederschen Zigeuner- und Landsknechtslieder werden in diesen Kreisen als echteste Kleinodien deutscher Dichtung geschätzt. Das hätte auch ein Julius Grosse wissen können.

Schließlich spielt er Reder als Trumpf gegen die Naturalisten aus: „Da zeigt es sich, wenn einmal ein Idealist den Pinsel in den Farbentopf der Wirklichkeit taucht, läßt er den Naturalisten an Anmut, Kraft und Beseelung weit hinter sich." Wir wollen nicht um Worte streiten. Aber was uns den Dichter Reder weit über Lingg, Heyse, Grosse u. a. zu stellen zwingt, das ist gerade seine künstlerische Urwüchsigkeit, sein kraftvoller Wirklichkeitssinn und nicht ein prahlerischer Idealismus à la Lingg, Heyse und Grosse. M. G. C.

Geopfert! Eine Episode aus dem Leben eines Offiziers. In Versen erzählt von Josef Ruederer, Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. 1892. — Das kleine Buch ist ein Erstlingswerk, und eins, an dem man seine Freude haben kann. Denn es ist jung. Man merkt es gleich nach den ersten paar Seiten, daß der Verfasser eins nicht hat: er hat keine Routine, und das ist die Hauptbürgschaft für eine reiche Zukunftsernte. Ruederer steht seinem Stoffe naiv und ehrlich gegenüber, er formt ihn, so wie's ihm ums Herz ist. Daher der schlichte, einfache Ton, der im ganzen Buche herrscht, der es so liebenswürdig macht. Daher tritt auch die Person des Dichters manchmal hervor, wo sie im Hintergrund bleiben sollte. Ich erinnere an eine köstliche Stelle. Auf dem Kirchhof hat die Liebe Mann und Frau zum ersten Mal an einander gezwungen. Da kann sich's Ruederer nicht versagen, den Philistern einen Fußtritt zu versetzen:

Nicht plaudert dieses stumme Feld.
Doch dreimal „Wehe!" wenn die Welt,
Die keusche, sittenreine, wüßte,
Daß hier ein Menschenpaar sich küßte,
Und an dem stillen Grabesrand
Gar heiße Liebe sich gestand.
„Weh!" Wenn am Ende gar den Toten
Verfluchte Frevel schändend drohten!
Erregt euch nicht, ihr wackern Frommen,
Es ist nichts weiter vorgekommen,
Denn von des Mannes heißen Küssen
Hat plötzlich sich das Weib gerissen u. s. w.

Ist's nicht köstlich, dieses „Es ist nichts weiter vorgekommen"? Und ein Zeichen echter Jugendfrische ist auch die Unebenheit der Ausarbeitung, da sind stürmische, leidenschaftliche Verse, in denen Form und Inhalt eins geworden sind, daneben Stellen, wo die Verse klappern wie Stricknadeln. Und das muß so sein in einem echten Erstlingswerk, wo der Dichter all seine Kraft aus herzlicher Anteilnahme an die leidenschaftlich bewegten Hauptscenen verschwendet und die ruhige Zwischenerzählung oft fast unwillig mit in den Kauf nimmt; wo noch die Routine fehlt, die über schwache Stellen hinweghilft und hinwegtäuscht. Da mag immerhin einmal, um auf „trunkne Sinne" einen Reim zu bekommen, von „trauter Minne" die Rede sein; wenn's zum Klappen kommt, handelt das Buch doch von vollsaftiger Liebe. Und auch Gemeinplätze werden mit in Kauf genommen; etwa der folgende (nebenbei bemerkt, ist es wohl der schlimmste):

Warum ich ihm mich hingegeben,
Das kann ich selbst noch nicht verstehen,
Doch das beweist mir, daß die Ehen
Nicht, wie man gerne lügt, im Himmel,
O nein, sogar recht sehr auf Erden
In unsrer Zeit geschlossen werden.

Man liest lächelnd weiter, und wird bald wieder vom Schwunge der Dichtung ergriffen.

Und der Inhalt? Als Kritikus für ein lobesames deutsches Publikum, das deutsche Bücher nicht kauft, weil es lieber sein Geld in ausländischer Litteratur anlegt, hätte ich ja eigentlich die Pflicht, umständlich zu erzählen, was in dem Buche drin steht, damit man dann hübsch wiederkäuen kann und das Buch nicht zu kaufen braucht. Aber, liebe Kinder, im Nebenhause spielt Frl. Liese in einem fort „Ännchen von Tharau" mit den obligaten falschen Tönen; ihr werdet also verzeihen,

wenn ich bloß mitteile, daß als Motto Nietzsches Spruch vorgesetzt ist: „Die Sinnlichkeit übereilt oft das Wachstum der Liebe, so daß die Wurzel schwach bleibt und leicht abzureißen ist.“ Und außerdem, daß das Motto gut gewählt ist. Und nun geht hin und kauft und lest und freut euch, daß euch ein junger, echter Dichter wieder einmal ein poesiefunkelndes Buch geschenkt hat — ohne all euer Verdienst und Würdigkeit; denn auf 100 von euch kommen 99, die überhaupt nicht wissen, was Poesie ist.

Ballonmütze.

Dramen.

„Ludwig der Bayer, oder der Streit bei Mühldorf“, Volksschauspiel in 5 Akten von Martin Greif; in Kraiburg am Inn, in der Nähe des Schlachtfeldes, auf eigens dazu errichteter Bühne von Kraiburger Bürgern zum erstenmal am Pfingstsonntag 1892 aufgeführt. — Oberammergau macht Schule! Das einzige ohne Unterbrechung auf uns gekommene mittelalterliche Mysterium hat im Laufe der letzten Jahre eine ganze Reihe ähnlicher Unternehmungen, religiösen wie profanen Charakters, in allen Gauen Deutschlands und Tyrols gezeitigt und geweckt. In vielen Fällen war es nur eine Wiedererstehung der kurz zuvor durch die Behörden verbotenen Spiele, denen Geistlichkeit wie Obrigkeit aufs neue ihre Gunst und ihr Interesse zuwandten. Brixlegg (Tyrol) fing schon Mitte der 60er Jahre wieder mit der Passion an. Ihr Turnus ist ein siebenjähriger. Dann folgten, teils mit geistlichen, teils mit weltlichen Stücken Thiersee, Landl, Erl, Kiefersfelden, Oberaudorf u. a, alle in den bayerischen Voralpen gelegen. Aber auch in Mittel- und Norddeutschland regte es sich. Rothenburg a. T führt seit sieben oder wie viel Jahren seinen „Meistertrunk“ auf. Worms in seinem neuen Festspielhaus „Die heilige Elisabeth“. „Luther“- und „Gustav-Adolf“-Spiele hatten Leipzig, Nürnberg, Berlin, Jena u. a. Städte. Hier gingen vielfach die Spielrollen aus den Händen der Bauern und Bürger in die von Gebildeten über. Aber ihnen allen war gemeinsam die absichtliche Vermeidung des professionellen Schauspiel-Charakters. — Voriges Jahr hatten wir in Oberdorf, im bayrischen Allgäu, das originelle „Andreas-Hofer“-Spiel, welches einen Teil der Gegend als Bühne benutzte, und worüber die „Gesellschaft“ im vorigen Sommer ausführlich berichtet hat. Diesen Sommer wird in einem Dorf bei Bonn am Rhein die „Passion“ aufgeführt. Und nun kommt Kraiburg hinzu. — Es ist kein Zweifel, der demokratische Zug, der durch unsere Zeit geht und besonders der demokratische Kunstcharakter unserer Zeit, die Vorliebe für das Unverfälschte, Rauhe, Kantige, Naturwahre, hat das Interesse der Gebildeten für diese stellenweise rohen, aber urwüchsigen dramatischen Kraftäußerungen des niederen Volkes außerordentlich gesteigert. Aber dieses Interesse der Gebildeten birgt für die ursprünglich nur für den Ort selbst oder die nächste Umgebung berechneten volksmäßigen Darstellungen eine große Gefahr: die des Hinneigens zu dem Geschmack der Städter und deren Theater-Einrichtungen. Und damit kommen wir zu dem schwersten Vorwurf, der der diesmaligen Kraiburger Aufführung gemacht werden muß. Idee und Text ihres Schauspiels ist nicht aus ihrer Mitte hervorgegangen, sondern die Arbeit eines Kunstdichters: Martin Greif; daß dieser, dessen Verdienste wir hier nicht demäkeln wollen, einer vergangenen Kunst-Epoche angehörend, nur Personen in seinem historischen Stück zu liefern vermochte, die alle in Edelmut förmlich untergetaucht sind, historische, angezogene Paradepuppen, mit einer Sprache, die der eines verwässerten Grillparzers am nächsten kommt, ohne Tragik wie ohne Humor, ohne Haß noch Liebe, das kommt als besonderes Unglück noch hinzu. Die Kraiburger zimmerten sich ferner für ihre Sommer-Aufführungen

einen heißen, dumpfen Saal, und ſchickten zur Ediſon-Geſellſchaft und ließen ſich ihn elektriſch beleuchten: ein Pfingſtgedanke abſonderlicher Art inmitten einer an Sommerpracht unvergleichlichen Gegend, und wenige Schritte von dem ſtolzen Inn entfernt. Die Kraiburger ließen ſich ferner von dem nahen München die — Shakeſpeare-Bühne kommen mit ihrem doppelten Spielplatz, ihren Proſpekten, Blumenguirlanden und Stoffvorhängen. Sie ließen ſich ferner Koſtüme und Rüſtungen von der erſten kunſthiſtoriſchen Autorität in dieſer Richtung zeichnen, malen und anfertigen. Und endlich beſtellten ſie ſich einen kgl. Regiſſeur, der das Stück von A bis Z montierte. Und das nennt ſich Volksaufführung! In einem Marktflecken von ca. 1200 Seelen! Echt, ungekünſtelt, volksmäßig waren an der ganzen Aufführung nur die ortsſäſſigen Darſteller, die mit höchſt anerkennenswertem Fleiß und Hingabe ihre Parts wiedergaben. Nur, daß die fortwährend höfiſch-ſtädtiſche Umgebung, die üppig-ſtrahlende Beleuchtung, die nicht zu verwiſchende Empfindung, in irgend einem Stadttheater zu ſitzen, auch deren ſtellenweiſe linkiſches Gebahren und dialektiſche Vergehen in einem weit vorwurfsvolleren Lichte erſcheinen ließen, als dies auf einer freien, offenen Volksbühne mit rohgezimmerter Faſſade der Fall zu ſein pflegt, wo im Gegenteil ſolche Volkslaute und harten Bewegungen den Wahrheitscharakter weit eher beſtärken. — Dieſem, wie wir glauben, eine Verirrung darſtellenden Verſuch, das Volksſchauſpiel auf die Höhe eines Hoftheaters emporzuſchrauben, gegenüber möchten wir nur an die Zähigkeit erinnern, mit der die Oberammergauer bisher alle Verſuche und Offerten, ihnen zu helfen, abgewieſen haben. Die Oberammergauer erhielten von Dutzenden hochſtehenden Schriftſtellern, Dichtern, Komponiſten, Schauſpielern ꝛc. ſeit 30 Jahren die verlockendſten Anerbietungen, ihnen den Text, die Muſik, die Chöre zu ändern, zu moderniſieren, ihnen beſtimmte Rollen vorzuſpielen. Sie wieſen alles ab. Sie laſſen ſich nur von ihrem Pfarrer und Schullehrer helfen, die unter ihnen leben und mit ihren Anſchauungen verwachſen ſind. — Wir wünſchen den Kraiburgern, daß ſie als Frucht ihrer in jedem Fall anerkennenswerten Beſtrebungen wenigſtens auf die Höhe ihrer ganz außerordentlichen Koſten kommen. Aber wir fürchten, Städter und Fremde werden nicht nach Kraiburg kommen wollen, um dort in einem Stadttheater eine landläufige Hiſtorie anſehen zu wollen. Und das Landvolk, das vor dieſer Shakeſpeare-Bühne freilich mit offenem Maul dortſitzen wird, kann die entſprechenden Eintrittspreiſe nicht bezahlen. — Allen Theaterunternehmungen auf dem Lande aber möchten wir zurufen: Auf eigenen Füßen ſtehen! —

Oskar Panizza.

„Durch die Zeitung“ oder „Albertſtraße 7“. Schwank in einem Akt von A. Dietrich. (Leipzig, Oswald Mutze.) — Ein Stück von luſtiger, verwickelter Handlung, mit Geiſt — ‚esprit‘ mag hier das richtigere Wort ſein — geſchrieben, voll draſtiſcher Komik in einzelnen Situationen, kurz ein Stück, dem die Aufführung auch weiterhin zu wünſchen iſt. Daß der „Schwank“ unſere moderne gewöhnliche Poſſenlitteratur weit überragt, iſt ſicher. Es liegt ein gefälliger Humor darin, die Charaktere ſind mit kurzen, knappen aber energiſchen Strichen entworfen, nicht ohne Größe, wo es anging, nicht ohne ſpaßhafte Drolligkeit, wo es eben erforderlich war. Recht gut gezeichnet iſt die Perſon des Geſandtſchafts Attachés, der ſchließlich den gordiſchen Knoten mit Geſchick zu löſen verſteht. Stimmung, knappe gedrängte Handlung machen das Stück ſehr leſenswert, und ich muß geſtehen, daß ich auf des Autors nächſte Gabe geſpannt bin, die unter dem Titel „Der eiſerne Ring“ im nächſten Monat zur erſten Aufführung gelangen wird. Will doch ein Luſtſpiel vor allem auf der Bühne geſehen ſein, wo es ja ſeine eigentliche Heimat

hat. Der Verfasser hat eine Gabe, die ihn vor allem berufen macht, Großes zu leisten: Die Gabe jenes sonnigen Humors, der die Tragik des Lebens zur Komödie umwandelt, nur allein umzuwandeln vermag. v. S—d.

Litteraturgeschichte.

Karl Bleibtreu. Von Dr. Karl Biesendahl. — Diese Broschüre gewährt wohl das erste einigermaßen vollständige Bild des Bleibtreuschen Schaffens. In der That dürfte sich schwerlich ein Anderer finden, der zu solcher Aufgabe ähnlich berufen, wie Dr. Biesendahl. Er hat als Historiker sein Staatsexamen gemacht, diente ursprünglich bei der Artillerie, um die Militärlaufbahn einzuschlagen, ist selbst Litterarhistoriker und Dramatiker. Dabei ein unabhängiger Mann, der nicht zur schwindelnden Litteratenplebs gehört. So verschiedene Umstände mußten zusammenkommen, um einen verständnisfähigen Beurteiler für die Vielseitigkeit Bleibtreus zu formen. Und in der That gelang die Lösung so schwerer Aufgaben im großen Ganzen vollkommen.

Die Einleitung richtet sich gegen die berüchtigte Theorie Scherers, daß die deutsche Poesie mit Goethe ende, und weist deren Unsinnigkeit schlagend nach. Auf S. 8 aber wird treffend hervorgehoben, daß gerade das, was Scherer mit Recht vermisse, in Bleibtreu zur Erscheinung gekommen sei: „Die Verherrlichung des starken unbändigen Willens, der in den Männern von sicherer Thatkraft wohnt.“ Biesendahl geht logisch sofort zur Analysierung der Schlachtenbilder Bleibtreus über und zeigt, wie Bleibtreu das litterarische Schlachtenbild begründet und in diesem neuen Genre „unvergleichliche Musterwerke eines analysierenden Realismus geschaffen, die in ihrer Art einzig dastehen.“ Mit überaus glücklichem Griff werden Wildenbruchs kindlich groteske Bardenlieder „Sedan“ und „Vionville“ im Stile Tassos und die ungefügen Epen „Waterloo“ und „Leuthen“ des alten Scherenberg — obschon letzteren wirkliche Dichterkraft (im Gegensatz zu Wildenbruchs stammelnden Versuchen) innewohnt, was Biesendahl nicht zu würdigen scheint — zum Vergleich herangezogen. Die echte Realistik Bleibtreus erscheint hier in glänzendem Lichte, obschon die Unwissenheit landläufiger Litteraten natürlich davon nichts wahrnehmen kann, weil sie vom „Militärischen“ nichts verstünden. Das wäre ungefähr so, als ob man Zolas Romane nicht beurteilen wollte, weil man vom Bergbau, von der Landwirtschaft, von der Börse nichts verstehe, die er in seinen Dichtungen sachkundig behandelt! Diese Schlachtengemälde, halb episch, halb dramatisch in ihrer inneren Form, sind einfach Dichtungen, so gut wie Ilias, Nibelungenlied und die kriegerischen Scenen Shakespeares, nur nicht naive Vers-Schilderungen primitiver Raufereien wie jene, sondern allermodernste realistische Dokumente, auf umfassendem Studium der Technik aufgebaut. In diesem Sinne stehen sie allerdings einzig und ohnegleichen da, nicht anders wie Zolas Romancyklus. Der Wert der einzelnen Werke dieser Gattung ist freilich ein verschiedener und eigentlich auch der Stil. Sehr glücklich faßt z. B. Biesendahl die Stücke der „Heroica“ als „Balladen“ auf, im Gegensatz zu den andern „Epen“. Er nennt erstere „mit erstaunlicher Sicherheit skizziert, jedes Bild zudem ein plastisch herausgebildetes prägnantes Charakterporträt“. Es hätte wohl auch der philosophisch-dichterische Gehalt und Zusammenhang dieser „Symphonie des 19. Jahrhunderts“, welchen am schärfsten der verstorbene Ludwigs in einer Besprechung zusammenfaßte, hervorgehoben werden sollen: nämlich der stete Gegensatz der leidenschaftslosen, ewigschönen Natur zu dem wüsten Getriebe der Menschen. — Dichterisch nicht auf gleicher Höhe steht unseres Erachtens „Wellington bei Talavera“, obschon das technische Material mit anschaulichster Lebendigkeit bewältigt und nationale Gegensätze scharf heraus-

gemeißelt ſind. „Napoleon bei Leipzig“ enthält einzelne echt dichteriſche Momente, und die Art, wie die ganze Völkerſchlacht aus Napoleons perſönlichem Denken und Handeln herausentwickelt und entrollt wird, bedeutet ein dramatiſch-epiſches Virtuoſenſtück. Doch höher ſtehen die Novellen „Deutſche Waffen in Spanien“ in der pſychologiſchen Durchführung des Themas: Erwachen großdeutſchen Gefühls in den Rheinbündlern. Hier ſtrotzen beſonders die epiſodiſchen Scenen der Handlung, z. B. der Kriegsrat in Vittoria, der Empfang des Offiziercorps durch Marſchall Soult und überhaupt der ganze Schlußteil von plaſtiſchem Leben. Bleſendahl kennt dies Werk vermutlich nicht, da er es nur erwähnt, und die Pendantnovelle „Wer weiß es“ übergeht er wohl aus gleichem Grunde mit Schweigen. Und doch hätte die letztere bei ſorgfältigerer Durchfeilung ſich in dichteriſcher Anſchauung dem Beſten anreihen können, was Bleibtreu auf dieſem Gebiete geſchaffen, obſchon ſenſationell aufgebauſcht und geſchraubt. Der vorſchwebende Gedanke, zugleich Napoleon und Byron in das Leben eines einfachen Offiziers eingreifen zu laſſen, die Fülle der vorüberfliegenden Bilder ſpaniſchen und engliſchen Lebens, die wild fortreißende Schilderung der Schlacht von Waterloo, die Einführung Blüchers und die erſchütternde Verſöhnungstragik des Schluſſes ſind hier echt genial. Hoffentlich überarbeitet Bleibtreu dieſe kleine Novelle noch einmal. — Ausführlicher verweilt B. bei dem „Geheimnis von Wagram“, worin der Dämonismus Napoleons klarer veranſchaulicht als irgendwo geſchehen. Als die drei hervorragendſten Schöpfungen dieſer Gattung bezeichnet aber Bleſendahl mit Recht „Dies Irae“, „Cromwell bei Marſton Moor“ und „Friedrich der Große bei Collin“, welch letzteres er insbeſondere „Die Kronperle der Schlachtgemälde“ benennt. Die Darlegung der inneren Eigenart dieſer drei Werke bildet eine der beſten Abſchnitte in Bleſendahls Studie. „Die Schlachtſchilderung entrollt ſich vor unſern Augen mit der natürlichen Gliederung eines Dramas.“ An „Dies Irae“ hebt er hervor „die eigenartige Farbenſtimmung durch geniale Wahl der Form und Handhabung der Sprache.“ Die beiden letzten Punkte hängen zuſammen und waren vielleicht die ſchwierigſten bei der Aufgabe, welche Bl. ſich in Dies Irae ſtellte. Die geniale Löſung iſt daher um ſo bewundernswerter. Daß unſer Kritiker die Cromwell-Schlacht noch höher ſtellt, hat manches für ſich, doch ſcheint die „fieberhafte Spannung“, mit welcher der Leſer dieſem Drama folgt, bei dem Sedan-Gemälde doch noch intenſiver. Von „Collin“ urteilt B. etwas überſchwenglich, es müſſe das Lieblingsbuch jedes echtdeutſchen Mannes werden, da noch nie ein ſo plaſtiſches Bild des großen Königs „in ſtaunenswerter kongenialer Charakteriſtik“ geſchaffen ſei. Da kennt er unſre „echtdeutſchen“ Kreiſe ſchlecht, welche vermutlich dies „Meiſterwerk hiſtoriſch-realiſtiſcher Dichtung im wahrſten Sinne dieſes vielgebrauchten Wortes“ mit ſtumpfſinniger Gleichgültigkeit entgegennahmen. Der Hurrah-Radau-Patriotismus eines Wildenbruch, die ekelhaft ſervile Byzantinerei, das iſt das „Heilige Lachen“, das wohlgefällig an echtdeutſche Ohren ſchlägt. Freilich, wer zuletzt lacht, lacht am beſten. — In Citaten beſchränkt ſich Bleſendahl, wie es der Raum gebietet; auch können Citate ja nicht die entfernteſte Ahnung von Stil und Gefüge dieſer ſo durch und durch originellen Schöpfungen geben. Doch findet ſich in jedem derſelben irgend ein beſonderer Glanzpunkt poetiſcher Stimmung. So in „Dies Irae“, Nacht und Morgen vor der Schlacht. In „Marſton Moor“ das Anrücken der Puritaner zur letzten Attacke unter Geſang von pſalmartigen Schlachtgeſängen, in welchen Bleibtreus lyriſche Kraft ſich ausprägt und deren eines Bleſendahl citiert.. In „Collin“ die Entdeckung des Seydlitzſchen Talents durch den König und die nun folgende ſiegreiche Attacke des jungen Helden, dem das Schickſal endlich Gelegenheit beut,

unter den Augen des Königsgenies seine Bedeutung zu offenbaren; ferner die grandiose Schlußscene, wie der verzweifelte König allein gegen eine Batterie anreiten will und dann langsam unter dem Kugelregen längs der Front seiner vernichteten Truppen umkehrt, welchen dieser Anblick das alte Selbstbewußtsein zurückgiebt. Sicher darf nicht vieles in der Weltlitteratur sich an Wucht und dämonischer Stimmung mit diesem hohen Lied preußischen Heldentums vergleichen, das zugleich eine Charakteristik des Genies im vollsten Sinne bietet. Übrigens ließe sich noch eine anregende Studie schreiben über die sichere Wahl der betreffenden Schlachten, weil gerade nur sie für dramatische Spannung geeigneten Stoff boten. Biesendahl geht nun zu den historischen Dramen Bleibtreus über (S. 29—53) und setzt in ebenso klarer wie geistvoller Weise ihren inneren Zusammenhang mit den Schlachtbildern und das in ihnen vereinte System auseinander. Hier sind auch Citate sehr glücklich als Belegstellen für allgemeinere Ideen verwandt. Eine merkwürdige Beobachtung möchten wir hierbei einflechten, da sie Beweis liefert, wie eine Dichtung geradeso wahllos und doch naturnotwendig wächst, wie jedes andere Produkt. Während bei Wildenbruch, dem Nachahmer, sein echter dramatischer Instinkt ihn stets geschickt und kräftig im 1. Akte einsetzen läßt, um aber dauernd von da ab zu sinken, läßt sich hier für Bleibtreu keine Norm aufstellen. So sind in „Harold" und „Dämon" die ersten Akte schwerfälliger, um in „Harold" im 4. und in „Dämon" im 5 Akt einen ungeahnten Aufschwung zu erreichen; im letzteren findet sich hier eine Scene, von welcher Biesendahl sagt, sie habe „an Kühnheit der Konzeption, überzeugender Wahrheit und erschütternder Wirkung in der Weltlitteratur kaum ihresgleichen". Dagegen ist in „Faust der That", für welches tiefsinnigste und schwerverständlichste Drama Bleibtreus unser Kritiker das reifste Verständnis zeigt, gerade der 1. Akt neben dem 5. hervorragend, während in „Schicksal" und „Weltgericht" der 2. und 3. Akt den dichterischen Höhepunkt bezeichnen. „Byrons letzte Liebe", das Gottschall in seiner Litteraturgeschichte seltsamerweise am höchsten stellt, leidet gleichfalls an dramatischer Schwäche der letzten Akte und eigentlich ist eine gleichmäßige Durchbildung von Anfang bis Ende nur in „Seine Tochter" erkennbar. Hier macht übrigens Biesendahl, der sonst die Dramen Bleibtreus vielleicht ein wenig überschätzt, einen seltsamen Schnitzer, indem er ein geschmackloses Wortspiel aus Wechslers Bleibtreu-Essay, welches Letzterer von Berliner Schnoddrigkeit befürchtet („Der Adah ist eine Ader geplatzt"!!), in einer so unklaren Weise citiert, daß ein Unkundiger wahrhaftig glauben könnte, dieser läppische Witz bilde den Schluß von „Seine Tochter"! Auch scheint er uns in seiner klaren und treffenden Analyse von „Schicksal" den Bericht des als Gewährsmann für die Aufführung der „Deutschen Bühne" citierten Dr. Erwin Bauer unklar wiederzugeben, da dieser die einfache Wahrheit klar genug aussprach: daß die Zuschauer, wenn auch der Erfolg nach den ersten Akten am stärksten war, sich doch bis zum Schluß nicht der Wirkung zu entziehen vermochten. Der Erfolg war um so größer, als die Darstellung unter aller Kritik gewesen sei. Auch müssen wir uns wundern, daß ein so eigenartiges Drama wie „Das Halsband der Königin" ganz von Biesendahl übergangen wird, das doch ein direktes Seitenstück zu „Weltgericht" und eine ganz neue Form der Tragikomödie bietet, während er die vier modernen Stücke Bleibtreus wohl überschätzt, obschon er mit Recht deren Prioritätsrecht einem Sudermann gegenüber betont. Vortrefflich weist er der großartigen Aventure „Der Nibelungen Not" — auch der Roman „Der Traum" gehört hierher — ihre Stelle „in der geschlossenen Kette der Bleibtreuschen Produktion" an, während er sehr richtig die norwegischen und englischen Novellen, im Gegensatz zu andern Kritikern, nicht be-

sonders hochstellt, im Vergleich zu „Schlechte Gesellschaft", „Größenwahn", „Propaganda der That", über welche er ebenso unbefangen wie treffend und anregend urteilt. Weniger bedeutend ist der umfangreiche Abschnitt über die wissenschaftlichen Werke, worunter übrigens „Paradoxe der konventionellen Lügen" nicht beachtet ist. Mit Recht macht er sich nicht viel aus der berühmten „Revolution der Litteratur" und erklärt überhaupt die ganze kritische Thätigkeit Bleibtreus (wozu in gewissem Sinne auch noch die unerwähnt gelassenen „Zukunftsschlachten" zu rechnen wären, deren Konzeption trotz einzelnen Flüchtigkeiten der Ausführung doch eine großartige genannt werden muß), so sehr er seine Verdienste als Ästhetiker und Reformer würdigt, für einen Raub an seinem Dichtertum, trotzdem er das Produktive, statt Reproduktive, auch bei Bleibtreus Kritikthaten hervorhebt. Die längere Ausführung über die Englische Litteraturgeschichte ist trefflich, doch hätten die Kapitel über Marlowe, Swift, Shelley, Burns besondere Beachtung verdient. Biesendahl selbst aber zeigt sich als berufener Ästhetiker in den meisterhaften Ausführungen auf S. 82–85. Auf die Lyrik Bleibtreus geht er nicht näher ein und erwähnt nur, daß derselbe „in seinen, die gewöhnliche Lyrik turmhoch überragenden lyrischen Sammlungen und in seinen Übersetzungen bewiesen hat, daß er jede Art poetischen Versmaßes, selbst die schwierigsten antiken Metra eines Äschylos (vergl. sein prachtvolles Poem „Äschylos verläßt zürnend Athen") mit Meisterschaft und ungezwungener Leichtigkeit beherrscht." „Die eigentliche Größe der Konzeption zeigt sich bei ihm im kürzesten lyrischen Gedicht wie im umfangreichsten Drama." Uns will bedünken, daß Bleibtreus Lyrik ebenso über- wie unterschätzt worden ist. Ein „realistischer" Lyriker ist er allerdings nicht, aber dies Wundertier ist auch nur einmal, in Liliencron, erstanden. Bei allen andern, die heut davon schwatzen, ist's nur hohle Phrase und die bombastische Rhetorik eines Arno Holz, Hart und Konsorten in Wahrheit nur ein Nachhall von Freiligrath, Herwegh, Hamerling und sogar Geibel, trotz aller aufgeputzten realistischen Männchen. Und mit dem sogenannten realistischen Drama, d. h. der dialogisierten Stimmungsnovelle auf der Bühne, steht es nicht besser. Da giebt es auch nur Einen: Gerhart Hauptmann. Alles andere sind kindische oder fäulnisduftige Stammelelen, falls sie überhaupt litterarisch ernst genommen werden wollen, wie Hermann Bahr, oder talentvolle Fortsetzungen der üblichen modernen Fabrikware mit neuer Etikette, wie Sudermann und Fulda. Auch die sogenannten realistischen Romane, unter denen Albertis Versuche doch immer noch die weitaus hervorragendsten, enthalten nicht viel Neues in Inhalt und Technik und sind genau so undichterisch, wie die Produkte der „Alten". Eine neue Technik wird sonst nur in Conrads beiden Romanen ersichtlich, trotz ihrer Mängel, da in Conrad ein urwüchsig dämonisches Etwas steckt, das jene biederen Berliner Juden-Realisten sich umsonst anquälen möchten. Betrachtet man nun Bleibtreu im Verhältnis zu diesen neuen Göttern, während er in seiner früheren Periode nur die gestaltungstose Ohnmacht des lyrisch feinfühligen Herrig und die öde Blechtheatralik des ganz aufs Äußerliche gerichteten Wildenbruch neben sich sah, so begreift man vollkommen, daß heut die greisenhaften Grünlinge den bösen Mann gerade so verfehmen oder belächeln, wie früher die braven Litteraturgreise jenes jetzt — doch auch nur durch Bleibtreus Dreinschlagen — überwundenen Epigonentums. Die Dramen Bleibtreus, den „Alten" als „kraftgenialisch" mißfällig, sind den „Jungen" viel zu zahm, da keine Blutschande und kein Hurentum darin vorkommt und — schrecklich zu sagen! — die Handlung nicht in Arbeitervierteln Berlins oder oberschlesischen Weberdörfchen spielt. Was gehen uns die Genien der Geschichte an! Das sind Haupt- und Staatsaktionen. Also sprach auch einst Kotzebue, der übrigens

heut nebſt Iffland wieder hoch in Ehren ſteht. „Was kann denn dieſer Miſère Großes begegnen? Du fragſt? Sie ſtehlen ſilberne Löffel, wagen den Pranger und mehr.“ Dies allein iſt echte realiſtiſche Poeſie: nicht den Übermenſchen im Kampf mit dem Schickſal wollen wir ſehen, ſondern womöglich den Untermenſchen, den etwa der Fuſel unterkriegt. „Die Liebe und der Suff, das reibt den Menſchen uff.“

Wenn aber Bieſendahl meint: „Man ſollte glauben, eine ſolche ſtaunenswerte Reihe dichteriſcher Hervorbringungen erſten Ranges, eine ſolche auf allen Gebieten voranſchreitende Dichterindividualität .. müßte freudig und ſtolz begrüßt worden ſein, ſoweit die deutſche Zunge klingt,“ ſo mache er für die folgenden „ſchmerzlichſten Betrachtungen“ doch in erſter Linie die „nichtswürdige und klägliche Kritik“ und die neidiſche Dummheit der Kollegen verantwortlich. Bleibtreu hat freilich dafür geſorgt, daß ſeine Feinde infolge ſeiner Enthüllungen in ihren gehäſſigen Ausfällen gegen ihn nicht mehr ernſt genommen werden. „Allmählich bricht jetzt die Überzeugung Bahn, welch ein Dichter uns in Bleibtreu erſtand.“ „Wie alle Männer, die ihrer Zeit voranſchreiten, hat er noch nicht entfernt die Anerkennung gefunden, welche ſein raſtloſes Wirken verdient.“ Mag ſein, daß Bieſendahls Begeiſterung für den Dichter Bleibtreu, dem er in der Schlußzeile die Unſterblichkeit zuſpricht, über das Ziel hinwegſchießt. Bezüglich der Geſamterſcheinung Bleibtreus als Individualität geht er aber ſchwerlich fehl und das iſt am Ende die Hauptſache. Die alte Äſthetik, dem theologiſch-bevormundenden Zeitalter angemeſſen, beſaß die lächerliche Anmaßung, feſte Geſetze aufzuſtellen. Daß es ſolche nicht geben kann, leuchtet heute jedem Modernen aus naturwiſſenſchaftlich-pſychologiſchen Gründen ein. Das einzige nachweisliche Geſetz beſteht im Unterſchied konventioneller Nachahmung zu freiſchaffender Urſprünglichkeit. Die Lyrik, Dramatik, Epik, die auf den Einen hinreißend wirkt, läßt den Andern kühl. Wie ſoll man von einem modernen Litteraten z. B. Verſtändnis für die großartige Weltanſchauung Bleibtreus erwarten? Findet er dort ſentimentale lüſterne Erotik? Wo Bleibtreu die Erotik je in den Vordergrund ſtellte, wie bei ſeinen Berliner Novellen, iſt auch ſie sub specie aeterni aufgefaßt, in eine dämoniſche Symbolik getaucht bei aller wilden Realiſtik der Einzelheiten, die dem Fühlen ſchwächlicher Durchſchnittsmenſchen ganz fern liegt. Die paſſendſte Antwort auf alle gegen ihn geſchleuderten Kotbomben legt wohl Bleibtreu ſeinem geiſtverwandten Cromwell in den Mund: „Die Knaben! Ja, einem Knaben gleichen ſie, der den Ocean mit Steinen wirft, um zu ergründen, was kaum des Forſchers Senkblei je erreicht. Was wiſſet ihr vom Meer und ſeiner Tiefe und ſeinem grollenden Sturmgeſang, und was, ihr Knaben, wiſſet ihr von mir?!“ Das Problem dieſes unermüdlich ringenden Dichterlebens wird wohl erſt gelöſt werden, wenn Bleibtreu ein Buch wie Rouſſeaus „Confeſſions“ ſchreibt und ohne Schonung für ſich ſelbſt wie für die lieben Nebenmenſchen — es ſteht ihm ja eine vernichtende ätzende Ironie zu Gebote — das Los des wahren Genies in unſerer verruchten Geſellſchaft dokumentär ſchildert. Dann erſt wird man auch die unleugbaren Mängel ſeiner einzelnen Werke neben der ſtaunenswerten Fülle ſeines Geſamtweſens richtig begreifen lernen. G.

Franzöſiſche Litteratur.

Daniel Lesueur (J. Loiseau), als Dichter und Romancier wohl bekannt und geſchätzt, bietet uns in ſeiner jüngſten Schöpfung „Passion slave“ (Paris, Lemerre) einen juchtenduftenden, politiſchen Zeitroman mit einem franzöſiſchen Helden und einer ruſſiſchen Heldin. Wenn ſich die Handlung des Romans auch in Frankreich abſpielt, ſo iſt der Grundcharakter des Werkes doch ein ſpezifiſch ruſſiſcher.

Freilich hütet ſich der franzöſiſche Autor, die Ruſſen, die er uns vorführt, in das richtige Milieu zu ſtellen und uns dadurch die pſychologiſche Erklärung für ihr Handeln zu geben, weil er ſehr wohl fühlt, daß hierzu der einheimiſche Schriftſteller mit ſeiner intuitiven Erkenntnis viel beſſer befähigt iſt, als der nachempfindende Ausländer. Dafür greift aber Leſueur auf ein Gebiet hinüber, das dem ruſſiſchen Schilderer aus begreiflichen Gründen verſchloſſen iſt: er entwirft uns ein nach dem Leben gezeichnetes Bild des Treibens der ruſſiſchen Nihiliſten im Auslande. Man merkt es an der ganzen Art, daß die Schilderungen, die Leſueur von den Zielen und der Thätigkeit der Nihiliſten hier giebt, nicht Ausgeburten der erfinderiſchen Phantaſie ſind, ſondern der genauen Kenntnis der wirklichen Verhältniſſe entſpringen. Das erhellt auch aus dem Umſtande, daß die franzöſiſche Zeitſchrift „L'Illuſtration“ wegen der „Paſſion ſlave“, die ſie in ihren Spalten zum erſten Abdruck brachte, in Rußland verboten worden iſt. Sieht man von dem eigentlichen Liebespaar ab, das in dem Roman etwas ſchattenhaft behandelt iſt, ſo zeigt auch die Charakteriſtik der Hauptperſonen die geſunde Menſchenkenntnis und ſcharfe Beobachtungsgabe Leſueurs. So ſind z. B. die ſchwärmeriſche Nihiliſtin Sonja Kavetchin, der kühn entſchloſſene Terroriſt Sergius Krilowsky und der Nihiliſtenjäger Graf Miranoff aus der famoſen dritten Abteilung ſcharf aufgefaßte, lebenswahre Typen. Die Geſchichte an ſich, die in ihrem düſteren Entwickelungsgang den echt ſlaviſchen Grundton zeigt, macht der Kombinationsgabe des beliebten Romanciers alle Ehre.

Camille Lemonnier, Dames de Volupté (Paris, Savine). Ein neues Novellenbuch aus der Feder Lemonniers bedeutet für den litterariſchen Feinſchmecker ein Gericht von auserleſener Güte. Steifnackig, ſcharfäugig, knorrig, ohne Umſchweife auf das Ziel losgehend, hart bis zur Brutalität, dann wieder myſtiſch dunkel, ſich ſelbſtverzehrend in qualvoller Wolluſt zeigt Lemonniers urwüchſige Kraftnatur die unverwiſchbaren Merkmale der flämiſchen Raſſe. Unter den modernen Realiſten und Naturaliſten ſteht er allein und einſam, ſeine ſtarke Individualität geſtattet keinen Vergleich mit den Mitſtrebenden und keine Einreihung in eine der beſtehenden litterariſchen Gruppen und Schulen. Und dieſes ſtolzaufbäumende geiſtige Selbſtbewußtſein prägt ſich auch in dem granitenen Gefüge der Sprache aus, die Lemonnier als echter Meiſter handhabt. An der vorliegenden Novellenſammlung iſt nichts weiter als der Titel zu tadeln. Er ſteht in recht loſer Beziehung zu dem Inhalt des Buches und giebt zudem zu Mißdeutungen Veranlaſſung. Ein Buch, das Lemonnier als Autor zeichnet, hat es doch wahrhaftig nicht nötig, unter einer Flagge zu ſegeln, die die lüſterne Neugierde geiler Schmutziane herausfordert. Damit iſt aber auch alles geſagt, was an Lemonniers neueſter Schöpfung etwa auszuſetzen wäre. Unter den zwanzig Novellen, die in dem Bande vereint ſind, iſt auch nicht eine, die nicht bedeutend und eigenartig wäre, die meiſten davon ſind wahre Perlen realiſtiſcher Erzählkunſt. Wer das moderne franzöſiſche Schrifttum aufmerkſam verfolgt und Lemonniers Eigenart verſteht und ſchätzt, darf an dem vorliegenden Werke, das in jeder Beziehung ein echter und rechter Lemonnier iſt, nicht vorübergehen.

Georges Eekhoud, Cycle patibulaire (Bruxelles, Kistemaeckers). Der Belgier Georges Eekhoud iſt ein naher Geiſtesverwandter Camille Lemonniers. Wir begrüßen in ihm einen der hervorragendſten Vertreter der jungbelgiſchen Dichterſchule, die ſich als Nebenzweig der franzöſiſchen Litteratur ſo friſch und originell entwickelt. Eekhoud liebt mit wahrer Leidenſchaft das flämiſche Land und das verſchloſſene, brutale Menſchenvolk, das auf ſeiner Scholle zu Hauſe iſt. Und nirgends zeigt ſich ſein Talent reiner und ſchöner als wenn er, dem Zuge ſeines Herzens folgend, Land

und Leute seiner flämischen Heimat zum Gegenstand seiner Studien macht. So sind auch in der vorliegenden Sammlung von Novellen und Skizzen die flämischen Novellen „Hiep-Hioup", „Gentillie" und „Blauchelive ... Blanchelivette" das weitaus beste. Es ist recht schlechte Gesellschaft, in die uns Eekhouds Geschichten bringen, aber gerade in der Charakterzeichnung dieser Galgenvögel zeigt sich die phänomenale Begabung des belgischen Naturalisten von ihrer glänzendsten Seite. Mit beispielloser Kühnheit sind hier bestimmte Nachtseiten der menschlichen Natur ins Auge gefaßt und wissenschaftlich gründlich analysiert. Nach diesen Kraftleistungen erscheinen die symbolistischen Skizzen, die das Bändchen noch enthält, schwach, obschon sie an sich betrachtet nicht schlecht sind. Hätte Eekhoud nichts weiter als die genialen Novellen „Hiep-Hioup" und „Gentillie" hervorgebracht, es wäre gerade genug, um ihm einen Vorderplatz in den Reihen der modernen Realisten zu sichern. In diesen leicht angelegten Skizzen steckt mehr Kraft und Tiefe als in so manchem dickleibigen Wälzer, der als Sozialroman breitspurig in die Welt tritt.

René Maizeroy, Cas passionnels (Paris, Ollendorff). Von Lemonnier-Eekhoud zu René Maizeroy ist ein gewaltiger Schritt. Während jene in ihrer ganzen Art den demokratischen Naturalismus repräsentieren, befaßt sich der elegante, mit allem Raffinement zu Werke gehende Stimmungsrealist Maizeroy als echter Aristokrat fast ausschließlich mit den „Oberen Zehntausend". Er gilt mit Recht als der vorzüglichste Kenner der wetterwendischen Pariserin der ganzen und der halben Welt, mit deren krausen Herzensangelegenheiten er wie kein Zweiter Bescheid weiß. Der Seelenanatom Maizeroy bleibt dabei stets, auch in den heikelsten Momenten, der Mann von untadeligen Manieren: er ist ein Gesellschaftspsychologe, der seines Amtes mit Glacéhandschuhen waltet. Und eben darum ist er auch der verhätschelte Liebling des weiblichen Teils der „Monde" geworden, von deren großen und kleinen Sünden er in so distret-pikanter Manier zu plaudern versteht. Die wilden Herzensgeschichten, die er uns in seinem neuesten Novellenbuche erzählt, zeigen Maizeroy auf der Höhe seines Könnens. Sie behandeln das ewig junge Thema von der Liebe Himmelslust und Höllenpein in ungezählten Variationen. Wir durchlaufen an der Hand des kundigen Führers die ganze Stufenleiter menschlicher Leidenschaft von den unbewußten Regungen des erwachenden Menschenherzens an bis herauf zur erschütternden Ehebruchstragödie. Maizeroys „Cas passionnels" sind in Psychologie, Sprache und Darstellung in hohem Grade „fin de siècle", um ein fast totgehetztes Wort noch einmal anzuwenden; an Erfolg wird es dem Buche so wenig fehlen wie seinen zahlreichen Vorgängern.

Gilbert Augustin-Thierry, „La Bien-Aimée". (Recits de l'Occulte. Paris, Colin & Cie.) Das weite Gebiet der Geheimwissenschaften ist dem großen Publikum heute nicht mehr die terra incognita, die es ihm vor verhältnismäßig kurzer Zeit noch gewesen. Wir haben bereits eine kleine okkultistische Erzählliteratur, die es sich angelegen sein läßt, die Ergebnisse der einschlägigen Forschung zum Gemeingut weiterer Kreise zu machen. Augustin-Thierry darf sich rühmen, einer der ersten gewesen zu sein, der die Fragen des Hypnotismus, des Spiritismus und des Suggestion belletristisch behandelt hat. Sein neues Buch, das nach der ersten der drei Novellen, die es enthält, benannt ist, bedeutet einen neuen Erfolg auf dem von ihm gepflegten Sondergebiet: wir lernen aufs neue den gut orientierten Kenner der okkultistischen Wissenschaft schätzen und bewundern den brillanten Erzähler, von dessen glänzenden Eigenschaften bereits die früheren Werke rühmliches Zeugnis ablegten. Die beiden ersten der Novellen, „La Bien-Aimée" und „Redivіva" beschäftigen sich mit dem religiösen Sektenwesen, das die

Verquickung von Okkultismus und christlicher Mystik erzeugt hat; die den Band beschließende Erzählung zeigt ein geheimnisvolles geschichtliches Ereignis aus den Kämpfen der Chouans in spiritistischer Beleuchtung. Alle drei bilden eine Lektüre von hohem Reiz, schon der geheimnisvollen Stoffe wegen, die hier sachkundige Behandlung finden.

Von der allbeliebten und weitverbreiteten Romanbibliothek „Auteurs célèbres“ (Paris, Flammarion. Preis des Bandes 60 cts.) liegen mir die Nrn. 205—216 vor. Den Inhalt bilden: Louis Noir, „Un Tueur de Lions“ — Alfred Sirven, „La Linda“ und „Etiennette“ — Dickens, Wilkie Collins, Sala, Gaskell, Shetton und Procter, „La Maison hantée“ — Malot, „Vices français“ — Pierre Maël, „Le Torpilleur 29“ — Jules Gros, „L'Homme fossile“ — Catulle Mendès, „Jennes filles“ — Tourgueneff, „Devant la Guillotine“ — Mlle. Rousseil, „La fille d'un Proscrit“ — Paul Lheureux, „P'tit Chéri“ — Louis Mullem, „Contes d'Amérique“.

Auf dem Gebiet der Erd- und Völkerbeschreibung nenne ich als hervorragendere litterarische Neuheiten „Afrique et Africains“ von L. Sevin Desplaces (Paris, Flammarion) und „Arménie, Kurdistan et Mésopotamie“ von Graf de Choiet (Paris, Plon, Nourrit & Cie.). In dem ersteren Werke findet die Zukunft Afrikas vor allem in handelspolitischer und völkerrechtlicher Beziehung eine eingehende, sachverständige Prüfung, das zweitgenannte Buch enthält den anziehend geschriebenen und durch zahlreiche Illustrationen anschaulich gemachten Bericht über die Forschungsreisen des Lieutenants Grafen de Cholet in Kleinasien.

Recht interessante Aufschlüsse über die Geheimgeschichte der Revolution vom 18. März 1871 erhält man in dem Buche, das der ehemalige Kommunarde Pierre Vésinier unter dem Titel „Comment a péri la Commune“ bei Savine in Paris hat erscheinen lassen. Der Verfasser beweist an der Hand zahlreicher, einwandsfreier Dokumente, daß die Märzrevolution gescheitert ist, weil die Männer, die das Volk an die Spitze der Bewegung gestellt hatte, Verräter waren. Vésinier hat es für seine Pflicht gehalten, dem großen Publikum das authentische, offizielle Aktenmaterial zu unterbreiten, damit es einmal erfährt, wer denn eigentlich die Verantwortung für die Hinschlachtung der 30000 unglücklichen Opfer der „blutigen Woche“ trägt.

Pierre Kropotkine, La Conquête du pain (Paris, Tresse & Stock). Der aufreizende Titel und der Name des bekannten Agitators, der einst ein Fürst war und jetzt ein wilder Anarchist geworden ist, wie auch die blutrote Hülle, in die der Band gekleidet ist, lassen keinen Zweifel über den Inhalt des vorliegenden Werkes. Nach einer donnernden Philippika gegen die moderne Gesellschaftsordnung und das herrschende Ausbeutungssystem, das den Armen und wirtschaftlich Schwachen dem Kapital auf Gnade und Ungnade überantwortet, entwirft Kropotkin zum einstweitigen Trost der Enterbten einen Grundriß des Zukunftsstaates, der der Menschheit das goldene Zeitalter wiederbringen soll. Da man indessen nicht recht erfährt, auf welchem Wege man in dieses Eldorado gelangen soll, so bleibt das in verlockendsten Farben prangende Bild eine Fata Morgana, die zu nichts weiter taugt, als wahnwitzige Fanatiker zu traurigen Heldenthaten zu begeistern. Der ruhig Überlegende wird sich durch solche Luftspiegelungen seinen klaren Blick nicht trüben lassen, und wenn die Welt nur aus vernünftigen Leuten bestände, würden die utopischen Vorträge des ehrlichen Schwärmers — ein solcher ist Kropotkin unbedingt — nicht eben viel zu bedeuten haben. In einem ganz anderen Lichte erscheint die Sache indessen, wenn man sieht, in welcher Weise die Anarchisten der That die Theorien der Katheder-anarchisten von der Art Kropotkins in die Praxis umzusetzen

pflegen. In jedem Falle wird Kropotkins Buch zahlreiche Leſer finden, denn aktuell iſt es, wie ſonſt nur eins.

Aus dem litterariſchen Nachlaß des vielbetrauerten Meiſters Barbey d'Aurévilly gelangte bei Treſſe & Stock in Paris ein Band Theaterkritiken unter dem Titel „Le Théâtre contemporain“ zur Ausgabe. Der Band enthält die Analyſen der verſchiedenen Stücke, die vom Juni 1870 bis zum 30. Mai 1881 auf den Pariſer Hauptbühnen zur Darſtellung gelangten. Beim Durchblättern dieſer nach Form und Inhalt gleich vollendeten Theaterberichte des unvergeſſenen Meiſters erkennt man aufs neue, was die Kritik an Barbey d'Aurevilly verloren hat.

Les Femmes écrivains, oeuvres choisies (Paris, Librairie de l'Art). Der Band iſt der vierte der wertvollen „Bibliothèque litteraire illustrée de la famille“, die von dem verdienſtvollen Litterarhiſtoriker F. Lhomme herausgegeben wird. Der Herausgeber iſt auch hier wieder bemüht geweſen, nur die bedeutendſten Stücke der einzelnen Autoren in ſeine Sammlung aufzunehmen. Dem Text geht eine Studie über die ſchriftſtellernden Frauen in der franzöſiſchen Litteratur voraus und jedem einzelnen der aufgeführten Autoren — die Anthologie wird, wie billig, mit Marguerite d'Angoulême, der Königin von Navarra, eröffnet und reicht bis in das 19. Jahrhundert herein — iſt außerdem eine eingehende Notiz gewidmet. Das Werk bildet ſomit ein einheitlich gehaltenes Handbuch der Geſchichte der Frauenlitteratur in Frankreich mit zahlreichen, auserleſenen Probeſtücken. Der vornehm und prächtig ausgeſtattete Band enthält 48 Porträts, die die Werke der beſten Meiſter, wie Nanteuil, Mellan, Edelinck, Gaillard, Crespy, Saint-Aubin, Daullé u. a. in künſtleriſch vollendeter Reproduktion bringen.

Die von der „Librairie des Bibliophiles“ herausgegebenen „Oeuvres choisies de Voltaire“, die früher bei Jouaust, jetzt bei Flammarion in Paris erſcheinen, bringen in den eben herausgekommenen Bänden 9 und 10 Voltaires „Dictionnaire philosophique portatif“. Man verdankt dieſe neue Voltaireausgabe der gewiſſenhaften Sorgfalt des gelehrten Diplomaten Georges Bengesco, deſſen „Bibliographie voltairienne“ eine litterarhiſtoriſche Großthat genannt werden darf. Die unbedingte Zuverläſſigkeit des Textes, der nach der letzten, von Voltaire beſorgten Ausgabe gedruckt iſt, das auf Grund ſorgfältiger Forſchung zuſammengetragene Material, das in den Vorreden verarbeitet iſt, die Überfülle der Varianten und die tadelloſe äußere Ausſtattung ſind die hauptſächlichſten Vorzüge der Bengesco-Ausgabe, und da weitere Kreiſe des Publikums heute ſich kaum mehr die ſämtlichen Werke Voltaires anſchaffen, ſo darf die vorliegende Auswahl, die die beſten Schöpfungen Voltaires in 12 handlichen Bänden bietet, beſonders warm empfohlen werden.

Alphonse Daudets bekannter Roman „L'Évangéliste“, als tiefdurchdachte Kulturſtudie voll zeitgeſchichtlichen Wertes, hat nun auch in die treffliche „Collection Guillaume“ Aufnahme gefunden und gelangte ſoeben bei E. Dentu in Paris zur Ausgabe. Die reichen Beſtände der weitbekannten Kollektion, die wegen ihrer glänzenden und dabei ſo beiſpiellos billigen Luxusausgaben bei den Bücherfreunden hohes Anſehen genießt, haben dadurch einen weiteren wertvollen Zuwachs erhalten. Die typographiſche Ausführung der von Marold und Montégut mit feinſtem künſtleriſchem Gefühl gezeichneten Bilder iſt von höchſter Formvollendung, wie die ganze äußere Ausſtattung überhaupt, die, den Traditionen dieſer vornehmen Bücherſammlung entſprechend, Gediegenheit mit künſtleriſch gebildetem Geſchmack verbindet. Die erfolggewöhnte Offizin Guillaume darf auf das jüngſte Erzeugnis ihres raſtloſen Strebens mit ſtolzer Genugthuung zurückblicken.

A. G—tze.

Ruſſiſche Litteratur.

Wenn in nicht-ruſſiſchen Blättern Berichte über die immer ſchlechter werdende Lage des Bauernſtandes und der Großgrundbeſitzer in Rußland erſcheinen, dann ſuchen die ruſſiſche Regierung und die ruſſiſche Preſſe ſolche Darſtellungen als Übertreibung oder gar als Erfindung ausländiſcher, insbeſondere deutſcher Journaliſten hinzuſtellen. Unter ſolchen Umſtänden iſt es als ein ſehr verdienſtvolles Werk zu bezeichnen, wenn Schilderungen der Ruſſen ſelbſt durch Überſetzungen weiteren Kreiſen, wo man die ruſſiſche Sprache nicht kennt, zugänglich gemacht werden. Ein derartiges Werk iſt ſoeben bei Duncker & Humblot in Leipzig unter folgendem Titel erſchienen: „Verlumpung der Bauern und des Adels in Rußland nach G. J. Uspensky und A. N. Terpigoriew (Atawa), bearbeitet von H. von Samſon-Himmelſtjerna (Viktor Frank)“. Dieſe ruſſiſchen „Selbſtzeugniſſe“ ſind bereits vor einigen Jahren in ruſſiſcher Sprache erſchienen, allein dieſelben können nur ſofern als „überholt“ erſcheinen, als die dort geſchilderten traurigen Zuſtände der ruſſiſchen Bauern und des Adels in den letzten Jahren nur noch ſchlimmer geworden ſind. Gljeb Iwanowitſch Uspensky ſchildert auf Grund perſönlicher Erfahrungen die Verlumpung der Bauern, während Alexei Nikolajewitſch Terpigoriew in höchſt anziehenden Einzelbildern den Niedergang des Adels darſtellt. Dieſe Darſtellungen laſſen ſich auszüglich nicht wiedergeben: man muß ſie in ihrer Geſamtheit auf ſich wirken laſſen. Was z. B. Uspensky von der Einwirkung der Geiſtlichkeit auf die Erziehung des Volkes erwartet, geht aus der nachfolgenden Skizze deutlich hervor:

Mir ſchwebt ein reinliches, warmes, ſehr warm geheiztes Zimmer vor; es iſt die Wohnung des Pfarrers Iwan Benediktow. Das Zimmer iſt freilich ſtark geſchwängert von den Ausdünſtungen einer großen Kinderſchar. Dem „Zeitgeiſte“ entſprechend wird Iwan Benediktow von Leidenſchaft beherrſcht, von der Leidenſchaft für wollüſtiges Wohlleben, für die Güter des Lebens, welche ſich ihm in Geſtalt alles deſſen darſtellen, was einen Freſſer lockt. Iwan Benediktow hat eine Leidenſchaft für Pfefferkuchen, für alles Süße, überhaupt für alles, was den Gaumen kitzelt. Wenn er auf der Eiſenbahn reiſt und ein Buffet zu Geſicht bekommt, welches mit Eßwaren und Getränken beſetzt iſt, ſo kann er ſich nicht enthalten, alles mit der Hand zu berühren: eine Flaſche, ein Stück Chokolade, einen Apfel — und er zittert dabei. Aber zu alledem bedarf es des Geldes und Iwan Benediktow weiß ſich Geld zu verſchaffen. Er iſt heiliger als ein Heiliger — was ſeine Obliegenheiten anbetrifft. „Kannſt Du das Vaterunſer?“ — „Woher ſoll ich es wohl kennen?“ — „Nun, dann werde ich die Trauung nicht vollziehen.“ — „Aber bei uns iſt ja alles vorbereitet worden, alles iſt gebacken, gebraten und gekauft worden! Ew. Wohlehrwürden!“ — „Fünfundzwanzig Rubel!“ — Und man zahlt ſie. Er läßt nicht zum Abendmahle zu, ſo lange er weiß, daß der Mann noch Geld in der Taſche hat; unter irgend einem Vorwande verweigert er es, und ſolcher Vorwände giebt es eine Menge im kirchlichen Statute. Ebenſo verweigert er die Taufe, die Beerdigung u. ſ. w. Geld und wieder Geld! Und außer Barem auch noch Gänſe, Schinken, Pfefferkuchen, Branntwein . . . Er redet leiſe, ſein Blick iſt engelhaft, aber ſeine geringſten Bewegungen verraten die wollüſtige Seele eines Freſſers. Iwan Benediktow iſt ein Verbündeter des Gemeindeälteſten Baronkin, gemeinſam betreiben ſie Speck- und Schinkenhandel. Auch die Kirchengelder finden Verwendung in dieſem Geſchäfte. Iwan Benediktow beſorgt die Schreiberei in demſelben.

Der Beamte, der Geiſtliche, der Wucherer — alle ziehen ſie dem Bauer das Geld aus der Taſche. Überall Beweiſe der

„Verlumpung“ — von dem Adelsmarschall, der den Verstand verliert, weil sich das Gerücht über die Gewährung von 5 Millionen Rubel seitens der Regierung an den Adel des betreffenden Gouvernements nicht bestätigte, bis zu Michail Petrowitsch, welcher moralisch vollständig verkommen in einem Hospital in Paris stirbt und seine letzten 8000 Franks, welche er nach Ansicht seines Freundes wahrscheinlich gestohlen hat — der ersten öffentlichen Dirne vermacht! Wer sich eine Vorstellung von den inneren Verhältnissen Rußlands machen will, der lese diese „russischen Selbstzeugnisse“, und er wird bald zu der Überzeugung gelangen, daß die ungünstigen Urteile, welche man sich im Auslande über die zunehmende Verarmung und Verlumpung des russischen Bauern wie des Adels gebildet hat, noch lange nicht so ungünstig sind, wie die Darstellungen kompetenter Russen selbst.

F. Z.

Vermischtes.

Aus allen Zungen, nicht: Aus fremden Zungen! Eine Zeitschrift in Deutschland mit Ausschluß der Muttersprache, der Mutterdichtung, der Mutterkunst — so etwas Widernatürliches, Gottverlassenes kann nur noch ein Deutscher fertig bringen. Keinem anderen Kulturlande der Welt fällt es ein, etwas Ähnliches in seinem Schriftwesen zu unternehmen. Kürschner ist bekanntlich ein Organisationstalent ersten Ranges. Wenn er dieses Talent statt in den Dienst der nichtdeutschen in den Dienst aller Zungen stellte, könnte er sich als Wohlthäter der Weltlitteratur ein unvergängliches Denkmal stiften. Die große Umsicht und Findigkeit, die Kürschner in der Redaktion von „Aus fremden Zungen“ seither so glänzend entfaltete, würde, auf die Zuziehung der modernen vaterländischen Litteratur mitverwandt, eine unvergleichliche Förderung unserer neuesten Dichtung in aller Welt bedeuten. Durch eine solche Monat- oder Wochenschrift würde ein einziges Panorama der modernen Belletristik geschaffen. Die deutschen Schriftsteller, Schulter an Schulter mit den berühmtesten Werkgenossen aller Zungen, würden ihr Bestes bieten, um in diesem Weltwettspiele mit Ehren zu bestehen. All die trotzigen Auswüchse, hervorgerufen und begünstigt durch die Entziehung der Sonne der Gunst im eigenen Heimatlande, würden nach und nach aus unserer jungen Litteratur verschwinden. Es ist ja nicht mehr mit anzusehen, wie viele der prächtigsten, verheißungsvollsten Talente bei uns verbluten, an Gott und der Welt verzweifeln, in Verirrung, Irrsinn oder Selbstmord enden, weil sie auf heimatlichem Boden vergebens nach Beachtung, Anerkennung und Lohn ringen. Der Staat thut so gut wie nichts für unsere Litteratur. Deutschland ist ein Militärreich geworden, das sagt alles. Es unterstützt offiziell nur die Künste, die ihm monumentalen Prunk, sinnfälligsten Zierat und majestätischen Kitzel des Machtkitzels bedeuten: Malerei, Bildnerei, Architektur. Der freie Geistesmensch der Wortkunst, der Dichter, geht leer aus. Wandelt der Privatkapitalismus die gleichen Wege wie der Staat und sucht nur das Glänzende, Üppige und momentan höchsten Gewinn Versprechende auszuzeichnen, so sind wir als Litteraturnation verloren und das Volk der Dichter und Denker kann sich begraben lassen.

M. G. C.

Unser deutscher Reichsvertrag mit Amerika, Schutz des geistigen Eigentums betreffend, ist bekanntlich ein Meisterstück der Caprivischen Diplomatie. Die „New-Yorker Staatszeitung“ bescheinigt es uns jetzt ausdrücklich (wenn wir es nicht ohnehin wissen sollten), daß bei unserm neulich mit den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Vertrage über den gegenseitigen Schutz litterarischen Eigentums „die deutschen Schriftsteller und

Verleger entschieden den Kürzeren gezogen haben". „Während nämlich die Geisteserzeugnisse amerikanischer Autoren in Deutschland künftig in Übereinstimmung mit dem dort geltenden Gesetz zum Schutze geistigen Eigentums genau ebenso behandelt werden müssen, wie die Werke deutscher Urheber, liegt der Fall umgekehrt ganz anders: hier in den Vereinigten Staaten wird nicht sowohl das Erzeugnis der geistigen Arbeit, als vielmehr das zu dessen Vervielfältigung erforderliche technische Verfahren unter den Schutz des Staates gestellt." Von einem Gegenseitigkeitsverhältnisse kann also nicht die Rede sein; der Himmel mag wissen, wie unter solchen Umständen Regierung und Reichstag ihre Zustimmung zu diesem Vertrage haben geben können. Zur Erläuterung des künftigen Zustandes schreibt das amerikanische Blatt noch folgendes: „Die Vereinigten Staaten gewährleisten deutschen Autoren und Urheberrechtsinhabern den Vorteil des hiesigen „Copy-Right" eben nur dann, wenn, abgesehen von gewissen Formalitäten, die zu schützenden Bücher, Photographien, Farbendruckbilder oder Lithographien mit in den Vereinigten Staaten gesetzten Typen gedruckt oder von Negativen, Platten oder Steinen, die hier zu Lande hergestellt sein müssen, erzeugt worden sind. In Fällen, wo die Erfüllung dieser erschwerenden Erfordernisse nicht möglich ist, kann der Schutz nicht verlangt werden, und es bleibt dann eben nichts anderes übrig, als die betreffenden Gegenstände, unbeschützt wie bisher, auf den amerikanischen Markt zu bringen. Was nun endlich die praktische Wirkung des neuen Vertrages betrifft, so wird derselbe auf den litterarischen und buchhändlerischen Austausch zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten überhaupt keinen fühlbaren Einfluß äußern. Die Zahl der amerikanischen Autoren und Verleger, die in Deutschland direkt Schutz suchen, ist überhaupt gering, während andrerseits die Bedingung der amerikanischen Drucklegung von deutschen Verfassern und Verlegern des hohen Kostenpunktes halber in weitaus den meisten Fällen nicht erfüllt werden kann. Dagegen mögen deutsche Kunstanstalten unter der neuen Ordnung der Dinge sich zur Errichtung von eigenen Filialen in den Vereinigten Staaten veranlaßt sehen — das wäre aber auch alles."

X. Y. Z.

Als Seitenstück zu dem von C. G. Bruno, Felix Montanus und Franz Servaes angekündigten Sammelband deutscher Lyrik von 1891 beabsichtigt Hugo Grothe ein „Skizzenbuch moderner deutscher Prosa" herauszugeben. Dasselbe soll die Entwicklung der deutschen Skizze und Novellete von 1850—1891 veranschaulichen. In dem Skizzenbuche werden u. a. vertreten sein: Amyntor, Bahr, Basedow, Bierbaum, Bleibtreu, Carmen Sylva, Conrad, Ebner-Eschenbach, Fontane, Franzos, Frenzel, Glaser, Gottschall, Hart, Hartleben, Hauptmann, Heiberg, Henckell, Heyse, Holz, Hopfen, Janitschek, Kretzer, Kirchbach, Lemmermayer, Lilienecron, Lienhard, Mackay, Rosegger, Saar, Sacher-Masoch, Sudermann, Suttner, Torresani, Tovote, Walloth, Wildenbruch.

Deutsches Reimlexikon von Steputat. Univ.-Bibl. 2866/77. — Es ist diesmal in der That keine leere, abgedroschene Phrase, wenn wir, wohlbestallte Wächter des ästhetischen Geschmackes, sagen, daß der talentvolle Autor mit diesem seinem Werke eine empfindliche Lücke unseres herrlichen Schrifttums ausgefüllt hat, und wir müssen dem wirklich rührigen Verleger der Universal-Bibliothek, der unsern Büchermarkt in so hochherziger, selbstloser Weise bereichert, aus tiefster Seele danken für das nützliche, durch und durch zeitgemäße Buch, das zu rechter Zeit gekommen ist. Wie viel Mühe wird es unsern edlen Sängern ersparen, wie viel Federhalter, wie viel Papier, wie viel Tinte! Die undankbare Arbeit der oft widerspenstigen

Zirbeldrüse übernehmen nun die Hände, wie es für unser eisernes Jahrhundert auch paßt — und unser Wort darauf! — die letzteren werden weit größere Erfolge erzielen, als jene. Glänzende Beispiele dafür bieten ja unsere Romanciers im allgemeinen und die Familiendiätterschmieranten bezw. -schmierantinnen im speziellen. — Wahrlich, wir Deutschen sind doch herrliche Menschen!

Mit Thränen der Rührung und des Stolzes durchblätterten wir die selbstverständlich elegant ausgestattete Geistesschöpfung, welche auf jeder Seite beweist, daß der alte Gott, der seine Deutschen niemals verläßt, noch immer lebt und daß die liebliche Lyrik nicht tot ist, so sehr uns auch beides die jungen Bilderstürmer, diese Kotfinken par excellence einreden wollen. — Wenn wir nun, um als redliche Kritiker unserer heiligen Pflicht Genüge zu thun, etwas tadeln müssen, so trifft dieser unser Tadel nur die Quantität und nicht die Qualität des Vorliegenden. Es hätte mehr bringen sollen, mindestens doppelt so viel, damit eben allen geholfen wäre; zudem wünschen wir größere Berücksichtigung der Fremdwörter, an denen unsere teure Muttersprache einen so schönen Schatz besitzt und dann illustratives Beiwerk, so à la Fidei, damit es zum Anschauungsunterricht des jungen dichterischen Nachwuchses verwendet werden könnte. Daß der fleißige Autor die trauten Reime: Liebe — Triebe, Sonne — Wonne, Schmerz — Herz, Auge — sauge u. ä. auch berücksichtigt hat, entgegen der unsinnigen Meinung einiger seelenloser Rigoristen, rechnen wir ihm hoch an. —

Wir sind zu Ende — was sollten wir auch noch sagen? Allzuviel Lob ist ungesund für einen Schriftsteller, der uns seinen Erstgeborenen vorlegt und zu tadeln haben wir nichts oder wenigstens nichts Besonderes; nur noch einen kleinen Wunsch: Herr Steputat und Herr Reclam mögen uns demnächst mit einem „Gedankenlexikon", oder mit einem „Leitfaden in 24 Stunden Dichter zu werden" beglücken, (der ehrliche Nürenberger Trichter entspricht nicht mehr den Verhältnissen). Beide wären wertvolle Supplemente zu dem Vorliegenden und gäben der Nachwelt Kunde, auf weich hoher Kulturstufe wir uns befunden. Wahrlich nur ungern legen wir das hochinteressante, brauchbare Werk aus den Händen, indem wir das in seiner Art wohl einzige allen unseren Gesinnungsgenossen, sowie der Gunst unseres verehrten Leserkreises überhaupt aufs Innigste empfehlen. Keine Bibliothek möge versäumen, sich diesen geistigen Schatz zu eigen zu machen. . .

Stauf von der March.

Zur Geschichte des Posamentiergewerbes mit besonderer Rücksichtnahme auf die erzgebirgische Posamentenindustrie. Von Eduin Siegel. Annaberg. Hermann Graser. 1892. — Dieses Werk ist die Frucht jahrelanger Forschungen und giebt zum ersten Mal eine übersichtliche Geschichte des auf dem Titel genannten Industriezweiges.

☞ Wir bitten, fortan **sämtliche Manuskriptsendungen** u. s. w. **ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft",

K. K. Hofbuchhandlung **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig**

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Georg Freiherr von Ompteda.

(Georg Egestorff.)

Lehrer und Priester.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Daran erkenne den Fluch, der auf unserer Civilisation lastet: sie ist unvermögend, dem Lehrer gerecht zu werden.

Wo aber keine Gerechtigkeit für den Lehrer, da ist keine Ehrfurcht vor dem Kinde.

Und das ist das Blutmal auf der Stirn unserer Civilisation, das den Untergang über sie ausspricht, wie ein Gottesgericht: der Mangel an Gerechtigkeit und Ehrfurcht gegenüber dem Einfachen, Ursprünglichen, Natürlichen, Kindlichen.

Höher stehe dir der Lehrer, denn der Priester.

Denn der Lehrer bedeutet den Glauben an die Güte und Entwickelungsfähigkeit der Menschennatur, der Priester zehrt von der Sünde und Verdammnis und seine Voraussetzung in allen Dingen ist deren Erbärmlichkeit und Nichtswürdigkeit und Unzulänglichkeit. Der Lehrer sagt ja, der Priester nein.

Lehrer und Priester können sich nicht vertragen, sie sind Widerspruch und Gegensatz in alle Ewigkeit. Darum soll auch keiner über den andern herrschen, denn sie sind sich unverständlich, fremd und feindselig im innersten Wesen.

Es ist ein Zerrbild alles vernünftigen Regiments, den Priester als Anordner und Aufseher zu setzen über den Lehrer.

Nicht einmal an die Seite des Lehrers gehört der Priester, er gehört überhaupt nicht in die Kinderschule.

Der Lehrer ist der natürlich-religiöse Mann, und ist er wahrhaft berufen und auserwählt zu seinem Amte durch Anlage, Bildung und Herzensneigung, so bleibt er in der heutigen Welt ein Märtyrer sein Leben lang.

Der Priester ist der widernatürlich-klerikale Kastenmensch. Was bedarf's weiterer Aussage über ihn zu seiner Kennzeichnung?

Der Lehrer vertritt als Erzieher die Natur, das Gemüt und ſeine ewigen Rechte, der Prieſter das Dogma und die Politik der Kirche.

Es heißt alle Natur und Vernunft auf den Kopf ſtellen, wenn man den Prieſter zum Herrn des Lehrers macht; nicht einmal ſein Mitarbeiter iſt er, er iſt ſein Gegenarbeiter, ſein natürliches Widerſpiel in allen Fragen und Sorgen des Geiſtes und Gemütes wie der Lebensführung.

Und die Herrſchenden! Grundſätzlich ſehen ſie im Lehrer ihren Knecht, und zwar einen läſtigen Knecht, der heimliche Ideale hegt, die ſie, die Herren, längſt über Bord geworfen. Ein ſolcher Knecht iſt der Herren leibhaft böſes Gewiſſen.

Und darum mißtrauen ſie ihm, und darum haſſen ſie ihn, und darum behängen ſie ihn mit tauſend Ketten und Feſſeln.

Sie muſtern ihn mit ſchielendem Blick, ob er demütig und willfährig ſei und dienſtbar ihren Abſichten. Am liebſten gehen ſie ihm aus dem Wege und drücken ihn hinterrücks, wenn ihnen ſein helles Auge nicht paßt, und durch heimliche Unbill ſuchen ſie ſeine Geradheit zu beugen.

Und da die Zeit ſo hart und das Leben ſo unerbittlich mit vielfacher Notdurft, ſo entſtehen Knechtsnaturen unter den Lehrern, die für Wohlthaten danken, wo ſie Fußtritte empfangen, und Geſinnungslumpe, die eine befriedigte Grimaſſe ſchneiden, wenn man den Mann in ihnen vernichtet. Das ſind die Tagelöhner, die noch froh ſind, wenn ſie an den Trögen der Schweine ſich ſatt eſſen dürfen, ſo ſehr hat die Not ſie heruntergebracht und die Gemeinheit der Menſchen, die über ſie herrſchen.

Wie geſchrieben ſteht: Wen die Götter haſſen, den machen ſie zum Schulmeiſter. Und der Beſte unter ihnen iſt ein Märtyrer ſein Leben lang.

Drum halte er ſich von der Politik fern, ſo lange Politik nichts iſt als ein Schachergeſchäft, als eine Handelſchaft mit Macht von Partei zu Partei, von Stand zu Stand, von Klaſſe zu Klaſſe.

Siehe, wie die Prieſter ſich zu dieſem Geſchäfte drängen, wie zu ihrem eigentlichen Leib- und Lebensberuf! Und nichts iſt ihnen zu unſauber daran, nichts zu unheilig und widerlich, wenn es ihren Zwecken der Machtgier dient.

Nein, da hat der Lehrer nichts zu ſuchen. Er iſt kein Budiker und kein Schacherer. Er ſoll mit reinem Kopf, reinem Herzen, reinem Gewiſſen und reinen Händen in der Schule, dieſem wahren Heiligtume, ein- und ausgehen, er ſoll nichts Unreines an ſich haben. Umgeben von ſeinen Schülern, ſteht er der Gottheit ſeines Volkes am nächſten und ſo hoch, daß ihn der mächtigſte Prieſter nicht erreichen kann. —

Volkstum und Sozialdemokratie.

Von Ch. Rohr.

(Prag.)

Es liegt im Wesen einer weltbewegenden Idee, daß sie sich die ganze Welt zur Eroberung stellt, daß sie die ihr innewohnende Kraft für mächtig genug hält, alle Hindernisse, auch die von der Natur entgegengestellten, zu überwinden. So deutlich aber auch dieses Kraftbewußtsein die Lebensfähigkeit der Idee zum Ausdruck bringt, so deutlich lehrt wiederum die Geschichte, daß der Wille zu siegen noch nicht die Kraft zum Siege verleiht und daß eine Idee, wenn sie sich in einen aussichtslosen Kampf einläßt, entweder spurlos vergeht wie ein Traum, oder dem Konservatismus so viele Zugeständnisse machen muß, daß sie ihre welterschütternde Bedeutung verliert. —

Die Sozialdemokratie erhebt den Anspruch, daß man ihr Programm für nüchtern und praktisch durchführbar halte, und doch verlangt sie von ihren Anhängern den Internationalismus, den Glauben an die Allerweltsverbrüderung in der Seligkeit des Millennium. Oder versteht die Sozialdemokratie unter Internationalismus bloß die Gemeinsamkeit des Kampfes der Proletarier unter allen Nationen? — In beiden Fällen liegt in dem erwähnten Programmspunkte eine Gefahr für die deutsche Nation und die Sozialdemokratie selbst. —

Die Sozialdemokraten denken sich unter ihrem Zukunftsstaate eine fest gegliederte Gesellschaft, in welcher sich der Einzelne dem Gesamtwillen unbedingt unterwirft und für dieses Opfer an individueller Freiheit bedeutende materielle Vorteile erlangt. Für einen solchen Staat ist eine sich eng aneinanderschließende Bevölkerung und eine fest umschriebene Grenze unbedingt erforderlich. In diesem künstlich gefügten Baue, wo der Einzelne seine Rechte an die Gesellschaft abgetreten hat und dafür seine Forderungen an dieselbe stellt, muß diese doch genau wissen, wie weit ihre Rechte und ihre Verpflichtungen reichen. Die Grenzen eines solchen Gemeinwesens müssen aber auch dauernd sein, denn eine Veränderung derselben müßte notwendigerweise eine Änderung der Produktion und somit der ganzen Ordnung im Staate im Gefolge haben. Nehmen wir an, daß die soziale Umwälzung in allen jetzt bestehenden Staaten zu Gunsten des sozialdemokratischen Zukunftsbildes stattgefunden hätte. Soll nun der neue Gesellschaftsvertrag die Bewohner des ganzen civilisierten Europa umfassen,

oder überläßt man es dem Belieben der einzelnen Teile, sich zu neuen Staaten zusammenzuformen, sei es mit, sei es ohne Rücksicht auf die ehemaligen politischen Grenzen? — Ganz Europa zu einer Produktionsgenossenschaft vereinigen zu wollen, dürfte wohl selbst dem „weitsichtigsten" Sozialreformer nicht einfallen. Ein solcher Gedanke würde schon an der Kompliziertheit der Organisation und der Unmöglichkeit der einheitlichen Leitung scheitern. Es müßten also einzelne autonome Staaten gebildet werden, die in allen innern Angelegenheiten volle Selbständigkeit hätten. Wonach will man nun diese Einteilung vornehmen? Man kann doch nicht die Menschen wie Zinnsoldaten in verschiedene Kästchen einrangieren, ohne auf die natürlichen Verhältnisse irgend welche Rücksicht zu nehmen. Kann es nun einen natürlicheren Einteilungsgrund geben, als die Rücksicht auf die Nationalität? Kann etwas die einzelnen Staaten fester zusammenhalten, ihnen besser die notwendige Selbständigkeit wahren als ein starkes nationales Bewußtsein? Vielleicht die Interessengemeinschaft? Das Gefühl der Interessengemeinschaft drängt sich eben erst nach längerem einheitlichen Zusammenwirken in einem Gemeinwesen auf, im übrigen ist das Wort ein Begriff, dessen Beziehungen zur Wirklichkeit zu entwickeln selbst geübten Nationalökonomen nie gelingen wird, der in seiner Dunkelheit den einzelnen weder zu noch von einem Gemeinwesen führen wird.

Wenn die Sozialdemokraten fortfahren, das kaum erwachte Nationalbewußtsein des deutschen Volkes systematisch zu untergraben, so werden wir in näherer oder fernerer Zukunft wieder das erbärmliche Schauspiel der Knechtung des deutschen Volkes durch ein weniger sentimentales fremdes haben. Wenn die Deutschen in blindem Vertrauen ihre Waffen aus der Hand geben sollten, (und welche Waffe wäre mächtiger als ein starkes Nationalbewußtsein?) so wäre es mit der Einheit und Unabhängigkeit vorbei. Ohne festen nationalen Halt wird das deutsche Volk bald wieder in einzelne Stämme zerfallen, und gerade die allgemeine Friedensduselei, die den ahnungslosen Deutschen bei diesem oder jenem mächtigeren, weil selbstbewußteren fremden Volke sein Heil suchen ließe, würde zu seiner materiellen und geistigen Knechtung führen. Denn auch im sozialdemokratischen Zukunftsstaate werden Menschen Menschen sein, und es wäre unnatürlich, wenn ein Volk die ihm zu teil gewordene Macht über ein anderes nicht zu seinem Vorteile ausnützen sollte. Und der Schwächere würde das wiederum zersplitterte Deutschland jedem national-geeinigten Volke gegenüber sein.

Doch auch wenn wir uns zu der Annahme zwingen, daß die fremden Nationen den Deutschen Brüder und nicht übervorteilende Stiefbrüder sein wollten, bedürfte das deutsche Volk eines ausgeprägten Nationalismus,

um sich zu erhalten. Von allen Seiten umringen es nationalkräftige Romanen und Slaven, und der natürlichen Expansivkraft derselben würde ohne nationale Schutzwehr Stück um Stück deutschen Landes zum Opfer fallen. Die allgemeine Friedensseligkeit und papierene Abmachungen wären dagegen machtlos. Als Beispiel mögen die nationalen Verhältnisse in Böhmen dienen. Gerade dort, wo Deutsche und Czechen ruhig neben einander leben, in Industriegegenden, wo die Sozialdemokraten das nationale Feuer gedämpft haben, dringt das Czechentum immer weiter in deutsche Gebiete ein, weil es lebenskräftiger ist. — Der Stärkere verdrängt den Schwächeren und muß ihn verdrängen. Gesellschaftsbeschlüsse und Verordnungen mögen imstande sein, dem harten Satze für das wirtschaftliche Gebiet die Geltung zu nehmen, da das Volk den Einzelnen beherrscht, in nationaler Hinsicht wird er immer anerkannt werden müssen. Über das Volk hinaus giebt es keine natürliche Allgemeinheit. Menschheit ist ein abstrakter Begriff, ohne Einfluß auf die Gestaltung der menschlichen Verhältnisse; ein Staat, aus einem Völkergemisch mit Säbel oder Stola zusammengekoppelt, ist widersinnig und trägt den Grund seines Zerfalles in sich. Das Volk ist eine nicht verantwortliche Macht, kein umstößlicher Vertrag, sondern Naturprodukt, und als solches taucht es unter in die Wogen des Daseinskampfes. Keine Friedensliga, keine internationalen Kongresse können es daraus erheben. Daher ist es Verbrechen, dem Volke seine vorzüglichste Waffe, das Nationalgefühl, zu stehlen. Ein in dieser Hinsicht wehrlos gemachtes Volk ist nicht nur in seiner Nationalität allen fremden Einflüssen preisgegeben, sondern muß auch in materielle Abhängigkeit geraten. Denn wer sich selbst nicht achtet, wird nicht nur verachtet, sondern auch übertölpelt.

Im Wesen des Sozialdemokratismus liegt der Internationalismus nicht. Der sozialdemokratische Staat würde im Gegenteile nur in einem von dem nationalen Bande fest umschlossenen Volke eine sichere Grundlage finden. Die Verhandlungen der einzelnen Staaten über ein gemeinsames Vorgehen in wirtschaftlichen Fragen werden eher ohne Schädigung eines der verhandelnden Teile vor sich gehen, wenn sie von gleichberechtigten und gleich mächtigen Faktoren geführt werden.

Doch vielleicht ist es den Führern der deutschen Sozialdemokratie nicht um die Aufhebung der nationalen Grenzen zu thun, sondern sie wollen das Nationalgefühl bei der Masse nur deshalb unterdrücken, um einen engeren Anschluß an die Genossen fremder Nationen zu ermöglichen. Es ist nun sehr fraglich, ob einerseits der Wert einer Koalition steigt, je mehr der eine Teil dem andern gegenüber seine Selbständigkeit aufgiebt, und ob andererseits die Verbindung mit den Fremden den Schaden gut macht,

welcher der Sozialdemokratie infolge ihrer Vaterlandslosigkeit aus der Teilnahmslosigkeit und Abneigung des größten Teiles der deutschen Jugend erwächst. Was kann das Proletariat des Auslandes dem deutschen Proletariate nützen? Wenn sich dieses nicht selbst zu helfen weiß, auf die Befreiung durch die französischen oder englischen „Brüder" wird es lange warten können. Der gesunde Rassenegoismus derselben umfaßt ihr eigenes Volk, darüber hinaus zu wirken haben sie weder den Willen noch die Macht. Die verhältnismäßig geringen Unterstützungen an Geld bei Strikes u. dgl. sind doch für die Sache ganz bedeutungslos. Auch das moralische Übergewicht, das sich die Sozialdemokratie durch die Internationalität über andere Parteien zu verschaffen sucht, ist sehr problematisch. Ein Zufall kann die Bedeutungslosigkeit dieser Gemeinschaft, die ja im Grunde nur in der Theorie besteht, offenbaren und der Popanz, mit welchem die Sozialdemokraten die gespensterfüchtige Menschheit zu schrecken suchten, die rote Internationale, ist mitsamt ihrem düsteren Aufputz von drohenden Phrasen lächerlich gemacht.

Stellt dagegen die deutsche Sozialdemokratie ihre Sache auf sich selbst, sucht sie als Teil des Volkes für das Volk die ihr vorschwebenden Ziele zu erringen, bleibt sie ihrem Evangelium: Befreiung des Volkes aus materieller und *geistiger* Knechtschaft treu, dann wird sie dem Volke eine neue Heilslehre werden, für welche die leicht enthusiasmierte deutsche Jugend sich begeistern wird, für welche sie mit demselben Eifer kämpfen wird, wie bisher für jedes Ideal, das ihr gezeigt wurde, trotz Unterdrückung und Verfolgung. Wenn die Sozialdemokratie aufhört, bloßen Klassenkampf zu predigen, wenn sie die Freiheit und den Fortschritt auf *allen* Gebieten auf ihre Fahne schreibt, dann wird sie im deutschen Volke einen Boden finden, breit genug für jede *That*. Aber sie verlange von dem Deutschen nicht die Verleugnung seines tief wurzelnden nationalen Gefühles. Zum Internationalismus werden ihr außer denen, die ihr der Hunger *bedingungslos* ausgeliefert hat, immer nur die kosmopolitischen Juden folgen, die dabei kein Opfer zu bringen haben. — Und die sozialdemokratischen Führer mögen nicht glauben, daß sie der Unterstützung der sog. Gebildeten nicht bedürfen; mit einer von Hunger zur Revolution getriebenen Masse werden sie nie ein freiheitliches Gemeinwesen gründen. Um aber die Gebildeten zu gewinnen, welche kein materielles Interesse in ihre Reihen führt, müssen sie deren Begeisterung für ihre Ziele wecken können, und welches Ziel könnte den Deutschen mehr entflammen, welches ist so erhaben und doch keineswegs utopisch, wie ein in *Freiheit* und wirtschaftlichem *Wohlstand* geeinigtes deutsches Volk! Ohne zur That treibende Begeisterung ist noch keine weltgeschichtliche *Volksthat* ausgeführt worden, und Hunger und

statistische Tabellen wecken keine Begeisterung. Von kosmopolitischer Menschenbrüderlichkeit kann man träumen, aufopfernde Thatkraft aber erzeugt ein solches Phantasiegebilde nicht. —

Freiheit und Fortschritt durch das Volk für das Volk!

Georg Freiherr von Ompteda (Georg Egestorff).

Von G. Morgenstern.

(Kopenhagen.)

Georg Freiherr von Ompteda steht jetzt im 30. Lebensjahre. Geboren am 29. März 1863 zu Hannover, wo sein Vater königl. hannoverscher Hofmarschall und Kammerherr war, kam er 1866, als das Königreich Hannover zusammenbrach, nach Wien und später nach Dresden. Im Jahre 1882 trat der Dichter beim 1. kgl. sächsischen Königshusaren-Regiment in Großenhain ein und wurde später (1889) zur Kriegsakademie in Berlin kommandiert. Als ihm dann durch einen schweren Sturz vom Pferde das Gehör geschwächt worden, erhielt er am 22. April 1892 den erbetenen Abschied bewilligt.

Als Offizier veröffentlichte Ompteda unter dem Namen Georg Egestorff 3 Bände (sämtlich bei W. Friedrich): „Von der Lebensstraße und andre Gedichte", „Freilichtbilder", „die Sünde". Nunmehr, wo er aus dem Militärdienst geschieden, gedenkt er, sich völlig dem litterarischen Schaffen hinzugeben. —

Wer Egestorff charakterisieren will, wird bald ein Wort gebrauchen müssen, das seinerseits schwer zu bestimmen ist: Stimmung. Der Dichter gebraucht wohl auch selber das Wort öfter. Was schafft Stimmung?

Der „Sünde" sind als Motto die Worte aus dem Faust vorangestellt:

Es sagens aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache,
Warum nicht ich in der meinen?

„Warum nicht ich in der meinen?" Egestorff hat das Recht, in seiner Sprache zu erzählen; denn er hat eine eigne Sprache, die sich seinem persönlichen Denken und seinem persönlichen Empfinden nachformt, es prägnant wiedergiebt. Man wird selten einen jungen Dichter finden, der von vornherein in dem Maße seine eigne Sprache redet. Es mag darin seinen Grund

haben, daß er verhältnismäßig ſpät vor die Öffentlichkeit getreten, in einem Alter, wo andere ſchon ein Dutzend Bücher ausgeſpieen haben, aber vor allem wohl darin, daß er frühzeitig einen beſtimmten Beruf fand und ausfüllte. Das giebt feſten Halt und die Bedingung zu ruhiger, ungeſtörter Charakterentwicklung.

Egeſtorffs Bücher ſind aus einem Geiſte geſchrieben, der ſtark hervortritt und den Leſer bezwingt, des Leſers Denken und Fühlen umſtimmt, ſo daß er mit des Dichters Augen ſieht, mit des Dichters Sinnen das Leben auffaßt.

Egeſtorff erzählt in den Freilichtbildern eine Ballgeſchichte. Der Herr erzählt der Dame, daß ihn ſeine Pflicht nach Hauſe rufe: die Mutter ſei kränklich und allein, die Schweſter, die unerſetzbare Pflegerin, ſei geſtorben. „Aber . . .“ ſagt die Dame, „Sie fänden doch . . . wenn Sie nun . . . Den Vater habe ich bis an ſein Ende gepflegt . . . . Damals war ich noch jünger . . . noch kleiner . . .“

„Ja, wenn Sie um meine Mutter wären, da würde ſie wohl geſund, aber Sie kennen ſie ja gar nicht einmal!“

„Und . . . wenn ich . . . ſie . . . kennen lernte?“

Das kommt ſchüchtern, langſam heraus. Ein Schritt iſt bemerkbar. Ein Kleiderrauſchen.

„Wollen Sie?“ ruft freudig die Männerſtimme.

Man kann keine Antwort vernehmen, aber es muß ein „Ja“ geweſen ſein, denn: „Dank, tauſend Dank“ ertönt. —

Der Lauſcher, der das Geſpräch angehört, verläßt ſchnell den Ball. „Die konventionelle Stimmung paßt nicht mehr für mich heute Abend. Ich möchte jubeln ob fremden Glücks. Mir iſt zu Mute, als ſei ich beſſer geworden.“

Ich möchte den Leſer ſehen, der nicht in das erzählende „ich“ ſich ſelber einſchlöſſe. Er lebt plötzlich in ein fremdes Fühlen hinein. Das iſt Stimmung.

Und nun leſe man die kleine Studie „Glück“ (im vorigen Jahrgang der „Geſellſchaft“), vielleicht das Reinſte, was Egeſtorff bislang geſchaffen. Die reine, keuſche Atmoſphäre, in der der junge Mann lebt und denkt und das Glück erſehnt und findet, teilt ſich unmerklich mit. „Der Dichter weiß uns paradieſiſch zu ſtimmen,“ würde der alte Viſcher ſagen.

Oder ich erinnere an das Gegenſtück von „Glück“, an die „Bergflucht“ in den Freilichtbildern. Der Erzähler ſieht ein Mädchen, und mit der Allgewalt einer Schickſalsbeſtimmung kommt es über ihn, „jenes Gefühl, dieſes dunkle Bewußtſein, dieſe Vorahnung von irgend einem Ereignis; als Kind in der Dämmerſtille des Wartens am Weihnachtsabend, wenn der Augenblick nahe, wo die Thür aufſpringen ſollte zur Chriſtfreude . . . da war es ſo . . .“ Aber das Glück bleibt aus. Und nun beachte man den Schluß-

ſatz — er iſt echt egeſtorffiſch —: „Das wäre doch auch der Wonne zu viel geweſen, vom blinden Schickſal über mich geſtreut! Vergaß doch je und je das Glück bei mir zu raſten!“

Es iſt eine herbe Lebensanſchauung, die überall bei Egeſtorff zum Ausdruck kommt. Das Entſagen, die Reſignation ſpielt eine große Rolle darin, und die reſignationsgeborne Pflicht zur Arbeit.

„Laſtträger ſind wir: mit zitterndem Nacken
Tragen wir ſchweren Lebens Laſt!“

Doch:

„Das iſt der Troſt von unſerem Loſe,
Das hält aufrecht den Sinkenden noch:
Daß wir alle mittragen müſſen
An dem drückenden, furchtbaren Joch!“

Ich will nun durchaus nicht für Egeſtorffs Lebensanſchauung eintreten; es wäre auch unnötig, ſie zu zerfaſern. Die Hauptſache iſt, daß ſie voll und ganz in der dichteriſchen Produktion zum Ausdruck kommt.

Das ſollte man auch z. B. bei der Beurteilung des dritten Buches der „Sünde“ nicht außer acht laſſen. Die Löſung, die hier gegeben, iſt durchaus richtig, ſobald man ſich nur in die Gedankenwelt Harffs hineinlebt, die deutlich genug die des Dichters iſt.

Ob ſich Egeſtorff jetzt, wo er aus dem Militärdienſte getreten, dem Nährboden ſeiner jetzigen Lebensauffaſſung mit der ſcharfen Betonung der Schuld und der „Abrechnung durch die Zukunft“ — ob er ſich jetzt freier entwickeln und den, wie es ſcheint, in Fleiſch und Blut übergegangenen Dogmatismus überwinden wird, wer weiß es? Wer möchte auch behaupten, daß es die Hauptbedingung für eine dichteriſche Weiterentwicklung wäre? Seien wir zufrieden, daß wir in ihm einen ſcharfen klaren Dichtercharakter haben. „Mit meiner Zeit und meinem Volke will ich gehn,“ ſagt er irgendwo: wir wiſſen, daß er es thun wird.

Unſer Dichteralbum.

Gedichte von Georg Freiherr von Ompteda (Georg Egestorff).

(Dresden.)

Auf dem Balle.

Die Kerzen flirrten in prunkendem Glanz
Hernieder auf raſenden Taumel und Tanz
Und blitzten in allen den glänzenden Steinen,
Gebrochen im Scheine in Widerſcheinen. . . .
— — — — — — — — — —

Ich ſtand in der Niſche und ſah in den Saal
Und muſterte alle die Menſchenzahl:
Die ſchönen Frauen in Prunktoiletten,
Behangen mit Bändern und goldenen Ketten,
Mit Diamanten, Rubinen, Saphiren,
Mit ihrem gnädigen Neigen und Zieren,
Mit ihrem Schnippiſchthun und dann Verſagen,
Mit ihren Blicken, den ſichren, doch zagen,
Mit all der Verſtellung und Heuchelei,
Als wäre nur Edles und Gutes dabei!
Und auch die Herren mit Bändern und Orden,
Die kaltlächelnd dennoch den Nächſten ermorden,
Wenn er im Weg — über Leichen ſchreiten,
Mit ihrem parkettrutſchend Katzengleiten!
Der faden Hofmacher geiſtloſe Zunft,
Die dennoch zuwider jeder Vernunft
So Manche mit ihrem Gewäſche bethören. . . .
Ich kann ja den Tonfall nicht einmal hören. . . . .
Da ſtand ich denn ſtill in der Fenſterecke,
Und ſtarrte zu Boden und blickte zur Decke,
Denn all das Treiben im prunkenden Saal
Erſchien mir wie immer ſo öde und kahl!
— — — — — — — — — —

Ich wandte mich ab. Hinaus ich ſah
In die ſchweigende Nacht, auf die Straße da.
Dort drüben im Schatten verborgen ſtand,
Lehnend an kalter Kirchenwand,
Ein menſchliches Weſen, doch nicht zu entdecken,
Ob Mann — ob Frau . . . . Es that ſich verſtecken
Und hob ſich neugierig hoch auf den Zeh'n,
Herüber ins prunkende Ballhaus zu ſpähn.
Nun trat es vor und es fiel ein Schein
Vom zitternden Licht ins Geſicht ihm hinein:
Es war ein Mädchen mit ſchmalen Wangen,
Als ſei ihm die Sorge vorbei dicht gegangen.
Die großen Augen, ſie ſchienen zu fragen,
Und ſchienen verhärmt, ſehnſüchtig zu ſagen:
„Iſt's ſchön dort drüben auf Euerem Feſte?
Den Saal möcht' ich ſehen! Die tauſend Gäſte!
Und möchte die ſchönen, die hohen Frauen
Im Schmucke der Steine, der Blumen ſchauen!
Ich trüge auch gern wohl ſolch blitzendes Kleid
Und hätte mir dann einen Prinzen gefreit.
Ich führe in Wagen und ſtolzen Karoſſen!
Kutſchierte nur ſelber, mit kohlſchwarzen Roſſen!
Ich tanzte mit Grafen nur und mit Baronen:
Nur immer mit neun und ſieben — Perlkronen!
Dann lägen mir alle die Männer zu Füßen!
Und thäte ſie ſtolz, nur von weitem grüßen!
Dann müßten mich alle die Damen beneiden,
Und alle Lieutenants die Cour mir ſchneiden!" — — —

Während ich ſo das Mädchen belauſche,
Träumend von ihrem Hoheitsrauſche,
Naht ſich ihr plötzlich ein junger Geſell,
Packt ſie beim Kopfe und küßt ſie ſchnell.
Und ſie umfängt ihn und küßt ihn wieder,
Herzt ihn und preßt ihn zärtlich ans Mieder ....
Arm in Arme ſind ſie davon .....

— — — — — — — — — —

Schrill trifft mein Ohr der Geigenton,
Das Fiedeln und Schmettern vom Saale her.
Ich wende mich ab, das Herz wird mir ſchwer.
Was gäbe ich nicht um ein friſches Ding,
Das mir vertrauend am Arme hing!
Das ſich mir gäbe mit Seele und Leib,
Mein liebes, mein einziges, köſtliches Weib!
Brauchten nicht viel, um glücklich zu ſein,
Brauchten den Ball nicht, wären's zu zwein!
Lachten in unſerem ärmlichen Haus
Dennoch die großen Leute aus!
Führen nicht in ſtolzen Karoſſen,
Selbſt kutſchierend mit kohlſchwarzen Roſſen.
Gingen fröhlich auf Schuſters Rappen,
Meinethalben mit Flicken und Kappen!
Machten den Hof nur Eines dem Andern,
Thäten getroſt ganz allein nur wandern!

— — — — — — — — — —

Alle Weichheit ich ſchnell erſtickte,
Flink im Saale ich um mich blickte,
Machte ohne viel Federleſen
Verbeugung einem weiblichen Weſen.
Wer? Was weiß ich: ſind Alle gleich,
Alle ſo tugend- und ſittenreich,
Alle ſo äußerſt wohlerzogen.
Haben ja jedes Wörtlein erwogen,
Thun auch nie das Geringſte zuviel:
Alles genau mit Zweck und Ziel!
Mich aber faßte ein brünſtig Sehnen
Und kämpfte wieder mit meinen Thränen!
Wo finde ich Dich, die mir beſtimmt,
Die mir die Hand in die Hände nimmt,
Die mit mir ſchreitet meinen Weg,
Sei er nun Brücke, oder nur Steg,
Sei er nun neu oder hergebracht,
Sei es im Sonnenlicht, ſei es zur Nacht!?!

— — — — — — — — — —

Ich ſtand in der Niſche, ich ſah in den Saal
Und muſterte alle die Menſchenzahl.
Die Kerzen flirrten in prunkendem Glanz
Hernieder auf raſenden Taumel und Tanz,
Und blitzten in allen den glänzenden Steinen,
Gebrochen im Scheine in Widerſcheinen,
Und warfen hinaus auf die Straße ihr Licht:
Die Eine, die Eine beſtrahlten ſie nicht!

Nachtſtimmung.

Still liegt das Häuſermeer .....
Nur Mondenlicht
Zittert hin und her,
Flimmert und bricht
Sich an Giebeln und Kaminen .....
Über den Dächern
Summen die Drähte,
Als wehte
Der Hauch der Menſchheit in ihnen .....
Der Lärm erſtarb,
Des Tages Stimmen ſchwiegen,
Einſam und menſchenleer
Die Straßen liegen .....
Ein Trunkner noch
Taſtet ſchwer
An den Häuſern hin .....
Er klappert am Schlüſſelloch,
Die Thür knarrt leiſe .....
Eintönig ſchallt,
Auf den Steinplatten gellend,
Des Wächters Schritt .....
Er klinkt und ſchließt zu .....
Sein Tritt
Verhallt .....
Drüben das einſame Licht
An der weißen Gardine
Geht zur Ruh .....
Das Haus iſt dunkel .....
Kein Laut .....
Vom Himmelszelt
Über die Dächer ſchaut
Das Gefunkel:

Digitized by Google

Welt an Welt,
Stern an Stern,
Kalt . . . . .
Klar . . . . .
Fern . . . . .

Kampfesmüde.

Die Dämmerſtille ſank herab,
Die Nacht in aller Weite,
Verträumt und müde nun fürbaß
Ich ſtumm nach Hauſe ſchreite.
Und werfe ab des Tages Laſt,
Und freue mich der kurzen Raſt,
Die nun für mich beſchieden
Im tiefen Abendfrieden.

Da wird mir um die Seele weich:
Der Harniſch ich getragen —
Ich ſtreife ab das Eiſenkleid,
An meine Bruſt zu ſchlagen:
Wozu der Streit, der Schwerterſchlag,
Wozu der ganze, wilde Tag,
Wozu das Schlachtrufklingen,
Das heiße, eitle Ringen?

Von meinem Herzen niederfällt
Die ſchwere Panzerrinde,
Von meinen Augen löſt ſich ſanft
Die dichte Blindheitsbinde.
Mir däucht es alles wunderklar,
Was tagesüber dunkel war,
Wofür ich hart geſtritten,
Wofür ich ſchwer gelitten.

Ich höre kein Triumphgeſchrei
Seh' nicht die Fahnen bauſchen,
Zu meinem Ohre nimmer dringt
Der Siegeschöre Rauſchen.
Ich ſehe nur die grauſe Not,
Den ſchweren, ſchmerzensreichen Tod
Von jenen tauſend allen,
Die in der Schlacht gefallen.

Da regt ſich mild in meiner Bruſt
Ein großes Allverzeihen:
Ihr, die ihr ſtrittet wider mich,
Wollt ihr euch zu mir reihen?
Tragt mit mir doch des Tages Laſt,
Dann freut ihr mit mir euch der Raſt
Im kargen Schlummerfrieden,
Der nächtens uns beſchieden.

Der Zukunft.

Wir alle erkämpfen das Licht und den Tag,
Wir ringen in Nacht und in Dunkel,
Wir wollen vergeſſen, was hinter uns lag,
Wir ſehnen den Tag, wir ſuchen den Tag
Bei ängſtlichem Sternengefunkel!

Wir ahnen, wir fühlen die große Zeit,
Wir vergeſſen verſunkene Sorgen,
Wir warten auf künftige Herrlichkeit,
Wir grüßen, wir feiern die kommende Zeit,
Wir ſingen dem dämmernden Morgen!

Und gehen wir auch, eh' die Sonne geloht,
Ehe Tag es wird über der Erde:
Wir beſiegeln durch unſeren freudigen Tod,
Daß wir wußten, daß endlich die Sonne geloht,
Daß wir ahnten das löſende: „Werde!"

Wir Übergangsmenſchen, wir wollen das Mahl
Den kommenden Glücklichen rüſten!
Die leeren im Siegesrauſch den Pokal,
Die thun ſich dann gut am bereiteten Mahl,
Und leben im Ernten: in Lüſten!

Sie werden einſt, wenn ſie die Frucht in der Hand,
Die wir nur geſehen im Reifen,
Unſre Träume von einem Zukunftsland,
Unſre Kämpfe, die Feder, den Stift in der Hand,
Unſre glühende Sehnſucht begreifen!

Lyriſche Fragmente von Wilhelm Walloth.

(Darmſtadt.)

16. Krieg!

Wo Bergeszacken kühn den Himmel umkrallen,
Dehnt er im Schlaf die Glieder,
Lang hingeſtreckt über Schluchten und Wälder —
Doch nun ſpringt er empor, erwachend,
Der Gigant!
Ihm klirren Ketten, zerriſſen, um den Nacken,
Kraß rollt ſein Aug'! Vom langen Schlaf noch blöde
Beugt er die muskelſtrotzende Bruſt herab und lauſcht:
Glüht dort im Thale Morgenrot?
Was flüſtert fern die Flöte
Der dumpfen Trommel zu?
O, nicht zum Tanze laden dieſe Klänge,
Es triefen ihre Rhythmen rot von Blut,
Und ſchwärzlich wälzt Kolonne auf Kolonne
Zum Silberfluß die dunkle Ebne hin —
Jetzt blitzt's metallen auf im Purpurkuß,
Im fröſtelnden der Sonne!
Über der rauſchenden Waffen
Erzſtarrem Blinken grüßen ſchwärzliche,
Zerſchoſſne Fahnen, wie die Falter flattern
Auf Ährenfeldern: und ſchon öffnen gähnend
Geſchütze, dumpfe Rohre, wiedertönend,
Die noch gefeſſelt ſchlafen — haſſende Blitze!
Und den Giganten durchzuckt ein wonnig Grauſen!
Der Rieſenjüngling hebt mit markigem Arm
Die Erzpoſaune an den Mund, den mutbeſeelenden!
Und rauh hin gellen durch Thäler und Städte
Die ehernen Rufe.
Purpure zerfetzt ihr Hauch,
Und wie gelbe Blätter im Herbſt
Aufwirbeln Kronen,
Und gerüttelte Throne berſten,
Und in der Fauſt der Gerechtigkeit
Umbiegt der Gewaltklang das Richtſchwert,

Und in die Herzen der Menſchen den Wahnſinn gießt er,
Daß ſie nicht den Bruder
Mehr ſehen im Bruder. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

17. Am Fuß der Jungfrau.

Du, des flammenlockigen Erderſchütterers
Gewaltigſte That,
Die er ausgegrübelt vor Jahrtauſenden
Im rauchenden Abgrund
An donnernden Schwefelſeen,
Bis den Rieſennacken aufwärts ſtemmend
Er mit deiner Machtgeſtalt
Bändigt des Himmels Stolz. —
Was erblickſt du dort oben,
O Dreifachgegipfelte,
In blauer Einſamkeit?
Iſt dir's vergönnt, zu belauſchen
Auf ſchwimmenden Wolkeninſeln
Schimmernde Goldgeſtalten,
Wie ſie, vertraulich Schulter an Schulter gelehnt,
Schlürfen den Traum
Ewiger Liebeswonne?
Doch ſieh, nun erglühſt du!
In purpurner Kampfluſt, o Herrliche! bebt dein Haupt.
Und nun erkenn ich's, wie drohend du
Der Erde altes Recht
Auf Genuß und Schönheit
Verteidigſt gegen Götterwillkür!
Unter deiner Lawinen Gewalt
Sinkt des Himmels blaue Larve,
Mit der er verhüllt pomphaft
Sein ſtarres Totengeſicht. — — — —

18. Der Staub der Aſchenurne.

O Glut, die einſt den Leib mir fraß,
Du tilgteſt nicht den tiefen Groll,
Der einſt in heißer Bruſt mir ſchwoll,
Als ſie noch nicht vom Sein genas.

Noch jetzt, naht ſich ein Angeſicht,
Durchzuckt den Staub hier Zorn und Scheu,
Als hört' er wieder, daß von Treu
Und Lieb 'ne falſche Lippe ſpricht.

Als ſäh er wieder jenen Blick,
Der gern an fremdem Leid ſich labt — —
— — — — — — — — — — — —
Die Tugendmiene, die ſo wild
Den Stab ob fremden Laſters brach,
Und ach! ſo nachſichtsvoll und mild
Gerichtet über eigne Schmach —

Ja, kalt iſt's hier, doch nicht ſo kalt
Und ſchwarz, als tief in eurer Bruſt —
— — — — — — — — — — — —
Staub freilich bin ich, aber ſagt —
Was ſeid ihr mehr —? — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

19. An einen antiken Kandelaber.

O komm! laß füllen mit Öl dich!
Nach tauſendjähriger Witwentrauer
Schmücke wieder der Purpurflamme Edelgeſchmeide
Den ſchönſtrebenden Hals dir —
Leuchte mir, dem Sohne des Jetzt,
Wie du's einſt der Vorwelt Großen gethan,
Auf daß ein Strahl
Ihres todverachtenden Welttrotzes
Sickte in mein Herz,
Das allzu innig geglaubt
An die ſüße Sage
Opferfreudiger Liebe!
Und wie du einſt im winddurchſeufzten Zelt
Brutus Seufzer belauſcht
Und aufgeſcheucht bebteſt,
Als Cäſars geiſterbleiche Nachtgeſtalt
Ihm zugeraunt —
So auch mir rufe,
Mit deines Lichtaugs bläulicher Glut

Aus den Schauern des Grabs hervor,
Des abgeſchiednen Freunds
Hochſtirniges Denkerantlitz —
Still — nicht zucke im Nachthauch —!
Er naht nicht zu ſtrafen —
Siehe, freundlich winkt ſein togaumrauſchtes Schattenbild,
Hinab zu folgen ihm!

Und mit gelaſſ'ner Römerwürde
Die Wunde der Bruſt zeigt er,
Durch die er ſelbſt ſich verbannt
Aus Erdenthälern,
Und träumeriſch murmelt er im Entſchwinden:
„Pätus, es ſchmerzt nicht!"

20. Schwindel.

Wo kein Hall
Die Lüfte ſchreckt,
Ewiger Kryſtall
Den Abgrund deckt,
In grünem Schimmer
Die Gletſcher gleißen,
Um des Eismeers Trümmer
Nächtlich wir kreiſen,
Schweben wir,
Weben wir,
Bleiches Grauen,
Den Kecken entgegen,
Die zu ſchauen
Des Himmels geheimnisvolles Blauen
Auf frevelnden Wegen
Klimmen empor.
Siehſt du des Abendgolds
Glühendes Thor?
Hinter ſeinem leuchtenden Blinken
Verſinken
Irdiſche Laute!
O wer ſie ſchaute,
Die Strahlenpaläſte!
Nach ihren flammenden Säulen
Feierlich eilen
Silbergeflügelte Gäſte —
Denn ſie feiern
Das Feſt der Feſte — — — — — —.

Weltbilder.

I.

Das Meer liegt ſchwindelnd tief im ſtillen Grund,
Wie endlos weite Ätherbläue, unten.
Von oben werfen ſich hinab zur Flut
Die zackigen Sturmeswogen des Gebirgs.
Noch zögert rings ein blaſſer Wiederſchein
Auf violetten falben Felſenrändern.
Doch drüben ſteigt ſchlankgliederig empor
Die Inſel, friſch, als tröpfle Seeſalzwaſſer
Von ihren Schultern, aus dem Meeresbad.
Und fernher lugt ein andres Eiland dort,
Dunkel und breit, gleich wie ein Sarkophag,
Bedeckt vom faltig grünen Waldesteppich.

II.

Himmel und Meer ſie werden völlig eins,
Vermählt im gleichen zauberiſchen Glanz.
Das Strandgebirge ſteht noch dämmernd hoch,
Wie eine mattumriſſene Wolkenſchicht,
Über dem weißen Elfenbeingeſchimmer
Der Hafenſtadt. Bald ſchwinden beide hin.
Der Himmel ſelbſt erſcheint ein blaues Meer
Und drunten im durchſichtigen Gewoge
Blitzt jede Welle, weithin wiederſpiegelnd,
Den Glanz zurück. Das Rauſchen der Maſchine
Tönt einzig noch einförmig her und hin,
Erhöht dem bange lauſchenden Gefühl
Die feierliche hehre Meeresſtille.
Durch die ſtahlfarbne ungeheure Weite
Hebt Well' an Welle langſam ſich empor
Und ſinkt in Millionen Funken nieder,
Emporzutreiben gleich die nächſte Welle.
Gleich wie ein Pendelſchlag der Weltenuhr,

So regelrecht im raſtloſen Alleben
Iſt überm unergründlich tiefen Meer
Dies unabläſſige und wechſelnde
Aufwogen und Abſchwellen der Gewäſſer.

III.

In rötlichbraunen Grundton eingetunkt,
Dehnt ſich der Berg, der ſchlummernde Vulkan,
Und purpurgraue Punkte dicht betupfen
Die breite Felſennaſe. Lavalocken
Umhängen ſchwarz die Stirn, um die ſich ſchlingt
Bimsſteingeröll gelbweiß, gleich wie beſchüttet
Mit Weizenkörnern. Hell wie rotes Glas
Glüht ſeine Schneefirn auf. Das Alpenhaupt
Tauſcht Küſſe mit dem abendroten Äther.
Jede Luftwelle zittert, glitzert, flimmert.
In weitgeſchweiftem, weißem Bogen rollt
Des Meeres Brandung, die taktiert und ſtampft
Wie eine Mühle. Blütenweißer Schaum
Umkränzt Steininſelchen. Aufblitzt die Bucht,
In grüner Bergſchlucht Rahmen eingeſenkt,
Gleich wie ein Sternenhimmel von Smaragden.
Ein jeder Seelenfunke leuchtet auf
Zu ahnenden Gedanken. Stiller Glanz
Des Mondes jetzo wunderbar umſchwebt
Das Weltgeheimnis, das verhüllende,
In deſſen Schoß die neue Schöpfung ruht,
Aus dem die Erde wuchs und deſſen Dunkel
Sie einſt verſchlingt. Erhaben ſteht die Alpe
Darüber wie ein Geiſt im Leichenlinnen.
Da ſcheint der Himmel weithin aufgethan
Und der Gedanke fliegt auf hohen Schwingen.

IV.

Über geſtürzten Tempelaltären
Rollen bunte Blumenwogen . . .
Hier ſind Römer dahingezogen,
Wie wenn ſie Götter wären . . .
Der Morgen umflattert den Bergeshorſt,
Vergüldet Kaſtell und Pinienforſt . . .
Den Falken zur Hand auf dem Relher ſtrich
Der Herr der Welt, Kaiſer Friederich.
Hei! Hohenſtauf mit Mannen und Meute!
Wo ſind ſie heute?

V.

Die Trümmer einer Welt nach langem Raufen
Schleppt Rom, des Triumphatorzuges Beute,
Daß untergeht auf ihrem Aſchenhaufen
Der Same auch, den Hellas einſt verſtreute.
Der Wölfin Brut will ſich in Blut beſaufen.
Doch eherne Dämonen weiterdrohnen,
Auf ihrer ſieben Hügel ewigen Thronen.
Ihr ſeid, ihr alten Götter, ſeid gefallen,
Zeus und Pallas Athene.
Umſonſt betaut die Trümmer eurer Hallen
Der Waiſen Reuethräne.
Die Kirche aber ſcharrt am Kapitol,
Scharrt über alten Schutt mit Geiſerzahn.
Die Weltbezwingerin im alten Wahn
Sagt ihrer Allmacht noch kein Lebewohl.
Scharre nur, alte Hyäne!

VI.

Herbſtblätter fegt des Windes Flügel
Auf kreuzbeprahlte Grabeshügel.
Die Ewigkeit der toten Zeiten
Fühl ich an mir vorüberſchreiten.
Warum, o dunkles Sandkorn Erde,
Scholl dir der Sonne mächtig Werde?
Perſepolis, Palmyra betten
Sich bald auf öden Wüſtenſtätten.
Und Rom, die ſtreitbare Virago,
Zerſtampft den Purpur von Karthago.
Sie ſelber aber wird zu nichte.
Ein Friedhof nur iſt die Geſchichte.
Die Erde decken Trümmerſcherben
Und nur der Tod iſt's, was wir erben.

VII.

Weiß wogt das Meer, von Weltenhauch umweht,
Schwarzweiß die Nacht, wie uferloſer Schaum.
Des Mondes blaſſer Hohn am Himmel ſteht.
Iſt dieſe ganze Erde nur ein Traum?

Du Funkler, Katzenblick mit grünem Gleißen,
Stahlhart, wie Lorbeer und ſein Ruhmverheißen,
Was lachſt du mein? Weltferner Sterne Flammen,
Brecht vor! Du Lebenstalglicht, brich zuſammen!
Zuckt ein Unſterbliches aus Gräberurne
Empor zum uralt heiligen Saturne?

VIII.

Ich muß die Wahrheit ſagen ohne Groll,
Die mich durchzuckt in ſchlummerloſen Nächten:
Wirf hin dein Leben jenen dunklen Mächten
Und zahle nicht den wucheriſchen Zoll!

Weit beſſer, nur ein toter Hund zu ſein,
Als ein lebendiger Leu voll Kampfeshitze,
Aus ſeinen Augen lodern Siegesblitze,
Doch heimlich krampft ihn grimme Magenpein.

An Leidenſchaften, unſerm Blut vererbt,
Verhungern wir in ſteter Nichterfüllung.
Träumt ihr die Welt in roſiger Umhüllung,
Erwachen müßt ihr, Blinde! Geht und ſterbt!

Da unten iſt es ſtill im kühlen Schrein,
Und mögt ihr auch in dunkeln Träumen fühlen,
Wie Würmer, giftige, im Mark euch wühlen,
Bald ſchlummert ihr, das Leid vergeſſend, ein.

Das Leben beut nur Neigen matt und ſchal,
Die Menſchheit bleibt die alte Pöbelrotte,
Kriechend in feiger Angſt dem Kirchengotte,
Doch kreuzigend den Gott beim Bacchanal.

Schweiz.

Daß euch die Luft des Atmens wird gegönnt,
Müßt ihr mit Zins und Zinſeszins bezahlen!
Denn auch die Freuden ſind verkappte Qualen.
Schatten und Licht ihr nimmer trennen könnt.

Ihr heißen Ziele der Vergangenheit,
Ihr, die ich lang nicht mehr zu denken wage,
Ihr ſeid in mir erſtorben ohne Klage.
Ich ſehe Aſche nur und Nichtigkeit.

Die Menſchen meiden iſt ein guter Tauſch,
Denn Liebe bringt des Haſſes Dornenkrone.
Auch ſie iſt Lüge in der Selbſtſucht Frohne
Und Katzenjammer ſtraft den ſchönſten Rauſch.

Der hohe Geiſt, der von ſich ſelber zehrt,
Sucht nur ein Gut, die Freiheit, hier auf Erden.
Verachte, um verachtet auch zu werden!
Verachte Lebenstanz und Todesſchwert!

IX.

Es weicht die Nacht auf ihren dunkeln Schwingen
Und feierlich entbrennt das Morgenrot.
Doch keine Strahlen mir Erlöſung bringen
Und all mein Leben iſt ein dunkler Tod.

O Ewigkeit, ihr holden Sternenaugen!
Ich ſchaue, und es iſt um mich geſchehn.
In dieſe Erdenwüſte nimmer taugen,
Die einmal nur den Horebſtrauch geſehn.

Doch ſchwache Wünſche nimmer hingelangen
Zu dornig unnahbaren Felſenhöhn.
In deiner Pulſe tiefgeheimem Bangen
Verbrenne in dir ſelber groß und ſchön!

Karl Bleibtreu.

Zwei Wahnſinnige.

(Sorrent.)

Zwei große Menſchen ſchritten dieſe Pfade,
Und oft ſtehn Beide jäh mir vor dem Sinn:
Taſſo, der Dichterfürſt von Gottes Gnade,
Und Friedrich Nietzſche .... gleich war ihr Gewinn

Und Wahnwitz hieß er. Beide weltverlaſſen
Und unſtät, der gepeinigt, der verlacht,
Getrennt wie Sternenbahnen ihre Straßen,
Doch beide mündend in die gleiche Nacht!
Hier Taſſo, dem Natur ihr tiefſtes Leben
Und Walten in die Dichterbruſt geſenkt,
Ihr myſtiſch Ringen, ihr geheimſtes Weben,
Das wie im Traume ſchafft, doch ſchaffend — denkt!
Doch ach — hinweg aus ihres Tempels Frieden
Flieht er zum Kreuz, das ſie entgöttert hat,
Und keine Ruhe winkt ihm mehr hienieden,
Und Grau'n umdräuet ihn auf jedem Pfad,
Und zum Geſpenſte wird, die ihn erlöſen
Und retten ſollte — ſeines Glaubens Macht,
Und zum Geſpenſt wird ihm das eigne Weſen:
Entſetzen packt ihn und Verzweiflung lacht
In ſeiner Bruſt, und ein dämoniſch Bangen
Schlägt ihm die Geierkrallen ins Gehirn,
Und Sünden, Frevel, die er nie begangen,
Verfolgen ihn, bis er mit fahler Stirn,
Den Mund umzuckt von wahnwitzigen Fragen,
Zur Heimat kehrt, als ſuch er nach der Spur,
Dem Hauch des Glücks von jenen Wundertagen,
Dem Sonnenpfad der Zauberin Natur!
Umſonſt! Armidens Gärten ſind verſchwunden,
Vergeblich ſchreit er jetzt nach ihrem Bann —
Er hat ihn mit dem Kreuze überwunden,
Und unbarmherzig ſtiert das Kreuz ihn an! —
Kühn drang der Andere in ihre Tiefen,
Die Bruſt von prometheiſchem Trotz erfüllt:
Wo fromm in ihrem Bann die Menſchen ſchliefen,
Da wollt' er wachen, lauſchen, und enthüllt
Die Triebe ſehn, die heimlich ſie bewegen
Und mit ihr — uns! Den kalten Forſcherſinn
Wollt er als Maß an alle Tiefen legen
Und dann auflachen: „Lügner — Lügnerin!"
Und aufgelacht hat er — ein gell Gelächter,
Das wie ein Blitz die Nacht des Wahns erhellt,
Nur daß es, niederfahrend, den Verächter
Zuerſt getroffen, und den Stamm zerſpellt,
Der kühn ſich ſelbſt entwurzelt . . . .
Zwiſchen beiden
Und ihres Daſeins glüher Flammenſpur
Liegt hell im Sonnenglanz der Ewigkeiten
Die alte, rieſenhafte Sphinx — Natur!

Wien. M. E. delle Grazie.

Menſur.

Und wenn das Schickſal grinſend
Den Sorgenhammer ſchwingt;
Wenn lieb- und freundverlaſſen
Das Herz nach Leben ringt,
Dann knirſch ich: „Wein! Gebt Wein mir!
Vom beſten bringet her!“
Ich faß das Glas im Krampfe,
Ich ſaug es gierig leer.

Und Glas auf Glas hinunter:
„Proſt! Rieſelnd Glitzerband!
Was quälſt du dich geduldig
Durchs protzenharte Land. —
Geh auf die Seit' jetzt, Mädchen!
Das Glas muß in den Rhein
Und Neid und Leid und Sorgen
Und Kummer hintendrein!

„Haſt dich erſchreckt, klein Nixchen?
Dir galt der Wurf ja nicht.
Siegjauchzen war's des Weines,
Des Weins, der Sorgen bricht. —
Noch mehr! — Den großen Humpen! —
Und ſprudelnd Gold hinein!
Ich bring dir's, braune Mutter,
Die uns gebar den Wein!

Hie Flaſch'! Hie Sorgenkammer!
Feucht-fröhliches Turnier:
Erſt ſiegt die Flaſch' der Sorg' ob,
Dann ſiegt ſie ob auch mir.
Die eigne Waffe fällt mich,
Schon kann ich kaum noch ſeh'n —
Doch taumelnd jauchzt der Sieger:
„Welt! Welt! Bleib mir beſtehn!“

Bonn. Coean Obat.

Wie bebte ich in jener Stunde.

Wie bebte ich in jener Stunde,
Da mir dein Auge blau und mild
Begegnete gleich einer Kunde
Von ſeinem Himmelsebenbild.

Am Strande war's, im Abendſcheine,
Ein Goldnetz ſchien das weite Meer,
Wir gingen ſelig und alleine,
Ein ſüßer Traum ging nebenher.

Die Nacht ſtieg auf — ein ſeltſam Bangen,
Farblos und finſter ſchwoll das Meer . .
Mit jenem Abend iſt gegangen
Mein Traum — und ohne Wiederkehr.

Hinaus!! des Meeres düſtern Mächten
Trotz ich auch fürderhin — allein,
Du warſt in meines Lebens Nächten
Nur eines Meteores Schein.

Eberswalde. Karl Strecker.

An Ceſare Lombroſo.

Dein mächt'ger Geiſt, der die Natur ergründet
Und ihre Tiefen, ihre Höh'n ermißt,
Hat uns die große Wahrheit laut verkündet,
Daß das Genie nur eine Krankheit iſt.

Dein kühnes Wort hat wilden Streit entzündet,
Noch tobt der Kampf, in dem du Sieger biſt,
Und keiner naht, der deiner Hand entwindet
Die Fahne, die du furchtlos aufgehißt.

Es ſchrie die Menſchheit auf bei dem Gedanken,
Daß unter den Geſunden ſtolz die Kranken
Wie Götter ſchreiten mit dem Glorienſchein.

Und doch gleicht das Genie der Perle nur,
Dem wunderbarſten Kleinod der Natur,
Das ja die kranke Muſchel zeugt allein.

Frankfurt a. M. Arthur Pfungſt.

Nachruf.

Lugete Veneres, Cupidinesque . . .
Catull.

I.

Entronnen biſt du dieſen Phariſäern,
Entronnen dieſen Phariſäerinnen,
Und throneſt hoch auf luftgen Wolkenzinnen
Und lachſt ob Babels hochweiſen Sehern.

Was hilft das giftge Spähen nun den Spähern,
Was hilft der Tugendſchweſtern Ränkeſpinnen? —
Du flohſt gleich einem Frühlingstag von hinnen
Und nur dein ſterblich Teil verblieb den Schmähern.

Schlaf wohl! die „Welt" verdammt dich und die Götter,
Sie nehmen froh dich auf in ſelge Lichtung;
Von Erdenſchlacken reint dich das Gezeter.

Ich aber ſteh gewappnet zur Vernichtung
Vor dem geliebten Leichnam jedem Spötter
Und werf auf dich den Purpur meiner Dichtung.

II.

Schlaf wohl! dich darf die Gottheit nicht verdammen,
Ob auch die „Welt" dir Höllenqual verkünde,
Denn Liebe, Lebensluſt war deine Sünde,
Die beide doch dem Himmelreich entſtammen.

Was geifert ihr in wilden Redenflammen,
Als ob das All vor ſeinem Ende ſtünde,
Als ob auf Frömmelei die Welt ſich gründe —
Seid ihr denn rein, ſeid ihr es allzuſammen? . . .

Wohlan! wer ſchuldlos iſt, der trete her
Und werf den erſten Stein auf dieſe Tote,
Daß ſpurlos ſie verſinke tief im Meer.

Doch wer's nicht iſt — dem wehe! — die bedrohte
Geliebte ſchütz' ich mit des Liedes Speer,
Und wahrlich folgen ſoll ihr manch ein Bote!

III.

Für Gold haſt du dich niemals preisgegeben,
Nur, wen du liebteſt, ließeſt du genießen,
Nur, wer dich liebte, durfte dich umſchließen,
Mit dir ins goldne Reich der Venus ſchweben.

An deiner Seite — o welch Götterleben:
Vor Wonnen alle Glieder überfließen
Und ins Gefühl die Worte hold ſich gießen —;
Es war des Dichters beſtes, reinſtes Streben.

Käufliche Luſt erſchien dir als die Schale,
Die goldene, gefüllt mit mindrem Weine,
Drauf ſteht: „Freund, eh du dich berauſcheſt — zahle!“

Der Freude Prieſterin, doch eine reine,
Uneigennützige warſt du, Omphale,
Bezaubert nie von des Metalles Scheine.

IV.

(Ihr Bild.)

Du liegſt auf daunenweichem Kiſſen da,
So wie du oftmals lagerteſt, du Holde,
Wenn du beglückt mich haſt mit Minneſolde
Und ich luſttrunken in dein Auge ſah.

Wo iſt die Zeit, o meine Sultanah,
Wo ich verherrlicht dich im Liedergolde,
Wo uns erblüht der Wolluſt Fliederdolde
Im heitern Reich der ewgen Mylitta? —

Dahin! ich zehre von Erinnerungen
Und bin nunmehr ein ſeltner, kalter Zecher,
Denn ach, mein Lieblingskelch iſt ja zerſprungen.

Und keine reicht ſo graziös den Becher
Des Lebens mir, wie du — dahin! . . umſchlungen
Hält bald auch mich der große Sorgenbrecher.

Brünn. Ottokar Stauf von der March.

Antwort.

Was willſt du hier? Das Land iſt kalt
Und ohne Fröhlichkeit und Wälder,
Die Sonne ſcheint im Wolkenſpalt
Nur ſelten warm auf karge Felder.
Was willſt du hier?

Was willſt du hier? Die Möve ſchreit,
Die Fiſcher rudern ſtumm die Kähne,
Hoch über Waſſers Einſamkeit
Ziehn durch die Nebel wilde Schwäne.
Was willſt du hier?

Was willſt du hier? Es droht das Meer,
Am Ufer ſchrecken Krüppelweiden,
Das Daſein würde dir zu ſchwer,
Du könnteſt niemals dich beſcheiden.
Was willſt du hier?

Was willſt du hier? Kein Ball, kein Rout,
Es kniſtert keine ſeidne Schleppe,
Ich ſtehe, naß bis auf die Haut,
Zum Jagdzug auf der Bollwerkstreppe.
Was willſt du hier?

Was willſt du hier? Hier bückt ſich nicht
Der Kavalier vor deiner Fahne,
Der Lootſe bringt den Amtsbericht,
Er ſcheint mir heute ſtark im Thrane.
Was willſt du hier?

Was willſt du hier? Ein ſchwarzer Schlaf
Erſtickt das Leben aller Enden,
Kein Bahnzug rollt, kein Telegraph
Kann Grüße deinen Lieben ſenden.
Was willſt du hier?

Altona-Hamburg. Detlev von Liliencron.

Zwei Brüder.

Skizze von Ludwig Reisberger.

(München.)

„Behüt Dich Gott, Waldmoſer, komm' gut heim!"

„Behüt Gott auch!" dankte der hagere lange Mann mit dem gelbblaſſen Geſicht, welcher eben aus dem Gefängnisthore trat, auf den gutmütigen Wunſch des Gefängnispförtners.

Dumpf ſchlug die ſchwere Thüre zu, und ohne ſich umzuſehen ging mit großen, ſchwerfälligen Schritten der Waldmoſerſepp die Straße entlang.

Er hat ein gut Stück Weges zurückzulegen; dabei iſt ihm das Gehen durchaus nicht ſo leicht, als er ſich dachte, ſolange er noch hinter den feſten Gittern ſaß, und verlangend hinausblickte zum bleigrauen Himmel, an dem ſich die Wolken wie gierige Wölfe jagten. Im Gefängnis verlernt man das Gehen; die Augen laufen weit voran, dem Ziel entgegen, indeß die Füße langſam nachſchleichen.

Von den Türmen ſchlägt es eben vier Uhr, und vier Stunden weit hat er bis nach Hauſe, da darf er ſich nicht verweilen, wenn er noch beizeiten heimkommen will, und heute möchte er noch heimkommen, es treibt ihn zu wiſſen, wie er empfangen wird, wie man dem Zuchthäusler entgegenkommt — — —.

Da iſt ein Wirtshaus. Er hat ſchon lange kein Bier mehr getrunken. Soll er hineingehen oder nicht? Eine Maß Bier könnte nicht ſchaden, eſſen könnte er auch einige Biſſen, um ſich zu ſtärken auf den weiten Weg. Geld

hat er ja, sogar viel Geld; im Zuchthaus kann man noch etwas ersparen, mehr als bei der schweren Arbeit draußen.

Unschlüssig bleibt er stehen. Nein, er geht doch nicht hinein, er fühlt keinen Hunger und Durst, er will nur nach Hause, sobald als möglich.

So trottet er seinen Weg fort. Die Häuser der Stadt läßt er mehr und mehr hinter sich und ist bald auf der einsamen Landstraße, einsam mit seinen Gedanken.

Weitum ist die Erde schneebedeckt. In der Ferne zieht sich ein schwarzer Kranz, wie eine Kette, um die Gegend. Ein Fichtenwald. Hinter ihm liegt die große Stadt; wie Leuchtkäfer glimmen die fernen Lichter und ein glänzender Dunstkreis wölbt sich über ihnen.

Wenn er nur bald den Wald erreichen würde. Über die hochgelegene Straße pfeift der Wind so schneidend kalt, bläht seine leichte Sommerkleidung und dringt durch Mark und Bein. Das Bündel, welches er unter dem Arme trägt, wird ihm so schwer, es hindert ihn die Hand in die Hosentasche zu stecken. So friert abwechselnd bald die eine, bald die andere Hand, so wie er sein Bündel wechselt.

Würde er den Fußpfad benützen, könnte er ein großes Stück Weg abschneiden, aber der Schnee liegt so hoch, da bleibt er doch lieber auf der Straße; da haben die Fuhrwerke etwas Bahn gemacht und einzelne Fußgänger haben einen leidlichen Pfad getreten, überdies wird es schon dunkel und man verläuft sich gar zu leicht bei Nacht, wenn man keinen sichern Weg hat. Durch Rammersdorf führt eine sehr gute Straße nach Perlach, da kommt man vorwärts.

Nun sieht er die Lichter von Perlach; hinter diesen gefrorenen Fenstern mag es recht angenehm warm sein. In Perlach wird er einkehren, es ist gar so viel kalt, und sich recht auswärmen wäre so gut für seine durchfrorenen Glieder, er hat ja noch etwas Zeit, es kann doch erst fünf Uhr sein, eben schlägt die Turm-Uhr: eins — zwei .... Nur zweimal! Also schon halb sechs? Und er hat noch fast drei Stunden zu gehen. Da kommt er erst um halb neun Uhr nach Hause, vielleicht schlafen seine Leute schon bis dahin, und aufwecken möchte er sie nicht, da kehrt er doch lieber nicht ein. Jetzt kommt er ja bald an den Wald, da geht der Wind nicht mehr so scharf, da wird ihn auch nicht mehr so frieren.

Wie er an dem Gasthaus zur Post vorbeigeht, beschleunigt er seine Schritte, seine Gedanken nehmen eine ganz andere Richtung.

In der Post war es, wo er das erste Mal mit der Huberbauernlisi getanzt hatte; er fühlt den bitterbösen Blick, welchen ihm sein Bruder damals zuwarf, noch heute. Von der damaligen Perlacher Kirchweih stammt sein Verhängnis. —

Auf dieſer Straße iſt er mit der Liſi gegangen, als er ſie nach Hauſe geleitete; da war es, wo er ihr ſagte, daß er ſie ſo viel gern habe, und wo ſie ihm mit ihren braunen Augen ſo fröhlich in das Herz hinein lachte. Ein bildſauberes Dirndl war die Liſi ſchon; er war aber gewiß auch ein ſauberer Burſch, jetzt möcht ihn wohl die Liſi nimmer anſchauen, wo ihm die Knochen zu den Backen herausſtehen, und der ſtarre Bart im Geſicht ſteht wie die Stoppeln auf dem Felde.

Da bei dieſer Sandgrube, zu linker Hand am Feldweg drüben, da war's, wo er die Liſi angepackt und abgebuſſelt hat nach Herzensluſt. Wie ſie ſich da gewehrt hat! Und da droben im Wald hat er ſie vom Wege abgeführt, tiefer hinein und da —, ach, das war doch eine ſchöne Zeit geweſen. Ob er nicht dieſes Plätzchen aufſucht? Es iſt nicht weit von der Straße, da kommt die Marterſäule, und gleich dahinter war es. Aber o mein! — Der Schnee iſt zu tief; da fällt er bis über die Knie hinein, wenn er nur ſchon wieder herauſſen wär auf der Straße.

In jener Kirchweihnacht kam der Jackl erſt ſpät und vollbeſoffen heim. Der Jackl iſt der Ältere und hat den Bauernhof, der Seppl hat bei ihm als Knecht gearbeitet, ſeine Erbſchaft laſtet als Hypothek auf dem Gute. Die Eltern ſind ſchon tot; geſtorben, bevor das Schreckliche ſich ereignete.

Der Jackl wollt's nicht leiden, daß der Sepp mit der Huberbauernliſi Bekanntſchaft macht, er hat es ihm auch gut genug geſagt. Er wollte die Liſi ſelber gern, denn die hatte Geld, ſchweres Geld, und aufs Geld iſt der Jackl ganz verbrennt.

Und dann! wenn der Seppl die Liſi geheiratet hätte, dann wäre er ſelber Bauer geworden, er hätte ſich ein Anweſen gekauft und dem Jackl die Hypothek gekündigt. Das durfte der Jackl nicht zugeben, wo wollte er denn gleich das Kapital hernehmen, um den Sepp hinauszuzahlen?! Sollte er etwa nach München hineingehen zu einem Juden? daß es ihm ſo ge-gegangen wäre wie dem Moosrainermartl, der jetzt in der Stadt einen Tagelöhner macht?! Das mußte der Jackl zu vermeiden ſuchen und er that es.

O, dem Seppl iſt jetzt alles ganz klar.

Recht langſam kommt der Seppl vom Flecke. Der Weg iſt recht ſchlecht geworden, die Radſpuren auf der Straße ſind mit hartgefrorenen Kruſten berändert, auf welchen ſich ſo ſchwer gehen läßt, dabei liegt ſo viel Schnee, der knirſcht und ſchreit bei jedem Schritt wie ein lebendiges Weſen. Und alles ſo einſam und finſter. Seit er von Perlach heraus iſt, ſah der Sepp keinen Menſchen mehr. —

Der Jackl hat dem Sepp in ſeinem Zorn und ſeiner Eiferſucht viele ſchlechte Tage gemacht, er aber hat nicht abgelaſſen von der Liſi. Doch

der Jackl ist durchtrieben gescheit. Er machte sich an den Huberbauern heran und that ihm recht schön, und wie er nun mit dem Bauern weit genug war, schickte er einen Kameraden hin, daß er bei dem Huberbauern für den Waldmoserbuben um die Lisi anhalte. Das ist ganz gut gegangen und der Jackl hat den Verspruch gekriegt. Freilich hat die Lisi bei der Werbung den Sepp gemeint gehabt und hat sich hernach gespreizt genug; es wäre vielleicht auch noch ganz gut gegangen, wenn der Sepp sich nicht so durch seinen Zorn hätte hinreißen lassen.

Das ist aber so zugegangen:

Im Dorf war Tanz, der Sepp ist herunten gesessen in der Stube, schon seit er aus der Kirche gekommen ist. Er hat immer getrunken, weil es ihn ärgerte, daß ihn die Burschen in einem fort aufzogen von wegen der Lisi. Sie sagten, er habe seine Braut vertauscht. Das wurde ihm zu dumm. Da hat er mit seinem Krug auf den Tisch geschlagen, daß die Scherben herumflogen und geschrien: „Himmelsackerment! die Lisi gehört mir! da beißt die Maus keinen Faden ab!“ Voller Wut ist er dann auf den Tanzboden hinauf gerannt.

Der Jackl hatte eben den Musikanten einen preußischen Thaler hingeworfen, daß sie ihm eine Extratour aufspielten, ging dann zur Lisi und forderte sie zum Tanz auf.

Wie das der Sepp sah, stieg ihm alles Blut zu Kopfe. Mit einem Sprung war er bei der Lisi, schiebt den Jackl weg und schreit ihn an: „Das ist mein Dirndl! Die Hände weg davon! Such dir eine Andere raus!“

Nun ist es schneller gegangen, als man erzählen kann. „Lausbub' dummer!“ sagte der Jackl und haute ihm eine Ohrfeige hinein, daß dem Sepp das Feuer aus den Augen fuhr und er hinflog wie ein Stück Holz. Aber blitzschnell ist er wieder auf gewesen, stürzte auf seinen Bruder zu und rannte ihm das Messer in die Brust. —

Krachend ist der Getroffene niedergestürzt!

Die Mädchen kreischten auf vor Entsetzen und liefen davon; die Musikanten eilten herbei und bemühten sich um den Verwundeten. Aber der Sepp stand da, als ob nichts passiert wäre, und wischte sich das blutige Messer am Rockärmel ab. Wie er nach der Lisi schaute, sah er sie wachsbleich vor Schrecken an der Wand lehnen. Er wollte hin zu ihr, sie aber wehrte ihn mit Abscheu ab. Da packten ihn auch schon ein paar Männer von hinten, nahmen ihm das Messer ab und banden ihm die Hände auf den Rücken. Im Spritzenhause wurde der Sepp eingesperrt. Es wäre das garnicht notwendig gewesen, er war geduldig und fügsam geworden; seine Wut hatte einer wehmütigen Gleichgültigkeit Platz gemacht. Seiner schrecklichen That war er sich noch garnicht bewußt geworden.

Erſt als er ſich in einſamer Zelle in Unterſuchungshaft in München befand, wurde ihm das Entſetzliche klar. Brudermord!

Glücklicherweiſe war die Wunde nicht tödlich. Nach halbjährigem Krankenlager konnte Jackl wieder ſeinen Geſchäften nachgehen. Er betrieb nun die Hochzeit auf das Eifrigſte. Der Sepp aber wurde zu ſechs Jahren Zuchthaus verurteilt. — —

Dieſe Gedanken haben Sepps Schritte gehemmt, er geht jetzt recht langſam dahin. Der Mond iſt aufgegangen und beleuchtet die endlos lange Straße. Die Bäume mit ihren weißen Schneehauben bewegen ſich im Winde, und das eintönige Singen des Schnees bei jedem Schritte widerhallt leiſe im Walde, als ob jemand unſichtbar neben ihm ginge. Das iſt der Rock, welchen er bei der That anhatte, hier am linken Ärmel iſt noch die Spur, wo er das blutige Meſſer abgewiſcht, das Meſſer, das nämliche Meſſer, ſteckt es nicht in der Taſche ſeiner Hoſe?

Es ſchüttelt ihn. Iſt es die Kälte oder das Grauen?

— Wie kalt es doch iſt und wie lange es dauert, bis er zum Wald hinauskommt. Er fühlt, daß er müde, recht müde wird; kaum daß er noch vom Platz kommt. Wenn er nur bald nach Putzbrunn käme, da wird er ſich wärmen und ausruhen, ehe er nach Hauſe ginge.

Nach Hauſe? Wo iſt er denn zu Hauſe? Etwa bei ſeinem Bruder, den er morden wollte? Doch, wen hatte er ſonſt? Nun wird es ihm ſchwer und ſchwerer, je näher er ſeiner heimatlichen Gegend kommt. Er hatte es ſich im Gefängnis ſo leicht vorgeſtellt, wie er zu ſeinem Bruder kommen wird, wie er ihm in die Arme fallen und um Verzeihung bitten wird — und nun wird es ihm ſo ſchwer!

Doch was ſoll er weiter machen? Er wird ſeinen Bruder um Verzeihung bitten und Jackl wird ihm verzeihen; er wird ſeinen Sklaven, ja ſeinen Hund machen und nicht murren, er wird ſeine Sünde am Jackl vollſtändig abbüßen. Keinen Blick wird er auf die Liſi werfen, um den Jackl nicht zu erzürnen, und Jackl wird, er muß ihm verzeihen.

Der Sepp iſt ſo weich und ſanft geworden wie ein Lamm; die ſechs Jahre Zuchthaus haben ſeinen Mut und ſeine Energie gebrochen; er war früher ſchon ſo gutmütig, ganz das Gegenteil vom Jackl und nun iſt ſein Jähzorn auch dahin. Eine fürchterliche Schule iſt das Zuchthaus!

Es wird wohl auch nicht anders ſein, als daß der Jackl ſeinen reuigen Bruder mit offenen Armen aufnimmt. Sepps Beichtvater, der Zuchthausgeiſtliche, hat es ihm ſo oft erzählt, wie Gott die Herzen der Menſchen rührt und für die Liebe empfänglich macht; und wenn er dem Jackl recht herzlich entgegenkommt, dann kann es nicht fehlen, daß ſein hartes Herz

weich wird. Sein Beichtvater hatte schon an Jackl geschrieben und in seiner Weise dem Herrgott das Herzenrühren erleichtert.

Die zwei Brüder hatten sich doch vordem vertragen, deshalb wird es auch jetzt gehen, zumal ja mit der Lisi jetzt alles aus ist. Die ist sein Weib und Kinder sind auch da, wie er erfahren hat. Freilich soll der erste Bube viel zu früh gekommen sein und der Jackl hätte gesagt, der ginge ihn nichts an, aber, o mein, wer kann das so genau wissen. Wenn sie sich wirklich nicht vertragen, so ist doch der Jackl reich genug geworden durch die Heirat, daß er dem Sepp sein Erbe ausbezahlen könnte. Allerdings hält der Jackl das Geld gern recht fest, — aber daran darf man jetzt nicht denken, um sich nicht am Bruder zu versündigen.

Wenn der Jackl das Geld herausgiebt, dann kauft sich der Sepp ein kleines Anwesen, er wird auch ein braves Weib bekommen und nette rotbäckige Kinder werden um ihn herumspringen und auch das Zuchthaus wird nach und nach vergessen werden. Dann wird der Seppl ganz glücklich sein. So wird es kommen, ganz gewiß! Es kann auch gar nicht anders sein!

In dieser Hoffnung wird der Sepp wieder ganz lustig.

Jetzt hat er den Wald hinter sich und geht an Ödenstockach vorbei. Nun hat er nur noch eine Viertelstunde bis nach Putzbrunn, und am Horizont sieht er schon den dunklen Streifen Wald, welchen er noch zu durchwandern hat, um zum Waldmoserhof zu gelangen.

Merkwürdig, wie lang diese Viertelstunde dauert. Es schneit schon seit einiger Zeit, dabei geht es sich so schlecht und er fühlt ordentlich Hunger.

Gott sei Dank! Jetzt hat er Putzbrunn erreicht. Aber keinen Lichtstrahl sieht er, es scheint schon alles zu schlafen. Er tritt an das Wirtshaus heran und drückt an die Thürklinke. Die Thür ist geschlossen. Im Hause bellt ein Hund. Soll er klopfen und Einlaß begehren? Man würde ihn nur mürrisch empfangen, und dann, — ist er nicht ein Zuchthäusler?!

Dieser Gedanke treibt ihn zurück.

Nein, er will nicht wecken, weiter!

Wie er am Pfarrhof vorbeigeht, sieht er oben Licht. Der Herr Expositus scheint noch wach zu sein, der würde ihm wohl ein Stück Brot geben, um seinen Heißhunger zu stillen. Aber den geistlichen Herren will er nicht stören. Er nimmt ein Stück Schnee in den Mund, das hilft für einige Augenblicke.

So taumelt der Sepp dahin, hungrig, von Kälte erstarrt und von Müdigkeit bedrückt. — — —

Endlich! Endlich sieht er den Waldmoserhof liegen. Wie schön er sich ausnimmt auf der weiten weißen Schneefläche, vom Mond so hell und klar beleuchtet und umrahmt von einem schwarzen Kranze hohen Fichten-

waldes! Der Hof ist auch viel größer geworden; dahinten, querüber, wo früher die Holzhaufen geschichtet waren, ist eine neue große Scheune aufgeführt worden. Auch ist der ganze Hof jetzt mit hohen Stangen umzäunt, das macht sich wirklich gut und sichert das Gut, Diebe und Brandstifter können nicht bis an das Haus hin. Man sieht, der Jackl schaut auf seine Sache.

Licht brennt auch noch in der Wohnstube. Er sieht es blitzen durch die Spalten der Fensterläden, und der Kamin raucht; gewiß warten sie schon auf ihn und halten ihm eine warme Stube und eine Schüssel voll warmer Suppe bereit. Wie gut war es doch, daß er heute noch heimgegangen ist! Der Jackl hätte sonst vergeblich warten müssen.

Wie er nun am Thore steht, schlagen die Hunde im Hofe an.

„Tyras, Tyras!" lockt Sepp, doch kein Hund hört auf den Ruf. Jedenfalls ist der alte Freund, der Tyras, nicht dabei.

„Freilich, sechs Jahre ist eine lange Zeit," seufzt Sepp.

Nun klopft er an das Hofthor, noch ein Mal und ein drittes Mal. Heftig bellend springen die Hunde an dem Thor in die Höhe.

Jetzt öffnet sich die Thüre des Wohnhauses und Jackls Stimme tönt über den Hof: „Heda, was giebts? Wer ist draußen?!"

„Ich bin's, der Sepp; sei so gut, Jackl, und mach mir auf!"

„Was, Du? Was willst denn Du bei mir? Auf meinem Hof hast Du nichts mehr zu suchen!"

„Aber Jackl! Ich bitt Dich recht schön, verzeih mir, was ich Dir gethan habe, ich hab ja schwer genug dafür büßen müssen!" bat Sepp demütig.

Doch der Bruder meinte höhnisch: „Ja, Bub', Dir ist recht geschehn! Thätest mich leicht ganz abstechen, wenn ich Dich in den Hof herein ließe!"

Da zeigt sich Lisi auf der Thürschwelle und zu Jackl gewendet sagt sie: „Geh, Mann, sei gescheit und laß Dich nicht lang bitten, mach ihm auf!"

„Gar keine Rede davon, der mag hingehen, wo er hergekommen ist!" herrscht sie Jackl an.

„Aber, Mann, bedenke doch, er ist Dein Bruder und wenn er — —"

Jackl läßt sie nicht ausreden, sondern schreit: „Bruder hin, Bruder her, der Zuchthäusler kommt mir nicht mehr ins Haus!"

„Wirst mich doch nicht heraussperren bei der Kälte!" wimmert Sepp.

Die Lisi sagt energisch zum Jackl, indeß sie über den Hof, dem Thore zugeht: „Wenn auch Du Deinen Bruder nicht hereinläßt, ich laß meinen Schwager in das Haus! Der Hof gehört so gut mir als wie Dir!"

Das ist dem Jackl zu viel. Zornig springt er auf sie zu und an den Schultern packend zerrt er sie in das Haus, schimpfend und fluchend, daß

ſie es mit ihrem Liebhaber, dem Zuchthäusler, halten wolle. Krachend wirft er die Thüre hinter ſich in das Schloß.

Sepp ſteht ſtarr über das eben Erlebte. Vom Wohnzimmer heraus hört man dumpfe Schläge, Schelten und Hilferufe.

Tieftraurig ſchleicht Seppl weiter, den Zaun entlang, um den ganzen großen Hof herum, ſpähend ob er nicht einen Winkel fände, ſich zu verkriechen. Innerhalb des Zaunes verfolgen ihn beſtändig zwei große Hunde, ſpringen an den Stangen empor und bellen wütend.

Am Hofe kann er nichts finden, wo er ſein Haupt hinlege; ſo wendet er ſich wieder der Straße zu.

Daß er ſo unbarmherzig empfangen wurde, iſt ſchlecht vom Jackl, recht ſchlecht. So hartherzig zu ſein! Aber tauſend Mal ſchlechter war es, die Liſi, die doch ſein Weib iſt, ſo zu mißhandeln. Er hatte ſein Schickſal wohl verdient, aber was konnte die arme Liſi dafür, daß ſie mitleidiger war als ihr Mann? Muß er ſie da gleich prügeln? Ja, da zeigte es ſich ganz deutlich, daß er ſie nur des Geldes wegen genommen hat und ſie dem Seppl nicht vergönnte.

Nun muß er ſich niederſetzen, es iſt ihm unmöglich, weiter zu kommen. Wie ſpät mag es doch nur ſein? Ob es nicht bald Tag wird? Da wird er ſich in den Schnee hineinſetzen und warten, bis es Tag wird, dann wird er weiter gehen. So, den Füßen thut die Raſt wohl, die brennen ſo wie das leidige Feuer.

Nein, dieſer Jackl! Ein großer Bauer und ſo roh, ſo verkommen. Mein Gott, die Liſi hat ein rechtes Kreuz mit ihm. Vielleicht wäre es ihm gar nicht unpaſſend, wenn der Sepp erfrieren würde. Da brauchte er die Hypothek nicht herauszuzahlen. Aber dieſe Freude wird ihm der Sepp nicht machen, o nein!

Der Schnee hält warm, heißt es. Da wühlt er ſich hinein und morgen kündigt er dem Jackl die Hypothek. Ja, ſo iſt's am beſten.

Wenn das ſeine Eltern wüßten, daß er jetzt da heraußen im Straßengraben liegt, vorab die Mutter. Er war ja immer der Mutter ihr Liebling geweſen und darum war ihm der Jackl immer neidiſch. Ja, die gute, liebe Mutter! — Aber Seppl, ſchau doch, mach Deine Augen auf und ſchau, ob das da nicht Deine Mutter iſt? Ja, ſie iſt es, ſie nimmt ihn liebevoll in die Arme und bettet ſein Haupt weich in den Schnee. Nun drückt ſie ihm die Augen zu und bedeckt ihn mit einer reinen, glitzernd weißen Decke. Lächelnd ſchläft Sepp, während in großen dichten Flocken der Schnee vom Himmel fällt.

Aber vom Waldmoſerhof fiel in dieſer Nacht eine Hypothek.

Das Stadtgrabengewächs.

Humoreske von Rudolf Eichfeld.

(Baden-Baden.)

I.

Es ist eine kleine Residenz, mit allen Vorzügen und besonders mit allen Nachteilen einer solchen. Der Geist der Neuzeit führt nur eine kümmerliche, klägliche Existenz hinter diesen Mauern; ja, zeitweise scheint er sogar ganz fortzuziehen.

Und doch ist ein Hof vorhanden, eine Garnison, ein hoher Adel und ein sehr verehrliches Publikum; aber letztere drei Stützen der Gesellschaft zerfallen jede wieder in so viele Unterabteilungen, die nichts mit einander gemein haben, daß es schier den Anschein hat, als sei die gesellschaftliche Ordnung nach altägyptischem Muster zugestutzt.

Die Offiziere verkehren nur unter sich, und zwar bleiben die verschiedenen Waffengattungen streng geschieden. Die Juristen wollen um alles in der Welt nichts mit den Verwaltungsbeamten zu thun haben; die Beamten im allgemeinen sehen mit Verachtung auf die Professoren herab, welche sie kurzweg Schulmeister nennen, und diese haben für jene wiederum einen noch weit weniger schmeichelhaften Spitznamen, bleiben gleichfalls abgesondert, und sofort, von der obersten bis zu der untersten Rangstufe.

Der aufgeklärte Fürst des Landes, dessen Haupt- und Residenzstadt X ist, versuchte zwar dem Unwesen einigermaßen zu steuern und an seinem Hofe eine Fusion einzelner Kasten zu bewerkstelligen; aber leider erfolglos. Der Geist Krähwinkels war mächtiger geblieben, als der Wille des Monarchen ...

Allerdings besteht eine Opposition, eine verschwindend kleine, revolutionäre Minderheit, welche den Sauerteig von X bildet und aus den Stammgästen eines feinen Kaffees zusammengesetzt ist.

Die Repräsentanten dieser Koterie, welche durchweg sehr unabhängig sind, besitzen die fatale Eigenschaft, alles zu kritisieren. Am liebsten würde man sie deshalb als Parias behandeln, wenn dies anginge. Ihre schlimmen Liebhabereien aber kulminieren darin, Übernamen auszuteilen. Bei lustiger Weinlaune erfunden, verbreiten sich dieselben ziemlich rasch und werden, trotz dem zweifelhaften Rufe ihrer Erzeuger, nicht nur allgemein, sondern erweisen sich auch als sehr dauerhaft. Diejenigen Persönlichkeiten zum Beispiel, welche sich durch hervorragende Kleinstädterei auszeichnen, verfallen, unbeschadet ihrer speziellen Verdienste, die noch extra bedacht werden, einer besonders gefürchteten, charakteristischen Kollektivbenennung.

„Stadtgrabengewächs“ heißt das vollendete Exemplar eines richtigen X'ers, dessen Gedanken nicht weiter gehen als von dem Gabelsberger bis an das Löffelhauser Thor; das heißt von einem Ende der Stadt bis an das andere.

Ein liebliches Flüßchen, der nachmalige Stadtgraben, durchzog nämlich in früheren Jahren X und ward dazu bestimmt, so ziemlich alle Abzugskanäle der Residenz in sich aufzunehmen; so daß die Nymphen dieser Wellen händeringend und erschauernd bis in die äußerste Spitze ihres langen Schuppenschwanzes entfliehen mußten und die grau-grüne Flut den Molchen, Wasserratten und Sumpfpflanzen überließen.

Zwar ist dieses ominöse Gewässer jetzt überbaut; aber es wirkt im Verborgenen weiter, lebt fort wie die erwähnte Bezeichnung und der Geist, welchem sie entspricht . . . .

Auf die Frau Geheime Regierungsrat Mees paßte jener unliebsame Übername; obgleich es noch niemand einfiel, daß dies der Fall sei. Sie war ein sich selbst und andern unbewußtes Stadtgrabengewächs, und das war gerade das Schöne daran; denn dadurch genoß sie die Vorzüge eines solchen, ohne den unangenehmen Beigeschmack zu empfinden, welchen derjenige zu kosten bekommt, der anerkanntermaßen zu dieser Kategorie gehört.

Der Frau Geheimen Regierungsrat blüten somit die dornenlosen Rosen einer bevorzugten Lebens-Stellung, und um ihr Glück zu vervollständigen, erfreute sie sich auch noch des Besitzes einer scharfen Zunge und stand an der Spitze eines maßgebenden Kaffeekränzchens.

Man sah es ihr gleich an, wenn sie die Hauptstraße der Stadt entlang rauschte, daß sie etwas Besonderes sein müsse: Eine Macht, mit der man zu rechnen habe.

Ihr Blick streifte so obenhin, von olympischer Höhe herab, die gemeine Menge und verklärte sich nur hie und da zu einer gewissen Holdseligkeit, wenn sie einem ihr würdig dünkenden, bekannten Waffenträger oder einem hervorragenden Repräsentanten der Beamtenkaste begegnete. Stolz war ihre Brust gehoben durch das Gefühl ihres inneren Wertes und einige künstliche Nachhilfe. Die etwas gerötete Nase des runden, geheimeregierungsrätlichen Gesichts zeigte, daß die Besitzerin desselben den Freuden der Tafel nicht abhold sei und daß ihre Mittel es erlaubten, die Flacons des Likörkistchens stets frisch füllen zu lassen.

Sie war eine untersetzte, aber doch stattliche Erscheinung, die trotz dem Bewußtsein ihrer geistigen Vorzüge auch den äußeren Menschen nicht vernachlässigte, und deren Toiletten oft einen sehr ungünstigen Einfluß auf das Befinden ihrer Freundinnen ausübten.

Und der Herr Geheime Regierungsrat? wird man fragen. Der Herr

Geheime Regierungsrat war ein treuer Beamter, ein zärtlicher Gatte, ein liebender Vater und — das genügt. Im übrigen hatte man es mit der Frau Geheimen Regierungsrat zu thun.

Die Häupter ihrer Lieben waren drei an der Zahl: Der erwähnte Prinz-Gemahl, ihr zwölfjähriger Sohn Waldemar, ein zu allen schlimmen Streichen gern bereites Bürschchen, und Klara, die hübsche achtzehn Lenze zählende Tochter mit den himmelblauen Unschuldsaugen.

Wenn man den Behauptungen der Mutter glauben darf, war letztere ein Engel, die weiße Taube von X, welche von der Welt nicht mehr wußte, als sie in der höheren Töchterschule gelernt hatte und in den Kaffeevisiten ihrer Mitschülerinnen.

Es bildete nämlich eine weitere Eigenart dieser modernen Pharaonenstadt, daß nicht nur die Kasten, sondern auch die Geschlechter möglichst gesondert waren, und zwar nach Altersklassen. Die Tochter durfte nicht in die Geheimnisse des mütterlichen Kaffeekränzchens eingeweiht werden: dazu war sie noch zu jung; aber die Mutter durfte auch nicht den Nachmittagsgesellschaften ihrer Klara anwohnen: dazu war sie zu alt . . .

Daß unter den geschilderten Verhältnissen der allgemeine geistige Horizont der Bewohner von X kein gewaltig umfangreicher sein kann, ist leicht begreiflich, und doch sprach man über fast alle modernen Fragen, interessierte sich lebhaft für Darwinsche Zuchtwahl, Wagnersche Opern, Oeffregersche Bilder, Kneippsche Kuren, Doktor Kochs Lymphe und abonnierte auf die Gartenlaube.

Man sieht, die Einwohnerschaft von X war, wenn auch gewissermaßen einseitig, doch gebildet; ja, einzelne Glieder derselben konnten sogar, wie der Bankier Gumbelino „Unterricht in der Bildung" geben, und zwar besonders in den speziellen, in X wissenswerten Fächern.

Wenn irgend ein übelberatener Familienvorstand von auswärts den unglücklichen Gedanken verwirklicht hatte, sich in X niederzulassen, so erwies sich jener Unterricht geradezu als obligatorisch.

Wehe dem, der in dieser schwierigen Lage nicht an der Hand einer Frau Geheimen Regierungsrat sorglich eingeweiht ward in die Mysterien und Gebräuche des Orts, dessen Schifflein nicht geschickt vorbeigesteuert wurde an allen gesellschaftlichen Klippen und Untiefen! Ja, selbst wenn all dies gelungen schien, waren die Betreffenden eben doch nur die Vasallen jener hohen Priesterin und die übrigen Kreise blieben ihnen verschlossen; es sei denn, daß durch irgend ein besonderes Wunder der eine oder andere derselben sich dennoch vor den Augen des erstaunten Publikums dem Eindringling öffnete. Doch das waren seltene Fälle und die Chronik von X weiß wenig davon zu berichten.

II.

Es war Vormittag. Durch die Butzenscheiben des stattlichen Wohnzimmers der Geheimen Regierungsrätin schien die Sonne, und wie gut, daß sie es that! Der Raum war nämlich stilvoll, das heißt in völlig mißverstandenem Renaissance-Stile möbliert. Die Sophas und Stühle hatten gerade Lehnen, waren unbequem, in den Makartbouquets hausten die Motten, und auf dem großen Ofen sah man moderne, altdeutsche Majolika-Knappen und -Burgfräulein. Dunkel war die Tapete, dunkel ein sogenannter persischer Teppich, der jedoch den Orient nie gesehen hatte, und dunkel die Möbelstoffe und Vorhänge.

Auf einem schwarzen Sockel prangte die Büste eines Hermes. Das gehörte dazu. Ohne einen Hermes wäre die Einrichtung nicht vollständig gewesen. Er bestand aus weißem Gips und stach grell ab gegen die übrigen, düsteren Töne.

Das Stubenmädchen und die Köchin nannten ihn aber nicht Hermes, sondern Herr Mees; denn sie vermeinten, er stelle den Geheimen Regierungsrat in seinen jungen Jahren dar. Es gab dieser Glaube Veranlassung zu manch melancholischer Betrachtung Käthchens über die Vergänglichkeit alles Irdischen.

„Da sieht man was man wird," seufzte sie oft beim Abstäuben; auch sang sie gelegentlich:

„Ach wie bald, ach wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!"

und dieser Irrtum machte aus dem jugendfröhlichen Stubenmädchen eine unbewußte Pessimistin, wie X aus deren Herrin ein unbewußtes Stadtgrabengewächs gemacht hatte.

Die Sonne beschien die altdeutschen Möbel, den altdeutschen Majolikaofen und den altdeutschen Kragen der Frau Geheimen Regierungsrat; aber sie fand keinen Wiederschein auf den altdeutschen Zügen der hohen Frau. Schatten lagerten ob ihrer Stirne und ihr Auge blickte finster.

Sie hatte unversehens die Entdeckung gemacht, daß Käthchen, trotz ihrem Pessimismus, einen Courmacher besaß, und bedachte nicht, daß, wenn man philosophisch angelegt ist, man bisweilen das Bedürfnis fühlt, Ideenaustausch zu pflegen.

Ein Courmacher! Es war unerhört! Diesen Luxusartikel gestattete die Geheime Regierungsrätin nur den höheren Ständen und nur unter gewissen Bedingungen; andernfalls in ihrem Kaffeekränzchen, das sich alsdann in eine Art Femgericht verwandelte, der Stab über die Verbrecherin gebrochen wurde; während man für den Luxusartikel selbst gewöhnlich mildernde Umstände zu entdecken wußte. Aber Käthchen war sonst sehr tüchtig, und in diesen modernen, sozialistisch angehauchten Tagen, wo leider nur die Zimmer-

einrichtungen altdeutſch ſind, iſt man mitunter gezwungen ein Auge zuzudrücken. Es fiel der geſtrengen Herrin ſchwer, und doch mußte es ſein.

„Wär's möglich, könnt' ich nicht mehr wie ich wollte!“ . . . deklamierte ſie mit Wallenſtein, den ſie am vorhergehenden Abend im Hoftheater geſehen hatte. Dann klingelte ſie.

„Frau Regierungsrat befehlen?“

„Geheime . . . !“ erwiderte die Angeredete ſtreng.

Käthchen glotzte ihre Herrin mit aufgeſperrtem Munde einen Augenblick an, dann errötete ſie, und ſich raſch verbeſſernd:

„Frau Geheime Regierungsrat befehlen?“

„So, vergiß das nicht wieder! Und nun aufgepaßt! Wir werden heute Mittag, zum Kränzchen, Chokolade- und Ananas-Gefrorenes haben. Das iſt jetzt das Feinſte. Du wirſt es gleich beſtellen und dem Konditor ſagen, daß ich das letzte Mal gar nicht zufrieden war . . . Im übrigen wie gewöhnlich. Aber ſpute Dich und ſchwatze mir nicht unterwegs!“

Käthchen hatte die Gewitterwolken auf der Stirne ihrer Herrin bemerkt; ſie ſputete ſich wirklich, ſchwatzte nicht, und brachte im Übereifer die „Frau Geheime Regierungsrat“ ſo oft an, daß dieſe, welche für dramatiſche Citate ſchwärmte, bei ſich dachte:

„Weniger wäre mehr!“ Eine gelegentliche „gnädige Frau“ macht ſich nämlich ganz gut, aber das Volk hat eben keinen Takt und weiß nicht Maß zu halten . . .

So ward es allmählich vier Uhr, und die durchweg gleichfalls betitelten Mitglieder des Kränzchens erſchienen nach und nach. Auf die Einladung der Hausfrau begab man ſich ins Speiſezimmer und nahm um einen, von Süßigkeiten und Backwerk ſtrotzenden Tiſch Platz. Es wäre feiner geweſen, Thee ſtatt Kaffee zu ſervieren und zwar ohne die Damen zu veranlaſſen, ſich an einen Tiſch zu ſetzen; aber dieſe Form der Nachmittagseinladungen bildete ein ausſchließliches Vorrecht der Adelskaſte. Die Freundinnen der Geheimen Regierungsrätin würden es als Selbſtüberhebung auslegen, hätte ſie verſucht, dieſelbe in ihre Kreiſe einzuführen . . .

„Und was ſagen Sie zu unſerm vorgeſtrigen Konzert, liebe Geheime Regierungsrätin?“ frug die Wirkliche Geheime Legationsrätin ihre Freundin.

„Entzückend! Ach, dieſe Müller ſpielt wie ein Engel!“

„Und Karoli, welch ein Sänger! Welches Feuer!“

„Haben Sie bemerkt, wie rührend er den Asra von Rubinſtein vortrug?“ ſagte die kleine etwas ſentimental ausſehende Präſidentin. „Ich habe faſt geweint. Wie innig und herzergreifend ſang er die Stelle: Jene Asra, welche ſterben wenn ſie lieben!“

„Ja, es war recht ſchön; aber warum können denn jene Asra die

Liebe nicht ertragen?" meinte die hagere, etwas kritisch beanlagte Oberlandesgerichtsrätin Haller, genannt die „Hallersche Sänre".

„Sie ist eben überhaupt etwas angreifend und nimmt fast immer ein schlimmes Ende, wie wir aus Romeo und Julie, Tristan und Isolde, Maria Stuart und andern klassischen Stücken ersehen," seufzte die Angeredete.

„Allerdings, aber dieser Asra hat doch gewiß Eltern gehabt. Haben sich diese etwa nicht geliebt?" inquirierte die eigensinnige Oberlandesgerichtsrätin.

„Sie werden eine Konvenienzehe geschlossen haben," entschied die Geheime Regierungsrätin, „und thaten sehr wohl daran. Ich wollte, wir wären alle Asras!"

„Ja, es würde viel Unheil verhüten, besonders mit den Dienstboten, und man könnte eher riskieren, in der Nähe der Infanteriekaserne zu wohnen," jammerte die Stiftungsrätin, welche kürzlich einen Soldaten in ihrer Speisekammer entdeckt hatte und jetzt ohne Köchin war.

„Es wäre aber doch gewiß auch möglich, daß die Mädchen dennoch liebten und dann kläglich dahinsiechten. Eine Köchin zu haben, die täglich „bleich und bleicher" wird, ist auch nicht angenehm. Asra oder nicht, die Nähe der Infanteriekaserne ist immer gefährlich," sagte die Oberlandesgerichtsrätin, indem sie ein neues Täßchen Kaffee annahm.

Man mußte die Richtigkeit dieser Behauptung zugeben, und das Dienstbotenthema war damit eröffnet.

Die Geheime Regierungsrätin erzählte nun den Freundinnen ihre Entdeckung in betreff Käthchens; aber sie stimmten alle darin überein, daß gegen dieses Übel kein Kraut gewachsen sei. Die Damen hatten Erfahrung und waren in ähnlichen Lagen stets geschlagen worden. Da die Dienstmädchen keine Asra sind, hatte jedes Mal das Herz über den Verstand gesiegt. Es war eben kein Aussterben zu befürchten, wenn sie liebten; allein wie die Präsidentin so treffend sagte: die Liebe ist immer etwas angreifend und nimmt meistens ein schlimmes Ende.

Nach den Dienstboten kamen die Stadtneuigkeiten an die Reihe. Man fand es haarsträubend, daß der Bankier Goldfuß seiner Gattin eine Equipage mit Gummirädern geschenkt hatte, besonders die Geheime Regierungsrätin war indigniert. Sie besaß sehr strenge Grundsätze: Courmacher und Gummiräder bildeten ein ausschließliches Vorrecht der höheren Stände, letztere sogar nur der höchsten.

Am schlimmsten erging es aber einer Hofdame, welche durch ihre hervorragenden Geisteseigenschaften einen Prinzen des regierenden Hauses so zu fesseln gewußt hatte, daß er sie heiratete. Das war zu empörend. Man ließ kein gutes Haar an der Sünderin, und fast hätte man insinuiert, daß sie den jungen Fürsten mit geheimen Zauberkünsten bethört habe.

In X sind eben Prinzen nicht für arme Hofdamen da, Courmacher nicht für ein Käthchen und Gummiräder nicht für Bankiersfrauen.

Glücklicherweise — und das ist das Versöhnende daran — bekümmerten sich sowohl die Hofdame, als das Käthchen und die Bankiersfrau weiter nicht um das allgemeine Anathem und freuten sich nach wie vor ihrer Errungenschaften.

„Sei im Besitze und Du bist im Recht," zitierte die geheime Regierungsrätin melancholisch. Sie ließ es die Betreffenden aber doch nach Kräften entgelten.

Man führte noch gar mancherlei erbauliche Gespräche über die zunehmende Teurung, den Rückgang des Zinsfußes, die Leichtfertigkeit der Theaterdamen und im allgemeinen über die große Schlechtigkeit der Welt, die täglich verderbter wird. Bei so interessanter Konversation war es kaum zu verwundern, daß sich die Freundinnen erst spät am Abend trennten und die gewohnte Whistpartie diesmal nicht gespielt wurde.

Mit dem erhebenden Bewußtsein, einen genußreichen, Geist und Herz erfreuenden Nachmittag verbracht zu haben, trennte sich die Gesellschaft.

III.

Mutter und Tochter saßen am offenen Fenster, teilweise von den auf dem Simse stehenden Blumen versteckt. Ihr günstiger Aussichtspunkt erlaubte ihnen, mit Hilfe eines außerhalb angebrachten Spiegels, alles, was sich auf der Straße zutrug, sofort zu übersehen, ohne jedoch selbst gleich sichtbar zu sein.

Die Damen schienen mit Handarbeiten beschäftigt; in Wirklichkeit waren dieselben aber nur der Vorwand; denn sie schenkten den Passanten ein entschieden größeres Interesse.

„Klara, sieh Dir einmal den Menschen da drüben an; aber nicht auffällig. Es ist ja eigentlich nicht ganz fein, am offenen Fenster zu sitzen," und für sich selbst fügte die Geheime Regierungsrätin hinzu: „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt."

Aber Klara hatte die Kunst vollkommen weg, gleichzeitig zu sticken und ganz gut zu sehen, wer und was sich auf der Straße befand. Sie konnte also ohne aufzuschauen ihrer Mutter antworten.

„Er ging schon zwei Mal vorbei. Es ist ein Apotheker, mit dem ich diesen Winter auf dem letzten Museumsballe getanzt habe — nur eine Tour."

„Ein Apotheker!" erwiderte die Geheime Regierungsrätin gedehnt und mit Stirnrunzeln. „Du solltest überhaupt mit keinem Apotheker tanzen. Wie kommst Du denn dazu?"

„Mein Gott, man sieht es ihm nicht an, daß er ein Apotheker ist, und er tanzt gut. Der Referendar Schulz hat mir ihn vorgestellt."

„Der Referendar Schulz ist ein Esel. In Zukunft wirst Du wohl daran thun, mit niemand mehr zu tanzen, den er Dir vorstellt!"

„Ja wohl, Mama," erwiderte Klara, auf deren jugendlich empfängliches Gemüt der Apotheker keinen tieferen Eindruck gemacht zu haben schien.

Der Vormittag war sehr schön. Die sonst etwas öden Straßen der Hauptstadt belebten sich. Es schlug eben halb zwölf und das ist gerade die Stunde, wo in X die sogenannten Fensterpromenaden gemacht werden. Es sind dies stumme Huldigungen, welche die goldene und überhaupt die höhere männliche Jugend von X angebeteten Schönen darbringt. Gewöhnlich bestehen dieselben in nichts weiter als einem häufigen Auf- und Abgehen vor dem Hause „wo die Liebste wohnt" und einem gelegentlichen Kokettieren mit den Blicken, wenn die Holde sichtbar ist.

Die Mysterien der Fensterpromenaden bildeten eines der Fächer, in welches Klara schon in der höheren Töchterschule eingeweiht worden war; daher ihre vorerwähnte Virtuosität . . .

„Und jener langbeinige Lieutenant da unten, mit dem blonden Schnurrbart, kennst Du den auch?"

„Ich habe gleichfalls mit ihm getanzt, während Du verreist warst."

„Wie heißt er denn?"

„Breitenbach."

„Ist er verwandt mit dem reichen Kommerzienrat Breitenbach?"

„Es ist sein Sohn."

„Ah!" erwiderte die zärtliche Mutter, und diesmal runzelte sich ihre Stirne nicht; ja sie hätte gerne noch mehr von dem jungen Krieger gehört, wenn ihr nicht plötzlich eingefallen wäre, daß die Nähterin im Hause sei und es geraten scheine nachzusehen, ob auch die erteilten Instruktionen richtig befolgt würden.

Kaum war die Mutter verschwunden, so erinnerte sich Klara gleichfalls einer unterlassenen Pflicht: Die armen Blumen am Fenster mußten ja begossen werden! Dieselben sahen zwar gar nicht aus, als ob sie das Begießen so gewaltig nötig hätten; aber die Perle von X war viel zu gewissenhaft, um ihren Pflanzen nicht die sorgfältigste, tägliche Pflege angedeihen zu lassen.

Unterdessen kam der junge Offizier zufällig nochmals am Hause vorbei, und Klara bemerkte nun, daß eine Nelke am Knopfloch seines Interimsrockes prangte. Sonderbarerweise vermochte dieser geringfügige Umstand ein holdseliges Rot auf das hübsche Gesichtchen der hoffnungsvollen X'erin zu zaubern . . .

Als die Geheime Regierungsrätin bald darauf zurückkehrte, saß ihre Tochter wieder wie vorher auf dem Stuhle und sah unschuldiger aus als je.

„Mama, darf ich heute Abend zu Amalie Bohr gehen? Du weißt, daß ſie mich dringend gebeten hat, oft zu ihr zu kommen. Sie iſt ſo allein, ſeit ihre Eltern verreiſt ſind!“

„Na, meinetwegen kannſt Du ſie beſuchen; aber erkälte Dich nicht und bleibe nicht zu lange im Garten.“ . . . .

Den Reſt des Tages verbrachte Klara in einer gewiſſen Anfregung, welche jedoch ihrer Mutter nicht auffiel, da ſie zu ſehr mit den eigenen Gedanken beſchäftigt war.

Gleich nach dem Nachteſſen zog ſich die junge Schöne in ihr Zimmer zurück, um für den Beſuch bei der Freundin eine ausgeſuchte Toilette zu machen.

Als ſie wieder erſchien, ſchmückte ein weißes Kaſchmirkleid den ſchlanken Leib, friſche Veilchen prangten an ihrer Bruſt und für das ſorgfältig friſierte Haupt war ein Spitzentuch beſtimmt . . .

Allmählich fielen die Schleier der Nacht über X. Es war ein herrlicher Maienabend. Die Sterne glänzten am dunkeln Himmel, den Gärten entſtieg ein ſüßer Fliederduft, die Nachtigall ſeufzte ihre klagend verführeriſchen Weiſen. Alles war ſo ſchön und berauſchend, als ob X der poetiſchſte Ort der Welt wäre, als ob es keine Kaſten, keine Engherzigkeit und keine Stadtgrabengewächſe gäbe . . .

Klara, deren ſchöne Wangen ein lebhafteres Rot als gewöhnlich färbte, verabſchiedete ſich von den Eltern, und der Geheime Regierungsrat konnte, voll väterlichen Stolzes, nicht umhin, die Gattin auf die beſonders ſchmucke Erſcheinung der Tochter aufmerkſam zu machen. Zerſtreut ſchaute jene von ihrer Lektüre auf und fragte:

„Warum denn ſo elegant?“ Aber Klara wußte geſchickt eine Antwort zu vermeiden und huſchte hinaus, während der Geheime Regierungsrat ſeiner unaufmerkſamen Ehehälfte des Längeren erklärte, weshalb ſich das Weib für ſeine Mitſchweſtern am liebſten ſchmückt.

Begleitet von Käthchen eilte Fräulein Mees durch die einſamen Straßen, dem Schloßplatze zu, an deſſen entgegengeſetztem Ende die Freundin wohnte; aber ungefähr auf der Mitte des großen, mit Bäumen bepflanzten Terrains hielt ſie an.

„Käthchen, Du kannſt jetzt zurückgehen. Ich mache den Reſt des Weges allein.“

Es war eigentlich gegen die beſtimmten Inſtruktionen des Mädchens, dieſem Befehle zu gehorchen; aber ſie hatte bemerkt, daß ihr Johann, welcher gegenüber dem geheimeregierungsrätlichen Hauſe auf ſeine Flamme gewartet hatte, ihnen langſam gefolgt war, und unter dieſen Umſtänden zeigte ſie ſich nur zu bereit, den Wünſchen der jungen Gebieterin nachzukommen.

Digitized by Google

Der Platz ist sehr groß, sehr einsam, die Bäume warfen dunkle Schatten und es träumt und schwärmt sich gar schön unter dem blühenden Laube, bei den großen Fontainen, — besonders zu zweien. Sowohl die Herrin als die Dienerin hatten Gelegenheit, sich davon zu überzeugen.

Der durch die Zweige schielende Mond war der einzige Lauscher, welcher die Liebenden beobachtete; aber er ist bekanntlich sehr diskret und sogar etwas blasiert. Kein Wunder, wenn man bedenkt, wie lange schon er die Pärchen auf dem Schloßplatze sowohl als anderwärts ertappen kann.

IV.

Vierzehn Tage sind seither vergangen. Klara hatte des öftern den Abend bei ihrer Freundin verbracht und kam jedes Mal sehr befriedigt zurück. Das Sträußchen, das sie nie verfehlte vorzustecken, war dann gewöhnlich etwas zerdrückt oder nicht mehr vorhanden; aber die Mädchen sind noch so kindisch, so toll, und toben umher wie die Schulknaben . . .

Diese Woche fiel das Kaffeekränzchen auf die Oberlandesgerichtsrätin, welche die Asra nicht begreifen wollte. Sie hatte auch heute wieder etwas entdeckt, das ihr nicht richtig erschien.

Ein Ehepaar war nämlich nach X gezogen, das niemand kannte und das mit niemand verkehrte. Die junge Frau war sehr hübsch, sehr elegant und ihr Mann sah aus, als ob er der großen Welt angehöre, und doch lebten die beiden, wie gesagt, nur für sich.

Sehr merkwürdig, sehr geheimnisvoll! Waren es Spione, Falschmünzer oder noch schlimmeres?

Daß sich die Leute einer alten Verwandten zu lieb vorübergehend hier niedergelassen hatten und die einzigen, lebenden Angehörigen jener Dame waren, schien unbekannt oder doch wenigstens ungenügend bekannt zu sein. . . .

„Haben Sie bemerkt, welche Toiletten sie macht? Viel zu pompös; und das auf der Straße!" meinte die Stiftungsrätin.

„Unsere durchlauchtigste Landesfürstin gehen uns doch mit dem schönen Beispiele einer distinguierten Einfachheit voran," erwiderte die Hallersche Säure, deren Mittel ihr nicht erlaubten sehr elegant zu sein.

„Aber schön ist sie doch. Mein Mann ist ganz entzückt von dem braungoldenen Titianhaar, wie er es nennt, und dem herrlichen Teint der Fremden," warf die Präsidentin ein.

„Diese Haare sind gefärbt, meine Liebe, und dieser Teint ist gemalt," erklärte die Geheime Regierungsrätin verächtlich. „Man weiß bei solchen Frauen wirklich nicht wo die Kunst aufhört und die Natur anfängt. Ich sah sie neulich im Theater, von unserer Loge aus, und konnte sie genau

beobachten: Ein vollendetes Kunſtwerk, ſage ich Ihnen, weiter nichts. Und mein Mann, der dabei war, iſt durchaus derſelben Anſicht."

Der letzte Satz war verfehlt. Weniger wäre da auch mehr geweſen; denn die Präſidentin gab der Oberlandesgerichtsrätin unter dem Tiſch einen leichten Stoß mit dem Fuß und ſah ſie bedeutungsvoll an. Dieſe konnte ein ſäuerliches Lächeln nicht unterdrücken und die anderen Damen verſtanden dasſelbe ſofort. Eine innere Befriedigung verklärte alsbald ihre Züge; wußte man doch, daß der Prinz-Gemahl unter allen Umſtänden immer und unbedingt derſelben Anſicht wie ſeine Gattin ſei.

„Es iſt überhaupt nichts Rechtes an der Perſon," fuhr die Geheime Regierungsrätin fort, welche das allgemeine Lächeln nicht auf ſich zu beziehen ſchien, und mit gedämpfter Stimme erzählte ſie nun die ſchauerliche Entdeckung, welche ſie in Bezug auf dieſes Weib gemacht hatte:

„Ich gehe alſo neulich Abend, nachdem Käthchen meine Klara zu ihrer Freundin Amalie Bohr gebracht hatte, noch ein wenig in Begleitung des Mädchens aus. Der Abend war ſchön und man riskiert ja keine unangenehmen Begegnungen in unſerm X, wenn man jemand bei ſich hat. Der Schloßplatz war das Nächſtliegende. Nichts Arges denkend, ſchlendern wir dahin, als wir plötzlich, unter dem dichten Schatten eines Kaſtanienbaumes, ein Pärchen auf einer Bank ſitzen ſehen. Ich nehme natürlich ſofort meine Lorgnette; aber die abgefeimten Menſchen umſchlingen ſich raſch und verſtecken ihre Geſichter gegenſeitig auf der Schulter und hinter den ausgebreiteten Armen. Was war zu thun? Wir gehen weiter und ich benutze die Gelegenheit, einige paſſende Bemerkungen über das Verwerfliche ſolch ſtrafbarer Zuſammenkünfte anzubringen. Das Käthchen konnte ſich dann ſeinen Teil denken. Ich glaube auch, daß ſie es ſich zu Herzen genommen hat; denn ich bemerkte eine gewiſſe Aufgeregtheit. — Kennſt Du vielleicht die ſchlechte Perſon? fragte ich ſie ſchließlich. — Ich? Ach Gott bewahre, ich kenne ſie nicht. Wie ſollte ich ſie denn kennen? — Mach keine Faxen, Käthchen, Du kennſt ſie! — Ach, gnädigſte Frau Geheime Regierungsrat, ich kenne ſie nicht, durchaus nicht, es iſt — die fremde Dame, die erſt ſeit kurzem hier wohnt, und die kenne ich ja nicht! — Das dumme Ding glaubte, ich meine ob ſie das Weib perſönlich kenne. . . . Kurz, auf dieſe Art brachte ich heraus, daß die ſaubere Perſon, die ſich erſt ſeit wenig Wochen hier aufhält, bereits ein Verhältnis mit einem Offizier hat."

„Was Sie nicht ſagen!"

„Gräßlich!"

„Schauderhaft!"

„Iſt es möglich? Und der arme Mann weiß nichts davon?"

„Ich sagte es ja immer: eine Frau, welche sich die Haare färbt, kann nichts anständiges sein."

So ging es bunt durcheinander.

„Da muß ich nur gleich die Hofrätin Walter warnen. Die kennt sie, wie es scheint; wenigstens ist der Hofrat als Arzt zu den Leuten gerufen worden," meinte die Oberlandesgerichtsrätin.

„Es wird ein gutes Werk sein. Mein Gott, ich sehe sie noch vor mir, die schamlose Person, die Arme um ihren Galan geschlungen, in ihrem weißen Unschuldskleide. Sie haben sie gewiß auch bei Tage schon in diesem Kleide gesehen. Meine Klara hat ein ähnliches. Nie werde ich die Situation vergessen. Wie man nur so ehr- und pflichtlos sein kann! Und so etwas kommt hierher und verdirbt unsere Jugend!"

Die Damen empfanden es alle sehr schmerzlich. Der arme Offizier war verführt worden; das stand fest.

Sie trennten sich heute früher als gewöhnlich. Die aufregenden Enthüllungen, die Fremde betreffend, hatten sie sehr ergriffen und es erschien ihnen als eine heilige Pflicht, bei ihren übrigen Bekannten die Neuigkeit, wo es anging, sofort zu kolportieren. Man kann ja nicht wissen, wo und wie sich die Leute bei ehrenwerten Familien eindrängen könnten, und dem muß, zum Heile von X, rechtzeitig gesteuert werden.

V.

Vor dem Gabelsbergerthore steht ein kleines Landhaus. Es ist weder altdeutsch noch stilvoll; aber es ist mehr als beides, nämlich poetisch. Reben umranken Balkon und Veranda, blühende Blumen duften, leise bewegt der Wind das zitternde Laub graziöser Birken, dunkle Tannen daneben ragen ernst in die Luft und majestätische Linden spenden kühle Schatten.

Unter einem großen, weißen Schirme sitzt eine junge Frau vor einer Staffelei, eifrig bemüht, das grünumrahmte Häuschen, den Garten in seiner ganzen Frühlingspracht, und als Hintergrund die bläulichen Berge in der Ferne auf die Leinwand zu zaubern.

Sie ist so vertieft in ihre Arbeit, daß sie den Gatten nicht bemerkt, der, eben nach Hause gekommen, sie von einiger Entfernung beobachtet. Es ist ein liebliches Bild, das sich ihm darbietet. Gedankenvoll betrachtet er es und schließlich bleibt sein Blick an der jungen Malerin haften.

Traumhaft zieht an seinem Auge die Zeit vorüber, da er sie noch als Mädchen kannte. Strahlend von Jugendfrische sah er die Herrliche zuerst als vielumschwärmte Schönheit auf Bällen und Gesellschaften. Dann im Hause ihrer Eltern, wo sie ihm fast noch anziehender erschien, und bald kam

der große Tag, an welchem er seine Liebe gestand und das glückselige Bewußtsein davontrug, wieder geliebt zu werden.

Wie reizvoll und fesselnd waren doch diese Rückerinnerungen?! Wie glücklich lebte er jetzt an der Seite dieser holden, anmutsvollen Gefährtin! Findet sich in ganz X ein Weib, das er ihr vergleichen könnte?! Sie ist schöner und bestrickender als alle andern.

„Und doch," hier trübte sich sein strahlendes Auge, „scheint etwas nicht ganz, wie es sein sollte. Diese verschraubten Kleinstädter geben einem zu denken. Was ist's, das ich oft auf den Gesichtern lese, das halb wie Spott, halb wie verächtlicher Hochmut ausgelegt werden könnte? Was berechtigt dazu?"

Es fielen ihm einige häßliche Bemerkungen ein, welche er kürzlich im Konzertsaale hören mußte, als er etwas verspätet eintraf und nicht neben seine Frau zu sitzen kam. Dieselben waren nicht für ihn bestimmt gewesen und die Leute, welche sprachen, wußten nicht, daß er sich in der Nähe befand. Damals hatte er jene Äußerungen kaum beachtet und sie nimmermehr auf die Gattin bezogen, aber jetzt erinnerte er sich plötzlich... Wenn man nun doch gewagt hätte, so von ihr zu sprechen! ... Es flimmerte vor seinen Augen und eine Blutwelle stieg ihm zu Kopfe; allein er faßte sich rasch.

„Es ist kindisch von mir, solche Gedanken zu hegen. Ich werde ja zum reinsten Othello! Noch hat kein Jago meine Eifersucht geschürt, noch ist meine Desdemona treu wie Gold, und treu will ich zu ihr stehen: Die nichtigste aller Nichtigkeiten soll mir den Glauben an sie nicht erschüttern dürfen!"

Es war ein guter, ernstgemeinter Vorsatz; aber die kleinen Dämonen des Mißtrauens lassen sich nicht so leicht abschütteln. Vergebens hielt er sich das Unmögliche ihrer Eingebungen vor.

„Kann jemand stiller und zurückgezogener leben als meine Frau, seit wir hier sind? Stets ist sie in meiner oder der Tante Gesellschaft. Jeder Anlaß zur Medisance fehlt. ... Allerdings geht sie hie und da ins Theater, in Konzerte. Es ist mir dann nur selten möglich, sie zu begleiten; doch wer könnte das tadeln?"

Aber dieser Gedanke war beunruhigend. Zwar wollte er nicht zweifeln an der, die seine ganze Seele erfüllte; allein schon die bloße Thatsache, daß er überhaupt Gelegenheit zu derartigen Betrachtungen haben sollte, empörte ihn und ließ etwas zurück, das einem Tropfen Wermut glich, der all seinem Glück einen bittern Beigeschmack gab.

Freilich vergaß er jede schlimme Auslegung, so lange er in die lieben, kindlichen Augen der Gattin sah. „Dieser treue Blick, in welchem sich ein

ganzer Himmel offenbart, trügt nicht," dachte er; aber kaum allein, peinigten ihn wieder seine Zweifel. In einer verborgenen Falte des leidenschaftlichen Herzens dieses sonst so klar denkenden Mannes wucherte ein Unkraut, das sich in die Giftpflanze des Argwohns zu verwandeln drohte.

Heute aber empfand er wieder — stärker noch als früher —, daß er mit diesen, doch offenbar gänzlich unbegründeten, unwürdigen Gedanken wie im Schatten stände und daß er sich hinaussehne in den warmen Sonnenschein ihrer Liebe. Er trat sachte hinzu und legte die Hand auf die Schulter der heißgeliebten Frau:

„Du malst ja mit ganz besonderem Eifer," sagte er freundlich und blickte in die großen, tiefblauen Augen der zu ihm Aufschauenden.

„Ja, das thue ich," entgegnete sie heiter. „Es ist mir aber auch daran gelegen, daß die Arbeit gelingt."

„Sind Dir meine Lorbeeren zu Kopfe gestiegen? Willst Du am Ende auch ausstellen, Geld verdienen?" frug er scherzend.

„Ich will weder ausstellen, noch Geld verdienen; aber ich arbeite doch um Lohn," entgegnete sie errötend.

Die Antwort verwunderte ihn.

„Um welchen Lohn könntest Du Dich bemühen?" setzte er, wie gestreift von dem alten Othello-Mißtrauen, hinzu.

„Und wenn es nun die Anerkennung einer Person wäre, an deren Urteil mir gerade viel gelegen ist?" antwortete sie leichthin. „Weißt Du nicht, daß man doppelt gern arbeitet, wenn es sich um eine solche handelt?"

Er preßte die Lippen zusammen. Was sie da sagte, verdroß ihn.

„Das Urteil der Welt sollte für eine verheiratete Frau keinen Wert mehr haben," erwiderte er gereizt.

Sie lächelte.

„Man kann doch die Welt nie ganz aus seinem Herzen entfernen," entgegnete sie, „und man versäumt nicht ungestraft ihre Ansprüche."

„Und wer, wenn man fragen darf, ist denn diese bevorzugte Persönlichkeit, nach deren Lob Du geizest?" frug er mit unterdrückter Bewegung.

Sie erhob ein wenig erstaunt den mit rebellischen, goldblonden Löckchen umrahmten Kopf.

„Mein Geheimnis," entgegnete sie bestimmt.

Sie hatte wohl einen Scherz beabsichtigt, aber die Wirkung war eine verfehlte. Er runzelte die Stirne und seine Atemzüge kamen rascher.

„Du hast zuweilen eine Art der Geheimthuerei, die ich verabscheue, die ich höchst unpassend finde . . ."

Was war das? So hatte er ja noch nie mit ihr gesprochen! Welch ein dämonischer Geist war fieberhauchend aus der Umgegend des Stadt-

grabens aufgeſtiegen und hatte ihn, den Einzigen, nach deſſen Lobe ſie ſtrebte, hart und ungerecht gemacht? Er verdiente wohl eine kleine Strafe, daß er nicht erriet, wie es ſich für ſie allein um ſeine Anerkennung handeln konnte; aber nun er ſich von dieſer Seite zeigte, mußte die leichte Strafe in eine ſchwerere umgewandelt werden. Eine kindiſche Frau hätte ihre Zuflucht zu Thränen genommen, ſie zog es vor, ſich einer ernſteren Waffe zu bedienen — ſie ſchwieg; aber auch ihre Bruſt hob ſich raſcher und ein tieferes Rot brannte auf ihren Wangen.

„Da ich Dich ſo wenig zu einer Unterhaltung aufgelegt finde, iſt es vielleicht geratener, wenn ich meinen Spaziergang allein mache," ſagte er, und noch ehe ſie etwas erwidern konnte, war er gegangen.

VI.

Die Verleumdung iſt bekanntlich einer Lawine zu vergleichen, die aus einem kleinen Schneeball entſteht und in raſchem Lauf immer größere, immer gefährlichere Dimenſionen annimmt und ſchließlich Dorf und Thal verwüſtet.

Bald war es in X eine ausgemachte Thatſache, daß die fremde Dame eine ganz leichtfertige Perſon ſei. Man vermied in Läden, in öffentlichen Gärten mit Oſtentation ihre Nähe, man lächelte mitleidig, wenn ſie am Arme ihres Gatten vorbeiging; kurz die Leute waren vollſtändig in Mißkredit gekommen und gleichſam außer Kurs geſetzt.

Der junge Fremde wußte nun, was die böſen Zungen ziſchelten, und die Gewißheit, welche er erlangt hatte, war ihm lieber als das unbeſtimmte Gefühl von früher, welches ihn quälte, ohne daß er es zu ergründen vermochte. Faſt ſchämte er ſich jetzt der gehabten Anfälle von Mißtrauen. Ein ſchattenhafter, ungreifbarer Verdacht konnte ihn ſchrecken, nicht dieſe plumpe Lüge.

Aber die Zeit zum Handeln ſchien gekommen . . . .

Darüber waren Wochen vergangen und das Kaffeekränzchen fiel wieder auf die Geheime Regierungsrätin.

Während noch die Damen beiſammen ſaßen und aus Meißener Zwiebelmuſter-Taſſen einen feinen Mokka ſchlürften, trat Käthchen nochmals ein. Sie ward gewöhnlich hinausgeſchickt, ſobald das Kaffeïn ſeine erſte belebende Wirkung auf die Zungen der Verſammlung auszuüben anfing, und die Hausfrau ſervierte dann ſelbſt; denn man kann nicht vorſichtig genug vor den Dienſtboten ſein. Das unaufgeforderte, nochmalige Eindringen des Mädchens ins Allerheiligſte erregte daher einiges Erſtaunen.

„Der Herr Geheime Regierungsrat laſſen die Gnädige bitten, auf einen Augenblick in ſein Arbeitszimmer zu kommen."

Käthchen ſah verlegen aus und befangen.

Mit finſterm Stirnrunzeln erwiderte die Angeredete ſtreng:

„Sage dem Herrn, daß ich heute Kränzchen habe und nicht geſtört zu ſein wünſche!“

Die Dienerin verſchwand, kam aber ſofort wieder.

„Der Herr Geheime Regierungsrat erſuchen die Damen, die Störung gefälligſt entſchuldigen zu wollen; aber die Gegenwart der gnädigen Frau ſei durchaus nötig.“

Würdevoll erhob ſich die Dame des Hauſes.

„Meine Verehrteſten, verzeihen Sie. Offenbar iſt mein lieber Mann entweder ſehr krank oder verrückt geworden.“ Damit rauſchte ſie hinaus, die aufs Äußerſte geſpannten Freundinnen zurücklaſſend.

Hocherhobenen Hauptes, eine zürnende Juno, betrat ſie das Arbeitszimmer ihres Gatten. Sie fand ihn nicht allein. Der fremde Herr, deſſen Weib ſo verworfen iſt, war bei ihm.

Der Geheime Regierungsrat ſah höchſt beſtürzt aus und war vor Aufregung ganz rot im Geſicht. Er ſtellte den Beſuch vor, und dieſer hob mit großer Ruhe an:

„Es hat ſich in X ein eigentümliches Gerede über meine Frau verbreitet, das ich — obgleich von der völligen Haltloſigkeit desſelben überzeugt — doch nicht zu ignorieren wünſche. Ich ſuchte alſo der Sache auf den Grund zu kommen und es iſt mir gelungen, den Urſprung der Verleumdung zu entdecken. Zu meinem lebhaften Bedauern hat ſich herausgeſtellt, daß Sie, meine Gnädige, die Urheberin des Gerüchts zu ſein ſcheinen.“

„Und wenn ich es bin, was dann?“ fragte die Angeredete barſch.

„So werden Sie die Güte haben, Ihre Ausſage zu beweiſen.“

„Iſt Ihrer Frau Gemahlin bekannt, daß Sie hierher kamen?“

„Ich habe ihr noch von nichts geſprochen, das Bezug auf dieſe Klatſchereien hat.“

„Gut, dann kann ich den Beweis meiner Ausſage vielleicht noch heute Abend erbringen. Holen Sie mich um neun Uhr hier ab. Das Weitere wird ſich finden.“

„Sehr wohl, ich werde mich punkt neun Uhr einſtellen. Sollte es Ihnen jedoch nicht gelingen, heute oder in den nächſten Tagen den gewünſchten Beweis zu liefern, ſo werden Sie die Gewogenheit haben, meine Frau auf die zuvorkommendſte Weiſe in Ihre Kreiſe einzuführen, bei Ihren Bekannten und Freunden den ſchlimmen Irrtum zu erklären und dadurch jedes weitere Gerede im Keime erſticken.“

„Mein Herr, dieſe Anforderung! . .“

„Oh, keine Umſtände, wenn ich bitten darf. Es bleibt dabei ... Oder ziehen Sie vielleicht einen öffentlichen Eklat vor?“

Digitized by Google

„Amanda, ich beſchwöre Dich, ſei vernünftig! Es laſtet ein ſchwerer Verdacht auf dieſer Dame und wenn er ungerechtfertigt iſt . . . .“

„Wohlan, mein Herr,“ unterbrach die Geheime Regierungsrätin den aufgeregten Gemahl, „ich acceptiere den Handel; aber Sie verſprechen mir auf Ehrenwort, daß Ihre Gattin nichts davon erfährt, bis — ſie entlarvt iſt.“

Der junge Mann war etwas blaß geworden, aber erwiderte ruhig und feſt:

„Ich gebe Ihnen das beſtimmte Verſprechen, die ganze Sache meiner Frau gegenüber nicht zu erwähnen, bis — wie ſagten Sie doch? — dieſelbe entlarvt iſt. Punkt neun Uhr heute Abend werde ich bei Ihnen eintreffen.“

Mit dieſen Worten verneigte er ſich ceremoniös und verſchwand hinter der Portiere.

Seine Schritte waren noch nicht verhallt, als der Geheime Regierungsrat, ſich zu ſeiner beſſern Hälfte wendend, anhub:

„Aber um Gottes willen, Amanda, was haſt Du gemacht? Wie ſoll das enden? Du kompromittierſt Dich, mich, unſere Stellung. Biſt Du denn Deiner Sache ſo ſicher?“

Die Angeredete war aufgeſtanden. Sie ſah ihren Gatten über die Schulter mit einem Blick an, als wollte ſie fragen: „Was will denn dieſes Inſekt?“ Dann erwiderte ſie ſcharf:

„Das laſſe Du meine Sorge ſein. . . . Im übrigen wirſt Du uns heute Abend begleiten. Ich will nicht mit dieſer fremden Mannsperſon allein in Nacht und Nebel herumziehen.“

Ohne den beſtürzten Ehemann eines weiteren Wortes zu würdigen, kehrte ſie zu ihren Damen zurück und erzählte, was ſich zugetragen.

Wie intereſſant! Ein förmliches Drama! Schade, daß ſie dem Hauptakte nicht beiwohnen konnten. — Aber konnten ſie es wirklich nicht? Die Oberlandesgerichtsrätin und die Präſidentin wenigſtens hatten ſich ſchon im ſtillen vorgenommen, wenn immer möglich, in eigner Perſon auf dem Schauplatz ſo pikanter, ja tragiſcher Ereigniſſe zu erſcheinen. Der betrogene Gatte wird den Galan jedenfalls fordern. . . Nein, wie aufregend, wie romantiſch!. .

„Gut, daß meine Klara ſich nicht mehr zu Hauſe befindet. Sie iſt zu ihrer Freundin Amalie Bohr gegangen,“ ſagte die Geheime Regierungsrätin. „Welchen Eindruck hätte das alles auf ihr jugendlich unverdorbenes Gemüt gemacht, wenn ſie es erfahren hätte! Armes Engelchen! Heute iſt ſie beſſer aufgehoben am Buſen der Freundin.“

VII.

Der Lieutenant Breitenbach war reicher Leute Kind. Sein Vater, der Kommerzienrat, hatte ſich ſchon gar manchen Luxus geſtattet; er wollte ſich

auch den gestatten, einen Sohn bei der Kavallerie zu haben. Seine Mittel erlaubten ihm das.

Der junge Mann war liebenswürdig, hübsch und gutmütig und verbrauchte viel Geld. Er war aber auch sehr leichtsinnig; doch das ist in X'schen Landen bei der Kavallerie gerade keine Untugend, wenn man nur auch imstande ist, den Leichtsinn stets bar zu bezahlen; denn er ist bekanntlich kostspielig. Bei seinen Kameraden war er beliebt und in den höchsten Kreisen der Residenz ein gern gesehener Gast. Gar manch vornehmes Fräulein, das mehr Ahnen als klingende Vorzüge besaß, hätte bereitwilligst Namen und Ahnen auf dem Altare der Liebe geopfert, wenn nur der Lieutenant Breitenbach dieses Opfer verlangt hätte. Aber er verlangte es leider nicht. Es wurde ihm vergebens nahe gelegt. Der junge Mann war ein Schmetterling, der gern mit schönen Blumen tändelte, der aber keiner besonders treu blieb.

Klara, die weiße Taube von X, hatte es verstanden, ihn noch am längsten und am meisten zu fesseln; denn sie war auch leichten Sinnes und hatte nicht daran gedacht, ein Wort von Zukunft, Heirat oder dergleichen langweiligem Zeug vorzubringen. Das gefiel ihm. Dieses Klärchen war offenbar etwas Besonderes, ein flottes Mädchen, das zu leben und zu lieben verstand. Deshalb freute er sich auch stets ganz ungemein auf die nächtlichen Zusammenkünfte unter den schattigen Bäumen des Schloßplatzes, machte gleichfalls eine sorgfältige Toilette, ehe er hinging, und es blieb nur zu verwundern, daß das Romantische der Situation, der Mondschein, das Plätschern der Fontainen, Frühling- und Fliederduft und der Leichtsinn den beiden nicht bereits zu Kopfe gestiegen waren und sie nicht zu noch größeren Thorheiten verleitet hatten, als es diese nächtlichen Zusammenkünfte sein mochten.

Kosend und scherzend verbrachten sie die Stunden, und Amalie Bohr, welche eingeweiht war und sogar anfänglich die Rolle der Ehrendame gespielt hatte, half dazu, jedes Stelldichein als einen freundschaftlichen Besuch im Hause ihrer Eltern darzustellen. Man weiß ja nie, in welche Lagen man selbst kommen kann, und dann ist es immer gut, eine erprobte Freundin an der Hand zu haben. . . .

Wieder war es Nacht geworden, wieder saßen die beiden unter dem schützenden Laubdach und lachten sich in die jugendtollen Augen. Vielleicht haben sie sich gar geküßt, doch das konnte man nicht deutlich sehen, denn der Schatten war dicht unter den alten Bäumen und der Mond plaudert nicht aus.

„Weißt Du auch, Klärchen, daß Du das reizendste Mädchen von X bist?"

„Ich wußte es wirklich nicht; aber wenn es der Lieutenant Breitenbach findet, muß doch etwas Wahres daran sein; denn der versteht sich darauf, wie man sagt," erwiderte die Kleine mit neckischer Koketterie.

„Ich ſchwöre Dir, Klärchen, ſeit ich Dich kenne, habe ich keine andere mehr angeſchaut.“

„Nun, anſchauen darfſt Du ſie ſchon, da mache ich mir gar nichts daraus, nur nicht . . .“

„ . . . nicht lieben ſoll ich ſie?“

„Ach, Eduard, wie Du ſprichſt!“ rief das junge Mädchen und gab ihm lachend einen leichten Schlag mit der Hand.

Raſch erfaßte er dieſe.

„Dieſe Hand iſt jetzt meine Gefangene. Sie hat ſich an einem deutſchen Offizier vergangen. Willſt Du ſie auslöſen?“

Aber Klärchen wollte nicht oder that wenigſtens dergleichen, als wollte ſie nicht.

Es war ein recht albernes, glückſeliges Liebesgeplauder. Könnten die mit Orden und Ehren reich ausgeſtatteten Vorgeſetzten des jungen Kriegers, die Kommandeure und Generäle von X, ihren Lieutenant unter den Kaſtanienbäumen beobachten, wer weiß, ob ſie ſich nicht von Herzen wünſchten, ſie wären imſtande alle Würden und Ehrenzeichen über den Haufen zu werfen und dafür wieder zum Lieutenant zu avancieren! . . .

Plötzlich kniſterte der Kies in der Nähe der Liebenden und ſie ſahen drei Perſonen raſch in ihre Richtung kommen. Sofort breitete der moderne Ritter ſeine Arme aus und das ſchon früher erfolgreich geweſene Verſteckſpiel ſollte wieder helfen. Leider erwies es ſich diesmal nicht als probat; denn der junge Fremde, welcher mit dem geheimeregierungsrätlichen Paare erſchienen war, getäuſcht durch eine ähnliche Figur und Toilette, und bereits wieder ſchwankend gemacht durch die Sicherheit ſeiner Ciceronin, ſprang wie ein gereizter Tiger auf die beiden zu, faßte das Mädchen am Arm und riß ſie gewaltſam heraus ins volle Licht des Mondes.

Es war das Werk eines Augenblickes geweſen. Das triumphierende Stadtgrabengewächs hatte ſchon ein Hohngelächter angeſtimmt, welches jedoch jäh auf ihren Lippen erſtarb und ſich in einen heiſeren Schrei verwandelte.

Was war das? Eine Viſion der Hölle! Ihre Klara, ihr Engel, die weiße Taube von X! . . .

Der Lieutenant war der Geliebten nachgeſtürzt, er hielt die Hand an ſeinen Degen, bereit zu allem; aber er ſtutzte, als er das beleidigte Elternpaar erblickte. Und was wollte dieſer junge Mann, der erſt ſo wild und jetzt ſo befriedigt ſchien? Wie hatte man ſich in ſolchen Lagen zu benehmen? . . .

Noch zwei andere Geſtalten fanden ſich ein. Sie hatten die Vorſtellung im Hoftheater dieſer Scene halber verſäumt; aber ſie bereuten es nicht.

Die Geheime Regierungsrätin atmete stürmisch, ihr Herz klopfte ungestüm, und doch war sie zuerst gefaßt. Die Lage zeigte sich schrecklich, verzweifelt; allein nicht ganz trostlos. Eine Ohnmacht schien hier dringend geboten. Es hilft über die schlimme Situation hinweg und giebt Zeit zur Überlegung. Sie war zwar noch nie ohnmächtig geworden; doch hatte sie auf der Bühne gesehen wie es gemacht wird, und verlor also, rasch entschlossen, mit einem nochmaligen, schwächeren Schrei, regelrecht die Besinnung. Gleich einer geknickten Blüte fiel sie in die Arme ihrer Freundinnen, der Präsidentin und der Hallerschen Säure, welche schnell hinzugetreten waren.

Klara hatte inzwischen, unter heftigem Schluchzen, ihr Köpfchen wie hilfesuchend an der Brust des Geliebten versteckt und weinte bitterlich vor Scham und Furcht. Jetzt wußte auch dieser was er zu thun habe. Es war unangenehm; aber als echter Kavalier dachte er vor allem an seine Dame.

„Herr Geheime Regierungsrat," sagte er in etwas erregtem Ton, indem er mit dem einen Arme die Weinende umschlungen hielt und mit dem andern salutierte, „gestatten Sie mir, morgen offiziell bei Ihnen um die Hand ihrer Fräulein Tochter anzuhalten. Ich glaube der Neigung derselben sicher zu sein."

„Ich auch," stotterte der Vater verlegen, während er dem jungen Krieger die Hand schüttelte. Die ganze Szene war ihm aufs äußerste peinlich und hatte ihm jeglichen Halt geraubt.

„Und was Sie betrifft, mein Herr," wandte sich jetzt der Offizier mit drohender Stimme an den Fremden.

„. . . so bin ich Ihnen eine Erklärung schuldig," ergänzte dieser unterbrechend, die ich mir gleichfalls erlauben werde, Ihnen morgen mündlich in Ihrer Wohnung zu geben. Einstweilen möchte ich bitten, den Herrschaften eine Droschke besorgen und mich allseits empfehlen zu dürfen."

Mit einer höflichen Rundverbeugung verschwand der junge Mann und bald rollte ein Wagen heran, in welchem man die noch immer halb Bewußtlose ohne sonderliche Mühe unterbrachte. Der zärtliche Gatte, nach wie vor nicht wissend wie er aufzutreten habe, — da ja der Steuermann, welcher das Schifflein seines Lebens stets lenkte, ohnmächtig war, — folgte schweigend und Klara noch weinend.

Der Lieutenant schloß den Schlag und drückte zärtlich die Hand des Mädchens, mit dem er herzliches Mitleid empfand, obgleich dieses Gefühl eigentlich hier Verschwendung war; denn insgeheim frohlockte die jugendliche Schöne bereits wieder.

„Wenn der Lieutenant Breitenbach für mich ist," dachte mit Recht die Tochter des Citate liebenden Stadtgrabengewächses, „wer mag wider mich sein!"

Der improviſierte Bräutigam war übrigens gleichfalls von dem Ausgang der Affaire keineswegs beſonders unangenehm berührt. Es zeigte ſich, daß ſeine Neigung zu Klara eine viel tiefgehendere ſei, als er ſelbſt geglaubt hatte; denn er fühlte, daß ſie ihm nach dieſem Auftritt noch lieber geworden. Auch durfte er annehmen, daß es zu keinem wirklichen Skandale kommen werde, da die ganze Szene offenbar auf einem Mißverſtändnis zu beruhen ſchien. Es blieb alſo nur der väterliche Kommerzienrat als Fragezeichen übrig. Eine Schwiegertochter ohne glänzende Mitgift würde vielleicht nicht genehm ſein; aber, bah! unſere Mittel erlauben auch eine weniger reiche, und dann war ja die Frau Kommerzienrat da, welche dem Sohne in Familiendebatten ſtets die Stimmenmehrheit ſicherte.

Bald herrſchte auf dem Schauplatz dieſes dramatiſchen Auftritts dieſelbe Stille wie zuvor. Nur die Präſidentin und die Oberlandesgerichtsrätin ſtanden noch beiſammen und konnten ſich gar nicht von ihrem Erſtaunen erholen.

„Nein, was man erleben muß! Das war alſo die Buſenfreundin! Na, ich gratuliere. Daß Amalie Bohr bei der Kavallerie ſei, hatte ich mir auch nicht träumen laſſen.“

„Es geſchieht der Alten ganz recht,“ erwiderte die Hallerſche Säure. „Warum will ſie immer ihre Naſe in Dinge ſtecken, die ſie nichts angehen, immer alles beſſer wiſſen, die hochmütige Frau! Jetzt kann ſie Buße thun in Sack und Aſche. Der hilft kein Lieutenant Breitenbach aus der Patſche!“

In ſolchem Tone ging es weiter, und zeigt, daß in X, wie überall, das Sprichwort gilt: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen.

VIII.

Die folgenden Tage und Wochen waren ſchwere für die Geheime Regierungsrätin. Zum erſten Male in ihrem Leben befand ſie ſich in einer recht fatalen Lage. Alles Selbſtgefühl war dahin. Ihre Taillenfülle nahm merklich ab, ſie härmte und grämte ſich und ward wie der Asra ſtets bleich und bleicher. Eine entthronte Fürſtin, eine gefallene Größe, das ſollte ſie fortan ſein.

Allerdings war ein ſüßer Troſt geblieben: Klara machte eine brillante Partie, aber um welchen Preis? „Noch ein ſolcher Sieg,“ rief ſie mit Pyrrhus, „und ich bin verloren!“

Käthchen wurde mit Schimpf und Schande des Dienſtes entlaſſen, und doch hatte ſie nur — allerdings auf ſehr ungeſchickte, verwerfliche Art — die junge Herrin retten wollen. Allein es gelang letzterer, ihr die plötzliche Kündigung ſehr zu verſüßen, indem ſie der Verabſchiedeten heimlich ihr ganzes erſpartes Taſchengeld, eine ziemlich namhafte Summe, zuſteckte.

Die gefallene Größe hatte sich durch sofortige Entlassung des Stubenmädchens, welches sie für die Grundursache alles Übels hielt, nur eine schwache Genugthuung verschafft. Jetzt befand sich niemand mehr im Hause, an dem sie ihren Zorn auslassen durfte; denn unmittelbar nach dem Vorgefallenen sich an den Gatten zu wagen, konnte gefährlich werden. In seiner Nachwirkung hatte der tragische Auftritt jener Nacht sehr belebend auf den Geheimen Regierungsrat gewirkt. Die hehre Göttin, zu der er stets mit Bewunderung aufgeblickt, war also fehlbar? Ja, sie hatte einen so schlimmen Bock geschossen, daß es ihm unmöglich schien, fernerhin mit derselben Ergebung ihr Joch zu tragen. „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht" vermochte aber selbst ein Stadtgrabengewächs zu zittern.

In Klara sah sie schon die Gemahlin des Lieutenants Breitenbach, die reiche, vielbeneidete Frau. Der Bräutigam kam täglich ins Haus, und da er nach dem Vorgefallenen ohnedem keine Ursache hatte, die zukünftige Schwiegermama besonders zu lieben und zu verehren, so getraute sie sich nicht, ihm oder der Tochter durch Vorwürfe noch mehr Veranlassung zu geben, ihr zu zürnen. Aber „der schrecklichste der Schrecken" blieb doch die Einlösung ihres Wortes, die verleumdete Frau „auf zuvorkommendste Weise" in die geheimregierungsrätlichen Kreise einzuführen. Das war der Wurm, der ihr am Herzen fraß, welcher die Taillen stets weit und weiter und sie selbst bleich und bleicher machte.

Ihre Freundinnen hatten der Unglücklichen Kondolenz-Besuche abgestattet, welche sehr demütigend waren. Sie fühlte, daß man ihre Oberhoheit nicht mehr anerkennen werde, daß sie weit entfernt davon, zu protegieren, jetzt selbst einiger Protektion bedürfen werde, um sich zu halten. Kurz, dieses Mißgeschick sollte als selbstverschuldete, gesellschaftliche Niederlage in den Annalen von X figurieren.

Der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, war die Geheime Regierungsrätin schon einige Male bei den Nachmittagskonzerten im Museumsgarten in Begleitung des fremden Ehepaares erschienen und hatte dadurch der X'er Gesellschaft ein großes Vergnügen und diesen Nachmittagen eine seltene Frequenz verschafft.

Obgleich sie gute Miene zum bösen Spiele machte und sich wirklich der jungen Frau gegenüber von der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit zeigte, so waren solch öffentliche Schaustellungen doch für sie selbst stets das förmlichste Spießrutenlaufen.

Der Lieutenant Breitenbach hatte, nach der erfolgten Erklärung von seiten des Fremden, viel Gefallen an ihm gefunden und sich demselben freundschaftlich angeschlossen; obgleich er nicht bei der Kavallerie war. Er entpuppte sich als einer der bedeutendsten jungen Maler der Gegenwart,

welcher — komplizierter Erbschaftsverhältnisse halber, die er von X aus zu leiten imstande war — vorübergehend Pinsel und Palette an den Nagel gehängt hatte, und dessen Gattin der alten Verwandten die Freude machen wollte, diese Ferienzeit in ihrer Nähe zu verbringen.

Auch Klara und die junge Frau waren Freundinnen geworden, und alles hatte sich in Harmonieen aufgelöst, die nur im Herzen der Entthronten keinen Wiederhall fanden.

Die tragi-komische Schloßplatzszene bildete noch lange ein Haupt- und Lieblingsthema in den Kaffeeschlachten und sonstigen privaten Zusammenkünften von X. Man fand es zwar sehr stark, daß die kleine Mees, dieser Ausbund aller Tugenden, geheime Zusammenkünfte mit dem Bräutigam gehabt hatte; aber da der Roman befriedigend endigte, durfte man wohl nicht allzu streng sein, und sicher würde die Tochter anders gehandelt haben, wenn die Mutter sich mehr um die Angelegenheiten im eigenen Hause, als um die der Nachbarn bekümmert hätte.

Letztere war es also, welche die Hauptschuld zu treffen schien, welche keinerlei Nachsicht fand, welcher man keinerlei mildernde Umstände gewährte. Klar wie der Tag hatte sich gezeigt, daß sie thatsächlich das sei, was sie, sich selbst und andern unbewußt, längst war, nämlich ein richtiges Stadtgrabengewächs.

Beleidigung und Sühne.

Studie von Karl Bleibtreu.

(Schluß.)

Den Zweikampf als „Gottesgericht" kannte nicht das Altertum, sondern erst das Mittelalter, gestützt auf den Glauben an direktes Eingreifen überirdischer Mächte. Man mag dies als naiv belächeln vom heutigen Standpunkt aus, der alle Rätsel der Weltlenkung auf mechanische Weise erklären möchte. Jedenfalls entsprach das Gottesgericht der damaligen Weltanschauung. Kleist schildert in einer historischen Novelle, wie der Schuldige in solchem Zweikampf siegt, nachher aber seine leichte Verwundung zum Tode führt, während der besiegte Schwerverwundete völlig gesundet und sich zu neuem Kampf bereit erklärt, worauf die wirkliche Wahrheit sich offenbart. Eine solche romantische Lösung ändert natürlich nichts an der Vermutung, daß öfters in solchem Gottesgericht-Duell der Unschuldigere erlegen sein mag.

Immerhin belehre sich der Ununterrichtete darüber, daß diese Zweikämpfe keineswegs so willkürlich obenhin gehandhabt wurden, wie man annimmt. Es wurde nämlich peinlich auf völlige Gleichheit der kämpfenden Parteien gesehen. Meistens brauchte dieselbe nicht künstlich hergestellt zu werden, falls die Gegner beide dem waffengeübten Ritterstande angehörten. Zeigte sich aber eine Ungleichheit in Kraft und Waffenübung, so wandte man Mittel an, sie auszugleichen. So erhielt z. B. der eine Teil nur das Schwert, der andre Schild und Schwert. Wer vermöchte nach dem Maßstab damaliger Weltanschauung es thöricht zu schelten, daß in Fällen, wo menschliche Rechtsprechung im Unklaren tappte, die höhere Weisheit solchergestalt angerufen wurde! Ist es etwa vernünftiger, die Berufsgerichte für unfehlbar zu erachten, als ob noch nie Justizmorde zum Himmel geschrieen hätten?! Auch liegt in solchem Gottesgericht unstreitig eine psychologisch stichhaltige Begründung. Der Unschuldige wird allemal, sobald eben die physische Gleichheit hergestellt, mit moralischem Übergewicht in den Kampf eintreten und aus seiner ethischen Kraft eine Siegeszuversicht schöpfen. Den Schuldigen wird hingegen sein schlechtes Gewissen mehr oder minder lähmen, zumal dem Menschen des Mittelalters die ewigen Höllenstrafen vorschwebten.

Betrachten wir aber das heutige Duell, so ergiebt sich der gleiche Fall, wie bei allen andern Überbleibseln der Vorzeit, die wir Modernen noch mit uns schleppen, trotzdem ihr Sinn und Zweck längst überlebt. Von einer Vorbereitung zur Gleichheit der Kampfbedingungen kann keine Rede sein. Womöglich binnen 24 Stunden wird solch ein Handel eingefordert und durchgefochten. Von einer Erledigung ethischer Vorbedingungen vollends keine Spur. Denn es ist doch ein beträchtlicher Unterschied, ob der seine „Ehre" Rächende oder Verteidigende mit ethischen Verpflichtungen im Leben steht, Frau und Kinder oder als einziges Kind trauernde Eltern zurückläßt, oder ob er frank und frei nur sich selber zu berücksichtigen hat. Wie oft sucht nicht förmlich ein Lebensmüder auf diese Weise einen „ritterlichen" Selbstmord, da er den Mut zum wirklichen einsamen Selbstmord nicht erübrigt! Es ist dies dieselbe Sorte von „Mut", die unter Umständen politische Attentäter macht, welche an irgendeiner unheilbaren Krankheit leiden! Und wie oft greift ein schlechtes Subjekt zum Duell als der letzten Rettungswaffe, um seinen moralischen Ruf vor den konventionellen Ehrbegriffen wieder herzustellen! Aber nicht nur Selbstmord aus verzweifeltem oder blasiertem Lebensekel versteckt sich im Duell, sondern nicht selten planmäßiger gemeiner Mord; um so gemeiner, als er sich dem Strafgesetz heuchlerisch entzieht. Der Renommist der Fechtböden oder der geübte Pistolenschütze, der sich bloß so einzurichten braucht, daß er den ersten Schuß auf nahe Entfernung nach der etwaigen Duellbestimmung erhält, kann sich so auf bequemste Art eines

gehaßten oder beneideten Gegners entledigen. Denn, wie schon oben erwähnt, die Gleichheit der Waffenfähigkeit, welche das mittelalterliche Gottesurteil als unerläßlich bedingte, kennt sein abgestandenes sinnloses Überbleibsel, das moderne Duell, nicht. Wir stehen also an Barbarei unendlich tief in dieser Hinsicht unter dem „dunkeln" Mittelalter und dennoch fordert dieser verworfene Unfug jährlich neue Opfer. Ein künftiges Jahrhundert wird an solche Kinderei kaum glauben können und sie mit demselben verächtlichen Grauen betrachten, wie wir die Hexenprozesse und die Inquisition.

Ein einziges Land hat Ernst gemacht mit der Ausrottung des Duells, so daß es thatsächlich dort nicht mehr besteht: das praktische England. Als Wellington einmal eine Forderung annehmen wollte und die Sache ruchbar wurde, hinderte man ihn endgültig mit entrüstetem Spott, daß die Nation sich entehrt fühle, weil ihr großer General sich zu kontinentalen Unsitten herablasse. Thatsächlich ist in der britischen Armee das Duell verpönt. Hier aber stoßen wir auf eine Nebenfrage, bei welcher wir uns erheblich von den sonstigen Gegnern des Duells trennen müssen.

Was ist das Duell? Der Austrag einer beleidigenden Meinungsverschiedenheit oder ehrverletzenden Feindseligkeit mit der Waffe. Was ist die Waffe? Das Handwerkszeug und Berufsmaterial des Soldaten. Worauf beruht die Eigenart des Berufsoffiziers? Auf der möglichsten Ausbildung der äußeren und inneren „Ehre", des Gefühls und Begriffs einer besonderen Reinhaltung und Wahrung der persönlichen Würde, welche befähigt, die zum Kriegsdienst genötigten rohen Volksmassen zu leiten und ihnen das Beispiel vornehmer Lebensführung zu geben. Wie weit viele Offiziere zu allen Zeiten von diesem Ideal entfernt sein mögen, thut nichts zur Sache. Vor allem soll der Berufssoldat den andern in persönlichem Mut voranleuchten, denn nur diese Eigenschaft wird im Ernstfall vom Subalternoffizier in erster Linie verlangt, die zu seinem Berufe nötige Intelligenz kommt erst in zweiter Linie. Ein gelehrter Hauptmann, der seinen Leuten in der Schlacht das Signal zum Davonlaufen giebt, hat seinen Beruf verfehlt; ein tapfrer Esel, der seine Leute zum Standhalten anfeuert, verdient Beförderung. Nur ein verschwindender Prozentsatz der Berufsoffiziere gelangt in höhere Stellen hinauf, wo der Mut zwar immer noch wünschenswert, aber keineswegs wesentlich erscheint. Ein kommandierender General, vom Divisionär angefangen, braucht keine persönliche Tapferkeit zu entwickeln, ja kann geradezu physisch eine Memme sein, falls nur sein Geist die erforderliche Spannkraft besitzt. Das aber sind Ausnahmen. Und nun fragen wir, wie man das Duell den Durchschnittsoffizieren verargen und ein andres Auskunftsmittel dafür entdecken will, ohne den Geist der Armee zu schädigen? Wer den Degen stündlich an der Seite trägt, muß ihn deshalb lockerer in

der Scheide fühlen, als andre Leute. Wenn jemand die Antastung seiner Uniform durch ein zuchtloses Wort nicht sofort mit den Waffen in der Hand sühnen will, wozu trägt er dann eine Uniform, die ihn von andern Menschen als noli me tangere unterscheiden soll, als Vertreter eines staatlich bevorzugten Standes, der vor allem sich selbst für etwas Besonderes hält?

Das mag als berechtigt oder unberechtigt gelten, der Offizierstand mag wie das Duell nur ein atavistischer Überrest überlebter Entwickelungsepochen sein — fürs erste besteht er noch in voller Glorie und entspricht dem zeitweiligen Bedürfnis. Dann hebe man eben gleich die ganze Armee und den Krieg auf! So lange dies aber nur Utopie, muß man sich den inneren Gesetzen des Soldatentums anpassen. Wir glauben, kein kundiger Feldherr werde es gelassen hinnehmen, daß seine Offiziere sich bei Ehrenhändeln nicht „schlagen", sondern zu sonstigen civilistischen Aushilfen greifen, während sie doch eine Ausnahmestellung in der Gesellschaft beanspruchen. In keiner Armee hat jemals das Duellwesen sich zu solchem Unwesen vergrößert, wie in der Großen Armee des großen Napoleon, der wohlweislich ein Auge zudrückte, weil er darin ein Wachhalten der Streitlust und Streitbarkeit des militärischen Geistes erkannte. Nur wenn die Gewohnheit allzusehr ausartete, wurden strenge Strafen verhängt. So forderten sich 1812 in Spanien beim Zusammenstoßen der Heere Soults und Suchets die Offiziercorps beider Heere regimenterweis wegen Quartierstreitigkeiten und die Marschälle sahen sich gezwungen, sofortige Erschießung anzudrohen, nachdem zahlreiche Offiziere durch diese Massenduelle kampfunfähig geworden. Überhaupt gilt im Kriege das Duell überall als Vergehen, weil das Leben des Offiziers dann nicht ihm selber, sondern nur dem Staat gehört. Aber auch im Frieden werden von den Ehrengerichten mit Vorliebe die geplanten Duelle beigelegt, ebenfalls dem Grundsatze huldigend, daß der Offizier seinem Kriegsherrn verantwortlich angehöre, also nicht leichtsinnig sein Leben in die Schanze schlagen solle. Ja, die Berufsexistenz steht auf dem Spiele, denn die sofortige Verabschiedung droht bei besonderen Duellfällen, von der Festungsstrafe abgesehen.

Es kann nun nicht jeder den Offizierdegen an der Seite tragen. Aber jeder Geck möchte es gern dem bevorzugten Stande nachmachen. Wenn er auch nicht die Rechte und Pflichten der Uniform besitzt, so will er sich doch in Einem ebenbürtig zeigen: Er „schlägt" sich also. Wenn man den menschlichen Dummheiten auf den Grund geht, kommt allemal die Eitelkeit als Beweggrund heraus. Der civilistische Duellant spielt gleichsam die Rolle eines Sonntagsjägers oder alpenfexenden Salontirolers, der einen Sport aus Eitelkeit sich zulegt, auf die Gefahr hin, daß seiner Unerfahrenheit dies teuer zu stehen komme. Er greift zur Pistole, ohne womöglich schießen zu

können. Er stellt sich einem geübten Treffer als Zielscheibe hin; ob der Duellant z. B. kurzsichtig, wird gar nicht berücksichtigt! Ein schwacher verhungerter Student muß mit irgendeinem fettgenährten Schlingel fechten, dessen Studium im Herumtreiben auf den Fechtböden liegt! Der Philosoph steht starr vor solcher Roheit konventioneller Kulturlügen.

Was vom Civilisten im allgemeinen gilt, findet im Grunde auch Anwendung auf den Reserveoffizier, da derselbe doch nur ausnahmsweise die Waffen führt, sonst aber in seinem bürgerlichen Berufe ein Mann des Friedens bleibt. Der Spott in Sudermanns „Ehre" richtet sich mit Recht gegen solche Auswüchse des Reserveoffiziertums, welche ihren wirklichen Beruf, falls sie nicht einfache Müßiggänger, hintansetzen, um in der Illusion eines Waffenberufs zu schwelgen, welchem sie nur ein paar Wochen im Jahre angehören. Allein, wir betonen nochmals, daß dieser Spott niemals das Duell wirklicher aktiver Berufsoffiziere treffen kann, da diese — immerhin verschwindend kleine — Anzahl berufsmäßiger Schwertträger unter sich ihre Zwiste auch *berufsmäßig*, d. h. mit der Waffe austragen soll.

Man wirft nun ein, was an Stelle des Duells treten solle, etwa öffentliche Prügelei? Gewiß nicht, auch wird meist solch unanständiges Betragen durch Dazwischenkunft der Zuschauer oder der Ordnungshüter gehindert. Auch hier wird übrigens der physisch Stärkere, sei er auch in ethischem Unrecht, den Sieg davontragen und mit Behagen zu diesem Brutalitätsmittel greifen, um den Schein zu retten. Und der boshafte Witz: „Sie kneifen? So sind Sie ein Feigling" — „Wenn Sie das nicht *gewußt* hätten, würden Sie mich nicht gefordert haben!" — hat für alle solche Akte physischer Bravour Geltung. Kriegskundige wissen, daß die forschesten Mensurenfritzen in der Schlacht, wo jeder *gleicher* Gefahr ausgesetzt und wo *moralische* Kraft allein in Frage kommt, oft kläglich versagen, während die Nervösen gerade dort wahren Heldenmut entwickeln. Es ist eine dreiste Wahrheitsfälschung, daß der Zweikampf eine Schule wirklicher männlicher Gesinnung sei. Bekanntlich gehen aus studentischen Renommistenkreisen hauptsächlich die Streber des Staatsdienstes hervor, die ärgsten Amtskriecher und Philister.

Das „sich Schlagen" ist nur in seltenen Fällen eine Probe persönlichen Mutes und am liebsten führen Feiglinge das „Duell" unnützlich im Munde. Allerdings kennt auch das Tierreich hier und da den Zweikampf unter Thieren gleicher Race, den Kampf um das Weibchen, bei dem aber fast nie eine wirkliche Schädigung des Unterliegenden herauskommt. Wenn Werther seine Lotte dermaßen liebt, daß er sich über ihren Nichtbesitz durch den Selbstmord alleine trösten kann, hat er es natürlich billiger, den Nebenbuhler auf irgendeine Art zu „fordern". Derlei kann man wenigstens

verſtehen, weil der Verluſt der Geliebten ein unſtillbares Unglück in den Augen des Beraubten darſtellt, allein krankhaft und unmännlich bleibt ein ſolches Verzweiflungsduell genau ſo wie der Selbſtmord. In dieſer Weiſe ging bekanntlich einer der hervorragendſten Männer unſeres Jahrhunderts zu Grunde, Ferdinand Laſalle, der früher nicht nur gegen das Duell gedonnert, ſondern auch vorgezogen hatte, nach Ablehnung von Forderungen ſich mit den erboſten Rivalen öffentlich herumzuprügeln. Ein erbärmlicheres Ende, wie das, im „Duell" von einem Abenteurer erſchoſſen zu werden, konnten ihm ſeine Feinde freilich nicht wünſchen.

Man mag ſich drehen und wenden, wie man will: der Appell an die rohe Gewalt entſpringt allemal einem unwürdigen ataviſtiſchen Brutalitätstrieb, der unſeren biederen Urahnen bei ihren primitiven Ethikbegriffen, aber nicht „gebildeten" Kulturbürgern verziehen werden kann. Es tritt auch noch ein anderes Hemmnis, außer demjenigen der ruhigen Vernunft, entgegen: das religiöſe.

Vor einigen Jahren machte es Aufſehen, daß ein Freiherr von altem Adel einem dito Freiherrn die Forderung ablehnte, weil er als katholiſcher Chriſt dieſen privilegierten Mord nicht begehen dürfe. Jüngſthin hat die Encyklika des Papſtes gegen das Duell mit feiner Ironie darauf hingewieſen, daß die Superklugheit der Modernen zwar die Tugenden des Mittelalters, ſeine unleugbar kulturfördernde Glaubenskraft, belächelt, dagegen völlig überlebte verdammenswerte Überreſte wie das Duell beibehalte. Se. Heiligkeit hätte noch ausführen ſollen, daß obendrein das heutige Duell nur ein doppelt unvernünftiges Zerrbild des damaligen Gottesgerichts abgiebt. Wir wollen abwarten, welche Folgen das Wort des Papſtes in den Kreiſen des katholiſchen Adels haben wird.

Stellen wir uns aber auf dieſen chriſtlichen Standpunkt, ſo iſt natürlich die übliche Aushilfe gemeiner Leute, ſich an das Gericht zu wenden, geradeſo verdammenswert. Das Chriſtentum hat ausdrücklich befohlen: „Segnet, die euch fluchen! Thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen!" oder „Schlägt man dich auf die linke Wange, ſo reiche auch die rechte!" Soviel für den Kläger. Für die von Menſchen ernannten menſchlichen Richter gilt hingegen: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!" „Die Rache iſt mein, ich will vergelten, ſpricht der Herr!" „Wer ſich rein fühlt, der werfe den erſten Stein!" Es kann ſomit kein Zweifel darüber beſtehen, daß es „chriſtliche" Gerichte überhaupt nicht giebt, daß ein Chriſt weder ſeinen Nebenmenſchen verklagen, noch über ihn richten kann. So lange alſo die Fiktion eines „chriſtlichen" Staates beſteht, muß man alle Gerichtsklagen als direkt unchriſtlich und wider „Gottes Gebote" handelnd betrachten. Daran giebts nichts zu deuteln und zu drehen, ſo lange der beſtehende

Staat behauptet, ein christlicher zu sein, was er denn freilich auch ganz und gar nicht ist. Nun läßt sich allerdings nicht leugnen, daß schwerlich, so lange das Eigentum die Basis des Gesellschaftskörpers bildet, Eigentumsverletzungen vermieden werden können. Für sie, sowie für Körperverletzungen, dürften Gerichte bei keiner menschlichen Genossenschaft zu entbehren sein. Verwerflich vom christlichen Standpunkt aus scheint nur allemal der hochtrabende Ton, womit dabei von „Schuld" und „Strafe" immer noch gefabelt wird, obschon jeder Gebildete weiß, daß „Schuld" nur eine Folge der Verhältnisse und „Strafe" von Seiten gleichstehender Menschenbrüder eine kindische Anmaßung ist. Vielmehr darf hier nur vom Reaktionsgesetz der Rache oder Vergeltung geredet werden, was eben dem angeblich bestehenden christlichen Sittengesetz schreiend zuwiderläuft.

Wie dem auch sei, jedenfalls gehört ein verwickelter Denkprozeß dazu, daß der „Staat" als abstrakter Begriff sich verletzt fühle und daher Rechtsschutz gewähren müsse, wenn X den Y nach bestem Wissen von seinem subjektiven Standpunkt aus einen Schurken genannt hat. Denn, damit ja kein Zweifel über den Sinn dieses Rechtsschutzes bestehe, besagt ein Paragraph unsres Reichsstrafgesetzbuches, daß der Wahrheitsbeweis die Bestrafung nicht ausschließe. Solche Auffassung entspringt einer falschen Humanität, welche das Übel nur verschlimmert und die Ungerechten gegen die Gerechten schirmt. Allerdings hat kein Christ das Recht, seinem Nebenmenschen seine Sünden vorzuwerfen, es sei denn, um einen heuchelnden Pharisäer zu entlarven, wobei man sich auf Christi Geißelung der Wucherer aus dem Tempel berufen mag. Allein, noch unchristlicher erscheint es, wenn ein unbedachtes Zornwort oder eine völlig überzeugte Anklage vom Gesetz verurteilt werden, falls nicht der flagranteste Wahrheitsbeweis vorliegt und selbst wenn dies der Fall ist, zumal die Auffassung der Richter, ob sie die Richtigkeit und Begründung der unter Klage stehenden Beleidigung anerkennen wollen, lediglich subjektivem Ermessen ihres menschlich beschränkten Erkenntnisvermögens anheimgestellt wird. Wie oft kommt es nicht vor, daß Richter und Auditorium innerlich die Partei des Beleidigers nehmen, und dennoch die Verurteilung erfolgt, wenn ein hastig hingeworfenes oder hingeschriebenes Erregungswort moralischer Entrüstung nicht bis zur Evidenz auf Thatsachen fußt! Man sage nicht, daß eine Geldstrafe doch nicht die Wahrheit verwische, wie denn im Erkenntnis häufig genug betont wird, daß der Kläger nichts weniger als korrekt gehandelt habe. Eine gerichtliche Strafe bleibt bestehen als sogenannte Vorbestrafung und der Ungerechte triumphiert, daß der Gerechte wegen „Verleumdung" reiner Tugend gezüchtigt worden sei, was man Letzterem bei jeder Gelegenheit vorhalten kann. Denn die näheren Umstände verwischen sich, die Gerichtsstrafe selbst aber bleibt eine

unverwischliche Thatsache. Nun weiß zudem jeder Psychologe, daß kühle gleichgültige Zurückhaltung und überlegende Korrektheit sehr selten auf edelherzigen Charakter schließen lassen, während offene ehrliche Naturen gerade infolge ihres warmen Naturells mit ihrer Meinung nicht zurückhalten. Hierzu kommt noch der ungeheure Unterschied der Nervösen vom phlegmatisch-gesunderen Temperament, weshalb erstere sich viel leichter zu Affekt-Ausschreitungen hinreißen lassen. Vollends geniale Naturen, exzentrisch-abnorme, können für sich den § 51 des R.-St.-G. wegen krankhafter Willensstörung in Anspruch nehmen. Heute aber wird es Mode, daß sogar die Litteraten ihre Zwiste vor Schöffengerichten ausmachen, die natürlich von dem litterarischen Hintergrund keine Ahnung haben können. Früher hat man wohl gehört, daß die sich getroffen Fühlenden aus dem Laienpublikum gegen Molière nach Bastillestrafe schrieen, natürlich umsonst. Daß aber Schriftsteller in ihren Fehden ihre Kollegen vor bürgerliche Gerichtshöfe schleifen, blieb unserer banausischen Epoche vorbehalten, welche den Dichter mit dem Kohlenschipper über den gleichen Normal-Leisten schlagen möchte.

Vor Vernunft und Religion sind Beleidigungsklagen ein geradeso verwerflicher Weg der Ehrenrettung, wie das Duell, da nicht die Wahrheit der Gerechtigkeit, sondern haßvolle Rache gesucht wird. Es giebt nur eine Möglichkeit, Ehrenkränkungen, falls sie unwahr sind, anständig zu tilgen: das Einsetzen von Ehrengerichten aus Berufsgenossen, deren Rüge, nicht „Strafe" des Vergeltungstriebs, genügende Verurteilung enthielte.

Die christliche Ethik verbaut jede Strafbefugnis. Verzichtet aber das Jus auf theologische Begründung und stellt sich auf modernen Standpunkt, so gerät es aufs schönste Glatteis. Denn die Lehre des Determinismus, verbunden mit Psychopathie, bricht jedem Strafrecht das Rückgrat. Die juristische Theorie der Abschreckung und Besserung hat sich als Wahn erwiesen und fußt auf psychologischem Trugschluß. Denn weil jeder Mensch sich von zwingenden in und außer ihm liegenden Unfreiheiten abhängig fühlt, erbittert jede Strafe und verschlimmert. Daher Tolstoi die Mahnung Christi wörtlich nimmt: „Ihr sollt dem Übel nicht widerstreben." Der durchaus gewaltthätige, auf dem Recht des Stärkeren aufgebaute, Geist des menschlichen Jus wird klar ersichtlich durch das stete Überwiegen der verhängten Sühne über die begangene Unbill, weshalb auch bis zur französischen Revolution ganz logisch der Mord nicht etwa durch Gegen-Mord einfacher Hinrichtung, sondern durch Rädern und Vierteilen „bestraft" wurde.

Die „Theorie der Notwehr", die einzig stichhaltige, kann der bestehende Staat nicht durchführen. Denn Notwehr bedingt Entschädigung jedes Eingriffs in persönliche Rechte. Wie lax aber das Jus diesen Begriff handhabt, zeigt die Einschränkung im Abschnitt der Beleidigungsparagraphen,

daß kritiſche Urteile ſtraffrei ſeien, falls nicht aus Form und begleitenden Umſtänden die böſe Abſicht erſichtlich. Die „Form“ genießt dieſen Schutz bei boshafter Perfidie und beleidigender Grobheit, falls nur direkte Injurien vermieden werden. Und bei „begleitenden Umſtänden“ perſönlicher Feindſchaft und neidgrüner Gehäſſigkeit kann ſich der Kritikfälſcher dahinter verſchanzen, das ſei ſein ſubjektives Urteil. Nennt man hingegen ſein Verfahren beim rechten Namen, ſo verfällt man ſelbſt dem Beleidigungsparagraphen. Das heißt „Notwehr“!

Es giebt nur eine berechtigte Sühne jeder Beleidigung: man ſchaffe ihre Urſachen aus der Welt. Es giebt nur eine Strafe des Unrechts: Reform. Gerechtigkeit kann nur die Tochter der Wahrheit ſein. Wie ſagt doch Friedrich der Große? „Vor Schelmen, die den Mantel der Gerechtigkeit gebrauchen, vor denen kann ſich kein Menſch ſchützen. Die ſind ärger als die ärgſten Spitzbuben und verdienen doppelte Beſtrafung.“

Karl Bleibtreu als Dramatiker.

Ein Wort an die deutſchen Bühnenleiter von Hans Merian.

(Leipzig.)

II.

Ich weiß nicht, ob Karl Bleibtreu in ſeinen Schülerjahren die Kinderkrankheit der Römerdramen oder der „Conradine“ durchmachen mußte, glaube es aber kaum; denn ſchon in ſeinen erſten dramatiſchen Werken, in den beiden Byrondramen, die er als blutjunger Mann veröffentlichte, ſpringt er gleich mit beiden Füßen in ſeine Eigenart hinein, ohne ſich auch nur im Geringſten um irgend ein ſchulmäßig oder künſtleriſch geaichtes Vorbild zu kümmern. Es iſt nicht irgend ein Erfolg eines Vorgängers, der ihm imponiert und den er ſich ebenfalls erzwingen, nicht eine ſchon beſtehende ſchöne Form, die er nachahmen möchte, er blickt nicht nach außen, ſondern nach innen, und aus ſeinem eigenſten Selbſt heraus, aus ſeinen intimſten Seelenkämpfen formt ſich ſein erſtes Drama: „Lord Byrons letzte Liebe“, ein Abbild jenes ewigen Widerſpruches zwiſchen der genialen Dichternatur und der Wirklichkeit des täglichen Lebens.

Merkwürdig iſt, wie ſchon in dieſer Erſtlingsarbeit faſt alle Leitmotive von Bleibtreus ſpäterem dramatiſchem Schaffen anklingen: das Geiſteshelden-

tum und das Heldentum der That, glühende Vaterlandsliebe und lodernde Freiheitsbegeisterung. Und, daß es nur gleich gesagt sei, auch die Achillesferse des Dramatikers zeigt sich schon hier, jener Lyrismus, in welchen Bleibtreu besonders seine Katastrophen auszutönen liebt, und der bei höchster dichterischer Schönheit die dramatische und besonders die theatralische Wirkung einiger seiner besten Stücke abschwächt. Doch davon später an Ort und Stelle. Andererseits aber treten auch Bleibtreus dramatische Vorzüge schon in „Lord Byrons letzter Liebe" glänzend hervor: Knappe und flotte Exposition, markante Charakterzeichnung und das geradezu prächtige Zeit- und Lokalkolorit.

Die Gestalt eines genialen Künstlers, eines Geisteshelden wie Byron auf die Bühne zu bringen, ist immer ein Wagnis. Nicht mit Unrecht sagt Gustav Freytag in seiner „Technik des Dramas": „Ein ganz ungünstiges Stoffgebiet sind die inneren Kämpfe, welche der Erfinder, Künstler, Denker mit sich und seiner Zeit zu bestehen hat. Auch wenn er eine reformatorische Natur ist, welche tausend Anderen das Gepräge des eigenen Geistes aufzudrücken weiß, ja selbst wenn seine äußeren Schicksale ungewöhnlichen Anteil in Anspruch nehmen, wird der Dramatiker sich nicht gern entschließen, ihn als Helden einer Handlung aufzuführen. Ist die geistige Arbeit eines solchen Helden dem lebenden Geschlecht nicht genau bekannt, so wird der Dichter die Berechtigung seines Mannes erst durch kunstvolle Rede, durch wortreiche Ausführung und durch Darstellung eines geistigen Inhalts vorzuführen haben. Das mag ebenso schwierig sein, als es undramatisch ist. Setzt der Dichter aber lebendige Anteilnahme an solcher Persönlichkeit, Bekanntschaft mit den Ergebnissen ihres Lebens bei seinen Hörern voraus und benutzt er diesen Anteil, um ein Ereignis aus dem Leben solcher Helden wert zu machen, so verfällt er einer anderen Gefahr. Auf der Bühne hat das Gute, was man von einem Menschen vorausweiß, oder was von ihm berichtet wird, durchaus keinen Wert gegen das, was der Held auf der Bühne selbst thut. Ja gerade die großen Erwartungen, welche der Hörer in diesem Falle mitbringt, mögen die unbefangene Aufnahme der Handlung beinträchtigen. Und wenn es auch, wie bei volkstümlichen Helden wahrscheinlich ist, dem Dichter gelingt, durch eine bereits vorhandene Wärme für die Person des Helden die scenischen Wirkungen zu fördern, so verdankt er seinen Erfolg dem Anteil, welchen der Hörer mitbringt, nicht dem Anteil, welchen das Drama sich selbst verdient. Der Dichter wird also, wenn er gewissenhaft ist, nur solche Momente aus dem Leben des Künstlers, Dichters, Denkers verwerten dürfen, in denen der Held sich thätig und leidend ebenso bedeutend gegen andere erweist, als er in seiner Arbeitsstube war. Es ist klar, daß das nur zufällig einmal der Fall sein wird, ebenso klar, daß es in solchem Falle wieder zu-

Digitized by Google

fällig ist, ob der Held einen berühmten Namen trägt oder nicht. Deshalb ist die Verwertung von Anekdoten aus dem Leben solcher großen Männer, deren Bedeutung sich nicht in der Handlung selbst, sondern in der nicht-darstellbaren Thätigkeit ihrer Werkstatt erweist, recht innerlich undramatisch. Das Große in ihnen ist nicht darstellbar, und was dargestellt wird, borgt die Größe des Helden von einem außerhalb des Stückes liegenden Moment seines Lebens. Die Persönlichkeit Shakespeares, Goethes, Schillers ist auf der Bühne noch übler daran, als in Roman und Novelle. Um so schlimmer, je genauer ihr Leben bekannt ist."

Diese Warnungstafel, die Freytag vor das sogenannte „Litteratur-drama" setzt, ist gewiß beherzigenswert; um so mehr muß man den jungen Autor bewundern, der in seinem Erstlingsdrama alle diese drohenden Klippen glücklich umschifft. Und wie vermeidet er diese zahlreichen Gefahren? Auf die denkbar einfachste Weise dadurch, daß er aus seinem Stoff eben — kein Litteraturdrama macht, sondern in echt genialer Weise den Einzelfall ins allgemein Menschliche erhebt und den Dichter Byron zum Typus des sich zur That hindurchringenden Gedankenhelden erweitert. Und dieser Held wirkt allein durch sich selbst — d. h. durch seine Bühnenerscheinung. Bleibtreu braucht also nicht zu jenen von Freytag mit Recht so gefürchteten langen Erklärungsreden seine Zuflucht zu nehmen, welche die sonstige, außer der Handlung des Bühnenstückes liegende Bedeutung Byrons klar-machen sollen. Der Zuschauer braucht von dem Leben Byrons und von der poetischen Bedeutung des Dichterlords gar nichts zu wissen, und das Stück wirkt doch. Dabei gelingt es dem Dichter überdies, uns die Gestalt Byrons in scharf umrissenen Zügen vor Augen zu führen. Wir sehen Byron als Dichter, als Sonderling, als Freiheitskämpfer in seiner ganzen Größe und — in seinem Spleen.

Den äußeren Rahmen des in Italien spielenden Stückes bildet Lord Byrons Liebe zur Gräfin Theresa Guiccioli, seine Mitwirkung an den Carbonari-Verschwörungen und schließlich seine Abreise zum griechischen Befreiungskrieg.

Die Exposition ist besonders frisch und lebendig. Der erste Akt führt uns nach Ravenna, in den Garten des Palazzo Gamba, wo eben das Ver-mählungsfest der jungen, blühenden Theresa Gamba mit dem alternden Grafen Guiccioli gefeiert wird. In der bunt zusammengewürfelten Ge-sellschaft dieses Hochzeitsfestes gelingt es dem Dichter, uns auf die denkbar ungezwungenste und geschickteste Weise in die Situation und in die Lokal- und Zeitverhältnisse einzuführen. Wir fühlen uns sofort von der Stimmung des Stückes gepackt. Gleich die ersten Reden zeigen uns wo wir sind und wie hier die Dinge liegen: Italien geknechtet unter dem Joch der verhaßten

Tedeschi, der Österreicher, die alten Adelsgeschlechter sich äußerlich diesem Drucke fügend, innerlich grollend und gegen die bestehende Ordnung konspirierend, oder, wie Graf Guiccioli, sich zu feilen vaterlandsverräterischen Scherzen der Gewalt hergebend; hier versteckt unter der Asche glimmende nationale Begeisterung der Italiener, dort ein herrlich ausgebildetes österreichisches Spitzel- und Spionagesystem; zwischen diesen streitenden Gewalten die bunte internationale Gesellschaft der Welt- und Italienbummler, besonders angelockt durch den in Ravenna weilenden Dichterlord, der, auf der Höhe seines Ruhmes stehend, nicht nur durch seine unsterblichen Werke, sondern mehr noch durch seine Exzentrizitäten Männern und Weibern die Köpfe verdreht.

In den ersten Scenen, die vorzüglich dazu dienen, den Stimmungsgrundton für Lokal und Zeit, für das Milieu der Handlung anzugeben, tritt Byron noch nicht auf, und dennoch bildet er den Mittelpunkt der Ereignisse, da die handelnden und redenden Personen, jede in ihrer Weise, die imponierende Persönlichkeit des Dichterlords gleichsam reflektieren.

Den äußeren, scenischen Mittelpunkt der ersten Auftritte bildet natürlich das Paar der Neuvermählten. Theresa Gamba hat dem alternden und etwas geckenhaften Grafen Guiccioli ohne Liebe, aber auch ohne direkte Abneigung ihre Hand gereicht. Ihr Herz ist frei. Nur die Erinnerung an ein flüchtiges Zusammentreffen mit einem Unbekannten hatte einen schnell vorübergehenden, leichten und ihr selbst halb unbewußten Wellenschlag in ihrem bis dahin so friedlichen, seestillen Gemütsleben hervorgebracht. Theresa hegt für den Grafen, in dem sie einen vollendeten Kavalier des ancien régime erblickt, eine gewisse Achtung. Zudem soll durch diese Ehe der Graf für die Sache der Carbonari, deren Haupt die Gamba sind, gewonnen werden.

Graf Gamba (führt Theresa nach vorn — etwas pomphaft): Theresa, es ist also geschehen, der feierliche Akt ist beendet. Du bist die Gattin eines —

Theresa: Standesgemäßen Gatten. Sei doch nicht so ernsthaft, Papa! An meinem Festtage?

Gamba: Ach, mein Kind, es freut mich unaussprechlich, daß Du so leicht darüber denkst. Du fühlst Dich also glücklich, oder vielmehr — nicht zu —?

Theresa: Aber nicht im mindesten. Graf Guiccioli ist so — so aufmerksam.

Gamba: Gewiß; hm, etwas betagt —

Theresa: Was thut das? Er hat so etwas Ehrwürdiges. Und jedenfalls ist er ein vollkommener Kavalier. Und außerdem, padre mio, weiß ich ja, daß ich Deinen Lieblingswunsch erfülle, Dich glücklich mache —

Gamba (gerührt): O nimm meinen innigsten Dank und Segen, meine Tochter! Ja, das präge Dir ein: Dies Opfer, wenn es dir ein Opfer ist, Du bringst es auf dem Altar des Vaterlandes.

Das ist Theresas Stellung zu ihrem Gatten. Von Byron hält sie nicht viel. Ihr, der glühenden Patriotin, erscheint er nur als ein Weltbummler, ein Genußmensch, ein lyrischer Sybarit:

„Ja, hier lebt er," ruft sie aus, „dieser Freiheitssänger. Und hat ihm diese Schmach nur einen Funken Mitgefühl entlockt? Dieser Karnevalsclown, der uns unter Bajazzosprüngen seine Leiden vorpredigt, indes so viel wahres menschliches Elend ihn umgiebt." Doch kaum hat sie vor den Ohren des österreichischen Gouverneurs diese von inniger Vaterlandsliebe zeugenden, also in dieser Gesellschaft sehr „taktlosen" Worte gesprochen, so fallen ihr die Verse aus Childe Harold in die Hände:

„Italien, o Italien, dem vermacht
Der Schönheit Unglücksgabe; denn sie schlägt
Dir Wunden nur, hat stets dir Leid gebracht.
Du, dessen Stirn des Grames Furchen trägt,
O würde mehr gefürchtet deine Macht!
Dann rollte nicht erbarmungslos und roh
Der Feinde Waffenstrom die Alpen nieder.
Es tränken Blut und Wasser nimmer wieder
Die fremden Räuberhorden aus dem Po." ꝛc.

Diese Verse entzünden den ersten Funken in Theresas Herz. Doch der für die österreichischen Gäste so peinlichen patriotischen Scene weiß die Gräfin Albrizzi dadurch ein rasches Ende zu bereiten, daß sie die Gesellschaft zum Souper führt.

Theresa (für sich): Also Er hat — . . . .

Guiccioli (sie führend): Ihren Arm, madame la comtesse! — Ihr ergebener Sklave! He he, scheinen noch ganz echauffiert. Reizende Deklamation. Auch ganz niedliche Verse. Könnte nicht solche machen, muß offen bekennen. — Aber abstruser Inhalt. Kein Chik. Er weiß nicht das allgemeine Menschliche, Verständliche zu berühren. (Führt sie hinein.)

Nun, da die Bühne leer geworden, erfahren wir in einer meisterhaften kurzen Zwischenscene, wie wir sie in solcher Prägnanz nur bei dem Größten der Großen, bei Shakespeare finden, den gegenwärtigen Stand der Carbonari-Verschwörung. Der Dichter braucht da keine langweiligen Erzählungen und Erklärungen, die kurzen Worte, welche die drei Eingeweihten, der alte Gamba, sein Sohn Pietro und Byrons Freund Trelawny sich in der Festpause zuraunen, genügen, um dem Zuschauer alles Nötige zu enthüllen. Und dabei weiß Bleibtreu nicht nur die Stimmung vorzüglich zu treffen, sondern es gelingt ihm auch noch, die nationalen Gegensätze zwischen den feurigen Italienern und dem bedächtigen, nüchtern blickenden Engländer in geradezu einziger Weise zur Anschauung zu bringen. Hier ist der ganze Auftritt.

Gamba: Rasch! Stehlen wir uns unbemerkt aus der Gesellschaft und verlassen das Haus! 's ist Zeit. Ist alles vorbereitet?

Pietro Gamba: Bis aufs Kleinste. Die Carbonari kommen als Viehtreiber, und wenn sie die Wache passiert haben, lassen sie die Peitschen fallen und ziehen die Büchsen. Auf einen Pfiff stürzt dann der im nahen Gebüsche versteckte Hinterhalt hervor und dringt in die Stadt, während die Thorwache von den Verkleideten überrumpelt wird. Auf den ersten Schuß aber stürzen unsere Verschworenen in der Stadt, die sich allmählich in den Nachbargassen gesammelt haben, auf den Markt, pflanzen das rote Banner auf und —

Trelawny (ironisch): Noch was?

Pietro: Dann halte ich eine Rede und Evviva Italia und Freiheit und Einheit!

Gamba: Und dann — Massacre. Wir müssen durch das rote Meer. Alles, was deutsch ist, wird wegrasiert.

Trelawny: Wenn's die Kehle anbietet! Well, wir wollen das Beste hoffen. Aber, Signori, vergegenwärtigen Sie sich wohl: Das Bannerauspflanzen, Redenhalten und Evviva-schreien ist ganz hübsch, aber bloß Kolophonium, Theaterdonner. Das Wesentliche ist, ob Sie auch Ihren Dolch hübsch einzupflanzen wissen. (Mit Geste.) Also feste Hand, wenn ich bitten darf. (Alle ab.)

Scharfenklau (der in der Gesellschaft anwesende österreichische Spitzel erscheint im Hintergrund): Hoho! da rennen sie, die Ränkeschmiede! Rennt nur, wir kommen früh genug. Haben gewartet, bis der Skandal losgehen soll, und dann heißt's plötzlich: Wachen verstärkt, Patrouillen durch die Stadt, Häuser durchsucht und vor allem hier unser liebes Verräternest ausgehoben. Nun auf die Fährte, langsam und sicher! (Ab.)

Aus einer solchen Scene in einem Erstlingswerke schaut die bekannte „Löwenklaue" hervor. Ich habe sie aber hauptsächlich auch hierhergesetzt, um zu zeigen, was für „Rollen" und wie dankbare Rollen das Drama enthält.

Der nächste Auftritt bringt wieder eine Steigerung. Der österreichische Gouverneur, Graf Neipperg, führt die ermüdete und erhitzte Theresa aus dem Ballsaal, damit sie sich im Garten erhole. Dem Schwerenöter ist es aber weniger um den Ritterdienst zu thun, als darum, der Neuvermählten im Hinblick auf ihren viel älteren Gatten und auf seine eigene persönliche Machtstellung bauend, schamlose Liebesanträge zu machen. (NB. Wenn ich das Wort „schamlos" hier gebrauche, so gilt das von Neippergs Gesinnung, nicht von seiner Ausdrucksweise. Es fällt kein einziges zweideutiges oder nur irgendwie anstößiges Wort, weder in diesem noch in allen sonstigen

Dramen Bleibtreus. Bleibtreu iſt im Ausdruck zahmer als unſere Klaſſiker, zahmer als ein Hebbel, Grillparzer und tutti quanti, von einem Gerhard Hauptmann und anderen „Modernen“ gar nicht zu reden. — Dies ſei für diejenigen Leute geſagt, die immer noch Realismus mit Schweinigelei identifizieren und die aus Unkenntnis oder Böswilligkeit behaupten, man könne dieſe Stücke nicht aufführen, weil ſie — anſtößig ſeien!) Thereſa verteidigt ihre und der italieniſchen Frauen Ehre. Da tritt Byron auf, im Maskenanzuge, ſtellt den Öſterreicher zur Rede, fordert ihn. Ein Duell iſt dem Dichterlord eine wohlthuende Nervenerregung, nichts mehr. Der ihm für die ritterliche Verteidigung einer Unbekannten dankenden Thereſa verſichert er:

„Kein Schimmer von Ritterlichkeit! Wenn man ſich einige Mal für die fragliche Ehre diverſer Ladies geſchlagen hat — doch pardon, das klingt verletzend. Ich wollte nur andeuten, daß Sie mir nicht im Geringſten zu Dank verpflichtet ſind. Ich kann Frauen nicht weinen ſehen — dieſe Schwachheit liegt mal in meiner Natur.“

Kurz, er ſpielt ſich vor Thereſa als Blaſierter auf. So daß ſie ſich fragt: „Iſt das wirklich nur ein Geck?“ Bald aber erkennt ſie ihn, nicht nur als den Dichter, deſſen Verſe ſie ſoeben begeiſterten, ſondern auch als jenen Freundling, mit dem ſie vor ihrer Ehe zufällig und flüchtig zuſammen getroffen. Die Liebe zu dem Dichter beginnt in ihrem Herzen zu keimen, ihr ſelbſt halb unbewußt.

Nun wird die Handlung immer bewegter: Die Carbonari erfahren, daß ihre Verſchwörung mißglückt, die Öſterreicher dringen brutal in die Feſtgeſellſchaft ein, um die Gambas zu verhaften. Gegen eine hohe Kautionsſumme will der öſterreichiſche Gouverneur die Sache für diesmal niederſchlagen. Wer leiſtet dieſe Kaution? Die Gäſte bedauern, nicht reich genug zu ſein. Auch Graf Guiccioli, der neugebackene Schwiegerſohn und Schwager der Gambas, einer der reichſten Männer Italiens, bedauert unendlich; — da tritt wieder Lord Byron in die Breſche und wirft halb in der Manier eines Grandſeigneur, halb in der eines Blaſierten die Bürgſchaft hin.

Neipperg: Ich habe nichts einzuwenden. Wollen Sie mich beſonders verbinden, ſo bitte ich um Fortſetzung der ſo rauh unterbrochenen Soirée.

Thereſa hat ihren Gatten nicht nur als einen engherzigen Egoiſten kennen gelernt, ſondern auch als einen Feigling; denn er duldete es, daß Lord Byron ſich für ſie mit dem Grafen Neipperg ſchlage, ohne, wie es ſeine Pflicht erfordert hätte, für die beleidigte Ehre ſeiner Gattin perſönlich einzutreten. Nun belauſcht ſie ihn, nachdem der Putſch mißlungen und ſich die Wogen wieder geglättet haben, im Geſpräch mit dem Spitzel Scharfenklau und erkennt ihn als Vaterlandsverräter. Damit hat ſich eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen den Gatten emporgetürmt.

Thereſa: Elender, ich hörte alles. Hochverrat an Deinem Vaterland — alles verzieh ich, aber dieſe Sünde nie, nie, nie! Erröten Sie nicht vor Scham für Ihre grauen Haare, daß Sie dem Erbfeind Ihre Ehre verkauften? — Ich werde den edlen alten Namen nicht in den Staub ziehen, den Sie tragen und entehren. Ich werde nichts öffentlich machen. Selbſt meine Familie ſoll nicht wiſſen, welch eine Schlange ſich zwiſchen uns eingeniſtet hat. Aber überwachen werd' ich Sie, der Sie uns überwachen ſollen. — Kein Eklat ſoll die Welt über den Bruch aufklären — ich werde Ihnen eine reſpektvolle Gattin bleiben. Aber ich werde Ihre Nähe meiden, ſo weit es ſich eben mit den geſellſchaftlichen Rückſichten verträgt. Wir werden getrennt leben, wenn auch die Trennung keine öffentliche iſt. — Fort! Ihr Anblick macht mich wahnſinnig, Ihre Gegenwart befleckt mich .... fort, elender, heuchelnder Verräter! (Guiccioli ab.) Witwe am Hochzeitstage!

Damit endet der erſte Akt des Dramas, den ich abſichtlich ſo ausführlich behandelte, um die Art von Bleibtreus Expoſitionen zu zeigen, die in allen Stücken des Autors mit derſelben genialen Leichtigkeit aufgebaut ſind. Überall treffen wir dieſe Fähigkeit, den Zuſchauer gleich mit den erſten Worten der auftretenden Perſonen in die gewollte Stimmung hineinzuverſetzen, die Fähigkeit, die verſchiedenen Fäden der Handlung gleichſam unabſichtlich und in der ſelbſtverſtändlichſten Weiſe neben einander anzuknüpfen.

Der zweite Akt ſpielt wiederum im Garten des Palazzo Gamba. Die Verſchworenen bemühen ſich, den Verräter (Guiccioli) zu entdecken, ohne indeſſen auf die richtige Spur zu kommen. Wieder trifft Thereſa mit Byron zuſammen; es entwickelt ſich eine hochpoetiſche Liebesſcene zwiſchen beiden. Thereſa erinnert ſich an ihre frühere Begegnung mit dem ihr damals noch unbekannten Dichter, ſie erinnert ſich der Geſpräche, die ſie damals pflogen über Franceſca da Rimini. Thereſa kann noch nicht recht an die Aufrichtigkeit Byrons glauben, der ihr unter zu verſchiedenartigen Formen erſcheint, von deſſen exzentriſchem, ja unmoraliſchem Lebenswandel ganz Ravenna voll iſt:

Thereſa: Nicht wahr, als Sie an jenem Abend heimkehrten, Mylord, ſchrieben Sie ein paar Witze in Ihren „Don Juan"? Und am anderen Tag überſetzten Sie dieſe in ihren Lebenswandel.

Byron: Glauben Sie, das Laſter wäre nicht Strafe an ſich? Die Tugend verehren und dem Laſter dienen iſt der Fluch aller Flüche. — Ja, Thereſa, Tugend und Unſchuld ſind zu zarte Blumen für meine befleckte Hand — aber ich berauſche mich doch am Arom, das der Mimoſe entſtrömt, obwohl ſie ſchamhaft vor der Berührung zurückſchreckt. Wenn ich mein Herz gebadet im Quell einer reinen Liebe, dann vielleicht bin ich auch würdig, die Blume zu brechen.

Und das Laſter verfolgt den Dichter. Margaretha Cogni, ſeine Favorit-Geliebte, iſt ihnen gefolgt, und während Byron ſich mit Neipperg im nahen Wäldchen ſchießt, erfolgt eine erregte Scene zwiſchen den beiden Frauen:

Thereſa: Fort, verworfenes Weib!

Margaretha: Verworfen? Wieſo? — Du biſt nicht ſeine Frau und ich bin nicht ſeine Frau. Du biſt ſeine Donna und ich bin ſeine Donna. Ich liebe ihn und Du liebſt ihn. (Bewegung Thereſas. Zwei aufeinander folgende Piſtolenſchüſſe. Thereſa horcht zitternd.) Sie ſind wohl nervös? Daran gewöhnen Sie ſich nur beizeiten. Byron ſchneuzt die Kerzen mit Piſtolenkugeln, ſchießt die Nägel von der Wand und — (horcht) ich muß doch mal nachſehen. (Ab.)

Neipperg iſt verwundet. Die Verſchworenen wollen dieſen Umſtand benützen, haben aber die Spur des unter ihnen weilenden Verräters immer noch nicht entdeckt. Thereſa aber, die alles um ſich herum wanken fühlt, ſucht den letzten Halt in Byrons Liebe.

Thereſa: — — — — — O, ich bin Franceſca und verſinke in Flammen — und niemand, an den ich mich ſchmiegen könnte? Franceſca, wie rieſſt Du doch dem Dichter entgegen:

O wohlgeſinntes, liebereiches Weſen,
Der du, die Nacht der Unterwelt durchwandelnd,
Allein mit meinem Elend Mitleid fühlſt. —

(Bleibt ſtehen, blickt im Garten umher.) Das Brautfeſt des Frühlings! Sieh dort die Roſe, die von der Horniſſe umſchwärmt wird. Dort die Aloë hat über Nacht ihre Hülle geſprengt und ihre prangende Krone geöffnet. Ach, ob das Herz ſo plötzlich ſich erſchließt und ſein Gefühl entfaltet? Was will all dieſe Natur? Was will ſie von mir? (aufſchreiend:) Ah! Ich liebe dich — fliehe mich!

Der dritte Akt führt uns in Byrons Palaſt und mitten hinein in eine Orgie des Dichter-Sonderlings, in eine Orgie im orientaliſchen Stil mit Tſchibuk, perſiſchen Teppichen, Wein und — Sklavinnen. Margaretha Cogni führt hier das Regiment. Höchſt humoriſtiſch iſt das Eindringen einer überſpannten Byron-Verehrerin, der engliſch-prüden Lady Bleſſington in dieſe „Dichterwerkſtatt", die, von Margaretha Cogni in die Flucht geſchlagen, ſprachlos abzieht. (Auch dieſe Scene iſt theatralich ganz dezent und vollſtändig darſtellbar, ſie enthält kein zweideutiges Wort, keine anſtößige Bewegung. Unſere beliebteſten „harmloſen" Operetten und Poſſenſcenen ſind das reine Sodom und Gomorrha dagegen. Für gewiſſe, den Ackerboden der modernen Litteratur unabläſſig nach den Trüffeln pikanter Gemeinheiten durchwühlenden Rüſſeltiere muß dies immer und ewig wiederholt werden. Nein es giebt hier keine Trüffeln für euch! Weg da mit euern

Rüſſeln!) Aber Bleibtreu führt nun auch Thereſa Guiccioli in dieſen Raum und weiß damit noch einmal alle Fäden des Stückes in einem Knoten zu verknüpfen und den Höhepunkt, die Peripetie des Dramas äußerſt geſchickt herbeizuführen. Pietro Gamba hat einen päpſtlichen Hauptmann erſchoſſen. Der Schuß macht die Pferde der zufällig vorbeifahrenden Thereſa ſcheu, der Wagen ſchlägt um, und die Gräfin wird halb bewußtlos in Byrons Haus geleitet. Fletſcher, Byrons treuer Diener, ſucht die Spuren der ſtattgehabten Orgie ſo gut wie möglich verſchwinden zu machen, und ſo findet ſich die zum Bewußtſein erwachende Thereſa im Hauſe Byrons und allein mit dem Manne, der ihr als der leuchtende Gegenſatz ihres erbärmlichen Gatten erſcheint und den ſie bereits liebt, wenn ſie auch dieſe Liebe bis dahin noch zu bekämpfen ſuchte. In der nun folgenden, prächtigen Liebesſcene reift in Thereſa der Entſchluß, dem angebeteten Manne ganz anzugehören.

„Ja ich bin Dein. Alles andere werf' ich hinter mich. — Ich liebte Dich ſeit ich Dich ſah; aber nie hätt' ich meinen Stolz und nie die Bande der Sitte gebrochen. Wenn ich jetzt alles für Dich dahingebe, ſo will ich nicht nur Deine Liebe beſitzen, auch Deinen Ruhm, den wahren Ruhm. Du ſollſt unſerer großen Sache dein Leben weihen. Du ſollſt einer der Unſern ſein."

Wieder verbindet ſich in Thereſas Fühlen der glühende Patriotismus mit der Liebe. Ihren charakterloſen Gatten hatte ſie nicht für die heilige Sache des geknechteten Vaterlandes gewinnen können, ihr Opfer war vergeblich geweſen, in Byron aber erblickt ſie nicht nur den Geliebten, ſondern den berufenen Rächer von Italiens Schmach. Prächtige, von dramatiſchem Leben ſtrotzende Scenen folgen. Mit hocherhobener, freier Stirn, vor dem Gatten, vor dem Vater, vor aller Welt bekennt ſich Thereſa zu ihrer Liebe, ſie ſagt ſich offen los von dem Vaterlandsverräter, mit welchem ſie eine konventionelle Scheinehe bis dahin verbunden. Und auch die Bedenken der Gambas beſiegt Byron, indem er ſich als Führer des Carbonari-Bundes zu erkennen giebt und den von den Öſterreichern verfolgten Verſchwörern Gelegenheit zur Flucht giebt. Auch Byron verläßt Ravenna mit den Verſchworenen auf ſeiner Brigg „Bolivar": „Ravenna, Grabſtätte des großen Verbannten Dante — die Grabſtätte eines zweiten heimatflüchtigen Dichters ſollſt du nicht beſitzen. Ich muß weiter pilgern nach einem Leichentuch. Wo werd' ich's finden? — —"

Schon dieſe Schlußworte des dritten Aktes malen die Stimmung Byrons. Es iſt ihm um die Sache der Carbonari nicht recht ernſt. Dieſe Verſchwörungen, dieſer Geheimbund mit ſeiner Revolutionsſpielerei, mit ſeinen vielen und großen Worten und ſeinen wenigen und kläglichen Thaten iſt

ihm nur ein Nervenreiz, das alles vermag seine Seele nicht ganz zu erfüllen. Und dann noch etwas: Das träumerische, grüblerische Element, die Dichternatur ist in ihm zu mächtig, er scheut zurück vor dem praktischen Eingreifen, vor der That. — So finden wir ihn im vierten Akte an der Seite Theresas zu Livorno, in müßiges Liebesgetändel und in seine Dichterträume versunken, Freiheitshymnen dichtend, während seine Freunde ihr Leben einsetzen im Kampfe für die Freiheit, die er — besingt. Die Nachricht vom Tode des alten Gamba, der im Neapolitanischen auf Vorposten gefallen, macht diesem Idyll ein Ende. Der sterbende Patriot flucht dem sybaritischen Wüstling, dem Pflichtvergessenen. Nun verlassen ihn die Gamba mit Verachtung, ja sogar Theresa sagt sich von ihm los.

Pietro: Was soll ich noch herbere Vorwürfe schleudern auf Dein schuldbedrücktes Haupt? Im Hochmut Deines Genies magst Du den Zorn des Freundes tragen — träume unverdrossen weiter! Aber den Staub Deiner Schwelle schüttle ich von meinen Füßen und lasse Dich allein mit Deiner herzlosen Gleichgültigkeit.

Theresa: Ja, jetzt bist Du wirklich allein, denn ich — verlasse Dich. — — — Uns trennt eine Kluft, ein Blutstrom rollt zwischen uns — lebe wohl!

So steht der Dichter wiederum allein. Die Welt, die seine Art nicht versteht, ist von ihm abgefallen und er selber klagt sich an: „O alte Schwäche des Dichters, Furcht vor der That. Ich bin der Sklave der Verhältnisse, des Augenblicks, von jedem Hauch bewegt. Was ich sein könnte, weiß ich nicht, doch weiß ich: Ich bin nicht was ich sollte." Da gerade in dieser Stunde des Zweifels an sich selber, in diesem Augenblick tiefer Niedergeschlagenheit reift in ihm der Entschluß, diesem Leben ein Ende zu machen, zurückzukehren nach dem kalten Norden und — die That zu suchen. Mit einem gedankentiefen Monolog schließt der Akt:

„. . . . Ich bin ein „Federheld" — gut. Im Anfang war das Wort. Jeder Vers ein Schwert, jeder Gedanke ein Ereignis — das Wort ist des Dichters That. . . . . Genug. Ich habe gefehlt, man hat mich schwach und faul gescholten. Mußt ich denn „handeln" — was sie so nennen? Hier steh ich Prometheus, der das heilige Feuer stahl, und forme Gedanken nach meinem Bilde. Ich habe versäumt zu handeln, denn ich schuf.

Wer will mein Richter sein, wenn nicht ich selbst? Wohlan, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit: Schuldig oder nicht schuldig? Schuldig.

Gut. Ich verlasse dies Land wollüstiger Träume und kehre heim zum kalten Norden, zu büßen und zu sühnen. Aber eure Verachtung —

veracht ich. Die Seele, die unsterblich ist, vergilt sich selbst, was Gutes sie und Böses dachte, erzeugt aus sich ihr Elend und ihr Ziel.

Horaz floh bei Philippi: Wir aber, Schicksal, bei Philippi sehen wir uns wieder." —

Fünfter Akt: Die „Bolivar" liegt zur Abfahrt nach England bereit. Da naht sich dem Scheidenden noch einmal Theresa. Reuig tritt sie vor ihn: „Vergieb, daß ich Dich verlassen konnte." Die Liebe ist stärker als der Patriotismus. Aber Byron hat überwunden, ganz und voll überwunden, er sagt seiner letzten Liebe Lebewohl. Und nun, da er alles von sich geworfen, was ihn an sein altes Leben bindet, kommt ihm die gesuchte, die ersehnte That entgegen. Die Abgesandten der griechischen Insurgenten ernennen ihn zu ihrem Führer. Und Byron erkennt in dem Ruf die Stimme des Schicksals. Was er in seiner Jugend gesungen, das soll er nun bethätigen: kämpfen und sterben für die Freiheit von Hellas. Daß er sterben wird, ahnt er, ja weiß er . . . denn die That ist des Dichters Tod . . „Zu dir, heiliges Hellas, Wiege meiner Dichtung und — ich ahne es freudig — Grab meines Lebens!" — — „Ade, Italien, meine zweite Heimat! Lebe wohl, Albion, Land meines Ruhmes und meiner Schmach! Meine Jugendliebe ruft mich zu sich hinab — totes Hellas, ich falle, damit du auferstehst." So verläßt Byron Theresa, seine letzte irdische Liebe, für seine erste und letzte geistige Liebe: die Freiheit.

Das ist also Bleibtreus erste dramatische Dichtung. Und daß wir es hier mit einer „Dichtung" zu thun haben und nicht mit einem nach irgend einem Recepte zusammengebrauten Bühnenabsud, das muß jedem klar werden, der das vorstehende Referat durchgelesen, wie viel mehr demjenigen, der die Dichtung selber zur Hand genommen. Daß dieses Referat etwas weit ausgedehnt und mit zahlreichen wörtlichen Citaten versehen wurde, geschah in der Absicht, gleich zum Anbeginn unserer Betrachtung der Bleibtreuschen Dramen, des Dichters Schaffensweise und auch seine Sprache dem Leser so genau wie möglich vorzuführen. Wir haben es indessen hier nicht nur mit einer „Dichtung" zu thun, sondern mit einem äußerst wirkungsvollen Bühnenstücke, das bei nur einigermaßen geschickter Inscenierung und verständnisvoller Darstellung auf den Brettern nicht versagen würde. Die eminente dramatische und theatralische Wirkung der drei ersten (Aufstieg-) Akte sieht man ohne weiteres ein; jeder der drei Akte ist in sich vortrefflich gesteigert und alle drei zusammen bilden bis zur Trennung Theresas von ihrem Gatten eine große Steigerung. In den beiden letzten Akten aber zeigt sich der schon oben erwähnte Bleibtreusche Lyrismus, und da könnten ängstliche Gemüter einen Abfall oder doch wenigstens ein allzugroßes Nachlassen der theatralischen Wirkung befürchten. Diese Furcht ist

hier unbegründet. Ganz abgesehen davon, daß die Gesetze des Dramas an und für sich in den Akten des Abstiegs die allmähliche Rückkehr der hochgespannten dramatischen Bewegung zur Ruhe bedingen, ist hier der Lyrismus durch den Stoff des Dramas bedingt. Zudem schläft die Handlung nicht ein, und wenn diese abwärtsleitenden Akte auch keine Steigerung haben können und haben dürfen, so besitzt doch jeder sein erregendes Moment: der vierte die Absage Theresas, die wie Gottschall nicht unrichtig bemerkt, vielleicht etwas breiter ausgearbeitet sein könnte, und der fünfte, die Rückkehr Theresas (hier gleichsam im umgekehrten Sinne das Moment der letzten Spannung), Byrons Verzicht auf die Liebe (das kann ja nur lyrisch sein!), den Eintritt der griechischen Insurgenten und den in einen Freiheitshymnus austönenden Aufbruch Byrons nach Missolounghi. Zudem fesselt in diesen letzten Akten der hinreißende Schwung der Rede den Zuschauer kaum geringer als in den ersten die stark bewegte Handlung. Hier bildet also dieser Lyrismus, der, wie wir sehen werden, dem Dichter in anderen Stücken und besonders in seinem Napoleondrama verhängnisvoll werden sollte, geradezu ein Schönheitsmoment des Dramas und muß, meiner Ansicht nach, die theatralische Wirkung nicht beeinträchtigen, sondern erhöhen.

Ein anderer Punkt, der dieses Drama ganz besonders zur Aufführung empfiehlt: es enthält brillante „Rollen". — Daß Lord Byron eine Charakterfigur, die jeden bedeutenden Schauspieler reizen müßte, sieht jeder ein. Die Aufgabe, den Bleibtreuschen Byron zu kreieren, wäre allerdings keine leichte, aber eines großen Künstlers würdig. Wie wäre es denn, wenn sich Kainz einmal daran versuchte? Aber auch alle übrigen Rollen sind wirkungsvoll, und ich kann wohl behaupten, daß in dem ganzen Stück kein „undankbarer Part" zu finden. Das will viel sagen. Da ist der skeptische, trockene Freund Byrons, Trelawny, dann sein getreuer Kammerdiener Fletscher, der alte Gamba, in seinem starren und herben Patriotismus und der junge Pietro Gamba, der heißblütige, unbedachte Schwärmer; ferner der alte Geck, Graf Guiccioli, eine famose Charaktercharge, — die aber ja nicht plump gespielt werden darf — und der gigerlhafte Comte d'Orsay, das lebendige Modeebenbild des Dichterlords mit der famosen Byron-Schleife. Und die Österreicher. Was ließe sich nicht aus dem Grafen Reipperg, dem verliebten Gouverneur, mit seiner hölzernen Ritterlichkeit und seinem Don-Juan-Bewußtsein des allmächtigen Gebieters, aus dem famosen Spitzel Scharfenklau, ja sogar aus der einfachen Melderolle des Barons Hohenwart in seiner dienstlich-ärarischen Gamaschenknöpfigkeit machen? Daß die Theresa Guiccioli eine Glanzrolle für jede jugendliche Heldin werden könnte, geht aus den obigen Darlegungen hervor. Schönheit, liebende Hingebung, Begeisterung, alles hat ihr der Dichter zugeteilt, was die Herzen der Hörer rühren, was ihre

Sympathie erwecken kann. Auch aus der Margaretha Cogni, so flüchtig sie behandelt ist, ließe sich eine interessante Bühnengestalt schaffen. Die Gräfin Albrizzi ist eine würdige Matronenrolle und die verschrobene Byronschwärmerin, Lady Blessington eine köstliche weibliche Charge. Sogar die beiden erst am Schluß auftretenden griechischen Insurgenten Odysseus und Maurocordato wirken durch ihr dem Zeitcharakter trefflich abgelauschtes etwas schwülstiges Pathos.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß Rudolf von Gottschall, der sich in der neuen, sechsten, Ausgabe seiner bekannten „National-Litteratur" bestrebt, auch den Vertretern der modernen Richtung nach bestem Wissen und in möglichst objektiver Weise gerecht zu werden, „Lord Byrons letzte Liebe" für Bleibtreus bestes Drama hält. Wenn ich darin dem berühmten Kritiker auch nicht beistimmen kann und in der Folge zeigen werde, daß Bleibtreu noch weit Bedeutenderes geschaffen, so wollte ich dieses Urteil doch nicht unerwähnt lassen, weil Gottschall, der selber ein nicht ungewandter Bühnenroutinier, hauptsächlich als Theatraliker sieht, und zwar als Theatraliker der alten Schule, und weil also gerade durch diese Ansicht Gottschalls die „Bühnenwirksamkeit" dieses Stückes außer allem Zweifel gestellt wird.

Wie gesagt, ich halte „Lord Byrons letzte Liebe" nicht für Bleibtreus bedeutendstes Drama; dennoch glaube ich, daß sich die Bühnen zu allererst dieses Stückes bemächtigen sollten, gerade weil es sich zum Teil noch in den alten Bahnen bewegt, weil es relativ leicht zu inscenieren ist, den Schauspielern keine wesentlich neuen Aufgaben stellt, weil die Wirkung, da das Publikum ebenfalls nicht durch allzu Ungewohntes verblüfft wird, eine sichere ist und so ein günstiger Erfolg mit ziemlicher Bestimmtheit vorausgesagt werden kann. Darum auch — und nur aus diesem Grunde — ist dieses Erstlingsdrama Bleibtreus an dieser Stelle ausführlicher besprochen worden.

Es liegt eben in der menschlichen Natur, daß das Neue nur allmählich und anknüpfend an Altes, Längstbekanntes, eingeführt werden kann. Das weiß z. B. die Pädagogik sehr gut und baut darauf ihre Systeme auf. Auch die Bühne ist eine pädagogische Anstalt, oder sollte es wenigstens sein, darum muß sie ebenfalls in ähnlicher Weise vorgehen, wenn sie das immerhin schwerfällige und am Altgewohnten klebende Publikum zum Fortschritt erziehen will. Besonders aber wo es sich um eine stark ausgeprägte Dichterindividualität handelt, da müssen Bühne und Publikum die Entwickelung dieser Dichterindividualität mitmachen, auch sie können nicht beim Ende, sie müssen immer beim Anfang anfangen. Oder glaubt vielleicht jemand, daß man den „Ring des Nibelungen" oder den „Parsival" hätte inscenieren und dem widerstrebenden Publikum vorführen können, bevor „Rienzi",

„Tannhäuser“ und „Lohengrin“ verdaut waren? Selbst das Machtwort eines Ludwig von Bayern hätte da nichts vermocht.

„Gieb mir einen Punkt und ich hebe dir das Weltall aus den Angeln“, rief einst Archimedes. Auch auf geistigem Gebiete gilt es diesen Punkt zu finden, wo der Hebel ansetzen kann. In unserem Falle heißt dieser Punkt: „Lord Byrons letzte Liebe“. Aber, wie gesagt, der Hebel muß eben angesetzt, der Versuch muß gewagt werden.

Don Carlos in neuester Beleuchtung.

Von Prof. Josef Frank.
(Nikolsburg.)

Man kann sich nicht wundern, wenn dieses schon an und für sich so anziehende historische Problem, das überdies durch Schillers herrliches Drama eine ganz ungeheure Popularität erlangt hat, die Forscher immer von neuem anlockt, daß diese die Archive immer wieder nach gründlichen Belegen durchsuchen, daß sie das bereits früher zu Tage geförderte urkundliche Material immer wieder prüfen und vergleichen, um die Person, den Charakter und die Schicksale des unglücklichen Prinzen mit möglichster Treue vor unserem geistigen Auge erstehen zu lassen. Multi pertransibunt et augebitur scientia. Es kommt eben eine Auferstehung für langbegrabene Geschichten, indem sie die Riegel der langverschlossenen Archive sprengen und allen sichtbar werden. Wie man weiß, hat Gachard in erster Reihe das Verdienst, die durch des Savoyarden St. Real und Friedrich Schillers Dichtungen stark verhüllte und verdunkelte Wahrheit durch Hebung der Quellenschätze in der Hauptsache wiederhergestellt zu haben. Neben ihm haben Altmeister Ranke und Professor Maurenbrecher sich des Stoffes bemächtigt und die früheren Resultate ergänzt und berichtigt. In jüngster Zeit hat nun Professor Büdinger*) es unternommen, die Quellen auf ihren Wert hin zu untersuchen und dieselben zu sichten. Es bedarf nicht erst der Erwähnung, daß er dies mit aller kritischen Schärfe, Tiefe und Gründlichkeit gethan hat, kurz, daß er sich seiner Aufgabe mit der bei ihm gewohnten Meisterschaft

*) Max Büdinger: Don Carlos' Haft und Tod insbesondere nach den Auslassungen seiner Familie. Mit Don Carlos' Porträt in Heliogravüre. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1891.

entledigte. Verſuchen wir nun, Don Carlos' Bild in der Geſchichte, wie es ſich eben nach dieſen jüngſten Ergebniſſen der wiſſenſchaftlichen Forſchung geſtaltet, mit Abſtreifung alles gelehrten Beiwerks in knappen Zügen zu zeichnen.

Don Carlos war am 8. Juli 1545 geboren. Kein ängſtliches Elternauge überwachte ſeine erſten Schritte, da er ſeine Mutter Maria von Portugal ſchon vier Tage nach ſeiner Geburt verlor und er bereits 14 Jahre alt war, als er ſeinen Vater das erſte Mal perſönlich kennen lernte. Die unglückſelige Weibererziehung durch ſeine Tante Johanna, die verwitwete Königin von Portugal, mochte nebſt ſeiner allerdings unglücklichen Beanlagung ſehr viel dazu beigetragen haben, aus ihm ſpäter ein ſo mißratenes Menſchenkind zu ſchaffen. Dieſelbe war der ihr geſtellten pädagogiſchen Aufgabe ſo wenig gewachſen, daß ſie ihn nicht einmal zur Sauberkeit ſeines äußeren Menſchen bringen konnte und im Gefühle ihrer Unzulänglichkeit und Ohnmacht im Sommer 1558 ſelbſt ſich an den kaiſerlichen Großvater Karl V. mit der Bitte wandte, er ſolle den durch die Rhachitis leiblich mißgeſtalteten, zu jeder phyſiſchen und geiſtigen Arbeit unluſtigen Knaben nach St. Juſte nehmen „wegen nicht mitteilbarer nur unter der größten Autorität zu heilender Fehler". — Und doch war dieſe Dame ſo eheſüchtig, daß ſie ſechs Jahre ſpäter, innerhalb welchen ſich der Prinz wahrlich nicht zu ſeinem Vorteile verändert hatte, denſelben durchaus zu heiraten alles aufbot und nur durch deſſen entſchiedene Abneigung und des königlichen Rates Beſchluß daran gehindert wurde. Dazu kam ſpäter noch, daß ein dreijähriges Wechſelfieber ſeinen ohnehin zarten Körper durchraſte und nebſt der oben angedeuteten Verirrung in ihm zu der bald in Geiſteskrankheit ausartenden reizbaren Schwäche den Grund legte. Auch die ſchwere Erkrankung nach dem Unfalle bei des Prinzen bekanntem Liebesabenteuer 1562 in Alcala (mit des Schloßgärtners Tochter), von der ihm die chirurgiſche Kunſt des berühmten Veſalius, wie ſelbſt der Kardinal Granvelle zugiebt (und nicht, wie Carlos und andere glaubten, die Gebeine eines alten Franziskaners) Hilfe gebracht, wird der ruhigen normalen Entwickelung ſeiner Nervencentren keinen leichten Choc verſetzt haben. Weitere ſeeliſche Aufregungen kamen hinzu. Der von der Natur ſo ſtiefmütterlich Behandelte, auf dem das Auge des von ſeinem königlichen Berufe ganz erfüllten, aber allem feinfühligen edleren Menſchentum fremden Vaters nicht wie auf einem wohlentwickelten vielverſprechenden Kronerben hoffnungsvoll verweilte, mußte ſich tief verbittert und zurückgeſetzt fühlen, und da ſich ſeine Lebensenergie — es fehlte ihm daran nicht — nicht in normalen Bahnen bewegen konnte, und er doch als Königsſohn für ſeine Expanſivkraft immerhin Raum fand, ſo beging er oft die verkehrteſten tollſten Streiche, und

alle seine Handlungen erhielten den Stempel des Excessiven. In religiöser Beziehung war Carlos, selbst nach den in diesem Punkte gewiß sehr strengen Begriffen seines Vaters, bis an sein Lebensende vollkommen korrekt und tadellos, und dies war vielleicht der einzige Punkt, in dem Vater und Sohn gleichgestimmt waren. Don Carlos' noch jetzt im Archive von Simancas aufbewahrtes Testament mit seiner kichererbsenartigen Handschrift, welches im Großen entschieden als eine Emanation seiner innersten Seele gelten kann, beweist dies nebst anderen Umständen zur Evidenz. Die darin ausgesprochene, übrigens schon 1559 bei einem Autodafé durch eine Eidleistung verbürgte Wertschätzung der Inquisition, sein Wunsch, im Franziskanergewande beigesetzt zu werden, seine Bestimmung, im ersten Jahre nach seinem Tode in Toledo zehntausend Seelenmessen für sein Seelenheil lesen zu lassen, seine frommen und bei seiner sonstigen Gleichgültigkeit gegen alle Wissenschaft sogar befremdenden Stiftungen von wohldotierten Lehrkanzeln für „heilige Schrift" und die Lehren des „heiligen Thomas von Aquino" lassen, in Verbindung mit seiner während der Haft geäußerten Sehnsucht nach der Eucharistie, eine sogar mit einem bei seiner Jugend seltenen asketischen Zug vereinigte Glaubensreinheit über allen Zweifel erhaben erscheinen. Es ist also ganz ausgeschlossen, daß häretische Neigungen des Sohnes ihn frühzeitig dem Vater entfremdet haben können. Dagegen waren es zwei andere Umstände, die Vater und Sohn immer mehr auseinanderbrachten und ihre Spannung bis zum Hasse steigerten: Der nach Befriedigung suchende Thatendrang des Sohnes, als Statthalter in die Niederlande entsendet zu werden, und seine damit im Zusammenhang stehende weil freiere Bewegung versprechende Neigung, die Tochter des Kaisers Maximilian II., die Erzherzogin Anna, zu ehelichen.

Die gewaltsame Repression der Niederlande war eine beschlossene Sache. Nicht leicht hat sich Philipp II. dazu entschlossen, und seine schwankende Haltung brachte den Herzog von Alba beinahe dazu, gegen dieselbe zu protestieren und sich dann unter Abwälzung jeder weiteren Verantwortung zurückzuziehen. Man muß das Alba um so höher anrechnen, wenn man hört, daß derselbe damals „die Gicht an beiden Füßen" hatte und er überdies in einen heißen Liebeshandel mit einer Hofdame der Königin verstrickt war. Er ging also nur ungern dahin, was auch aus seinem Zögern und aus den bitteren an Egmont gerichteten Witzworten hervorgeht, derselbe hätte ihm „in seinen alten Tagen" diese Reise ersparen können. Aber der in spanischen Traditionen aufgewachsene und ganz in dieser kastilischen Eigenart und geschichtlichen Entwickelung aufgehende Philipp konnte nicht anders, als dem von den 1566 und 1567 versammelten Kortes durch den Prokurator von Burgos geäußerten Wunsche, besonders aus religiösen Gründen gegen

die Niederlande einzuſchreiten, nachzukommen. Die Nachrichten von den Bilderſtürmen in den Niederlanden brachten in Spanien das Gefäß des nationalen und religiöſen Unwillens vollends zum Überfließen. Und doch hatte die ſpaniſche Regierung in den Niederlanden, obwohl unter für Philipps Weſen ſo charakteriſtiſchem, geheimem Proteſte, die dortigen Rebellen noch durch Konzeſſionen beſchwichtigen müſſen; der König aber war bei dieſen ſchlimmen Nachrichten in ein hitziges Fieber verfallen! Auch das formale Recht Philipps zum Einſchreiten gegen ſeine rebelliſchen Unterthanen in „Flandern“ kann nach dem Burgundiſchen Vertrage von 1548 und der 1555 erfolgten Exemption der Niederlande von der Exekutionsordnung des Reichskammergerichtes und nach der von Karl V. feſtgeſetzten Ausnahmebeſtimmung, daß die im übrigen Reiche feſtgeſetzte Aufhebung der Todesſtrafe für das lutheriſche Bekenntnis von Unterthanen katholiſcher Reichsſtände, für die Niederlande nicht gelte, nicht beſtritten werden. Der Schwager König Philipps, Kaiſer Maximilian II., hat in dieſer Affaire eine zweideutige Rolle geſpielt, wenn er auch ſchließlich die Truppenwerbungen gegen die Niederlande im Reiche und ſogar in ſeinen Erbländern bewilligte. Selbſt Papſt Pius V. verſagte dem König die ihm für die flandriſche Expedition ſo wünſchenswerte Cruzada (d. i. die Bulle für Kreuzzugspredigten zur Hereinbringung einer Steuer von allen Gläubigen) und verwies ihn auf den Weg der Vermittlung und Unterhandlungen. Erſt ſpäter hat er Albas Vorgehen in den Niederlanden gebilligt. Der König Philipp hatte zunächſt (wohl ernſtlich) ſelbſt eine Reiſe in die Niederlande in Ausſicht genommen, und Don Carlos wollte ihn durchaus dahin begleiten. Der Kronprinz verbot den Kortes, die ſich für ſeine Regentſchaft in Spanien in des Königs Abweſenheit ausgeſprochen hatten, unter ganz unzweideutigen Drohungen jede Einmengung in ſeine perſönlichen und daher auch in ſeine Heiratsangelegenheiten. Die früher vielbetonten, angeblich ſehr ernſten und hochverräteriſchen Beziehungen Carlos' zu dem allerdings unbeſonnenen niederländiſchen Edelmann Montigny, und beſonders etwaige Zetteleien mit dem Grafen Egmont laſſen ſich hiſtoriſch nicht aufrecht erhalten. Als Alba am 17. April 1867 ſich von Don Carlos verabſchiedete, um ſeine Statthalterſchaft in den Niederlanden anzutreten, geriet er dabei durch Dolchattentate des Prinzen zweimal in Lebensgefahr, und ſchon am 17. April 1567, bei einer Beſprechung des Überfallenen mit dem Könige, ſtellten beide feſt, daß der Prinz zur Nachfolge in der Regierung unfähig ſei. Seine perſönliche Reiſe in die Niederlande hatte der König ſchon im Anfange dieſes Jahres aufgegeben, und damit war auch die von Carlos ſo ſtürmiſch gewünſchte Begleitung dahin gegenſtandslos geworden. Philipp ſuchte den darüber verzweifelten Prinzen durch die Broſamen einer erhöhten Dotation und das

nichtige Versprechen, ihn dahin mitzunehmen, „wenn er in die Niederlande reise", zu beruhigen. Niemand wird es schon nach dem hier Erzählten (noch mehr aber nach dem noch zu Berichtenden) auffallend finden, wenn der von seinen Regierungspflichten und seiner vielfachen Verantwortlichkeit durchdrungene Philipp dem körperlich so verkümmerten und geistig schon seiner Jugend wegen unreifen und aller besonnenen Ruhe entbehrenden Sohne eine maßgebende Führerrolle in einer so schwierigen Sache nicht anvertrauen wollte, und es wundert uns beinahe nicht, wenn wir hören, daß auch keine Partei in den Niederlanden Don Carlos Ankunft daselbst wirklich gewünscht habe.

Die zweite Angelegenheit, die eine unüberbrückbare Kluft zwischen Vater und Sohn hatte entstehen und des letzteren Geisteskrankheit zum Ausbruche kommen lassen, war die mit der niederländischen innig zusammenhängende, oben bereits gestreifte Heiratsangelegenheit. Wir können diesmal, obwohl wir hier jeder Besprechung der Quellen aus dem Wege gehen, nicht unerwähnt lassen, daß hierfür die Berichte des kaiserlichen ebenso patriotischen als tüchtigen Gesandten in Madrid, Adam von Dietrichstein von der jüngeren Nikolsburger Linie, als vorzügliche Quelle dienen. Derselbe war mit Alba besonders vertraut und hatte außer seiner trefflichen Beobachtungsgabe durch seine eheliche Verbindung mit einer Dame aus dem altadeligen kastilianischen Geschlechte der Cardona ausgezeichnete Informationen. Es kann ihm hierin selbst der französische Gesandte, der seine Nachrichten von der Königin Elisabeth selbst bezog, kaum an die Seite gestellt werden. Letztere war wohl von ihrer Mutter Katharina von Medici durch eine abscheuliche Drohung zum gehorsamen Berichterstatterdienst gepreßt worden; letztere spiegelte nämlich ihrer Tochter vor, dieselbe leide an einer entehrenden von ihrem Großvater ererbten Säfteverderbnis und die Mutter wollte dies Philipp II., ihrem Gemahl, verraten, falls sich Elisabeth ihr nicht als politisch vollkommen willfähriges Werkzeug erweisen sollte. Die arme Königin fügte sich und kurierte sich an dieser vielleicht nur imaginären Krankheit zu Tode. Der ohnehin wortkarge Philipp aber, der den Kundschafterdienst seiner Gemahlin ahnen mochte, war ihr gegenüber in seinen Äußerungen besonders vorsichtig geworden. Adam von Dietrichstein nun hatte die Heirat zwischen Don Carlos und Anna mit besonderem sanguinischen Eifer betrieben und die Aussichtslosigkeit dieses Projektes erst sehr spät eingesehen.

Don Carlos besaß nämlich nach Philipps Überzeugung auch nicht die primitivste der Qualitäten, um eine solche eheliche Verbindung mit ihm rätlich erscheinen zu lassen. Er war körperlich verkrüppelt, und der Fall von Alcala hatte ihm auch den Gebrauch der rechten Körperhälfte sehr erschwert. Er war nicht nur allen ritterlichen Körperübungen (etwa das

Schwimmen ausgenommen) abhold, ſondern auch ſo ſchwach, daß er, als ihm die Taufpatenſchaft ſeines neugeborenen Stiefſchweſterchens Iſabella, deren Geburt ihm allerdings unwillkommen war, angetragen wurde, er es ſeinem Bruder Don Juan überlaſſen mußte, das Kind aus der Taufe zu heben. „Nur in den Zähnen ſtark“ nennt ihn der oben erwähnte franzöſiſche Geſandte Fourquevaul. Derſelbe berichtete auch am 30. Juni 1567 nach einer vom Leibarzte des Prinzen ſtammenden Mitteilung, daß ungeachtet aller angewandten mediziniſchen Mittel von Don Carlos Nachkommenſchaft nie zu erwarten ſei. Anfangs des nächſten Jahres ſchreibt derſelbe Geſandte, man werde gegen den Prinzen gerichtlich vorgehen, um ihn für unfähig zur Thronfolge zu erklären. Das dreijährige Wechſelfieber und die ſonſtigen auch von uns erwähnten Umſtände haben ſeine Dispoſition zur Schwachſinnigkeit immer mehr zur Reife gebracht. Aus all dieſen Gründen hatte Alba im Auftrage Philipps ſchon dem Vorgänger Dietrichſteins im Jahre 1562 eröffnet, die Verlobung Carlos mit der Erzherzogin Anna müſſe eingeſtellt werden. Am 17. März 1564 landeten die von Philipp II. bei der ihm zur Überzeugung gewordenen Succeſſionsunfähigkeit ſeines eigenen Sohnes als Thronerben in Ausſicht genommenen kaiſerlichen Prinzen mit ihrem Erzieher Dietrichſtein in Barcelona, und der von letzterem gewonnene und geſchilderte Eindruck der erſten Begegnung mit Carlos iſt ebenfalls ein möglichſt ſchlechter. Auch die verbreitete Anſicht über des Prinzen ſexuelle Unzulänglichkeit iſt ihm zugekommen, aber der Leibarzt desſelben (man merke hier den Gegenſatz mit der Angabe des franzöſiſchen Geſandten) hat ihn diesbezüglich beruhigt. Da aber Don Carlos gegen die bei Philipp ſogar ſchon ſeit 1561 feſtſtehende, wenn auch nur den nächſten Verwandten mitgeteilte Überzeugung, ſein Sohn ſei, wenigſtens vorläufig, für die Ehe untauglich, immer von neuem revoltierte, bewilligte ihm ſein Vater, um ihn zu beruhigen, außer der erwähnten für die verſagte Statthalterſchaft verliehenen Dotation auch einen Sitz im Staatsrat und einen eigenen Hofſtaat; dem letzteren wurde allerdings der Philipp bis zur Preisgebung ſeiner eigenen Gemahlin, der Prinzeſſin von Eboli, ergebene, aber Carlos verhaßte Ruy Gomez vorgeſetzt. Philipp hielt dieſen Vertrauenspoſten für beſonders wichtig und ſchwierig, denn (meinte er) wenn Gomez nicht immer ganz nahe bei ihm (Carlos) ſei, ſo findet man ihn bei der Rückkunft nicht mehr, wo man ihn beim Weggehen gelaſſen hat.“

Die Emanzipation von der väterlichen Bevormundung durch eine baldige Heirat und die Verleihung einer Statthalterſchaft waren aber die Pole, um die ſich Don Carlos' ganze Phantaſie bewegte, und mit der eigenſinnigen Verbiſſenheit geiſtig Unmündiger kam er immer wieder darauf zurück. Nach verſchiedenen geſcheiterten Heiratsprojekten hatte er ſich, ſeitdem er 1563 ein

Bild der Erzherzogin Anna gesehen hatte, für diese entschieden. Philipp aber, mochte er nun die Hoffnung auf die Möglichkeit einer Besserung in einer fernen Zukunft nicht ganz aufgegeben oder nur aus Schamgefühl die Unheilbarkeit desselben nicht zugestanden haben, wollte für alle Fälle von einer Heirat seines Sohnes in diesem Zeitpunkte nichts hören. Carlos glaubte nun den Befähigungsnachweis für die Ehe dadurch erbringen zu können, daß er allerlei Frauen auf der Straße mit unverschämten Anträgen belästigte und verrufene Häuser besuchte; ja er wurde gegen Dietrichstein dringlich, er solle auf Grund dieser Leistungen von seiner nunmehrigen Wiederherstellung dem Kaiser Bericht erstatten. Philipp erkannte, daß er die ihm und der staatlichen Wohlfahrt von Carlos' Unberechenbarkeit drohende Gefahr nur durch eine Einschließung seines Sohnes abwenden könne, und indem er das Verhalten von Regenten in ähnlichen Fällen (Ludwig XI. und Carlos von Viana!) sorgfältig untersuchen ließ, setzte er eine Dreierkommission zur Rechtfertigung des gegen seinen Sohn einzuschlagenden Verfahrens ein. Die Akten wurden leider neben anderen auf den Fall Bezug habenden Briefen nach einem Codizill in Philipps Testament später verbrannt.

Carlos litt (nach dem fachmännischen Urteile der von Prof. Büdinger zu Rate gezogenen medizinischen Autoritäten der Wiener Universität) nicht an moral insanity, sondern an Schwachsinnigkeit, trotzdem war seine Absperrung schon vom rein medizinischen Standpunkte entschieden geboten, da er, weit entfernt von Harmlosigkeit, die schlimmsten Tollheiten beging. So hat er unter anderem seine getreuen Kämmerer ohne Ursache geohrfeigt, und es ist für ihn charakteristisch, daß er diese Maulschellen schon sechs Monate vor der Verabreichung geplant hatte. Er hatte ferner mehrere Mädchen prügeln lassen und wollte seinen Garderobier zum Fenster hinauswerfen. Er hatte auch Philipps Lieblingspferd, trotzdem er bei seines Vaters Leben geschworen hatte, dem edlen Tiere nichts zu Leide zu thun, zugrunde gerichtet und dreiundzwanzig andere Pferde mutwillig verletzt. Viel ernster aber war sein unbotmäßiges höchst respektwidriges Benehmen gegen seinen Vater, das sich bald zu einem glühenden gegenseitigen Hasse beider gesteigert hatte. Dies führt uns auf die von Don Carlos gegen seinen Vater geplante Ermordung.

Diese verbrecherische Absicht bestand beinahe zweifellos und wurde von ihm wahrscheinlich gefaßt, nachdem Philipp seine Reise in die Niederlande am 20. Sept. 1567 endgültig aufgegeben hatte und die Königin Elisabeth von einem Töchterchen entbunden ward. Dietrichstein ist auch jetzt noch von seinem Lieblingsprojekt, den Prinzen mit der kaiserlichen Prinzessin Anna zu verheiraten, so voreingenommen, daß er auch jetzt noch Don

Carlos bizarres Benehmen der ungeſtillten Sehnſucht nach einer Gattin zuſchreiben möchte und von der Realiſierung dieſer Ehe allein Beſſerung erwartet. Die Geiſtesſchwäche eines Menſchen ſchließt aber in einzelnen Dingen ein planmäßiges Handeln nicht aus. So hat auch Carlos, obgleich ſeine wahnſinnige Freßgier, ſein Angſtgefühl, ſeine Maßloſigkeit im Genuſſe von Eiswaſſer (nach mediziniſchem Gutachten nicht ſo ſehr ein Symptom als vielmehr die Folge des ausgebrochenen Wahnſinns) ſeine Geiſteskrankheit zweifellos erſcheinen laſſen, ſeine Flucht und das Attentat auf ſeinen Vater ziemlich umfaſſend, wenn auch mit dem bei ihm gewöhnlichen Mangel an jeder Vorſicht (er war nicht nur mit dem Munde, ſondern auch mit der Feder ſehr geſchwätzig) vorbereitet. Seine kühnen geheimen Finanzoperationen zur Aufbringung von Geld hatten freilich einen ſehr geringen Erfolg und die Erledigungen ſeiner diesbezüglichen brieflichen Bemühungen wurden nebſt allen übrigen Papieren des Prinzen in der Nacht vom 18. auf den 19. Januar des Jahres 1568 dem Könige auf ſein Zimmer gebracht. Aber auch ſonſt erließ er Rundſchreiben und Aufrufe an die Granden, Räte, Provinzialbehörden und vornehmſten Stadtgemeinden, die ſo ziemlich alle darin übereinſtimmen, daß ſie eine Motivierung ſeiner Flucht nach Deutſchland oder Genua und die Bitte, ihm dabei, nötigenfalls mit Aufbietung von Gewalt, beizuſtehen, enthalten. Auch der für den Fall des Gelingens für den König zurückgelaſſene Brief iſt uns ſeinem Inhalte nach bekannt, und demſelben zu Folge hat ihn beſonders die nach ſeiner Anſicht nach ohne rechten Grund von ſeinem Vater verſchleppte Vermählung zur Flucht veranlaßt. Noch viel ſchlimmer aber war, daß, wie beinahe zweifellos feſtſteht, Carlos für den 17. Januar des Jahres 1568 die Ermordung ſeines Vaters beſchloſſen hatte und dieſelbe nur dadurch nicht zur Ausführung kam, daß Don Juan den Anſchlag rechtzeitig dem Könige verriet. Nicht nur figuriert in der aufgefangenen authentiſchen von Carlos angelegten Liſte ſeiner Feinde ſein Vater obenan; nicht nur die geheimnisvollen Unterhandlungen mit Prieſtern wegen Unterſchiebung einer ungeweihten Hoſtie bei Erteilung des Abendmahles, ſondern auch die briefliche Mitteilung des päpſtlichen beſteingeweihten Nuntius in Spanien laſſen es ſo gut wie ausgemacht erſcheinen, daß Carlos ſeinen Vater am Antoniustage ermorden wollte, obgleich er dieſem noch an demſelben Tage die Hand küßte und am 18. Januar mit ihm ruhig zur Meſſe ging, und obgleich der König es nicht Wort haben wollte, ſondern in den nach des Prinzen Verhaftung erlaſſenen Rundſchreiben nur die Schwachſinnigkeit des Sohnes allein als die Abſchließung gebieteriſch erfordernd angab.

Am 18. Januar 1568 abends erfolgte alſo des Kronprinzen Verhaftung. Der franzöſiſche Botſchafter ließ ſich für die Notwendigkeit dieſes Schrittes

vierzig Gründe und Erwägungen erzählen. Wir werden dieselben zu erfahren nicht begierig sein und sind uns wohl schon nach dem hier Berichteten über das Geschehene im Klaren. Die Vorgänge bei der Verhaftung waren ungefähr folgende: Am Tage derselben, um 1 Uhr nachmittags, sollte Don Carlos' Vertrauter, sein Oheim Don Juan, zu einer verabredeten Zusammenkunft eintreffen; er kam aber nicht und entschuldigte sein Fernbleiben mit Vorwissen des Königs damit, „es sei ihm zu elend geworden". Don Carlos wurde darüber stutzig und legte sich, da er zum König berufen zu werden fürchtete, ebenfalls zu Bette. Da berief der König noch am selben Tage um elf Uhr nachts seine verläßlichsten Hofleute und, „nachdem er zu ihnen gesprochen, wie niemals ein Mensch sprach", begab er sich in die Gemächer seines Sohnes. Im Gefolge waren auch königliche Diener, die Hämmer und Nägel mit sich trugen. Der König schritt über Korridore und Treppen ohne Licht, ohne Degen, im Hauskleide, ohne Garde. Den Kämmerern des Prinzen war der Auftrag gegeben worden, die Thüre zu dessen Appartement offen zu halten. Als der König das Gemach seines schon schlafenden Sohnes betrat, wurde ihm ein Licht vorangetragen. Durch das Geräusch erweckt, sprang Carlos aus dem Bette und schrie: „Was ist das? Will Ew. Majestät mit Ihren Räten und all dem Gefolge mich töten? Tötet mich, oder ich töte mich selbst!" Der König suchte ihn zu beruhigen, konnte ihn aber nur mit Mühe hindern, sich ins Feuer zu stürzen, und mußte ihm auch den ergriffenen Leuchter entwinden. Als er sich immer unbändiger benahm, wurden die Fenster vernagelt. Unter Carlos Ausrufen: „Ich bin nicht irrsinnig, Gott zum Zeugen, aber verzweifelt, Gott zum Zeugen!" wurde er zu Bette und in der Aufregung übersehene Waffen, ein Degen und eine Pistole, auf die Seite gebracht. Es sei noch erwähnt, daß eine am Thüreingange von Don Carlos' Gemach angebrachte Höllenmaschine auf des Königs Befehl von ihrem Verfertiger, dem Hofuhrmacher Louis de Foix, vor dem nächtlichen Besuche war unwirksam gemacht worden, und daß Philipp die Schlüssel aller Schreibladen von Don Carlos Zimmer hat in seine königlichen Gemächer bringen lassen. Es ist auch richtig, daß der Prinz gefesselt wurde; doch werden ihm die Eisen bald abgenommen worden sein. Am folgenden Tage eröffnete Philipp den von ihm zusammengerufenen Räten die Vorgänge der Nacht.

Es erübrigt uns noch, die Begebnisse in der Haft bis zum Tode des Prinzen in gedrängter Kürze zu erzählen. Am 25. Januar wurde Don Carlos unter Feststellung der neuen und definitiven Ordnung des Bewachungsdienstes in ein neues Gemach mit hohen kleinen eisenvergitterten Fenstern, allerdings seiner bisherigen Wohnung, angeblich in denselben Turm überführt, in welchem der französische König Franz I. gefangen gewesen.

Der Dienſt und Marſtall desſelben wurde aufgelöſt. Seine Speiſen erhielt er klein geſchnitten, nie mehr Meſſer noch Gabel; kein Kamin, alſo kein offenes Feuer fand ſich in ſeinem Zimmer. Sowohl ein Verſuch der Königin-Witwe von Portugal als auch des Kaiſers, Philipp umzuſtimmen, blieb bei dem zielbewußten konſequenten Vorgehen des Königs erfolglos. Erſtere hatte zur Pflege des Prinzen nach Madrid kommen wollen, wurde aber abgelehnt; der Kaiſer hatte beſonders unter den Inſpirationen des in dieſer Beziehung ſehr hoffnungsfreudigen und um jeden Preis heiratsſtifteriſchen Dietrichſtein noch immer nicht glauben wollen, daß die geplante Heirat endgültig geſcheitert ſei, und hatte, wohl auch aus ſtaatsrechtlichen Gründen, ebenfalls nach Madrid kommen wollen. Später aber begnügte er ſich, ſeinen Bruder, „der mein Fleiſch und Blut iſt", dahin zu entſenden. Die Franzoſen zeigten ſich bei dieſen Vorgängen nur ſchadenfroh und neugierig.

Indeſſen war Carlos in ſeiner Haft immer verdüſterter geworden; er enthielt ſich meiſt der Speiſe und ſchlief faſt gar nicht, was ihn begreiflicherweiſe körperlich und geiſtig immer mehr herabbrachte, und die ihm zeitweilig gereichten „ſubſtantiellen Brühen mit eingerührtem Kapaunenfett nebſt Ambra und anderen Stärkungsmitteln" konnten das nicht aufhalten. Dabei fehlte es nicht an von ihm immer wieder begangenen Narrenſtreichen: So verſchluckte er einen Diamantring „wie eine Pille" und hat ihn erſt nach 17 Tagen mit Hilfe von Arzneien wieder von ſich gegeben. Auch die Schimpfereien auf ſeinen Vater hörten nicht auf. Trotzdem wird er noch in den öffentlichen Kirchengebeten für das königliche Haus erwähnt; nur die Prediger dürfen ihn nicht nennen. Das Verfahren des Königs gegen den Prinzen wurde allgemein von der öffentlichen Meinung gebilligt, wenn es auch anfänglich verblüffte. Daß ihn Philipp während ſeiner Haft beſuchte, wird wohl aufrecht zu erhalten ſein. Gegen Ende ſeiner Einſperrung, da man ihm geſtattete, die Fenſter ſeines Zimmers zu öffnen und die Landſchaft und die Vorübergehenden zu ſehen, wurde Don Carlos etwas reſignierter und zugänglicher. Aber „ſein Verſtändnis verſchlechterte ſich täglich", obwohl am 2. März einige weitere Maßregeln, ſeine Haft erträglicher zu machen, getroffen wurden, und ihm ſogar menſchlicher Verkehr, freilich nebſt den bei dem argwöhniſchen Philipp unvermeidlichen Spähern und Aufpaſſern, geſtattet wurde. Die Meſſe hört der Prinz durch eine nach dem Oratorium gehende Wandöffnung, er darf nur fromme Bücher leſen. Mit der Entwicklung der Krankheit wurden auch die diätetiſchen Ausſchreitungen Don Carlos' immer ſchlimmer. Er ſchlief bei offenem Fenſter im ſchneegekühlten Bette ganz unbekleidet und lief (ein früher Kneippianer!) auf faſt immer feuchtem Fußboden barfuß herum. Am 17. Juli aß er eine kalte Rebhühnerpaſtete und trank darauf etwa 11 Liter Eiswaſſer, worauf er ſich erbrach

und trotz aller angewandten Remedien nichts mehr behalten konnte. Daß man ihm dies geſtattete, ließ der König ſpäter damit entſchuldigen, man hätte nicht anders gekonnt, da er ſonſt „ſich gewiſſen andern Dingen hingegeben haben würde, welche gefährlicher für ſein Leben, und, was ſchlimmer iſt, für ſeine Seele geweſen ſein würden“. Auch hat man dieſe Überfütterung noch für minder gefährlich gehalten als Don Carlos' hartnäckige Weigerung, irgendwelche Nahrung zu ſich zu nehmen, wenn man ihm nicht zu Willen war. Am 21. Juli war Carlos' Zuſtand bereits hoffnungslos. Den Tod ertrug er „bis zum letzten Schnpferlein“ (Todeszucken), nachdem er mit allen Tröſtungen der Religion verſehen war und Gott und ſeinen Vater um Verzeihung gebeten hatte, mit beſonderer Ergebung am 24. Juli 1568. Der König zog ſich fern von Madrid in die Einſamkeit zurück und war bis zum 21. September außer für Ruy Gomez für niemanden zu ſprechen.

Bei aller bis zur Bewunderung geſteigerten Anerkennung, die wir der umfaſſenden Gelehrſamkeit, der peinlichen Gewiſſenhaftigkeit und philologiſchen Akribie des Autors zollen, hat uns das Buch dennoch keine volle Befriedigung gewährt. Wir können nämlich die Überzeugung nicht unterdrücken, daß da, wo uns die Quellen im Stiche laſſen, wahre hiſtoriſche Intuition berufen ſei, die trotz dieſes neueſten Werkes noch fortbeſtehenden Lücken und ungelöſten Widerſprüche zu ergänzen und zu beſeitigen. Das zünftige Quod non est in actis non est in mundo kann uns eben nicht imponieren. Noch ſchwerwiegender dünkt uns aber der Umſtand, daß Prof. Büdinger in der Beurteilung Philipps II. unſeres Erachtens zu wohlwollend und nachſichtig, in der ſeines unglücklichen Sohnes aber bis zur Härte ſtreng erſcheint und letzterem ſo wenig wie ſeinem Vater etwas von jener durch ein großes Mitleid geheiligten Liebe entgegenbringt, die das innere Auge feit, das Unbedeutende mit bedeutendem Auge zu ſchauen, während die Gleichgültigkeit es ſtumpf macht. So ſehr wir den Wert dieſer neueſten Forſchungen hoch anſchlagen und ſo ſehr wir überzeugt ſind, daß die Details der Schillerſchen Dichtung durch dieſe jüngſte wiſſenſchaftliche Arbeit widerlegt ſind, ſo wagen wir doch die ketzeriſche Behauptung, daß nach unſerem Gefühle der dichteriſche Genius den Prinzen in ſeinem innerſten Weſen im Großen richtiger erfaßt hat als der kritiſch zerpflückende und zerfaſernde Forſcher. Der Irrtum gehört den Bibliotheken an, die Wahrheit dem menſchlichen Geiſt.

Nochmals: Psychopathia spiritualis.

Ein Scheidewort von Kurt Eisner.

(Frankfurt a. Main.)

Nein, ich beginne mich meiner Illusionsfreudigkeit zu schämen, und ich werde nächstens das Idealitätsgeschäft liquidieren, um als ein allen neuzeitlichen Anforderungen entsprechender Mann der todeskampflichen Jahrhundertwende, ein vergnügter Cyniker und Skeptiker, mit Schwärze zu hantieren, wie ein russischer Zensor, und alles eitel zu finden, wie ein Wandspiegel. Und wenn die winzige Schar der Schwärmenden und Hoffenden alsdann wieder um ein schätzbares Mitglied kleiner geworden ist, so klagt Herrn C. Vedente (Leipzig) an, der im Maiheft der „Gesellschaft" meine „Psychopathia spiritualis" durch die Filter seines Geistes gezogen hat, so zwar, daß das schon ursprünglich vielleicht zweifelhafte Getränk völlig ungenießbar geworden ist: Warum giebt es auch keine Kontroll-Behörde, die wacht, daß diese Filtrierapparate richtig und reinlich geartet sind, damit sie nicht, ihrem ursprünglichen Zweck entgegen, Unfug stiften!

Ich glaube nicht mehr an die Menschheit, seitdem Herr C. Vedente mich so furchtbar getäuscht hat. Wie hatte ich nach so manchem beleidigend oberflächlichen Lob meiner Streit- und Leitschrift mit banger Lüsternheit geschmachtet, daß einer käme, der mir die wunden Stellen scharfäugig aufzeigte, die ich selbst so genau kenne, ja, der sähe, was ich nicht gesehen, der mich bereicherte, indem er richtete! Und darum begann ich gierig die kleine Abhandlung im Maiheft, weil sie kritisch zu sein verhieß — um in kläglicher Enttäuschung das Heft aus der Hand zu legen. Ach, ich hoffe nichts mehr, wenn mich sogar meine Kritiker im Stiche lassen, und ich bescheide mich lieber, in unbeschäftigten Augenblicken, die Spuren meiner Gedanken in fremdem Druckfal aufzuspüren. Das bringt reinere Freuden, namentlich wenn ich sehe, wie zärtlich die Leute um meine Bescheidenheit besorgt sind, daß sie sich bis zur Unterdrückung des Citiertriebes, der Nam' und Art stets aktenmäßig zu buchen drängt, in mannhafter Enthaltsamkeit überwinden.

Herr Vedente findet, daß die Psychopathia an einem Grundübel leidet, und er bespricht das Buch daher, wie man eine kranke Kuh bespricht: Unter allerhand oratorischen Faxen wird irgend ein gleichgültiges Mittelchen angewendet, das keinen Zusammenhang mit dem siechen Organismus und deshalb auch keine Wirkung auf ihn hat. Ich habe in der Besprechung mein armes Buch nicht wieder erkannt. Und da ich von dem guten Willen und dem guten Verstand meiner Mitmenschen stets a priori die beste Meinung

habe, so nahm ich zunächst an, daß ich das Opfer einer bedauerlichen Verwechselung geworden wäre. Herr Vedente mochte zwei Bücher nebeneinander gelesen haben, und das verkehrte unter den Titel Psychopathia spiritualis gebracht haben; doch ich erinnerte mich zur rechten Zeit, daß ich kein Possenmacher bin und solche Verwechselungseinfälle also nicht nötig habe. Und so entschloß ich mich zu einer Dreimöglichkeit. Erstens: Herr Vedente hat mein Buch nicht gelesen, oder zweitens: Herr Vedente hat es nicht verstanden, oder endlich drittens: Herr Vedente leidet an der Berufszerstreutheit der Kritiker, die auf dem Wege vom Lesen zum Schreiben den Inhalt spurlos verlieren. Ich halte diese dritte Annahme für die wahrscheinlichste — vielleicht unter gütiger teilweiser Mitwirkung der beiden anderen.

Herr Vedente beginnt mit einer Liebenswürdigkeit, die ich dankend ablehnen muß: er macht mich zu einem intellektuellen Krüppel; denn also muß ein Mensch beschaffen sein, der nicht die Widersprüche in Nietzsches Schriften sieht — und ich Unglückseliger sehe sie nicht! Ach, ich war ja leider nicht zugegen bei jener merksamen Disputatio der Leipziger Studiosi, da man um Nietzsche sich paukte. Ich war nicht zugegen bei jenem Ereignis, und ich hätte es doch sein können; denn besagtes Ereignis ist nicht etwa, wie man annehmen könnte, eine novellistische Ausschmückung einer dürren Kritik, sondern es ist wirklich und wahrhaft passiert — zu Leipzig — und Herr Vedente leistet tapfer Gewähr für die Wahrheit und Wirklichkeit. Hätte Herr Vedente es aber weniger eilig gehabt mit der litterarischen Verwertung jenes marksteinigen Erlebnisses, und hätte er dafür lieber langsamer in meinem Buche geblättert, so hätte er sich das ganze Predigtmärlein ersparen können; denn er hätte erkannt, daß der Ausdruck: System Nietzsche in meiner Schrift auf unsichtbaren Gänsefüßchen läuft. Ich habe nicht einen, ich habe zwei, drei und mehr Nietzsche erwähnt; einen aber habe ich mir nur in die Kur genommen, den zwar, den die Apostel als allerneuestes Extrablatt in dem Buche der Geistesgeschichte ausschrieen. Nur der letzte Nietzsche lockte mich. Und es lag mir fern, das ganze Wellengebiet seines Geistes in allen Hebungen und Senkungen, in all den tausendfältigen Farben und Lichtern zu durchforschen — nein — nur gewisse Wellencentren beobachtete ich — die Centren, von denen all das verwirrte Irren und wechselnde Kreisen seinen Ursprung nimmt. Auf S. 26 ist zu lesen: „Die Rüstkammer Nietzschescher Gedanken bietet reichlich Waffen gegen Nietzsche. Ich wende mich aber gegen den Geist, der über dem Chaos schwebt, den Geist, der schließlich der feste Punkt in all dem Schwanken ist, den Geist, der auf die anderen Geister gewirkt hat.“ Es ist nämlich, so will ich jetzt hinzufügen, einmal so: Das fließende Vielfache wirkt in erstarrter Vereinfachung. Die zahllosen, disharmonischen Aphorismen des Anregers verdichten sich in dem

aufnehmenden zu harmonischen Einheiten. Nur so entsteht lebendige Wirkung; fließt alles in jeglicher Einzelheit über, so wäre dieses perzeptionsgewandte Hirn durchaus kein Idealhirn, das Leben empfängt und spendet, sondern ein geräumiger Zettelkasten, in dem alles sauber neben einander liegt, ohne schöpferischen Zusammenhang, unlebendig, unfruchtbar. In den Anhängern Nietzsches tritt diese erstarrte und erstarkte Vereinfachung überall zu Tage. Daraus ergiebt sich von selbst eine Taktik des Kampfes, wie ich sie angewandt. Ist Herr Vedente jetzt über das System Nietzsche beruhigt?

Weiter beklagt sich mein strebsamer Widersacher, daß ich alle Worte und Benennungen Nietzsches in der engsten, kleinsten Bedeutung nehme. Gewiß, ich glaube, daß mein dialektisches Verfahren den Leutchen, die sich nur in einem gewissen temperamentvollen Bierdunst wohlfühlen, die den Dingen und Begriffen nur mit der zitternden Unsicherheit der Nebelhirnler zu Leibe gehen, einiges Unbehagen bereitet. Darum nehme ich es auch nicht übel, wenn man meine Art und Absicht auch nur mit jenem torkelnden Tasten „angreift". Ich habe lediglich versucht, jene vagen Antithesen, wie Egoismus und Altruismus, auf ihrem isolierten Wesen festzuschmieden — zu dem Zwecke, die Unmöglichkeit dieses Beginnens zu erweisen, zu zeigen, daß diese Antithesen zerrinnen, in einander übergehen, wenn wir sie zu bannen suchen, daß wir also mit Begriffen wirtschaften, denen nichts Wirkliches entspricht. Ich sehe ungefähr, daß Herr Vedente Ähnliches mir klar zu machen bestrebt ist; es ist hübsch, daß er sich zu meiner Aufklärung einen so guten Lehrmeister ausgesucht hat, wie den Verfasser der Psychopathia spiritualis.

Das merkwürdigste Mißverständnis — ich wundere mich selbst über meine Höflichkeit! — Mißverständnis also ist Herrn Vedente aber begegnet mit seiner Auseinandersetzung, daß Nietzsche nicht die Reichen als seine harten, vornehmen Übermenschen hinstellt. Herr Vedente fuchtelt hier sehr lebhaft und eindringlich mit seinen Armen gegen mich, und ich merke bei dieser Gelegenheit, daß seine Ärmel ein wenig ausgewachsen sind. Ei! wer noch in so erfreulichem Wachstum begriffen ist, dem sollte man eigentlich nicht allzu hart zusetzen, das Wachsen an und für sich ist schon angreifend genug. Ich begnüge mich darum, festzustellen, daß ich Nietzsche gegen Mehrings „Philosoph des Kapitalismus" in Schutz genommen habe. Wie Herr Vedente zu seinem Mißverständnis gekommen ist, sehe ich — aber wozu ihm das erläutern! Mag er selbst sich mühen, seinen Irrweg zu erkennen. Vor allem aber: langsamer blättern, Herr Vedente! Oder sind Sie Anhänger eines intellektuellen Malthusianismus, der die Konzeption von Gedanken prinzipiell verhütet?

Zu den glücklichsten und schlagendsten Beweisen meiner Schrift zähle

ich den Nachweis, daß Nietzsche gegen Dinge (wie das Mitleid, die Askese) kämpft, die gar nicht da sind. Es ist dieser Beweis von so verblüffender Einfachheit, daß sich der geblendete Apostel gar nicht genug verwundern kann, daß sein Heiland das nicht selber gesehen haben sollte, und flugs den klaren Sinn der Messiasworte verleugnet, umdeutend, verdrehend. Mein Beweis ist allerdings so einfach, daß ich mich fast geschämt hätte, ihn anzubringen; und doch war ich der erste, der dieses zertrümmernde Gegenargument sah und damit die Suggestion aufhob, die Nietzsche und seiner Anbeter Anschauung in Fesseln schmiedete. Es sind immer die einfältigen Sprüchlein, die schweren Zauberbann zu lösen vermögen, und wem solch einfältig Sprüchlein just in den Schoß gefallen, der führt die Braut und den Hort heim. Herr Vedente jedoch weiß nichts von der suggestiven Gewalt eigensinniger Gedanken, die auch das genialste Hirn in ihre Ketten schließen, und er meint, daß ein Kopf, der so aufdringliche Gegeneinwände nicht sieht, ein Dummkopf sein müßte. Und so reckt sich Herr Vedente empor und verteidigt seinen Meister gegen den Vorwurf, ein Dummkopf zu sein, er verteidigt ihn wie ein — Staatsanwalt; ich habe ihn erniedrigt, sein unglücklicher Verteidiger hebt ihn empor — an den Galgen. Denn aus dem heldischen Umeuerer macht Herr Vedente einen Dutzend-Nörgler, der gegen die Heuchelei anstürmt: Nietzsche kämpft nämlich nicht gegen das Mitleid, die Askese, die thatsächlich nicht in der Welt existieren (Herr Vedente bescheinigt mir die Richtigkeit meiner Ansicht), sondern gegen die Heuchelei dieser sonst nicht üblen Eigenschaften. Und da habe ich, der böse Feind des großen Mannes, ihn immer um seiner verwegenen Kühnheit willen bewundert, daß er zu zerstören unternahm, was uns das Heiligste und Liebste war! Nun aber werde ich belehrt, daß Friedrich Nietzsche für das Mitleid im Grunde eine grenzenlose Verehrung hatte. Er sah jedoch, daß statt der Bethätigung dieser göttlichen Tugend nur ihre Heuchelei auf Erden herrschte, und so schwang er den Hammer auf die geheuchelte Tugend und schlug sie jämmerlich tot. Er riß den Menschen die Larve vom Antlitz und donnerte sie — geläufig wie uns nun einmal Sanskrit ist! — an: Tat twam asi — das bist du — und er fügte (in der Übersetzung vermutlich) hinzu: Das sollst du auch sein. Die Logik, die Herr Vedente hier Nietzsche beschert, ist in der That jenseits von Gut und Böse. Man könnte einen solchen Schluß doch höchstens in dem Falle ziehen, wo Erscheinungen in Frage kommen, die wirklich ihre Zeit gelebt und gewirkt, die aber abgestorben und dann kraft des Trägheitsgesetzes oder um irgendwelcher Interessen willen ein verfallenes Simulantendasein führen; da gilt es in der That, unter der abblätternden Haut die neue, frische, rosige zu fördern. Indessen, hier handelt es sich ja um Phänomene, die — immer

nach Vedentes Auslegung Nietzſches — nie in Kraft getreten ſind, deren Wirken alſo unerprobt und nur inſoweit bekannt iſt, daß ſie uns etwas ſo Schönes ſcheinen, daß wir uns mit ihren Farben ſchmücken. Ich hätte nach dieſem Muſterbeiſpiel Herrn Vedente gegenüber eigentlich nur die eine erzieheriſche Aufgabe, darauf hinzuwirken, daß er ewig das erhalte, was ſich hinter ſeiner geheuchelten Geſcheitheit verbirgt, während ich ſonſt nicht übel Luſt hätte, ihn zu erſuchen, das zu werden, was er vorläufig nur ſcheinen will. Die abenteuerliche Idee des Herrn Vedente, die auf den Nonſens hinausläuft, daß die Welt durch Urſachen degeneriert iſt, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ſind, würde keine Erwiderung verdienen, wenn die Nietzſchelinge nicht eben — ein Zeichen des beginnenden Rückzugs! — ſich daran machten, die Worte ihres Herrn derart zu verdrehen, um ſeine Lehre zu retten. Da müſſen wir, die ehrfurchtsvollen Gegner des Mannes, darüber wachen, daß ſeine Lehrbuben nicht das Große in ihm durch ihren hilfseifrigen Unverſtand lächerlich verzerren: Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn!

Gelegentlich dieſer drolligen Ausführungen verſieht einmal Herr Vedente meinen Familiennamen im apoſtrophiſchen Vokativ mit dem überlegenen Attribut: „Gefühlvoll!“ Nun, ich habe bisher eine ſtarke Befriedigung darüber empfunden, daß ich nicht zu den Ronés der Empfindung gehöre. Unſere Männiſchen pflegen ja heutzutage ihre Intelligenz durch ihre Blaſiertheit kundzuthun: Wir haben uns gottlob von allen Sentimentalitäten befreit, wir wiſſen jetzt ganz genau wie verteufelt grimmig es in der Welt zugeht, mithin ſchauen wir kühl und unerregt über die Dinge hinweg — die Gefühlchen den Dummköpfen, die noch an den lieben, guten Gott glauben, und den Weibern! Ich werde mich nun wohl auch bekehren müſſen, um als geſcheit zu gelten. Doch im Ernſt: Es ſteht ſchlimm um die Zeit, die ſich der Wünſche, der Sehnſucht ſchämt; denn in der drängenden Sehnſucht, dem dürſtenden Wunſch quillt die geheimnisvolle Macht, die dem Menſchenſchickſal Weg und Ziel nach Vorwärts weiſt. Wenn irgend etwas mich verzagen ließe an der ewig ſich verjüngenden, wachſenden und treibenden Kraft der Menſchheit, ſo wäre es dies: daß wir verlernen zu wünſchen und nach Erfüllung thatenſtark zu trachten. Im Überſchwang des Gefühls nur liegt Triebkraft. Ich haſſe darum nichts ſo, wie die kläglichen Bruchmenſchen, die mit welkem Lächeln das Maul ſchief ziehen und mit der ganzen Erhabenheit ihres Bettelſtolzes dozieren: Wir kennen den Rummel, den ſie Welt heißen. Ihr macht uns nichts mehr weiß von Liebe und den anderen Ammenmärchen — uns wiſſenden Männern, die dem Nichts unerſchrocken ins Auge ſehen“. . . . Ja, warum tragt ihr nicht wenigſtens dazu bei, die Seilerinduſtrie zu heben. Fort mit euren kalten Schweißhänden, ihr Cyniker

und Skeptiker, mit denen ihr mir das heiße Herz abkühlen wollt! Menschen brauchen wir, die hoffend aufrichten, nicht solche, die ducken und drücken. Weibisch heißt ihr heißes Fühlen? Ich habe es nie verstanden, daß man zwischen den Mägen der Männer und Weiber sinnvolle Unterschiede macht, und demzufolge man auch die Nahrungsmittel in zwei Gattungen teilt, die Milch auf der einen, das Bier auf der anderen Seite etwa. So bin ich auch verstockt gegen das, was man weibische Charaktereigenschaften nennt. Ich habe stets nur mich gemüht, das Menschliche in mir zu entwickeln, und wenn ich Fontane'sch sprechen darf, das Eisnersche besonders. Ob das weibisch oder männisch ist, was da in mir nach Bethätigung strebt, das war nie meine Sorge. Und wunderbar! wie feige diese Männer sind: sie verraten das Drängen ihrer Seele, damit man ihnen den Vorwurf des Weibischen nicht machen könnte. O über diese künstlich erektilisierte Mannstollheit der Männer! Vielleicht finde ich einmal Zeit und Laune, eine kleine Abhandlung über: „Das Weibische" zu schreiben. Ich würde da ganz genau die Vogelscheuchennatur dieses Schreckgespenstes darthun, auf daß meine lieben Mitspatzen nicht mehr ängstlich den fruchtbaren Acker zu meiden brauchen, um auf dürrem Brachfeld hastig ein paar Körnchen aufzupicken. Fürwahr, ich weiß es, wie süße Frucht die Ähren des Feldes tragen, auf dem die Scheuche droht; denn im Vertrauen: gerade im Cylinderhut des grauslichen Phantoms schlug ich mein Nest auf .... Inzwischen aber mögt ihr mir immerhin das besondere Kennzeichen anhängen: Gefühlvoll! Es ist doch wenigstens etwas Besonderes!

Ich bin abgeirrt von Herrn Vedentes Kritik. Ich habe auch nur noch einiges zu erwidern auf seine formalen Ausstellungen. Wenn Herr Vedente eine planmäßige Durchführung meiner Beweise vermißt, so ehrt es mich zwar, daß er alles just von mir zu wissen wünscht, ich mache ihn aber darauf aufmerksam, daß ich den aphoristischen Charakter meiner Schrift wiederholentlich betone. Niemand hat das Recht, mehr von mir zu fordern, als ich geben will. Ein Vorwurf würde mir erst in dem Falle zu machen sein, wenn ich weniger gebe, als ich verspreche. Ähnlich steht es mit der Rüge, daß ich durch Bilder u. s. w. zu bestechen suche und mit dieser heimtückischen Art noch dazu Erfolge erziele! Auch hier handelt es sich um eine Absicht, die ich mit ungewöhnlicher Ehrlichkeit, die Herr Vedente anerkennen sollte, offen ausspreche. Ich erzähle ja meinen Lesern ganz offenherzig, daß ich sie zu verführen strebe, um sie den Krallen des größten aller Verführer zu entlocken. Wenn dann Herr Vedente sich an meinen Witzen reibt — ja, da weiß ich wahrhaftig nichts darauf zu erwidern. Es ist schon so lange her, daß ich die Psychopathia schrieb; da vermag ich mich nicht mehr zu erinnern, ob ich damals aus einer bösen Veranlagung meines Hirns jenem

Stil verfallen bin, oder ob ich ihn gewählt habe in der listigen Berechnung, Gift durch Gegengift zu töten. Daß es nicht mein Verhängnis ist, witzig zu sein, zeigt wohl diese Antikritik zur Genüge; freilich war in diesem Fall auch kein Gegengift von Nöten.

Gegen Eines möchte ich schließlich noch protestieren. Ich bin kein Feind Nietzsches (wo ich mich so nenne, sind wieder Gänsefüßchen zu ergänzen, Herr Vedente!), kein Feind, der ihn erst lobt, um ihn hernach desto gründlicher abthun zu können. Ich glaube den gewaltigen Denker inniger und mit mehr Verständnis zu lieben, als alle die, so mit ihm eitle Renommage treiben, und meine Liebe ist um so tiefer und fester geworden, seitdem es mir gelang, mich von der lähmenden Größenangst zu befreien, die er zuerst mir einflößte, seitdem ich nicht mehr an sein Falsches zu glauben brauche. Freilich mag man heutzutage eine solche Liebe nicht verstehen, in der Epoche des Geschlechtsspleens, wo der Geist des minniglichen Ulrich von Lichtenstein umgeht, und Liebe verachtende Unterwürfigkeit ist. Ich bin nun einmal so unglücklich, keine heimlichen Nerven und keine konträren Sexualempfindungen zu besitzen, und wenn mein Kopf nicht hin und wieder von einer Migräne überfallen würde, so wäre ich ernstlich im Zweifel, ob dieser Körperteil überhaupt modern genannt zu werden verdient. Ach, ich besorge, daß ich stets ausgeschlossen sein werde von jenen edlen Kaffeegeistern, deren gastronomisches Tagewerk abschließt mit der Melange und — das: „Kellner, 'ne Melange und 'n Weib!“ im Nachtkaffee bildet den Causalnexus! — beginnt mit dem Seifenschaum, mit dem sich die jeweilige Herzliebste von irdischem Ballschweiß entsühnt . . .

Das wäre etwa, was ich gegen Herrn Vedente zu sagen hätte. Ich erwarte von ihm nun einen schönen Dank, habe ich mich doch bemüht, ihm sein „Lieblingsbuch“ von den Flecken zu befreien, die er unnötigerweise in ihm zu sehen sich verpflichtet gefühlt hat. Oder sollte Herr Vedente nicht nur Malthusianist — siehe oben! — sondern auch Sadist sein?

So — und nun breche ich die Zelte ab. Zu lange schon für einen geistigen Nomaden weilte ich auf Einem Felde!

Das Burgtheater und die letzte Saison.

Von Karl Kraus.

(Wien.)

Erst haben sie gewütet und auf allen Seiten gegen ihn geeifert und gegeifert, die Kritiker gegen den jungen Direktor, dann wurden sie es müde und ließen ihn gewähren; vielleicht, weil das Burgtheater bereits auf einer „so tiefen Stufe" angelangt ist, daß der gänzliche „Verfall" jede Minute erwartet werden kann. Wozu tauben Ohren predigen? Direktor Burkhardt bleibt ja doch der sündige Vernichter der altehrwürdigen „Tradition" — das typisch gewordene Wort muß sich schon die Anführungszeichen gefallen lassen —, der Entweiher geheiligter Schablone, der Ibsen und Hauptmann und Fulda und andere Verbrecher der „neuen Schule" aufführt, wobei natürlich die „erste deutsche Bühne" immer „einen Schritt von ihrer vornehmen Höhe herunter" thut. Ludwig Speidl hat sich alle diese Schritte wohl aufnotiert und einst, wenn der große Zahltag kommt, wird er das erkleckliche Sümmchen dem Direktor schwarz auf weiß zeigen. Vorläufig schweigen des „Krieges Stürme".

Doch nicht „Gesang und Tanz folgt auf die blutigen Schlachten", nein, etwas ganz anderes. Der wilde Lärm war uns wirklich lieber als die unheimliche Ruhe, die jetzt eingetreten ist. Denn jetzt ist eigentlich — man muß es sagen — Direktor Burkhardt der Besiegte. Wer hat gesiegt? Nicht die Kritik; die hat gebellt, doch nicht gebissen, nein, eine starre, konservative Clique, die sich ihm — eine „verfluchte kompakte Majorität"! — wie eine eherne Mauer allüberall in den Weg gestellt hat. Wer es ist, kann man so eigentlich nicht sagen. Es ist ein jedweder neuen, frischen Strömung entgegenarbeitender Geist, so fest und starr und doch nicht greifbar, überall, von brutaler Verstocktheit und brutem Unverstand, lähmend und tötend: kurz das Urbild des „Großen Krummen" in „Peer Gynt". Man kann davon ein Liedchen singen im heurigen Jahre. Es ging zum großen Teile von jenen „tonangebenden" Kreisen aus, die den „Naturalismus überwunden haben". Man konnte ja nicht mehr mit Frau und Tochter ins Theater gehen! Es war wirklich schon zu arg! Was für abscheuliche Sachen sie da in dem Burgtheater gaben! Da mußte Hilfe geschafft werden. Zurück in die alten Gleise! Nieder mit Gerhart Hauptmann! Gustav von Moser lebe hoch! Und der Misch daneben — ebenso hoch! So haben sie gebohrt und gebohrt, bis die ganze junge Thatkraft des Direktors gebrochen ward, bis sie es glücklich erzwungen hatten, daß unser Theater, welches auf dem besten Wege war, große, echte Volksbühne zu werden, wieder Hoftheater, Komtessentheater wurde. Die letzten vier Monate sind ein einziger froher Festtag für unsere gesamte Jugend der Jahre und des Geistes. Vielleicht bringt es unsere erste Bühne noch zur dramatischen Kinderbewahranstalt! Dafür kann aber Burkhardt nichts. Er kann sich einfach nicht rühren. Er hat wohl das Zeug in sich, etwas zu leisten, den Willen hat er und die persönliche Kraft hat er, aber die Macht fehlt ihm eben. Selbst von den Schauspielern hat er zu fürchten. Das ist der ewige Widerspruchsgeist des dünkelhaften Komödiantentums, das sich mit all den kleinen Künsten und Mätzchen immer zudringlicher in den Vordergrund schiebt! Ein Direktor, der selbst Schauspieler ist, z. B. Sonnenthal, das möchte ihnen gefallen! Hier eine Serie der Stücke, die seit geraumer Zeit den Spielplan der Burgbühne bilden: „Der Hüttenbesitzer" von Ohnet, „Umkehr" von Leroy und Reignier, „Die

Königin von Navarra" von Scribe, „Eine vornehme Ehe" und „Ein verarmter Edelmann" von Feuillet, „Die alten Junggesellen" von Sardou, „Der Bibliothekar", „Der Veilchenfresser", „Fräulein Frau" und „Der sechste Sinn" von Moser, „Der Marquis von Villemer" von Sand, „Fromont und Risler" von Daudet-Belot, „Die Tochter des Herrn Fabricius" von Wilbrandt, „Herr und Diener" von Thun-Hohenstein, „Der Hexenmeister" von Triesch, auch, aber sehr, sehr selten, einige Klassiker.*) Das ist die Litteratur unseres Burgtheaters. Theaterstücke, Schauspielerstücke! Und wahrlich, ein Theater soll ja doch vor allem mit seiner Litteratur prunken können, dann erst mit seinen „Kräften". Aber wir leben in einer Zeit, in der es keine Schauspielhäuser mehr giebt, sondern Schauspielerhäuser. Doch über die Schauspieler zuletzt. Erst über das litterarisch Neue in der Saison 1891/92, über die „Novitäten". Das ist nun ein ratloses Hasten und Tasten, ein Suchen und Nicht-finden! Ein schreckliches Jahr! Ein wirklich ungtückseliges Haus! Das echte und rechte Pech! Alles, aber alles, was da in die Welt gesetzt wird, muß, muß unbedingt, kaum geboren, sterben. Da ist nichts zu machen! Das muß zu Grunde gehen! Das muß seinen Verlauf nehmen! Eine triste Nebelstimmung wie über den Leuten im „Eisgang", die zugrunde gehen, wenn sie zu denken anfangen; und wir alle müssen leider solche Hugo Tetzlaffs sein; wer diese Verhältnisse studiert, muß Pessimist werden. Wie ein dicker, unfreundlicher Dunst zwischen dem Zuschauer und dem aufgeführten Dichter: Alles muß durchfallen! Seinem Vorsatz, alles zu geben, dem Programm der Programmlosigkeit ist der Direktor peinlich getreu geblieben. Er gab alles. Und mit welch überhasteter Eile! nur, um es dem Tyrannen Publikum endlich einmal recht zu machen. Zuweilen zwei neue Werke in einer Woche! Im Burgtheater unerhört! Da kam wenigstens einmal Leben in den faulen, dickflüssigen Wust, das regte sich und gohr! Aber eine Maus wurde geboren! Ein ewiges Revolutionieren, aber kein Effekt! Man schöpft Wasser ins Danaidenfaß! Der Hecht kam in den Karpfenteich, aber die Karpfen wurden nicht Hechte.

Das muß man sagen: Direktor Burkhardt hat redlich gearbeitet; er hat jedermann Genüge geleistet. Er hat dem Modernen gegeben, was des Modernen, dem Zopf, was des Zopfes ist. Seit vier Monaten allerdings wird nur den Zöpfen zu Danke gespielt. Eingeleitet wurde das Theaterjahr mit einer Appellation an die Pietät unserer, ach so pietätlosen Herzen. Körner war hundert Jahre alt geworden und man sah sich veranlaßt, ihm zum Geburtstage den „Zrinv" zu geben. Aber wir gottlosen Kinder unserer Zeit konnten nicht einmal Pietät fühlen bei diesem Drama „von der Jugend auf die Jugend" — ich analogisiere Bahr. Wir lassen uns eben im Theater weder Pietät noch Jambenpatriotismus aufoktroyieren. Richard Voß hielt mit dem „Mohr des Zaren", einer Jugendsünde, Einzug, während sie im Volkstheater schon fleißig die Altersſünde unseres begabtesten Kriminal- und Hintertreppendramatikers gaben. Das Stück fand einen Achtungs-Durchfall; der Einzug war zugleich Auszug — mit Anstand! Über „Dichtungen" vom Schlage eines Ohnetschen „Liebesopfer", über dessen Titel man sich monatelang stritt, braucht man kein Wort zu verlieren.

Die gleiche Marke trägt „Raskolnikow", Verballhornung Dostojewskijs in vier Akten von Zabel & Co. Man gab sie einmal! Daudets „Hindernis", die öde, larmoyante Verirrung eines liebenswürdigen Geistes, Ibsens „Das Fest auf Solhang", die niedlich-poetische Jugendarbeit aus seiner Bergenser Zeit, fielen ebenfalls gänzlich

*) Und eben nehme ich das Zeitungsblatt zur Hand und lese das neue Wochenrepertoire. Es fängt an mit „Hüttenbesitzer". Dann kommt: „Fabricius", „Don Carlos", „Das verlorene Paradies", „Fräulein Frau" und „Unerreichbar", „Ottokar". Und das ist noch das relativ beste und modernste Repertoir seit Monaten!

ab, letzteres Werk, weil es von Ibsen ist, beide, weil, sie unter dem Regime Burkhardt gegeben wurden; denn sonst mußten ja beide Stücke dem Publikum gefallen, sie waren ihm „auf den Leib geschrieben". Auch Fuldas „Sklavin" wäre alsbald vom Schauplatze verschwunden, wenn sich ihrer nicht liebevoll die Censur erbarmt hätte. Sie wurde nach der zweiten Aufführung — verboten. Ohne Humor geht es nun einmal im Leben nicht ab. Aber eine tragische Komik! Fuldas „Sklavin" „macht eine altehrwürdige Institution zum Gespötte", sie „erregte öffentliches Ärgernis", einige Herren im Parkett sahen schaudernd intime Angelegenheiten ihres Ehelebens auf die Bühne geschleppt — daher das Verbot! „Wie nennt Ihr das Stück?" „Die Mausefalle!" „Wird's kein Ärgernis geben, Hamlet?" „Hei, der Gesunde hüpft und lacht!" Und dergleichen geschieht einem Ludwig Fulda, einem Fulda, dessen Moderne doch gewiß Realismus für Minderbemittelte ist!

Die „neue Zeit" von Voß — man gab ihn „mit dem traurigen Ausgange" — ist das Beste unter seinen schwachbeinigen Schöpfungen. Aber wiederum und fort und fort der aufdringliche Scheinrealismus, der, von bewußten und unbewußten Wahrheitsverfälschern für echten Reallsmus gehalten, sich in das Allerheiligste der neuen Kunst eingeschlichen hat — ein Seitenstück zu Philippi und vielen anderen.*) Und hier mehr denn anderswo, mehr noch als z. B. in „Alexandra" Stimmungssucht, Stimmungswut eines Stimmungsimpotenten, — wenn's nicht anders geht, mit Sonnenschein und Glockengebimmel. Aber das Ganze eine chemische Verbindung des „Brand" und des „Pfarrers von Kirchfeld" und anderer „Stoffe" und doch wieder nur Mischung, äußerliche, ganz ungeschickte Mischung, daß man gerade deutlich merkt, wie seine Pygmäenkraft zwischen den Dichtertitanen Ibsen und Anzengruber gequetscht wird und ächzt und stöhnt. Aber doch wenigstens — nicht Voß, sondern eben größere Herren gemengt, deshalb den autovossischen „Dichtungen" entschieden vorzuziehen. Für das Stück hielt er zwei Texte parat, einen umfangreicheren und einen gekürzten — bei Voß und Konsorten immer: sie haben Stellen, die „beliebig zu streichen" sind —, zwei „Ausgänge", einen tragischen und einen — komischen, drei Titel: „Die neue Zeit", „Die Pastorin" „Sturmfluten" und mußte sich doch mit einem Durchfall begnügen. Kurze Zeit fristete die „Neue Zeit" ein armseliges Scheinleben. Die bemerkenswertesten Durchschnittsleistungen sind damit abgethan. Ich ging nicht nach der zeitlichen Reihe vor, ich muß von Hauptmann noch im Besonderen sprechen. Das war endlich einmal eine That! Daß wir das noch erleben durften: Gerhart Hauptmann, der Apostel der Moderne, im K. u. K. Hofburgtheater zu Wien! Das war denn auch ein heller Jubel unter den Kennern, die andern aber, 99 Prozent des Publikums, waren empört: Erstens, war Hauptmann, der aus Schreiberhaus kam, nicht im Frack vor ihnen erschienen, zweitens, gehörte er der „neuen Schule" an. Erstens, zweitens — — — — nieder mit ihm! Nach je vier Aufführungen — man hat „Einsame Menschen" und „Kollege Crampton" gespielt — krähte kein Hahn mehr um den Frevler. Nein, so etwas! So modern zu sein! Da sagt z. B. der „Held" in den „Einsamen Menschen": „Darauf pfeif' ich!" Man denke! Auf der vornehmen Hofbühne! Heilige Tradition und du, alter Geist des Hauses! Kassandra-Speidl aber prophezeiete, abermals einen Schritt von der Höhe herab konstatierend, den unabwendbaren Verfall!

Was hat denn eigentlich in dieser trostlosesten Saison „gefallen", was hat denn eigentlich den Apfel abgeschossen? Man wird mit Recht fragen. Nichts? O doch, doch etwas. „Herr und Diener", Rührdeckelei mit „Monolog und Beiseitesprechen"

*) Dies meint wohl Otto Erich Hartleben, wenn er in der „Enquete über die Zukunft der Litteratur" sagt: „Der Naturalismus ist Gemeingut des Pöbels geworden. Nieder mit ihm!"

in einem Aufzuge von der Gräfin Thun-Hohenstein!! Das vormärzliche, altjüngferliche Theaterstückchen, in welchem er Monologe hält und sie ihn belauscht, der Einakter für Dilettanten und solche, die es werden wollen, hat eingeschlagen und gezündet, hat einen Gerhart Hauptmann in Grund und Boden gedohrt, in den Orkus des staubigen Archivs, auf Nimmerwiedersehen!! Und doch verlangt seine Vitalitätskraft nach einem andern Wirkungskreis und doch ist er das bunte Leben und die große Natur! Unser Publikum war auch in dieser Saison — unser Publikum: quod erat demonstrandum.

Nicht einmal schauspielerisch hat sich das Burgtheater heuer bewährt. Es hat noch immer seinen „Stil". Die meisten unserer Schauspieler sind nach wie vor Pose in Geberde und Wort, echte Schauspieler, die immer zum Publikum, mit dem Publikum sprechen und immer Theaterluft riechen lassen. Auch hat die altberühmte „Wiener Schule" sehr viel an Ansehen verloren, als Eleonora Duse aus Italien kam und mit ihrer ewig-großen, einzigen Kunst der alten Lüge die beglänzten Lumpen vom Leibe riß. Das war ein harter Schlag für das Burgtheater und besonders für die Wolter, die rasch nach Graz mußte, um sich dort die Pferde ausspannen zu lassen. Ein harter Schlag! Und mit derselben Absicht war Sonnenthal nach Berlin gegangen. Aber man hat ihm nicht den Gefallen gethan. Das überläßt man den Wienern. (Die besorgen das schon!)

Sie alle, die „älteren" Schauspieler, treten merklich in den Hintergrund, alle, bis auf den großen, in seiner Schlichtheit genialen Baumeister. Zerline Gabillon, die über ihrer Rivalin, der Wolter, etwa so hoch stand, wie Baumeister über Sonnenthal steht, die unvergleichliche ist tot, mit ihr die Hälfte des Burgtheaters. Ein ewig unersetzlicher Verlust. Und nun zur jüngeren Generation. Helene Hartmann wollen wir gerne zu ihr rechnen. Sie ist das Femininum von Baumeister, in allem, bis in die feinsten Nuancen ihres Wesens, das ist die deutsche Künstlerin, wie sie unerreicht dasteht. Wie gab sie heuer die Mama Vokerat an der Seite Baumeisters! Und beide als Menschen wie als Künstler einfach und schlicht und warm und natürlich; da gehen beide Begriffe in einander über: Menschen und Künstler; wie getrennt sind sie bei den andern! Eine verjüngte Ausgabe dieses herrlichen Künstlerpaares haben die Berliner in Engels und der Lehmann. Wie sich doch die Natur wiederholt! Vor kurzem sollte der Tag der 25jährigen Thätigkeit der Hartmann am Burgtheater offiziell gefeiert werden. Sie verweigerte es, wie es Baumeister früher bei seinem 40jährigen Jubiläum verweigert hatte. Und wie berechtigt wären gerade die beiden dazu gewesen! Man kann es nicht oft genug sagen: Das sind keine Komödianten, die von Applaus und Jubilieren und Pferdeausspannen leben. Und Hugo Thimig ist es ebensowenig, er ist wie das — Kind (sit venia verbo) aus der Ehe jener beiden sonnigen Individualitäten. Bernhard Baumeister, Helene Hartmann, Hugo Thimig: das ist die große Kunst des Burgtheaters. Da kann nicht einmal der Rost zersetzend einwirken. Dann giebt es noch bei uns teils sehr gute und schlechthin „verwendbare", teils mittelmäßige Darsteller, der Rest ist — Schweigen. Die Hohenfels kann man gar nicht mehr zu den Burgschauspielern zählen, man bekommt sie fast gar nicht zu sehen. So geht das schon das zweite Jahr. Man mußte sich — mit Recht — um die Sorma umsehen. Frl. Reinhold hat auch heuer Treffliches geleistet. Sie, die so neckisch lachen und so natürlich plaudern kann, hat heuer mit ihrer wahren Darstellung der Käthe Vokerat gewaltig ergriffen. Römpler ist ein gediegener Schauspieler, von dem man sagen kann: „er macht sich", der biedere Typus deutscher Gutmütigkeit; nur darf man ihn uns nicht als Komiker aufdrängen. Das ist auch ein moderner Darsteller der „Alten". Eigentlich zeigte er erst so recht als Strähler im „Crampton", daß er auch etwas

kann. Herr Reimers wird seiner hünenhaften Gestalt und seines markigen Organes wegen mit vielem Recht bewundert. Er hat in der That zum Athleten und Ausrufer Begabung. Und wenn er den „Ferdinand" giebt, so ist er gewiß ein „deutscher Jüngling". Im Burgtheater erregt er als wandelndes Kostüm viel Aufsehen.

In Ferdinand Bonn, den die älteren Schauspieler nicht zu Worte kommen lassen, kenne ich mich noch immer nicht aus. Er giebt sich ganz modern, ganz natürlich, er giebt überall das nervöse der Dekadenz, aber alles, glaube ich, ist gemacht. Das hat er in einigen Rollen gezeigt, in denen er aus der Rolle fiel: er deklamierte plötzlich. Und wie! Ganz stilvoll, ganz klassisch. Hier in Wien gefällt er gar nicht, aber nicht, weil er modern *scheint*, sondern weil er *modern* scheint. Trotzalledem steht er hoch über manchem seiner älteren Kollegen. Er ist ein gebildeter Mann, der das versteht, was er spricht. Sein Hamlet bewies das, sein Hamlet, der ein Mensch war, wenn auch ein vor dem Spiegel gemachter.

Damit ist auch hier das Wichtigste, das Charakteristische gesagt. In welcher Hinsicht es um unser Burgtheater schlechter bestellt ist, in litterarischer oder in schauspielerischer? Es wird mir die Wahl schwer. Und so sage ich: in beiden! Was, wenn es auf diesem Wege fortgeht, die Zukunft dieser Bühne sein wird? Ich will die Enquetiker fragen.

Frankfurter Theater.

Von Paul Raché.

(Frankfurt a. M.)

Der Frankfurter ist stolz auf sein Theater. Und das mit Recht. Ist auch das Schauspielhaus etwas baufällig und vom Zahn der Zeit ziemlich angefressen, so besitzt die Stadt doch in dem Opernhaus — in dem ebenfalls das Schauspiel gepflegt wird — eines der schönsten Theater in ganz Deutschland.

Aber auch in Bezug auf die künstlerischen Leistungen kann der Frankfurter stolz sein auf sein Theater. Neben München und Hamburg ist Frankfurt sicherlich die beste Kunstbühne des außerberlinischen Deutschlands. Der Frankfurter läßt sich sein Theater aber auch ein hübsch Stück Geld kosten und es ist ganz natürlich, daß er für sein Geld auch etwas verlangt. Nicht jede Stadt kann sich den Luxus gestatten, einen Künstler wie Alexander Barthel von Berlin wegzuholen für eine Gage von 15000 Mark, eine Summe, die nur wenig geringer ist, als die, welche z. B. Matkowsky am Königlichen Schauspielhause erhält. Das Frankfurter Publikum läßt aber auch auf seine Künstler nichts kommen, und es mag vielleicht nirgends so viel Annehmlichkeiten haben, Schauspieler zu sein, wie gerade in Frankfurt. Wohlbemerkt, wenn man sich einmal eingelebt und die Gunst des festen Abonnentenstammes erlangt hat. Wie sehr die Frankfurter ihre heimischen Künstler schätzen und auf Kosten fremder oft überschätzen, konnte man so recht deutlich bei dem kürzlichen Engagements-Gastspiel Alexander Bartheis beobachten.

Man mag nun über die Kunst Bartheis denken, wie man will, man mag ihn

zuweilen geziert und unnatürlich finden, immerhin wird man zugeben müssen, daß Barthel ein Schauspieler ist, der einer jeden Bühne zur Ehre gereicht. Ich bin aber überzeugt, daß Herr Barthel noch niemals so wenig entgegenkommende Kritiken erfahren hat, wie anläßlich seines Frankfurter Gastspiels. Man bewunderte zwar allgemein die Kunst des Gastes, unterließ es aber nicht, ihn jedesmal mit den heimischen Kräften zu vergleichen und stets darauf hinzuweisen, daß Herr X — Herr X vom Stadttheater zu Frankfurt a. M.! — Herrn Barthel in der Auffassung dieser Rolle entschieden über sei und daß Herr Y — wiederum vom Stadttheater zu Frankfurt a. M.! — jene Rolle teilweise besser wiedergebe, als der Gast. Wenn nun auch die Frankfurter Bühne thatsächlich über ganz hervorragende Kräfte verfügt, so mußten jene Beurteilungen auf den unparteiischen Beobachter immerhin einen befremdenden Eindruck machen. Das hinderte jedoch nicht, daß man schließlich herzlich froh war, als man den Künstler trotz der hohen pekuniären Opfer endlich zu den Seinen zählen konnte, wobei die Genugthuung, den Berlinern einen so beliebten Schauspieler weggeschnappt zu haben, nicht in letzter Linie mitgewirkt haben mag.

Man ist eben immer noch etwas republikanisch angehaucht in Frankfurt, die rauhe Luft, die vom Norden her weht, hat die alte reichsfreistädtische Atmosphäre noch nicht ganz zu verdrängen vermocht. Und das ist gut. Denn dadurch erhält die Stadt einen so ganz eignen Charakterzug, der den Fremden in der ersten Zeit wohl zurückstößt, der aber immer anheimelnder berührt, je mehr man sich in die eigenartigen Verhältnisse hineingelebt hat. Man sucht sich von Berlin möglichst zu emanzipieren, besonders in Theatersachen, und wenn auch die Absicht des hiesigen Intendanten Claar, sich auf dramatischem Gebiete von der Berliner Vormundschaft frei zu halten, kaum durchzuführen sein wird, da die Reichshauptstadt nun einmal zu sehr das Theatermonopol gepachtet hat, so verdient doch sein Bestreben, möglichst viel neue Stücke aufzuführen, vollste Anerkennung. Hierin unterscheidet sich die Frankfurter Intendantur sehr zu ihrem Vorteil von den Direktionen andrer Theater, die sich in ihrem Abhängigkeitsgefühl von Berlin kaum noch mit einer Erstaufführung an die Öffentlichkeit wagen, sondern geduldig auf die, meist ja sehr mageren Bissen warten, die ihnen von Berlin aus zufallen.

Die Direktion hat allerdings wohl kaum geahnt, welches Unheil sie mit ihrer löblichen Absicht sich selber heraufbeschwören würde. Es ist unglaublich, wie viel Leute sich heutzutage mit der dramatischen Produktion befassen. Außer dem Lessingtheater, wo täglich ungezählte Postpackete eingehen von so und so vielen neuen Sudermännern, die auch „entdeckt“ sein wollen, giebt es vielleicht gegenwärtig keine Bühne, die so mit Manuskripten überhäuft wird, wie das Frankfurter Stadttheater. Wie wenig Brauchbares sich im allgemeinen unter diesem Wust von Einsendungen befindet, läßt sich denken.

Das Frankfurter Stadttheater hat in der vergangenen Spielzeit eine ganze Reihe neuer Stücke vorgeführt. Viel ist dabei allerdings nicht herausgekommen — tout comme à Berlin. Nicht ein einziges deutsches Stück, das einen ehrlichen vollen Erfolg davongetragen hätte! Des Italieners Giacosa Schauspiel „Sündige Liebe“ war das einzige, das einen großen und wohlverdienten Erfolg erzielt hat. Gegen Ostern wurde ein neues Drama von Wilhelm Jordan aufgeführt, das den langatmigen Titel führt: „Liebe, was Du lieben darfst“. Alle Achtung vor den Verdiensten Jordans um die deutsche Litteratur — ein richtiger, echter Vollsaftdramatiker ist er nie gewesen. Dazu ist er viel zu gedankenschwer. Auch sein neues Stück leidet hierunter. Aus fünf, sich unverbunden an einander reihenden Dialogen bekommen wir eine recht mystische Vorstellung von der Vorgeschichte des Schauspiels. Man muß sich mehr auf sein Ahnungsvermögen verlassen als auf logisches Verstehen, und wer nicht über die nötige Portion

Ahnungsvermögen verfügt, dem bleiben Vorgeschichte und Tendenz des Stückes ewig dunkel. Die Personen auf der Bühne sprechen alle in der möglichst geheimnisvollen Redeweise eines grübelnden Philosophen, und es ist eben nicht jedermanns Sache, ein zwanzigjähriges Mädchen in einem solchen Orakeltone von der Bühne herabdeklamieren zu hören. Es ist vielfach die Frage aufgeworfen worden, wie das Schauspiel aufgenommen sein würde, wenn nicht Wilhelm Jordan der Verfasser wäre, sondern Emmerich Müller oder Friedrich August Schmidt? Lassen wir die Frage hier lieber unbeantwortet.

Mehr Beachtung verdient des jungen Frankfurter Poeten Rudolf Presber einaktiges Schauspiel „Der Schatten", wenngleich auch bei diesem Stück von einem großen Erfolg keine Rede sein kann. Der Stoff ist zu wenig geeignet, um die große Menge zu packen. Das Stück führt uns ein Eheleben vor, über dem der Schatten der verstorbenen ersten Frau verdunkelnd schwebt. Die Tote ist das Ideal des Mannes geblieben, obgleich sie in Wirklichkeit das reine Angedenken nicht verdient. Der zweiten Frau fallen die Beweise von der Schuld der Verstorbenen in die Hände, aber in ihrem Edelmut vernichtet sie diese Beweise, um das Ideal ihres Mannes nicht zu trüben. Und nach wie vor verdunkelt der Schatten der Toten die Ehe.

Gegen den Schluß der Spielzeit hin wurde anläßlich eines längeren Gastspiels Ernst Possarts eine Jammertragödie von Karl Heigel aufgeführt, „Josephine Bonaparte". Unter all den schlechten und verfehlten Napoleon-Dramen, die in der deutschen Dramatik herumspuken, ist das von Heigel sicherlich eines der allerschlechtesten. Es macht dem künstlerischen Geschmack Possarts wenig Ehre, daß er ein derartiges Machwerk auf die Bühne zu bringen wagte. Es ist das um so weniger zu begreifen, als der Heigelsche Napoleon eine ganz schwächliche Figur ist, die einem Künstler wenig Spielraum bietet zur Entfaltung seiner Kräfte. Es ist natürlich, daß sich über dieses Stück trotz aller Anstrengungen Possarts still und geräuschlos der Vorhang senkte. Requiescat in pace!

Eine Spezialität des Frankfurter Theaters bildet die Stoltzesche Lokalposse. Während die Berliner Lokalposse ihren Weg über ganz Deutschland macht und überall mit Beifall aufgenommen wird, ist die Frankfurter in den engen Stadtbezirk gebannt. Außerhalb der Marken der Stadt dürfte sie wenig Glück haben. Man muß eben „gut frankfurterisch" sein und ein tüchtig Stück Lokalpatriotismus im Leibe haben, wenn man an diesen Stoltzeschen Possen Gefallen finden will. Der Frankfurter amüsiert sich stets, wenn er den unverfälschten Frankfurter oder richtiger Sachsenhäuser Dialekt von der Bühne herab hört. Er geht in seiner Begeisterung sogar so weit, diesen Dialekt „schön" zu finden. Das sind nun Geschmackssachen, über die sich bekanntlich nicht streiten läßt. Dem Nichtfrankfurter bleibt diese Begeisterung allerdings vorläufig fremd. Es ergeht ihm mit der Frankfurter Lokalposse gerade so, wie mit dem Sachsenhäuser Äpfelwein der in jeder Posse eine hervorragende Rolle spielt. Man muß eben einen besonderen Magen haben, um beide Artikel verdauen zu können. Mit redlichem Willen läßt sich aber viel erreichen, und schließlich gewöhnt man sich an den Sachsenhäuser Äpfelwein ebenso wie an die Frankfurter Lokalposse. Nur daß dies beim Äpfelwein früher der Fall zu sein pflegt, als bei der Lokalposse. Ich spreche da aus eigener Erfahrung.

Kritik.

Romane und Novellen.

Von Karl Strecker habe ich Belletristisches außer seinem Romane „Familie Knippe“ (W. Friedrich, Leipzig) noch nicht gelesen. Aber ich muß es gleich herausſagen: Strecker hat nach dieſer erſten Probe das Zeug zu einem deutſchen Volkserzähler, wie wir im Augenblick keinen beſitzen, zumal für die weiten Kreiſe der Handwerker und Kleinbürger, für die ja nur ſelten ein Broſamen von den großen Prunktiſchen unſerer berühmten Dichter und Schriftſteller mit ihren „vornehmen“ Künſtlerprätenſionen abzufallen pflegt. Aber Strecker muß noch ein tüchtiges Stück Arbeit an ſich ſelbſt vollbringen, damit ſich ſein Talent frei und rein von engherziger Tendenz und herkömmlicher Schablone entfalte. Seiner erquickenden humoriſtiſchen Laune braucht er keinen Zwang anzuthun, außer wo ſie ſich bloß zum Witz um der Witzelei willen zu verſteigen Anlauf nimmt. Namentlich in der ſinnlichen Anſchauungskraft ſeines Talentes liegt die Gewähr, daß er als volkstümlicher Erzähler zu Herrlichem berufen iſt. Meine beſten Wünſche! M. G. C.

Guſtav Heinrich Schneideck hat einen ſchrecklichen „Zoren“ auf die armen Naturaliſten. Eindringlich verſichert er in der Vorrede zu ſeinem Roman „Im Oſten Berlins“ (W. Friedrich, Leipzig), daß „die naturaliſtiſche Richtung ſeiner ganzen künſtleriſchen Auffaſſung widerſtrebe“, daß er „kein Anhänger des jüngſten Deutſchlands ſei“ u. ſ. w. Das iſt ſchließlich Geſchmack- und Temperamentsſache. Aber nun paſſiert unſerem Schneideck das Merkwürdige, um nicht zu ſagen Tragiſche, daß ſein Roman gerade da am gelungenſten und künſtleriſch reifſten iſt, wo er ſich mit der techniſchen Weiſe der Jüngſten berührt, und je weniger Wertvolles bietet, je weiter er ſich von den Anſprüchen der modernrealiſtiſchen Vortragskunſt entfernt. Von einheitlicher dichteriſcher Bemeiſterung des Stoffes kann ſchon aus dieſem Grunde in dieſem der Bekämpfung der Berliner Sozialdemokratie gewidmeten Roman kaum die Rede ſein.

M. G. C.

Die „Geſchichten zum Nachdenken“ (es ſind deren fünf: Die Stimme der Natur — Das verkaufte Skelett — Fünf Minuten zwiſchen Hier und Jenſeits — Geſtändniſſe) erweiſen die Verfaſſerin E. Binder-Krieglſtein (Dresden, E. Pierſon) als geiſtreiche und geſchmackvolle Fabuliſtin. In der üblichen Kunſtform der Novelle iſt bloß die erſte Geſchichte gehalten; die übrigen geben ſich in der freien Weiſe des Feuilletons. Stiliſtiſch durch irgendwelche künſtleriſche Sonderart hervorragend, oder „modern“ im engeren techniſchen Sinne iſt keine. Rein als Unterhaltungslektüre genommen, ſteht das Buch auf achtungswerter Höhe. Die Öſterreicherin verrät ſich, wie üblich, durch mancherlei grammatikaliſche Eigenheiten, z. B. durch Ausdrücke wie „er lernte mir —“ ſtatt „er lehrte mich“ u. ſ. w. — Eine andere Öſterreicherin, Frau Irma von Troll-Boroſtyáni, hält ſich in ihrem zweibändigen Roman „Aus der Tiefe“ (Dresden, Pierſon) freier von Provinzialismen, allein ſie hat nicht die leichte, flotte Erzählweiſe der Frau Binder-Krieglſtein. Auch nicht die ſinnliche Anſchauungskraft, die in kräftigen Formen geſtaltet, mit ſcharfen Umriſſen. Ihr Vortrag iſt breit, periodenreich, künſtleriſch ungepflegt, mit allerlei krauſen Verſchlingungen und Veräſtelungen, ohne Reiz der Plaſtik und der Farbe. Trotzdem iſt der Roman wertvoll durch den reichen Inhalt und die Tapferkeit der Geſinnung. Er iſt auch aus dieſem Grunde keine bequeme Unterhaltungslektüre, ſondern ein Buch

zum wiederholten Lesen und Überdenken in stillen Stunden. Es ist ein schweres Stück Menschenarbeit, das sich nicht durch flüchtiges Blättern, sondern nur durch ernsthaftes Versenken bemeistern läßt. — Zur österreichischen Litteratur ist auch Heinrich Noés Sammelband „Geschichten aus der Unterwelt" zu rechnen (Wien, A. Hartleben), sowohl des Stoffes als der Art der Behandlung wegen. Die Geschichten spielen sämtlich im Karstgebirge, in dessen Einsamkeit der Erzähler Jahre zugebracht. Er gehorchte einem Zwange seiner mitteilsamen Natur, die Wunder, die er dort geschaut in Höhlen, Schluchten und Abgründen, den Menschen draußen in der Ebene zu verkündigen. Und zwar in der Art des Reisebeschreibers, der sich an ein breites Zeitungspublikum wendet, nicht in der Art des nachschaffenden Dichters modernen Schlags, der in strenger Gegenständlichkeit nachbildet, damit blitzartiges Nachempfinden und suggestives Mitdurchleben erzeugt werde in gleichgesinnten Seelen. Noé wendet sich an die Phantasie und Vorstellungskraft seiner Leser mit eingehenden Schilderungen, mit breiten Landschaftgemälden, in welche er die Figuren mit geschickter Berechnung ihres Reizes als Staffage hineinsetzt. Die Situationen sind meist sehr gut ersonnen und spannend verknüpft. M. G. C.

Phaläna. Die Leiden eines Buches. Von Karl Weitbrecht. Zürich, Th. Schröter. Preis M. 2,50.

Die Verlagsbuchhandlung begleitet das neue Werk des verdienstvollen schwäbischen Dichters mit folgendem Begleitschreiben an den zur Besprechung eingeladenen Kritiker:

„Die Gedichtsammlung eines durch harte Leidensschicksale gänzlich vereinsamten Poeten begleiten wir auf ihrem Lebensgang durch die verschiedensten Häuser, bis dieselbe endlich, von niemandem gekauft, beim Autor selbst strandet. Aber nicht nur die Leiden der Bücher allein lernen wir hierbei kennen, sondern auch die Menschen, die der Zufall mit dem Buch in Verbindung bringt. In die verschieden artigsten Berufszweige, zu Reich und Arm, führt uns der Dichter und zeigt uns in den Schicksalen und Charakteren der geschilderten Personen des Lebens Prosa und Poesie.

„Mit seinem Humor schildert er das Leben und Treiben im Buchhandel und als echter Dichter, der schreibt wie es ihm ums Herz ist, wendet er sich mit satirischer Schärfe gegen die handwerksmäßige Schriftstellerei der sogenannten realistischen Schule. Und diese, der Phantasie des Dichters entstammenden Gestalten, wie wahr, wie aus dem Leben gegriffen sind sie mit ihren Sorgen und Mühen, ihrem Lieben und Leiden, mit ihrer Thorheit, Anmaßung und Liedlosigkeit.

„Durch die angefügte Satire „Seefahrt", die in demselben Geiste verfaßt ist, erhält das Werk eine gewiß allen Lesern hochwillkommene Bereicherung."

Soweit der fürsorgliche Verleger. Obwohl nicht gewohnt, den Herren Verlegern so wenig wie anderen Menschenkindern alles aufs Wort zu glauben, will ich doch das freundliche Schreiben durch keine Ausruf oder Fragezeichen verunzieren. Die Satire „Seefahrt" habe ich sofort gelesen und zu meiner freudigen Überraschung viel bedeutender gefunden, als die verlegerische Anmerkung vermuten ließ. Die Figur des realistischen Poeten auf dem Schiffe ist eine gelungene Karikatur. Übrigens, daß Karl Weitbrecht ein vortrefflicher Dichter in seinen guten Stunden, das wußte ich längst. Nun will ich, sobald ich Zeit finde, auch die Prosaerzählung „Phaläna" und mit besonderer Aufmerksamkeit die eingestreuten Angriffe auf die realistische Schule lesen und darüber später getreulich Bericht erstatten. M. G. C.

Ja, ich hielt es stets mit dem guten Italiener Salvatore Farina: „Das Grundprinzip jeder Dichtung ist, daß man den

Mut habe, ſich ſelbſt auszuſprechen, mag man der oder jener Schule angehören, der oder jener Richtung zuneigen. Wahrheit gegen ſich ſelbſt iſt erſte Bedingung.“ Und die größte Summe von Wahrheit mit der größten Summe von gemütlicher und künſtleriſcher Kraft giebt das größte Kunſtwerk. (Das behauptet nicht Farina, das ſagt meine Wenigkeit.) Man kann als Kind und als Greis einen Roman ſchreiben, aber der Roman eines Zwanzigjährigen und der eines Siebzigjährigen werden bei aller Gleichheit der Wahrhaftigkeit und Tüchtigkeit doch ſehr verſchieden ſein. Zunächſt wird der Zwanzigjährige gar nicht im Reinen mit ſich ſelbſt ſein in betreff der Gründlichkeit und Tragkraft ſeiner eigenen Gefühle, er wird viel zu weit ausgreifen und ſich grotesker Überſchätzungen ſchuldig machen. Dem Siebzigjährigen werden manche Gefühlswerte ganz abhanden gekommen ſein. Was aber das begabte und geſund konſervierte Alter faſt immer, die allzu friſche Jugend jedoch faſt niemals hat: Sicherheit des inneren Erlebniſſes wie der äußeren Erfahrung, woraus man objektive Geſtalten und Weisheit ſchöpft. Vor ſeinem dreißigſten Jahre ſollte man ſich — vorausgeſetzt, daß man ſich nicht als Wunderkind ſchätzt, dem einfach alles blindlings gelingen muß! — nicht an den Roman oder ſonſt eine Proſadichtung größeren Stils machen. Da liegt vor mir ein Band Novellen und Skizzen eines kaum Zwanzigjährigen, „In junger Sonne“ von Karl Buſſe (München, M. Poeßl) und ein Tageduchroman eines Vierzigers, „Antonie“ von Ludwig Thaden (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt). Buſſe iſt an lyriſcher Begadung (wie auch ſeine anderweitig publizierten Gedichte ausweiſen) unſeren beſten Schriftſtellern gleichzuachten. Aber wie ſehr ſchlägt die Nachahmung, namentlich Liliencrons, unbewußt durch, wie arm iſt noch ſeine Palette bei allem Glanz der Farben! Nicht zu reden von der Winzigkeit und Unbedeutendheit ſeiner Weltkenntnis in ſeinen ſozialen Erzählungen. Aber mit den Jahren kann er ſich zu einem großen Künſtler entwickeln. Thaden iſt einer unſerer reifſten und intereſſanteſten Erzähler, der mit poetiſcher Gewandtheit das pſychologiſche Problem in das ſoziale und nationalpolitiſche verwebt und zu klarer Löſung bringt. Seine Kunſt zeigt ſich auch darin, daß er Hintergrundsbilder von ſehr verblaßtem Reiz, wie den deutſch-franzöſiſchen Krieg, feſſelnd auszumalen weiß. Karl Buſſe iſt auch als Thatſachenerzähler (wie in der Figur des ſozialiſtiſchen Verführers Meune in ſeiner Novelle „Martha“) noch ganz in der alten Schablone befangen. Das eigentliche ſoziale und ſozialpolitiſche Leben mit ſeinen gewaltigen Offenbarungen iſt noch nicht über ihn gekommen. Ein lyriſcher Träumer, konſtruiert er ſich nach dem Hörenſagen ſeine ſoziale Menſchenwelt und iſt nur da urſprünglich und von entzückend friſcher Beobachtungsgabe, wo er ſich dem Stillleben der Natur gegenüberſieht. Da gelingen ihm kleine Bilder von großer Stimmungsgewalt. In dieſer Richtung dürfte er, einmal zu voller künſtleriſcher Selbſtändigkeit durchgebildet, Stimmungsmaler wie Johannes Schlaf oder Heinz Tovote, die beide ſchon in Manieriertheit feſtſitzen, bald überholt haben.

M. G. C.

Rudolf Heinrich Greinz hat ſich durch ſeine bisherigen Schriften recht vorteilhaft in die Litteratur eingeführt. Beſonders iſt er ein treuer Beobachter der Seele des Volkes der Tiroler in allen ihren Äußerungen. Er iſt zum Bronnen hinabgeſtiegen, aus dem in vollſtem Maße das Verſtändnis für ein Volk quillt: er hat ſich in das Volkslied vertieft. Der vertraute Umgang mit dem Volk hat Greinz auch befähigt, uns ſo prächtige Geſtalten aus demſelben zu zeichnen, wie wir ſie in ſeinem neueſten Buche „Tiroler Leut“, Berggeſchichten und Skizzen (Baemeiſter, Erfurt und Leipzig), finden. Mit dem Untertitel „Berggeſchichten“ bin ich nicht recht einverſtanden, denn meines Erachtens

hat nur ein Stück, „Marter-Broni“, auf diese Bezeichnung vollen Anspruch. „Skizzen“ lasse ich mir gefallen. Greinz stellt uns Leute dar ohne Schönfärberei, von denen wir glauben, daß sie so leiden und leben. Im Interesse des Dichters will ich aber hoffen, daß er uns in einem nächsten Buche auch Kunde aus den Abgründen der Seele bringt, Kunde aus jenen in jedes Menschen Brust vorhandenen dunklen Winkeln, in denen die Dämonen hausen, an denen der oberflächliche Blick der Pseudo-Idealisten so gerne vorüberstreift. Warum ich diesen Wunsch äußere? — Man hat einen anderen Dichter, Johann Peter, den Poeten des Böhmerwaldes, wegen seiner freundschaftlichen Behandlung des Volkes, die allen großen („unschönen!“) Leidenschaften aus dem Wege geht, einen „Gartenlaubepoeten“ geheißen. Es ist ja richtig: man zeigt seinen Liebling gerne nur von dessen bester Seite; — aber zu einem guten Bild gehören auch Schatten. Das darf nie vergessen werden. Ein Urteil wie das über Peter würde Greinz, der Dichter von „Iswinkel“, „'s Haschert“ und „Marter-Broni“, nie und nie verdienen. Letztgenannte Erzählung ist die Perle der Sammlung. Die kurzen, gedrungenen Sätze, voll Plastik des sprachlichen Ausdrucks, erzählen eine wahrhaft erschütternde Geschichte aus dem religiösen Leben der Tiroler. Derartiges liest man nicht jeden Tag. Überhaupt ist das Buch dadurch ausgezeichnet, daß es uns einen schätzenswerten Einblick in die dem Älpler eigentümliche Lebensphitosophie und besonders in das naive religiöse Denken und Empfinden gewährt. Es thut wohl, zu erfahren, daß das Volk trotz aller fanatischen Klerisei noch seinen eigenen gütigen und gerechten Gott hat. — — Resumé: „Tiroler Leut“ ist ein liebes, lesenswertes Buch und gehört nicht zu jener Unzahl von Bauerngeschichten, wie sie heutzutage jeder Commis voyageur schreibt, sobald er nur ein paar Dialektausdrücke ergattert hat.

Karl Bienenstein.

„Des Märchens Reich“ von B. Gräfin Luckner. (Berlin, A. Slottko.) — Der eigenartige Charakter dieses Buches verdient, daß es bei der modernen Litteratur-Revue nicht unbeachtet gelassen wird. Und es ist in Wahrheit ein sonderbares Gemisch von romantischer Märchenpoesie und von oft beißendem Sarkasmus, das uns die Verfasserin in diesem Buche bietet. Dadurch aber erscheint die eigentliche Physiognomie des Buches verwischt, getrübt. Einzelne Märchen sind, obwohl geschickt und sehr poetisch erzählt, nichts als eben schöne Märchen ohne jedwede bemerkenswerte Modernität, andere aber sind voll von Ironie und Satire und geißeln mit Geschick allerhand Unsinn unseres teuren Gesellschaftsstaates. Auf diesem Gebiete ist die Verfasserin groß. Märchen wie „Gockel der 999ste“ und „Der vornehme Pfahl“ sind vorzügliche Schöpfungen. Man kann lachen bei dieser Satire, so recht herzlich aus voller Seele lachen, und der Humor fehlt uns Modernen doch so sehr. Eine wohlthuende, menschenüberblickende, fast möchte ich sagen demokratisch veranlagte Natur lugt aus diesen Märchen heraus, aber der Ernst weicht überall einem milden, souveränen Lächeln. Und das thut wohl. Es wäre zu wünschen, daß die Verfasserin ein Märchenbuch, in dieser Art geschlossen in sich, herausgebe und nicht zu bunt alles durcheinander würfelte. Ein seltsam poetischer Zauber, eine reiche Fabulierstimmung liegt über dem Ganzen, das sich wohl hauptsächlich an erwachsene, denkende, gereifte Menschenkinder wendet. Aber damit der Sache auch der Humor nicht fehle — jener einfache, graziöse Humor, der mit leichten Sohlen durch diese Welt spaziert — hat der Verleger — wie ich hörte aus eigener Initiative — dem Titel hinzugefügt: „Für Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren.“ O, du herrlicher, deutscher Michel!

A. v. Sommerfeld.

Lyrik.

Neueste Wiener Schweißlyrik. Ein neuer Stern ist in majestätischer, flammender Schöne an dem lyrisch-mageren Himmel Wiens aufgegangen. Ich blicke empor, um seine Bahn zu verfolgen, doch geblendet muß ich meinen Blick zur Erde senken. Ist es der Glanz jenes strahlenden Kometen, der meinen Blick gebannt? Ist es poetische Urkraft, mit der sein belebender Hauch die geplagte Stirn eines noch mehr geplagten Kritikers umfächelt? . . . . Halte ein, Dioskurenpaar! Stürme nicht so rasend dahin auf dem rosendestreuten Wege zum Ruhme, zur Unsterblichkeit! Halte ein und gönne auch uns Sterblichen die Nektartropfen deiner unergründlichen Poesie . . „Im Sturme des Lebens!" . . Als sie erschienen, diese duftenden losen Blätter, fiel man hastig, atemlos, gespannt über sie her. Man staunte, stutzte, — so etwas hatte man nicht erwartet; das ging über menschliche Begriffe! Gleichsam über Nacht verbreitete sich die Kunde von jener epochemachenden, niederschmetternden Offenbarung eines dichterisch gequälten Geistes. Man kann sich denken, in welche Aufregung mich solch ein heilloser Erfolg versetzen mußte. Wie von Furien und Erinnyen gepeitscht, jagte ich durch die Straßen unserer Residenz, belauschte hin und wieder einzelne Gruppen, die, heftig gestikulierend, von Einführung einer „Prügelstrafe für lyrische Erfrechung" sprachen, — in welchem Zusammenhang diese weiseste aller Vorsichtsmaßregeln mit unseren beiden Sensationslyrikern stand, konnte ich mir allerdings noch nicht erklären — und lief schnurstracks in die Verlagsbuchhandlung auf dem Franzensring, wo ich mir gegen klingende Münze — was lag mir damals am Gelde! — jenes fast völlig vergriffene „Sensationelle" eroberte. Und nun nannte ich sie mein; — zwei zierliche Bändchen! Auf dem einen las ich: „Osterdingens Lieder. (Der Gedichte dritte Lese.) Gedichte von Franz Christel", auf dem anderen: „Im Sturme des Lebens. Gedichte von Carl Strobl. Der Ertrag ist der Wiener Freiwilligen Rettungs-Gesellschaft gewidmet." Nun blätterte ich und begann zu lesen, las und begann zu blättern, — klappte zu und schenkte die Drucksache einem gerade vorbeigehenden Selchergehilfen zu eventueller Benutzung . . .

Nicht daß ich etwa das Talent, die Begabung meiner beiden Klienten — denn ein Kritiker ist der Patron der seiner Objektivität anvertrauten Opfer — leugnen wollte! Auf einem bestimmten Gebiete sind sie außerordentlich tüchtig, bahnbrechend, schulemachend. Und wenn wir so viel Taktgefühl unseren Dichterahnen gegenüber haben, um ihnen den Vorwurf des Plagiates zu ersparen, ausgeübt an der alleinig patentierten und vom hohen Olymp konzessionierten Erfindung der Herren Strobl-Christel, dann werden wir genannten Herren sogar das Verdienst der Originalität zusprechen müssen. Was sind sie alle jene kleinlichen „Dichterfürsten" vergangener Jahre? — unnötiger Ballast, nur dazu geeignet, das Hirn geplagter Gymnasiasten und gelangweilter Pensionsgänschen mit Geburts- und Todesdaten zu beschweren! Wo bleibt ihre Originalität? Goethe suchte auf das Herz zu wirken, Heine auf das Gemüt, Schiller, Platen auf den Geist, — die Herren Strobl-Christel wirken auf — den Magen! Ein eigentümliches gastrisches Gefühl, das Einen da beschleicht, wenn man in die Versuchung gerät, die eine oder die andere ihrer lyrischen Geistentleerungs-Pillen zu verdauen. So kann es uns denn nicht wunder nehmen, wenn wir künftig einmal von lyrischen Gallensteinen hören werden. Das einzige lyrische Karlsbad wäre dann nur die ernstliche Verlesung in wahre Poesie wahrer, gottbegnadeter Dichter. Und, Gott sei Dank, — ein lyrisches Karlsbad wird, dessen sind wir sicher, in nicht gar langer Zeit entstehen . . .

Ja, worin besteht denn aber die Ori-

ginalität besagter Herren? — dürfte man einwenden.

Sie haben den deutschen Dichterwald um eine neue Blüte, eine neue Spezialität bereichert, und diese Blüte heißt: Schweißlyrik. Schweißlyrik? Was ist denn das?

Die Schweißlyrik offenbart sich durch einen andauernden, betäubenden, verdauungsstörenden Geruch, der ihrem eigentlichen Faktor, dem lyrischen Schweißgedichte, entströmt, wenn es in die Hände eines ahnungslosen Opfers fällt. Dieser Geruch ist gesundheitsschädlich, wirkt herabstimmend, deprimierend auf Geist, Herz, Gemüt und kann, in großen Quantitäten eingesogen, Magenfäulnis, Herzbeklemmung, Gehirnschwund oder sogar völlige Auflösung des Individuums nach sich ziehen.

Wie, auf welchem Wege, entsteht Schweißlyrik?

Hier ihre Genesis: A. Unerläßliche Requisiten: 1) „Reimlexikon". 2) „Mechanischer Silbenzähler", für jambisches, trochäisches und daktylisches Versmaß eingerichtet, mit besonderer Berücksichtigung der Cäsuren und Diäresen. 3) „Anthologie" berühmter Meister, Lyriker, Humoristen, Satiriker. Mit besonderer Berücksichtigung unserer fremdsprachlichen (dem deutschen Michel minder bekannten) Litteratur. Im Anhang: Praktische Anleitung zur ascher Exzerption, Fabrikation und unerkennbarer Umprägung bekannter und unbekannter Meisterwerke. 4) „Der kleine Poet" oder „die Kunst, in wenigen Tagen ein formgewandter Dichter zu werden". Leichtfaßliche Darstellung sämtlicher Strophenschemen. Mit praktischen Beispielen. 5) „Der litterarische Schneider" (Methode Ollendorff). Praktische und unentbehrliche Winke für angehende Poeten und Pegasus-Stallknechte. Als Beigabe: 1000 Versskelette mit Endreimen. Einem hohen dichtenden Adel und dem p. t. Dichterpublikum steht selbstverständlich das willkürliche Ausfüllen des freigelassenen Versraumes frei, und glauben wir durch unsere originelle Idee alle Schwierigkeiten der Form, unter der unsre jetzige Poetengeneration so unsäglich viel zu leiden hat, endgültig überwunden zu haben. Tausende von Dank- und Anerkennungsschreiben (selbst von berühmtesten Litteraten) stehen uns zur Verfügung und werden auf Wunsch gratis und franko versendet. 6) Index sämtlicher lyrisch-besingbarer Subjekte und Objekte. 7) Ein Amboß, besonders zum Versschmieden geeignet. Material unverwüstlich, Dauerhaftigkeit garantiert. 8) Ein Becken zum Auffangen dichter und dichterischer Schweißtropfen.

B. 3 Stadien — 1) „Stadium der Vorstudien und des ästhetischen Auswalkens: Der Fabrikant setzt sich an den Amboß und schwingt einige Stunden hindurch den dazu gehörigen Hammer, wobei jedoch trotz unsäglicher Qual kein Geistesfunken resultieren will. Schwefeldämpfe. Einzelne phosphoreszierende, jedoch blindgeladene Scheinraketen steigen auf. Dieselben werden mühsam aufgefangen, während ein zweiter Comptoirgenosse eifrig in dem „Index" (siehe 6) blättert, in der „Anthologie" (s. 3) nach geistreichen Phrasen, Witzen, Wortspielen ꝛc. fahndet und aus dem „Litterarischen Schneider" (s. 5) das ihm für seinen Zweck passend scheinende Versgerippe mit Endreimen hervorkramt. Nun beginnt das 2) Stadium, das „des Knetens und Präparierens": Beginnende Ermattung. Erfrischung durch Genuß künstlicher Reizmittel (Morphium, Cognac, Opium ꝛc.). Das Versskelett wird unter feierlicher und vielseitiger Assistenz mit Muskeln und Fleisch bekleidet, — wobei der mechanische Pendel-Silbenzähler regelmäßig funktioniert und das „Reimlexikon" (s. 1) sich eifrigen Zuspruches erfreut. — 3) „Stadium der poetischen Impotenz". Völlige Erschöpfung. Anwendung künstlicher Stimmungserzeuger ohne Erfolg. Betäubender Phrasengeruch. Schweißdünste. Allgemeines Wimmern. Dann tiefes Schweigen. Nur das Klatschen der in das Becken (s. 8) fallenden Schweißtropfen unterbricht die feierliche Stille . . . .

Es ist selbstverständlich, daß sich die physische Arbeit, welche Herr Strobl einer-, Herr Christel andererseits in sein dichterisches Unternehmen „hineingesteckt" hat, als „Energie der Schweißlyrik" — so möchte ich es nennen — äußern und influenzierend auf das Gemüt, hier insbesondere auf Riech- und Verdauungsorgane des Lesers einwirken muß. Und so müssen denn auch wir, denen die beiden Dichter-Kochkünstler ihr schweißtriefendes Menu vorgesetzt, das ganze Martyrium durchkosten, welches letztere bereits überstanden haben. Auch wir versinken betäubt, erschöpft, hypnotisiert in bleischweren Schlummer. Und da zeigt sich nun der raffinierte Spürsinn, der wirklich anerkennenswerte Geist und esprit des Herrn Strobl, den er vermutlich den Franzosen abgelauscht hat. Unser Poet hat nämlich seine unverfälschten Fabrikate, wie bereits früher erwähnt — der Wiener Rettungsgesellschaft gewidmet, so daß diese, wenn es gilt, werkthätig eingreifen und die Verheerung, welche der Dichter angerichtet, heilen kann. Allerdings hätte unser umsichtiger und menschenfreundlicher Lyriker zwischen jedem seiner bedauernswerten Opfer und diesem äußerst segensreichen Institute — telephonische Leitungen herstellen müssen, welche ein rasches Eingreifen ermöglichen. Und dies wollen wir bei seiner nächsten lyrischen Installation hoffen.

Nun erlaube ich mir die Frage aufzuwerfen: Was singt Herr Strobl, wovon Herr Christel?

Von vielem und von nichts. Betrachten wir zunächst das lyrische Repertoire des ersteren. Da treffen wir vor allem anderen auf „lyrische Miniaturen", wie sie der Dichter zu nennen beliebt. Den Eingang bildet — was übrigens selbstverständlich ist! — ein Frühlingsgedicht. Ihm reihen sich u. a. allerhand Mondlieder, ein Winter-, ein Abend- und schließlich ein Abschiedslied würdig an. Aus allen seinen Gedichten strömt Weltschmerz, Pessimismus, verfehlte Liebe, unbefriedigte Sehnsucht und ein leidenschaftlicher Haß gegen „protzende Krösusse", gegen irdisches Scheinglück, welches uns der Mammon gewährt. So singt er denn in rhythmisch-glatten Hexametern:

Willst wildbrandenden Lebens Gefahren du glücklich bezwingen,
Hab' Geist, Herz, Mut du als hehre olympische Erbschaft, *)
Oder als sicheren Baden erfassenden, ehernen Anker,
Unbezwinglichen, alles besiegenden irdischen Mammon! —

Doch nicht nur Lyriker scheint uns Herr Strobl. Nein, er ist auch Moralist, Sittenrichter. So faltet er denn seine Stirn und verkündet dem gottlosen, bübischen Leser die überwältigend neue Lehre:

Seine Bürde
Trag' mit Würde
Jeder Mann!
Da kein Klagen
Und Verzagen
Helfen kann'

Herr Strobl ist auch Sprachreiniger, und glaube ich ihm auf diesem Gebiete eine erfolgreiche Zukunft prognostizieren zu können. Gleichsam allen seinen Dichterkollegen zum Hohne, die vor den Absonderlichkeiten der — es mag ja sein — manchmal höchst hartnäckigen und rhythmisch unbezwingbaren deutschen Sprache demütig ihren Rücken gebeugt, singt Herr Strobl:

. . . Und daß heut' ihre Hochzeit wär'
Mit großem Pomp und Glanze;
Auch spöttisch fragt man, ob ich 'gehr' (!)
Wohl hinzugeh'n zum Tanze . . .

Es folgen die „Amoretten", in denen allerhand Lieschens, Tinis, Linis, Mitzis

* Leichterer Orientierung halber und um Zungenmuskel-Verrenkungen vorzubeugen, erlauben wir uns, das Versschema dieser Zeile hier folgen zu lassen:

– ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑

Herr Strobl möge die Freundlichkeit besitzen, die Richtigkeit unseres Skandierungsversuches mit Hilfe des „litterarischen Schneiders", der doch sicherlich in seinem Fabriklokale aufliegen dürfte, zu prüfen. — Wir glauben ferner im Sinne des Verfassers zu handeln, wenn wir überdies auf die wuchtige Sprache, die treffende Wahl seiner Epitheta, das überraschende Kolorit und die ungezwungene Natürlichkeit seiner Diktion verweisen.

und Fritzis ihren Spuk treiben. Diese scheinen mir die relativ gelungensten, wenn uns auch in denselben ein kleiner Vierzeiler das Idealbild, welches wir uns von dem Poeten gemacht, völlig zerstört. Da heißt es:

Damit ich besser küssen kann,
Mußt still Dich an mich schmiegen;
Zum Lohne, Annchen, wirst Du dann
Auch einen Schnurrbart kriegen!

Also — Herr Strodl hat schon einen Schnurrbart! Schade! Wir hatten ihn für einen strebsamen Gymnasiasten gehalten, der sich nach Beendigung seines Schulpensums an gereimten Stilübungen oder stilllosen Reimereien ergötzt. . . .

Arme Rettungsgesellschaft! . . — —

Und nun Herr Christel!

Herr Christel scheint — dies kann man aus seinen Gedichten oder wenigstens aus den Gedanken, die er darin zum Ausdrucke bringen will, ersehen — ein sozusagen trefflicher Mensch zu sein. Sonst aber auch nichts mehr; was zwar in jedem anderen Falle mehr als genug wäre, hier aber weniger als nichts ist. Rührseligkeit, unschuldige Träumerei, kindliche Begeisterung für das „Schöne, Wahre und Gute" — wenn ich schon die altererbte Phrasenkette citieren muß —, naive Erbitterung gegen die falschen Ideale, die nichtigen Güter „dieser" Welt, dieses und dem ähnliches scheint ja ganz löblich zu sein und der Unverderbtheit unserer jetzigen Generation alle Ehre zu machen. Einem Dichter aber, der ja bekanntlich auf der Menschheit Höhen steht, muß mehr als jungfräuliche Schüchternheit, großmütterlicher Weltschmerz und Höhere-tochter-Enthusiasmus zur Verfügung stehen; und in diesem Sinne scheint mir ein jeder urwüchsig-natürliche, etwas intelligentere Bauernlümmel ein größerer Lyriker zu sein als Herr Christel. Schmerz, Leid, unglückliches und wieder glückseliges Lieben dürften aus ihm — so vermute ich, — einen Musenschmarotzer gemacht haben. Überall scheint er zu empfinden, — überall ist er kalt, steif, rauh, gekünstelt, eintönig, behäbig. Und wenn er auch die „silberdleichen Abendwölkchen", den „süßen Wein", den „Wonnemond" ꝛc. ꝛc. anfingt, die Natur und ihr geheimnisvolles Weben ist ihm völlig fremd und wird ihm auch fremd dleiben. Dichter-Empfindung läßt sich nicht lernen. Reimen und Leimen eher; denn dies ist ja das Wesen der Schweißlyrik!

Jedenfalls scheint Herr Christel von dem Ernste seines Berufes, seiner „Bestimmung" erfüllt zu sein.

Zum Manne gedieh'n, lo do zog es mich hin
Zur Leier, die wert mir des Lorbeers erschien.
So trot ich hinous mit dem heiligen Klong,
Der jeden bezwang . . . — (?) —
Dem Liebe im Herzen geschlogen.

Ein anderes Mal singt er in seiner „Bekehrung" — einem Gedichte, das, gleichwie die eben citierte „Bestimmung", wenigstens lyrisch genießbar ist und alles andere, das uns Herr Christel bietet, in den Schatten stellt —:

Kein Lied von Rosen mehr und Wein,
Von Minne und von Moienschein,
Von Fink und Philomele!
Mein Song soll eine Möve sein.
Von Sturm in alle Weiten schrei'n,
Vom Aufruhr meiner Seele!

Wahrlich! wir haben von Seelenaufruhr, Mövengesang ꝛc. . . in seinen „Liedern" nichts gefunden. Die behäbige Ruhe, die sie alle atmen, macht dies unmöglich.

Doch unser Dichter ist nicht bloß Rosen-, Wein-, Minne-, Mai- und Philomelesänger. Im Gegenteil! Er däucht uns vielseitig, ein lyrisches Mädchen für alles zu sein. Während aber letzteres sich unter dem Vorwande, in die Kirche gehen zu wollen, von ihrer Herrschaft Urlaub erbittet, thatsächlich aber mit ihrem Dragoner einen Ausflug unternimmt, gebraucht Herr Christel die Sonntage, die er seiner Muse abringt, dazu, um in einem mehr oder weniger schwungvollen Gedichte die Einweihung der Heilandskirche zu Mährisch-Ostrau zu besingen, oder, als Dichtersäugling, von den Seligkeiten des „kummerstillenden", „tausendmalbeglückenden" Christbaums zu lallen oder einem Bürgermeister, „der treu dem Schönen lebte und für das Edle starb", „nun, da er ausgerungen", einen Nachruf

nachzubiöken, oder schließlich in einem pompös einherstoizierenden, aufgebauschten Satzgefüge die „Freiheit seines jauchzubeinden Volkes", den „erneuten Geist seines Landes", den „Völkerfrieden" ꝛc. ꝛc. zu feiern. Der Patriotismus ist ja ein recht hübsches Ding. Wenn er aber nur dazu benutzt wird, um den „verjährten Wust", in dem man watet, hinter einer jobdurchspickten Phrasen-Strohdecke zu verbergen, dann bewirkt er das Gegenteil: er lehrt uns, an dem Eigenen, Angeborenen, Überlieferten philisterhaft festhalten und Fremdländisches, Importiertes, Neubeliebendes verachten. Und dies wissen unsere Hofschranzen und Hofnarren, die desto gottloser sind, je heiliger sie lächeln, ganz gut. Daß auch Herr Christel ein Jünger dieser nimmermüden Claque ist, braucht allerdings nicht ernst genommen zu werden . . . . —

Anton Lindner.

Dramen.

Die früher in unserer „Gesellschaft" besprochene „Tragödie des Menschen" des ungarischen Dichters Emmerich Madach wurde am 18. Juni im Wiener Ausstellungstheater in der Ludwig Doczischen Bearbeitung von Mitgliedern des Hamburger Stadttheaters aufgeführt und errang einen großen Erfolg. Natürlich war der erste Eindruck, den das Werk machte, der eines Unikums, einer Kuriosität. Allein der menschliche Gehalt des prachtvollen Phantasiestücks (oder wie man neuerdings wieder mit Vorliebe sagt „Mysteriums") brach bald so mächtig durch, daß die dramatische Wirkung bis zum Schlusse sich stetig steigerte. Man nahm aufrichtigen Anteil an den Schicksalen Adams und Evas, die da vor den Augen des Zuschauers durch alle Phasen der Menschengeschichte schritten: immer andere und doch immer dieselben, von der harmlos verhängnisvollen Idylle des Paradiesesgartens angefangen, über den Pharaonenthron hinweg, am Fuße der Akropolis vorbei, durch Rom und Byzanz, durch das Prag Rudolfs II. und Keplers, durch das Paris Dantons, das London unserer rastlos schaffenden Zeit, und schließlich selbst im Utopien der Zukunft auftauchten und im blauen Weltraume oben und am vereisten Äquator unten, bis ihnen das göttliche Wort aufging, geheimnisvoll und dennoch trostreich. Zu den Scenen, die dramatisch am tiefsten griffen, gehören die Kepler-Scenen, in welche sich die vortrefflich arrangierten Scenen der französischen Revolution als Traumbild einschieben. Dr. August Siebenlist (Verfasser der geistvollen Schrift „Schopenhauers Philosophie der Tragödie", die ihm die persönliche Anerkennung und Freundschaft Friedrich Nietzsches eintrug) hat jetzt „Einführende Worte" zu Madachs Drama herausgegeben, die in jeder Hinsicht die wärmste Empfehlung verdienen. Das Heftchen (45 S.) ist im Verlage von Leop. Weiß in Wien erschienen. Nicht nur die Zergliederung des schier überreichen Inhaltes ist vortrefflich, auch die Beiziehung von Parallelen ist überaus geistvoll und fesselnd. Möge Siebenlists verdienstliches Bemühen dem großartigen Drama in immer weiteren Kreisen verständige Freunde gewinnen!

M. G. C.

Die Königsbrüder. Drama in 5 Akten von Adalbert von Hanstein. Berlin C., F. Conrads Buchhandlung (Inhaber Paul Ackermann). — Das Drama ist am 5. März d. J. mit starkem, äußerem Erfolg am Berliner Theater in Berlin aufgeführt worden. Deutlich sichtbar ist überall das Bestreben des Verfassers, spezifisch „Dramatiker" sein zu wollen. Daher durchweg das Streben nach Kleistscher Epigrammatik des Ausdrucks, die oft katechetische Kürze in Rede und Gegenrede, das Freihalten der Diktion von Schwulst und grober Unnatur. Trotzdem stört leider manche das Interesse lahmlegende epische Arabeske. Und dann: der Dichter spinnt sein Thema immer von neuem an. Von fortschreitendem, logischem Aufbau, von

tieferer konsequenter, psychologischer Charakteristik ist keine Rede — jeder Akt könnte einzeln für sich bestehen. Das ist entschieden ein großer Fehler. Dazu zeigen sich oft stark epigonenhafte Stil-Ansätze. Der in sich selbst widerspruchsvolle und verworrene Inhalt wärmt und packt nur selten blitzgleich mit dichterischer Urkraft, meist in der rein äußerlich theatralischen Manier eines Wildenbruch. Die erfrischende Figur des Tankmar im zweiten Akt — wer könnte es leugnen! — leibt und lebt von Shakespeares Gnaden! Und die große hinreißende Liebesscene im vierten Akt in der Kirche verdankt vieles, was sie an Poesie enthält, den großen Vorbildern: Schiller und Shakespeare! Trotzdem ist das Stück summa summarum eine sehr talentvolle Arbeit. Der sympathische Autor nimmt die Kunst ernst, das ist heutzutage wahrlich nicht zu unterschätzen.

W. A—t.

Musotte. Drama in 3 Akten von Guy de Maupassant. Übersetzung von Emmerich von Bukowicz (Regiebuch). — Die Aufführung fand zu Berlin im Residenztheater am 30. Januar 1892 statt. Selten hat Berlin eine traurigere Première erlebt. Der dreizehnte „Durchfall" dieser an Durchfällen reichen Saison ward auch — der ominöseste! Den Namen Jaques Normands, des dramatischen Zuschneiders der Firma Maupassant verschwieg die Direktion Lautenburg wohlweislich. Denn nur auf Grund der äußeren Thatsache, daß Maupassant augenblicklich als Morphinist die Zwangszelle des Irrenhauses bevölkert, kann sie den Mut sich hergeholt haben, dieses technisch und psychologisch total verfehlte Stück aufzuführen. Der erste und namentlich der dritte Akt erreicht — mit das Schlimmste, was man einem Dramendichter nachsagen kann — den Gipfel konventioneller Phraseologie und schaler Langeweile. Da ist nichts von der wundervoll feinen seelischen Analyse, der psychologischen Wahrheit Maupassantscher Novellengestalten — lauter Schemen, einer abstrusen Tendenz dienend, die Folie eines Aberwitzigen, unter Millionen Fällen vielleicht einmal vorkommenden — Einfalls, welcher dem Zuschauer im Laufe des Abends als „typisch" aufgeschwatzt werden soll. . . Ein junger Mann erfährt am Hochzeitsabende durch einen Brief — eben will er sich mit der jungen Frau von der Hochzeitstafel ins Ehebett begeben —, daß sein früheres dreijähriges „Verhältnis" Musotte im Sterben liegt und nach ihm verlangt. Der nun folgende zweite Akt — im Wöchnerinnengemache spielend, wo der frühere Liebhaber hingeeilt ist — ist eigentlich nur ein großes — unfreiwillig komisch wirkendes — „Solo" der im Wochenbett à la dame aux camélias hüstelnd und delirierend zu Grunde gehenden Wöchnerin. Mit melodramatischer Begleitung von Klystierspritze, Säuglingswimmern, vase de nuit, ohne jede Spur dramatischen Instinktes, in schier endloser epischer Breite hindruselnd, das Produkt völliger dramatischer Impotenz. Nur eine unreife Minderheit völlig verrannter Französlinge und gänzlich unselbständig gewordener Theater-Habitués konnte — trotz energischem Zischproteste der übrigen — an derlei Zeug, welchem noch dazu jeder Originalitätsanspruch fehlt, Gefallen finden. Denn, wo steckt selbst im Problem das Neue?! Die heikle Vaterschaftsfrage, welche allen Schauspielern mindestens 100 Mal am Abend das Wort „das Kind" in den Mund legt, findet sie sich nicht schon in Sardous uralter „Familie Benoiton", und das ganze Entbindungsbrimborium, wird es nicht hundertmal ernsthafter im letzten Akt von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" hinter die Scene verlegt?! — Daß die „teutschen" Dümmlinge nicht „alle" werden, dafür sorgen Direktoren à la Lautenburg, deren Geschäftssinn solche, „welsche" Schmarren mit Vergnügen auf Kosten des düpierten Publikums in Paris auskaufen und in Berlin aufführen. Sapienti sat.

W. A—t.

Soziale Litteratur.

Das rote Programm. Leitfaden für Agitatoren, sowie zum Selbstunterricht in der Sozialdemokratie von Dr. Eduard von der Hellen. Weimar, Herm. Weißbach, 1892.

Diese Streitschrift segelt unter falscher Flagge, da sie nicht — wie der Titel zunächst vermuten läßt — für die Sozialdemokratie, sondern gegen dieselbe auftritt und zwar durch scharfe Kritik des Erfurter Programmes. Sie wird voraussichtlich das Los aller die Sozialdemokratie bekämpfenden Schriften teilen d. h. den Sozialismus fördern. Schäffle, Eugen Jäger, Eugen Richter, Winterer und Hans Blum würden unterlassen haben, durch ihre Schriften die Sozialisten zu bekämpfen, wenn sie die gegenteilige Wirkung ihrer Bücher geahnt hätten. Mit Freude wird von den bekämpften Agitatoren folgendes Bekenntnis des Autors begrüßt und verwertet werden:

„Die tief beklagenswerte Verschärfung der Klassengegensätze, an denen die neueste Zeit leidet, ist wesentlich gefördert worden durch die Entwicklung unsers Erziehungs- und Schulwesens. Reich und arm, vornehm und gering werden schon vom zartesten Kindesalter an gewöhnt, Standesunterschiede zu beobachten und in der durch die Geburt ihnen zugewiesenen Stellung Schranken zu sehen, die es — für reich und vornehm — sorgsam zu verteidigen oder — für arm und gering — zu durchbrechen gilt." . . . „Es fiele dem Arbeiter nicht ein, darüber zu grollen, daß er Arbeiter ist, wenn ihn nicht das erbitterte und sein Rechtsbewußtsein verwirrte, daß Mitmenschen, die nicht aus Arbeiterfamilien stammen, ihn als einen Menschen nicht nur einer andern Klasse, sondern zweiter Klasse ansehen." „Wer da zetert und keift gegen die Unbescheidenheit der Arbeiter, der lege einmal die Hand aufs Herz und frage sich redlich, wieviele er selber zu Sozialdemokraten gezüchtet hat dadurch, daß er ein Mensch höherer Art zu scheinen suchte als jene, die nicht den Vorteil hatten, unter günstigen Bedingungen geboren zu werden. Es ist ja keineswegs nur die unmittelbare Härte des Auftretens, die verbitternd wirkt, sondern in noch höherem Grade thut das die Art, wie sich die durch Geburt, Reichtum oder Kenntnisse Begünstigten abschließen und sich untereinander gebahren als Obermenschen." Pag. 50. Bei Kritik des Satzes: „Religion ist Privatsache" spricht Dr. Ed. v. d. Hellen folgende Ansicht aus: „Die Religion drückt, ihrem innersten Wesen nach, das Verhältnis aus, welches der Mensch zwischen dem Sinnlichen und Übersinnlichen empfindet. Als Ausdruck für dieses Verhältnis ist sie sowohl dem Grade des Empfindungsbedürfnisses als der Form nach verschieden für jedes Individuum. Die Religion als solche ist also Privatsache. Die konfessionellen Gemeinschaften und Kirchen ferner, die sich auf Grund relativer Übereinstimmungen herausbildeten, haben keine rechtliche Unterlage, ein Individuum, das ihnen durch die Geburt zugefallen ist, an der Entwicklung einer selbständigen, abweichenden Überzeugung und am Austritt aus ihrem Verbande zu hindern. Die Religion ist also auch in dieser Hinsicht Privatsache." Hierin stimmt der Verfasser mit dem roten Programm überein. Wenn er aber dennoch für Bestreitung der Kultuskosten aus Staatsmitteln eintritt, während dem roten Programm gemäß die Bestreitung dieser Kosten lediglich Aufgabe der Kultusgemeinschaften sein soll, verfällt er eben einer höchst bedauerlichen Inkonsequenz. So nützt gleich den oben genannten Schriftstellern auch Dr. Ed. v. d. Hellen durch seine Zugeständnisse den Sozialisten mehr, als er ihnen durch seine Angriffe schaden kann.

J. G. St.

Die deutsche Fabrikinspektion, ihre Thätigkeit im Jahre 1890 und ihre Reform v. Dr. Kuno Frankenstein. München-Leipzig. G. Hirths Verlag, 1892. Preis 1,50 Mk.

Frankenstein weist an der Hand der amtlichen Berichte nach, daß die heutige Organisation der Fabrikinspektion unzulänglich ist und entwirft in allgemeinen Umrissen ein Bild derjenigen Verfassung der Gewerbeaufsicht, wie er sie als notwendig erachtet. Er beklagt zunächst die partikularistische Organisation. „26 Landesregierungen haben wir im Reiche, die verschiedene Instruktionen erlassen, so daß unter Umständen für ein und dasselbe Gewerbe verschiedene Einrichtungen bestehen und demnach das, was in Reuß j. L. gilt, vielleicht zwanzig Schritte weiter in Reuß ä. L. nicht in Geltung befindlich ist." Weiters tadelt er die Abhängigkeit und Unselbständigkeit der Fabrikinspektoren nach oben hin. Statt der Fabrikinspektoren verlangt er selbständige, mit untergeordnetem Personal reichlich ausgestattete, durch das ganze Reich einheitlich organisierte, Fachmänner aus verschiedenen Kategorien enthaltende Gewerbeinspektionen, insbesondere auch Beiziehung von Ärzten, da feststeht, daß die Gefährdung der Arbeiter durch Betriebsunfälle erheblich in den Hintergrund tritt gegenüber den durch den Aufenthalt in gewissen Arbeitsräumen, sowie durch die Art des Betriebes bedingten Gesundheitsschädigungen erheblichsten Grades. Frankensteins Ausführungen sind klar, streng sachlich und daher höchst beachtenswert.

J. G. St.

Philosophie.

Das Problem, Grundzüge einer Analyse des Realen, von Paul Weisengrün.

Ein völlig abstrakt-theoretischer Kopf schreibt ein Buch über das Reale; hier hat man bereits seine Hauptschwäche: Weisengrün ist so hypothetisch und abstrakt, daß er wie ein reflektierender Geist über den Wassern des realen Daseins zu schweben scheint. Er ist kein Psychologe direkter Beobachtung, kein Empiriker, kein Praktiker. Sein Buch riecht nach dem Schreibtisch und einigen kleinen „inneren Erlebnissen" unter dem Lichte der großen Philosophen. Deshalb zeigt es auch nicht das Rückgrat einer Persönlichkeit, es ist „objektiv", ohne Kraft, Schärfe, Bestimmtheit, wenn auch mit viel Feuer geschrieben, leider; denn hier wäre etwas weniger etwas mehr gewesen. Der Verfasser giebt so viel zu, ist so mittelbar und unkritisch, daß man manchmal an einen psychologischen Kompromis mit den Lesern denkt.

Aber das Buch hat auch viele interessante und entschieden sehr bedeutende Seiten. Die Frage nach dem „Realen" ist nicht von der philosophischen, sondern von der praktischen Seite der sozialen Lage angefaßt, zum ersten Mal entdeckt man hier die unmittelbare Übertragung der intensivsten Kulturfrage auf die Philosophie und ihr eigentliches Arbeitsgebiet. Weisengrün hat für den eigenartigen Prozeß der steigenden Mitteibarwerdung sozialer Faktoren, den er bis zu den anfänglichsten Kulturstufen nachweist, den treffenden Namen „soziale Komplikation" eingeführt, der sich einbürgern wird. Das Anwachsen der sozialen Komplikation hat eine gleiche Erschwerung der Erkenntnis des Realen zur Folge: Man sieht nicht mehr direkt, sondern immer unter einer mehr oder weniger großen Brechung, also falsch, verzerrt. Die logische Folge ist, daß in einer komplikationslosen Zeit das Reale am besten, weil am unmittelbarsten, erkannt werden muß, d. h. daß die Erkenntnis des Realen der Zukunft angehört; erst muß die Bahn von mittelbaren Faktoren gereinigt sein, wenn man sie überhaupt betreten soll. Weisengrün bietet dieses Resultat in einer noch unklaren Fassung und nicht kondensiert genug; hier wie an anderen Stellen ist er zu weitschweifig, er will zu viel mit in die Betrachtung hereinziehen.

Zu den Vorarbeiten und Voruntersuchungen für die Analyse des Realen gehört die Erklärung eines psychologischen Faktors, den der Verfasser die „Analogie" nennt, — mit das Bedeutendste und Origi-

nellſte im ganzen Buche. Primäre Analogie iſt das Eindringen in das Seelenleben anderer, ſekundäre Analogie iſt Selbſtanalyſe, beides pſychiſche Erſcheinungen mit ſchwach intellektueller Färbung; prinzipiell ausgeſchloſſen iſt eine rein konſtruierende Analogie, die keine mehr genannt werden kann. Die Analogie beider zeigt mit bedeutenden Abweichungen immer zwei Komponenten: „Approximationsvermögen“ und „Intenſität der Hineinverſetzung“. Ich muß hier direkt auf das Buch hinweiſen, das von Seite 72—116 dieſe höchſt intereſſanten und kaum anzugreifenden Reſultate vorführt. Hier ſieht man übrigens deutlich, wie völlig abſtrakt Weiſengrün iſt: kein praktiſcher Fall des alltäglichen Lebens — es giebt unzählige — iſt zur Erklärung genannt; der Stand, deſſen ganze Daſeinsbethätigung in der Analogie beruht, der Schauſpielerſtand, iſt mit keinem Worte erwähnt, obwohl er handgreiflich nahe lag. Die Unterſuchungen über die Analogie — es ſind Unterſuchungen über das Handwerkszeug ſelbſt, alſo über Erkenntnisquellen — ließen ſich noch erweitern und ausarbeiten; vor allem könnte man die primäre Analogie noch in die Zweige der naiv-inſtinktiven und der empiriſch-bewußten zerlegen.

Eine Schwäche des Buches iſt das Weiſengrünſche Moralprinzip, ein Kompromis zwiſchen Individualismus und Geſellſchaft, zwiſchen Nietzſche und den Altruiſten, halb verklauſeliert, verwaſchen und zudem viel zu lang. Weiſengrün ſteht unter dem Einfluſſe Nietzſches, aber er will es nicht recht geſtehen, während der große Lyriker, Philoſoph und Äſthetiker in Form und Ziel oft bei ihm wiederkehrt.

Alles in allem: Das Buch iſt originell und entſchieden bedeutend, aber es iſt zu breit, zu unklar und auf keinen Fall ein endgültiges Buch. Neben manchen poſitiven kleineren Reſultaten hat der Verfaſſer vor allem ein großes für ſich erreicht: daß man ſeinen weiteren Arbeiten mit Intereſſe entgegen ſehen wird.

In mancher Hinſicht wäre die Form verbeſſerungsfähig. Störend wirkt es, wenn man immer wieder auf frühere Kapitel zurückverwieſen wird und der Verfaſſer ſo oft von ſeiner Abſicht und dem Zweck des Buches ſpricht. Gewiſſe Übergänge und Interſektionen („aber, wird der Leſer ausrufen“ . . .) klingen ſteif, manieriert. An anderen Stellen ſchreibt Weiſengrün thatſächlich mit ganzem Feuer, mit ganzem Hochdruck: So iſt das Schlußkapitel „Die Typen des Intellekts“ in Form und Inhalt ein Genuß zu leſen. —

E. Bedente.

Litteraturgeſchichte.

Sudermann von Konrad v. Bevern (Halle a. S., Verlag von Eugen Strien, 1892). — Immer hat man die Menſchen in zwei Gruppen einteilen können: die eine Gruppe war im Beſitze aller Rechte, weil ſie dieſe z. B. als Erbe von den Vätern bekommen hat; die andere war macht-, alſo rechtlos und mußte, wenn ſie im Beſitze von Recht ſein wollte, der erſteren Gruppe dieſes Recht abtrotzen. Das waren die Gruppen der „Alten“ und der „Jungen“. Die Alten waren auch einmal jung, kämpften einſt auch tapfer mit den damaligen Alten um ihr Recht — dasſelbe Recht zum Leben und Streben zu haben, wie die Alten; die letzteren ſchrien natürlich Zeter und Mordio, klagten, daß die undankbaren Jungens ihnen ihr Recht verkürzen wollen, ihnen die Welt verleiden u. ſ. w. . . . Da die Jugend aber kräftiger als das Alter iſt, ſo blieben die Jungen Sieger und die Alten verkümmerten. Es war zwar ſehr traurig für die Alten, aber die Mutter Natur hat es ſo beſtimmt: das Schwache kommt um und das Starke, Lebensfähige bleibt am Leben. Nach einer faſt immer gleichen Reihe von Jahren wiederholt ſich das Spiel: die Alten gehen, die Jungen bleiben. Und da man dieſe Erſcheinung immer beobachten konnte, ſo haben auch wir dieſes Spiel vor unſeren Augen: die Alten verteidigen mit dem letzten Aufgebot ihrer ſchwachen Kräfte

„ihren" Besitz gegen die Angriffe der Jungen. Und da zur Zeit der Kampf sein Ende zu erreichen scheint, so sind die Waffen der Alten — alte durch den öfteren Gebrauch abgestumpfte Waffen.

Mit diesen Waffen kämpft Herr Konrad von Bevern gegen die „realistische oder naturalistische" Richtung, das heißt gegen die Jungen. Und trotzdem er den Beweis liefern will, daß diese „Ausartung" nur eine vorübergehende sei, eine Verirrung der Zeit, mißlingt ihm dies vollständig. Dabei ist er unlogisch, nicht wie ein Kind, sondern wie ein schwachsinniger Greis, der wieder kindisch geworden ist.

Aus der Schar der Jungen wählte er Sudermann; und weil für ihn „Sudermann kein Einzelwesen, sondern sozusagen ein Gattungsbegriff ist . . .", glaubt er in Sudermann, „den Hauptrepräsentanten dieser Richtung", für welche er eigentlich keinen „parlamentarischen Ausdruck" finden kann, die ganze Schar geschlagen zu haben. Was für einen Begriff dieser Herr von der „Richtung" hat, zeigt am deutlichsten die Reihe der Schriftsteller des Auslands, die er aufzählt, da sie *auch* dieser Richtung angehören; aber dort, im Ausland, das, seiner Ansicht nach, die Deutschen nichts angeht. Diese Schriftsteller sind: Zola, Tolstoi, Ibsen und . . . Sardou!

Sudermann hat entschieden Pech: von seinen Verehrern wird er zu sehr gelobt, von den meisten, besonders von den Alten, mißverstanden. Und das ist das schrecklichste für einen Dichter — mißverstanden zu werden; tausendmal besser gar nicht verstanden zu werden! Fast kein einziger der modernen Dichter ist auch so oft angegriffen worden, und zwar von allen Seiten, wie Sudermann: den Modernen ist er zu alt, den Alten zu naturalistisch. Wer recht hat? Ich glaube alle.

Über einen Dichter, der noch nicht abgeschlossen hat, ist es schwer, ein endgültiges Urteil zu fällen; besonders aber bei Sudermann. Was für eine Wandlung in einer so kurzen Zeit! was für ein gewaltiger Unterschied zwischen „Frau Sorge" und „Katzensteg", „Ehre" und „Sodoms Ende"! Es ist klar, daß ein jeder Mensch neben Vorzügen auch Fehler hat; diese Fehler wird ihm aber niemand so schwer anrechnen, wenn sie von den Vorzügen überwogen werden. Vollkommen ist der Mensch einmal nicht! Und gerade diejenigen, welche die meisten Fehler haben, sind es, die zuerst auf die Fehler des „Rivalen" zeigen und zwar mit allen Fingern.

Herr K. v. B., der Sudermann als „Gattung" behandelt, als „Hauptrepräsentanten" der Gattung, braucht sich nicht einzubilden, daß er originell ist, daß er was neues sagt. Er gehört zu jenen Alten, die sich furchtbar ereifern, wenn einer etwas sagt, was sie noch nicht gehört haben. Alles Neue ist für sie ein Greuel, weil sie es nicht verstehen, weil sie glauben, das Alte sei geradezu unfehlbar und nicht sehen wollen, daß es im Sterben liegt. Man will um keinen Preis den Arzt zu Worte kommen lassen, weil man selbst alles bedeutend besser versteht! Der alte, durch und durch faule Baum muß mit der Wurzel ausgerottet werden, wenn man mit einigen noch lebensfähigen Zweigen etwas erreichen will.

Als die „Stürmer und Dränger" jauchzend ins Kampfgewirr sich hineinstürzten und nach allen Seiten dreinhauten mit dem Flammenschwerte der Wahrheit, was thaten damals die Alten!? Sie begründeten nicht die Lebensfähigkeit ihrer Anschauungen, sondern schimpften über die ungezogenen, undankbaren Jungen. Klassisch wollten sie die Jungen haben, die Dramatiker sollen ihre Dramen nach allen Regeln der Aristoteleschen Dramaturgie schreiben: Einheit des Ortes, der Zeit u. s. w. . . . Der „Dichter" Gottsched war ein Muster der Klassizität. Was sehen wir aber, die wir das Unnatürliche des Alten übersehen und dasselbe vermeiden wollen; Gottsched und seinesgleichen kann heute kein vernünftiger Mensch mehr lesen, an den „Sturm- und Drangproduktionen" Schillers und

Goethes hat man jetzt noch seine helle Freude. Was sehen wir aber weiter: welch ein Unterschied zwischen Goethe und Minister von Goethe, Schiller und Professor von Schiller! Die Jugendwerke Schillers — des Stürmers und Drängers Schiller — „Räuber", „Fiesco", „Kabale und Liebe" sind vielleicht nicht so „formvollendet" wie seine späteren Dramen, dafür aber die lebendigsten, die wahrsten. „Götz v. Berlichingen" und „Faust I" — also Sturm und Drang — und „Torquato Tasso" und „Faust II". Deutlicher kann man, glaube ich, den Unterschied zwischen alt und neu, tot und lebendig gar nicht beweisen, als durch Nebeneinanderstellung der Leistungen der „Götter" des deutschen Dichterwaldes in ihren „wilden" und ihren „gemäßigten" Jahren. So lange einer jung ist — ist er lebendig, wandlungsfähig; kommt er aber in „gesetzte" Jahre, so wird er zum Philister, bekommt einen Schmeerbauch und will um keinen Preis aufgeregt werden. Das ist der Fluch, der auf den Menschen lastet; und weil wir Jungen diesen Fluch abschütteln wollen und bestrebt sind immer zu „leben", d. h. Irrtümer einsehen, alte, lahme Wahrheiten über Bord werfen, das Leben zu nehmen nicht wie es ist, sondern es so verbessern, wie es uns paßt u. s. w., darum sind uns die Alten gram.

Ein Dichter soll Stoffe nicht aus dem vollen Leben greifen, sondern klassisch sein! Man will einem Dichter Gesetze vorschreiben! Das kann so ein Philister nicht begreifen, daß ein denkender Mensch, ein Dichter, ein Künstler, kurzum ein Individuum sich nichts vorschreiben läßt, sondern das thut, was ihm sein Gefühl, sein Verstand einsagen. Man soll das Leben ideal auffassen und nicht mit all seinen Fehlern auf die Bühne bringen, sagen die ehrlichen Alten. Das Leben ist gar nicht so häßlich, wie ihr es darstellt, es ist bedeutend besser; es ist gut bestellt auf der schönen Gotteswelt, sagen die unehrlichen Alten. Und zu diesen „unehrlichen" Alten gehört die Gattung des Konrad von Bevern. Aus der „großen Zahl von Sudermanns Werken" greift er den „Katzensteg", „die Ehre" und „Sodoms Ende" heraus und beweist daran das Unmoralische, das Faule in Sudermann, „folglich" in dem ganzen „Realismus oder Naturalismus".

Zuerst „Katzensteg". Konrad von Bevern giebt zu, daß der Anfang des Romans „in ansprechendem Stil geschrieben. Satzbildung und Sprache weichen so wesentlich von der sonstigen Art des Autors ab, daß man höchst angenehm davon berührt wird. Leider aber . . . ."; das Weitere geht „zu schrankenlos über das Maß des Schicklichen hinaus . . .", so daß der „anständige" Leser erröten muß. Das gemeinste aber an dem Roman ist, wie Konrad von Bevern meint, das Verhältnis des Helden zur Regine. „Sudermann hetzt diese Figur ohne Rast und Ruh durch das Buch und bringt es schließlich fertig, daß der gebildete, unschuldig verfolgte Held, der verdammt ist, mit der Person zu hausen, für dieselbe in Liebe entbrennt. Hier liegt der Schwerpunkt von Sudermanns grauenerregender Phantasie! Und nun läßt er derselben den Zügel schießen bis ins Ungeheuerliche; kein Erbarmen mit dem anständigen Leser, der doch niemandem, und wäre es der schwächlichste Charakter, es verzeihen würde, daß ein Mensch die Dirne des eigenen Vaters mit einem anderen Gefühl als dem der Verachtung ansähe, nein, bei Sudermann wird dieselbe in der Einsamkeit, die den Helden umgiebt, begehrenswert." Das ist die Moral des Herrn Konrad von Bevern, der vorschreiben will, wen man lieben soll und daß man die „Dirne" des Vaters nicht lieben darf, weil es „unmoralisch" ist. Er errötet bei dem Gedanken allein! Lesen Sie, werter Herr, die lehrreiche Geschichte der Ninon de Lenclos (Scherr, Menschliche Tragikomödie); da werden Sie sehen, daß so was „leider" auch im Leben vorkommt. Ja, das Leben ist eigentlich der unmoralischste Dichter aller Zeiten; konfiszieren Sie die Werke des

Lebens, Herr Konrad v. Bevern! NB. wenn Sie es können. Und dann: was verstehen Sie unter „anständig"? Derjenige ist anständig, der beim Stehlen . . . nicht erwischt worden ist. Nicht wahr?

Gegen die dramatischen Werke Sudermanns ist Konrad v. Bevern „naturgemäß", wie er sagt, noch mehr aufgebracht und moralisch entrüstet, als gegen die novelistischen; denn „diese wirken noch bei weitem verstimmender, als man sich nicht mehr mit dem Buche allein fühlt, sondern öffentlich und in großer Gemeinschaft sehen und hören muß". Meiner Ansicht nach ist die Entrüstung eines anständigen Menschen, jetzt das „anständig" in meinem Sinne, gleich groß in Gesellschaft mehrerer oder beim Alleinsein.

Was Konrad v. Bevern jetzt noch über „Ehre" und „Sodoms Ende" sagt, ist ja nebensächlich. Wir kennen ja die Gattung, der dieser Herr angehört. Nur noch etwas über seine Ansichten vom Publikum und von Opposition. Fällt einer der Jungen beim Publikum durch oder, wie jemand in unserem Sinne sagte, fällt das Publikum beim Dichter durch, so jubeln die Konrade von Bevern, daß das Publikum trotz all den unmoralischen Dichtern klug und moralisch und gebildet genug ist, um so einen „Schund" abzulehnen. Nun hatten, wie bekannt, die Dramen Sudermanns, besonders „die Ehre", einen stürmischen Erfolg; darum ist dasselbe Publikum, das heute Hauptmann „ablehnt" (d. h. nicht versteht) und deswegen der Ausbund der Moralität und Bildung ist, morgen, bei der günstigen Aufnahme von Sudermann, das „gewisse" Publikum, von welchem Konrad v. Bevern sagt: „Man muß auch die Urteilslosigkeit der großen Menge Halbgebildeter kennen, um zu begreifen, daß sogenannte „Dichter", wenn sie nur möglichst wenig Anforderungen an das Denken stellen . . . immer ihres Erfolges sicher sein können."

Nicht minder schön ist die Ansicht über ehrliche Opposition. Allen wird wahrscheinlich das bubenhafte, rücksichtslose oder besser, nicht näher zu bezeichnende Benehmen der Studenten-Burschenschaften in Halle bei der Aufführung von „Sodoms Ende" bekannt sein. Bei einer Stelle, welche diese „moralischen" Jünglinge entrüstet, fangen sie zu pfeifen, johlen, stampfen u. s. w. an, trotzdem der andere Teil des Publikums unter dieser Rücksichtslosigkeit leidet und von ihr sehr unangenehm berührt wird. Konrad v. Bevern aber ist von dieser „Opposition" entzückt, da sie noch deutlich zeigt, „wenn in Halle ein gesundes sittliches Taktgefühl aus den Kreisen der Studenten aller (?) Fakultäten gegen die Unsittlichkeit und den Cynismus auf der Bühne . . . und gegen Sudermanns Machwerke . . . ." sich empört — daß die Jugend doch noch Tugend hat. Gegen die „Verführungsscene" Klärchens haben sich die „Tugendhaften" empört! Und wer sind der große Teil der Verführer von Näherinnen und anderen armen Mädchen in der Großstadt? Die mit „sittlichem Taktgefühl" ausgestatteten „Burschen". Daß sie rohe Burschen sind, haben sie wieder einmal bewiesen! Ja, was man sich im Leben erlauben darf, darf man nicht auf der Bühne vorführen. Die Philister wollen nicht aufgeregt sein, wollen nicht, daß man ihnen ihre Wunden zeigt. Vielleicht ist es „sittlich", 20 u. s. w. Semester zu bummeln und Bier zu saufen, statt 10—12 Semester zu lernen? Was, Herr Konrad v. Bevern?

Ich wollte in meinen Ausführungen durchaus nicht Sudermann gegen die Angriffe Konrad v. Beverns, oder wie sie alle heißen mögen, verteidigen; dessen bedarf Sudermann nicht, er verteidigt sich in seinen Werken selbst. Ich wollte auch nicht etwa beweisen, daß Sudermann keine Fehler hat, daß er der Modernste ist. Ich habe nur versucht, die Art und Weise der Alten im „Kampfe" gegen die Jungen zu zeigen. Es genügt ja Paul Lindau allein, diesen Repräsentanten der Alten par excellence, neben Hermann Sudermann zu stellen, die „Werke" des ersteren mit den Dichtungen

des letzteren zu vergleichen, um sofort zu sehen, wer demoralisierend und wer bildend auf das Publikum wirkt; was sittlicher ist: „Die Sonne“ oder „Sodoms Ende“ und „Ehre“.

Ich weiß auch, daß ich vielleicht nicht viel Neues gesagt habe; aber gegen die Gemeinheiten und Angriffe der Alten läßt sich nicht viel Neues sagen; denn das meiste ist schon zu wiederholten Malen gesagt worden. Man kann ihnen nur immer wieder ihr Spiegelbild zeigen und sie auf diese Weise zum Schweigen bringen. Vernichten können sie die revolutionierende Bewegung der Jungen nicht mehr, sie können sie nur verzögern. Der Mut der Jungen wird aber dadurch nur gesteigert, und sie werden, zum Glück, den Alten bald den Garaus machen. Sie werden aber nach dem Siege nicht stehen bleiben und das beliebäugeln, was sie gethan, sondern immer und immer weiter gehen und . . . leben.

Alexander Mar.

Vermischte Schriften.

Aus Dr. Sturms Bücherverlag für persönliche und soziale Gesundheitspflege in Berlin geht uns ein Werk zu, das wir der Aufmerksamkeit unserer Leser dringend empfehlen: „Wohlstand für Alle“, eine sozialhygienische Studie von Dr. C. Sturm. Der 218 Seiten Gr.-Oktav starke Band kostet 2 Mk. 40 Pf., ist also auch dem „kleinen Manne“ zugänglich. Und da der „kleine Mann“ am meisten mit Kindern gesegnet zu sein pflegt und mithin an der sozialen und wirtschaftlichen Entwickelung seines Vaterlandes jedenfalls stärker beteiligt ist, als der reiche Cölibatär, vornehme Bummler oder internationale Kapitalist Weltnußnießer, so bildet gerade für ihn dieses vortreffliche Erziehungshandbuch im weitesten Sinne eine Fundgrube nützlichsten Wissens auf moderner natur- und sozialwissenschaftlicher Grundlage. Das Buch ist frisch, anziehend und durchaus volkstümlich geschrieben. Wir hoffen bald ausführlicher auf dasselbe zurückzukommen.

M. G. C.

Das Buch der Eva von Alexander Engel (E. Pierson, Dresden). 120 Seiten. — Die moderne Litteratur kann sich schmeicheln, das Wesen der Erotik erst erkannt zu haben und mit ihr das Wesen der Frau. Die Liebe ist jetzt kein abgebrauchtes, sondern ein neues Thema — denn noch sind nicht alle ihre Merkmale dokumentiert, noch giebt es ungelöste Rätsel. Wie tritt uns das Weib in der alten Litteratur entgegen? Alle tauchten sie ihre Federn in die wunderschönsten Farben, wenn sie es besangen, oder sie schilderten es unter dem Banne jener oberflächlichen Vorurteile, wie sie sich für so lange in den Köpfen derjenigen, die das Weib nie gekannt, nie studiert, eingenistet haben. Für sie gab es keine weiblichen Individualitäten, sondern nur das Weib als Typus der Herde. Und die Liebe war für sie lauter Jubel und Freude, ein Paradies, wo es manchesmal zur Abwechslung auch Thränen und Enttäuschung giebt. Man konnte dabei sehr gemütlich bleiben, wenn man über Erotik schrieb und las. Dann kam der Mann der unheimlichen Probleme und erschreckte sie mit seinen Fragezeichen. Und weil ihnen das alles unbequem war, sagten sie, daß sie sich nie werden einen Reim machen können über die Nora und die Wildente, über die Gespenster und Rosmersholm. Warum geht es nur bei diesen Leuten nicht so glatt und gemütlich zu wie immer? Aber die wahren Seelenforscher hatten mit Ibsen noch nicht abgeschlossen; die eigentlichen Erotiker kamen erst. Tolstoi hatte sich darüber gemacht und kam zu seltsamen Resultaten; Bourget hatte seine Ergebnisse in der „Physiologie der Liebe“ niedergelegt, es kamen Strindberg, Ola Hansson und eine Anzahl wahrer Dichter hüben und drüben.

Auch bei uns beginnt es sich zu regen. Heinz Tovote, L. Fulda, Hauptmann u. a. haben bereits vollwertige Studien über Liebe und Eheleben gegeben. Auch das vorliegende Büchlein giebt sich als bescheidener Beitrag dazu. Alexander Engel ist ein junger Wiener Schriftsteller, der

ſchon ſo manche Probe von Talent und Geiſt gegeben hat. Es iſt echt Wieneriſches in ſeinem Stil und in der Art, wie er tiefe Probleme aufwirft, ohne ſie ganz zu löſen. Es ſind nur blitzartige Lichtſtrahlen, die er darüber wirft. Er zeigt auf tiefe Wahrheiten nur hin, ohne ſie in allen Zügen bloßzulegen. Darum iſt ſein „Buch der Eva“ aphoriſtiſch gehalten. Aber dieſe kleinen Münzen leuchten oft in funkelnder Geiſtreichigkeit und Originalität. Vieles Neue zur Pſychologie des Weibes und der Liebe wird hier geſagt in meiſt glänzender Form. Er kennt das Hohe am Weib, das liebt, und das Niedrige, wenn es haßt und ſeine Begierden erfüllen will. Einige Proben: „Die Liebe iſt das Talent der Frau, aber auch hier giebt es verkannte Talente,“ „Die Liebe lebt von Empfindungen und ſtirbt an Gedanken,“ „Wenn im Buche der Liebe das Wörtchen „Treue“ vorkommt, ſo iſt das ſicherlich ein Druckfehler,“ „Die Verleumdung iſt eine Münze, zuweilen vom Manne geprägt, aber ſtets von den Frauen in Umlauf geſetzt,“ „Die verbotenen Früchte ſind das Deſſert der Ehe,“ „Wenn eine Frau in Wirklichkeit nicht ſündigt, ſo betritt wenigſtens ihre Phantaſie die verbotenen Pfade,“ „Selten hat eine Frau den Mut, die Ketten ihrer Ehe zu ſprengen, aber ſtets iſt ſie ſo feige, ſich dieſelben lockern zu laſſen,“ „Dein Kopf iſt närriſch, dein Herz thöricht, deine Kraft bricht, dein Tag iſt voll Aufregung, deine Nacht ohne Schlummer. Und das nennt man „glückliche Liebe“, — „Die Erinnerung iſt ein Traum von Schätzen, die wir längſt gehoben“, „Wer über den Anfang ſeiner Liebe nachdenkt, iſt bei dem Ende angelangt“.

Ich habe dieſes ungemein anregende und wertvolle Büchlein mit Vergnügen geleſen. Ein durchaus moderner Geiſt hat es geſchrieben. — Hermann Menkes.

Die Jeſuiten in Bayern von der erſten Zeit ihrer Berufung bis zum drohenden Staatsbankerott am Ende des 16. Jahrhunderts, von Karl Scholl. Würzburg, bei Stuber, 1892. — Der Verfaſſer hat ſich gegen das Jeſuitengeſetz erklärt, weil er von Gewaltmaßregeln nichts Gutes erwartet, bekämpft aber den Jeſuitismus auf Tod und Leben, weil deſſen innerſtes Weſen in nichts Geringerem beſteht, als in der fanatiſchen Feindſchaft gegen die Freiheit des Geiſtes, in der raſtloſen, vor keinem Mittel, auch nicht dem ſchlechteſten, zurückſchreckenden Thätigkeit, die Geiſter zu unterdrücken, und zwar zu dem ausgeſprochenen Zweck, die abſolutiſtiſche Alleinherrſchaft Roms über den ganzen Erdkreis zu begründen. Dieſes Treiben der Jeſuiten zeigt der Verfaſſer an ihrem Auftreten in Bayern und giebt darüber ſo ſichere, klare und abſchreckende Bilder, daß jeder, deſſen Vernunft nicht gefangen genommen iſt, zu einem richtigen Urteil über die Geſellſchaft Jeſu gelangen kann. Die Broſchüre iſt ſehr zeitgemäß und verdient die aufmerkſamſte Beachtung. H. S.

Ein Kaiſer im Kampf mit ſeiner Zeit. Von Karl Scholl. Bamberg, Handelsdruckerei. — Der als Kämpfer für religiöſe Freiheit bekannte Verfaſſer erinnert das kaiſerliche Deutſchland, wo ein perſönlicher Herrſcherwille bedeutend hervortritt, an den Romantiker auf dem Throne der Cäſaren, den ſchon D. Fr. Strauß vor ungefähr einem halben Jahrhundert, als Friedrich Wilhelm IV. regierte, zur Lehre und Warnung beſprochen hat. Wie die Anſtrengungen Julians, die Chriſten zu vernichten, die er als Atheiſten betrachtete, vergeblich waren, ſo werden, nach Scholls Anſicht, dereinſt die Anklagen gegen den Atheismus und dergleichen von heute ebenfalls Lügen geſtraft werden. Die Ausführungen weiſen hoch hinauf und werden zahlreiche Leſer finden. H. S.

Bechholds Handlexikon der Naturwiſſenſchaften und Medizin. Bearbeitet von A. Velde, Dr. W. Schauf, Dr. v. Löwenthal und Dr. J. Bechhold. Frankfurt a. M. H. Bechhold. — In un-

Digitized by Google

serer Zeit, wo Naturwissenschaften und Medizin so tief in das Leben eingreifen, fehlte es bisher merkwürdigerweise an einem kompendiösen Werk, das in verständlicher Form über sämtliche Gegenstände und Ausdrücke, die dem Gesamtgebiet dieser Wissenschaften angehören, Auskunft erteilt. Es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß diesem Mangel durch Bechholds Handlexikon der Naturwissenschaften und Medizin, abgeholfen wird. Aus den ersten uns vorliegenden Lieferungen ersehen wir, daß darin Chemie, Physik (Elektrizität), Zoologie, Botanik, Geologie ꝛc. ꝛc. auf das sorgfältigste behandelt sind. Besonders dankenswert ist es, daß auch auf die praktische Anwendung der Wissenschaften, auf Rohprodukte und technische Erzeugnisse, Rücksicht genommen ist. Für viele dürfte es von besonderem Interesse sein, darin über Krankheiten und deren Behandlung, Arzneistoffe und deren Wirkung Auskunft zu finden. X. Y. Z.

Die nächste Zukunft der deutschen Nation in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht. Erörterungen aus Anlaß der neuen Handelsverträge von Borussen. Gotha. Verlag von Karl Schwalbe, 1892. — Der Annahme der Handelsverträge ist die Schrift der Borussen auf dem Fuße gefolgt. Wie sie vorher gewarnt haben, sind sie jetzt Richter der Reichstagsmehrheit geworden — natürlich verurteilende. Nach ihrer Ansicht ist Deutschland in seiner innern wie äußern Politik schwer geschädigt worden. „Niemals seit den Tagen der preußischen Verfassungskonflikte, ja selbst seit den Zeiten der heiligen Allianz, war die Summe der Vaterlandsbegeisterung im Deutschen Reiche so gering wie heute, wo wir das höchste Maß derselben dringender nötig hätten, als jedes andere Gut.“ Die nackte Konstatierung dieser Thatsache ist mehr wert als alle die andern, mehr oder minder parteiischen Auseinandersetzungen; aber diese Thatsache hat ihren Grund nicht bloß in der Art und Weise, wie die Verträge durchgepeitscht sind, sondern in noch viel höherem Grade in der ganzen Reihe von Geschehnissen, die zeitlich weit vorausliegen. Und die Verfasser hätten schon lange vor dem Dezember 1891 dieselbe Thatsache konstatieren können. H. H.

Eine äußerst wichtige Sammlung urschriftlicher Äußerungen zeitbürtiger deutscher Schriftsteller, Dichter und Gelehrter über Lehrer und Schule hat Wilhelm Meyer-Markau in Duisburg unter dem Titel herausgegeben: Der Lehrer Leumund. (Selbstverlag, 209 S. Preis 2 Mk. 50 Pf.) — Es sind Geister von allerlei Licht- und Stärkegraden, die sich hier in bunter Reihe — ihren eigenen Leumund schreiben. Denn ehrlichem Empfinden ist es ein Entscheid über sich selbst, wenn man einen Spruch über seinen Jugendlehrer und ersten Schulerzieher in die Öffentlichkeit setzt. Wir erhalten hier manchen Aufschluß über berühmter Leute Geistes- und Gemütsverfassung, der überraschend wirkt. Aber auch an neuen sachlichen Meinungen und Winken ist dieses Buch sehr reich. Phrasenhaftes und Nichtssagendes findet sich natürlich auch hie und da, zur sanften Erheiterung des Lesers, wenn er den stolzen Namen mustert, der sich als Urheber giebt. Wir kommen später auf dieses Sammelwerk zurück. Inzwischen mögen es sich die deutschen Kultusminister — der preußische voran — empfohlen sein lassen. X. Y. Z.

Die Krankheit der Welt. Von Dr. med. Alfred Damm, Spezialarzt für chronische Leiden in Wiesbaden. (Selbstverlag. Vierte unveränderte Auflage. 157 S. Preis 2 Mk.)

Verfasser von „Neura“, „Schädlichkeit der Mittel zur Vermeidung der Konzeption“, „Diphtheritis“, „Gegen Koch“ u. s. w., Herausgeber der Monatshefte „Die Wiedergeburt der Völker“ hat Dr. Damm sich als Gelehrter und Arzt von Tüchtigkeit und moralischem Mute erwiesen, um Anspruch auf die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise erheben zu dürfen, wenn er das

furchtbare Bild von der Krankheit der Welt entrollt. Seine Darstellung ist klar, ernst, ohne Pose, ohne Effekthascherei. Es nützt nichts, sich länger in optimistischem Wahne zu wiegen, mit verschlossenen Augen und Ohren: „A bah, so arg wird's nicht sein, die Natur weiß sich schon selbst zu helfen, Jugendsünden, die ihre Heilung in sich selbst tragen, wenn das gefährliche Alter vorüber!" Wir wünschen zunächst der deutschen Jugend (beiderlei Geschlechts), daß sie sich mit Damms Buch befreunde, und hoffen von der Gewissenhaftigkeit der Eltern und Erzieher, daß sie der Aufklärung über die hier behandelten Lebensfragen nicht aus irgend einer veralteten Rücksicht entgegenarbeiten. X. Y. Z.

Geschichte der Freimaurerei in Österreich-Ungarn. Von Ludwig Abafi. Budapest. Ludwig Aigner. — Daß die Freimaurerei sich längst überlebt hat, müssen die Denkenden unter den Logenbrüdern wohl selber zugeben. Den großen Aufgaben unserer Zeit ist der geheimnisthuerische Aufklärichr des 18. Jahrhunderts nicht gewachsen, und die Protektionswirtschaft, die die Loge groß gezüchtet hat, muß auch den Unbefangensten, der sich von der wohlfeilen Humanitätssalbaderei übertölpeln ließ, nachgerade stutzig machen. Mit allgemeinen Phrasen und kindischen Ceremonien, mit etwas Wohlthätigkeit und protzenden Gnadenerweisen löst man die soziale Frage nicht; wohl aber wuchert hinter den Logenkulissen die Stellenjägerei und Streberei, das Hauptlaster unserer korrumpierten Zeit, so üppig und fröhlich, daß jeder ehrliche Charakter von diesem intoleranten Treiben der Toleranzapostel angeekelt wird. Das Väterchen benutzt die Loge, um das Söhnchen in irgend einer guten staatlichen oder städtischen Pfründe unterzubringen, und die Loge giebt sich ohne Gewissensbisse dazu her, dem vielleicht sehr unbefähigten Söhnchen die Steine — d. h. die ehrlichen, nicht zur Loge gehörigen, vielleicht hochbegabten Mitbewerber — aus dem Wege zu räumen. Und das nennt sich dann Humanität, Toleranz und weiß Gott, wie noch weiter! Die ganze Scheinheiligkeit unserer tugendheuchelnden Gesellschaft verkörpert sich eben in der Loge, und darum sagen wir, je eher sie stirbt, um so besser für die Menschheit. Ist aber jemand gestorben, so hält man ihm eine Leichenpredigt und rühmt seine Tugenden, manchmal auch solche, die der gute Mann gar nicht hatte, schweigt aber wohlweislich von seinen Fehlern und Lastern.

Eine solche Leichenpredigt auf die Loge ist das obengenannte Buch, von dem bis jetzt zwei Bände erschienen sind. Kein Wunder, daß der Verfasser nicht genug von den Wohlthaten der Freimaurerei zu erzählen weiß. Glauben wir dem Verfasser, so verdankt die Menschheit ihre ganze Kultur den Logenbrüdern, ohne die Segnungen und Weihen des Ordens hätte weder Galilei seine Fallgesetze, noch Newton sein Gravitationsprinzip, noch Spinoza den Pantheismus, noch Leibniz — man höre und staune! — den Materialismus erfunden! In diesem Ton ist das ganze Buch geschrieben; einen Nicht-Freimaurer muß dieses seichte, gedankenlose Pathos auf die Dauer anwidern. Nimmt man aber diese eitle Selbstbeweihräucherung mit in Kauf — und die Logensprache geht nun einmal immer auf solchen Stelzen —, so kann man aus dieser Leichenpredigt doch gar manches lernen. Denn eines muß man dem Verfasser nachrühmen: den staunenswerten Fleiß, mit dem er das gesamte Material, das für die Geschichte der Freimaurerei in Österreich aufzutreiben war, gesammelt und gesichtet hat. Die Geschichte der einzelnen Logen wird bis ins Einzelne vorgeführt, ihre verdienstliche Thätigkeit, namentlich zur Zeit der Aufklärung und kirchlichen Verfolgungswut im vorigen Jahrhundert, auf das Eingehendste geschildert und die Hauptheiden der Loge und ihre Thaten werden der Reihe nach aufgezählt. Viel Begeisterung und wenig Kritik — das ist freilich das bezeichnendste Merkmal

dieſer Art Geſchichtſchreibung, der es weniger auf Erforſchung der Wahrheit als auf die Erbauung der Leſer ankommt. Zum Glück ſind aber die meiſten Leute nicht mehr erbaulich geſtimmt.

Heinrich Freimund.

Franzöſiſche Litteratur.

Camille Lemonnier, La Fin des Bourgeois (Paris, Dentu). — Die Bücher Lemonniers folgen ſich Schlag auf Schlag, aber ſie gleichen ſich nicht. Nach der im vorigen Hefte angezeigten Novellenſammlung „Dames de volupté“, in der vornehmlich der myſtiſche Symbolismus des Autors zu Tage trat, jetzt dieſe tiefbohrende ſoziale Sittenſtudie, die die Krankengeſchichte und Agonie der herrſchenden Geſellſchaftsklaſſe auf Grund ſtreng naturwiſſenſchaftlicher Beobachtung ſchildert. Das üppige Pausbackengeſicht und der behäbige Fettwanſt, mit dem das Protzentum in der Welt herumſtolziert, kann den ſcharfäugigen Geſellſchaftsarzt über die Natur des Leidens nicht täuſchen, ihm offenbart ſich der morſche Kern in der glänzenden Schale, und wo die Welt nur eitel Glück und Wohlbehagen ſieht, erkennt er den verborgenen Fäulnisherd, deſſen ſchleichendes Gift den Organismus langſam zerſtört und die Auflöſung herbeiführt. Mit erbarmungsloſer Logik ſchildert Lemonnier, wie die genußtolle, charakterloſe Bourgeoiſie dem immanenten Geſetz von der Wiedervergeltung zufolge an ihren eigenen Sünden zugrunde geht. Dem Ende dieſer erbärmlichen Mammonsſklaven fehlt dabei jede Spur tragiſcher Größe. Die Bourgeoiſie ſtirbt nicht den raſchen Tod der Ariſtokratie des ancien regime, die würdig und klaglos im Kampfe zu Boden ſank, ſie geht Zoll für Zoll im Moraſt entnervender Genußſucht unter: ein widerwärtiges Bild des Sterbens, das in Lemonniers Darſtellung noch abſtoßender wirkt, weil es der geraden Natur dieſes ernſten Künſtlers widerſtrebt, in das grau in grau gehaltene Geſellſchaftsbild einen lichten Hoffnungsſtrahl fallen zu laſſen. Aus dem Geſagten erhellt zur Genüge, daß ſich hier eine hochintereſſante Lektüre für jene Leſer bietet, die die nackte Wahrheit der aufgeputzten Lüge vorziehen. In ſeiner urwüchſigen Kraft und wuchtigen Gedankenſchwere tritt Lemonniers neueſtes Werk ſeinen Vorgängern ebenbürtig zur Seite, wenn es auch kein Roman im landläufigen Sinne des Wortes genannt werden kann.

Der gleichfalls bei Dentu erſchienene Märchenroman „Luscignole“ von Catulle Mendès iſt eine phantaſtiſch-bizarre Vogel- und Menſchengeſchichte mit allerlei Zauberſpuk und geheimnisvoller Weihrauchſtimmung. Die an den Haaren herbeigezogene Epiſode, die den unglücklichen König Ludwig von Bayern ganz unnötigerweiſe in die Erzählung hineinbringt, wäre füglich am beſten weggeblieben. Sonſt iſt auch dieſe neueſte Schöpfung Catulle Mendès wieder eins jener formſchönen Proſagedichte, wie ſie der beliebte Poet zu ſchreiben verſteht: zwar etwas geſucht und manieriert-geſpreizt im Sujet, dafür aber duftig und zart in der Poeſie der Darſtellung und dem melodiſchen Fluß der Sprache, deren ſanft dahingleitender Rhythmus wie ſchmeichelnde Muſik ins Ohr klingt.

Henry Kistemaeckers, Lit do Cabot (Bruxelles, Kistemaeckers). — Der Sohn des bekannten belgiſchen Verlegers, der für die Sache des Realismus ebenſo rührig wie erfolgreich wirkt, tritt meines Wiſſens hier zum erſten Male mit einer größeren Arbeit vor die Öffentlichkeit. Gleich vorweg will ich bemerken, daß dieſes Werk einen gewaltigen Wurf bedeutet, mit dem ſich ſein Autor in die vorderſte Reihe der jungfranzöſiſchen Naturaliſten ſtellt. Denn wenn der vorliegende Roman auch noch kein vollgereiftes Meiſterwerk iſt, wenn er auch, wie jeder Erſtling, noch Schwächen und Unebenheiten zeigt, ſo läßt er doch die Tatze des Löwen bedeutſam genug erkennen und giebt von einer ſo geſunden Eigenart Kunde, daß man von der Zukunft ſeines Verfaſſers das Be-

deutendste erwarten darf. „Lit de Cabot“ — „Schmieren-Bett“ — ist ein Komödiantenroman, der uns die Bretter, die die Welt bedeuten, und das originelle Völkchen, das sich auf ihnen herumtummelt, in ungeschminkter Lebenswahrheit vor Augen stellt. Kistemaeckers steht auf dem Boden des konsequenten Naturalismus, der keine hemmende Schranke kennt und sich durch ästhetische Bedenken nicht abhalten läßt, die Wahrheit frei heraus zu sagen. Er zeigt uns das Reich der Bühne, seines bunten Flitterkrams entkleidet, im nüchternen Licht des Tages und führt uns den gesamten Mimentroß, von der künstlerisch schaffenden Kraft angefangen bis herab zum öden Koulissenreißertum in scharf umrissenen Charaktertypen vor. Die psychologische und physiologische Analyse Kistemaeckers ist in bester realistischer Schule gebildet, die Sprache ist energisch, biegsam und ausdrucksvoll, sein Charakterisierungsvermögen ist hochentwickelt und zeigt stellenweise einen Zug genialer Größe. Ich verweise hier nur auf den Helden des Romans, den Regisseur Sary, um nur ein Beispiel zu nennen. Die brünstige Leidenschaft des durch sinnliche Begierden toll gewordenen Mannes ist mit unglaublicher Kühnheit und erschreckender Naturwahrheit geschildert. Es liegt in der Natur der Sache, daß unser Autor bei seinen gewissenhaften Koulissenstudien genug des Unsauberen gefunden hat und es ist ebenso selbstverständlich, daß der ehrliche Naturalist kein Bedenken trägt, diesen Koulissenschmutz als solchen zu schildern. Ästhetisch wohlerzogenen Kunstrichtern bietet sich hier eine schöne Gelegenheit, den Gemeinplatz von dem „im Schmutze wühlenden Realismus“ nach Belieben breitzutreten. Im Grunde seines Herzens wird aber auch der Übelwollendste eingestehen müssen, daß sich in „Lit de Cabot“ ein großes Talent offenbart, das der Aufmerksamkeit des Publikums empfohlen zu werden verdient.

Le Camte Prozor, La Bohème diplomatique (Paris, Perrin & Cie.). — Der Verfasser dieser pikant gewürzten Geschichten aus dem Zigeunerleben der diplomatischen Welt steht der Gesellschaft, die er schildert, sicher nicht fern und ist indiskret genug, nach Herzenslust aus der Schule zu plaudern. Dank dieser Plauderlust erfahren wir allerlei frivolen Klatsch aus dem intimen Leben der verlebten Kreise der vornehmen Welt. Es ist immerhin interessant, einmal einen Blick in die Geheimnisse dieser sauberen Gesellschaft zu thun, die für gewöhnlich ihre Gemeinheit hinter einem korrekten, wohlanständigen Äußeren zu verbergen sucht. In diesem Sinne sei das leicht und gefällig geschriebene Buch unseren Lesern empfohlen.

Jean Carol hat seinem preisgekrönten Roman „L'Honneur est sauf“ eine neue Erzählung folgen lassen, die unter dem Titel „Réparation“ jüngst bei Ollendorff in Paris erschienen ist. Das oft behandelte Thema von dem Fehltritt vor der Ehe und der Wiederherstellung der verletzten jungfräulichen Ehre wird hier in geschickter Weise variiert. Die Handlung ist so romantisch wie möglich, sie wird jedoch durch eine eingehende psychologische Motivierung wahrscheinlich und glaubhaft gemacht. So erfüllt dieser autobiographische Roman mit dem realistisch-romantischen Doppelgesicht alle Ansprüche, die man an eine gute Unterhaltungslektüre billigerweise stellen kann: er bringt eine dramatisch bewegte, an überraschenden Zwischenfällen reiche Geschichte, interessante Gewissenskonflikte, scharf gezeichnete Charaktere und ist in einer eleganten, glatten Sprache geschrieben, die die Lektüre des Buches zu einem wahren Vergnügen macht.

Pontsevrez, L'Assassin malgré lui (Paris, Savine). — Eine ausgeklügelte Räuber- und Mordsgeschichte, die an krausen Verwickelungen das Menschenmöglichste leistet. Pontsevrez hat sich hier mit dem ganzen Arsenal der raffiniertesten Sensationsmacherei ausgerüstet: Totschlag, Mord, Schändung, geheime Schubfächer, vermauerte Schätze, schlaue Detektives,

allerlei Teufelsvolk und waschechte Tugendengel, und wenn die Verwirrung am höchsten ist, ist der Deus ex machina am nächsten. Man muß es dem Verfasser aber lassen, er versteht es vortrefflich, den Leser von Aufregung zu Aufregung zu hetzen, und wer auf eine spannende Lektüre erpicht ist, der gehe hin und schaffe sich Pontsevrez' neuen Roman an: er wird hier seine kühnsten Erwartungen übertroffen finden. — „L'Esclandre" betitelt sich ein kleines, elegant ausgestattetes Büchlein, das eine hochgestellte Persönlichkeit der italienischen Gesellschaft, die ihren wahren Namen hinter dem Pseudonym Nada verbirgt, gleichfalls bei Savine erscheinen ließ. Ein genauer Kenner der römischen Aristokratie berichtet hier im schlichten Wahrheitston über eine jener aufregenden Ehebruchstragödien, wie sie sich in den hohen Gesellschaftskreisen häufig genug abspielen, ohne zur Kenntnis der Öffentlichkeit zu kommen. Nada hat den Roman der Fürstin Oskari getreu nach dem Leben erzählt und hat dabei Gelegenheit gefunden, scharfe Schlaglichter auf die päpstliche Aristokratie, die Hofgesellschaft, die internationale Fremdenkolonie der Stadt Rom und den gesellschaftlichen Sumpf, in dem dieses Kleeblatt wurzelt, zu werfen. — Von weiteren belletristischen Novitäten der rührigen Savineschen Verlagshandlung nenne ich ein neues Buch von Guy de Charnacé, das drei kleine Romane unter dem Kollektivtitel „Expiation" zusammenfaßt. Die zweite dieser Erzählungen bildet ein Gegenstück zu Maupassants „Notre Coeur", alle drei lassen Charnacé als temperamentvollen Erzähler und gediegenen Frauenkenner aufs neue schätzen.

Der bekannte humoristische Schriftsteller Charles Leroy hat in seinem bei Flammarion erschienenen Roman „Les Filles de Laroustit" das Kunststück zu Wege gebracht, dem abgedroschenen Thema von der den Hausfrieden störenden Schwiegermutter eine neue und spaßhafte Seite abzugewinnen. Die sprühende Laune des Autors weiß die lustigsten Situationen herbeizuführen, die auch den griesgrämlichsten Leser in heitere Stimmung versetzen werden.

Über Morphiumsucht und Morphinisten plaudert Maurice Talmeyr in einer geistvollen Studie, die unter dem Titel „Les Possédés de la Morphine" bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris erschienen ist. Talmeyr hat die einschlägigen Verhältnisse mit Fleiß und Aufmerksamkeit studiert und giebt an der Hand zahlreicher, dem Leben entnommener Beispiele eine Überschau über die grauenhaften Verheerungen, die die Morphiumsucht, über deren Verbreitungsfeld man sich im großen Publikum schwerlich eine richtige Vorstellung macht, in allen Schichten der Gesellschaft anrichtet.

De Nimal, Nobles et noblesse. (Paris, Savine.) — Diese auf zuverlässigem Dokumentenmaterial aufgebaute Geschichte des Adels von der Zeit der Feudalität bis zum ersten Kaiserreich bildet einen trefflichen Beitrag zu der noch ungeschriebenen Geschichte menschlicher Dummheit und Narretei. Küchenjungen, Köche, Lakaien, Lieferanten, Günstlinge, Buhlerinnen, Hunde- und Vogeldresseure, Musikanten, Tänzer und glückliche Industrieritter, das sind so die vornehmen Stände, aus denen sich die Edelsten des französischen Volkes zu rekrutieren pflegten. Von fern gesehen erscheint der Adel durch die Nebel der Jahrhunderte hindurch als etwas Großes und Erhabenes, tritt man aber näher heran, so erkennt man den Mummenschanz und die Orgie, die sich hinter gaukleriſchem Theaterpomp geschickt zu verstecken wissen. Eine Ausnahme von der Regel will unser Autor nur für den echten Feudaladel als den einzig wahren gelten lassen. Ich wünsche dem ebenso unterhaltenden wie belehrenden Buche zahlreiche Leser.

Die „Librairie de l'Art" in Paris hat ihre schöne Sammlung der „Artistes célèbres" um ein treffliches Werk über Auguste Rafſet und seine künstlerische

Wirksamkeit vermehrt und bereichert. Man sieht sich heute der Mühe überhoben, dem Künstler Raffet, den man als vorzüglichsten Meister der Kupferstechkunst des 19. Jahrhunderts und als einen der genialsten der französischen Schlachtenmaler allgemein anerkennt, noch besonderes Lob zu spenden. Der bekannte Kunstforscher F. Lhomme, der Verfasser dieser Raffet-Studie, hat sich bemüht, das vielseitige Talent Raffets von allen Seiten zu beleuchten. Dem Maler der Schlachten der Republik, des Kaiserreichs und der Feldzüge in Afrika, ist, wie billig, der größte Platz eingeräumt, daneben hat es Lhomme aber auch nicht versäumt, dem fruchtbaren Karikaturisten und Reisenden Raffet gerecht zu werden und die betreffenden Skizzenbücher vor uns auszubreiten. Der vornehm ausgestattete Band ist mit 155 Illustrationen geschmückt, die uns die Hauptwerke Raffets in trefflicher Holzschnittreproduktion vorführen.

Eine illustrierte Prachtausgabe von Emile Zolas Roman „Le Rêve" beginnt soeben bei Flammarion in Paris lieferungsweise zu erscheinen. Wie schon die erste Lieferung erkennen läßt — das ganze Werk soll in 12 Lieferungen à 50 Cts. vollständig sein — hat Carloz Schwabe, der mit der Illustrierung dieser Ausgabe betraut wurde, hier eine ganz neue Illustrationsmanier zur Anwendung gebracht. Der Fehler, der gemeinhin illustrierten Prachtwerken anzuhaften pflegt, daß sie nämlich durch ihre Bilder die Phantasie des Lesers schulmeistern, indem sie ihr eine bestimmte Vorstellung geradezu aufzwängen, ist dabei geschickt vermieden worden. Schwabe giebt in seiner nur andeutenden Art der Einbildungskraft des Schauenden nur einen Anstoß, läßt ihr im übrigen aber die vollständigste Freiheit. Und das ist meines Erachtens das einzig berechtigte Illustrationsverfahren, zumal bei einer so zart poetischen Schöpfung wie es Zolas „Le Rêve" ist. Ich komme auf das Werk zurück, sobald es abgeschlossen vorliegen wird.

Die Prosper Mérimée'sche Ausgabe der „Oeuvres complètes de Brantôme", die bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris zur Ausgabe gelangt, ist nunmehr bis zum elften Bande vorgeschritten. Der Band enthält jenen zweiten Teil des „Recueil des Dames", der unter dem Sondertitel „Les Dames galantes" Weltberühmtheit erlangt hat. Mit der unschuldigsten Miene der Welt schildert der glatte Höfling Branthôme hier eingehend das unerhörte Lasterleben seiner hochgeborenen Zeitgenossen und giebt uns so eine Sittengeschichte der französischen Gesellschaft im 16. Jahrhundert, die in mehr als einer Hinsicht merkwürdig und interessant ist. Man betrachtet diesen „Recueil des Dames" mit Fug und Recht als das köstlichste Zeitdokument, das uns das 16. Jahrhundert hinterlassen hat; der Kulturhistoriker im besonderen findet hier eine Fundgrube von schier unerschöpflichem Reichtum. Hinsichtlich der Zuverlässigkeit des Textes und der vornehmen Gediegenheit der Ausstattung erfüllt diese Branthôme-Ausgabe die weitgehendsten Ansprüche, der Preis von 6 Frcs. für den elegant gebundenen Band ist dabei ein beispiellos mäßiger.

Fr. Montargis, L'Esthétique de Schiller (Paris, Alcan). — Der gelehrte Autor unterzieht hier die ästhetischen Anschauungen unseres Dichters einer eingehenden Untersuchung, indem er aus seinen Werken, den Gedichten, den Dramen und dem Briefwechsel mit Goethe und Körner Schillers Lehre vom Kunstschönen entwickelt, die mit seiner Metaphysik, seiner Psychologie und Ethik in inniger Verbindung steht. A. G—tze.

Holländische Litteratur.

Fiore della Neve, „Walter" (Amsterdam, Van Holkema & Warendorf). Fiore della Neve, Pseudonym für M. G. L. van Loghem, den gegenwärtigen Herausgeber der Monatsschrift „Nederland", machte sich zuerst 1881 durch seinen Liedercyklus „Eine Liebe im Süden" bekannt, dem in

den Jahren 1882 und 1884 zwei weitere folgten: „Liana“ und „Von einer Sultanin“. Diese episch-lyrischen Gedichte erregten seiner Zeit bedeutendes Aufsehen. Der Grund hierfür ist leicht einzusehen. Bis zum Anfang der achtziger Jahre hatte die holländische Lyrik — wenn man vor dieser Zeit überhaupt von einer solchen sprechen darf — ganz in dem altväterlichen, ehrwürdig-patriarchalischen Fahrwasser gesteckt, wie es der gute Holländer von Anno Todack liebte. Da kam Fiore della Reve mit seiner „Liebe im Süden“. Liedesgedichte hatte man bis dahin überhaupt nicht gekannt, und nun ein ganzer Band solcher Gedichte, feurig, glühend, leidenschaftlich, den ganzen Zauber einer andalusischen Liedesnacht wiedergebend. Dazu gesellte sich eine Formvollendung, eine seltene Meisterschaft in der Behandlung der Sprache, wie man sie bisher nur vereinzelt gefunden hatte. Nicht ganz den gleichen Anklang fanden die beiden folgenden Gedichtbände. Nur in der poetischen Erzählung „Paola“ aus „Von einer Sultanin“ atmen wir wieder die schwüle, erotische Luft des Südens, wie in den ersten Gedichten. Es ist das große, undestreitbare Verdienst des Dichters, in einer Zeit, wo die holländische Litteratur so gut wie nichts von erotischer Poesie aufzuweisen hatte, neue Töne angeschlagen und als einer der ersten viel zur Verinnerlichung der Poesie beigetragen zu haben. Seitdem hat sich die holländische Lyrik mächtig entwickelt und für die neuen Ideen und Strömungen eine bedeutende Aufnahmefähigkeit gezeigt. Fiore della Reve hat diesen Entwicklungsgang nicht mitgemacht. Sein letztes Gedicht „Watter“ steht noch ganz auf dem Standpunkt seiner ersten Veröffentlichung. Es ist eine romantische Erzählung, deren Stoff kein tieferes Interesse zu erregen vermag, unserer Zeit liegt die mittelalterliche Märchenromantik eben zu fern, auch vermißt man ungern jene leidenschaftliche Glut, die der ersten Schöpfung des Dichters so viele Freunde erworben hat.

Die unter dem Namen Johanna van Woude schreibende Mevrouw Van Wermeskerken-Junius gehört zu den gelesensten Autoren ihres Landes. Kein männlicher Kollege thut es ihr an Popularität gleich. Ihre Schriften erleben gewöhnlich zwei, drei oder gar vier Auflagen, und was das für das kleine Holland bedeutet, ist leicht ersichtlich. Vor mir liegen drei Bände der so beliebten Mevrouw: „Tom en ik“, „Het hollandsch Binnonhuisje“ und „Vorwaute Zielen“. (J. G. Loman jr., Bussum und Kampen & Zoon, Amsterdam). Ich habe von den Romanen einen gelesen und die beiden anderen durchblättert. Welchen ich gelesen und welche ich durchblättert habe, vermag ich augenblicklich nicht anzugeben. Dies ist aber für die Beurteilung auch ganz nebensächlich. Mevrouw gehört zu den seltenen Talenten, die es verstehen, dieselbe Geschichte mit verändertem Titel und veränderten Namen immer wieder zu schreiben. Das Lesepublikum, das sich einmal an die Autorin gewöhnt hat, kann also von vornherein überzeugt sein, daß ihm das neue Werk denselben Genuß gewähren wird, wie das alte. Mevrouw bewahrt ihre Leser vor Enttäuschungen und das ist ein nicht genug zu schätzender Vorzug der verehrten Dame. Jede der drei Erzählungen ist in Ichform geschrieben. Dieses Ich entpuppt sich als ein junges Ding, gerade den Backfischjahren und dem Pensionat entwachsen, natürlich furchtbar naiv und — ebenso natürlich — furchtbar verliebt. Und dieses junge Ding verlobt und verheiratet sich innerhalb der zweihundert Seiten, die jeder Band stark ist. Es wird das alles sehr nett und hübsch beschrieben, daß man seine Freude dran haben kann. Im Leben geht es zwar in neunundneunzig von hundert Fällen durchaus nicht so naiv und harmlos zu, wie bei Mevrouw, aber das macht ja nichts. Es ist schon sehr lange her, wo auch ich einmal für die Marlitt geschwärmt habe, dies hinderte jedoch nicht, daß beim Lesen

der Mevrouwſchen Romane etwas von dem vergangenen Zauber des „Heideprinzeßchens“ und von „Lumpenmüllers Lieschen“ wieder in mir wach wurde. Man glaube durchaus nicht, daß ich ironiſch werde. Ironie liegt mir vollſtändig fern. Ich habe nur eine Ähnlichkeit konſtatiert zwiſchen Mevrouw und unſerer verſtorbenen Marlitt. Und Mevrouw ein höheres Lob zu ſpenden, als indem ich ſie mit der großen deutſchen Schriftſtellerin vergleiche — dazu kann ſich mein kritiſches Gewiſſen unmöglich aufſchwingen.

Unter dem Titel „Kleine Studien“ hat Vosmeer de Spie, der Verfaſſer des im vorigen Jahre erſchienenen vortrefflichen pſychologiſchen Romans „Eine Leidenſchaft“, eine Sammlung von Feuilletons erſcheinen laſſen, die zumeiſt für die Veröffentlichung in Zeitungen geſchrieben waren und auch in ſolchen erſchienen ſind. Die Studien verbreiten ſich über die verſchiedenſten Gebiete. Lob verdient vor allem die glänzende Schreibart. Ob der innere Gehalt des Gebotenen aber auch ein Erſcheinen in Buchform rechtfertigt, mag dahingeſtellt ſein. Weiteres Intereſſe verdient der Band eigentlich nur wegen der am Schluß befindlichen größeren Novelle „Erwartung“, ein packendes Seelengemälde, das alle die an dem Verfaſſer ſchon früher gelobten Vorzüge von neuem aufweiſt.

Auch in Dänemark fängt man jetzt an, der holländiſchen Litteratur eine größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Der däniſche Poet Alfred Ipſen hat im vorigen Jahre Holland bereiſt und ſeine Eindrücke in einem umfangreichen Bande niedergelegt: „Holland“, (Gyldendalske Boghandels Forlag, Kopenhagen). Einen gewichtigen Teil ſeiner Schilderungen nimmt das Kapitel über holländiſche Litteratur ein. Sehr erfreut wird man in Holland nicht ſein über ſeine Betrachtungen. Auch er, wie das eben bei jedem Nichtholländer natürlich, ſchenkt nur der neueſten Litteratur Beachtung und ſetzt manche der alten Größen in das ihnen gebührende Licht, in dem ſie doch recht klein und vor allen Dingen kleinlich erſcheinen. Und ein abfälliges Urteil über ſein älteres Schrifttum kann der Holländer nun einmal nicht vertragen. Das habe ich kürzlich erſt ſo recht deutlich wieder geſpürt bei der Beurteilung, die die Einleitung zu meiner Überſetzung von Couperus' Noodlot in Holland erfahren hat. Ich hatte von der älteren holländiſchen Litteratur gar keine Notiz genommen und mir nur erlaubt, den größten Poeten des neunzehnten Jahrhunderts, Willem Bilderdijk, den die Holländer ſelber bis in den Himmel heben, nüchtern, langweilig und für die Weltlitteratur völlig belanglos zu finden. Ob dieſer Gotteslästerung natürlich groß Geſchrei; man vergaß ganz, daß ſchon andere, wie z. B. Johannes Scherr, dieſelbe frevelhafte Meinung vor langen Jahren geäußert hatten. Der Holländer möchte dem Auslande zu gern auch die Begeiſterung für ſeinen alten Kram aufoktroyieren und vergißt dabei ganz, daß der Geſchmack eben verſchieden und die übrige Welt glücklicherweiſe von der altholländiſchen Einſeitigkeit frei iſt. Hoffentlich gelangt auch das holländiſche Publikum bald in die Entwicklungsphaſe eines vorurteilsloſen litterariſchen Verſtändniſſes, die andere Völker bereits erreicht haben. Dann wird es auch eine angenehmere Aufgabe ſein, als gegenwärtig, für die junge Litteratur Hollands im Auslande Intereſſe zu erwecken, und vielleicht findet man dann auch für ſeine redliche Mühe diejenige dankbare Anerkennung, die einem in Anbetracht der Verſtändnisloſigkeit der großen Maſſe des holländiſchen Publikums augenblicklich noch verſagt iſt.

Paul Nachè.

Spaniſche Litteratur.

Das vielbändige herrliche Werk España, sus monumentos y artes, su naturaleza é historia, für das der romantiſche Piferrer die bergige Grafſchaft Cataluña mit ihrem wilden Kriegsruf: Desperta ferro

(Eiſen, erwache!) und den Heldengeſtalten ihrer Grafen, die mit Blut die Geſchichte ihres Wappens ſchrieben, der poetiſche Teodoro Llorente die Blumenſtadt Valencia, Madrazo die ſtrahlende Civiliſation der Araber, Amador de los Rios Huelva, Burgos und Santander, Murgia ſeine paradieſiſche Heimat Galicien geſchildert, Lafuente Neukaſtilien und Pi y Margall Granada dargeſtellt, naht jetzt der Vollendung. Wenn der Spanier das mittelalterliche Heldengedicht ſeines Ruhmes, den Romancero lieſt, an dem chriſtliche und mauriſche Ritter zugleich ſchrieben und als deſſen Echo heute die unſterblichen Sänge eines Zorrilla, Arolas und Herzogs von Rivas erklingen, ſo weint er wie der Dichter Jorge Manrique beim Gedanken an die Vergänglichkeit alles Großen und Schönen; aber gerechter Stolz darf ſeine Bruſt erfüllen, wenn er das hohe Denkmal ſieht, das ſo viele Schriftſteller in edlem Wetteifer zu Ehren ihres geliebten Spaniens errichtet. Ein erhabenes Werk, ein glänzendes Abbild der Künſte und der Liedeshöfe, ein Panorama der ſpaniſchen Geſchichte und der ſpaniſchen Kunſt, welche die Dome von Leon, Toledo, Burgos, Sevilla, Barcelona und Palma erbaut, ſteht vor unſern Augen; aber eine große Dichterin, die Gott nicht in dem was Verderben bringt, im verſengenden Blitzſtrahl und im zerſtörenden Vulkan, im Grauen der Nacht, im Sturm und Ungewitter, ſondern in allem was Liebe atmet, im Regenbogen, im Duft, im Neſt und in der Blume ſah, iſt unſern Blicken für immer entrückt. Durch Dos Hermanas und das ihm benachbarte Sevilla, durch ganz Andaluſien, ja durch ganz Spanien geht die Totenklage: Antonia Diaz de Lamarque, die Dichterin von Dos Hermanas, die Sängerin der Religion und des Vaterlandes, der Santa Juſta und Santa Rufina, der Nonnen und der Heiligen, der Blumen und der Vögel, iſt nicht mehr. Wir ſuchen ſie vergebens auf ihrem zauberiſchen Landſitz, deſſen ſangreichſte Philomele ſie war und wo ſie, ein Fernan Caballero der Poeſie, die Blumen ihre Schweſtern und die Vögel ihre Brüder nannte; wir ſuchen ſie nicht mehr an den Ufern des ſagenumrauſchten, orangenumdufteten Bätis, nicht mehr in den andaluſiſchen Kapellen, deren Glocken nie heller tönen, als wenn ſie zum Lob der heiligen Jungfrau erklingen, ſondern in dem fernen, ſchönen, unbekannten Lande, in das kein menſchliches Auge dringt und wo ſie dem Staub der Erde entflohen. Ihr war die Kraft einer Anette von Droſte-Hülshof, die Glaubensinnigkeit und Zartheit einer Luiſe Henſel verliehen. Wie Blanca de los Rios und Velarde war ſie mehr Seele als Körper; ſie war leicht wie eine Feder und ſanft wie der Zephyr, der einen Augenblick ausruht im Purpurkelch einer Roſe. Der 19. Mai war ihr Todestag. Ihre ſpaniſchen Brüder und Schweſtern in Apollo haben ihr Lieder ins Grab nachgerufen und das Sevillaner Ateneo hat ihrem Andenken eine Sitzung gewidmet.

In einer ihrer ſchönſten poetiſchen Fabeln läßt ſie die Ceder, den Ölbaum, und die Eiche ein Schiedsgericht bilden, welches von den Kindern des Waldes das vollkommenſte ſei. Um den Preis ringen die Akazie als das Sinnbild der Schönheit, der Lorbeer als das Symbol der Tapferkeit und die Palme als das des Genius. Schon ſoll die orientaliſche Palme als Siegerin gekrönt werden, als ſich die Cypreſſe erhebt und auf die Trauerweide zeigt, die, ein treues Abbild heiliger Tugend, liebevoll die Grüfte behütet. Sie allein, die ſo beſcheiden die Zweige neigt, iſt die Königin des Waldes. Heute neigt ſich die Trauerweide über das Grab ihrer edlen Sängerin, die in langem Dahinſiechen nur von Illuſionen gelebt, und Palmen, Lorbeer und Trauerweide ſtreiten, wer ihrer am würdigſten ſei.

Lebte Antonia Diaz, die im Gegenſatz zu den Dichtern des Zweifels Becquer, Campoamor und Nuñez de Arce das Licht der Hoffnung in den Händen trug, nicht

im treuen Gedächtnis der Andalusier, denen sie außer ihren Liedern die Erinnerung an ihre stille Tugend hinterließ, so würde sie doch immer im Herzen ihres Gatten, des trefflichen Dichters Jose Lamarque de Novoa leben, der von den Rittertagen Spaniens und den Schönheiten der Domkirche Santiagos gesungen und sich vorzugsweise nach Galicien wegen des schlichten Sinnes seiner Bewohner hingezogen fühlt. In der pyrenäischen Halbinsel hat Galicien, das in der Zeitschrift „Galicia" ein inhaltreiches Organ für Wissenschaft, Litteratur, Kunst und Volk-Lore besitzt, eine hohe Mission: seine Zone verknüpft zwei Länder und zwei Litteraturen, es reicht Portugal die eine Hand und Castilien die andere.

Der Regionalismo, der in Catalonien eine neue Litteratur hat erstehen lassen, hat auch in Galicien seine Früchte getragen. Wie der Andalusier José Velarde Arzt und Dichter, ist der Galicier Alberto Gareia Ferreiro, ein Sohn Orenses, Advokat und Poet; er schreibt in der klangvollliblichen galicischen Mundart, der mehr die Dichter als die Prosaiker huldigen, und sucht ebenso wie Curros Enriquez in unsern Tagen das Wort Lope de Vegas: „Galicia, nunca fértil en poetas" (Galicien, niemals fruchtbar an Dichtern) Lügen zu strafen. Und wie seine Loenda de Groria (Ruhmeslegende), die er im Versmaß der Oktaven gedichtet, und sein Volverotas und Chorimas, die trotz der Vorliebe der Castellaner für ihre eigene Sprache auch bei diesen reichen Beifall gefunden, verdienen auch seine jüngsterschienenen Gedichte Follas de papol mit ihren reizenden Genrebildchen, ihrer knappen Ausdrucksweise, ihrer Empfindungstiefe und ihrer Kunst der Beschreibung volle Anerkennung. Ein Sonett, das Lope de Vega zugesprochen wird, sagt verächtlich von den Galiciern, die sonst von den spanischen Dramatikern ob ihrer Tugenden so hoch geschätzt werden:

Sobersno Senor, que permitiste
que los gallegos te llamasen padro

(Allmächtiger Gott, der du erlaubtest, daß die Galicier dich Vater nannten). Wer aber die Verse des orensischen Dichters liest, wird Galicien und die Galicier lieben.

Die treuherzigen Galicier sind die Schwaben Spaniens und suchen oft gleich diesen ihr Heil in Amerika, dessen Republiken der amerikanische Dichter Juan Léon Mera ein Mosaik von Tugenden und Lastern, von Hoffnungen und Täuschungen, von Glorie und Niedertracht nennt. Richten auch wir unsere Blicke nach dem Erdteil des Columbus, so fühlen wir uns dort von den pomphaften Oden und originellen Sonetten des ecuatorianischen Dichters Numa Pompilio Llona, des Verfassers der Clamores del Occidonte und Gatten der peruanischen Dichterin Lastenia Larriva de Llona, gesessen.

Von den europäischen Bahnen aber hat sich ein anderer ecuatorianischer Dichter, der Akademiker Juan Léon Mera abgewandt, um sich ganz die amerikanische Eigenart zu wahren. Er giebt uns als glänzender Vertreter des Amerikanismus in Cumandá den echt amerikanischen Roman, der in der Wildnis der Anden spielt, und in der Virgen del Sol ein poesievolles Epos aus den Tagen der blutigen Kämpfe zwischen den Spaniern und den Eingeborenen von Quito, den Anbetern der Sonne, von jenen Zeiten, in denen der Ruhm der incas und der shiris (der Könige von Quito) sank. Und im Geiste der alten indianischen Sänger, der haravicos, singt er in den stimmungsvollen melodias indigenas von den Gedanken und Gefühlen, welche die Bewohner der ecuatorianischen Anden, die Söhne der Sonne, vor drei oder vier Jahrhunderten beseelten. Johannes Fastenrath.

Czechische Litteratur.*)

Wer diese Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart aufmerksam studiert,

*) In Hinsicht darauf, daß die „Gesellschaft" über diese Litteratur noch niemals referiert hat und darum dem Leser manches unklar wäre, ist es notwendig, vor dem eigentlichen Stoffe der Besprechung eine kleine Übersicht der Präcedenzien zu geben. Stf.

wird gewiß über die Entwickelung und Umwandlung erstaunt sein, welche mit ihr seit wenigen Jahrzehnten vorgegangen ist. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts eine nur von wenigen Oasen unterbrochene asiatische Steppe, heute ein blühendes italienisches Gestade! Aber nicht allein die Form hat sich gewandelt, sondern auch das punctum saliens der Dichtung, der Stoff. Die Perspektive ist allseits größer geworden, größere Ideale sind an die Stelle der kleinen und vielfach auch kleinlichen Fetische getreten und der Standpunkt der meisten Dichter ist weder der blutrünstige, starrnationale eines Ján Kollar,*) noch der überschwängliche, seelenlose eines K. H. Mácha,**) aber ein auf bedeutender Basis errichteter, menschlicherer! Die Besten der Nation haben eingesehen, daß die Talismane der alten Zeit für die Tage der Elektrizität und des Dampfes von ebenso geringem Werte sind, als die Harnische der mittelalterlichen Ritter für eine Schlacht des XX. Jahrhunderts, sie wurden sich bewußt, daß die Welt in Zukunft nur einem einzigen Volk gehört, und daß dieses Volk die Menschheit ist. —

Hand in Hand damit ging die Übersetzung der hervorragenden fremdsprachigen Litteraturwerke, wodurch sich der Geschmack verfeinerte, die Ansichten klärten und sich so das Niveau der allgemeinen Bildung hob. Allerdings fanden schon früher Übertragungen statt, aber ihre größere oder geringere Härte hinderte sie ins Publikum zu dringen. Heute, wo die trotz mannigfacher Anhäufung von Konsonanten äußerst melodische Sprache von den zeitgenössischen Dichtern, besonders J. Vrchlický,***) in jeder Beziehung bereichert und veredelt worden ist, hat sich das ganz geändert. —

*) Ján Kollár (geb. 1793, gest. 1852) ließ (1821) einen Sonettenkranz „Slávy dcera" erscheinen, der neben manchem Lieblichen viel Lächerliches (Haß gegen alles, was Deutsch ist) enthält.

**) K. H. Mácha (geb. 1810, gest. 1836), seine Dichtung „Mai" leidet an romantischen Schrullen und unnatürlicher Zerrissenheit.

***) Ausgesprochen: „Vrchlitzky".

Die Produktion der czechischen Litteratur ist eine beträchtliche und die Zahl der Schriftstellernden und Dichtenden eine achtunggebietende, so daß ein flüchtiger Überblick kaum hinreicht, sich ein klares Bild von der Geistesthätigkeit dieser — litterarisch-jüngsten Nation der slavischen Rasse zu machen.

Aus der Menge der Dichter ragen besonders drei charakteristische Gestalten hervor, gewissermaßen Chorführer der gesamten litterarischen Thätigkeit ihres Volkes, es sind dies der vor kurzem (1891) verstorbene Epiker und Novellist Ján Neruda, der erstaunlich fruchtbare und geistvolle Lyriker Jaroslav Vrchlický und der Romancier Svatopluk Čech.

Ján Neruda (geb. 1834), ein liebenswürdiger Humorist und begabter Plauderer, ist auch bei uns teilweise bekannt durch seine reizenden „Genrebilder" und die „Kleinseitner Geschichten".*) Er schildert zumeist Menschen, die das Glück nicht gefunden haben. Seine Darstellung ist elegant und von seltener Innigkeit. Feine Ironie bietet die humoristische Abhandlung: Báby a baby (1886), wie überhaupt vieles, was dieser Dichter geschrieben hat. Sein Bestes indes dürften die „Kosmischen Lieder"**) sein, in welchen er die Errungenschaften der modernen Naturlehre poetisch gestaltet. Wenn ihm auch die Idee dazu von außen (durch Du Prel?) kam, so ist doch das Ganze selbständig durchgeführt und hat auf Beachtung gutes Recht. Die Darstellung ist wirklich dichterisch, teils pathetisch, teils humoristisch.

Der zweitgenannte Dichter Jaroslav Vrchlický (geb. 1853) kann wohl für den fruchtbarsten der gesamten zeitgenössischen Litteraturen gelten. Die Qualität wird aber nie durch die Quantität beeinträchtigt. Formvollendung und Gedankentiefe zeichnen seine sämtlichen Werke aus. Zudem

*) Reclam 1759, 1893 und 1976/78.

**) Übersetzt von G. Pawikowski (bei W. Friedrich, Leipzig), die Übersetzung ist eine vorzügliche und in jeder Hinsicht gelungene.

ist er der vielseitigste Dichter: fast alle Gebiete der Litteratur werden von ihm gepflegt: Epik, Drama, Novelle, Feuilleton, vor allem aber Lyrik, in dieser Hinsicht vermag ihn kein einziger seiner Mitstrebenden zu erreichen; schon die ihm eigene, farbenprächtige Sprache, die großartige Gestaltungskraft schließen das ganz aus. Von den zahlreichen Gedichtsammlungen seien erwähnt: Perspektivy (1884), Hudba v duši (1886), Sonety samotáře (1885), Duch a svět, Co život dal, Sphinx, Mythy — sämtlich Schöpfungen voll Größe und Erhabenheit in meisterhafter Form. Die drei letzterwähnten behandeln fast ausnahmslos Probleme über die Entwickelung der Menschheit, die in edlen Humanitätsgedanken ausklingen. Überhaupt ist Vrchlický ein Sänger der Humanität, ein begeisterter Vertreter der kosmopolitischen Richtung, welche sich allüberall, zwar langsam, aber sicher das Feld erobert. Seiner Physiognomie nach gehört er zu den Dichtern des Idealismus, d. i. des gesunden, natürlichen Idealismus, wie einem solchen die größten Genien aller Zeiten und Völker gehuldigt haben. Das letzte Werk des Dichters — 1892, bei Vrchlický muß man immer sehr vorsichtig die Zeit angeben — „Brouk moderního člověka“ (J. Otto, Prag), „Brevier eines Modernen“*), zugleich der Schlußstein des gewaltigen Baues (Duch a svět, Sphinx, Perspektivy, Zlomky epopejo, Dědictví Tantalovo, Fresky a goboliny) faßt das oben Gesagte in sich. Es sind modern-gedachte, geistvolle Dichtungen, voll Glut und Schärfe, wie sie wohl kaum ein Zeitgenosse aufweisen kann, auch nicht einmal unser geniale Arno Holz, was jedenfalls viel sagen will. Besonders nenne ich: Mein Gott! (S. 15), Nachdem ich Zolas „La bête humaine“ gelesen (S. 28), Ich will wissen! (S. 89), Erblichkeit (S. 91), Modernität (S. 123), und schließlich den erhabenen Hymnus „Moderne Leuchttürme“ (S. 138) — alles in allem: Vrchlický ist der geistvollste und weitaus bedeutendste Dichter der Slaven! Von seinen älteren Dramen sind zu erwähnen: Julianus Apostata (läßt in der Motivierung manches zu wünschen übrig), Die Exulanten (treffliche Charakteristik), Des Pelops Freite (Trilogie in ganz antikem Geist, der auch herrlich zum Ausdruck gelangt) und das Lustspiel „Pietro Aretino“ (Fr. Šimáček, Prag 1892), welch letzteres mit großem Beifall auf der Prager Bühne über die Bretter ging. Die Prosa des Dichters zeichnet sich durch Knappheit und eine gewisse Rauheit aus (vgl. die lapidare Erzählung „Treue“ in den „Povídky ironické a sentimentalní“). Eben erschienen sind „Nové barovné střepy“ (Fr. Šimáček, Prag). — Als Übersetzer leistet Vrchlický ebenfalls Vorzügliches. Die Nation ist ihm in der That zu großem Danke verpflichtet für die Bereicherung ihrer Litteratur. Vor allem verdient die Übersetzung von Goethes „Faust“ Beachtung. Selbe giebt sowohl den Sinn, als die Form dieses deutschen Mysteriums in einer Weise wieder, daß man oft das Original zu lesen meint. Fast ähnliches gilt von der Übertragung der „Göttlichen Komödie“ und des „Rasenden Roland“. Von den vielen Gedichten, die Vrchlický aus beinahe allen Litteraturen übertragen hat, führe ich namentlich an: Goethe, Freiligrath, Schack, Lingg, Lorm, Leconte de Lisle, Cannizzaro, Carducci, Manzoni und Poë. — Wie der Leser aus diesen wenigen Zeilen ersieht, ist es an und für sich schon schwer, von Vrchlický ein vollständiges Bild zu geben, doppelt schwer aber, dies in einem Referat zu thun, das füglich nur eine knappe Übersicht über die gesamte Litteratur der Czechen enthalten soll. Gelegentlich meiner eingehenden Studie werde ich trachten, ein abgerundetes Charakterbild des mit Recht Gefeierten zu entwerfen; er verdient es vollauf, bei uns bekannt und beliebt zu werden. —

Svatopluk Čech ist der Vertreter des nationalen Gedankens, der slavischen Idee,

*) Eine Übersetzung des Werkes bereite ich eben vor; zugleich danke ich an dieser Stelle dem Dichter für die freundliche Übersendung desselben. Sik.

ohne jedoch den „Deutschfresser“ par excellence à la Kollár zu spielen. Gedrängtheit, Wucht des Ausdrucks ist sein Hauptmerkmal, weshalb gar oft etwas Ungesagtes zurückbleibt, das sich der Leser aus Eigenem ergänzen muß. Er gleicht hierin Detlev v. Liliencron. Die Eigenart des Dichters vermag man am besten aus seinen „Nové písně“ (1888) zu erkennen, welche Sammlung von der czechischen Kritik aller Parteischattierungen mit großer Begeisterung aufgenommen worden ist, wie sie es auch verdiente. Von seinen epischen Dichtungen ist „Wenzel Michalovic“ (unkünstlerischer Schluß), „Die Adamiten“ und „Dagmar“ hervorzuheben. Entgegen der sonstigen Kürze in der Sprache fließt in letztgenannter Dichtung der epische Strom langsam, in behaglicher Ruhe dahin, hier und da unterbrochen von reizenden Episoden und schönen lyrischen Einlagen. Als Muster deskriptiver Poesie kann der 1. Gesang gelten. „Dagmar“ kann sich getrost neben die epischen Meisterschöpfungen aller Völker stellen. Ebensolches darf von der Idylle: „Ve stinu lipy“*) behauptet werden, die manchmal an Geoffroy Chaucers Canterbury Tales erinnert. In letzter Zeit wendete sich der Dichter der Satire zu, die er mit großem Erfolg pflegt. Die „Fabel in Versen“, „Wahrheit“ behandelt die Odyssee dieser Himmelstochter in gelungenen Momentbildern aus dem sozialen, litterarischen, nationalen Leben. Alle Gebrechen, an denen unser Jahrhundert krankt, werden vorgeführt. Bekämpft Čech in „Pravda“ die Verlogenheit, so geißelt er in „Hanuman“ (1889) die Nachäfferei. Beide Schöpfungen zeichnet elegante Diktion, schneidende Satire und bittere Ironie aus. Als Romancier trat Čech im Schriftstellerroman „Kandidat nesmrtelnosti“ auf. Der „humoristische Roman“ schildert die Schicksale eines jugendlichen Musensohnes, charakterisiert die jungen, himmelstürmenden „Ritter vom Geiste“, die blutigen Verleger (d. i. Verleger von blutigen Schauergeschichten) ꝛc. Alles ist aus dem Leben gegriffen, solchen Personen kann man überall begegnen. Großen Ruf erwarb sich der Dichter durch seine Erzählung: „Epochální výlet pána Broučka do XV. století“ (Epochaler Ausflug des Herrn Käferlein in das XV. Jahrhundert), wo er in liebenswürdiger Weise die Abenteuer erzählt, die Herr Käferlein im Traume mitmachte, als er eines Abends, aus seinem Stammlokal taumelnd, in ein Faß fiel und sich plötzlich in die Taboritenzeit versetzt sah. Ähnlichen Stoff behandelt die Humoreske „Výlet pána Broučka do měsíce“. —

Jeder der oben besprochenen Dichter besitzt einen litterarischen Anhang, wie man aus den Werken der „Epigonen“ erkennen kann. Neruda verwandt sind Ján Lier und Fr. Herites. Beide gebieten über denselben prickelnden Witz, dieselbe herzliche Komposition, wie Neruda. Sehr gut charakterisiert den erstern (J. Lier) eine kritische Stimme: „er ist einer Rakete vergleichbar, die zum Äther, aber nicht zu den Sternen gelangt, sondern während des Weges in tausend Funken zerstiebt“. Von ihm seien erwähnt: „Studie über Studien“ und „Novellen“. In Fr. Herites (Unterm Striche 1885) überwiegt der Sarkasmus und die Ironie. Gemütlichen Humor atmen die „Kleinseitner Humoresken“. In vieler Beziehung manieriert sind E. Mikovský's „Skizzen und Erzählungen“. Das selbstgefällige Hervortreten des Verfassers wirkt geradezu widerlich.

Groß ist die Zahl derer, die Vrchlickýs Fahne folgen, natürlich bleibt ihr Können hinter ihrem Wollen zurück. Zu den besseren gehört Ottokar Mokrý. Von großen Gedanken gesättigt sind seine „Dumy a legendy“ (J. Otto, Prag, 1888), leider ist die Form grenzenlos vernachlässigt. Mokrý ist ein Dichter, der seine große Begabung nicht so ernst nimmt, als er es sollte, weshalb ihn K. Kučera, obwohl ihm weniger reiche Gedanken zur Verfügung stehen, weit überragt. In seinen epischen Dich-

*) Übersetzt von J. J. Gregory (F. Wagner, Leipzig 1892).

tungen „Versunkene Sterne“ (1890) sind besonders die mythologischen Paraphrasen gelungen. Besonderes Geschick in kleinen Genrebildchen aus dem modernen Leben bekundet Anton Klástersky („Spadalé listy.“ Fr. Simáček, Prag, 1890). Seine Dichtungen zeichnen sich durch Herzlichkeit und Aufrichtigkeit der Stimmung aus. Die landschaftlichen Lieder dagegen sind farblos. Von Bohdan Kaminský („Den štěstí“ Prag, J. Otto, 1890) läßt sich dasselbe behaupten, überdies ist manchmal die Form verzwungen. Zeugnis von nicht alltäglicher Begabung legt F. Táborský in seinen „Gedichten“ (1884) ab. Im Streben nach Schwung häuft er aber allzusehr die Bilder; auch stört die oftmalige Wiederholung bereits verwendeter Bilder. Eine ganz andere Physiognomie, als die vorbesprochenen, stellt J. S. Machar zur Schau. Seine Erstlinge „Confiteor“ (Prag 1887) sind ein seltsames Gemisch von Lebensüberdruß, Frivolität und ähnlichen schönen Dingen, Talent unverkennbar, aber wie die „Sommerlichen Sonette“ (1890) erweisen ohne Selbstzucht. Die letztveröffentlichte Sammlung „Zimní sonety“ (J. Otto, Prag, 1892) ist wohl in dieser Hinsicht besser, aber noch „lange nicht gut“. Die Blasiertheit reißt uns nicht heraus, die Poeten der Zukunft dürfen nicht ‚Weltschmerzler‘ sein. Machar möge sich an seinem Meister Vrchlický ein Beispiel nehmen, der ist ein Poet der Zukunft. Wenn Machar dieses dandyhafte Kokettieren mit dem Lebensüberdruß aufgiebt, wird er Großes leisten — aber nur dann! Von eben diesem Standpunkte aus muß J. Kvapil betrachtet werden. Auch hier Begabung, aber auch die „anerzogene“ Blasiertheit (Padající hvězdy, 1889; Růžový keř, 1890). Im letzten Fortschritt erkennbar. Weitere Publikationen: (Básníkův denník, Reliquie) „weltschmerzeln“. In seinem erlogenen Affekte ist E. rit. z Čěnkova unerträglich. Zu erwähnen wäre noch C. Mužík. Seine Gedichte sind fast durchwegs pessimistischer Art, aber im Ausdruck wahr.

Mehr oder weniger treten in Sv. Čechs Fußstapfen: J. V. Sládek, K. Leger, A. Chlumecký, A. Heyduk, F. Chalupa, J. Kalus, A. K. Leschan, J. Zeyer ꝛc. Der bedeutendste ist Adolf Heyduk. „Píseň o bitvě u Kressenbrunnu“, ein episches Gedicht voll Glut, einem alten Heldengesange zu vergleichen, wenn auch kein Epos im eigentlichen Sinne des Wortes. Wirkt besonders durch seine kunstreiche Form. (Antithese, Anaphore, Pallilogie ꝛc.). Indes steht der Epiker Heyduk tief unter dem Lyriker Heyduk. Als solcher zeigt er sich in „Cymbal a guslo“ von seiner vorteilhaftesten Seite. Schöne Naturschilderungen finden sich in „Hořec a srdečník“. Ziemlich selbständig ist Julius Zeyer. Leider fehlt ihm zum modernen Poeten alles. Er wandelt gern in der „monddeglänzten Zaubernacht“ der Romantik, wird zu Zeiten mystisch und fröhnt überdies exotischen Genüssen. Seine epische Dichtung: „Čechův příchod“ (1886) ist nichts denn eine romantische Spielerei, mehr um die Gelehrsamkeit des Autors leuchten zu lassen, als aus innerem poetischen Drange geschrieben. Zudem ist die Form entsetzlich verwahrlost. Besser ist die „Legenda z Erinu“ mit ihrer dramatischen Frische, doch auch dies Gedicht trifft der Vorwurf des „Nebeligen“. Man weiß nie, was man aus den Gestalten machen soll und machen kann — alles zerfließt unter dem Blicke. Daß Zeyer wirklich Talent besitzt, bezeugt die Dichtung: „Sestra Paskalina“. Der „japanesische“ Roman „Gompatschi u. Gomurasaki“ ist ohne realistisches Leben, ein reines Magazin romantischer und phantastischer Alluren und Vorduren, das tausendmal aufgewogen wird von der schönen Novelle „Jan Maria Plohar“ (J. Otto, Prag, 1891). Hier handeln Menschen, dort Automaten. J. V. Sládek schließt sich eng an das Volkslied an. Seine humoristischen Dichtungen „Altfränkische Liederchen“ ragen über alle ähnlichen weit hinaus. „Aus dem Leben“ ist formell verlottert und stellenweise schwulstig. Durch ihre sonnige Diktion

bemerkenswert ſind K. Legers „Vzatiší“, ein poetiſches Tagebuch und „Preludy. — Všedni život“, eine ergreifende Idylle. A. K. Leſchans „Lieder von der Arbeit“; ohne poetiſche Durchdringung des Stoffes. Was dieſer zu wenig hat, hat A. Chlumecký zu viel. „Die hoffärtigen Engel“ (1886) und „Apokalypſe der Sklaven“ enthalten wunderſchöne Einzelheiten, wie altteſtamentariſche Bilder, wuchtige Darſtellung u. a., ſind aber innerlich zerfahren. Ein hübſches Talent beſitzt J. Kalus: „Z valašska“ (Aus der Walachei), melodiöſe Lieder, durch ſchlichte Empfindung ſich hervorthuend. Voll Bombaſt und Schwulſt hingegen ſind F. Chalupas „Heldengeſänge“ (1889); das Haſchen nach originellen Vergleichen wirkt komiſch — das beſte Gedicht der ganzen Sammlung iſt „Karl der Große“.

Als getreue Schülerin J. Kollárs präſentiert ſich Eliška Krasnohorská. Ihre Sammlung „Vlny v proudu“ (Wellen im Strome) enthält zumeiſt nationale Gedichte in edler Form. Kraft und Schwung läßt ſich keineswegs verkennen, aber die Bitterkeit, der Haß, womit ſie das deutſche Volk bedenkt, empört ſtellenweiſe. — Wahrlich, es wäre an der Zeit, die Geſchichte ſo zu nehmen, wie ſie war und nicht über die Grenzen der Wahrheit aufzubauſchen! — Einen viel geſünderen Eindruck macht die Dichterin in den „Fabeln für Große“. Es ſind dies ſtarkgewürzte, aber ſehr ſchmackhafte Satyren, welche den Wunſch nach mehr aufkommen laſſen („Das bibliſche Kameel“). Dem Epiker Červinka („Hußſittenhochzeit“) gebricht es leider an hinreißender Formgebung. Dasſelbe gilt von Vacak („Durch die einſame Allee“). Hier fehlen aber auch Gedanken! Alte Motive, wenn auch anziehend, behandelt J. Kuchař („Auf dem Wege durchs Leben“). Ein beſcheidenes Talent iſt J. Jaſanović („Seufzer und Melodien“, 1888). Auch hier viel verbrauchter Stoff, dazu die Form ſchlotterig. Schlichte Töne enthält A. Potěhníks „Am Morgen bei Sonnenaufgang“ (1889). Sehr beſchränkt iſt der Horizont der Božena Jeſenská. Ihre „Augenblicke“ — ſtofflich wie auch formell veraltet. An Sv. Čech geſchult hat ſich F. S. Procházka. Sein „Lied von der That“ (1885), ein allegoriſches Märchen, aber, wie es ſelten der Fall iſt, durchſichtig und klar, deſto ſchmerzlicher empfindet man den Mangel an Einheitlichkeit. Einer von den wenigen (begabten) ezechiſchen Balladendichtern iſt Ladislav Quis. Er hat das Erbe Čelakovskýs*) mit Erfolg angetreten. („Balladý“ 1883). Bedauerlich, daß er die Form verwildern läßt, infolgedeſſen das Ganze oft zur „Krämerreimerei“ herabſinkt. „Die Kirſchen“ (1884) ſind — gelind geſagt — wertlos. Für das ſatyriſche Epos: „O hloupém honzu (Vom dummen Hans) — eine „Bänkelſängerei“ non plus ultra — genügt das Wort: einfältig. Ottokar Auředníček ſtellt ſich mit ſeinen „Verſen“ (1889) als Nachtreter J. S. Machars dar, ohne deſſen Talent. Die Liebebrünſteiei à la unſerm Arent iſt abgeſchmackt und erlogen! A. V. Velichs „Hageroſen“ (1891) zeigen eine ſchöne Begabung, aber der unerfreuliche, geradezu wahnſinnige Peſſimismus verdirbt alles. Auf ſtreng gläubigem Standpunkte ſtehen V. Šťastný, A. Pakoſta und der vor einigen Tagen verſtorbene Ján Soukup. Der begabteſte iſt jedenfalls A. Pakoſta. Seine Sammlung „Roſen und Dornen“ umfaßt neben einzelnen gelungenen Schilderein aus dem Walde zumeiſt religiöſe Gedichte; die Empfindung derſelben iſt aber — im Gegenſatze zu den gewöhnlichen Erzeugniſſen der „Muſe von Zion“ — innig, poetiſch und ſchlicht. V. Šťaſtnýs „Kleine Blüten“ enthalten jetzt einzelne ſchön empfundene Gedichte, dann wieder einen Schwall von Lebzeit- und Geburtstagsverſen. Der moderne, chriſtliche Pindar will Ján Soukup ſein, wie es ſeine zahlreichen „Hymnen“ auf diverſe Heilige

*) F. L. Č . . . gehört zu den beſten ſlaviſchen Balladendichtern.

und Heiligenfeſte erweiſen. Leider fehlt ihm hierzu nichts, als eben Talent. Bombaſt, ohne einen Funken dichteriſcher Begeiſterung, gewandte Form und holperiger Inhalt ſind die Hauptmerkmale ſeines Schaffens. —

Anhangsweiſe wären noch die litterariſchen Zeitſchriften der Czechen zu erwähnen, welche ſich mit der Pflege der Poeſie und Kritik beſchäftigen. Die hervorragendſten dieſer Art ſind: „Květy“ (Prag), „Osvěta“ (Prag), „Literární listy“ (Brünn) und für die katholiſche Richtung „Hlidka literarni“ (Brünn), die erſtere „Květy“ (ged. von Sv. Čech u. S. Heller) bringt Gedichte, Novellen, Kritik und Eſſay. Ganz auf wiſſenſchaftlichen Bahnen wandelt „Osvěta“, enthält treffliche Artikel über Naturwiſſenſchaft, Nationalökonomie, Politik u. a. (red. V. Vlček). — Die „Literární listy“ (Litterariſche Blätter), red. von F. Diouhý, pflegen die Kritik in anerkennenswerter Weiſe. Aus dem heurigen (XIII.) Jahrgang iſt der treffliche Eſſay „Syntheticismus in der neuen Kunſt“ von F. X. Salda hervorzuheben. Geiſtreich, tief durchdacht, wie wenige ſeines gleichen, aber durch ſein Haſchen nach Gelehrſamkeit — das bezeugt die Häufung der Fremdwörter — unnatürlich und oft unverſtändlich. In jeder Hinſicht zu loben iſt auch der Aufſatz: „J. A. Komenskys pädagogiſches Princip und ſeine Weltanſchauung von Vlad. Bezděk.“ — Die „Hlidka literární“ ſteht zwar auf katholiſchem Standpunkte, iſt aber im allgemeinen gerecht. Der verfloſſene (VIII.) Jahrgang 1891 enthielt folgende guten Eſſays: Aug. Vrzal Současni belletristé ruští, Vychodil O Kritice, id O cynismu; und 1892: Klenek, O samovražděv belietrii. Die größten Familienblätter, wie „Světozor“ (Prag), „Zlatá Praha“ (Prag) bringen zu jeder Zeit, neben Erzählungen und wiſſenſchaftlichen Aufſätzen, eine (ziemlich-große) Anzahl von Gedichten. Sie könnten unſerem Familienbrei zum Muſter dienen. Zudem haben alle Romane, welche die beiden Blätter abdrucken, ein mehr oder weniger künſtleriſches Gepräge, was wir von den Romanen der Gartenlaube, Illuſtrierten Zeitung, Buch für Alle u. a. nie ſagen können. —

Ottokar Stauf von der March.

Vermiſchtes.

Die Geſellſchaft von Berlin, Hand- und Adreßbuch der Geſellſchaft von Berlin, Charlottenburg und Potsdam. Berlin. Adolph Heins Verlag. — Der zweite Jahrgang dieſes Werkes ſteht hinter dem erſten in keiner Weiſe zurück und wird ſich jedem, der mit der Reichshauptſtadt und ihren Bewohnern in näherem Verkehr ſteht, als ein zuverläſſiges und praktiſches Nachſchlagebuch erweiſen. Wer unter uns hätte nicht ſchon die Erfahrung gemacht, daß das Sichauskennen und Zurechtfinden im Berliner Adreßbuch eine ſchwierige und undankbare Aufgabe iſt? Wer hätte nicht eine Flut von unnützen und gleichgültigen Adreſſen durchſuchen müſſen, um endlich nach langen Bemühungen den gewünſchten Namen zu finden. Oft genug aber muß man in ſtiller Verzweiflung die Suche aufgeben, zumal wenn es ſich um einen jener häufig wiederkehrenden Namen handelt, welchen eine launenhafte Orthographie bald ſo, bald anders ſchreibt. Das Werk nennt daher nur die Namen und Adreſſen derjenigen Perſönlichkeiten, die durch Geburt, Rang, Vermögen oder Anſehen ſich aus der großen Maſſe abheben, eben diejenigen, welche man vorzugsweiſe im Adreßbuch ſucht. Und zwar ſind nicht nur Name und Adreſſe, ſondern auch in gedrängter Kürze Lebensgang, geſellſchaftliche Stellung und Familienverhältniſſe der Aufgenommenen berückſichtigt. Es handelt ſich alſo um nichts geringeres, als um ein Verzeichnis von „tout Berlin“. Mancher der in dem Verzeichnis Genannten wird nicht wenig ſtolz darauf ſein, in dem Buche ein Zeugnis ſchwarz auf weiß zu beſitzen, daß auch er zu dieſem „Ganz Berlin“, zur Berliner „Geſellſchaft“ gehört; möge aber keiner vergeſſen, daß

dieſe Spitze der ſozialen Pyramide nur auf der breiten Baſis der in dieſem Buche nicht Genannten ruhen und beſtehen kann. Außer dieſem ſaſhionablen Adreſſenverzeichnis bringt das Buch noch ein Kalendarium, eine kurze Chronik der Stadt Berlin von Stadtrat Ernſt Friedel, eine Kunſt- und Theaterchronik von Paul Dobert und eine Geſellſchaftschronik von Hermann Hengſt, eine Liſte der Mitglieder des Königlichen Hauſes und ein Verzeichnis der preußiſchen Orden und Ehrenzeichen.

A—O.

Ein franzöſiſches Urteil. Die Revue des Deux Mondes (Märzheft 1892) bringt einen Eſſay „Le Roman en Allemagne". Eine Beſprechung des Mielkeſchen Buches über den deutſchen Roman, wenigſtens durchaus auf dieſe Arbeit geſtützt. Der Verfaſſer, namens Levy-Brühl, läßt im Unklaren, ob er ſeine Weisheit nur aus Mielke ſchöpft oder ob er ſelbſtändig die Originalwerke las. Höchſt unwahrſcheinlich, da er mehr oder minder nur Mielkes Urteile als ſeine eigenen anführt, wenn auch mit Zuſätzen und phraſeologiſchen Umſchreibungen. Schade, daß am Schluß der Pferdefuß vorguckt, indem Herr Levy den Deutſchen empfiehlt, nur recht viel anſtändiſchen Import zu leſen. Doch kann man ihm kein oberflächliches plumpes Schimpfen nachſagen, ſintemal er kein deutſcher Kritiker, ſondern ein feingebildeter höflicher und anſtändiger Franzoſe iſt. Seine allgemein gehaltenen Bemerkungen über den deutſchen Geiſt, die Umwandlung desſelben in den letzten Jahrzehnten, und die etwaige Zukunft des deutſchen Romans ſind geiſtreich und richtig. — Mit Geringſchätzung wird der herrſchende Frauenzimmerroman abgethan. Oſſip Schubin und Frau von Ebner-Eſchenbach ſtänden nicht höher, als einſt die Hahn-Hahn und Fanny Lewald. Beiläufig hinkt dieſer Vergleich betreffs der Hahn-Hahn, deren Werke heute wohl nur Wenige noch kennen. Das war eine ſchöne enthuſiaſtiſche Seele, voll Schwung und Gedankenfülle, ein dichteriſches Gemüt, während all unſere Modeſchriftſtellerinnen die blanke Proſa nur mühſam hinter ihren „intrigue romanesque, caractères conventionels, couleur locale démodée" (Revue p. 355) verſtecken. Mit Recht aber ſagt unſer Franzoſe, daß hauptſächlich der elende Geſchmack des deutſchen Publikums die Schuld trage. Mit gleicher Geringſchätzung wird der archäologiſche Roman der Scheffel, Ebers, Eckſtein, Dahn abgefertigt und Mielkes Urteil gebilligt, daß der deutſche Roman ſelten ſo tief geſunken ſei als mit Ebers. Nachdem auseinandergeſetzt, warum weder Spielhagen, Freytag, Auerbach noch die „ariſtokratiſche Novelle" Heyſes dem jüngeren Geſchlecht mehr genügen, beſpricht er die Realiſten oder verſucht dies vielmehr aus ſeiner völlig ungenügenden Kenntnis heraus. Am Schluß erwähnt er noch E. Zieglers Wiener Novellen in zwei Zeilen („La peinture y est moins poussée au noir que chez Bleibtreu et Conrad; le réalisme moins âpre, le procédé moins inexorable") und hält ſich im übrigen nur an die Romane „Größenwahn" und die beiden Münchener Romane Conrads. Doch ſcheint, wie geſagt, höchſt zweifelhaft, ob er ſie wirklich las. Auf 55 langgedruckten Zeilen über Bleibtreus Roman weiß er nichts anderes mitzuteilen, als daß „der Prozeß des naturaliſtiſchen Romans dort mit mehr Treue als Glück nachgeahmt" ſei! „Nicht als ob der Autor nicht ſein Talent und beſonders ſeine Virtuoſität bewieſe; aber wie teuer läßt er ſich die angenehmeren Teilſtellen (passages) bezahlen!" Um recht realiſtiſch zu ſein, iſt der Roman nicht komponiert. Die Übergänge ſeien mit ebenſo abſichtlicher Sorgfalt vermieden, wie man ſie früher ſuchte. Der Methode des Realismus entſprechend, habe der Autor wahrſcheinlich nach beſtimmten Modellen gearbeitet. Die Hauptheiden aber ſeien gleichſam die Großneffen der Byroniſchen Laras und Manfreds, die überhaupt im deutſchen Roman eine zahlloſe Nachkommenſchaft hätten. Ein ganz verrückter Vergleich, da

man dann ebensogut die Byronischen Helden selbst für Großneffen von Hamlet, Dante, Hiob, Prometheus erklären könnte. Natürlich wächst eins aus dem andern heraus, aber der Pessimismus eines modernen Berliners ist sehr weit entfernt von dem heroischen Spleen eines englischen Lords. An Conrad (40 Zeilen) rühmt er: „Autant les scènes décrites par Bleibtreu sont maussades en général et pénibles, autant — malgré le pessimisme non déguisé de Conrad — il y a de bonne humeur dans quelque parties de ses romans“: die Freude am Saufen (la joie de boire)! Die zusammenhanglosen Bilder, unterbrochen von endlosen Briefen, seien oft „horriblement choquantes“. Neben solch schrecklicher Anstößigkeit finde aber ein Geduldiger hier und da ein paar gute Bissen, lebendige farbige Genrescenen. Damit mache man aber noch kein gutes Buch und der Autor ahme Zola dermaßen nach, daß jede Originalität verschwinde. — Wir mögen diese oberflächliche Wahrheitsentstellung nicht weiter berichtigen und verweisen Herrn Lévy nur auf die meisterhafte Widerlegung der Mietkeschen Seichtigkeit auf Seite 62—68 der Bleibtreu-Broschüre Biesendahls, der „Größenwahn“ als „ersten Markstein auf dem Gebiet der neuen Technik“ erkennt. „Über diesen Roman ließen sich Bände schreiben.“ X.

Ein „Deutsches Dichterbuch aus Mähren“ *) erscheint im Oktober bei R. M. Rohrer in Brünn, herausgegeben von P. Strzemeha und O. Stoklatka. Es wird Originalbeiträge (Vers und Prosa) von fast sämtlichen deutschen Dichtern und Schriftstellern enthalten, welche in Mähren geboren sind oder daselbst wohnen, und soll die Kenntnis von Leben und Schaffen derselben in weitere Kreise tragen. Von den hervorragendsten Mitarbeitern seien genannt: J. J. David, Marie Ebner-Eschenbach, K. W. Gavalowski, L. Goldhann, P. Grünwald-Zerkowitz, P. Kirsch, E. Kulke, K. Landsteiner, H. Lorm, H. Penn, R. E. Rainmar, F. v. Saar, J. Schmid-Braunfels, Ottokar Stauf von der March, E. M. Vacano und H. E. Wailsee. —

*) Redaktion: Brünn, Elisabethstraße 12.

Eine kulturhistorische Mitteilung. Anläßlich des freisprechenden Urteils der Dresdener Strafkammer betreffs der ungläubigen „Lieder eines Deutschen“ ist darauf hingewiesen worden, daß die Leipziger Richter in ähnlichem Falle einem Walloth und Conradi keine „schöne poetische Form“ zuerkennen konnten. Es wird deshalb mit verschiedenem Maß gemessen, weil ein solches Urteil lediglich dem subjektiven Geschmack der verschiedenen Gerichte überlassen bleibt und keinerlei feste Norm dafür besteht. Man folgere daraus als Schlußmoral, daß die Jurisprudenz sich überhaupt nicht in litterarische Dinge zu mengen hat, da sie sich fast allemal dabei blamiert. Wer erinnert sich nicht an die klassische Frage eines Staatsanwalts: „Heddel? Wer ist das? Sind seine Werke in Leipzig erschienen?“ Man muß dafür sorgen, daß solche und ähnliche Pröbchen der Kulturhöhe am Schluß des 19. Jahrhunderts nicht in der Litteraturgeschichte in Vergessenheit geraten. Deshalb scheint es mir auch angezeigt, eine andre Thatsache zu berühren. Die Mitteilung, welche ich hiermit zu machen habe, bestätigt mir, wie zahllose andre Fälle, meine Theorie von der immanenten Gerechtigkeit der Dinge. Vor vier Jahren haben zwei Charlottenburger Schöffen beliebt, eine episodische Romanfigur als persönliche Verleumdung zu strafen, mit der Begründung im Erkenntnis, daß die dreibändige große Dichtung „Größenwahn“ eine „Schmähschrift“ und „überhaupt kein litterarisches Erzeugnis im guten Sinne“ sei. Dies nur auf die sachverständige Aussage eines gehässigen Zeugen hin, der sich selbst als Partei bei der Sache bekannt hatte. Denn die Schöffen begingen die unerhörte Fahrlässigkeit,

das Buch nicht einmal gelesen zu haben, ebenso die Anwälte! Nun, soeben ist der damalige Schöffe, Bankier Maaß zu vier Jahren Gefängnis wegen Betrugs verurteilt worden. Das ist der Richter vor vier Jahren über

Karl Bleibtreu.

In eigener Sache. Herr Gustav Körner, früherer Verleger der „Litterarischen Korrespondenz" und jetziger Herausgeber von „Unser Verkehr" schreibt in letzterer Zeitschrift über meine Wenigkeit: „Soeben wird aus Altenburg gemeldet, daß der Schriftsteller August von Sommerfeld als Einjährig-Freiwilliger fahnenflüchtig geworden ist und steckbrieflich verfolgt wird. Wir bedauern die Eltern des leichtsinnigen jungen Mannes, der nicht ohne dichterisches Talent ist, aber — nichts gelernt hat und nur hoch hinaus will. Er gehört der modernen, neuen Richtung an und will ein Kritiker sein, als welcher er nur höchst Mangelhaftes leisten konnte. Wie gediegene Blätter, z. B. die „Gesellschaft", seine Kritteleien und Kritiken aufnehmen konnten, ist uns rätselhaft. A. v. Sommerfeld war z. Z. in Leipzig mit dem berüchtigten Plagiator Hermann Thom liiert. Wenn sich ersterer auch insofern den litterarischen Anstand und Geist bewahrte, als er sich fremdes geistiges Eigentum nicht angeeignet hat, so beweist seine „Fahnenflucht" doch seine Feigheit und Verkommenheit. Es wird Zeit, daß derartige Elemente aus einem ehrenwerten Schriftstellerstande ein und für allemal ausgeschlossen werden und daß eine gesamte anständige Presse nicht eine Silbe von derartigen Leuten aufnimmt."

Ich habe zu diesem Pamphlet nur ein Weniges zu bemerken — ein klein Weniges, denn ich glaube, das Schriftstück richtet sich durch sich selbst. Es liegt ein Ton darin, der keines Kommentars bedarf.

Zuerst also: Ich bin mit jenem Fahnenflüchtigen identisch, wenn ich meine Feigheit und Verkommenheit auch ein klein wenig zu bezweifeln wage. Insofern mich Herr Körner persönlich angreift und beleidigt, würdige ich ihn keiner Antwort.

Aber er greift mich litterarisch als gewesenen Kritiker an. Und hier möchte ich ihm ganz energisch auf die Finger schlagen. Die ganze Sache gewinnt nämlich an Verständnis, wenn ich hier betone, daß ich Herrn Gustav Körners „Büchersammlung" einst als Kritiker schlecht behandelt habe. Im übrigen stelle ich mich ruhig dem Urteil derjenigen zur Verfügung, die meine litterarische Produktion ein bißchen verfolgt haben.

Wie ein „moderner" Mensch dazu kommen kann, fahnenflüchtig zu werden — dies Kapitel will ich hier ebenfalls unerörtert lassen.

Aber eines möchte ich noch erwähnen. Ich habe vor einiger Zeit Herrn Körners „Litterarische Korrespondenz" redigiert, ich weiß über sein Verhältnis zu Herrn Thom mancherlei zu berichten und ich würdige daher vollkommen den ehrenwerten Brustton dieser Abschiedszeilen, die mir Herr Gustav Körner vielleicht in der Meinung nachschickt, daß sie mir nicht mehr zu Gesicht kommen werden.

Herr Körner stellt merkwürdigerweise fest, daß ich mir fremdes, geistiges Eigentum nicht angeeignet habe, wahrscheinlich hat er bei dem letzten Besuch, gelegentlich dessen er mich sehr freundschaftlich willkommen hieß, einige seiner silbernen Löffel vermißt. Meine Herren, es sei wie es sei. Ich will mich nicht reinzuwaschen suchen, wenn ein Mann wie Gustav Körner, in dessen Dienst ich einst meinen ersten litterarischen Idealismus einsetzte, nunmehr meine Verkommenheit entdeckt. Ich will es nicht und ich mag es auch nicht. Es widerstrebt mir, es ist mir im Innersten zuwider. Wenn ich aber wieder einmal oben sitz' in der hohen, reinen Bergluft des Schweizerlandes, jenem schönen Asyl für alle Vaterlandsfatten, dann will ich auch Ihren Zeilen, Herr Körner, in denen

ich jenen Takt des echten gentleman erkannt habe, der sich allein dazu berufen fühlt, über die Sünden der Menschen zu Gericht zu sitzen — dann will ich auch Ihren Zellen, Herr Körner, eine Thräne fröhlicher Wehmut nachweinen.

Zürich-Riesbach, im Juli 1892.

A. v. Sommerfeld.

Der bekannte Schriftsteller Mauriee Reinhold Stern hat in Zürich ein neues Organ ins Leben gerufen, das den Titel „Sterns Litterarisches Bulletin der Schweiz" führt und das litterarische Leben der Schweiz zu centralisieren sucht. Da bis jetzt in der Schweiz ein solches Fachorgan gefehlt hat, so kann man dieser Gründung eine gute Zukunft versprechen.

X.

Zu unserem erneuten Preisausschreiben gegen „Prüderie in Kunst und Dichtung" die Nachricht, daß Richard Dehmel in Berlin für seine ethische Burleske „Die beiden Schwestern" den ersten Preis erhalten hat. Veröffentlichung der Preisdichtung erfolgt im Septemberheft in der „Gesellschaft". Dr. M. G. Conrad.

Neues Preisausschreiben.

Unser herzlieber alter Landedelmann im Norden sendet uns eine zweite Preisgabe im Betrage von **vierhundert Mark.** Dieselbe soll, zerlegt in 250 und 150 Mark, den beiden besten Arbeiten über **die zweckmäßigsten Mittel und Wege zur Verbesserung unserer Rasse** zuerkannt werden. Trotz aller civilisatorischen Fortschritte ist das Menschenmaterial minderwertig geworden. Es hat sich eine förmliche Kulturkrankheit herausgebildet, die uns körperlich und geistig mehr und mehr herunterbringt. Das trostlose Bild, welches die heutigen sozialen und politischen Zustände gewähren, ist zum nicht geringen Teile auf die psychophysiologische Entartung der herrschenden wie der dienenden Klassen zurückzuführen. Wir laden unsere Mitarbeiter und Freunde ein, uns in einer kurzen, klaren Arbeit — nicht über einen Druckbogen der „Gesellschaft" — rückhaltlos ihre Gedanken zu entwickeln, **wie hier Besserung zu schaffen,** damit wir zu einem **erziehungswürdigen Geschlechte gelangen, das den großen Aufgaben der Zukunft gewachsen ist und uns über das Dekadenzelend der Gegenwart in eine gesündere, freudigere Lebensepoche hinüberleitet.**

Die Arbeiten sind in der üblichen Form bis zum 31. Oktober 1892 an die Redaktion der „Gesellschaft" einzusenden. Das Preisgericht wird aus einem Mediziner, einem Soziologen und einem Philosophen bestehen, die Verkündigung des Spruchs und Auszahlung der Preise am 1. Januar 1893 erfolgen. Die preisgekrönten Arbeiten werden in der „Gesellschaft" veröffentlicht.

München, Februar 1892. **Dr. M. G. Conrad.**

☞ Wir bitten, fortan **sämtliche Manuskriptsendungen** u. s. w. **ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft",

K. K. Hofbuchhandlung Wilhelm Friedrich in Leipzig

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

September 1892.

Der Wanderer.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Lange, lange Landstraße, steinig, staubig, endlos sich hinziehend.

Glühende Feiertagssonne darüber, rastlos strahlendes Feuer, selbst im Niedergange noch wie sengender Brand auf Weg und Steg in der weiten Ebene.

Zur Rechten und Linken der Straße ödes Feld, das militärische Drillfeld, nicht das geringste grüne Hälmchen darauf, millionenfach abgestampfter Exerzierplatzboden, moderne Kulturwüste des Massenheeres.

Im Rücken die große Stadt mit Thürmen und thurmhohen Fabrikschlöten in unübersehbarer Zahl.

Geradeaus, in stiller Ferne, ein Waldsaum, dann Hügel, dann Berge, immer höher strebend in geschweiften, sich schneidenden Linien, dann der Himmel mit leichten Wolkenschichten, vom Abendlicht der scheidenden Sonne flimmerig gerötet.

Auf der heißen Stauböde der Landstraße ein Wanderer.

Aus der Stadt.

Ganz allein.

Seine Miene traurig, sein Blick in sich gekehrt, so wandert er langsamen, müden Schritts wie ein mit schweren Gedanken und tiefen Schmerzen Beladener, die nackten Füße im grauen Staub.

Er ist gekleidet in einen schlichten Mantel von Wolle, nicht feiertäglich, nicht werktäglich. Eine Sonderkleidung, die wie Natur erscheint, wie von selbst geworden zur Hülle der einfachen Menschengestalt.

Nicht jung und nicht alt von Ansehen. Barhäuptig. Das Haar in langem Wuchs bis auf die Schultern.

Wunderſamer Glanz, feucht ſchimmernd wie von verhaltenen Thränen, bricht aus den dunklen Augen, ſo oft er ſein Haupt erhebt, flüchtig die Länge des Weges zu meſſen.

Wie in ſtummer Selbſtrede gehen zuweilen ſeine Hände aufwärts, mit ſanfter Fingerbewegung. Schön geformt, voll innigen Ausdrucks ſind dieſe Hände, heilſam, als wären ſie nur milden Wohlthuns und ſegnenden Auflegens gewohnt. Heilige Heilandshände wie Gabriel Max ſie gemalt.

Er geht noch immer einſam, die nackten Füße im grauen Staub der Landſtraße. Kein Menſch folgt ihm. Mit jedem müden Schritt in ſinkender Sonne entrückt ſich die Stadt und näher treten der Wald, die Berge, der Wolkenhimmel im Geſichtsfelde des Wanderers.

Jetzt Menſchen, allerlei Volk, das ſtadtwärts zieht, ihm entgegen, aus dem Wald, von den Bergen. Einzeln, in Gruppen, in langen Abſtänden. Ihre Stimmen erſt fern, dann näher und näher. Gewöhnliche Stimmen, von keinem Abendfrieden ſelig geſtimmt, mißtönend und abgebraucht im Geſchrei der Arbeit und des Vergnügens, des Marktes und grell ſich äußernder Begierden.

Die erſten Stimmen gingen vorüber, grußlos, mit einer Pauſe. Hinter ſeinem Rücken erſt ſchlugen ſie auf in lautem Lachen:

„Jetzt den ſchaut an!“ — „Ein alter Gaukler!“ —

Und der Wanderer ging fürbaß, in gleichem Schritt, mühſelig und bedrückt. Er legte die Hände an den Leib und zog den Mantel dichter.

Und als ſich die zweite Gruppe näherte, blieb er ein wenig ſtehen und hob den Kopf mit einem langen, ſchmerzensvollen Blick.

Aber es ſchienen Liebespaare, trunken von fleiſchlicher Luſt, die hatten kein Auge für ihn. Ihre Sinne waren gefangen, ſich ſelbander zu genießen in ſtummem Begehr und Gewähr.

Der Wanderer ging beiſeit, am Rain des Weges.

Tiefer und tiefer ſank die Sonne, bleicher wurde die Erde in der Ferne vor den wachſenden Schatten des Waldes.

Soldaten mit luſtigen Mädchen, ſingend und johlend, mit den Schuhen ſtampfend, daß der Staub in Wirbeln tanzte.

Streitende Arbeiter. Heftige Worte flogen von Gruppe zu Gruppe.

Und als ſie im Vorübergehen den Wanderer muſterten mit fragendem Blick, da ſtand er ſtille und ſprach mit ſanftmütiger Stimme: „Ziehet hin im Frieden, denn ſelig ſind die Friedfertigen.“

Da rief Einer: „Was hat ſich der Narr um uns zu kümmern?“

Und ein Anderer: „Der ſcheint wahrhaftig einer Schaubude entlaufen.“

Und ein Dritter: „Laßt ihn, der iſt auf dem Weg zum Irrenhaus. Gut Nacht, toller Onkel!“

Der Wanderer ſchritt weiter, geſenkten Hauptes.

Ein Reiter in funkelnder Uniform ſprengte vorüber.

Immer noch dehnte ſich der Weg zum Walde.

Eine prächtige Kutſche raſſelte vorbei, mit Lakaien in majeſtätiſcher Haltung auf dem Bock und protzig aufgeblaſenen Inſaſſen.

Zwei Männer in feierlich dunkler Kleidung, mit goldenen Brillen und wichtigthuenden Geberden. Ein Paſtor und ein Profeſſor.

Mit einem Blick auf den Wanderer blieben ſie ſtehen: „Auch eine Ausgeburt unſerer entarteten Zeit. Ein Streuner im Apoſtelgewand. Vielleicht ein Anarchiſt.“

Und der Wanderer ſprach zu ihnen mit unendlicher Güte im Tone: „Selig ſind die Armen im Geiſte.“

Da rief der Paſtor mit zornig gerötetem Geſicht: „Welche Blasphemie! Was geht Sie Gottes Wort an, Menſch?“

Aber der Profeſſor faßte den Hitzigen am Arm und zog ihn lachend von dannen: „Was ereifern Sie ſich über den Hanswurſt?“

Nach einer Weile kamen des Weges Bürger im Marſchſchritt, Laubzweige am Hut, ein banales ſoldatiſches Lied ſingend. Sie ſchmetterten höhniſch dem Wanderer den Refrain ins Geſicht.

Dann zwei Handwerksburſche, den Fechtprügel ſchwingend.

„Auch 'n Bruder Straubinger?“ rief der eine von ihnen den Wanderer an. „Weißt 'ne flotte Herberge?“

„Selig ſind, die reines Herzens ſind. In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen.“

„O der olle Pfaffenwitz! Laſſ' ihn laufen, Bruder. Er wird froh ſein, wenn er bei Muttern Grün Quartier findet.“

Einige Künſtler, mit Photographie- und Malgeräten beladen.

Der Maler zwinkerte mit dem linken Auge, als er des Wanderers anſichtig ward: „Du, Borſtel, der Kerl dort wär' nicht übel. Effektvoller Charakterkopf, famoſe Figur. Gewiß billig zu kriegen.“

„So was à la Uhde, meinſt Du?“

„Für die nächſte Ausſtellung ſchwebt mir etwas Ähnliches vor, irgend eine Schächergeſchichte frei nach dem Evangelium.“

„Nicht zu empfehlen. Bis nächſtes Jahr iſt der ganze Schwindel aus der Mode. Schon zu ſehr abgeklappert.“

„Alſo was Anderes. Mir auch recht. Fahr' wohl, Abſalon, mein Sohn.“

Jüdiſche Händler in lebhaftem Gemauſchel, ſich unterbrechend: „Siehſte den dort?“

„Stuß! Ein verkappter Anti —“

„Wo iſt noch ä Sicherheit in der Welt?“

Sie ſchlängeln mauſchelnd weiter.

Da bog der Wanderer mit einem Seufzer von der Straße ab und ſchlug einen Feldweg ein.

Im Graſe zirpten die Grillen ihr Abendlied.

Von ferner raſſelte einen Augenblick die Eiſenbahn.

Dann wieder Stille.

Der Feldweg führte an einer armſeligen Hütte vorüber.

Ein Mütterlein, alt und krank, ſaß ſtöhnend davor auf einer Holzbank.

„O mach' ein Ende, Herr, mit aller unſerer Not!“ Und ſie erhob zitternd die gefalteten Hände.

Da trat der Wanderer auf ſie zu und berührte leis ihre Stirn.

Plötzlich verklärte ein dankbares Lächeln ihre gramvollen Züge, ſie neigte den Kopf und entſchlief.

Am Waldesraude fand er zwei zerlumpte Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, Hand in Hand ſtehen und bitterlich weinend. Vor ihnen lag ein großer Krug mit Beeren in Scherben.

„Wir trauen uns nicht heim,“ jammerte das Bürſchchen.

„Wir finden den Weg nicht, ſo in Nacht —“ das Mädchen.

„O Gott, ſteh' uns bei!“ Und ſie erhoben hilfeſuchend den Blick zu dem fremden Manne, deſſen Antlitz ihnen in göttlicher Güte leuchtete, milder und erquickender als der ſchönſte Stern am Himmel.

Mitten in der Stille rauſchte plötzlich der Wald auf wie wunderſamer Geſang, und eine roſige Wolke ſenkte ſich langſam hernieder vom nächtigen Himmel, dicht und weich wie Engelsfittiche, und ein ſeliges Lüftchen umfächelte die Kinder, daß ihre Thränen im Nu trockneten.

Und der gütige Mann nahm die glücklich wie im Traume erſtaunten Kinder an ſeine Bruſt und entſchwebte mit ihnen in der roſigen Wolke.

* * *

Der Heiland war durch die Welt gewandert. Jeſu Chriſti letzte Sommerreiſe. —

Der Staatssozialismus unter Bismarck und unter Wilhelm II.

Von G. v. Vollmar.

(Soiensass am Walchensee, Bayr. Hochland.)

Vorbemerkung der Schriftleitung. Wir bieten hiermit unsern Lesern die ausgezeichnete Studie Georg v. Vollmars, die wir für den Abdruck bereits erworben hatten, ehe dieselbe noch zum Anlaß jenes sonderbaren Streites geworden war, welcher zur Zeit innerhalb der sozialdemokratischen Partei spielt und der für den ruhigen Beobachter völlig unverständlich bliebe, wenn nicht hinter den Coulissen wirkende Motive persönlicher Art mit in Anschlag gebracht würden. Uns interessiert auch heute noch die Vollmarsche Studie um ihres Inhaltes willen und als wichtiger Beitrag zur wissenschaftlichen und historischen Kritik der Entwicklung des sozialistischen Gedankens in Deutschland. Die Silbenstecherei und Unfehlbarkeitsprotzerei des alternden Liebknecht läßt den Wert der Vollmarschen Studie für uns vollständig unberührt. Bekanntlich ist dieselbe zuerst in der Pariser „Revue politique et littéraire“ (der sogenannten „Revue bleue“) erschienen (18. Juni 1892) als Antwort auf eine von dem französischen Publizisten Boyer d'Agen gestellte Frage. Der Aufsatz ist also zunächst für Nichtsozialisten und Nichtdeutsche, d. i. für ein gemischtes französisches Allerweltspublikum geschrieben, das der eigentlichen Sozialdemokratie, zumal der in deutscher Ausprägung, fremd und ununterrichtet gegenübersteht. Herr v. Vollmar mußte also in doppeltem Sinne in fremder Sprache reden. Wir geben hier den vollständigen Abdruck einer treuen Abschrift der deutschen Urschrift des Verfassers. —

Sie fragen mich um meine Meinung über den Staatssozialismus, mit besonderer Bezugnahme auf die Haltung des früheren Reichskanzlers und die des jetzigen Kaisers gegenüber der sozialistischen Bewegung.

Meine Arbeiten verhindern mich, Ihrem Wunsche zu entsprechen und Ihnen eine „étude approfondie“ zu liefern, deren diese Dinge allerdings wohl wert wären. Ich muß mich darauf beschränken, Ihnen einige leicht hingeworfene Sätze zur Beleuchtung der Frage zu senden.

Wenn man sich ein hinreichendes Urteil über den Staatssozialismus bilden will, so hat man meines Erachtens wohl zu unterscheiden zwischen dem Gedanken des Staatssozialismus an sich und der Gestalt, welche derselbe augenblicklich gewonnen hat.

Man kann unter Staatssozialismus ganz allgemein genommen den Grundsatz verstehen, daß der bestehende Staat nicht bloß eine Organisation zu politischen Zwecken sei, sondern daß sich seine Souveränität auch auf das wirtschaftliche Gebiet in dessen vollem Umfange erstrecke, so daß dem Staat nicht nur die Regelung des ganzen Verhältnisses zwischen Arbeitern

und Unternehmern zusteht, sondern daß auch die Überführung beliebiger Teile der Gütererzeugung unter die Oberleitung oder selbst in den unmittelbaren Betrieb des Staates in seiner Befugnis liege. In diesem weitesten Sinne würde sich der Staatssozialismus vom demokratischen Sozialismus nur durch die Frage trennen: welchen Gebrauch der Staat von dem ihm grundsätzlich zugestandenen Rechte zu machen habe, d. h. in welchem Sinne und von wem der Staat zu leiten sei. Diese Frage ist allerdings von größter Wichtigkeit, was sich schon daraus ergiebt, daß unsere Staatssozialisten politisch meist Konservative, die eigentlichen Sozialisten dagegen Demokraten sind. In welchem Sinne diese Meinungsverschiedenheit aber schließlich entschieden werden wird, darüber kann wohl für niemand ein Zweifel bestehen, der die Unaufhaltsamkeit der fortschreitenden Demokratisierung der Staatsgewalt erkennt.

Deshalb bin ich auch der Meinung, daß die Sozialdemokratie keinerlei Grund hat, den Gedanken des Staatssozialismus an sich mit besonderem Eifer zu bekämpfen. Werden doch im Gegenteil eine Reihe von Maßregeln zur stufenweisen Anbahnung einer besseren Gesellschaftsorganisation von uns angestrebt und schließlich mit beschlossen werden, welche man ganz wohl als staatssozialistisch bezeichnen kann. Diese Erwägung hat auch dazu mitgewirkt, daß bei Ausarbeitung des neuen Programmes der Partei zu Erfurt 1891 ein besonderer Satz gegen den Staatssozialismus, welcher im Entwurfe erhalten war, weggelassen wurde. Dies konnte auch um so unbedenklicher geschehen, als über die Grundsätze der deutschen Sozialdemokratie nirgendwo ein Zweifel besteht und die Entwicklung der Verhältnisse in Deutschland längst jede Gefahr, welche aus einer Benützung des Staatssozialismus zu machtpolitischen Zwecken entstehen konnte, beseitigt hat.

Als der damalige Reichskanzler Bismarck den Staatssozialismus aufgriff, that er es, weil das fortwährende Anwachsen der sozialistischen Bewegung schlagend bewies, daß die bisher dagegen ergriffenen Maßnahmen durchaus fruchtlos waren. Aber Bismarck war weit davon entfernt, den Staatssozialismus als ein Mittel zur wirklichen Verbesserung krankhafter sozialer Verhältnisse aufzufassen und zu benützen. Wieviel Klugheit Bismarck sonst besitzen mochte, von einer Kenntnis der Entwicklungsgesetze der sozialen Beziehungen fehlten ihm selbst die ersten Anfangsgründe. Er war der Mann des Herrschens, dessen Künste er nach jeder Richtung verstand und mit ebensoviel Skrupellosigkeit als Erfolg übte. Er war Sieger und Herrscher nach Außen und nach Innen, verfügte über den Kaiser, über die Bundesfürsten, über den Adel und erst recht über das Bürgertum, das unter ihm als politische Macht abdankte, noch ehe es ernstlich eine solche geworden war.

Von den Kämpfen, welche Bismarck unternahm, schlossen nur zwei anders als mit der Unterwerfung des Gegners: die gegen „die schwarze und die rote Internationale", wie man es damals hieß, und welche beide zeigten, daß sich der vielgerühmte Staatsmann wohl auf die Handhabung körperlicher Machtmittel, nicht aber auf die Erkenntnis geistiger Strömungen verstand.

Von seinem Zuge nach Rom mußte er über Canossa zurück, wenn er auch dort nicht lange im Hofe zu stehen brauchte. Er hat durch seinen verkehrten „Kulturkampf" dem Ultramontanismus in Deutschland erst zu dem ausschlaggebenden Einflusse verholfen, welchen er gegenwärtig besitzt. Anderseits sind freilich auch Stellung und Charakter der in diesem Kampfe siegreichen Partei durch den Friedensschluß und den seitdem gepflogenen freundschaftlichen Verkehr mit der Gewalt nicht unangetastet geblieben, sondern haben erhebliche Schäden erlitten, welche sich jeden Tag deutlicher offenbaren.

Am unverständlichsten und unerträglichsten waren Bismarck seine stetigen Mißerfolge gegen den Sozialismus. Was — die Ärmsten und Machtlosesten im Staate, hungrige Schneider und Schuster nebst einigen mißvergnügten Federmenschen, lauter Leute, welche die zünftige Diplomatie allezeit als „quantités négligeable" betrachtet hat — die wagten es, sich in die öffentlichen Geschäfte zu mengen und sich ihm zu widersetzen? Und er, der Ländern und Fürsten ihre Geschicke diktierte, er sollte gegenüber diesem „Pack" nachgeben? Unmöglich! Also verstärkter Kampf und Vernichtung des Sozialismus durch alle zu Gebot stehenden Mittel, durch blutige oder trockene Gewalt und daneben auch ein Teil Trug und List. Auf diese Weise kam es, daß man zu dem drakonischen Ausnahmegesetze von 1878 und zugleich zu dem Systeme griff, welches man Staatssozialismus oder Sozialreform nannte. Die Sozialdemokratie sollte niedergeschlagen werden, um an ihre Stelle einen Sozialismus der weißen Blusen zu setzen. Wenn die Arbeiter niemand anderen mehr hörten, würden sie schließlich den Regierungsversprechungen glauben lernen und sich vor den Bismarckschen Wagen spannen, wodurch Proletariat und Bürgertum zugleich gründlich unschädlich gemacht waren. Bis zu einem gewissen Grade wollte aber Bismarck doch auch wirklich ordnend in die wirtschaftlichen Verhältnisse eingreifen. Freilich nichts weniger als im Interesse der Arbeiter und zur Bekämpfung des Kapitalismus. Der Staatssozialismus war ihm vielmehr ein Mittel zur noch wirksameren Fesselung des Volkes, ein System der Verstaatlichung zu rein fiskalischen und politischen Zwecken, das den von oben geleiteten Staat an die Stelle des Privatunternehmers setzt und die Macht der wirtschaftlichen und politischen Beherrschung in einer Hand vereinigt.

Digitized by Google

Man kennt den Erfolg dieser Politik. Wäre sie ein Jahrzehnt früher angewendet worden, als die Arbeiterbewegung in Deutschland noch minder entwickelt war, so hätten die sozialistischen Phrasen im Munde der Regierung und die Versicherungsgesetze die Arbeiterklasse wohl überraschen und die Entwicklung des Sozialismus auf eine Zeit verschieben können. Wie die Dinge aber lagen, konnte die Bismarcksche Sozialpolitik zu nichts anderem führen, als die völlige Ohnmacht der stärksten Regierung gegenüber dem Sozialismus offenbar zu machen. Und dabei war es noch — ganz abgesehen vom rein sozialistischen Standpunkt — ein Glück für Deutschland und vielleicht auch für weitere Länder, daß Bismarcks Macht nicht ausreichte, um die Organisation der Partei und ihren Einfluß auf die Gemüter völlig zu brechen. Denn anders würde eine Unterdrückungspolitik von solch empörender Brutalität kaum ohne eine zwar aussichtslose, aber zu mehr als einer Komplikation führende gewaltsame Gegenwirkung geblieben sein. So aber erreichte Bismarck bekanntlich nichts, als die Entwicklung meiner Partei in einer ungeahnten Weise zu fördern. Denn als das Ausnahmegesetz, welches die Sozialdemokratie vernichten sollte, nach zwölfjährigem Bestehen erlosch, zählte die Sozialdemokratie genau um eine Million Wähler mehr und war damit zur zahlenmäßig stärksten Partei des Reiches, zu einem politischen Machtfaktor ersten Ranges geworden.

Jeder Denkende mußte nun erkennen, daß eine so lebenskräftige Bewegung einen festen Grund haben, und daß fortan mit ihr ernstlich gerechnet werden müsse. Bismarck aber wußte nur den Schluß zu ziehen, daß wenn die bisherigen Unterdrückungsmittel sich als unzulänglich erwiesen, dann eben noch mehr Gewalt angewendet werden müsse. Er hat seitdem offen zugestanden, daß er die soziale Frage „auf dem militärischen Wege" zu lösen gedachte und zwar baldmöglich, „solange wir noch die Macht in Händen haben". Glücklicherweise blieb jedoch dem menschenfreundlichen Manne nicht die Zeit, seinen sauberen Plan auszuführen. Der junge Kaiser hatte, was auch sonst seine Ansichten sein mochten, keine Lust, zur Befriedigung des Bismarckschen Eigensinnes mit Vorbedacht eine Lawine in Bewegung zu setzen, deren schließlicher Gang unberechenbar war. Und der den Sozialismus hatte fällen wollen, stürzte zum großen Teil über ihn.

Man hat nun aus verschiedenen Handlungen Kaiser Wilhelms: den Wahlerlassen von 1890, der Einberufung der Berliner Konferenz, der Entlassung Bismarcks, seinem Eingreifen in die westfälische Bergarbeiterbewegung u. a. m. hier und dort, namentlich im Ausland, einen Schluß gezogen, welchen Sie mit den Worten bezeichneten, daß der Kaiser „den Sozialismus begünstigte". Dies ist aber ein großer Irrtum.

Der einstige Reichskanzler hat in einem seiner rachsüchtigen Friedrichs-

ruher Ergüsse zu verstehen gegeben, der Kaiser habe es lediglich auf Stimmenfang abgesehen gehabt. Ich meinerseits möchte besser denken als der „getreue märkische Vasall". Sicher hat das Reichsoberhaupt auch auf die öffentliche Meinung im allgemeinen und die Wahlen im besonderen Eindruck machen wollen; aber er ist dabei auch zweifellos von einer entsprechenden sachlichen Auffassung ausgegangen. Eine Reihe seiner Äußerungen aus jener Zeit läßt erkennen, daß er sich in der That nicht auf den Standpunkt des unbedingten Widerstandes gegen jede Arbeiterforderung stellte. Er gab zu, daß Grund zu einer Menge berechtigter Klagen vorhanden sei; er anerkannte das Recht der Arbeiter auf Erringung eines größtmöglichen Anteiles an der Produktion; er verkündigte, daß der Staat am wachsenden Nationalvermögen auch noch ein anderes Interesse habe, als dem Kapitale hohe Gewinne zu sichern; er wollte die Arbeit gegen ungemessene Ausbeutung geschützt sehen u. s. w. So lag den angeführten Handlungen des Kaisers zweifellos auch ein Stück guter Wille zu Grunde, das an seiner Stelle neu war und darum Aufsehen erwecken mußte.

Wilhelm II. hat sich einmal in einer seiner Reden selbst als einen „modernen Menschen" bezeichnet, als welchen ihn die angeführten Ansichten in der That auch in gewissem Sinne erscheinen lassen. Aber neben solchen modernen Zügen weist das Wesen des jungen Kaisers wieder eine ganze Reihe von solchen auf, welche einer längst verschwundenen Vergangenheit angehören und, von anderem abgesehen, von einer Dosis Romantik zeugen, welche in unserer realistischen Zeit verhängnisvoll werden könnte.

Der junge Fürst sagte den Arbeitern: „Ihr habt recht, eine soziale Verbesserung anzustreben. Aber dieselbe kann nur von oben kommen. Legt Eure Sache vertrauend in meine Hand, der ich am besten weiß, was Euch not thut, und allein die Macht Euch zu helfen habe." Eine solche Sprache ist ja schon hier und dort einmal gehört worden. Abgesehen von solchen Regierungen, welche das Schmeicheln der unteren Volksklassen als augenblickliches Auskunftsmittel benützten, ist zu verschiedenen Zeiten der Gedanke hervorgetreten, durch eine gewisse materielle Verbesserung der Lage des Volkes eine erhöhte Autorität über dasselbe zu gewinnen. Was aber bei mehreren so denkenden Herrschern als bloße kalte Berechnung erscheint, hängt bei Wilhelm II. offenbar eng mit seiner ganzen Lebensauffassung zusammen. Das jetzige Reichsoberhaupt hat eine durchaus autoritäre Natur, in welcher die Überzeugung von der Notwendigkeit der Herrschaft und vor allem das Bewußtsein des eigenen Berufes zu derselben auf das Äußerste entwickelt ist. Ich weiß nicht, inwieweit es Thatsache ist, was in Berliner politischen Kreisen allgemein behauptet wird, daß nämlich Wilhelm II. Herrscherberuf und Herrschergaben wirklich als unmittelbaren Ausfluß der Gottheit

anſehe. Jedenfalls iſt ſicher, daß das bekannte „regis voluntas suprema lex“ durchaus keine bloße Bravade iſt. Wilhelm II. iſt feſt davon überzeugt, daß er das Recht, wie die Fähigkeit beſitze, nicht nur im allgemeinen zu leiten, ſondern auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens Antrieb, Beiſpiel und oberſte Entſcheidung zu geben. Dabei hat er aber anderſeits wieder, wie ſchon erwähnt, einen gewiſſen Teil moderner Auffaſſungen in ſich aufgenommen, welche anderen als direkte Verneinung jenes mittelalterlichen Gedankenkreiſes erſcheinen. Der Kaiſer dagegen glaubt die Triebkräfte unſerer Zeit ſehr wohl unter ſein Syſtem der Autorität bringen zu können, die Monarchie — und zwar nicht die durch den Einfluß der Volksvertretung fortſchreitend zu beſchränkende, ſondern die wirkliche, ſtarke perſönliche Herrſchermacht, in welcher der Fürſt nicht bloß regiert, ſondern herrſcht — mit den Bedürfniſſen, Gedanken und Forderungen der neuen Zeit zu vereinigen, ja ihr erſt ihre rechte Form und ihren wahren Gehalt zu geben.

Wilhelm hat zweifellos an das „ſoziale Königtum“ gedacht. Er wies einmal darauf hin, daß ſeine Vorfahren die Bürger gegen den Adel geſchützt, des letzteren Raub- und Machtgelüſte gebändigt und dadurch die Städte gefördert hätten. Der Bezug auf das heutige Verhältnis von Bürgertum und Arbeiterklaſſe lag nahe. Die brandenburgiſchen Markgrafen rotteten den Adel nicht aus, ſondern bändigten ihn, um ihn in ihr Staatsſyſtem einzufügen. Er ſollte das Volk nicht mehr nach eigenem freien Belieben und unabhängig vom Fürſten knechten, ſondern als Offiziere des letzteren nach gewiſſen Regeln kommandieren. Ähnlich ſtellt ſich wohl Wilhelm das Verhältnis vor, wie es zwiſchen Kapital und Arbeit herzuſtellen ſei. Vor allem widerſtrebt es ſeinem militäriſchen Geiſte, daß das Kapital ohne und über den Staat Gewalt haben ſoll; es ſoll ſie nur mit Genehmigung, im Namen und nach den Vorſchriften desſelben üben. Die Arbeiter ſollen nicht nach ſeinem reinen Gutdünken unterdrückt und ausgeſogen werden. Sie ſollen nicht verſchwenderiſch, aber ordentlich genährt, gekleidet und beherbergt ſein, von Zeit zu Zeit auch ein gebührliches Vergnügen haben; auch ein gewiſſes Beſchwerderecht gegen die Willkür ihrer Vorgeſetzten ſoll ihnen nicht fehlen. Dafür aber haben ſie um ſo unbedingter dem oberſten Befehlshaber zu gehorchen und zu vertrauen, dem ihr Geſchick anvertraut iſt.

Dieſes Sozialideal war ſelbſtverſtändlich nicht dasjenige der Sozialdemokraten, welche zwar allerdings ein Eingreifen des Staates zur Anbahnung beſſerer ſozialer Verhältniſſe fordern, aber zugleich von dem Grundſatze ausgehen, daß die Umgeſtaltung der Geſellſchaft nur das Werk des Volkes ſelbſt ſein könne. Der heftigſte Widerſtand aber kam vom Kapitalismus, welcher vom Staatsſozialismus des Kaiſers durchaus nichts

wissen wollte. Unter den Hauptvertretern des beweglichen Kapitals spielen in Deutschland die Nationalliberalen eine hervorragende Rolle. Man kennt die politische Unterthänigkeit dieser Partei gegen die Regierung; die leiseste Regung von Selbständigkeit gegen oben galt ihr von je als „Reichsfeindschaft". Kaum aber erkannten die Herren die Gefahr, ihre unumschränkte wirtschaftliche Übermacht ein wenig eingeengt zu sehen, da war es mit ihrer viel beteuerten „Loyalität" schnell zu Ende. Es begann eine erst vorsichtige und dann immer schärfer werdende Agitation gegen die „bedrohlichen" Reformpläne des Kaisers, die, von der Bureaukratie durch Sympathie oder Nachgiebigkeit gefördert, immer weiter griff und bald ihr Ziel erreichte.

Was ist heute aus all den schönen Versprechungen von 1890 geworden? Damals stellte der Kaiser internationalen Arbeiterschutz, gesetzliche Regelung der Zeitdauer und Art der Arbeit, Errichtung von Arbeitervertretungen, Gleichberechtigung der Arbeiter, Umgestaltung der eigenen Betriebe des Staates zu Musteranstalten u. a. m. in Aussicht. Man konnte das kaiserliche Programm mit einem gewissen Rechte in Vergleich mit den Beschlüssen des Internationalen Sozialistenkongresses von Paris 1889 ziehen, und nicht wenige meinten, daß der Sozialdemokratie durch diese Proklamation der wichtigste Teil ihres Bodens entzogen werde.

Indes bot schon das einige Zeit darauf dem neuen Reichstage vorgelegte Arbeiterschutzgesetz eine ganz bedeutende Abschwächung. Aber auch dabei blieb es nicht. Der seinen Vorteil bemerkende Kapitalismus ging von der Abwehr bald zum Angriff über, die sonst so starke Regierung aber wich unausgesetzt zurück, bis sie sich so völlig ergeben hatte, daß Hr. v. Berlepsch, der Vertreter der kaiserlichen Sozialreform, welcher in dieser Eigenschaft eine Zeitlang der Mittelpunkt der kapitalistischen Angriffe gewesen war, schließlich sich die Zufriedenheit der Vertreter des Kapitalismus erwarb und alle von diesen vorgeschlagenen Verschlechterungen des Gesetzes gegen die sozialdemokratische Partei vertrat. So blieb nichts mehr übrig als einige Einzelverbesserungen in Bezug auf die Sonntagsruhe, die Aufstellung von Arbeitsordnungen, die Schutzvorrichtungen u. s. w., welche ja an sich annehmbar, aber in ihrer Geringfügigkeit nichts weniger als eine Verwirklichung der ruhmredig verkündeten Sozialreform waren und weit hinter dem zurückblieben, was in wirtschaftlich viel weniger fortgeschrittenen Ländern an Arbeiterschutz lange erreicht war. Schlimmer noch war aber, daß die kleinen Vorteile des Gesetzes mit mehreren positiven wirtschaftlichen und rechtlichen Verschlechterungen für die Arbeiter verquickt wurden. So ward dem Arbeitgeber das Recht gegeben, dem Arbeiter einen vollen Wochenlohn als Bürgschaft einzubehalten, welcher ohne weiteres — ohne jedes Urteil und ohne jeden Nachweis eines erlittenen Schadens — dem

Unternehmer verfällt, sobald der Arbeiter ohne vertragsmäßige Kündigung die Arbeit niederlegt. Die Arbeiter sahen im Gesetz bald mehr den „Arbeitertrutz" als den „Arbeiterschutz", die sozialdemokratischen Abgeordneten stimmten im Reichstage dagegen, und der Zweck der Befriedigung war natürlich verfehlt.

Und seitdem haben sich die Dinge nur noch weiter zum Schlimmeren entwickelt. Als neulich im preußischen Landtage über ein neues Berggesetz verhandelt wurde, ging man noch weit hinter das Arbeiterschutzgesetz zurück und gab den Grubenbaronen das Recht, fortan im Namen des Gesetzes so ziemlich dieselben Mißbräuche zu üben, welche sie bisher auf Grund ihres kapitalistischen Herrenrechtes geübt und durch welche sie den großen westfälischen Bergarbeiterstreik veranlaßt hatten.

Und nun erklären die Vertreter des beweglichen wie die des unbeweglichen Kapitales, Großindustrielle und Agrarier, jeden Tag, daß jetzt mehr als genug für die Arbeiter gesorgt sei, und daß die Sozialreform nun auf absehbare Zeit Halt machen müsse. Die Minister wagen nur noch schüchtern davon zu sprechen, daß im Laufe der nächsten Jahre allmählich die Konsequenzen des Arbeiterschutzgesetzes gezogen werden sollen, selbstverständlich mit aller möglichen Schonung für die Geschäfte. Der Kaiser hat seit langem nicht mehr über Sozialreform gesprochen. Dagegen hört man ihn sich bisweilen mehr oder minder scharf gegen die Sozialdemokratie wenden. Und die Arbeiter bemerken, wie er einem der rücksichtslosesten Vertreter des Kapitalismus, dem rheinischen Industriekönig Stumm, die Ehre eines förmlichen Staatsbesuches zu teil werden läßt und dessen Verhältnis zu seinen Arbeitern als „musterhaft" bezeichnet, während die auf seinen Werken herrschenden Einrichtungen weit über die Sozialdemokratie hinaus als eine unerhörte, selbst mit den bestehenden Gesetzesvorschriften unverträgliche Tyrannei bezeichnet werden. Auch wenn man zweifeln muß, daß der Kaiser die von ihm gelobten Zustände völlig gekannt habe, muß der Vergleich zwischen jetzt und vor zwei Jahren jedem in die Augen fallen . . . .

Man sieht, daß eine Regierung sehr stark und ein Bürgertum sehr schwächlich sein kann, aber nur solange, bis des letzteren wirtschaftliche Interessen ernstlich in Frage kommen. In diesem Falle giebt es nur ein Mittel zur Überwindung der Geldmacht: die elementare Triebkraft einer gewaltigen Volksbewegung. Deshalb kann es keine wirkliche Sozialreform geben ohne und gegen die sozialistische Bewegung, vor allem da, wo diese, wie in Deutschland, ihre zielbewußte politische Vertretung in einer großen einheitlichen Partei findet, welche ebenso energisch als umsichtig zu handeln weiß. Trotzdem wird aber meine Partei noch immer als ein Feind betrachtet, gegen welchen man zwar nicht mehr die Bismarckschen Mittel anwendet,

deren Bekämpfung man aber — nach einem Worte des jetzigen Reichskanzlers Caprivi — als einen mitwirkenden Zweck jedes zu erlassenden Gesetzes und jeder zu treffenden Maßregel ansieht. Welche Erfahrungen wird man noch machen müssen, um endlich zu begreifen, daß die einzige wirksame Bekämpfung des Sozialismus die Erfüllung seiner berechtigten Forderungen ist, und daß der Sozialismus, weit entfernt „eine Gefahr für die Kultur" zu sein, vielmehr das unentbehrliche Werkzeug zur Wiedergeburt der Menschheit ist?

Sie fragen mich, welches die Folge dieser Entwicklung der Dinge für Deutschland und für Europa sein werde? Ich glaube, daß Ihnen und Ihren Lesern besser, als mit Konjekturen eines ohnehin der Parteilichkeit verdächtigen Schriftstellers, mit der Anführung feststehender Thatsachen gedient sein wird.

Im Jahre 1871 betrug die Zahl der Stimmen, welche meine Partei bei den Reichstagswahlen erhielt, 102000 = 2,6 %; 1881 stieg sie auf 311000 = 6,1 %; und 1890 erreichte sie 1427000 = 19,7 % aller abgegebenen Wahlstimmen. Dazwischen lagen zwölf Jahre Ausnahmegesetz, eine Wahl in künstlich erregter Kriegsangst und Verfolgungen aller Art. Dazu sind die Wahlen für die Sozialdemokratie noch weniger als für andere Parteien ein völlig zutreffender Stärkemesser, da einmal die Arbeiter vom Einflusse der politischen und namentlich von demjenigen der wirtschaftlichen Macht besonders stark getroffen werden; sodann aber das Wahlrecht in Deutschland erst mit dem 25. Lebensjahre beginnt, so daß das ganze heranwachsende Geschlecht erst eine volle Wahlperiode nach erreichter Mündigkeit in der Wahlziffer erscheint. Dazu nehmen Sie die mit mathematischer Sicherheit sich vollziehende Kapitalkonzentration einerseits und das dadurch bedingte Fortschreiten der Massenverarmung anderseits, sowie den hieraus sich ergebenden wirtschaftlichen und moralischen Drang nach Umgestaltung der immer unleidlicher werdenden Gesellschaftszustände. Und schließlich ziehen Sie in Berechnung, daß die Sozialdemokratie in Deutschland keine bloße wirtschaftliche Bewegung, sondern eine große politische Partei, der Sammel- und Stützpunkt aller politisch fortgeschrittensten Elemente bis weit über die Arbeiterklasse im engeren Sinne hinaus, ist.

Die Schlußfolgerungen mögen Sie und Ihre Leser selbst ziehen.

Eine Meiſterin der Palette und der Feder.

Von J. Ramſtein.

(Berlin.)

Vor einigen Jahren machte ein Koloſſalgemälde in der Künſtlerwelt Aufſehen, das den etwas merkwürdigen Titel trug „Mors imperator“. Es war gewiſſermaßen ein ins Grandioſe gewachſenes Stillleben, dem die Künſtlerin, Hermine von Preuſchen, deren Name bald in Aller Munde war, einen weit über den Rahmen des eigentlichen Stilllebens hinausgehenden allegoriſchen Sinn unterzulegen verſucht hatte. Ein grinſendes Totengerippe, eingehüllt in einen reichen Purpurmantel, ſtieß einen prächtig geſchmückten Königsthron um. Das war der Inhalt des Bildes.

Das iſt kein Stillleben. Das iſt eine Allegorie, ſagten die Einen.

Nein, es iſt doch ein Stillleben, meinten die Andern; denn nicht der dargeſtellte Vorgang bringt die Wirkung des Gemäldes hervor, ſondern die reichen ſchweren Stoffe, der ausgeklügelte Faltenwurf, die prächtig abgetönten Farbenkontraſte.

Wieder Andere behaupteten boshaft: Das Gerippe ſtößt den Stuhl gar nicht um, der Stuhl iſt vielmehr an das Gerippe angelehnt, die ganze Geſchichte iſt raffiniert aufgebaut und drapiert, ein eigentliches Leben — und auch ein ſolches Totengerippe muß ja gewiſſermaßen Leben haben — iſt nicht vorhanden — c'est une nature morte. Zudem hat die ganze Sache keinen Sinn; denn wenn der Tod der Imperator iſt, ſo muß er ſich auf den Thron ſetzen, nicht aber ihn umſtoßen. Und dann der Sprachſchnitzer Mors — femininum — und imperator — masculinum! Das iſt ja gerade als ob man auf Deutſch ſagen wollte Kaiſer Peſt, oder Kaiſer Cholera . . . . .

Schließlich kamen noch die Leute, welche ſagten: Ideenmalerei! — bah, das iſt überhaupt Unſinn. Die Kunſt des Malers hat keine „Gedanken“, keine „Ideen“ und noch viel weniger „Tendenzen“ darzuſtellen, ſondern nur „Bilder“. — Denen entgegnete man wiederum: Das iſt ja eben das Große dieſer Malerei — die tiefen Ideen, der enorme geiſtige Gehalt. — Doch es gab eben unverbeſſerliche Realiſten, die dabei blieben, daß in einer drapierten Gliederpuppe und in einem ſchief geſtellten Polſtermöbel von tiefen Ideen nichts zu merken ſei — — nichts als Banalität und forcierte Senſationsmacherei. —

Alle aber waren darin einig, daß das Bild von einer nicht gewöhnlichen Technik Zeugnis ablege, beſonders was die Behandlung der Stoffe betreffe, und von geradezu eminenter koloriſtiſcher Wirkung ſei. —

Jedenfalls war die Schöpferin dieses Bildes eine außergewöhnliche Frau, eine jener Künstlernaturen, wie sie unsere Übergangszeit hervorbringt, in denen es treibt und gährt, die nach der großen Unbekannten suchen, nach jenem X, das die Kunstgesetze der Zukunft darstellt. Darum aber sind sogar die tastenden Irrtümer solcher Künstlernaturen ersprießlicher und fruchtbarer für die Fortentwickelung unseres Kunstlebens als die abgeklärten Musterwerke der Nachahmer und Epigonen; denn diese rennen nur offene Thüren ein und wandeln auf altgewohnten Wegen, während jene Pfade durch den Urwald hauen und der Kunst neue Gebiete erschließen und erobern.

Und dieser Bethätigungstrieb zeigte sich so gebieterisch, daß er die Künstlerin nicht auf einem Gebiete ruhen ließ. Um alles das auszudrücken, was in ihrem Innern wohnte, legte Hermine von Preuschen zu Zeiten Pinsel und Palette beiseite, um zur Feder zu greifen. Und aus Novellen und Gedichten klingt es alsdann wiederum schwül, weich und sinnberauschend — und Bilder ziehen herauf, traumhaft und doch so lebenswirklich. Und wieder diese fast übersatten Farben, diese ruhigen, selbstverständlichen und doch so phantastischen Gestalten. Auch hier wird der Eine wiederum sagen: Phrase — und der Andere: gedankenschwere Poesie — und wenn man sich in deutschen Landen für die Kunst des Dichters so allgemein interessieren würde wie für die des Malers, so könnte und würde man sich über die Dichtungen Hermine von Preuschens ebenso eifrig streiten, wie über ihre Gemälde. Auch ihre Dichtungen sind ans Allegorische und ans Tendenziöse streifende Stillleben.

Nun noch einige Daten über den äußeren Lebensgang der Künstlerin.

Hermine Freiin von Preuschen wurde am 7. August 1857 zu Darmstadt geboren, als Tochter des Geheimerates, Freiherr von Preuschen. Mit 19 Jahren kam sie nach Karlsruhe als Schülerin des Professors Ferdinand Keller. Hier lebte sie während drei Studienjahren im Hause des Dichters und Theaterintendanten Gustav zu Putlitz, wo sie mannigfache Anregungen empfing. Studienhalber bereiste sie alsdann alle jene Länder und Ortschaften, die durch Naturschönheiten oder Kunstschätze den Künstler immer wieder anlocken; so gelangte sie nach Rom, Sicilien, Paris, London, Belgien und Spanien. Im Jahre 1882 verheiratete sie sich mit Dr. Oswald Schmidt und im Jahre 1891, nachdem ihre erste Ehe geschieden worden, mit dem bekannten Dichter und Romanschriftsteller Dr. Konrad Telmann. Mehrere Jahre hatte sie in München und Berlin zugebracht, auch zwei Winter an der Riviera verlebt. Seit ihrer zweiten Vermählung hat sie ihr Winterquartier dauernd in Rom aufgeschlagen, während sie den Sommer in Berlin oder auf dem alten Familiensitz ihres Gatten, in Höckendorf bei Stettin zubringt.

In weiteren Kreisen bekannt wurde Hermine von Preuschen zuerst als Malerin, und zwar durch ihre großen Bilder „Evoë Bacche!“ und „Das

Lager der Kleopatra". Zwölf Stillleben aus den Halles centrales von Paris folgten, ferner zwölf weitere aus dem modernen Venedig. Seit dem Erſcheinen des vielumſtrittenen Bildes „Mors Imperator" wurde der Name Hermine von Preuſchen auch dem größeren Publikum geläufig. Zu ihren beſten neueren Bildern gehören „Irene von Spilimberg auf der Totengondel" und der Cyklus „Aus meinem Treibhaus in Nizza". In neueſter Zeit hat ſie ſich auch in der Landſchaft nicht ohne Glück verſucht, wobei ihr Streben hauptſächlich dahin geht, das Plein air der Modernen mit der ihr eigenen leuchtenden Farbengebung zu vereinen. Eine im vorigen Jahre in München veranſtaltete Spezialausſtellung ihrer Werke hatte großen Erfolg. Gegenwärtig macht die Künſtlerin Studien zu Landſchaftsallegorien, in denen ſich Naturalismus und Phantaſtik eng vereinigen ſollen.

Im Jahre 1889 erſchien bei F. & B. Lehmann in Berlin ihre erſte Gedichtſammlung unter dem Titel „Regina vitae". Seitdem erſchienen neuere Gedichte zerſtreut in ziemlich allen litterariſchen und poetiſchen Zeitſchriften. Novellen von Hermine von Preuſchen brachten verſchiedene Monatſchriften und Tageszeitungen. Ein Band Novelletten, „Im Grenzland" betitelt, ſoll demnächſt erſcheinen.

Auch die Novelletten in ihrer merkwürdigen Zwielichtſtimmung fanden Widerſpruch; und da viele unſerer Herren Kritiker alles was über ihren Horizont geht mit den Schlagworten „modern" und „naturaliſtiſch" am wirkſamſten zu brandmarken und zu verdammen glauben, ſo hieß es auch von Hermine von Preuſchens Dichtungen, daß ſie zu naturaliſtiſch, zu modern ſeien.

Mit dem Naturalismus der Dichterin wie der Malerin Hermine von Preuſchen iſt es nun aber eine ganz eigene Sache, die Details ihrer Bilder und die einzelnen Züge ihrer Dichtungen ſind wohl mit beinahe peinlicher Treue der Natur abgelauſcht, aber als Ganzes betrachtet wollen weder ihre Bilder noch ihre Dichtungen die Natur und das Leben ſchildern wie es iſt, ſondern die einzelnen ſo realiſtiſchen Züge gruppieren ſich zu einem romantiſchen, ja phantaſtiſchen Geſamtbilde, das, halb einer farbentrunkenen Phantaſie, halb dem grübelnden Verſtande entſprungen, vielleicht gerade durch dieſes eigenartige Doppelweſen den Beſchauer oder den Leſer zu packen weiß.

Als moderne Künſtlerin aber können wir Hermine von Preuſchen getroſt bezeichnen, da auch ſie zu jenen Naturen gehört, die nach neuen Bahnen ſuchen und von noch unentdeckten Landen träumen. Mögen die Ziele, denen ſie entgegenſchreitet, ſich nicht als Fata morgana erweiſen, und wenn — nun ſo liegt ſchon im Vorwärtsſchreiten, im Streben, Befriedigung und fruchtbares Thun.

Unſer Dichteralbum.

Die beiden Schweſtern.

Ethiſche Burleske von Richard Dehmel.

(Berlin.)

(Mit dem erſten Preis gekrönt.)

Motto:

Dem Heuchler deine Krallentatze,
doch Großmut, Löwe, ſeiner Welt!
Sie iſt auch deine. Jede Fratze
zeugt für den Gott, den ſie entſtellt.

Sie war geflochten aus beſten Stricken,
aus bleiverknoteten, feſten, dicken,
meine Geißel nämlich — und der Stiel
ſo grad recht handlich zum Prügelſpiel.
Doch nein: es ſollte ja ernſt zugehn,
ich wollte die Hexe blutig karbatſchen,
dieſe kleine Prüde mal zappeln ſehn.
Alſo raſch in den Frack! in die Ecke die Latſchen,
die Lackſchuh' an, Manſchetten, Chapeau,
damit nicht etwa, käm' ich ſo
als Menſch bloß, ohne den Affenſchniepel,
Verdacht entſtünde: hinaus, du Rüpel!
Ich las noch einmal die Adreſſe:
Frau Geheime Comm.-Rath S. von Kohn
etcetera — die „Commiſſion"
verſchwieg man, ſchien's, aus Delikateſſe.
Eine Krone drüber, rieſengroß,
erſetzte das „geborne" Schwänzchen.
Da war ich geladen zum Leſekränzchen.
Denn — verehrter Leſer, ich träumte bloß.

Hm! ſollt' ich ſie alſo wiederbegrüßen.
Wahrhaftig, ſie hatte Carrière gemacht,
hatte mich immer ſchon ausgelacht —
na warte, du Kröte, heut ſollſt du's büßen!
Ich übte Probe; verdammt, Das zog,
wie die Knute um Wade und Schienbein flog!
Ich knöpfte ſie zärtlich unter die Weſte,
ich übte den Handgriff, es ging aufs beſte.
Noch ein Blick in den Spiegel: famos, famos,
das wird ein luſtiges Leſekränzchen,
erſt Fauſt von Goethe, und dann mein Tänzchen!
Fauſt?? — Wie geſagt, ich träumte bloß.

Wo hatt' ich ſie eigentlich kennen gelernt?
Seltſam! ich ſann und ſann und ſinnte,
meine Gedanken waren wie Stinte —
kaum da, ſchon wieder weit entfernt.
Ich lief und lief — das war doch rein
zum Raſendwerden mit dieſer Fratzel
Doch immer die ſelbe! das Auge! Nein,
doch nicht! jetzt ſo — faſt wie ein Schwein,
jetzt wie 'ne Schlange, nein, wie 'ne Katze.
Und doch — zum Teufel, ich irr' mich nicht,
um dieſe kaltlüſternen Blicke immer
dasſelbe zahme Kaninchengeſicht,
nein Affengeſicht, nein Hühnchengeſicht,
dasſelbe ſüßlederne Frauenzimmer.

Ah — ja natürlich! klar wie Butter!
Erſt war ſie die Tochter von unſerm Paſter.
Die warnte mich ſtets vor dem Pfad der Laſter,
zwei Jahr drauf war ſie Fräulein Mutter.
Das heißt, nicht etwa von meiner Seite;
ich wußte noch nicht, was der Vogel gepfiffen,
ich nahm die Worte noch für die Leute;
ein Andrer, der hatte ſie — beſſer begriffen:

Dann war ſie die Jüngſte von meinen Tanten,
nein — Eine von ihren Gouvernanten,
obgleich ſie mich beide nicht wiedererkannten;
die brachten uns jungen Sündern bei,
was alles unausſprechlich ſei.
Sie laſen immer vor Schlafengehn
bei verriegelten Thüren die Bibel zuſammen,
die Reinheit ihrer Seelenflammen
war aus der Reinheit der Blätter zu ſehn;
die fettigſten Stellen — will ich nicht nennen,
die keuſche Leſerin wird ſie kennen.

Herrgott, und die Pate, das war ſie ja auch!
die mit dem wohlgemeinten Bauch.
Ihr ſeliger Gatte war ſehr verderbt,
er hatte ihr einen Apoll vererbt,
der hatte nur ein Blatt zum Kleide;
drum band ſie ihm, ſo geht die Fabel,
aus dunkelblauer chineſiſcher Seide
ein chriſtliches Mäntelchen um den Nabel.

Nein Himmel — es war ja ihr Fräulein Baſe!
Nein — Fräulein Roſaura von gegenüber,
die mit der Entenſchnabelnaſe
und dem lyriſchen Epos „Je länger je lieber".
Sie hatte ſich züchtig nach einem Mann
in den vornehmſten Zeitungen umgethan,
doch wollte keiner die Tugend belohnen;
nun ſchrieb ſie Novellen und Rezenſionen.
Ganz Deutſchland pries den neuen Stern
ob ſeiner jungfräulichen Reinlichkeit;
beſonders Zola'n beſprach ſie gern
und — warnte vor ſeiner Peinlichkeit.
In höherem Auftrag ließ ſie auch,
der Staat bewilligte die Mittel,
ein Werk erſcheinen mit dem Titel:
„Das verbeſſerte Volkslied zum Schulgebrauch".
An den Anfang war als Motto geſtellt:
„Hähnchen von Tharau iſt's, das mir gefällt".

Und immer neue! Verdammte Hexe:
kaum biſt du Eine, ſo ſind es ſechſe —
Herrgott, nun iſt ſie ja gar ein Mann!
der Herr Kollege von nebenan,
der geprüfte Schulamtskandidat,
der die ausgezeichneten Zeugniſſe hat;
er ſchwingt für's Frauenwohl die Feder.
In Schriften ſpricht er und vom Katheder
über die höhere Sinnlichkeit
aller wahrhaft ſittlich Emanzipierten
und die ſexuelle Verworfenheit
und perverſen Affekte der Proſtituierten;
er will ein kirchliches Zuchthaus gründen
zur Korrektur der natürlichen Sünden.
Die termini technici liebt er nämlich,
ſo ein Fremdwort finden die Damen ſcharmant;
deutſch klingt gleich alles ſo beſchämlich
und zehnmal weniger intreſſant.
Drum iſt er — nur aus beſagtem Grunde —
bei einem Spezialarzt ſtändiger Kunde.

Ah, da geht er ja wieder — Herr, warten Sie doch!
was machen Sie denn ſo breite Beine?
Nein, das iſt er ja garnicht — ah: Frau von Knoch
mit ihrem Möpschen an der Leine,
ſeine verehrte Gönnerin.
Ach nein: Frau Konſiſtorialrat Klooß,
mit dem würdevoll wackelnden Doppelkinn
und bald Millionenbeſitzerin,
die „Witwen- und Waiſenbeſchützerin",
geborene Freiin von — Kronenſproß.
Ihr Neffe, der war ein deutſcher Dichter,
ſo einer von dem modernen Gelichter,
die alles beim rechten Namen nennen
und gar keine moraliſchen Rückſichten kennen;
dem hat ſie natürlich ihr Haus verſchloſſen.
Und da hat der Menſch die Frechheit beſeſſen,
angeblich aus Mangel an Kleidung und Eſſen,
und hat ſich 'ne Kugel durchs Herz geſchoſſen.

Und immer neue! Mein Atem brannte,
während ich ſo durch die Straßen rannte;
ich lief und lief, von Schweiß bedeckt.

Aus allen Mienen, aus allen Blicken,
als hätte ein Teufel die Welt beleckt,
ſchien mir dies Weibsbild entgegenzunicken.
Seitdem ich die Naſe ins Leben geſteckt,
war ſie mir über den Weg gekrochen
mit ihrem frommen Kaninchengeſicht,
nein Katzengeſicht, nein Hühnchengeſicht,
mit ihren ſchlangengeſchmeidigen Knochen.
Sie hatte ſo was in den Augen,
das ſchien ſich Einem ums Herz zu ſtricken,
jede Liebe drin zu erſticken
und jede Männlichkeit auszuſaugen.
Und wo man hinkam, war ſie zu treffen,
ſie ſchien die reine Geſellſchaftsklette;
ſie ließen ſich alle geduldig äffen
von dieſer verzuckerten, glatten Kokette
mit ihren ahnungsloſen Mienen,
die — ſeltſam — nimmer zu altern ſchienen,
und die ich auch niemals jung geſehn;
ihr ſchien die Natur aus dem Wege zu gehn.
Zwar — ſie auch ihr! denn ſonderbar:
kein Haus, in dem dies Rackervieh
nicht irgendmal zu finden war,
bloß in den Hütten der Arbeit nie.
Und immer, waren wir mal zu Zwein,
und ich wollte der Kröte die Wahrheit geigen,
ſo ein Lächeln und Liſpeln: „Laſſen Sie ſein,
geliebter Freund! wie ſüß dies Schweigen!“
und ein Seufzen, ein ſchmachtendes Fächerwiegen:
„Ich weiß ja, alles iſt natürlich!“
und ein lüſtern lauerndes Hüftenbiegen:
„Im Wort nur iſt es ungebührlich!“
dann aber, wie ein ſattes Schwein
am vollen Troge pflegt zu liegen,
fing plötzlich ſo ein glaſiger Schein
ihre geilen Blicke an zu lähmen,
ich konnte den Ekel nicht bezähmen,
ich mußt' ihr vor die Füße ſpein.
Das brachte ſie jedesmal zum Lachen:
„Sie wollen die Welt wohl beſſer machen?“

Nur manchmal, wenn ſie wie in Schauern,
als ob ſich ihr Gefühl ertappte,
die Lider über die Augen klappte,
empfand ich was wie ein Bedauern;
vielleicht, daß doch in all dem Schleim
ein kleiner verſchimmelter Edelkeim!
Ich ſpürte dann immer ſo ein Jucken
in allen fünf Fingern, ihr die Mucken
mal mit der Karbatſche auszuplätten —
man weiß ja: Prügel und dann ein Kuß
iſt verrückten Weibern ein Hochgenuß —
Das war das letzte, das konnte ſie retten.

Herjeeh ja, das war's ja, das wollt' ich ja eben!
ah ſieh, da bin ich ja ſchon zur Stelle.
Sie thronte, von ihrem Stab umgeben,
der kleine Herr Gatte ſtand dick daneben,
grad gegenüber der Zimmerſchwelle.
Die perſiſchen Polſter und Teppiche ſtrahlten
im weißen Schimmer der Glühlichtblüten,
die Theelöffel klirrten, Brillanten ſprühten,
die Seidenroben rauſchten und prahlten;
auch ſprach man ſchon... Ich legte die Rechte
verbindlich an mein Weſtenlätzchen
und — fühlte nach meiner Knutenflechte,
ſie ſteckte ſicher; na warte, Schätzchen!
Laut: „Gnä'ge Frau, ich habe das Glück,“
ſie ſchien mich gar nicht wiederzukennen,
ich nahm die Ehre, mich zu nennen —
„Ah, der neue Herr Lektor. Ein'n Augenblick.“
Natürlich! ſie hatte jetzt höhere Ziele,
die Geheime Comm.-Rath S. von Kohn,
als ihre plebejiſchen Kinderſpiele;
ſie war ja bei Hofe Vertrauensperſon!
Sonſt ſchien ſie aber nicht verändert,
nur ſozuſagen zart konſerviert,
die verſchleierten Augen pikant umrändert,
und ein wenig à la Tartuffe friſiert.
Dem Herrn Geheimen ſchien, wie allen,
ſeine Geheime ſehr zu gefallen.

Nun fing man an von Kunſt zu ſprechen.
Der Herr Geheime ſprach: „Verzeihn Se,
wenn ich ſo frei bin aufzubrechen,
ich habe Geſchäfte beim Hofrat Heinſe.“
„Oh“ — „leider“ — „bitte“ — bedauerndes Lächeln,
Verbeugen und Neigen und Wangenfächeln —

„Ja, leider dringende Kommiſſion,"
verſchwand mit Würde Herr S. von Kohn;
nun ging es hoffentlich bald los.
Ich ſah mich um — i Gott ſoll ſchützen,
da ſchienen ja lauter Bekannte zu ſitzen!
Da rechts — Frau Konſiſtorialrat Klooß,
geborene Freiin von Kronenſproß,
da — Fräulein Roſaura von Entenſchnabel,
da die Pate mit dem verbundenen Nabel,
und Frau von Knoch mit ihrem Begleiter,
und die Paſtertochter — na und ſo weiter:
das ganze gediegene Leſekränzchen,
wie ſie da ſaßen und ſtanden die Biedern
auf ihren unausſprechlichen Gliedern,
germaniſche wie ſemitiſche Pflänzchen:
oh Boccaccio, göttlicher Schmetterling,
dies Häuſchen Gemüſe in Einer Schüſſel,
das wär' was geweſen für Deinen Rüſſel,
wenn nicht auch Dir der Spaß verging!
Ja: ihr ganzes Leben lag vor mir offen,
ich kannte ſie alle — und das Pack
ſchien nicht ein bißchen davon betroffen,
na wart't! ich fühlte an meinen Frack.
Ja — die Frau Geheime war augenſcheinlich
in ihrem Umgang äußerſt reinlich.

Gott ſei getrommelt und gepfiffen:
jetzt winkte ſie. Die ganze Herde
war plötzlich ehrfurchtsvoll ergriffen,
und mit entſprechender Geberde
ſprach die Geheime: „Lieben Freunde,
ich bin entzückt und hingeriſſen,
daß meine kleine Kunſtgemeinde
ſo treu zuſammenhält. Sie wiſſen,
daß wir uns heute dem unendlich
von uns verehrten, wundervollen
Genie von Weimar widmen wollen,
das heißt mit Auswahl ſelbſtverſtändlich.
Ich darf wohl bitten — hier, mein Lieber,"
das ging an meine Wenigkeit,
ſie reichte mir den Fauſt herüber —
„die geſtrichenen Stellen zu beachten;
wenn's dann gefällig, wir ſind bereit."
Ich ſah in das Buch; zwei Diener brachten
mir Leſepult und Waſſerglas, —
ich ſah in das Buch. Ei Teufel — das,
das ging wahrhaftig über den Spaß:
da war ja Alles, ſchien's, geſtrichen.
Na, ich nahm Platz; die Diener ſchlichen
lautlos hinaus — ich machte tief
mein Kompliment — mein Auge lief
die Blätter durch — aha! hier oben
ein ganz beſonders dicker Strich!
und ſalbungsvoll das Kinn gehoben,
begann ich ernſt und feierlich:

„Ein Jeder lernt nur, was er lernen kann,
„Vergebens daß ihr wiſſenſchaftlich ſchweift;
„Doch wer den Augenblick ergreift" —
man horchte auf — „Das iſt der rechte Mann.
„Ihr ſeid noch ziemlich wohl gebaut",
Fräulein Roſaura nickte zart,
„An Kühnheit wird's euch auch nicht fehlen,
„Und wenn ihr euch nur ſelbſt vertraut",
ich griff mir ſchmachtend in den Bart,
Fräulein Roſaura ſaß erſtarrt,
„Vertraun euch auch die andern Seelen.
„Beſonders lernt die Weiber führen",
der Paſtertochter wurde ſchwach,
„Es iſt ihr ewig Weh und Ach",
die Pate ſchien der Schlag zu rühren,
„So tauſendfach",
Frau Klooß erkannte mit Gewimmer:
Herr Gott, das wird ja immer ſchlimmer —
„Aus Einem Punkte zu kurieren.
„Und wenn ihr halbweg ehrbar thut",
jetzt ging ein Ächzen durch das Zimmer,
„Verſteht das Pülslein wohl zu drücken",
die Frau Geheime ſchien zu ſticken,
„Habt ihr ſie alle unterm Hut.
„Und faßt ihr ſie mit feurig ſchlauen Blicken",
ſchrie ich — „verdammte verquiente Brut,
„Wohl um die ſchlanke Hüfte frei,
„Zu ſehn, wie feſt geſchnürt ſie ſei" — —
da platzte die Bombe, ein Jammergeſchrei,
die Frau Geheime lag auf dem Rücken.
Und krach! auf die Diele das Waſſerglas
und den Leſetiſch, und heraus die Knute:
„Nu täuw, du ſchieiige Zimperpute —
Karline, jetzt kommt der Kontrabaß!
jetzt will ich dir zeigen, wie man ſtreicht!"
und rietſch, da hatt' ich ſie beim Wickel.
Ei, alle Wetter: dies fette Karnickel,
das war ja wie 'ne Feder leicht!

Und plötzlich — Teufel, was war denn Das:
Fräulein Roſaura ſank faſſungslos
dem Herrn vom Frauenwohl in den Schoß,
die Pate ſchnappte leichenblaß
nach Luft: in meinen Fingern ſaß —
die Frau Geheime bibberte nur —
ihre ganze bezaubernde Lockenfriſur.
Und auf der grau ſtrupphaarigen Platte —
mir ekelte — ein Schorf und Schinn
und Speck und Spinſter, als klebte drin
die ganze abgekratzte Pomade
von zehn Jahrhunderten feſtgefilzt,
ſo eingeſchimmelt und verpilzt.

Die ganze Bande lag in Krämpfen —
na wart't, Canaillen, es kommt noch beſſer,
ich will euch ſchon die Ohnmacht dämpfen!
Und ſchnipp ſchnapp flitz: mein Federmeſſer:
herrjeh, wie wurden ſie plötzlich munter —
Frau Klooß, geborene Freiin, ſchrie:
„Allmächtiger Vater, er mordet ſie" —
und holter die polter, ſtuhlüber ſtuhlunter,
als ob ein Satan zwiſchen ſie führe,
das ganze gediegene Leſekränzchen,
germaniſche wie ſemitiſche Pflänzchen,
klabotter klabatter hinaus zur Thüre.

„So, Schatz!" ich nahm ſie ſacht beim Kragen,
zum Glück hatt' ich noch Handſchuh an —
„jetzt wollen wir mal, wie zwiſchen Mann
und Weib das manchmal ſoll paſſieren,
uns etwas näher inſpizieren!"
Quietſch, legte ſie los mit Zappeln und Klagen
und Dämpfelaſſen und Waſſerſchlagen —
weiß Gott, mir wurde wieder übel.
Na, ich ſpuckte mir's weg — und „Na warte, du Zwiebel"
langt' ich die Knute vom Teppich hoch,
„biſt endlich ruhig mit deinem Loch?
ſonſt giebt's mit der da aufs Hinterſtübel!"
Und rietſch raatſch runter die Brüſſeler Spitzen
und Seidenfranſen und Sammetlitzen,
und ſchlitz — an Knöpfen war nicht zu denken,
ſo war die Zimpe verſchnürt und verſchnallt —
das Federmeſſer! und — — brrr, ſchnitt's kalt
und heiß mir ſelber in allen Gelenken,
wie da aus Flunker und Flitter und Flatter,
aus Fetzengeknitter und Fadengeknatter
und Watte und Wolle und Fiſchbeinzacken
und Gummi-Buſen und -Hinterbacken
mit Winſeln und Betteln und Strampeln und Schelten
ſich dieſe — vermickerten Knickknochen pellten.

Ich ſtand — na, wie das Kind beim Drecke.
Zum Henker! um dieſe verſchrumpelte Schrippe,
dies Baſtardklümpchen von Spinne und Schnecke,
dies dürre, vermuffte Altjungferngerippe,
da hatte ich Narr mich ſo geplagt?!
Zwar Jungfer — Das zu unterſuchen
bei dieſem verpimperten Hutzelkuchen,
das hätte wohl kaum ein Arzt gewagt.
Ich konnte mich immer noch nicht faſſen,
bloß heimlich wünſcht' ich: hätt' ich ihr doch
das Hemde wenigſtens angelaſſen!
Pfui Teufel — wie ſie da vor mir kroch
mit ihren Runzeln und Faltenſchlitzen
und ihren Zotteln und ſchlaffen Zitzen
und ihren ausgetrockneten Waden
und eingetrockneten Hinterfladen,
und zwiſchen den ſchlotternden Schultern und Armen
auf der vermergelten Wirbelleiſte
der grieſe, grindige Schädel gleißte:
mein Ekel ſtieg bis zum Erbarmen.

Lern' aber einer die Weiber kennen!
Noch eben mitten in Plärren und Flennen:
kaum merkte ſie meine Männerſchwäche —
ich merkt' es ſelber erſt durch ſie,
es war die reine Telepathie —
da grinſt und äugelt mich die freche
Vettel mit ihrer geſchminkten Fratze
ſo von unten über die Achſel an,
daß mir's durch beide Nieren rann.
Ich weiß nicht, ob die alte Katze
mich etwa zu — beglücken dachte,
ob ſie ſich über mich luſtig machte,
ob dieſe abgetakelte Ratte
in ihrer fahlen Scheußlichkeit

meinte, ſie ſei dadurch gefeit:
ich ſah nur unter der räudigen Platte,
nur zwiſchen den gelben, verſchmutzten
Runzeln,
den Puſtelflecken und Zottenzunzeln
dies weiß und roſa beſchmierte Grinſen,
dies ſchlaue, gemeine Blicken und Blinſen,
und plötzlich faßte mich eine Wut:
mir ſchien das ganze verfaulte Blut
unſrer vergreiſten, verſpenſterten Zeit
in dieſer Hexe zuſammengebreit,
und — „So, nu plärre, verwünſchte Zicke,
jetzt bin ich mit meiner Geduld zu Rand!"
hob ich zum Hiebe die Knutenſtricke,
da — — legt ſich ſanft um meine Hand
und rührt mich bis ins weheſte Mark
wie junge Liebe ſo ſtill und ſtark
und warm, um meinen Hals gebogen,
ein Arm, — und mild, voll Stolz und Huld,
tönt eines Atems leiſes Wogen:
„Laß ab! ſie büßt mit ihrer Schuld."

Und wie ſich nun mein Nacken wendet,
von Schauern mächtig überwallt,
da ſteh' ich, faſt von Scheu geblendet,
vor dieſer ſchimmernden Geſtalt.
Im matten Glanz der Glühlichtglocken
iſt ihre Nacktheit heller Tag,
es geht ein Schein von Stirn und Locken
wie Blütenſchmelz im Frühlingshag.
Zur Hüfte nieder um die Brüſte
fließt mantelſchwer ihr lang braun Haar
und wogt und flimmert goldenklar,
als ob ein Morgenwind ſie küßte.
Weiß leuchtet aus der ſchlanken Rechten,
zum Gruß geneigt und zum Gebot,
ein Lilienſtab, den dunkelrot
zwei volle Roſen dicht umflechten;
ſo ſteht ſie wehrend, wunderſam
beglänzt. Und ich — mich überkam
ein Ahnen wie Erinnerung,
ein Sehnen neu und kinderjung:
ich hatte ſie nie noch nimmerwo
geſeh'n, und wie mir dennoch ſo
ihr blauklar Auge, ſeelenweit,
und ihres Mundes Zärtlichkeit
jedwedes Faſerchen tiefinnen
zu lauter Andacht ließ gerinnen —
ach war's denn nicht, als ſähe wieder
meine liebe Mutter zu mir nieder?
und nun verwirrt und fromm befangen
mein Blick an ihr zu Boden wollte —
und doch in bangem Hinverlangen,
wie ſo ihr Haar an Ohr und Wangen
und Brüſten ſchmeichelnd ſie umrollte,
mein Herz nach ihrer Schönheit ſchrie,
als kämeſt Du mir, Du mir wieder,
Du Eine Eine zu mir nieder
in deiner Reinheit, die mir nie
ein Wort noch Winkchen vorenthalten,
nicht Seel noch Leibs geheimſte Falten,
als läſ' ich ein ergründet Buch, —
und wie's ſo immer tiefer wühlte
und ſüß und ſüßer mich umhüllte
der dunklen Roſen Wohlgeruch:
es riß mich nieder ihr zu Füßen
und machte meine Arme breit:
„Wer biſt du, Weib, in deiner ſüßen,
in deiner milden, herben, ſüßen,
unſagbar ſüßen Herrlichkeit?"

Und aus der Rechten ſacht zur Linken
läßt ſie das Blumenſcepter ſinken,
dann ſpricht ſie über mich geneigt,
nimmt mir die Geißel aus der Hand nun,
nimmt eines Teppichs bunten Rand nun,
indem ſie ihn der Andern reicht,
und winkt ihr mit der Lilie: „Geh!
bedecke dich! es thut mir weh,
in deiner Blöße dich zu ſehn."
Und wieder über mich geneigt nun,
indes die Andre ſcheu entweicht nun,
tönt ihres Atems leiſes Wehn:
„Was war's doch, was in tiefſten Lüſten,
wenn Lippen ſich und Seelen küßten,
den trunk'nen Blick dir ganz benahm,
was dich im Überdurſt der Wonnen,
ſo in ein Andres ganz verſponnen,
wie willige Blindheit überkam?
Dann warſt du Mein! ich bin die Scham.
Mußt dich aber nicht gleich, mein Beſter,"
ſenkte ſie lächelnd die Lilienblüten,
„ſo um alles in Eifer wüten.
Die da, meine mißratene Schweſter,"
nickte ſie neckiſch nach der Thür hin,
während ſie mir den Scheitel zauſte

und ihre zierlichen Nüſtern krauſte,
„Die da iſt ſchon über Gebühr hin
durch die eigene Ohnmacht geſtraft:
fehlt ihr zur rechten Freude die Kraft.
Hat ja vieie Seeien zu Skiaven,
alle die Biedern, alle die Braven
vom werten Orden der Gieißnerſchaft,
alle die zahmen, ewig aiten,
finnenlahmen Haiben und Kaiten,
ſcheint ein gar gewaitiger Bund,
iſt aber doch nur — nun eben Schund.
Haben die Welt nie aufgehaiten,
und alles, was ſie zu Stande brachten,
und ihrer Weisheit ietzter Grund
iſt — ihr gegenſeitig Verachten.
Können ſich nicht geſund betrachten,
weii ihrem armen dünnen Biut
jedes freie Lüftchen wehe thut,
und machen drum aus ihrer Not
ein Gebot.
Und, Lieber," ſtreicht ſie zart mein Haar,
„der Heuchier meint die Llge wahr,
der Wahre muß ihn nur verſtehn!
Wenn Kraft und Schönheit nackend gehn,
man würde ſich nicht ſehr beklagen,
doch etwas ſchwerer zu vertragen
iſt Häßiiches bei Licht beſehn."

Und während ſiibern noch im Ohr mir
ihr fröhiich ſtolz Gelächter klingt,
winkt mit den Roſen ſie empor mir
und ſpricht: „Ein ſchiechter Boden bringt
aus echter Wurzei ſchiechte Biüte,
und wer mit ſchwächiichem Gemüte
ſich ſchämt, der iſt zur Scham verdorben,
doch iſt ſie drum — nit ausgeſtorben.
Wer Löwe iſt, Der gönnt der Katze
den Mäuſefang in ſeiner Weit;
ſie will auch leben. Jede Fratze
zeugt für den Gott, den ſie entſtellt."

So beugt ſie ſich mit gnädigem Kuſſe
in heller Anmut zu mir hin,
ich aber fühie ihrem Gruße
mein ganz Gefühl entgegenglühn —
und nur noch, wie's mich übermannte,
ich wieder an ihr niederſank,
mein Mund auf ihren Brüſten braunte,
ich ihre Lenden ganz umſpannte,
ihr Haar mir um die Finger ſchiang,
die Stirn gewühit in ihren Schoß —
und ſie nur, hoid und mütteriich,
am Ohr mich zupft: „Ich bitte dich,
mein iieber Freund! was willſt? iaß ios!
ermuntre dich! du — träumſt ja bioß."

Gedichte von Hermine von Preuſchen-Telmann.

(Kom.)

Das Lied der geſtürzten Engel.

Es war in einer gottverlaſſ'nen Nacht,
Schwarz hing der Himmei ob der ſchwarzen Weit.
Aufrecht im Bette ſaß ich, ſtarrt' ins Nichts
Und ſchrie und rang die Hände wund — vergebens —
Es war in einer gottveriaſſ'nen Nacht.
Und wie ich ſo ins grauſe Dunkei iauſchte,
Rings um mich nur das Zittern großen Schweigens,
Hört' ich's zuerſt — aus weiter Ferne her
Tönt' es zu mir — verhauchend faſt, verklingend,
Und ſehnſuchtſüß wie Äoisharfenſang.
Nicht wußt' ich ihn zu deuten, dieſen Ton,
Der ſchaudernd bis ans tiefſte Herz mir griff,
Und ſtaunend lauſcht' ich in die weite Nacht . . . . .

Dann wieder ſchwieg für Jahre mir der Klang,
Erloſchen ſchien er mir, wie meine Sehnſucht
Verſiecht im öden Schlamm des Werkeltags,
Nur hie und da im Traum vernahm' ich ihn,
Weinend erwachend, wußt' ich's nicht, warum .....
Da kam er wieder mir im lauten Tag,
Bei Feſtesglanz, bei hellem Gläſerklang,
Inmitten einer ſonnenheitern Welt,
In der mein ſchönheitsdurſt'ges Auge ſchweigte.
Doch klang er hier mir jäh, wie ein Orkan,
Dröhnt' mir ins Ohr und in die tiefſte Seele —
Und in der Nacht verſtand ich ſeinen Sinn.
— Es iſt der Weltenſang, der tauſendkehlig
Zum Himmel zittert, ſehnend, klagend, dräuend,
Vernichtend und zermalmend — hoffnungslos.
— Der Weheſchrei iſt's der gefall'nen Engel,
Der Jammerlaut gefang'nen Genius',
Der aus dem dumpfen Bann der Kreatur
Gen Himmel ſchmettert wahnſinnstolles Weh,
Daß allen Seelenbränden er zum Trotz
Ohnmächtig iſt, zu wandeln und zu modeln,
Ohnmächtig iſt, zu prägen dieſe Welt .....

Nun hör ich immer, immerdar den Chor,
Er tötet jeden andern, reinern Klang,
Der grauſe Chor, den Lucifer beherrſcht, —
Und meine eigne Seele ſingt ihn mit!

Erde.

Wie müde doch, wie ausgedörrt mein Hirn.
All' die Gedankenblumen, die dereinſt
So farbenprächtig, traumſüß duftend blühten,
Sie ſind verwelkt — verweht, nur dürre Halme
Und kleine, gelbe Löwenzähnchen ſproſſen
Zu Tauſenden und neigen windbewegt,
Wie leiſe flüſternd, ihre dünnen Kelche.
Mir iſt's, ich ſelber bin, was heut' ich ſah:
Am Friedhofsrand ein ödes, weites Feld,
Von herbſtesgrauen Wolken überſchattet,
Die ſich am düſtern Himmel endlos jagen,
Indes die leere Erde unter ihm,
Das künft'ge Totenfeld, wie heimlich atmend,
In tauſend Spalten ſich und Riſſen dehnt,
Wie leis von Sehnſucht lüſtern überſchauert,
Die rettungslos verfallen ihr, die Beute,
— Zu zieh'n ſchon heut' in ihrer Schollen Schlund.

— Dann weht der Todesfittig durch die Lüfte
Und ſtreichelt leis die Hälmchen und die Gräſer
Und all' die kleinen, gelben Löwenzähnchen,
Mit denen ſich die ungeduld'ge Erde,
Heimtückiſch ſich einſtweilen nach begnügt.
. . . . . Sa auch mein Hirn, das ausgedörrte Feld —
Nur dumpfes Schallern aus der Tiefe mahnt,
Daß ſich's mit ſchwarzen Armen auch nach mir
Und meines Glückes lichten Blüten reckt
Und ſehnt und dehnt und zitternd mich umwebt.

So Deine Küſſe.

Abendwind in dunkler Roſen Blätter
Haucht und weht und Düftewogen wühlt,
Sa Deine Küſſe!

Stachelblene, die in Haideblumen
Sammerſchwere, ſchwüle Süße ſaugt,
So Deine Küſſe!

Tiger, der in bange Menſchenlippen
Seine wilden Todesfänge bahrt,
Sa Deine Küſſe!

Das Grenzland.

Kennt ihr das Grenzland, all' ihr Lebenskämpfer,
In das die Seele, kennt ſie erſt den Weg,
Hinüber flüchtet, heimlich, oft und öfter;
Das Land, jenſeits der Grenze der Philiſter,
In dem geheimnisvolle, ew'ge Nacht
Mit tauſend Zungen ſchmeichelnd uns umraunt,
Mit ſchwülem, ſchwerem Blütenduft die Luft
Sich tränkt; aus dichter Wolkenwand
Nur hie und da ein Wetterſchein uns leuchtet,
Bei deſſen fahlem Blitz die andre Grenze
Des Wunderlands ſekundenſchnell ſich breitet
Und wieder ſchwindet in dem ſchwarzen Samt
Der ew'gen Nacht, die unſern Blick verſchattet?
Doch ſtärker wagen nun die heißen Düfte,
Wie Haſchiſch ſteigt es uns ins leere Hirn
In glühend wirrer Bilder jäher Flucht,
Auf goldnem Grund, in wildphantaſt'ſcher Schöne.

Verzückten Sinnes nehmen wir ſie auf,
Vergebens ſtrebt die Feder, feſt zu halten,
Was uns umraſt in immer tollerm Reih'n,
Bis neuer Blitzſtrahl aus der Wetterwand

Uns jählings zeigt, daß wir die andre Grenze
Im Taumel der Verzückung überſchritten.
Dann, angſtgepreßt, erwachen wir noch einmal,
Vielleicht zum letzten Male, uns entwindend
Dem Arm des nachtviolbekränzten Wahnſinns.
. . . . . Hat in das Grenzland einmal erſt gefunden
Den Weg die Seele, oft und öfter zieht ſie
Hinüber in das ſchwüle, ſüße Dunkel.

Blondel.

Der Triſels ragt im Pfälzerland aus Waldesgrün empor,
Die Zinnen hat die Zeit berannt, gebrochen Turm und Thor.
Im Turm dereinſt gefangen lag der König Löwenherz,
Der ſollte nimmer ſchaun den Tag, vergehn in Gram und Schmerz.
Ein Sänger, dem ſo rein wie Gold das Lied vom Munde floß,
Der war dem König Richard hold, ſein Zelt- und Kampfgenoß.
Der zog ſchon lange durchs Geländ die Burgen auf und ab,
Ob er den König Richard fänd' im dunkeln Kerkergrab.
Er ſang vor jedem Glitterloch, doch nie das Lied zu End',
Weil außer ihm nur einer noch des Sängers Weiſe kennt.
Doch einmal, als der Schluß vom Lied aus einem Turme drang,
Der treue Blondel gleich erriet, wer's dort zu Ende ſang.
„Mein König Richard ſei getroſt, jetzt glänzt der Abendſtern,
Bevor die Sonne ſcheint im Oſt, biſt du dem Triſels fern."
Das Lied, das nun der Blondel ſang, das klang ſo wunderbar,
Daß er das Herz der Wächter zwang und frei der König war.
Bisweilen noch in ſtiller Nacht Geſang den Turm umklingt —
So lang ein edler Sänger wacht, ſein Lied die Freiheit bringt.

München. Heinrich v. Reder.

Einſam.

I.

Beſſer iſt es, einſam darben,
Als vom Gnadenbrote zehren,
Das uns kalt gewordne Herzen
Nur aus Mitleid noch gewähren.

Beſſer iſt es, einſam wandern,
Als zu zwei'n am Herd zu raſten,
Wo ſich nur die letzten Funken
Müd noch durch die Aſche taſten.

Und auch beſſer einſam ſterben
Wie das wunde Tier der Steppen,
Als mit einer kranken Seele
Sich gemeinſam weiter ſchleppen.

Digitized by Google

II.

Verlange nicht von Sperlingsſchwingen
Des Adlers ſonnenhohen Flug
Und zürne nicht dem Sand der Dünen,
Weil er noch niemals Roſen trug.

Vom Stein, der auf der Straße kollert,
Erheiſche nicht des Saphirs Pracht,
Nicht von des Herbſtes Dämmerungen
Den Zauber einer Maiennacht.

Auch had're nicht mit Krämerſeelen,
Verſtehn ſie nur ihr Rechenbuch,
Doch hat dir Gott ein Herz gegeben,
Trag ſtumm und einſam dieſen Fluch.

III.

Es war ein grauer Wintertag,
Als dumpf die Glocken ſchlugen,
Und Fremde dich im ſchwarzen Sarg
Zum ſtillen Friedhof trugen.

Ich weiß nicht, ob ſeither im Lenz
Die Erde wieder blühte,
Ob wiederum zur Sonnwendzeit,
Im Gras der Leuchtwurm glühte.

Ich weiß nur, daß ich dazumal
Den Weg zum Glück verloren
Und daß im tiefen Winterſchnee
Mein heißes Herz erfroren.

München. Heinz Oſſer.

Ein Vergleich.

Verläſtert viel und wild gehaßt, ein Feind der Poeſie,
Steh' ich in meiner Eiſen Laſt — die Göttin Induſtrie.
Doch vorwärts ſchritt ich unentwegt, vom Gegner ſelbſt bewundert,
Hab' meinen Namen ich geprägt aufs neunzehnte Jahrhundert.
Kein Harfenklang ergötzt mein Ohr und wandelt meine Mienen,
Mich freut allein der Donnerchor von ſtampfenden Maſchinen.
— Wo ſich ein großes Schickſal ſchafft, der Einz'le muß es büßen;
Den Wert der Händearbeitskraft, ich weiß, trat ich mit Füßen,
Warf in die Welt mit harter Hand ein flammendes Fanal:
Hie Menſchen-, dort Maſchinenkraft! Handwerk und Kapital!
Und dräuend lodert ein Komet am Himmel unſ'rer Tage,
Den ſcheucht Geſetz nicht und Gebet — die ſoziale Frage.
In dieſem Intereſſenkampf, den ich heraufbeſchwor,
Verſchleiert der Maſchinen Dampf gleichwie ein dichter Flor
Der Geiſter Licht, und jener Zwiſt ſtets ohne Unterlaß,
Sich tiefer, immer tiefer frißt — hie Macht, dort blinder Haß.
Des Kampfes Fackel leuchtend loht, im Arbeitseinerlei,
Wo rings der Kampf ums Daſein droht, im Lärmen der Partei,
Giebt man nicht Müh ſich zu verſtehn, die Klüfte auszugleichen
Und bei der Friedenspalmen Weh'n die Hände ſich zu reichen.
— Und doch bei prüfend-ſtiller Schau, von ernſtem Sinn getragen,
Läßt ſich ein ſtolzer Brückenbau ob jenen Klüften ſchlagen.
Nicht was euch trennt, das Wo und Wie, — was ſich gemeinſam findet,
Sei aufgeſucht, was Induſtrie und Handwerk gleich verbindet:

— Das iſt der Geiſt, der Gottesſchmuck, der bald des Handwerks Werkzeug ſchwenkt
Und bald mit einem Fingerdruck die mächtigſte Maſchine lenkt.
Der hier im ſtillen Kleinbetrieb am Damenſchuh die Nähte falzt
Und bald mit mächt'gem Hammerhieb die ſchwerſten Eiſenblöcke walzt.
Das iſt der Geiſt, der ſtark und kühn das Handwerk und die Induſtrie
Vereint zu gleichem Schaffensmühn, zu einer großen Harmonie
Im mächt'gen, ſtolzen Tönepreis, der jeden Tag die Welt erhebt,
Das Lied vom Schaffen und vom Schweiß, das aufwärts ſteigt und ſonnwärts ſtrebt.
— Folgt jenem Geiſt, der euch befreit! Arbeiter ihr, du Kapital,
Verſöhnet euch, laßt von dem Streit! Es glänzt der Friedensſonne Strahl.
Denkt was euch eint, nicht was euch trennt, ſchaff' jeder ſein gegeben Teil,
Auf daß ein jeder klar erkennt: Im Geiſt der Arbeit liegt das Heil!

Köln. Georg Barthel Roth.

Im Hinterhauſe.

Dort hinten, im zweiten Hof — o Jammer! —
Erblickt' ich heut eine elende Kammer,
Drin hauſte verkommenes, armes Geſindel,
Und ein Duft war dort — mich befiel faſt ein Schwindel!
Ein Säugling lag auf dem Sack voll Stroh
In Lumpen und ſchrie Zetermordio,
Ein Mädchen trocknet' die einzige Windel
Am eiſernen Ofen, der mit drei Beinen
In der Ecke ſtand auf Ziegelſteinen,
Die Mutter war eine ſchmutzige Vettel,
Der Vater kam eben ſchmunzelnd nach Haus
Und kramte Geld und Eßwaren aus,
Die er redlich erworben hatte — durch Bettel.
Ein Dämmerlicht herrſchte im ganzen Revier,
Denn die Fenſter waren verklebt mit Papier,
Durch die Scheiben — ſpinnenartig zerſprungen —
Wäre der Wind ſonſt zu ſchneidend gedrungen.
Ein Sonnenſtrahl, dünn und fein wie ein Halm,
Der ſchräg ſeinen Weg durch das Fenſterkreuz nahm
Und faſt auf dem Gange zur Wand verkam,
Zeigte nur deutlich Staub und Qualm.
Hier ſah ich alſo — es packte mich grauſend —
Das Leben der unteren tauſend mal tauſend . . .
Doch horch! Da erſchollen Wunderklänge,
Bald ſüß und zart wie des Sproſſers Laut,
Mit dem er zur Lenznacht lockt die Braut,
Bald hell wie himmliſche Hochgeſänge.
Und ſieh! In dem Winkel, ganz in ſich verſunken,
Da ſaß in dieſer verlotterten Stube
Mit ſtrahlenden Augen ein herziger Bube,
Von tönender Schönheit ſelig trunken.
Mit der Linken hatt' er die Geige gefaßt,

Mit der Rechten führt' er in fröhlicher Haſt
Den Bogen, und wie von ſelber quoll
Es hervor aus den Saiten ſo rein und ſo voll. —
Ich ſtaunte — da war mir's mit einem Mal,
Als würde dies ärmliche Neſt von dem Strahl
Aus dem Reich der erhabenen Kunſt verklärt,
Und mir ward ein Blick in die Zukunft gewährt:
Schon ſah ich den Knaben als Jüngling, als Mann,
Wie er Kränze des Ruhmes ſpielend gewann,
Wie das ſchimmernde Gold auf ihn niederrann.
Die ſchönſten Damen umkoſten ihn ſchmeichelnd,
Von der Stirn ihm die Falten des Unmuts ſtreichelnd,
Die Fürſten und Herren waren gefangen
Von ſeinen verlockenden Liederſchlangen,
Unzählige Maſſen lauſchten verzückt,
Durch ſein Spiel in höhere Sphären entrückt,
Sein Name ſchwebte von Lippe zu Lippe
Und ward ſelbſt dem Neid zur gefährlichen Klippe.
Er ging ſeine Bahn wie ein Meteor,
Das leuchtend am Himmel flammt empor,
Zu dem wir, im Herzen ein ſüßes Grauen,
Von der nachtbefangenen Erde ſchauen:
Im Nu blitzt es auf aus ſchaurigem Dunkel,
Durchſchießt die Welt mit Glanz und Gefunkel,
Bis in ſchwindelnden Höhen es ſich verlor . . .
So ſinnend und träumend ſchritt ich heim:
Ich fühlte der Schöpfung ewigen Kuß,
Ich ſchaute den ſchrankenbrechenden Keim
Des im Staub aufknoſpenden Genius!

Berlin. Max Hoffmann.

Otti.

Du küßteſt mich ſo toll, ſo wild,
Daß ich Dich nie vergeſſ'.
Was ſcherte Dich Dein Wappenſchild,
Du kleine Baroneß!
Dein Wappen war mein rotes Herz,
Die Krone war mein Lied,
Dein Lachen ſtieg, wie wolkenwärts
Im Lenz die Lerche zieht.

Dein blondes Haar ſtob hin und her
In windbewegter Luft,
Im Wald um uns lag voll und ſchwer
Der Koniferenduft.
Die Welt war weit, die Welt war fern,
Dein Mund ſprach immerzu:
„Ich hab' Dich doch ſo ſchrecklich gern,
Du lieber Dichter Du!"

Dein Schottlandpony, zaumbefreit,
Brach Kräuter nebenan,
Und müde ſcholl, wer weiß wie weit,
Der Kuckuck dann und wann.
Es küßte mir die Lippen wund,
Durchſtrömt von Glück und Glut,
Ein wilder Mund, ein Mädchenmund,
Ein Mund ſo rot wie Blut . . . .

Jetzt wohnſt Du längſt im Grafenſchloß,
Weitab im ſonn'gen Süd,
Und ich bin nicht mehr Dein Genoß
Und alles iſt verblüht.
Du wurdeſt ja — nun ab den Hut! —
Frau Gräfin unterdeß,
Und mir war nur von Herzen gut
Die kleine Baroneß.

Berlin. Carl Buſſe.

Columbus.

Erlauchter Segler, der die Waſſerwüſte
So mutig wie ein Königsaar durchzogen,
Nur billig iſt es, daß den Ehrenbogen
Gerechten Sinnes dir die Nachwelt rüſte!

Vor deinem Geiſt lag aufgehellt die Küſte,
Dein Seherblick durcheilte Luft und Wogen;
Den Genius hat Ahnung nicht betrogen
Sein Hoffen war kein eitles Traumgelüſte.

Als Rieſe auf der Zeiten Wetterſcheide
Begegnet uns dein leuchtend Heldenbild,
Im Ringen groß und minder nicht im Leide.

Womit die Menſchheit edler That vergilt,
Belehret uns das klirrende Geſchmeide,
Das ſterbend deine Hand umſchloſſen hielt!

Ainring (Oberbayern). Franz Wisbacher.

Gorgo.

Novellette von Hermine von Preuſchen.

(Nachdruck verboten.)

Ich war noch ſehr jung, als ich ſie kennen lernte, ſo kennen lernte, kaum vierzehn Jahre; vielleicht aber hat dieſer Einblick ins Labyrinth menſchlichen Herzens, noch an der letzten Schwelle des Kindesalters, meinem Leben die Signatur gegeben. Ein ſehr phantaſtiſch frühreifes Kind war ich, unkindlich, ernſt und ſcheu. Alle Welt hielt mich ſchon damals für älter als ich war; auf Reiſen wurde ich als völlig erwachſenes Fräulein behandelt. In meinen Sommerferien reiſte meine Mutter mit mir auf das große Gut ihrer Jugendfreundin. Baronin L. lebte dort mit einer einzigen, nunmehr zwanzigjährigen Tochter. Meine Mutter hatte dieſe zuletzt als Backfiſch geſehen und erzählte mir, an der Hand einer Photographie, viel von deren fremdländiſcher, aparter Schönheit. So kamen wir in Aſcheberg an. Die Baronin, eine ſtark verblühte, einſtige blonde „Schönheit", ſtand, in grellem Putz, mit ihrer dunklen Tochter an der Bahnſtation. Mit lautem Jubel empfing ſie uns. Das Mädchen in einem ſchwarzen Sommerkleid, mit flachem Deckelhütchen, das ihr eigentümlich gut ſtand, war um ſo ſtiller. Nur von der Seite ſah ſie mich immer wieder prüfend an. — Wir fuhren im herrſchaftlichen Wagen, mit dem miſtparfümierten Kutſcher, durch die gelben wogenden Ährenfelder, über Heideſtrecken und durch dunklen Tannenwald. Endlich waren wir am Ziel. Am Ausgang des Dorfes lag das alte, langgeſtreckte, einſtöckige Herrenhaus, inmitten eines verwilderten Parkes, der ſich einen Hügel hinaufzog, von deſſen Kamm, bei Sonnenuntergang beſonders, ſich eine freundliche, harmloſe Ausſicht bot. Doraline ſtand teilnahmlos dabei, als die Baronin uns hierher geführt, meine Mutter feierte auf Schritt und Tritt Erinnerungen. Nach dem Abendeſſen aber ſagte das Mädchen, nun wolle ſie mir ihren Lieblingsplatz zeigen. Es war ſchon dunkel, doch der Mond glomm eben hinter der Höhe empor, da führte ſie mich in eine faſt undurchdringliche Cypreſſenwildnis, die wir vorher zur Seite liegen gelaſſen. Es waren Bänke am Eingang, alles verwachſen und verwahrloſt. Wir ſetzten uns, und als der Mond höher ſtieg, erkannt' ich unter Geſtrüpp und Cypreſſen, die hier im guten Heſſenland ja wunderlich anmuteten, eine kleine Kapelle und rings darum eine Fülle grauer, alter, verwitterter Grabſteine. „Das iſt unſer Erbbegräbnis," ſagte Doraline, „iſt es nicht ſchön und ſtimmungsvoll?" — Ja, das war es, mir aber kam unwillkürlich der Prager Judenfriedhof zu Sinn, den ich vor Wochen, auf meiner erſten, größeren Reiſe

ſchauen durfte. Wie dort hingen hier die grünen Ranken über die eng nebeneinander geſchichteten Steine in der weglosen Wildnis. Nur daß es dort duftende Hollunderbäume waren und hier Cypreſſen — und daß es dort Gräber eines verfolgten Volkes, hier aber die Ruheſtatt des älteſten Landesadels war. In der unklaren Beleuchtung, mit den zitternden Mondreflexen auf dem üppig blauſchwarzen Haar, glich Doraline freilich eher einer ſinnlich ſchönen Tochter Judas, als dem letzten Sproß eines vornehmen deutſchen Adelsgeſchlechtes. Aber ſie hatte ja auch perſiſches Blut in den Adern, wie meine Mutter mir erzählt. Wie das freilich in ihre Familie gekommen, vor Jahrhunderten natürlich, das hab' ich nicht behalten können.

Ein Kind, das ich war, noch immer ſeh' ich den von tiefſter Melancholie zu höchſtem Glück wechſelnden Ausdruck von Doralinens Zügen. „Hier ſitz' ich oft mit Egon," ſagte ſie wie träumend. „Egon?" — ihr einziger Bruder hieß Karl und war vor Jahren ſchon geſtorben. „Mein Verlobter," fügte ſie hinzu; „es iſt zwar noch ein Geheimnis, aber warum ſollt' ich's Dir nicht ſagen. Unſre Mütter ſind Freundinnen, wollen wir's nicht auch ſein? Wenn Du auch um ſo Vieles jünger biſt, Du haſt ein Geſicht, als könnteſt Du mich verſtehen." Ich lächelte geſchmeichelt, fühlte mich überaus wichtig. Die Vertraute einer zwanzigjährigen Braut! — „Liebſt Du ihn ſehr," begann ich ſchüchtern. Sie ſchwieg. Wieder aber gewahrt' ich jenen wechſelnden Ausdruck von Verzweiflung zu Seligkeit und wieder zu Verzweiflung. (Ein guter Studienkopf müßte ſie ſein, ſagt' ich mir.) Dann überlief es ſie wie ein Fieberſchauer. „Es wird kühl," ſprach ſie, „komm'."

In den nächſten Wochen lebt' ich nur mit und für Doraline. Wenn ſie mir im Zwielicht Spukgeſchichten erzählte, von vergrabenen Skeletten, ſchwarzen Reitern und von geheimnisvollem Klingeln, noch mehr aber, wenn ſie ſang, nur dunkle, verzweifelte Liebeslieder, mit einer metallreichen Altſtimme und hinreißendem Vortrag — es war wohl Gift für mein ungeſchultes Kindergemüt. Sie ging jetzt immer in Weiß und ich fand ſie entzückend, glaubte, daß die Erde keine Schönere trüge. Aber ſie war wohl wirklich wie eine exotiſche Blume.

Egon war im Ausland, ich bekam ihn nicht zu Geſicht. Sie hatte ihn vor zwei Jahren, auf einem Hofball in ganz konventioneller Art kennen gelernt, aber er mußte ja, nach ihren Erzählungen zu ſchließen, wirklich ein bedeutender Menſch ſein. Er war Geſandtſchafts-Attaché, aus alter Familie und reich. Doralinens Mutter war mit der Verlobung einverſtanden, ſie ſollte nur noch bis zu ſeiner, baldig zu erwartenden, Rückberufung von Madrid geheim gehalten werden. Inzwiſchen ſchrieben ſie ſich täglich die ausführlichſten Briefe, ich begriff damals nie, was ſie ſich nur alle Tage ſo viel zu ſagen hätten. Einmal las mir Doraline aus Egons Briefen

vor — eine passende Lektüre für ein vierzehnjähriges Mädchen. Wie berauscht war ich von diesen glutvollen Worten. Nein, solches Glück würd' ich nie, niemals erleben! Und ich staunte Doraline neuerdings wieder als ein Wunder an und beneidete sie und begann meinerseits mich nun auch nach solch überschwenglichem Liebesglück zu sehnen. Die Stimmung der Braut blieb aber immer wechselnd, sie ward es sogar täglich mehr.

Eines Nachmittags hatte sie sich, mit alten Kleidern ihres Bruders und einem gemalten Schnurrbärtchen, zum Jüngling herausstaffiert und sich damit erlustigt, mir den Hof zu machen. Mich eckigen Backfisch brachte dies natürlich in Verlegenheit, darüber wollte sie sich totlachen. Dann bat ich sie, mir zu sitzen. Sie verblieb reglos, mit fast starrem Antlitz, während ich sie zeichnete und eifrig auf sie einsprach, doch ihrerseits ihr großes, malerisches Talent auszubilden.

Dann wollte sie sich umkleiden. Beim Abendbrot fehlte sie, und da sie in ihrer Stube nicht zu finden, kam mir die Idee, sie bei den Gräbern zu suchen. Dort fand ich sie auch, noch in ihrem Knabenanzug, im Grase liegend, weinend und schluchzend. — Später schrieb sie noch bis nach Mitternacht, wie sie mir andern Tags lachend erzählte. Und dann sang sie wieder, so hinreißend, wie ich es seither niemals mehr hörte: „Lehn' Deine Wang' an meine Wang'." Der Ausdruck ihres Gesichts, beim Schluß des Liedes, „sterb' ich vor Liebessehnen", ging mir förmlich nach.

Und dann, eines Abends, sie war am Morgen sehr lustig gewesen, hatte mit mir skizziert, über französische und englische Bücher geplaudert, und nach Tische ihren Brief empfangen und stundenlang geschrieben, war sie wieder verschwunden und auch bei den Cypressen nicht zu finden. Ihre Mutter war ärgerlich und meinte, Doralineus „Verrücktheiten" sollten uns nicht den Abend stören. Wenn sie allein in Wald und Heide spazieren wolle, bei sinkender Nacht, möge sie's in Gottes Namen thun und sich etwaige unangenehme Folgen dieser Ungehörigkeit selber zuschreiben. Der sorg- und lieblose Ton dieser Rede berührte mich unangenehm.

Ich ging noch rufend im Garten umher, da war mir's, als hörte ich Stimmen von dem kleinen grünschlammigen Weiher, der weidenumstanden, am äußersten Gartenende lag. Doraline liebte ihn nicht, darum hatte ich meine Schritte noch niemals, um sie zu suchen, dorthin gewendet. Nun eilte ich flüchtigen Fußes den Stimmen nach. Alles war still. An den Weiden sah ich etwas Weißes. „Doraline," schrie ich laut. „Hier ist sie," antwortete eine harte Männerstimme, und nun unterschied ich auch eine lichte, reglose Gestalt auf den Armen eines Mannes. Es war Doraline, leblos in triefendem, weißem Kleid, in den Armen eines Knechtes. Wir brachten sie ins Haus, auf ihr Lager. Seetang und Wasserrosen rankten sich um Haar und Glieder. —

Der Knecht war quer durch den Garten gegangen, nach einem Hinterpförtchen, in der Nähe des Weihers. Da hatte er von dem ſonſt lautloſen Waſſer her ein leiſes Plätſchern und einen unterdrückten Schrei vernommen und war ſchnell hinzugeeilt.

Doraline war bald wieder zum Leben zurückerwacht. Aber ihre Augen hatten fiebriſchen Glanz, und ſie ſchien uns nicht zu kennen. Ich erbot mich, die Nacht bei ihr zu wachen. Frau von L. nahm dies dankbar an. Es war keine fremde, bezahlte Hilfe, und ſie brauchte ſich dann doch nicht ſelber der Nachtruhe zu berauben. Ein reitender Bote war nach der Stadt zum Arzt geſchickt worden, doch würde dieſer vermutlich nicht vor dem nächſten Morgen eintreffen. Mittlerweile hatten wir Doraline trockne Kleider angelegt. Die Schönheit ihres faſt reglоſen, weißen Körpers, auf den das rabenſchwarze Haar niederrann, verblüffte dabei ſelbſt mein ungeübtes Auge.

Nun lag ſie ganz ſtill, mit großen, traurig glänzenden Pupillen und, ſonderbar, brennendroten Lippen in dem weißen Geſicht. Die Andern waren alle hinausgegangen, ich blieb mit ihr allein.

Stunde auf Stunde lag ſie ſo und ſchaute unverwandt nach mir hinüber. Wenn mir einmal, bei der ungewohnten Nachtwache, die Augen zufielen und ich öffnete ſie wieder, ſtets ſah ich ihren Blick auf mich gerichtet. Mir ward unheimlich dabei. In meinen kindiſchen Phantaſien ſchien mir Doralinens Antlitz mit den ſchwarzen, wirren Lockenſchlangen, die regellos über die Kiſſen hingen, wie das Antlitz der Gorgo. Magiſch zwang's mich ſtets, hinüberzuſchauen, aber mir war's, als ſtröme eine Kälte von ihm aus, eine phyſiſche Kälte, die nun auch über mich ſich breitete, immer tiefer, bis hinab in die Seele. Gorgo! ja, ſo mußte dieſe einſt geſchaut haben, und wohin ihr Blick traf, erſtarrten die liebeswarmen Menſchenherzen in Graus und Tod.

„Komm näher," flüſterte jetzt Doraline. Mir ſchauderte, aber ich gehorchte. „Abſichtlich ſprang ich ins Waſſer," raunte ſie mir nun geheimnisvoll zu, indem ſie eine ſchwache Bewegung nach meiner Hand machte. Eiskalt legte ich ſie in die ihre. „Und warum?" raunte ich angſtvoll.

„Ich muß es wieder thun und immer wieder," ſprach ſie, „wenn's über mich kommt." „Was denn?" frug ich zitternd. „Das Furchtbare, das Erſtarrende," ſagte ſie heiſer; dann ließ ſie plötzlich meine Hand los, ihre Züge glätteten ſich, in jenem wunderbaren, ſo oft ſchon beobachteten Wechſel, wie zu plötzlicher Seligkeit, ſie ſchloß die Lider, und bald ſagte mir ihr gleichmäßiger Atem, daß ſie entſchlummert.

Unendlich wichtig kam ich mir wieder vor. Einen echten, rechten Roman durft' ich hier, ſchon in früheſter Jugend, erleben. Darüber wollt' ich, um

nicht auch einzuschlafen, sofort ein Gedicht machen. Und ich griff zu der auf dem Tisch liegenden Schreibmappe, mir ein Blatt Papier zu suchen.

Ein paar engbeschriebene Briefseiten fielen mir entgegen, mit Doralinens Handschrift, vom heutigen Tage datiert. Es war sehr, sehr indiskret, aber ich konnte nicht widerstehen. Mir schien's, ich hätte ein Anrecht darauf, nach dem, was sie mir vorhin gesagt.

Es dünkte mir geradezu force majeure, die Blätter zu lesen.

„Aschеberg, 14. August 71.

Mein Egon! Wie selig war ich noch heut früh, in Deiner großen, reichen Liebe; wie wußt' ich mich nicht zu lassen vor Stolz und Übermut, daß Du, gerade Du mich erwählt. Ich fühlte wieder meine Liebe zu Dir so unermeßlich groß. Mir war's, sie müsse Dich täglich mit neuen Wundern, neuen Offenbarungen überschütten. Zum Himmel hätt' ich jauchzen mögen vor grenzenlosem Glück und auch vor namenloser Sehnsucht, endlich, endlich wieder in Deine Augen zu schauen, die Hände wieder um Deinen Nacken schlingen zu dürfen. Ich lese so viel jetzt, zu viel; um mich zu zerstreuen. Und ich singe stets im Gedanken, Du trätest plötzlich vor mich und hörtest, wie ich Dich rufe „Lehn' Deine Wang' an meine Wang' —"; ja Egon, ich liebe Dich, wie nur je ein Weib geliebt, unermeßlich — zum Sterben. „Was ist Glück? Nur das Pochen eines Herzens am andern des Geliebten", das las ich heut und es ist wahr, wahr — ich verzehre mich ja in Sehnsucht nach Dir. Nach meinem Herrn und Meister schmachtet sein Geschöpf. „O Seligkeit, geliebt zu werden, und Lieben, Götter, welch ein Glück." —

Zwei Stunden später.

Mein Geliebter! Bin ich auch Deiner wert? Wieder kommen mir die Zweifel, die Du so oft schon beschwichtigt. Wird Dich ein so launenhaftes, jeder Stimmung unterworfenes Geschöpf, wie ich es bin, auf die Dauer beglücken? Vermag ich's überhaupt, einen Menschen glücklich zu machen? — Quäl' ich Dich nicht wieder mit all' diesen, schon tausendfach von Dir beantworteten Fragen? Sieh, ich kann sie ja nicht ersticken; wie Hydraköpfe wachsen sie immer neu empor. Lange saß ich vorhin bei den Cypressen. Die Sonne war im Untergehen und schien blutrot durch die Äste. Es überschauerte mich plötzlich und ich wußt' es wieder, wie mit Flammenschrift stand mir's in der Seele: Das ist ja alles nur Einbildung, mit unsrer, mit meiner Liebe. Ich kann ja gar nicht lieben. Ich bin so kalt, wie die Grabsteine da vor mir; wie diese jetzt von der sinkenden Sonne eine Glorie erhalten, so ist auch die Grabesöde meines Herzens übertüncht von Jugend und Phantasie, durchströmt von heißem,

rotem, begehrlichem Blut. Wenn das aber einſt zurückgebbt, verflüchtigt, wie die rote Glut hinter den Cypreſſen, dann hältſt Du voller Entſetzen in Deinen Armen einen Stein, ein Weib ohne Seele, eine Gorgo. Vielleicht aber können wir Alle nicht lieben, nicht Du, nicht ich, Keiner.

Vielleicht iſt es bei allen nur die Phantaſie, die Begehrlichkeit, die Einbildung. Und die ganze Menſchheit wandelt mit Abſicht, mit Willen in der ungeheuren Täuſchung. Vielleicht befähigt uns dieſe Täuſchung allein, zu leben, glücklich zu ſein, alles Höchſte zu erſtreben. — Nein, alle andern ſind glücklich und ahnungslos und leben und lieben und freuen ſich ihres Daſeins.

„Nur der Irrtum iſt das Leben
Und das Wiſſen iſt der Tod.“

Und darum, mein Egon, weil ich weiß, was mich unſelig macht, weil ich der Gorgo meines Lebens in die Augen geſchaut und dadurch ſelber eine geworden bin, will ich Dich, den ich zu lieben glaubte, vor meinem eigenen Schickſal bewahren. Ich will nicht auch Dein heißes Herz verſteinern und erſtarren. Ich lauſch' hinein in meine Seele, ob nichts darin ſich regt, für Dich, für das Leben, für das Glück. Mit Angſt und Sehnen lauſch' ich hinein. Alles ſtill, tot, ich liebe Dich nicht, kann nicht lieben.

Mein eigner Pygmalion ſchein ich mir, doch vergebens fleh' ich um Belebung meines ſteinernen Herzens, mein Schickſal ſteht vor mir, unerbittlich, und ſchüttelt die Schlangenlocken des Gorgonenhauptes. Nichts in meinem Innern regt ſich zum Leben, ich bin ſeelenlos, tot, verloren.

Egon, warum kann ich nicht lieben? Gorgo —“

Wieder und wieder las ich die ſeltſame Epiſtel, bis ich ſie auswendig wußte.

Der Nachtwind ſchauerte durchs Fenſter und regte die Locken der Unglücklichen.

Mit brennenden Augen ſchaut' ich auf das ſchöne Antlitz vor mir. Eine Fledermaus ſchwirrte plötzlich zu Häupten der Schlafenden, mit jenem ſeidenbandartigen Kniſtern der Flügel, tiefer und tiefer, wie angezogen von der wirren Haarflut in den Kiſſen. Das war zuviel für meine überreizte Phantaſie. Ich ergriff die Flucht nach meinem Zimmer. Doch auch dort konnt' ich nicht ruhen. Bei Tagesanbruch ſchlich ich wieder zu Doraline. Sie ſchlief noch immer. Die Fledermaus war nicht mehr in der Stube. Ich löſchte die Lampe und wollte gerade in den Tag hineinſchlummern, als die Stimme der Kranken mich rief. „Wie kommſt Du hierher?“ ſagte ſie heiteren Tones. Ich rief ihr die Begebniſſe der Nacht zurück, ſie ſchien ſich erſt auf nichts zu beſinnen, doch ſpäter meinte ſie lächelnd, daß ſie am Weiher

hätte Waſſerroſen holen wollen. Ich verſtand ſie nicht mehr. Dann kam der Arzt. Er erklärte, daß möglicherweiſe ein Nervenfieber bei ihr im Anzug. Meine Mutter entfloh mit mir.

Späterhin hörte ich von einem zweiten vergeblichen Verſuch Doralinens, ſich das Leben zu nehmen, dann von zurückgegangener Verlobung. Die Baronin L. iſt bald darauf geſtorben. Aſcheberg fiel an eine Seitenlinie. Doraline zog zu Verwandten nach England. Niemals wieder hab' ich etwas von ihr gehört. Vielleicht iſt auch ſie längſt geſtorben, verdorben in jenem ſchlimmſten Tod, den ſo viele genial beanlagte Naturen zu erleiden haben, geſtorben, verdorben im Sand der Alltäglichkeit.

Noch oft denke ich an Gorgo.

Vielleicht hat ſie beſtimmend auf mein Leben gewirkt.

„Es liegt um uns herum
„Gar mancher Abgrund, den das Schickſal gräbt.
„Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,
„Und reizend iſt es, ſich hinabzuſtürzen."

Der alte Mann.

Pſychologiſche Novelle von A. v. Sommerfeld.

(Zürich.)

Oft erwachte die brennende Begierde in ihm. Er wollte wiſſen, was das für ein großes Geheimnis war, das ihm die Sinne nur halbverſtändlich einflüſterten, er wollte das Weib nackt ſehen — nackt um jeden Preis. Es hatte ſich langſam, ſchleichend eine Scheu ſeiner Seele bemächtigt. Das war eine angſthafte Scheu vor dem Weibe. Er ging jedem Mädchen aus dem Wege, aber die brennenden Augen ſpähten demſelben nach, und immer ſtieg die Frage in ihm auf, was es für eine Bewandtnis mit dem Weibe habe und ob es wahr ſei, was ſeine Kameraden ſagten. Er war frühreif geworden und hatte ſchon zeitig in Büchern geleſen, um ſeine Neugier zu befriedigen. Aber er hatte nicht gefunden, was er ſuchte. Da war ſtets von „Liebe" die Rede, aber er wußte nicht, was die Liebe war. Einſt als er das Dienſtmädchen gefragt, hatte dasſelbe laut aufgelacht — und ſeitdem lag eine ängſtliche Scheu in ſeinem Weſen, die zur Furcht ausartete, ſobald er ſich einem weiblichen Geſchöpf gegenüberſah. Und doch

wurde der Drang nach Erkenntnis in ihm nur noch reger. Er war auf sich selber angewiesen und auf seinen frühreifen, aber zurückgedrängten und verkrüppelten Geist. Alles, was er an Brocken von erfahreneren Knaben zusammentragen konnte, gab seiner Neugier keine Sättigung. Und dabei brannte tief in ihm ein einziges wildes Sehnen, das in Stunden der Ruhe wie halbwaches Träumen nach Bildern haschte, sonst aber unstät umherflackerte und keine Nahrung fand. Er wurde immer mehr wortkarg und verschlossen. Seine Schulkameraden legten ihm den Beinamen bei: „Der alte Mann“. Aber er ließ es sich ruhig gefallen — er wußte wohl, daß er nicht alt war und daß in Stunden der Einsamkeit oft eine wahnsinnige Hast über ihn kam, dem großen Geheimnis nachzuspüren, das sich langsam in seiner Seele geregt hatte. Die erhitzte Phantasie spielte ihm verlockende Bilder vor. Weiche, üppige Körper, lachend und schwellend, und die Körper gewannen Gestalt und bekamen bekannte Gesichter. Doch es waren lockende Schemen, sie zerflossen vor seinen forschenden Augen, und immer blieb noch der wahnbrennende Durst nach Erkenntnis, der so stechend nach dem Weibe hinbohrte und keine Befriedigung fand.

Er hatte einst in jenen Stunden, die ihm allerhand verlockende Bilder vorzauberten, einen alten Einsiedler um Rat gefragt. Bei dem saß er oft in seinen Mußestunden und starrte in die Kaminflammen oder kramte in den bunten Steinen, die sich der Sonderling gesammelt. Der hatte ihm auch so manches erklärt, von den Vögeln namentlich und von den Tauben, die oben auf dem Dachsimse hockten. Aber der einen, der großen und größten Frage, war er nicht nahe getreten, und die grauen, gläsernen Augen des Greises hatten sich knöchern in die fiebernden Pupillen des Knaben gebohrt, als dieser schüchtern und verschämt um das große Geheimnis herumfrug.

Der Greis lebte hinten, ganz am Ende des Dorfes. Er sammelte Steine und liebte die Natur. Das war sein Lebenszweck. Mehr kannte er nicht. Er war schwachköpfig und gutmütig. Die Leute hielten ihn für einen Narren, dem man nicht begegnen könne, ohne den Tag über Unglück zu haben. Er ging gebeugt und an einem großen Krückstock. Sein faltiges Gesicht, dessen aschige, verknitterte Haut unter den Augen große Winkel bildete, hatte etwas Totes, Erstorbenes. Aber der Knabe fühlte sich zu ihm hingezogen. Der „alte Mann“ geht nur noch mit dem „verrückten Narren“, hieß es bald im Dorfe.

Sie gingen bald über die Wiesen und bald in den Wald. Wenn der bläulich-weiße Sonnenschleier dunstig herabhing, wenn ein brünstiges Zittern über die Gräser webte und das weiche silberne Seidenhaar der Waldfeen in der Luft lag, dann standen dem Knaben oft die Thränen in

den Augen. Er lag mitten unter der großen Buche im Walde und lauschte dem Summen der geilen Natur. Wie ein brünstiges Fiebern lag es dann oft in der Luft. Ganz fern am Horizont hingen die gelbblauen Schleier zur Erde nieder, und über die Blätter lief ein Zittern, als streichle sie eine warme, weiche Hand, und es wehte von weitem her — wie ein Stöhnen und Singen, ganz schwer und dumpf, und eine matte Ruhe drängte sich in das Hirn. Dann traten ihm wohl die Thränen in die Augen und er fühlte, wie die Blutpulse heftig schlugen und wie ein wohliges Behagen seine Glieder anspannte. Der Greis aber sah das nicht. Er war schwachköpfig und suchte nach Gräsern und Blumen, die er preßte und zu den anderen legte. Doch er war fromm und hielt viel auf Gott. Die ganze Welt war ihm ein einziges Schöpfungsgedicht, und er schwelgte oft in transcendentaler Verzückung.

Der alte Mann — wie den Knaben die Leute nannten — verzehrte sich innerlich mehr und mehr. Es bildeten sich die harten Falten, die jungen Leuten das Ansehen von Greisen geben. Er liebte die Einsamkeit mehr denn je. Ganze Nächte saß er und sann. Und er bildete sich eine andere Welt in seinem Kopfe. Da belebte sich die Einsamkeit um ihn herum — da stiegen aus seinem Gedächtnis alte, verlockende Bilder, Mädchen mit goldenem Haar und üppiger Brust, in seidenen Kleidern und mit schuppigen Fischleibern.

Er rannte oft nach dem Teich, mitten im Walde, und hockte am Ufer. Das bräunlich-trübe Wasser warf sein Spiegelbild zurück — aber er sah nicht, was er begehrte. Und nur das dumpfe, schwüle Summen fühlte er um sich herum, das Zittern des Erdblutes, so quellend und matt-verlangend; es kam oft eine kalte Angst über ihn und er rannte fort.

Der Greis aber verstand seine Fragen nicht. Er erzählte ihm wohl von den weißen Nixen, die in lauen Mitsommernächten am Weiher badeten, nackt und von langem Haar umflutet. Und der Wunsch des Knaben wurde schreiender, dringender. Er wollte das Weib sehen, das nackte Weib. Vor seinen Augen stand es oft — halb verschwommen — aber wenn er zugreifen wollte, wenn das grelle Licht des Verstandes seinen erfassenden Blitz auf den Schemen werfen wollte, sah er, daß es nur ein weiches, üppiges Bild war, mit breiten, verschleierten Hüften — aber die Erkenntnis ward ihm nicht.

So wuchs der Drang nach dem Weibe immer ungestümer in seiner Brust. Der alte Mann wurde immer mürrischer und verschlossener in sich. Manchmal schlich er den Mädchen nach, aber mit brennendem Rot bedeckt eilte er fort, wenn sie ihn erspähten. Er liebte die stark riechenden Blumen, riß oft ganze Hände voll ab und barg sein Gesicht in den weißen,

süßen Dünsten. So traf ihn einmal der Greis. Und er erzählte ihm von den Elfen, die die Blumenkelche bewohnten und oft nackt durch die Lüfte gaukelten und die sterblichen Augen der Menschen blendeten. Und von dem Tod durch Blumen. Das war neue Musik für die Sinne des Knaben. Seine Phantasie belebte sich mehr und mehr. Weiche, wohlige Bilder stiegen vor ihm auf und erfüllten seine Einsamkeit. Seine geschlossenen Augen sahen ein ewiges Zittern der Körper. Und in die Sinne stieg ihm ein matter, süßer, gedämpfter Blumengeruch. Den liebte er nun über alles. Aber seine Sinne quälten sich immer mehr und der Duft der Levkojen und des Jasmin lagerte üppig schwül auf seinem Gehirn und erstickten die Gedanken in einem einzigen heißen Begehren. Wahnwitzig schlugen ihm oft seine Pulse. Er preßte die Hände vor die Augen und weinte, weinte in seiner Seelenangst und stöhnte ein Gebet, daß ihm Gott helfen sollte und die Qual hinwegnehmen.

Der Greis regte seine Gedanken noch stärker an; er sah jetzt, was den Knaben peinigte und was so verlangend in seinem kranken, jungen Gehirn brannte. Und da erzählte er ihm von dem großen Geheimnis der Natur, mit der kindischen Lachsucht des Alters und lachte über das ewige, große Gesetz der Befruchtung, das dem Knaben bis jetzt der erhabenste Traum gewesen war. Da wurde dieser irre an sich selbst. Aber nur noch verlockender erschien ihm der Wunsch, sich in der heißen Julinacht hinauszuschleichen an den Weiher und die Nixen zu belauschen und das alte Geheimnis zu erspähen, das immer deutlicher vor seine geistigen Augen trat. Und der Greis weihte „den alten Mann" immer mehr in die Beziehungen der Geschlechter ein. Da quälte ihn der Wissensdrang des überreizten Gehirns nur noch mehr.

Oft saßen die beiden Alten zusammen an den grasigen Abhängen der Waldlichtungen, wenn die Sonnenstrahlen senkrecht herunterbrannten und das heiße, brünstige Zittern durch die Lüfte vibrierte. Dann suchten sie Insekten und Eidechsen. Die alten, grauen Augen des Greises blitzten manchmal auf, wenn er von der Liebe sprach, die er eigentlich nie genossen, um die er herumgeschlichen war wie ein asketischer Prediger. Und er suchte alles zu wecken, was in dem jungen Hirn des kranken Knaben noch verborgen schlummerte. Mit der neugierigen, kindischen Vertraulichkeit des Alters drang sein schlüpfriger Geist in die Seele des Knaben und fand dort die trefflichste Nahrung. Die heiße Sommerluft drang dem Knaben durch alle Poren. Längst hatte er sich von seinen Genossen abgesondert, die ihrerseits dem alten Manne mit dem schüchternen, scheuen Wesen aus dem Wege gingen. Aber oftmals stieg der heiße Drang nach dem Weibe in ihm auf, daß er vergebens seinen Widerstand entgegensetzte und fähig

war, das erste beste weibliche Geschöpf zu zerfleischen. Dann war alles in ihm ein heißes Zucken junger knospender Triebe. Und vor seinen Augen sah er die verlockenden Bilder, sah er die sammetweiche, rosige Haut des Weibes mit dem weichen, träumerischen Aroma der Blumen. Wie oft sah er das süße Bild vor seinen Augen erstehen.

Es war nur ein geistiges Flimmern verlockender Körper, aber es gewann Gestalt und er sah das holde, berückende Geschöpf seiner Phantasie, üppig und nackt mit dem erdbeerfrischen Mädchenmund, und er fühlte den süßen Jasmindust der Haut, der in die Sinne drang und sich dort träumend festlegte, um den Tag über nicht mehr zu weichen. Er lebte nur noch in Träumen. Fiebernd wälzte er sich auf seinem Lager, von dem heißen Verlangen gepeitscht, das Geschöpf seiner Phantasie vor sich erstehen zu sehen. Und der weiche, flüsternde Abendwind, der oft sanft wie ein Mutterhauch um den Mutterlosen wehte, wenn er die brennenden Gedanken an der freien Luft kühlen wollte, schien ihm zu winken hin nach dem großen Geheimnis der Natur, das seine ganze Seele erfüllte und mit der Gewalt des Fiebers sein Dasein verzehrte.

Und in einer Nacht schlich er sich hinaus.

Draußen lag die schwüle, brünstige Sommerluft. Fern dämmerte der Saum des Waldes. Über die Felder schwebte ein bläuliches Leuchten, als ob zuckende Lichter am Boden umherirrten und ein zirpendes Summen schwebte durch die dick-schwüle Luft. Ganz klar und blauweiß war das Himmelszelt ausgespannt. Ein einziges silbernes Glimmen, darin die Sterne wie Diamanten funkelten, wie märchengroße Tautropfen, und das sanft wohlige Träumen ruhte darunter auf den grünen Gräsern. Da warf sich „der alte Mann" hin in den Wiesenklee. Ihm war es, als schwebe wieder das silberhelle Frauenhaar über die Wiesen in einzelnen flockigen Büscheln und als locke rings in den verhaltenen Stimmen das Sehnen der Liebe, vereinigt zu dem großen Gebet der stummen Natur. Und es erfaßte seine Seele wie ein brünstiger Fieberschauer.

Er preßte sein Gesicht in die grünen Kleestauden und weinte. Das dumpfe Surren drang ihm durch die Ohren in das Gehirn. Es vibrierte der zuckende Naturpuls ganz nahe an seinem Herzen, er sog den feuchten, stickigen Dunst des Bodens mit den Nasenflügeln ein und fühlte wie eine gewaltige Kraft in ihm wuchs, die seine Sehnen zum Bersten anspannte und die gewaltige Sucht nach einem anderen Geschöpfe in ihm höher schlagen ließ.

Langsam wie ein träumerisch Fiebernder schlich er weiter. Über ihm rauschte und raunte die alte Sprache der Bäume, das ewige Lied der lebendigen Natur. Der verständnislose Hochgesang, der das bange Mutter-

ſehnen in ſeinem Buſen erweckte. Das bleiche Himmelslicht malte das dunkle Geäſt der Bäume auf den Weg. Der alte Mann ſchlich weiter, den kleinen, gräſerbedeckten Waldweg entlang. Er erſchrak vor ſeinem eigenen Schatten. Er erſchrak, wenn ein Raſcheln im Laube die Anweſenheit von etwas Lebendigem verriet. Aber er huſchte weiter mit verhaltenem Atem, während die glühenden, phosphoreszierenden Augen aus dem Geſicht heraustraten und eine gewaltige Liebeskraft in ihm nach Bethätigung rang.

Endlich war er am See. Er hörte die flüſternde, dumpfe Sprache des Schilfes. Die langen Halme bogen ſich hinab zu der grünen, linſenbedeckten Flut, die ein feiner, matter Luftzug kräuſelte. Ganz nahe trat er heran, bis das Waſſer ſeine Stiefeln netzte.

Und da ſtand er und ſah und ſtarrte.

Und ſtarrte.

Aber er ſah nichts.

Still um ihn herum erhoben ſich die großen, gigantiſchen Bäume, die mit den Rieſenarmen hoch gen Himmel langten, als habe ein mächtiges Sehnen ſie ſtürmiſch emporgereckt. Kaum daß ein weiches, rauſchendes Zittern die Blätter bewegte. Es war ſtill.

Nur ein einziger heißer Ton zitterte an ſein Ohr. Es war eine feuchte, wohlige Hitze. Sie ſchien aus den Waſſern emporzuquellen und in das Hirn des kranken Knaben zu dringen.

Und langſam erhoben ſich die alten Schemen vor ſeinen Augen. Weiche, lockende Körper umwogten ihn. Aber wie auch ſein gieriges Auge in die Dämmerung hineinſtarrte, der See blieb leblos und ſtumm. Nur bisweilen trieb der Wind über die glatte, grüne Fläche und es perlte ein Meer von grünfunkelndem Silber in den geſpenſtiſchen Nachtſtrahlen.

Fort wollte er, fort!

Er fühlte, wie ein heißes, tobendes Verlangen in ihm wuchs und wuchs: Der gewaltige Drang nach Erkenntnis, nach dem Weibe. Der alte Mann fühlte das junge, kreiſende Blut in den berſtenden Adern. Er fühlte die ſtürmiſche, jauchzende, wallende Gier. Er hätte fortlaufen mögen und ein Weib umklammern.

Hier bot ſich ihm nichts.

Er ſah nicht die weißen, ſchönen Leiber der Nixen. Er atmete nur die heiße, ſchwirrende Hitze des Sommers und fühlte den ſtechenden Drang, ſeine Kraft zu vergeuden, hinzuwerfen in einer einzigen heißen Ohnmacht.

Und er rannte fort.

Mitten durch das dichte Unterholz, das ſich in ſeine Kleider hakte und ihn mit dürren, fiebernden Armen feſtzuhalten ſchien.

Er rannte und rannte.

Er verfehlte den Weg. Der Wald wollte kein Ende nehmen. Und über ihm begleitete ihn das Summen und Singen, und die ſtechenden Blutpulſe ſchienen aus ihm herauszudrängen, zu berſten.

Er rannte und rannte.

Der kranke, weiß-fiebernde Schaum trat ihm vor den Mund. Nach Kühlung ſchrie er, nach Kühlung, nach hellem, friſchen Quellwaſſer, um zu trinken und den brennenden Durſt zu löſchen.

Und endlich ſah er den Waldſaum.

Aber da ſtand er plötzlich ſtarr, mit weit vorgebeugtem Kopf.

Nicht weit von ihm, in weiß-flirrenden Dunſt gehüllt, ſchimmerten die Häuſer des Dorfes. Aber dort ſtand ein Weib. Nachläſſig, üppig. Er ſah die dunkeln braunen Flechten über den Rücken hängen und er erkannte die weichen Umriſſe des Körpers.

Und da ſtieg das wahnſinnige Begehren in ihm auf, das Verlangen nach dem Weibe.

Er erkannte ſie an dem ſcharfen Profil, das ſie ihm jetzt zuwandte. Es war die Amtmannstochter, von der man ſagte, daß ſie ein „Verhältnis" mit dem Forſtgehilfen habe. Deutlich ſah er ſie und langſam, vorſichtig überlegend, daß ja kein dürrer Zweig knackte, ſchlich er näher.

Er war ſinnlos, wie trunken.

Und nun brach er los.

Mitten durch die Büſche, daß ihm die ſcharfen Zweige das Geſicht peitſchten, während ſeine Bruſt keuchte und ſeine Augen brannten. In großen, weiten Sätzen eilte er vorwärts.

Das Mädchen floh ſchreiend und entſetzt.

Er hinter ihr her. Keuchend, ſtöhnend.

Sein Atem flog pfeifend aus der Bruſt, ſeine Hände langten nach der davoneilenden Geſtalt.

Da ſtolperte er und fiel ſtöhnend zu Boden. Sein Kopf ſchlug hart auf. Er lag regungslos, nur durch ſeinen Körper lief ein langſames, nervöſes Zittern und ſeine Hände krallten ſich in das grüne Gras.

Am andern Morgen fand ihn der Greis. Er hob den Ohnmächtigen, Erſchöpften vom Boden auf und verband ihm die klaffende Stirnwunde.

Aber der alte Mann wurde noch ſcheuer. Er war wirklich alt geworden. Er lebte nur noch in der Einſamkeit und floh die Menſchen. Seine Liebe erſchöpfte ſich einſam und er ſiechte hin, langſam und mählich, und er wurde ein Greis, während er noch jung an Jahren war.

Zolas Kriegsroman.

Von Karl Bleibtreu.

(Schweiz.)

In dem englischen Fachjournal „The Author“ äußert sich ein britischer Kollege über Zolas Befriedigung, als dieser endlich das Wort „Ende“ unter seinen Kriegsroman „La Débâcle“ schrieb, welcher „ihm mehr Mühe und Sorge gekostet habe, als irgendeins seiner Bücher“, wie „der nervöse kleine Mann“ wiederholt versicherte. In Pariser Zeitungen hieß es, Zola habe 15 Monate bedurft, um dies Werk herzustellen, und noch andre Notizen gleichen Inhalts gingen durch die Blätter, um mit der üblichen litterarischen Reklame das Erzeugnis so gewaltiger Arbeit anzupreisen.

Sonderbar, wir unsrerseits haben das Gefühl, als ob kein Werk Zolas so wenig Fleiß und Energie, so wenig Sorgfalt in feilender Durchbildung des Ganzen verriete, als dies! Die Arbeit merkt man, jawohl, nur zu sehr, aber noch lange nicht Arbeit genug. Daher das Mißlingen. Zola hat nur in mäßiger Weise die Erwartung erfüllt, daß seine Riesenfeder uns in Lapidarschrift ein umfassendes Bild des Krieges zeichnen werde. Nicht mal seine philosophische Anschauung des Krieges als einer notwendigen und heilsamen Erscheinung des Völkerlebens, wie er sie wiederholt vorher in öffentlichen Erklärungen formulierte, kommt deutlich zum Ausdruck. Ehe wir dies harte Urteil begründen, müssen wir voraufschicken, daß wir, wie litterarisch gebildeten Lesern nicht unbekannt sein dürfte, zu den schrankenlosesten Bewunderern Zolas gehören und ihn neben dem feineren, aber auch schwächeren Musset für den einzigen echten Dichter halten, den Frankreich hervorgebracht. Frankreich? Wohl kaum. Der Name Zola ist echt italienisch, seine Familie genuesisch-ligurischen Ursprungs, er selbst ein Provençale, und ataviſtisch betrachtet ein Stammesgenosse von Napoleon und Columbus. Auch in ihm zeigt sich die gleiche finstere Willenszähigkeit, die gleiche Entdeckerader, die gleiche imperatorische Herrschlust, welche mit tausend Armen die Welt an sich reißen und ihren Zwecken unterwerfen will.

Der Eine entdeckt eine Welt, der Andre erobert sie, der Dritte zwingt sie bändigend in dichterische Abbildung hinein und entdeckt eine neue Welt poetischer Gesetze.

In „Germinal“ hat er die soziale Frage wirklich als Künstler bewältigt, in „La Terre“ das tierische Landleben, in „L'Argent“ den Kapitalismus, in „La Bête Humaine“ das Eisenbahngetriebe unsrer modernsten Epoche mit ihrer umgestaltenden Technik, obschon man hier die Gegenüber-

ſtellung des früheren Poſtkutſchen-Idylls vermißt. Auch in Werken von ſchwächerer Symbolik wie „L'Assommoir“ und „Pot-Bouille“ hat er den Pariſer Arbeiterſtand und die heuchleriſch unſittliche Wohlanſtändigkeit der Bourgeoiſie plaſtiſch verkörpert. Aber hier das Schlußfinale der ganzen Symphonie verſagt, die Töne werden verworren und matt; grelle Diſſonanzen, mit kleinlichen Paſtoralepiſoden vermengt, wo die dröhnenden Poſaunen eines Weltgerichts einſetzen müßten. Es geſchah gewiß mit weiſer Abſicht, daß der urſprünglich verheißene Titel „La Guerre“, nach welchem man eine großartige Symbolik der Kriegsweſens erhoffen durfte, in ein unklar verallgemeinerndes Phraſenwort „Débâcle“ („Krach“) nachträglich abgeändert wurde. Aber nicht einmal dieſem Titel entſpricht das Werk.

Wir ſehen nichts, abſolut nichts, von der inneren Auflöſung des Empire, welche uns doch in den vorhergehenden Zeitbildern der Meiſter ſo klar veranſchaulicht hat. Eine weſentliche Urſache dieſer Undeutlichkeit liegt wohl darin, daß Zola, ſeines Zeichens Genremaler, ſich rein aufs Epiſodiſche und auf einen kleinen Ausſchnitt von Soldatentypen beſchränkt hat. Die Offiziere ſpielen eine verſchwindende Rolle, die Generale gar keine. Die höheren Kommandierenden tauchen nur als Statiſten auf. Ein Brigadegeneral, der ein paar Mal erwähnt und einmal bei Sedan redend eingeführt wird, muß alſo als handelnder Vertreter der ganzen Generalität herhalten. Und welch' ein Vertreter! Schlimmeres iſt nie von antifranzöſiſcher Seite als Karikatur behauptet worden. Er denkt an nichts als ſein Diner, er will nach Belgien fliehen, giebt nachher ſchriftlich ſein Ehrenwort, nicht weiter gegen Deutſchland zu fechten, damit er nur ſeine Bequemlichkeit und gutes Eſſen bekommt. Die Maas unterſcheidet er nicht von der Moſel, die Namen der Städte Sedan und Mezieres hat er nie gehört, eine Landkarte iſt für ihn ein unheimlicher Begriff. Mit anderen Worten, Zola hat die Unwiſſenheit der franzöſiſchen Kommandeure vom Hörenſagen her bis ins Unglaubliche übertrieben, da ſelbſt ein Unteroffizier wenigſtens den Namen franzöſiſcher Flüſſe und Städte und wenigſtens ungefähr ihre Lage kennen muß. Dieſer Jammermenſch ſoll als Typus der franzöſiſchen Generalität gelten, welche gelehrte, in St. Cyr erzogene Mitglieder unter ſich zählte und kommandierende Generale von der geiſtigen Bedeutung eines Bazaine, Mac Mahon, Froſſart, Ladmirault, Caurobert, Ducrot enthielt. Schon der treffliche Kommandierende des 7. Corps, deſſen Schickſale Zolas Roman beſchreibt, General Douay, hätte hier als Kontraſt genügt. — Bei den unteren Graden ſteht es in Zolas Darſtellung nicht beſſer. Da iſt der brave Oberſt des 106. Linienregiments, eine rührend ſympathiſche Erſcheinung in ſeiner väterlichen Sentimentalität und beſcheidenen Kriegertugend, aber ſchwach und beſchränkt. Da iſt neben dieſem freund-

lichen alten Haudegen der hochmütig ſtreberhafte junge Hauptmann, der für ſein Handwerk keinerlei Talent und Intereſſe hat, der nur an ſeine elegante Toilette denkt und in tiefſte Verzweiflung gerät, als ſeine feinen Hemden verloren gehen. Die Schlacht und der Untergang der franzöſiſchen Macht läßt ihn kalt. Am Vorabend von Sedan pflückt er ein galantes Abenteuer mit der Frau ſeines befreundeten Wirts. Da iſt endlich der Lieutenant, der von der Pike auf gedient hat und einen Haß gegen alle Bildung nährt, aufgepäppelt in der napoleoniſchen Legende.

Er hält es für unmöglich, daß irgendwer dem franzöſiſchen Elan widerſtehen könne, und als bei Sedan ſeine Kompagnie eine Handvoll Preußen zurückſchlägt, ſieht er ſchon die ganze preußiſche Armee davonlaufen. Als er endlich fällt, ſich in die Falten ſeiner Trikolorenfahne bettend, geſchieht es gleichſam mit einem ungläubigen Lächeln. Denn Frankreich *kann* doch nicht geſchlagen werden! Das iſt ein feiner Zug und dieſe Figur iſt wahr. Sie kam wirklich im franzöſiſchen Heere vor und dürfte auch heut noch nicht ausgeſtorben ſein. Heut wird ein ſolcher Lieutenant ſeinen Leuten predigen, daß nur ungeheuere Übermacht und vor allen Dingen Verrat die deutſchen Barbaren ſiegen machte. Er wird nach Spionen fahnden und jeden Vorteil der Deutſchen einfach für eine Gemeinheit erklären. Aber auch er kann nicht als Durchſchnittstypus des damaligen franzöſiſchen Offiziercorps gelten, welches viele Beiſpiele von ſchlichtem, verſtändigem Heldentum und intelligenter Führung geboten hat. Die nur bei Waterloo übertroffene Zahl der bei Sedan gefallenen und verwundeten franzöſiſchen Generale bietet auch einen ſo ſeltenen Beweis der Hingebung, mit welcher dieſe wackeren Männer und all ihre untergebenen Stabsoffiziere für ihr Vaterland in vorderſter Reihe bluteten, daß eine Kritik ihrer Gebrechen von Seiten eines Franzoſen recht ſchonend ausfallen ſollte. Was die Höchſtkommandierenden betrifft, ſteht die Sache freilich anders, da man von *ihnen* Talent erwarten darf und ſoll. Auch hier thut Zola des Guten zu viel. Douay und Lebrun erfüllten ihre Pflicht vollgenügend, Wimpfen war allerdings ein Narr, aber Ducrot keineswegs ſo unfähig, wie Zola ihn gelegentlich hinſtellt. Sein Plan, über Illy durchzubrechen, hätte die Kataſtrophe vielleicht verhindern, jedenfalls mildern können, und die auf ſeinen Befehl unternommenen Attacken Marguerites und Gallifets entſprachen durchaus der Sachlage, indem ſie dem erſchütterten Fußvolk Luft machten. Wenn Zola dies nur eine heroiſche Tollheit ſchimpft, beweiſt er ſeine Unkenntnis in militäriſchen Dingen.

Und die gemeinen Soldaten, welche Typen ſchafft uns Zola hier? Canaillen, die mit frecher Verleumdungsſucht ihre Generale als verkaufte Verräter brandmarken und unzufriedene Unordnung ſäen, das ſind die Arbeiter der Städte mit ihrem Revolutionswahn. Oder Kretins, voll Aber-

glauben und naiver Dummheit, das sind die Landleute mit ihren religiösen Paternosters. Andre Typen kennt Zola nicht, der vieux troupier von Algier macht nur in einer ganz verwaschenen Nebenfigur eines jungen Chasseur d'Afrique seine Aufwartung, eines Bauernjungen, der nach dem Todesritt vom Calvaire d'Illy sich eiligst in seinen alten Tagelöhnerberuf versteckt. Nur ein Artilleriesergeant macht eine rühmliche Ausnahme und vertritt den altfranzösischen Soldaten, der sich auf seinem Geschütz töten läßt und einen Brief seiner verlorenen Liebsten auf der Brust trägt.

Die Civilisten sind nichts weniger als erfreuliche Menschenexemplare. Aber während die Soldaten oberflächlich und einseitig skizziert, findet sich hier kein verzeichneter Zug, sondern alles stammt aus Meisterhand. Bauer Fouchard, der mit den Preußen ruhig Geschäfte macht und ihr Geld dafür einsteckt, daß er ihnen kranke Kühe verkauft, woran sie sterben, dieser eigenartige Patriot in seiner verstockten Gleichgültigkeit wider jede Gefahr, sobald sein betrügerischer Erwerbssinn angeregt wird, ist ein echter nationaler Typus des französischen Landvolks. Und nicht minder prächtig stellt uns Zola den reichen Fabrikanten in Sedan hin, dessen lüsterne Neugier sich für militärische Paraden begeistert, aber außer sich gerät, als man rücksichtslos genug Sedan zum Kriegsschauplatz erhebt, nur einen Gedanken im Munde: Kapitulation um jeden Preis, damit das Geschäft nicht gestört wird und die Fabrik wieder arbeiten kann. Köstlich seine sittliche Entrüstung über seinen gefeierten Kaiser, als dieser im Unglück sitzt: „Er hat mich getäuscht! Ein Mensch ohne Fähigkeit!" Ein wahrer Typus unsrer biedern Bourgeoisie in jedem Lande, die heut auf Bismarck schimpft und ihm morgen Ovationen stiftet, jenachdem es ihr gemeines Interesse bedingt, das sie mit dem Wörtchen „Patriotismus" bemäntelt — zu deutsch: den Mantel nach dem Winde dreht. Aus andrem Metall als solche Biedermänner aller Länder, für welche das Witzwort gilt: „Rien ne réussit que le succès", erscheint des Fabrikanten Prokurist, der ehrliche Elsässer Weiß mit seiner braven deutschen Physiognomie, zu deren Vervollständigung auch die Brille nicht fehlt. Auch diese Figur, obschon minder klar und scharf gezeichnet, gelang Zola recht gut. Weiß sieht alles Unglück voraus, weil er den erwachenden teutonischen Furor und zugleich die musterhafte Einrichtung Preußens kennt. Aber als in Bazeilles die bayerischen Granaten die Gebäude anzünden und Weiber und Kinder darin töten, da ergreift den einfachen Bürger eine unbeschreibliche Wut und er kämpft mit dem nächstbesten Chassepot an Seite der Soldaten, um standrechtlich erschossen zu werden.

Auch seine junge Gattin entfaltet in schwächlichem Körper ein starkes Duldergemüt, während die üppige Fabrikantenfrau im Krieg nur eine Gelegenheit sieht, um mit französischen Offizieren ein paar Ehebrüche zu treiben

und mit preußischen zu kokettieren. Außer diesen zwei Frauen und der pflichtstrengen Mutter des Fabrikanten, einer trefflich erfaßten lebenswahren Gestalt altfranzösischen Stils, giebt es als Vertreterin des weiblichen Elements nur noch eine Tagelöhnerin, die von einem preußischen Spion (natürlich!) ein Kind wider willen und eine reine Liebe zu dem früher erwähnten, ihr platonisch treuen, braven Artilleristen hat, dessen Leiche sie vom Schlachtfeld absucht. Dies streift schon ans althergebracht Melodramatische und stört solch falscher idealistischer Pathos ärgerlich in einem naturalistischen Buche. Zola, der feine Geschäftsmann, nimmt eben auch auf die schöne Leserin Rücksicht. Doch findet dieselbe in solchem „Roman" nur wenig ihre Rechnung und dem gewöhnlichen Leihbibliothekleser wird eine Kost kaum munden, die vom Gewürz erotischer Handlung eine so überaus geringe Dosis enthält. „Die Auflösung" ist eigentlich gar kein Roman, sondern eine chronikartige Aneinanderreihung kriegerischer Episoden, am Schluß in leblose Aufzählung bekannter historischer Thatsachen ausartend.

Zola hat sich die herausgeschnittene Teilhandlung, in welcher der große Krieg sich abrollen soll, geschickt zurechtgelegt und leichtgemacht. Da er natürlich Sedan als Hauptpunkt wählte, hat er sich gerade die eine Division des 7. Corps ausgesucht, welche erst bei Sedan ins Feuer kam. Denn das 1. Corps hatte Wörth hinter sich nebst einer andern Division des 7. Corps, das 5. und 12. hatten schon bei Beaumont gefochten. Er vereinfachte sich also die Sache ungemein, indem er sich jede vorhergehende Kriegsaktion sparte.

Das Buch setzt ein mit dem Aufmarsch dieser einen Division unter persönlicher Führung des Corpschefs bei Mülhausen. Die siegesgläubigen Truppen werden bald entnervt durch nutzlose Märsche, schlechte Intendanzverpflegung, Mißtrauen in ihre Führer. So schleppen sich die ermüdeten, meist hungerleidenden Soldaten nach Chalons und weiter nach Sedan. Nichts ist ordentlich organisiert und man ahnt den Zusammenbruch des Empire, das Vaterland unter seinen Trümmern begrabend. Diese Exposition schleppt sich auf 204 Seiten schwerfällig fort. Die allbekannten Thatsachen werden ohne Spannung, ohne aufregenden Schwung, langweilig aneinandergereiht, unterbrochen von nichtssagenden Redensarten und trockener Aufzählung militärischer Übel. Der wehe Fuß eines Freiwilligen spielt dabei die Hauptrolle. Es ist ein Muster schlechter Erzählung, wenn Zola immer die späteren historischen Ereignisse vorwegnimmt und deklamiert: „O diese Armee der Verzweiflung, diese Armee, dem Verderben geweiht, die man einer gewissen Vernichtung entgegenschickte, für das Heil einer Dynastie! Marsch, Marsch, ohne zurückzublicken, unter Regen, im Kot, zum Untergang!" (p. 126.) Und schon hier zeigt sich die große formelle Unart, daß der Dichter, in trockene Historie verfallend, naiv dazwischen von Maßregeln Palikaos und

Mac Mahons, ja sogar deutscherseits von „III. und IV. Armee“ redet, als ob man damals Dinge hätte wissen können, die teilweise sogar erst durch das deutsche Generalstabswerk bekannt wurden!

Vollends unerträglich wird diese Mischung von romantischer Erzählung mit kritischer Historie in der großen Schlachtschilderung, welche wiederum 204 Seiten füllt, während fernere 170 Seiten über die Leiden der Gefangenen und das Elend der Hospitale lauter bekannte Dinge weitschweifig herzählen und 60 Seiten die Belagerung von Paris und den Brand der Kommune. Letztere verraten eine solche Müdigkeit der emsigen, 636 Seiten füllenden Feder, eine solche Hast, das Ende abzuwickeln, damit der Band nicht allzu dick werde und geschäftsmäßig für die üblichen 3 fr. 50 verkauft werden könne, daß der geduldige Leser dies mißglückteste Buch Zolas jetzt, schon lange unbefriedigt, erschöpft bei Seite wirft. Dieser Schluß, dessen so wichtiger Eindruck am längsten haftet, zieht das Facit des Ganzen, bildet die logische Konsequenz, den Bankerott einer verfehlten Erzählungsform, die weder Geschichte noch Dichtung ist. Die Erinnerung überfliegt das Gelesene und merkt, daß alles zerflattert, daß auf so unendlichem Raume gar nichts Bedeutendes gesagt wurde. Nur ein paar Episoden haben sich nachdrücklich eingeprägt, besonders die gräßliche Beschreibung der Ambulanz, worauf als „des pages capitales“ schon die Pariser Kritik hinwies. Leider scheint dieselbe weniger originell, als die unwissenden Kritiker annehmen; denn schon Tolstoi hat in seinem ähnlich verfehlten, aber unvergleichlich bedeutenderen, Episoden-Roman „Krieg und Frieden“ hierin ein Vorbild geliefert.

Auf 240 Seiten hat Zola meisterlich verstanden, kein verständliches Bild der Schlacht zu liefern, trotzdem er in seiner Verzweiflung zu den unkünstlerischesten Mitteln greift. Wir, die wir Zolas Technik bewunderten, stehen anfangs starr vor diesem Rätsel. Unser Glaube an den Meister löst sich in staunenden Zweifel auf. Spielhagen weist in seinen Studien über die Technik des Romans wiederholt darauf hin, daß der epische Dichter, wie der dramatische, hinter seine Figuren zurückzutreten habe, während im Roman der guten alten Zeit der Autor sich geflissentlich mit dem Leser nebenher unterhielt. Von diesem Gesetz ist unsres Erachtens nur eine Ausnahme gestattet: Wenn der Dichter am Schluß, gleichsam lyrisch ausklingend, sich zu subjektiven Gedanken über sein objektives Lebensbild aufschwingt. Solches geht wohl an. Streng realistische Technik verpönt freilich auch dies, besonders im Drama, wenn — auch noch von Shakespeare — am Schluß Moral gepredigt wird. Zola aber deklamiert hier nicht nur in die Handlung hinein, sondern verstreut überall erläuternde historische Brocken, als ob er darauf verzichte, durch die Handlung selbst den Leser über den Thatbestand zu belehren. Dies wirkt aber doppelt peinlich bei einer

dichterischen Schlachtschilderung, da diese ihrem Wesen nach ein Drama vorstellt. Man denke sich nun eine Schlachthandlung kunstmäßig dramatisch gesteigert und in Akte zerlegt. Wie würde es da Gelächter erregen, wenn ein antiker Chor oder Bote alle Augenblicke dem Publikum mitteilte: Jetzt steht dies oder das feindliche Corps da oder da! Wenn aber etwa ein handelnd auftretender General solche Dinge erzählte, würde der Zuschauer ihm zurufen: Woher weißt Du das, da doch der Mangel an jeder Aufklärung sonst immer betont wird? Um die Maßregeln des Feindes und seine Aufstellung im Einzelnen kennen zu lernen, müßte Zola einfach ab und zu auf preußische Seite hinüberspringen. Dies bliebe das einzige Mittel, um dichterische Haltung zu bewahren, schlüge aber hier gleichfalls allen ästhetischen Gesetzen ins Gesicht, da wir ja einzig auf französischer Seite stehen und die Deutschen sonst nirgends handelnd auftreten. Ich darf mir hierüber schon ein abschließendes Urteil erlauben, da ich in meinem „Dies Irae", das Zola nachweislich*) eifrig benutzt hat, diese Klippe vermied. Selbst daß Bayern bei Bazeilles fechten, erfährt der Erzähler dort nur daraus, daß bayrische Gefangene vorbeidefilieren, deren Uniformen man erkennen kann. Bei Zola aber weiß man immer ganz genau, wo Garde, Sachsen, 5. und 11. Corps deutscherseits fechten, und das wirkt in seiner unrealistischen Naturwidrigkeit furchtbar komisch. Freilich, was wissen diese Zola-Gestalten nicht alles! Henriette Weiß erkennt ihren deutschen Cousin Günther am — roten Kragen seiner Gardekompagnie! Glaubt Zola vielleicht, daß jedes einzelne Garderegiment verschiedenfarbige Kragen trägt?! Rote Kragen sind entschieden ein auffallendes Unterscheidungsmerkmal deutscher Truppen! O überhaupt dieser Cousin Günther! Vor dem Krieg scheint er als Handlungsreisender in seinem bürgerlichen Beruf Sedan besucht zu haben, und jetzt fungiert er als Hauptmann der preußischen — Garde! Dem deutschen Leser genügt diese Andeutung. Ein Realist sollte doch vorher die Verhältnisse studieren, ehe er solche Schnitzer macht. Und hier ist auch die Gelegenheit gekommen, um die verzeichnende Verzerrung des Feindes zurückzuweisen, die sich unser über allen Parteien schwebender Realistenmeister erlaubt. Alle Deutschen, die vorübergehend auftauchen, sind brutale Bestien. Die Lügen über die Grausamkeit der Bayern in Bazeilles, seinerzeit von General v. d. Tann dokumentmäßig widerlegt, werden natürlich aufgewärmt. Die deutschen Offiziere, stets barsch und mitleidlos, treiben die Gemeinheit so weit, die Gefangenen zu mißhandeln und zu verhöhnen. Kolbenstöße und plumpe Witze, sogar Betrügereien, sind das Weggeld der tapferen Be-

*) Siehe den durch viele Blätter gegangenen Artikel von E. Alberti „Mein Besuch bei Zola" (in „Bei Freund und Feind", Leipzig, W. Friedrich), worin erzählt wird, daß sich Zola sorgfältig die französische Ausgabe meiner Dichtung verschaffte.

siegten auf ihrer Leidensstraße. Natürlich macht auch der deutsche Spion seine Aufwartung. Er führt den bezeichnenden Namen Goliath und ehrt seine preußische Abstammung durch auserlesen saftige Gemeinheit. Er, der Spion, hat auch die Niederlage bei Beaumont verschuldet. Rührend ist seine Verteidigung, daß man in Frankreich zurückgebliebene altfränkische Ansichten von Ritterlichkeit hegt, während wir Deutschen das edle Spionenhandwerk in hohen Ehren halten. Er ist unschuldig, der arme Kerl, was kann er für seine deutsche Abstammung! Solche Kindereien schreibt ein Zola nieder und huldigt der Spionenriecherei seiner Landsleute. — Der famose Cousin Günther besitzt natürlich nicht eine Spur natürlichen Anstands für seine unglücklichen Verwandten. Als er Paris brennen sieht, leuchten seine Augen von tückischer Freude. Er spreizt sich in seinem protestantischen Pharisäismus als Richter über das sündige Babel. Diese Figuren entbehren jeder echten Charakteristik. Mögen auch widerwärtige Beispiele deutschen Soldatentums den Franzosen vor Augen gekommen sein, so entsprechen solche doch keineswegs dem Gesamtwesen. Auch der nicht übel gelungene Landwehrhauptmann v. Gartlauben, mit ein paar kecken Strichen treffsicher hingekritzelt, ist zwar, ungleich den andern Karikaturen, eine lebensähnliche Persiflage des gebildeten Junkers, der zeigen will, daß er auch mal in Paris war, und den weltmännischen Schwerenöter mit täppisch steifer Galanterie herausbeißt. Aber auch diese lächerliche Mischung von pedantischem Bildungsphilister und schnarrendem Altpreußen kommt nur als Ausnahme vor und kann nicht als herrschender Typus gelten. Ritterliche Höflichkeit der Offiziere und Gutmütigkeit der deutschen Soldaten haben den Franzosen anfangs die Invasion leicht gemacht, oft genug mit Undank belohnt. Erst später, als der Widerstand sich in die Länge zog und die Franctireurs viel Unfug trieben, nahm der Kampf eine rauhere, düstere Färbung an. Angesichts solcher angeblich realistischen Abbildung des gewaltigen Feindes muß das leichtgläubige Publikum mehr denn je in dem Wahne bestärkt werden, daß nur Spionage (siehe oben) und Übermacht diese Barbaren über die große Nation obsiegen machten. So fehlt es denn auch bei Zola nicht an verblüffenden Angaben, was um so unverzeihlicher, als ihm heut alle Quellen zu Gebote standen. Bei Weißenburg sind nach Zola 5000 Franzosen von 35000 Deutschen geschlagen, bei Wörth kämpften 120000 Deutsche (nach neueren Berechnungen von Major Kunz noch weniger, als man gemeinhin annahm, nämlich 64000). Am 14. August blieben die Franzosen Herren des Schlachtfeldes, am 18. rangen 120000 Franzosen mit 200000 Deutschen, was denn doch über jede einzuräumende Wahrheit ebenso hinausgeht, wie Moltkes unglaubliches Kunststück in seiner hinterlassenen Aufzeichnung, die Franzosen auf „mehr als 180000“ und die

Deutſchen auf 178000 zu ſchätzen, welche kühne Fälſchung die franzöſiſchen Militärkreiſe mit Recht erbittern muß. Aber das Schönſte bleibt doch, daß Zola die „Armee von Chalons“ auf 120000 berechnet, während ſie nachweislich 150000 zählte, und bei Sedan 100000 Franzoſen von 250000 Deutſchen umzingeln läßt, während allein 83000 kapitulierten, außer 40000 Toten, Verwundeten und Gefangenen, und deutſcherſeits nur 190000 Streiter anweſend waren, wovon noch ein beträchtlicher Teil gar nicht eingriff. Daß Bazaine aus einem „mittelmäßigen General“, was beiläufig ebenfalls falſch, zum „Verräter“ wird, verſteht ſich bei Zola von ſelbſt. Auch in den Erinnerungen der Napoleoniſchen Legende, welche er an einer Stelle heraufbeſchwört, ſtimmt manches nicht recht mit der hiſtoriſchen Wahrheit, welche freilich auch von deutſchen Geſchichtſchreibern nicht immer berückſichtigt wird. Da nun Zolas Kriegsroman ſchon jetzt eine ungemeine Verbreitung findet, ſo dürfte er dazu dienen, verhängnisvolle Täuſchungen über den Gegner im künftigen Kriege zu nähren. Hiſtoriſch wertlos, wenig glücklich in der Mehrzahl der ſkizzierten Geſtalten und in der allgemeinen Kompoſition mit langhingedehnter unklarer Expoſition, mit einer Peripetie und Kataſtrophe, die ſich in lauter Einzelheiten zerſplittert, ohne ſich zu einheitlichem Bilde zuſammenzufügen, und mit einem weitſchweifigen eindruckloſen Ende, — hat Zola auch nicht ſeinen ideellen Grundgedanken herauszuarbeiten vermocht. Derſelbe ſoll in der Gegenüberſtellung der zwei Hauptfiguren liegen, deren wir bisher abſichtlich noch nicht Erwähnung thaten: des kleinen nervöſen Städters Maurice und des Bauern Jean, welche beide im Soldatentum eine innere Kameradſchaft verknüpft, gleichſam das vereinte Frankreich von Paris und Provinz. Jean iſt uns wohlbekannt aus „La Terre“; wer jenen 1887 erſchienenen Roman aber nicht las, kann weder dieſe Geſtalt noch ihre Gefühle und Erlebniſſe in „La Débâcle“ begreifen. Eigentümliche Zumutung eines Autors, daß er auf frühere Werke verweiſt, um den Helden ſeines neuen Buches zu verſtehen. Was Maurice betrifft, ſo erfahren wir von ſeiner verlotterten Vergangenheit nichts, als ein paar trockene Notizen des Romanerzählers, ſtatt daß ſich wenigſtens in Geſprächsbemerkungen ein anſchauliches Bild eines ſolchen jugendlichen Boulevardierlebens entrollte. So aber verſtehen wir durchaus nicht, warum er als Kommunard endet und Zola hat ſich mit einem Unfleiß, der ernſtliche Rüge verdient, der Aufgabe entzogen, uns wenigſtens im Schlußteil ſelbſt dieſe Umwandlung eines früher Napoleongläubigen näherzubringen.

Alles in allem, ſteht „La Débâcle“ tief unter jedem vorhergehenden Buche Zolas. Wie viel tüchtiger hat er den hiſtoriſchen Hintergrund der Pariſer Weltausſtellung 1867, in welche Bismarcks Schatten hineinfällt, noch in ſeinen Börſenroman verwoben! Wie viel lebendiger und markiger

hat er die soziale Revolution in „Germinal" historisch-symbolisch erfaßt! Ein historischer Zug war ja stets in seiner berühmten Romanserie erkennbar. Zola schildert keineswegs die modernste Gegenwart, was stets unwillkürlich zur Tendenz verführt und objektiven Überblick ausschließt, sondern die verflossene Epoche des zweiten Empire. Bei den Börsenschlachten seines genialen Schwindlers Saccard kann er sich nicht versagen, mit greller Absichtlichkeit historische Anspielungen auf Waterloo, Blücher und Grouchy einzuflechten. Der Meister des „modernen" Sozialromans hat also erkannt, daß auf die Dauer das Genre nicht genügt, und nicht zuläßt, eine höhere Symbolik menschlicher Dinge zu entfalten, sondern daß man zuletzt doch wieder aus dem Kleinkram des bürgerlichen Lebens und der Erotik sich zu größeren Stoffen aufraffen müsse. Denn der wahre Unterschied der historischen von der bürgerlich-sozialen Dichtung besteht nicht im Kostüm, sondern im Stoffe selbst. Das Historische bedeutet das Große, Allgemeine, Philosophische; das Genre bleibt ewig das Kleine, Persönliche, Endliche, kurz das Kunsthandwerk. Weil eben Zola, wie schon seine brünstige, lyrisch schwelgende Naturbesingung zeigt, ein echter Dichter ist, im Gegensatz zu den sogenannten Realisten, die im Grunde auch nur alten Wein in alte Schläuche mit neuer Etiquette füllen, hat er dies tief empfunden. So nahm er z. B. in seinem Eisenbahnroman am Schluß den Truppentransport von 1870 zu Hilfe. Ebenso Tolstoi in seinem unerquicklichen Mischmasch „Krieg und Frieden". Weil aber beide ihrem Wesen nach nur Genremaler bleiben, mißlingt ihnen jeder Freskostil. Es fehlt Zola hier jede Kraft der Anschauung, um die Gegenwartshistorie in Dichtung umzumünzen.

Nein, das ist nicht der Krieg und seine schreckliche Erhabenheit. Seltsam, nicht mal die von Zola lecker ausgemalten Verstümmelungen erschrecken uns. Wir behalten nichts in der Erinnerung, als die durchgelaufenen Füße und das zeitweilige Hungern leerer Soldatenmagen. Selbst die Tragödien des täglichen Kampfes ums Dasein in den Städten sind furchtgebietender, als diese Misère. Die Schrecken der Wirklichkeit des Krieges sind nirgends erreicht. Weil Zola jedes Pathos scheut, verfällt er ins Gegenteil, in Trivialität. So einfach und trocken beschreiben sich nicht so außerordentliche Dinge, wie die nie dagewesene Granat-Hölle des Plateau von Illy.

Nein, das ist nicht „L'Année terrible", der beispiellose Zweikampf der zwei größten Kulturvölker des Kontinents um die Hegemonie; das sind bloß Episoden aus einem beliebigen Kriege, ohne die schauerliche Größe eines heldischen Riesenringens. „Germinal", der Strike-Roman, in den die Donner sozialer Revolution hineingrollen, scheint in gewissem Sinne ein besserer historischer Roman, als dieser ungare Versuch, das bürgerliche Leben mit einem alldurchdringenden Elementarereignis zu verquicken. Gegen Taines

kurzsichtig farbenblinde Einseitigkeit in seiner Analyse der großen Revolution wenden sich immer mehr französische Historiker; so noch kürzlich Duruy in der Revue des deux Mondes mit Dokumenten über die Revolutionszeit in Toulon, aus denen klar hervorleuchtet, wie dem verbrecherischen Wahnsinn sich stets der aufopferndste Heroismus in den gleichen Gemütern paarte. Und so ist auch auf den Krieg das Wort Madame Rolands anwendbar, daß solche Gewaltzeiten zugleich die Schule aller Tugenden bilden. Bei Zola aber bricht immer nur die Bestie fast ausschließlich hervor. Ihm bleibt eigentlich das Interessanteste, daß den Soldaten im Kanonenfieber gewisses Menschliches, allzu Menschliches, zustößt. Und so glauben wir ihm denn auch nicht, wenn sein Bauernsoldat Jean dem Frohlocken des hochmütigen Feindes entgegenwirft, daß nun alles erst recht wieder von vorn anfange. Das arbeitsame, ausdauernde, sparsame Volk, welches zwanzig Jahre später dem erstaunten Europa ein neues Frankreich aufbaute, stärker denn je, ahnen wir nirgends in dieser Dichtung.

Ein bekannter französischer Publizist bemerkte kürzlich in einem Essay über Chateaubriand sehr richtig, daß Talleyrands jüngsterschienene Memoiren uns staunen lassen, wie wenig dieser kluge Mann den Geist seiner Zeit und die Zukunft begriff. Nie hat die Politik, welche alles korrumpiert, was sie berührt, etwas mit der wahren Größe zu thun. Wer sich Königen und Völkern annehmbar macht, bequemt sich einem beschränkten Kreise an. Man kann seinen Willen in der Welt nur durchsetzen, wenn man seinen Geist verstümmelt. Geniale Geister sind selten praktisch. Nur wenn der Adler allein in freier Höhe schwebt, gewinnt er seinen durchdringenden Blick. Zu diesen einsamen hohen Seelen gehört Zola nicht. Man braucht nur seine Physiognomie zu studieren, um in ihm eine Art Ravachol der Litteratur, einen energischen, fanatischen, skrupellosen Vertreter des demokratischen Massenprincips, zu erkennen. Er zieht alles auf ein gleiches Niveau herab. Im Krieg für das Vaterland weilt sein Forscherblick auf den wunden Füßen und den beschmutzten Hosen der Soldatenherde. Sein Kriegsbuch ist sehr praktisch, klug und faßlich für jedermann. Dem herrschenden Geschmack der Canaille, das Erhabene möglichst klein zu hacken, so daß es jedem Philister verdaulich wird, weiß er sich trefflich anzupassen. Aber indem er das Pathos abschwört, vergißt er, daß alles Heroische nur im Pathos geeigneten Ausdruck findet.

Sein Kriegsroman wird des Stoffes halber von ganz Frankreich verschlungen werden und ein gutes Geschäft ist wiederum gesichert. Doch wie jüngst Leckys Festrede vor dem englischen Schriftstellerverband betonte: „Werke, von denen ihr Autor lebt, sind selten solche, die leben bleiben."

Prostitution.

Eine Gegenwartstudie von Oskar Panizza.

(München.)

Il celare le piaghe del cuore umano in nome del pudore può sembrare virtù ed è invece null' altro che ipocrisia o paura.
Mantegazza.

Unter dem Eindruck des bekannten Heinze-Prozesses im vorigjährigen Herbst, und des kurz darauf erfolgenden Lustmordes an der Nietzsche, welche den bekannten kaiserlichen Erlaß in Sachen des Zuhältertums im Gefolge hatten, hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit in Deutschland wieder der Frage der Prostitution zugewandt. Eine ganze Flut von Schriften, Vorschlägen, statistischen Abhandlungen ergießt sich auf den Schreibtisch derjenigen, die von ihrem Buchhändler nach dieser Richtung versorgt werden. Ältere Prostitutions-Werke werden in neuen Auflagen kurz hintereinander dem Publikum vorgelegt. Die Sittlichkeits-Vereine regen sich wieder, machen Eingaben an die höchste Stelle, bitten um Schutz gegen den, wie sie glauben, unsittlichen Charakter der modernen Kunst und Litteratur. Die Pastoren-Konferenzen donnern gegen das heutige Theater, verlangen strengere Zensur. Kurz vorher war schon in der Schweiz die Frage rege geworden. Cirka 6000 Männer und 11000 Frauen und Jungfrauen des Züricher Kantons hatten an ihre Regierung die Bitte gerichtet um gänzliche Ausrottung der Prostitution, Aufhebung der Toleranz-Häuser, Verweigerung der Licenz-Karten, Unterdrückung der Einzel-Prostitution, Aufspürung der Winkelbordelle, kurz Ausrottung mit Stumpf und Stil. Von diesen 11000 Verwandten der berühmten 100000 Kölner Jungfrauen in der Legende hat wohl sicherlich keine je einen Blick in eine Geschichte der Prostitution gethan, oder auch nur ein Sterbenswörtchen über diese Materie gehört, sonst hätten sie keine so unsinnige Eingabe an ihre Regierung richten können. Aber, wie weibliche Naivität immer etwas Gutes zur Folge hat, diese Eingabe hat die weitaus trefflichste Schrift, die wir seit Duchatelet's bekanntem Werk auf diesem Gebiet besitzen, gezeitigt. Die kantonale Regierung, die, wie so viele andere Länder, in der Behandlung der Prostitution von einem System ins andere fiel, heute streng, morgen mild war, hatte dieses Schaukelsystem satt bekommen, und schickte, um diesen 11000 Züricherinnen eine bündige Antwort geben zu können, eine ärztliche Kommission auf Reisen, um die besten und probatesten Systeme kennen zu lernen. Diese Kommission bereiste die ganze

deutsche und französische Schweiz, ganz Deutschland und Österreich, und giebt außerdem über England und Frankreich die wichtigsten Auskünfte. Als Resultat dieser Enquete erschien: „Die Gefahren der Prostitution und ihre gesetzliche Bekämpfung. Gutachten des Sanitätsrats an die hohe Regierung des Kantons Zürich. Verfaßt von Dr. C. Zehnder, Zürich, und Dr. E. Müller, Winterthur. Zürich. A. Müller. 1891." — Schlechtes Papier; schlechter Druck; aber wertvoller Inhalt. — Wie wir gleich im vorhinein bemerken wollen: in Deutschland sind es die drei Städte Leipzig, Hamburg und Straßburg, welche sich der besten Organisation zu erfreuen haben: Die Mädchen werden milde behandelt; sie können jederzeit ihr Gewerbe verlassen; ein Teil ihrer Einkünfte wird in Sparkassenbüchern angelegt; sie steuern zu einer gemeinsamen Krankenkasse bei, die ihnen unentgeltliche Behandlung sichert; sie werden vor pekuniärer Ausnützung ihrer Wirtinnen ebenso geschützt, wie vor zwangsweisen alkoholischen Exzessen; die Zahl der Erkrankungen ist eine geringe; Verfolgung der nicht inskribierten Mädchen eine leichte; die Bevölkerung ist zufrieden, die Wirte sind zufrieden, die Mädchen und Gäste sind zufrieden; der öffentliche sittliche Charakter der Stadt ist mehr weniger ein zufriedenstellender. Und, um gleich die Situation zu klären, diese Städte, mit Ausnahme Straßburgs, welches seine französische Organisation beibehalten durfte, waren es, welche sich am entschiedensten gegen den neuen § 180 des deutschen Reichsstrafgesetzbuches, der die Bordelle aufhob, auflehnten, an den Bundesrat appellierten, und, als alles nichts half, sich gut oder schlecht mit dem Paragraph abfanden; stellenweise aber eine entschiedene Verschlechterung ihrer Verhältnisse mit ansehen mußten. Faktisch hat der ganze Süden, der mit sicherem Instinkt sich seiner älteren, bewährteren, milderen Einrichtungen gegenüber den von einem kalten, moralisierenden Prinzipienstandpunkt diktierten preußischen Neuerungen sehr wohl bewußt war, sein System sozusagen beibehalten. Z. B. Mainz, München, Würzburg. Aus der obenerwähnten Enquete aber schallt, wie mit einem Ruf, das Verlangen der Behörden, der Bevölkerung und — der Mädchen in den großen Städten Deutschlands: Aufhebung des § 180. Errichtung der Toleranzhäuser.

Es ist eine lehrreiche Geschichte, die uns die Geschichte der Prostitution lehrt. Wer irgend eines dieser zahlreichen Bücher in die Hand genommen, muß sich am Schlusse desselben sagen, — wofern sein Blick nicht durch Voreingenommenheit getrübt ist —: Eines geht aus dem Studium dieser nüchternen Daten mit Evidenz hervor: Moral und Prostitution haben nichts miteinander zu thun. Und jedesmal, wenn die Moral versuchte, ihren Druck auf die Prostitution auszuüben, hatte immer sie es zu büßen, die Moral, nie die Prostitution, die ihren Gang mit der Sicherheit eines

Planeten weitermachte. Moral und Prostitution haben nur miteinander zu thun nach dem Gesetz des Gegensatzes, nach dem Gesetz der gegenseitigen Ausschließung; wie Öl und Wasser; man kann sie im Denken wie in der Praxis zueinander bringen; aber sie mischen sich nicht. Es ist gleich, ob man Moral oder Unmoral sagt. Beides kennt die Prostitution nicht. Sie ist das Resultat eines Naturtriebs im Menschen, der mit derselben Sicherheit sich äußert, wie das Sprossen der Bäume im Frühjahr. Kein Mensch der Welt kann dieses Sprossen verhindern. Die Moral, eine Idee, ein Hauch, ein kleines Nebenprodukt unserer Gesamtorganisation, aus dem Gehirn ausgeschieden, ist eine Art Gärtnerkunst, welche sich mit diesem Sprossen der Bäume beschäftigt. Wenn sie klug ist und Erfahrung hat, kann sie sogar dieses Sprossen, durch Beschneidung der Zweige, an eine Stelle des Stammes verlegen, die ihr beliebt. Aber das Sprossen an den einen Bäumen zulassen und an den andern aufheben wollen, das geht nicht. Bedingung jeder Einwirkung des Gärtners auf die Bäume ist, daß sie im Frühjahr sprossen dürfen. Das heißt, sie sprossen, was der Gärtner auch thun mag. — Es fällt mir hier bei dem Kampf der moralisierenden Gesellschaft gegen die Prostitution die alte römische Fabel vom Streit der Glieder gegen den Magen ein, der schließlich zu einem für beide befriedigenden Ende geschlichtet wurde. Für den speziellen Fall angewendet würde ich die Fabel folgendermaßen erzählen: Die Glieder beschwerten sich, der Magen nehme täglich in der unsittlichsten Weise enorme Mengen von Nahrungsstoffen in sich auf, ohne die kleinste Leistung zu vollbringen, während sie, die Glieder, arbeiteten und sich sittlich betrügen; in der Folge gaben sie daher dem Magen durch die Hände nichts mehr zu essen; aber was trat ein? sie selbst wurden krank, elend und matt; so matt, daß sie nicht einmal mehr moralisieren konnten; und waren froh, dem Magen seine Rationen wieder reichen zu können, nur um selbst wieder zu Kräften zu kommen. — Dasselbe tritt ein zwischen der Gesellschaft und der Prostitution. Die Gesellschaft beschwert sich, die Prostitution verstoße gegen die Moral, und mache das Volk krank; sie hebt sie daher auf und unterdrückt sie; was ist die Folge? die Gesellschaft wird selbst krank; so krank, daß sie froh ist, diese Krankheit auf eine Sparte des Volkes beschränkt zu sehen. Und nun giebt sie der Prostitution ihr Territorium zurück. Aber nur so lange, bis sie von ihrer Krankheit genesen ist und wieder moralisieren kann. Inzwischen sind auch andere, die die Krankheit noch nicht durchgemacht, groß geworden; und nun geht die Geschichte wieder von vorn an. Das ist der circulus vitiosus, der sich in der Geschichte der Prostitution immer wieder abspielt. Jedes Volk muß ihn durchmachen. Kein Volk lernt auf diesem Gebiet vom andern. Nicht einmal, dutzendmal kennt jedes

Volk dieſes Auf und Ab in der Geſchichte ſeiner Moral. Nur alte Völker wiſſen, wie die alten Hennen, woran ſie ſind. Bei den Franzoſen, Spaniern, Portugieſen, Italienern, auch im Orient, haben die betreffenden Inſtitutionen eine gewiſſe Stabilität erlangt. Junge Völker, wie Deutſchland, müſſen erſt lernen, und müſſen fürchterliches Lehrgeld bezahlen. Freilich das ſchwerſte Lehrgeld zahlt wohl England, deſſen Armee von der Sifilis*) buchſtäblich dezimiert wird. — Schauen wir uns einige dieſer Daten an.

Unter Karl dem Großen werden die ſtrengſten Verordnungen gegen die Proſtituierten erlaſſen, obwohl dieſer Kaiſer ſelbſt, wie alle Vornehmen, ſich mehrere Kebſe hielten; 300 Peitſchenhiebe im erſten Betretungsfall und Landesverweiſung; im Wieder-Betretungsfall aufs neue 300 Peitſchenhiebe und Verkauf als Sklavin; Eltern, die ihre Töchter verkuppelten, erhielten 100 Peitſchenhiebe; ebenſo Dienſtboten, welche ſich proſtituierten; oder Dienſtgeber, die deren Proſtitution verheimlichten; oder Richter, die die verhängten Strafen nicht in Vollzug ſetzten. Nach Karls des Großen Tode Aufhebung ſämtlicher Strafbeſtimmungen, weil unhaltbar. — Zu Beginn des Mittelalters finden wir überhaupt allerorts die ſtrengſten Erlaſſe in dieſer Richtung: In Hamburg und Lübeck mußten im Jahre 1292 überführte Huren nackt, mit ſchweren Steinen um den Hals, dreimal öffentlich auf dem Marktplatz den Pranger umſchreiten. In Augsburg werden um dieſelbe Zeit vier Geiſtliche, die mit Proſtituierten verkehrt hatten, in hölzernen Käfigen am Perlachturm aufgehängt, und dem Hungertod preisgegeben. Der Basler Rat ließ im 13. Jahrhundert einen Wollüſtling entmannen, und den ſündigen Körperteil öffentlich zur Schau ſtellen. Aber ſchon wenige Jahrzehnte ſpäter finden wir in dem gleichen Baſel, daß der Rat „Hüſlin kaufte oder verlieh, da die hübſchen Frawen ſitzen". Und nicht weit entfernt von dem grauſamen Augsburg finden wir in Ulm einen Vertrag der Stadt mit dem „Frauenwirt", der ihn verpflichtet, ſein Haus ſtets auf der Höhe von mindeſtens 14 Mädchen zu halten. Ähnliche Verträge ſind uns bekannt von Wien, Regensburg, Nürnberg, Lübeck, Mainz. Dieſe Verträge ſind wahre Muſter von Humanität, und können, was Fürſorge für die Mädchen betrifft gegen Ausbeutung ihrer Wirte, unſeren heutigen Toleranzhäuſern als Vorbild dienen. Es iſt jetzt bei Strafe verboten, die Mädchen grundlos zu beleidigen. Sie erhalten allerlei milde Namen: Frauenhäuſerinnen, thörichte, gelüſtige, fahrende, ſchöne Dirnen, Hübſchlerinnen, luſtige, barmherzige Schweſtern, Mitmacherinnen; der Ausdruck „Hure" wird jetzt ſelten angewandt. Ihre Häuſer heißen amye-Häuſer, eine Reminiſcenz an das ritterliche amye, Freundin, Geliebte, aus der Minneſängerzeit. Sie dürfen dem

*) Ich benütze mit Abſicht dieſe rein phonetiſche Schreibweiſe.

Kaiser entgegenreiten und ihn mit Blumenspenden empfangen. Ja Fürsten, wie Kaiser Sigismund 1414 in Straßburg, und 1434 in Ulm, scheuten sich nicht, öffentlich bei Tag die Frauenhäuser zu besuchen, dort ihr Absteigequartier zu nehmen, und sich bei der Abreise ausdrücklich für die gute Besetzung dieser Häuser zu bedanken. In Nürnberg bilden die Freudenmädchen eine ehrbare Gilde. Und Karls V. „peinlich Gerichts-Ordnung", die doch sonst noch mit Ohren- und Nasen-Abschneiden wegen geringer Vergehen nur so um sich wirft, sagt in betreff unseres Reats: „. . . solch Hurerey (im Gegensatz zu Kuppelei, Notzucht u. dgl.) unter anderen die geringst und eynfältigste zu achten . . . . ."; und weiterhin: „. . . . . der unehlich täglich Beyschlaff, welcher doch dem Weltlichen Rechten nach als zuläßig gestattet würde . . . ."; und zuletzt: „. . . . darumb denn kein gemeyne Hurerey durch Weltlich Gericht gestrafft wird; sondern es verhelt und läßt sie stillschweigend zu, damit größer übel vermitten werde". — Ähnlichen Wechsel zu milderer Auffassung finden wir in allen Staaten des Abendlandes. Aber es bleibt nicht dabei. Die Linie der Humanität ist keine langsam und stetig aufsteigende; sondern es geht auf und ab; und bald treffen wir wieder auf drakonische Bestimmungen. Und wenn es auch keine Peitschenhiebe und Todesstrafe ist, was auf „unehlich Beyschlaff" gesetzt ist, so sind es doch Bestimmungen, die die Seele dieser Geschöpfe empfindlicher treffen, als Peitschenhiebe. — In Toulouse wurden um die Mitte des 14. Jahrhunderts überführte Dirnen nackt, mit abgeschnittenen Haaren, eine Schmähschrift auf dem Rücken, hinaus an den Fluß geführt, in einen eisernen Käfig gesperrt, und in diesem von einem Felsen herab vor allem Volk dreimal im Fluß untergetaucht, um dann den Rest ihres Lebens im Arbeitshaus zuzubringen. Ende desselben Jahrhunderts, 1389, erhalten in der gleichen Stadt Toulouse die „filles de joye du bordel dit la grande abbaye" von Karl VI. einen Freibrief. — Als Ludwig der Heilige von Frankreich 1254 von seinem Kreuzzug zurückkehrte, erließ er die strengste Ordonnanz zur gänzlichen Ausrottung der Prostitution; gleichzeitig gab er aus seiner Privatkasse die Mittel her zur Aufnahme von 200 reuigen Prostituierten in das Kloster der „Filles-Dieu". Die Folge dieser Verordnung war, daß die verfolgten Mädchen die äußeren Abzeichen ihres Gewerbes — bestimmten, vorgeschriebenen, farbigen Putz — ablegten, sich wie achtbare Frauen kleideten, ein sittsames Benehmen heuchelten, und dadurch die Verfolgung von Seite der Männer in die ganze Bevölkerung hineintrugen; so daß die heimliche Prostitution so entsetzlich überhandnahm, daß Ludwig der Heilige noch innerhalb Jahresfrist seine Ordonnanz widerrief, und den öffentlichen Mädchen in bestimmten Straßen ihr Gewerbe ausdrücklich erlaubte. — Unter Karl IX. 1560 wird infolge Auftretens der Sifilis

wiederum die gänzliche Ausrottung der Prostitution befohlen. Die Folge ist noch stärkeres Auftreten der Krankheit und Verheimlichung derselben. Daraufhin wieder Milderung der Erlasse. Und so geht es fort unter den französischen Königen bis auf Ludwig XVI. Mit der französischen Revolution gänzliche Freiheit der Prostitution. „Das Palais Royal wird das erste Bordell der Welt." Mit der Restauration werden die Privilegien der Mädchen wieder aufgehoben. Seit Mitte des Jahrhunderts etwa ist die Prostitution in Frankreich eine im vollsten Umfange legale und tolerierte, und die betreffenden Einrichtungen in Paris, unter Zuhilfenahme eines ganzen Stabes von Ärzten, wohl die mustergültigsten, die die Welt kennt. — In Rom hatten es die Prostituierten schon seit dem Jahr 1033, wo Benedict IX. in der Nähe der Kirche des heiligen Nicolaus das erste Bordell des Abendlandes errichtete, sehr gut. Die Päpste bezogen aus den Abgaben dieser Mädchen enorme Einkünfte. Ein Usus, der auch in Avignon, als die Stellvertreter Christi dort residierten, fortgesetzt wurde; denn ums Jahr 1336 finden wir in dieser Stadt nicht weniger als elf Bordelle. In der Ewigen Stadt gab es 1542 schon 45000 Dirnen, den höchsten Prozentsatz, den je eine Stadt im Abendlande aufzuweisen hatte. Und schwere Strafen, wie Peitschenhiebe, Tortur, Brandmal auf die Stirne, hatten nicht die Mädchen, sondern diejenigen zu gewärtigen, die die Mädchen mißhandelten. — In Venedig befahl 1266 der Maggior Consiglio, sämtliche Freudenmädchen aus den Häusern der Bürger zu verjagen. Als sie sich darauf in eigenen Häusern niederließen, wurden sie 1314 auch aus diesen vertrieben. 1358 aber läßt der Rat einen geeigneten Platz zu ihrer Beherbergung ausfindig machen, und giebt Befehl „ . . . . quod examinent de loco habili pro pecatricibus, quae omnino sunt necessaria in terra ista". Und als sie später bei einer Feuersbrunst sich durch ihre thätige Mithilfe ausgezeichnet hatten, werden sie sogar in einem Dokument mit „nostrae benemeritae meretrici" angesprochen. — Und so geht es in allen andern Staaten; in Spanien, in Portugal, in den Niederlanden, in den einzelnen italienischen Staaten. Erst rigorose Härte. Dann Verschlimmerung des Zustandes. Dann Milde. — In Wien werden die Hübschlerinnen 1278 gesetzlich als eine eigene Klasse betrachtet, die niemand ungestraft beleidigen durfte. Als „freie Töchter" dürfen sie später das Söldnervolk auf den Feldzügen begleiten und einziehende Fürsten empfangen. Im 15. Jahrhundert tanzen sie als „schöne Frauen" am Johanni-Tag um das Sonnenwendfeuer, und der Magistrat läßt ihnen Erfrischungen reichen. 1530 wird auf Grund einer neuen Polizei-Ordnung „die leichtfertige Beiwohnung abgestellt und deren Bestrafung von dem Reichsoberhaupte allenthalben angeordnet". Ein „Haus der Büßerinnen" wird errichtet, das den Insassen

der aufgehobenen „Frawenhäuser" offenſteht, aber mit der Beſtimmung, daß, wer darin rückfällig wird, in der Donau ertränkt wird. In der folgenden Zeit wieder Milderung der Sitten, denn das „Haus der Büßerinnen" ſteht leer. Um 1740 eine der abſtruſeſten Erſcheinungen, die die Welt in Sachen der Moral je geſehen: Maria Thereſia errichtet die „Keuſchheits-Kommiſſion" zur Überwachung der außerehelichen Befriedigungen des Geſchlechtstriebs der Einwohner Wiens. Bei Tag und bei Nacht durften Kundſchafter und Angeber in die Häuſer und Familien eindringen, um Geheimniſſe aufzuſpüren. Auf einfache Denunziationen hin wurden Ehefrauen und Bürgerstöchter aus ihren Familien geriſſen, und auf Jahre ins Kloſter geſperrt. Keuſchheitsſpione ſtanden mit Dirnen in vertragsmäßiger Verbindung, lockten reiche junge Leute in die Wohnungen der letzteren, wo ſie, in flagranti überfallen, um enorme Summen gepreßt wurden, um nicht vor die Kommiſſion geſtellt zu werden. Junge Leute, die von ledigen Frauenzimmern als Väter ihrer außerehelichen Kinder angegeben wurden, wurden stante pede und zwangsweiſe mit dieſen verheiratet. Die aufgegriffenen Freudenmädchen wurden teils verſchubt, ihnen die Haare geſchnitten, teils als Krankenwärterinnen in die Hoſpitäler geſchickt, in Sträflingskleidern zum Gaſſenkehren gezwungen und dergleichen. Trotzdem ſchätzte man die Zahl der Freudenmädchen auf 14000 und die geheime Proſtitution mit ihren deſolaten Folgen machte ungeheure Fortſchritte. Mit dem Regierungsantritt Kaiſer Joſefs wurde das ganze Syſtem mit einem Schlag aufgehoben. Von da an mäßige Tolerierung. Im Jahr 1863 eine große wiſſenſchaftliche Fehde für und gegen Bordelle, und ein letzter Verſuch zur gänzlichen Ausrottung der Proſtitution in Wien mit der Folge, daß „Winkelhurerei in der ausgedehnteſten und zügelloſeſten Weiſe" zunahm. Seit 1873 wieder Inſkription und legale Duldung. — Ein klaſſiſches Beiſpiel bietet auch Preußen: 1592 wird Ehebruch in Berlin noch mit dem Tode beſtraft. Während des 30jährigen Krieges allgemeine Lockerung der Sitten. Ende des 17. Jahrhunderts Verſuch zur Rückkehr zu den alten drakoniſchen Beſtimmungen. Vergebens. Anfang des 18. Jahrhunderts die erſte Bordell-Ordnung. 1780 ca. 100 Toleranz-Häuſer in Berlin mit polizeilicher Kontrolle und ärztlicher Beaufſichtigung. 1792 Beſchränkung derſelben. 1810 ſtrenge Maßregeln in der Abſicht „die öffentliche Duldung des Proſtitutionsgewerbes künftig überhaupt gänzlich abzuſtellen". 1829 noch ſtrengeres Regiment. 1846 endlich „unter dem Einfluß einer religiös-asketiſchen Dogmatik auf die Regierungsmaximen" definitive Schließung der Bordelle und Entziehung der Karten auch bei den Eingeſchriebenen „durch allerhöchſte Ordre", alſo gänzliche Ausrottung. Die Folgen waren entſetzlich: „bedeutende Zunahme der geheimen Proſtitution, Verbreitung derſelben über alle Teile der Stadt,

Zunahme der Sifilis an Hartnäckigkeit und Bösartigkeit; mehr Kupplerinnen, Verführung und Infizierung junger Mädchen von 13 bis 16 Jahren, Zunahme der unehelichen Geburten, Zunahme der Päderastie". Dies sind die Worte der berühmten Behrend'schen Denkschrift vom Jahre 1849. Drei Jahre nach dem Verbot wieder Zulassung der Bordelle und der Einzel-Prostitution. Schon im Jahre 1854 statistisch konstatierte Besserung aller Verhältnisse. 1870, wie man in ganz Preußen sagt, unter dem Einfluß einer ähnlich hochstehenden Dame wie Maria Theresia, durch § 180 des deutschen Reichs-Straf-Gesetz-Buchs wiederum Aufhebung sämtlicher Bordelle und halbe Gewährung der Einzel-Prostitution, worüber die Entscheidung der Polizei-Willkür überlassen ist. Die Folgen liegen wiederum zu Tage: Die gesamten Prostituierten werden auf die Straße gedrängt, wo sie ohne Zuhälter nicht auskommen. Statt Bordelle Restaurationen und Nacht-Cafés. Reibereien zwischen Zuhältern und Aufsichts-Organen. Racheakte und Morde. Der öffentliche sittliche Charakter der Stadt ein gesunkener. Die Einzel-Prostituierte auf ihrer Wohnung der Willkür eines Gastes ausgesetzt. — Zum Glück ist die Maßregel von 1870 mit ihren Folgen auf Preußen beschränkt geblieben, da Süd- und Mittel-Deutschland, und Städte wie Hamburg, Straßburg an ihren bewährten Systemen, nicht der Form, aber der Sache nach, festhielten.

Soweit die Geschichte. Wir brauchen ihr nichts hinzuzufügen. Wer will, kann aus ihr lernen. Wir möchten nur noch, zum Schluß dieses Absatzes, einen der ältesten Schriftsteller, der sich über die heutige Form der Prostitution ausgesprochen, — den heiligen Augustin — und einen der modernsten Schriftsteller — Mantegazza — mit ihren Ansichten vorführen. Augustinus sagt in seinem Buch „De ordine": „Quid sordidius, quid inanius decoris et turpitudinis plenius meretricibus, lenonibus, ceterisque hoc genus pestibus dici potest? Auser meretrices de rebus humanis, turbaveris omnia libidinibus; constitue matronarum loco, labe ac dedecore dehonestaveris!" — Und Mantegazza in seinem „Gli amori degli uomini" Band II. 197: „nè leggi nè imprecazioni valsero a cancellare dalla faccia della terra una delle cose più umane dell' umanità." —

Wenden wir uns nach dieser historischen Skizze zur Betrachtung einiger neuerer Ansichten und Vorschläge, besonders solcher, die durch die bekannten Berliner Vorgänge hervorgerufen sind. Wir haben hier verschiedene Gruppen zu unterscheiden. Da sind einmal die sog. Abolitionisten, Moralprediger, meist Damen, Pastoren und dergl., die die bekannte Ausrottung der Prostitution mit Stumpf und Stil, wie wir sie in der obigen historischen Skizze zu Dutzendmalen gefunden haben, betreiben. — Auf die sich hier

anschließende, von England ausgegangene, merkwürdige Bewegung der „british continental liga“, dem schroffen Gegenstück zu Maria Theresias „Keuschheits-Kommission“, komme ich besonders zu sprechen. — Dann haben wir in ihrer übergroßen Zahl die Ärzte, die im ganzen humane Ansichten vertreten, mit ihren verschiedenen Systemen. Und schließlich haben wir den Staat, der am liebsten von der ganzen Sache nichts wissen möchte, und dem, wofern er nicht „unter dem Einfluß einer gewissen religiös-asketischen Dogmatik“ steht, jedes System der Duldung genehm wäre, wenn man nur ihn nicht, der doch eine moralische Person ist, der unmoralischen Konzession bezichtigen könnte. Da man aber niemandem den Pelz waschen kann, ohne ihn naß zu machen, so muß der Staat eben dieses kleine „black mail“, wie der Engländer sagt, auf sich nehmen. Und es gewährt einen fast komischen Anblick, dieses Hin- und Herschwanken, Ernste-Gesichter-Machen und dann wieder Heimlich-Zwinkern, das Wollen und Können, aber Nicht-Dürfen, aus dem der Staat keinen Ausweg findet. Es sind eben Jugend-Krankheiten, die jedes Land durchmachen muß. Ehedem war der Staat außer einer moralischen, auch eine religiöse Persönlichkeit. Wer darunter litt, war die Religion. Der Staat identifizierte sich mit einer Religion, und unterdrückte die anderen. Folge: Hader und Kampf zwischen den verschiedenen Bekenntnissen und Sekten. Heute ist der Staat keine religiöse Persönlichkeit. Er ist paritätisch und schützt in gewissem Rahmen alle Bekenntnisse. Folge: Ruhe und Verträglichkeit unter den Anhängern verschiedener Konfessionen. Aber der Staat ist noch eine moralische Persönlichkeit. Wer darunter leidet, ist die Moral. Könnte der Staat unter Berücksichtigung der unweigerlichen sexuellen Bedürfnisse seiner Staatsbürger, und unter Beobachtung gewisser hygienischer Cautelen und der Forderungen der Wohlanständigkeit, aber unter Verzichtleistung auf ein unerreichbares moralisches Ideal, einen modus vivendi schaffen, so wären alle zufrieden, und Bürger, Staat und Moral führen wohl. Er wird es nicht thun, weil er sich noch zu stark als moralische Persönlichkeit fühlt, und darin von den Empfindungen eines großen Teils seiner Bürger getragen wird. — Hören wir nun, welche Auswege aus diesem Dilemma von verschiedenen Seiten empfohlen werden. —

Nehmen wir gleich die Sozialdemokraten, die natürlich die Gelegenheit sich nicht entgehen ließen, an der Prostitutionsfrage so lange herumzudrücken und abzuschleifen, bis sie die ihnen günstige Facette bekommen hatte. Natürlich sind es die Bourgeois, die an der Prostitution schuld sind, „die aufs innigste mit dem Kapitalismus verwachsen ist“, und „nur die Beseitigung der kapitalistischen Produktionsweise wird imstande sein, auch mit diesem sozialen Übel gründlich aufzuräumen“. In dieser Art

drückt sich ein Dr. H. Lux in einem „Die Prostitution, Berlin, 1892" betitelten, blutrot gefärbten Heftchen aus, welches zur „Berliner Arbeiterbibliothek" gehört. Das Schriftchen ist für die „Genossen" berechnet, die mit bestimmten Phrasen regaliert zu werden wünschen, und nach den mitgeteilten Proben können wir ruhig über dasselbe hinweggehen. Ich glaube, wenn heute die Cholera käme, oder die Fische in den Flüssen stürben, oder der Himmel einstürzte, die Sozialdemokraten nicht anstehen würden zu behaupten, daß die Bourgeois daran schuld seien, und daß nur die Beseitigung der kapitalistischen Produktionsweise auch mit diesen Übeln gründlich aufräumen werde. — Ganz anderer Ansicht ist Bebel, der in seinem Buche „Die Frau" sagt: „die Prostitution ist auf dem Wege zu einer notwendigen sozialen Institution zu werden, wie die Polizei, das stehende Heer, die Börse". Aber ist sie das im Geheimen nicht schon lange? — Von weit größerer Bedeutung, wenn auch der gleichen Richtung angehörend, ist ein bei Schabelitz in Zürich dieses Jahr erschienenes Buch: „Die Prostitution und ihre Beziehungen zur modernen realistischen Litteratur von Georg Keben". Der Verfasser, der über bedeutende Kenntnisse und einen brillanten Stil verfügt, geht mit einem gewissen Enthusiasmus von dem in Sachen des Berliner Zuhältertums ergangenen Erlaß des Kaisers aus, um gleich darauf nach der bekannten sozialdemokratischen Schablone die Ursache der Prostitution der Gesellschaft, den Reichen, den Arbeitgebern zuzuschreiben, und zwar mit jener brüllenden Beweisführung, der gegenüber man am liebsten auf jeden Gegenbeweis-Versuch verzichtet. Was soll man sagen, wenn Keben behauptet, Prinzipale, welche Arbeiterinnen jenen geringen Lohn zahlen, um den sie sich anbieten, seien „Zuhälter" der Prostitution. Bevor man solchem Autor antwortet, müßte man sich doch mit ihm über bestimmte sozial-ökonomische Grundbegriffe wie „Angebot" und „Nachfrage" auseinandersetzen. Die einfachste, fanitäre Kontrolle der „eingeschriebenen" Mädchen bespricht Keben wie ein kanibalisches Verfahren; und was er an ihre Stelle setzen will, „Bestrafung der Ansteckung", ist eine mittelalterliche Reminiscenz, über deren medizinische Konsequenzen, Verheimlichung und Verschleppung der Sifilis, sich der Verfasser gewiß nicht klar geworden ist. Dagegen sind die vor Entrüstung schnaubenden Paginas, wo Keben Leben und Freiheit der Prostituierten in Berlin vollständig der Polizei-Willkür anheim gegeben schildert, und sie die „in die Gegenwart herübergenommenen ‚unehrlichen Leute' des Mittelalters" nennt, wenn auch stark übertrieben, doch sehr beachtenswert. Und das ganze Buch möchten wir, schon zur Kennzeichnung der Stimmung, die in so entferntem Lager herrscht, zur Lektüre dringend empfehlen.

Gehen wir von diesen Idealisten des Magens, d. h.: die auf die egoistische Bedeutung ihres Magens so sehr pochen, daß sie den andern

zumuten, auf denselben Verzicht zu leisten — zu den Idealisten der Sinne über, d. h.: die von den andern erwarten, daß sie auf ihre Sinne Verzicht leisten: die Moralisten. Einer der geharnischsten dieser ist der Pastor Stursberg in Bonn mit seiner in 2. Auflage erschienenen Schrift „Die Prostitution in Deutschland und ihre Bekämpfung. Düsseldorf, 1887". „Weshalb — ruft er aus — die Prostitution nicht völlig unterdrücken? Weshalb nicht strenges Einschreiten gegen jede Gewerbsunzucht? Weshalb nicht Strafbarkeit derselben immer und überall, wann und wo sie zur Bestrafung gebracht werden kann? Durch einen Richterspruch, der selbst die öffentliche Anlockung bestraft, muß der Kontrolle der letzte Rest des Scheines der Duldung oder gar Reglementierung des Lasters genommen werden! — Durch das Bordell hat das Laster in vieler Augen eine offizielle Erlaubnis bekommen. — Die Geistlichen in Deutschland klagen über den so häufigen vorehelichen Verkehr, welcher manchenorts sogar die Regel ist. — Maßnahmen gegen unzüchtige Mannspersonen sind unentbehrlich. — Auf zum Kampf auf der ganzen Linie!" — Schon ein älteres Schriftchen: Streubel, „Wie hat der Staat der Prostitution sich gegenüber zu verhalten?" Leipzig, 1862, will auf Grund der „christlichen Sittenlehre" jede als Prostituierte gelten lassen, die auch nur ein einziges Mal in ihrem Leben den außerehelichen Beischlaf ausgeübt hat, auch den zwischen Braut und Bräutigam! — Eine andere Arbeit, „Berliner Prostitution und Zuhältertum von Dr. X. Leipzig, 1892", konnte ich leider nur in einem Referat kennen lernen. Gehört der Verfasser, der für Wiedereinführung der Bordelle eintritt, keinesfalls zu den moralische Luftschlösser Bauenden, so gehört der Referent in jedem Falle dazu. Da hören wir, die Bestrebungen müßten sich auf „Heranbildung einer anderen sittlichen Anschauung der männlichen Jugend" richten; im Entwicklungsstadium, wo die Triebe zu erwachen begännen, werde „der Jugend keine ernste, sittliche Erklärung über gewisse Naturgesetze gegeben", sondern sie müßte sich dieselbe selbst suchen; er verlangt für die Jugend „eine ernste, sittliche (!) Einführung in die Geheimnisse des Geschlechtslebens"; er beklagt sich, bei uns habe „alles Unsittliche einen gewissen romantischen Anhauch"; es werde „dem sogenannten gebildeten Proletariat a priori unmöglich gemacht, der monogamischen (!) Natur des Menschen gerecht zu werden"; und verlangt schließlich, es müsse „die sogenannte gute Gesellschaft nicht nur dem Scheine nach, sondern in Wahrheit nach Sittlichkeit streben". — Wir haben nichts gegen diese schönen Worte einzuwenden, solange nichts Ernstlicheres dahinter gesucht wird. Wie man etwa sagt: Die Nachtigall läßt ihr Lied zum Lob des Höchsten gen Himmel steigen; während jeder weiß, daß sie das Männchen ruft. — Sollen wir mit der Vorführung dieser Gruppe noch weiterfahren? Ein Herr Jacoby schreibt

dieſer Tage in der „Beilage z. Allg. Ztg." in einem „Die innere Miſſion" überſchriebenen, durch vier Nummern gehenden Artikel: „Der Kampf gegen die Proſtitution wird nur dann erfolgreich ſein, wenn es gelingt, Keuſchheit in die Herzen der Männerwelt zu pflanzen." Welch' eine — Spener-ſche Anſicht aus den Zeiten „der Sünde wider den heiligen Geiſt"! Ebenſo gut könnte man doch ſagen: Die bedauerlichen Kämpfe der Hirſche um den Beſitz des Weibchens, wobei in der Regel einer bleibt, und die einen großen Schaden für den Jagdbeſitzer darſtellen, werden nicht eher aufhören, als bis es gelingt, die Brunſt im Hirſche zu töten. — Sollen denn Hirſche brunſtlos, und Männer keuſch ſein? Hat ſie Natur denn nicht zum Gegenteil, zum ſexuellen Angriff geſchaffen? Und hat es denn auf Grund unſerer heutigen Naturkenntniſſe noch einen Sinn, von einem Manne, der mit 16 Jahren potent iſt, zu verlangen, bis zum 28. Jahre keuſch zu leben, um dann, nachdem ein beſtimmter Goldreif unter beſtimmtem Gemurmel über ſeine Finger gezogen, ihm wenige Stunden ſpäter die Aggreſſivität zur Pflicht zu machen? Aber erſt, wenn man auf die Natur exemplifiziert und draſtiſch wird, kann man die Herren von der „inneren Miſſion" zur Vernunft bringen! — Und was ſagen die Herren erſt zu den patriarchaliſchen, keuſchen Sitten auf dem Lande? In der Schweiz, Öſterreich, Bayern und einem großen Teil des übrigen Deutſchlands iſt es noch heute, wie ſeit urdenklichen Zeiten, Sitte, daß die Burſchen die Mädchen nachts beſuchen, und Probenächte abhalten, „ob ſie zu einander tauglich ſind". Ein Burſch, dem die Dirne nicht konveniert, bleibt nach dieſem erſten Beſuch aus, um nicht mehr wiederzukehren. Die Dirne weiß dann, woran ſie iſt. Von dieſem Moment an darf ſie einen zweiten Freier annehmen. Hat eine Dirne auf dieſe Weiſe verſchiedene Freier gehabt, die dann regelmäßig ausblieben, ſo wird ſich keiner mehr um ſie bemühen; da es ſicher iſt, daß ihre körperlichen Vorzüge gering oder gänzlich untauglich ſind. Umgekehrt, kehrt ein Freier zu wiederholten Probenächten zurück, ſo gelten ſie als verlobt, und alle anderen Konkurrenten ziehen ſich zurück. Bliebe einer, der ſich auch von der Dirne begünſtigt glaubt, ſo käme es zum Zweikampf. Geheiratet wird meiſt erſt, wenn Gravidität eingetreten iſt. Ein Burſche, der unter dieſen Umſtänden die Dirn' verließe, wäre fernerhin im Dorf unmöglich. Die erſte Probenacht verlangt von dem betreffenden Burſchen einen Gewaltakt. Anders würde ſich die Dirne nicht ergeben. — Dieſe Art natürlicher Zuchtwahl, welche jedenfalls die körperliche Tüchtigkeit der beiden Kontrahenten ſchon vor der Ehe garantiert, war noch während des Mittelalters auch bei den höchſten Ständen, beſonders bei Fürſtlichkeiten, offiziell im Gebrauch. Und ſo manche Fürſtentochter wurde von ihrem Bewerber nach der Brautnacht ihrem Vater zurückgeſchickt. — Auf den be-

treffenden Dörfern sind die genannten Verhältnisse eine festumschlossene Sitte, deren Einzelheiten überall offen besprochen werden. Und ein Bauer kann als Vater eines solchen Mädchens zum Pfarrer gehen und ihm klagend mitteilen: sein Mädel habe nun schon den dritten Freier; der sei auch ausgeblieben; er wisse nicht, was mit dem Mädel sei. (Siehe: Weinhold, „Die deutschen Frauen". — F. Chr. J. Fischer, „Probenächte der teutschen Bauermädchen". —) Unter welcher Rubrik möchten die Herren diese patriarchalischen, an das Leben der Hirsche gemahnenden Sitten unterbringen? Unter Prostitution? — Aber wartet, Ihr Moralisten! Wir werden Euch die Kleider herunterreißen, und Euch das Hemd von Eurem engelgleichen Leibe ziehen, damit die Welt sehe, daß Ihr — geschlechtslos seid!

Ein Buch, welches neben vielem Vortrefflichen auch Sonderbares und Unmögliches bringt und vorschlägt, ist C. Hülsmeyer, „Staats-Bordelle, praktische Lösung der Prostitutionsfrage. Hagen i/W., 1892". Sätze wie: „Es mutete mich bei vielen Männern immer sonderbar an, welche offen bekannten, Dirnen besucht zu haben, gleichzeitig aber auf diese Dirnen in allen Tonarten schimpften" — „Jeder Mann in Amt und Würden verdammt kurzer Hand die Prostitution, zu deren Bestehen er selbst sein gut Teil beigetragen hat, oder noch beiträgt" — „Die Prostitution hat an sich mit der Moral gar nichts zu thun" — sollten mit Goldschrift in die Beratungs-Säle der betreffenden Kommissionen eingetragen werden. Sein Hauptcoup aber ist „Staats-Bordelle". Mit Stolz erklärt er in der Vorrede, wie er, seit Solon, der erste sei, der mit diesem Plan hervortrete. Dies ist ein Irrtum. Nicht nur F. W. Müller, „Die Prostitution in sozialer, legaler und sanitärer Beziehung. Erlangen, 1868" erklärt sich für Umwandlung der Bordelle in „Staats-Anstalten", sondern der berühmteste Entwurf der Art ist: Restif de la Bretonne, „Idées d'un honnête homme sur un projet de réglement pour les Prostituées. A la Haie 1769", worin der bekannte Romancier für Paris und Frankreich die Errichtung von Anstalten vorschlägt, die er „parthénion" nennt, die sämtliche öffentliche Mädchen umfassen sollen, für deren spätere Zukunft, für deren eventuelle Verheiratung, für deren Rückkehr in die Öffentlichkeit, für deren uneheliche Kinder die umfassendsten Maßregeln getroffen sind, und die vom Staat geleitet und unterhalten werden. Ein detaillierter Finanzplan ist dem 368 Seiten umfassenden Werke beigegeben. Die außerordentliche Seltenheit des Werkes entschuldigt Hülsmeyers Unkenntnis, dem wir die Bekanntschaft desselben schon um deshalb gewünscht hätten, weil sein eigener Entwurf so weit hinter dem des mit der höchsten Delikatesse vorgehenden Franzosen zurückgeblieben ist. Restifs Plan ist eine feinsinnige, detaillierte, alle Verhältnisse und Möglichkeiten berücksichtigende, ästhetisch bewundernswerte Arbeit,

die auch den außerehelichen Geschlechtsverkehr als mit idealen Impulsen vergnickt auffaßt, und die das Zusammentreffen von Mann und Weib in diesem Haus als aus Sympathie und freier Willensentschließung hervorgehend hingestellt hätte; während Hülsmeyer die Sache mehr in norddeutsch-kühler Weise zu lösen sucht, ein Etablissement sich denkt, kasernenartig, restaurantartig, wo die Mädchen „wie Kellner" die Nummern ihres Zimmers sichtbar zu tragen haben, und wo das spezielle Bedürfnis befriedigt wird, sagen wir, wie der Durst nach einem Glas Bier. Für Restifs Entwurf mit seinen Gärten, Bosquets, Springbrunnen, Wandelgängen 2c. dürfte heute wohl eine passende Gelegenheit zum Wiederabdruck gekommen sein. Es wäre manches aus ihm zu lernen. — Auch mit den übrigen Vorschlägen Hülsmeyers „zur Hebung der Sittlichkeit", die das Anreden einer Dame auf der Straße bestrafen wollen, das Mittrinken einer Kellnerin mit dem Gast, das Ammenwesen, das Konkubinat gesetzlich verbieten, Litteratur, Kunst, Theater unter die strengste Zensur stellen wollen, und schließlich „die Ohrenbeichte" empfehlen, dürfte er sich wenig Freunde erwerben. Mit diesem seinem Schlußkapitel hat er sich selbst eine Wendung gegeben, die ihn verdächtig erscheinen läßt, einer Richtung anzugehören, die, wie schon oben zitiert ward, „den Einfluß einer gewissen religiös-asketischen Dogmatik auf die Regierungsmaximen" befürwortet.

Das beste, beweiskräftigste und leidenschaftsloseste Werk, welches uns die neueste Prostitutions-Bewegung gebracht hat, ist, wie schon erwähnt, das Schweizer Gutachten der DrDr. Zehnder und Müller. Es ist äußerst wichtig, daß das Buch noch ins Jahr 1891 fällt, nichts von den kriminellen Fällen Heinze und Nietzsche weiß, und der daran sich anknüpfenden Agitation für Wiedereinführung der Bordelle, und trotzdem auf seiner großen Wanderung durch Deutschland fast Stadt für Stadt entweder die alte im Widerspruch mit § 180 stehende „bewährte" Organisation konstatiert, oder den Ruf nach Aufhebung des genannten Paragraphen durch die Behörde selbst laut werden läßt. Und gerade der betreffende Abschnitt für Berlin zeigt und konstatiert, daß sich die Verhältnisse seit Einführung des § 180, der die Bordelle aufhob, auch dort verschlechtert haben. Im allgemeinen läßt sich folgende Übersicht der Vor- und Nachteile der verschiedenen Systeme aus dem Schweizer Gutachten zusammenstellen:

1) Gänzliche Unterdrückung der Prostitution: Nachteile: Enorme Ausbreitung der Sifilis durch die gesamte Bevölkerung; Eindringen in die Familien; Aussetzung der gesamten weiblichen Bevölkerung der Verführung durch die Männer; Fortwuchern der Prostitution im geheimen; Unmöglichkeit der Kontrolle; Überfüllung der Spitäler mit männlichen Geschlechtskranken; Verheimlichung der betreffenden Krankheiten durch die

Weiber; Zunahme des Zuhälterwesens. — Vorteile: Wahrung des sittlichen Ansehens des Staats; Wahrung des sittlichen äußeren Charakters der Stadt; Schutz der Bevölkerung vor öffentlichem Ärgernis.

2) Bordelle: Vorteile: Verringerung der Straßen-Prostitution; Abnahme der Krankheiten; leichte sanitäre Kontrolle; leichtere Konzentrierung der Prostitution auf bestimmte Häuser und Quartiere; Verringerung der Verführung in der Familie und auf der Straße; Wahrung des öffentlichen Anstandes; leichtere Verfolgung der Sich-der-Kontrolle-Entziehenden; Reduktion des Zuhälterwesens auf ein Minimum; laut Zeugnissen Zufriedenheit der Mädchen. Nachteile: Mädchenhandel; schwerere Rückkehr zu einem anderen Leben; pekuniäre Ausbeutung der Mädchen durch die Wirte; geringerer allgemeiner Gesundheitszustand der Mädchen durch Mangel der Bewegung in frischer Luft und durch Alkoholexzesse; geringere Sparsamkeit der Mädchen; Möglichkeit des Sich-Versteckt-Haltens von Verbrechern daselbst; Entwertung von Grund und Boden in der Nähe der Häuser; Verringerung des Staats-Ansehens durch öffentliche Konzessionierung der Prostitution.

3) Einzel-Prostitution mit polizeilicher Überwachung (gegenwärtiges System in Deutschland): Nachteile (im Hinblick auf Bordelle): Sich-Ergießen der Prostitution über die ganze Stadt; Okkupierung der Straßen, öffentlichen Plätze und Lokale durch dieselbe; enorme Zunahme des Zuhältertums; schwerere sanitäre Kontrolle; schwerere Überwachung des Gesamt-Prostitutions-Wesens, besonders der Sich-der-Kontrolle-Entziehenden, der Nicht-Inskribierten; etwas höherer spezifischer Krankheitsstand; Verlockung auf der Straße; Verführung der Jugend durch frühzeitiges Bekanntwerden mit der Institution; Verschlimmerung des öffentlichen, sittlichen Charakters der Stadt; Zunahme der Zwangsmaßregeln, Strafen, Verschubungen. — Vorteile: Keine, oder geringere pekuniäre Ausbeutung der Mädchen durch die Wirte; kein Mädchenhandel; besserer allgemeiner Gesundheitszustand der Mädchen durch Bewegung in frischer Luft und Vermeidung von Alkoholexzessen; leichtere Rückkehr zu anderer Berufswahl; größere Sparsamkeit der Mädchen.

Erwägt man, daß die unter 2) Bordelle, angeführten Nachteile zum Teil leicht vermieden werden und in einigen Städten, wie Straßburg, dessen vortreffliche Organisation allgemein als Muster anerkannt ist, bereits vermieden sind, während die unter 3) Einzel-Prostitution, angeführten Nachteile — von 1) gänzliche Unterdrückung, zu geschweigen — fast nicht vermieden werden können, so dürfte die Wahl, auch für den Laien, in dieser Sache nicht schwer werden.

Wir haben noch mit keinem Worte über England gesprochen. Im Mittelalter war dort dasselbe Verfahren wie auf dem Kontinent üblich,

erſt Erlauben, dann wieder Verbieten, dann wieder Erlauben und dann wieder Verbieten. Heinrich II. geſtattete 1161 „die öffentlichen Badeſtuben“, welche, wie auch anderwärts, die Stätten der Proſtitution bildeten; und Eduard II. und Heinrich IV. beſtätigten ſie im 14. und 15. Jahrhundert. Heinrich VII. ließ ſie dann ſchließen, um ſie unter ſeiner eigenen Regierung wieder geöffnet zu ſehen. Zuletzt wurden ſie unter Heinrich VIII. 1546 definitiv geſchloſſen, und den liederlichen Frauenzimmern durch einen Herold unter Trompetenklang in allen Straßen öffentlich befohlen, „to keepe good honest rule“. Gleichwohl hatte dieſer dicke, bekannte, ſchwelgeriſche Monarch, der durch Holbeins Kunſt verewigt iſt, in ſeinem Palaſt eine Abteilung, über deren Eingang die Worte „Chamber of the kings Prostitutes“ zu leſen waren, deren Inſaſſen unter einem eigenen Hofbeamten ſtanden, und die dem König im Mai das Bett zu machen hatten. Trotz der Verbote griff aber die Proſtitution in der großen Welt- und Handelsſtadt London mächtig um ſich. Und obwohl heute noch Proſtitution geſetzlich in England beſtraft wird, hat London wohl den größten Prozentſatz an Freudenmädchen im Abendland. Nun hat aber England in ſeiner Verfaſſung eine Beſtimmung, deren ſich kein anderes Land rühmen darf und an der das engliſche Volk mit ungeheurer Zähigkeit feſthält. Auf Grund der „Habeas-Corpus-Acte“ darf kein Poliziſt ein Privathaus betreten, außer es hat ein Verbrechen ſtattgefunden, oder es gilt eine ſchwere Ruheſtörung zu ſchlichten. Demzufolge iſt das Verbot der Proſtitution und der Toleranzhäuſer gänzlich illuſoriſch, da der Polizei kein Recht zuſteht, Hausſuchung zu halten. Und damit iſt auch jede Kontrolle aufgehoben. Und nun trat in England ein, was in allen anderen Staaten und Städten bei dem offiziellen Proſtitutions-Verbot eingetreten iſt: Dieſelbe verbreitete ſich im geheimen ohne jede ſanitäre Überwachung ins Ungeheuerliche und die Krankheiten griffen in ſchreckenerregender Weiſe um ſich. Dies wurde zuletzt, beſonders in Garniſonſtädten, ſo arg, daß der Beſtand der Armee gefährdet ſchien. Da aber England lieber die Welt untergehen ließe, als ein Titelchen ſeiner koſtbaren Freiheit fahren zu laſſen, und das Recht der Polizei, in die Häuſer einzudringen, nie und nimmer zugeſtanden hätte, ſo erfand man einen Ausweg, und das Parlament erließ 1864 die „Contagious deseases Acts“, welches die Zwangsunterſuchung der Proſtituierten und Soldaten anordnete, und deren Zwangsheilung im Spital erlaubte. Obwohl die Konſtatierung deſſen, was eine Proſtituierte war, und in welchem Hauſe Proſtitution vor ſich ging, eben wegen der fortwährend zu Recht beſtehenden „Habeas-Corpus-Acte“, außerordentlich ſchwierig, umſtändlich, und ohne das Mitwirken der beſſeren dieſer Häuſer unmöglich geweſen wäre, ſo konnte doch Dr. Jeannel ſchon 1874 eine bedeutende Abnahme der

Sifilis in der Armee konstatieren. Nun aber geschah das Außerordentliche. In dem gleichen Jahre, in dem Jeannel seinen triumphierenden Bericht abschließen konnte, bildete sich unter Anführung einer Pastors-Frau, Mrs. Butler, die „british continental liga", deren erster Zweck die Abschaffung der „Contagious deseases Acts" war, deren weiteres Ziel die gänzliche Unterdrückung der Prostitution auf internationalem Wege ins Auge faßte. In den Programmen dieser Liga, die sich bald auf den ganzen Kontinent ausdehnte, finden wir folgende, moralische wie politische Motive gleicher Weise verwendende, Forderungen und Ansichten: Die öffentliche reglementierte Prostitution ist ein Unding, ein vom Staat arrangierter Skandal, und muß aufgehoben werden; die private Prostitution, worunter jeder außereheliche, geschlechtliche Verkehr zu verstehen ist, ist weder ein Vergehen, noch ein Verbrechen, und gehört nicht in den Bereich des Strafgesetzes; mag der Staat jede öffentliche Anreizung zur Unzucht, z. B. auf der Straße, bestrafen; die freie und private Prostitution dagegen soll er, so lange sie kein öffentliches Ärgernis hervorruft, ignorieren; wenn erwachsene Personen beiderlei Geschlechts sich in ihren Gemächern prostituieren wollen, so ist es ihre Sache; es ist nicht angängig, daß Freiheit und Person einer Kategorie von Frauen der arbiträren Gewalt der Polizei überliefert werde; die zwangsweise Untersuchung einer englischen Frau verstößt gegen die Begriffe der englischen Freiheit und gegen die Gesetze der Sittlichkeit; jedes Weib hat das Recht, über ihren Körper zu verfügen; selbst die zwangsweise Verbringung ins Hospital zur Heilung einer bestimmten Krankheit verstößt gegen die individuelle Freiheit des Menschen u. s. w. — Man sieht, wie hier die Geister aufeinanderplatzen. Noch in den 60er Jahren hatte der kühle, administrative Duchatelet in Frankreich behauptet: Die Prostituierten verdienen die Verachtung, die man ihnen entgegenbringt; sie haben das Recht des Menschen auf individuelle Freiheit verwirkt; es ist in der Ordnung, daß man sie unter speziale Polizeigesetze stellt; die Prostitution ist ein Verbrechen (un délit); — und jetzt reklamiert Mrs. Butler für die Prostituierte im Namen der Menschenrechte die persönliche Freiheit und Unverletzlichkeit. — Die Erfolge der Liga waren unerwartete und glänzende. Hohe Beamte, Parlamentarier, Ärzte schlossen sich ihr an. Große Geldmittel wurden zu ihrer Verfügung gestellt. Unter dem Einfluß der „englischen Schule" ersetzte Minister Crispi 1888 in Italien das ältere Prostitutions-Reglement Cavours durch ein neues, im Geiste dieser Schule, trotz des Widerspruchs des Hygieniker-Kongresses zu Bologna. Auf die Schweizer Verhältnisse hat das englische Programm seine deutliche Wirkung ausgeübt. 1889 feierte die Liga in Genf ihren V. internationalen Kongreß. Und — last not least — bereits 1874 hat sie die „Contagious deseases Acts" im Par-

lament zu Fall gebracht, womit die zwangsweise Untersuchung einer englischen Frau aufgehoben und der Sifilis der freie Gang durch die englischen Großstädte wieder eingeräumt ward.

Auch in Dänemark erlangte 1874 eine Bestimmung Gesetzeskraft, welche zur Verhütung venerischer Ansteckung die zwangsweise Untersuchung der Prostituierten anordnete. Sofort bildete sich gegen dieses Gesetz ein „Verein zur Abschaffung der Prostitution", welcher, wie in England, dem Staat vorwirft, die zwangsweise Untersuchung der Mädchen sei eine Verletzung der Scham und der individuellen Freiheit, auf welch letztere beide Geschlechter Anspruch hätten.

Man mag über die Übertreibungen der Abolitionisten, unter welchem Namen die englischen und gleichgeartete Anschauungen zusammengefaßt werden, denken, wie man will, es geht ein frischer Zug durch sie, und die verlangte Gleichstellung des Weibes mit dem Mann hinsichtlich außerehelicher geschlechtlicher Beziehungen bricht wie eine Sonne aus dem schmutzigen Gewölk jahrhundertelanger Entehrungen, Beleidigungen und Niederträchtigkeiten, die man dem Weib wegen ihres Verkehrs mit dem Manne zugefügt hat, hervor. Man wäre fast versucht, dem alten, trivialen Spruch: „Zum Heiraten gehören Zwei" im Hinblick auf die willkürliche Polizeibehandlung, der man das Weib allein aussetzt, die moderne Wendung zu geben: Zum Prostituieren gehören Zwei. Warum also nur den einen Teil bestrafen? — „Die Sinnlichkeit des Jünglings, und nicht die der Jungfrau, ruft in erster Linie das Gewerbe der Prostitution hervor. Immer sehen wir den Mann als Schöpfer und Erhalter der Prostitution — cherchez donc l'homme!" sagt Du Mont in „Das Weib", philos. Briefe. Leipzig, Brockhaus 1879 (pag. 113). — Es ist Zeit, daß in dieser Richtung auch in die Prostitutions-Litteratur ein besserer Ton kommt. Die meisten Schriftsteller über diesen Gegenstand von Duchatelet bis auf unsere Tage schlagen schon in den Vorreden zu ihren gelehrten Abhandlungen einen Ton an, als handelte es sich um das Schmutzigste und Filzigste, was es auf Gottes Erdboden giebt. Was unsere Altvordern, die Minnesänger und Schwank-Erzähler, einfach als das „berühmte Minnespiel" scherzweise abthun, das ist für diese Katheder-Herren irgend ein Leichengeschäft, die Sektion eines Pestkranken, mit dem sie nie in ihrem Leben in Berührung gestanden. — Nehmen wir, was zur Menschheit gehört, ruhig bei uns auf, da es das Unsere ist, und wir alle dafür verantwortlich sind; und reden wir nicht, als wären wir unnahbare Apollos, und die Andern Bestien und Larven. — Man muß fast bis auf Luther zurückgehen, diesen Bismarck des gesunden Menschenverstandes im 15. Jahrhundert, um auf durchaus nüchterne, unkomplizierte und natürliche Meinungen über das Geschlechtsleben zu stoßen.

In seinen Predigten „Über die Ehe" sagt er — aber nicht im Hinblick auf die Ehe, sondern im Hinblick auf das unnatürliche Cölibat der katholischen Kirche, also im Hinblick auf das Geschlechtsleben überhaupt —: „Gott schuf den Menschen, daß es ein Männlin und Fräulin sein sollt. Aus dem Spruch sind wir gewiß, daß Gott die Menschen in die zwei Teil geteilet hat, daß es Mann und Weib, oder ein He (das englische he = Er) und Sie sein soll. . . . . Denn dies Wort, da Gott spricht: Wachset und mehret Euch, ist nicht ein Gebot, sondern mehr denn ein Gebot, nämlich ein göttlich Werk, das nicht bei uns stehet, verhindern oder nachzulassen, sondern ist eben also not, als daß ich ein Mannsbild sei, und nötiger denn Essen und Trinken, Fegen und Auswerfen, Schlafen und Wachen. Es ist ein eingepflanzte Natur und Art, ebensowohl als die Gliedmaß, die dazu gehören. Darumb, gleichwie Gott niemand gebent, daß er Mann sei oder Weib, sondern schaffet, daß sie so müssen sein; also gebeut er auch nicht sich mehren, sondern schafft, daß sie sich müssen mehren. Und wo man das will wehren, da ist's dennoch ungewehret, und gehet doch durch Hurerei, Ehebruch und stumme Sünde seinen Weg. Denn es ist Natur und nicht Willköre hierinnen." (Frankfurter Ausgabe von Luthers Werken. Predigten, Bd. I, 508.) Hat nicht Luther erklärt, die Keuschheitsgelübde der Nonnen seien, als gegen die Natur, falsch und zu brechen? Hat Luther nicht erklärt, eine Frau, deren Mann nach Eingehen der Ehe sich als „untüchtig" erweise, dürfe die Ehe brechen, und „ihren Mann betrügen, da auch er sie betrogen"? —

Hat nicht Luther — nicht einmal, sondern mehreremal — offen eingestanden, daß er — nicht einmal, sondern mehreremal — außerehelichen Umgang gehabt? — Ja mit der „stummen Sünde" berührt Luther, dieser Pathologe von Gottes Gnaden, unser modernstes Zeitalter mit seinen Gebrechen. Blicken doch die Herren Moralisten, und diejenigen, die die Prostitution „immer und unter allen Umständen" bestrafen und mit Stumpf und Stil ausrotten möchten, ein wenig in die Krankenbögen der „Psychopathia sexualis", über die jetzt Abhandlungen in Menge emporschießen, wo den pervertierten Männern Pagina pro Pagina als die einzige, normale, „von Gott und der Natur gewollte", letzte Rettung aus fürchterlichem, moralischem Elend, zur Befriedigung des Geschlechtstriebs das — Freudenhaus empfohlen wird. — Zur „moralischen" Rettung wird von einem Krafft-Ebing das Freudenhaus empfohlen, das von den Moralisten als die Summe aller Unmoral bezeichnet wird! Giebt das nicht zu denken? Zeigt uns das nicht, daß die Welt vielseitiger, variabler, verwickelter, die Leidenschaften und Triebe tiefer verankert, verstrickter und rätselhafter sind als die Herren, die die Moral in Paragraphen fassen, auch nur ahnen? Daß es die

Menſchenherzen ſind mit ihren Affekten und Impulſen, die im Grund genommen bis heute die gleichen geblieben ſind, während die Anſichten der Moralſchreiber ſich ſtets geändert haben. (Man denke von Duchatelet bis auf Mrs. Butler.) Und daß ſie, die Propheten, es ſind, die zu dieſem Berg der nie wankenden menſchlichen Anlage kommen müſſen, nicht umgekehrt! — „Es iſt ein großes Unglück für die Menſchheit, daß die Heuchler in die Frage der Proſtitution ſich einmengen!“ ſagt Kühn in „Die Proſtitution des 19. Jahrhunderts, 4. Aufl. 1892“. Es ſind nicht immer Heuchler, welche unberufen ſich einmengen. Leute, wie Paſtor Stursberg ſind keine Heuchler. Das Unglück iſt, daß diejenigen, die bei Abfaſſungen von Verordnungen hinſichtlich des Proſtitutions-Weſens ein Wort mitzuſprechen haben, meiſt über die Jahre ſexueller Erregung hinaus ſind, und jede leiſe Erinnerung an ihre Jugendjahre mit bureaukratiſchem Zornesblick zurückweiſen würden; während die Jungen, um die es ſich doch handelt, und die um ihres körperlichen und geiſtigen Wohlbefindens willen auf Proſtituierte angewieſen ſind, zwar dieſe Philiſter verlachen, aber ihren deſpektierlichen Anordnungen ſich fügen müſſen, und nicht in die Lage kommen, auf den Geiſt dieſer Verordnungen irgend welchen Einfluß auszuüben. Daß ein Fünfzigjähriger nicht mehr mit den Augen eines Zwanzigjährigen ſehen, nicht mehr mit deſſen Herz empfinden kann, darin liegt die Urſache der oft unglaublichen Roheit und Härte, mit der die in Rede ſtehenden Verordnungen abgefaßt ſind. Tarnowsky ſagt: „Die Zeit der geſchlechtlichen Reife, die Kraft und Intenſität des Geſchlechtstriebes ſind ebenſo, wie die moraliſche und phyſiſche Individualität überhaupt, bei verſchiedenen Menſchen äußerſt mannigfaltig, und laſſen ſich nicht einer ſittlichen Theorie zu Gefallen auf ein gemeinſames, unveränderliches Maß zurückführen. Geſchlechtliche Enthaltung wird von Einem gut vertragen, während ein Anderer, findet er nicht Befriedigung, Sinnestäuſchungen unterliegt, oder durch Onanismus unrettbar zu Grunde geht.“ (Briefe über Proſtitution, Leipzig 1890.) Dies geht auf den Mann. Aber reden wir einmal vom Weib. Daß ſich ein Weib „Mehreren hingiebt“, was die Moraliſten als le comble du comble von Schlechtigkeit anſehen, und geradezu als den Treffpunkt für die geſetzliche Determinierung, iſt ihrer natürlichen Anlage, von der Tarnowsky ſpricht, durchaus angemeſſen. In der Proſtitution, in dem Feilbieten ihrer Reize an den Mann von Seite einer Frau, kommt nicht nur die quantitativ erhöhte ſexuelle Thätigkeit des Weibes innerhalb eines beſtimmten Zeitraums im Gegenſatz zum Mann zum Ausdruck, die größere Rezeptivität bei ihr gegenüber der geringeren Produktion bei ihm, — auf gut Deutſch geſagt: daß ein Weib in einer beſtimmten Zeit mehr Männer, als ein Mann Weiber haben kann, — nicht

nur diese natürliche Beanlagung kommt in der Prostitution zum Ausdruck, sondern auch die ästhetisch-moralische Seite des Weibes, welches die Natur angewiesen hat, stets zu locken, zu verführen, um unter den Gelockten, den Verführten den Passenden auszusuchen; um dann, nachdem dies geschehen, immer wieder zu locken, immer wieder auszusuchen; da sie ja auf Grund ihrer physiologischen Anlage es kann; während der Gelockte und Befriedigte eben fürs Erste nicht mehr gelockt werden kann; alles dies, damit die Natur ihren Zweck, der in der Richtung der Konzeption geht, unter allen Umständen erreicht; also das Gegenteil von „Treue". — In der gesamten Natur, von den niedrigsten bis zu den höchsten Organismen, finden wir eine ungeheure Proliferation jener Elemente, die die Erhaltung der Art bezwecken. Wo hunderte von Eiern genügten, produziert sie tausende. Wo tausende von Samenzellen genügten, schafft sie hunderttausende. Man hat berechnet, daß beim Bandwurm von einer Million Eiern nur eins zur Weiterbildung gelangt. Zwei Jahre Zeugungsfähigkeit würden beim Mann genügen, die Nachkommenschaft zu sichern. Die Natur verleiht ihm ein halbes Jahrhundert. Und es liegt nicht in unserem Belieben, sie auszuüben oder nicht; außer mit schwerer Schädigung. Wie Luther in seiner unvergleichlichen Weise sagt: So wenig es von Deinem Willen abhängt, Mann oder Weib zu sein; so wenig hängt es von Deinem Willen ab, die Geschlechtsthätigkeit auszuüben oder nicht. Du mußt. Nur „die von Mutterleib aus Untüchtigen", die Zwitter, und die „Verschnittenen" nimmt er aus. — Und so verwirklicht die Natur ihren Willen in unsern Weibern, die Fortpflanzung unter allen Umständen zu sichern. Alle unsere Weiber locken, und müssen und sollen locken. Vor und nach der Ehe. Und sie drücken dies instinktiv in der Kleidertracht aus, welche die Reize prominieren läßt, vor und nach der Ehe. Unsere Weiber locken auf der Straße, von der Equipage aus, im Salon, im Theater, vom Fenster des Privat- wie des Freudenhauses aus. Nur nennt man es im letzteren Falle nach bureaukratischer Auffassung „verwerfliche Anlockung zu unsittlichen Zwecken"; in den vorhergehenden Fällen „Ball", „Thé dansant", „Korso", oder wie immer. Aber die Natur kennt diese Unterschiede nicht. Man sage nicht, im Kulturstaat müßten diese Unterschiede gezogen werden; in dem einen Fall, der Lockung der Dirne, fehle der vom Naturtrieb gewährleistete Rückhalt, die physiologisch-sexuelle Forderung; in den anderen Fällen, auf dem Ball, im Theater ꝛc. finde das natürliche Verlangen eine legale Stätte zu seiner Verwirklichung. Nein! Das wäre eine kurzsichtige, polizeilich-bureaukratische Auffassung, die ihre Diener mechanisch auswendig lernen läßt, was gut und was schlecht ist. Die Lockung des Weibes ist physiologisch, und dem moralischen Gradmesser nach, immer die gleiche. Auch auf dem Balle

lockt das feinſte Mädchen, nicht, um dem ſexuellen Trieb zu genügen, ſondern um verſorgt zu werden. Was ihr die Natur gab, iſt nicht die Heftigkeit des ſexuellen Verlangens, ſondern die Unwiderſtehlichkeit ihrer Lockung. Und ebenſo lockt das Freudenmädchen, um — verſorgt zu werden; wenn auch auf kürzere Zeit. Die Lockung beider verſpricht dem Manne Genuß, nicht ſich. Was die Lockung beider ſich ſelbſt verſpricht, iſt — Vorteil. Heiße er nun Ehe oder ein momentanes, pekuniäres Äquivalent. Man wird auf die Frage, was natürlicher ſei, Ehe oder Proſtitution, unter 100 Fällen gewiß 99 Mal die auswendig gelernte Antwort des Moral-Kodex hören: Die Ehe! Das iſt unrichtig. Die Ehe iſt eine künſtliche Inſtitution. „Drum wiſſe — ſagt Luther —, daß die Ehe ein äußerlich, leiblich Ding iſt, wie andere weltliche Handtierung.“ Die Ehe zwängt die Naturtriebe in eine Inſtitution ein, wo ſie notwendig mehr oder weniger verkümmern, verſchlaffen müſſen; ſie führt die Naturtriebe ſozuſagen gezüchtet in der Manege vor. Für Staat, Geſellſchaft und Civiliſation iſt die Ehe unentbehrlich. Aber die Geſchädigte iſt die Natur. Und ſie rächt ſich, im Gegenſatz zu der glücklichen, harmoniſchen Veranlagung der ſogenannten „Kinder der Liebe“, mit einer celebral-einſeitigen, gemütlich verkümmerten Nachkommenſchaft bei den ſogenannten Vernunftehen. —

Daß die Proſtitution eine natürliche und notwendige Einrichtung iſt, ſo natürlich und notwendig wie die Ehe, und älter wie dieſe, darüber kann bei Einſichtigen kein Zweifel aufkommen. Wir wollen hier nicht weiter auf die hygieniſchen und bureaukratiſchen Maßnahmen, die Kontroll- und Überwachungs-Syſteme, ohne die die Proſtitution in einem civiliſierten Staate nicht beſtehen kann, eingehen. Dies iſt in Spezialarbeiten zur Genüge geſchehen. Wir verſuchten nur zu zeigen, daß alle Verſuche, die Proſtitution zu unterdrücken, von Karl dem Großen bis auf Wilhelm den Siegreichen fehlgeſchlagen ſind; daß ſie immer diejenigen, zu deren Rettung ſie unternommen wurden, Moral und Geſellſchaft, ſchwer geſchädigt haben; und daß diejenigen Länder, die, wie Frankreich, wie einige Städte in Deutſchland, unter Beiſeitelaſſung des moraliſchen Geſichtspunktes, rein adminiſtrativ, aber ehrlich und human, ſich mit der Proſtitution beſchäftigten, am beſten mit ihr auskamen, und alle dabei intereſſierten Teile befriedigten. Und wir haben ferner gezeigt, wie gegenwärtig allerorts eine mächtige Bewegung emporwächſt, die, nachdem die Proſtitution, oder beſſer geſagt, der außereheliche Geſchlechtsverkehr, in unſerer der Ehe abholden Zeit als eine unvermeidliche und naturgemäße Erſcheinung aufgefaßt wird, es als Schmach empfindet, daß die dabei engagierten Mädchen einer menſchenunwürdigen Behandlung ausgeſetzt werden.

Nicht an die Schloßkirche zu Wittenberg, aber an die Wand jedes

polizeilichen Untersuchungs- und Anmelde-Saals für Freudenmädchen möchten wir folgende 15 Thesen anschlagen:

1) Die Ursache der „Prostitution" sind die Männer.

2) Die Freudenmädchen sind Menschen, und verdienen die Behandlung von Menschen, was auch Universitäts-Professoren, Bureaukraten und andere Lohnschreiber im Banne des gefesselten Gedankens dagegen offen oder versteckt sagen mögen.

3) Der Unterschied zwischen der Ehefrau und dem Freudenmädchen, der im Lichte einer geläuterten Naturbetrachtung Null ist, ist durch eine falsche Kulturauffassung so erweitert worden, daß das Freudenmädchen fast zum Tier herabgewürdigt wurde. Es ist Pflicht des Staates, diese Auffassung aus den Reihen der mit der Überwachung des Freudenmädchen-Wesens betrauten Organe zu verbannen.

4) Die Bezelchnung „Prostituierte" ist ein verächtlichmachendes Fremdwort, welches lateinisch verhüllt, was sich in der Landessprache nicht zu geben getraut. Der Deutsche ist gewohnt, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Die ältere Bezeichnung Freudenmädchen ist richtig und erschöpfend. Wer aus dieser Quelle je Freude bezogen, habe den Mut, diese Bezeichnung anzuwenden.

5) Es ist undeutsch, feig, und Zeichen einer ethisch tiefstehenden Geistesanlage, wenn Männer, die — und das sind die Meisten und Tüchtigsten — von Freudenmädchen Freude genossen, sie eben wegen dieses Umstandes beschimpfen, als genus neutrum betrachten, und derart die Partnerinnen ihrer eigenen Rasse tiefst in der Abschätzung herabzudrücken bestrebt sind.

6) Die Basis für die menschenunwürdige Behandlung der Freudenmädchen ist die pietistisch gewendete christliche Moral-Doktrin, mit der sich der Staat stellenweise identifiziert. — Die Quintessenz dieser christlichen Moral war Nächstenliebe, Mitleid mit den Armen und Schwachen; was diese Armen und Schwachen in Gestalt von Freudenmädchen im Namen dieser Moral schon alles haben erdulden müssen, ist bejammernswert.

7) So wenig es gegen den Hunger eine Moral giebt, die sättigt, so wenig gegen den Geschlechtstrieb eine, die befriedigt.

8) Es ist ein Unglück, daß an Leib und Seele Geschlechtslose oder Geschlechtsschwache vorwiegend über das Freudenmädchen-Wesen sich äußern, und seine Maximen bestimmen; während Geschlechtstüchtige der Frage aus dem Wege gehen.

9) Wäre alles das gegen die Ehe versucht worden, was seit Christi Geburt gegen das Freudenmädchen-Wesen unternommen worden, die Ehe wäre längst verschwunden aus unseren Einrichtungen. Dies spricht nicht für die Ehe.

10) Jedermann sieht ein, daß es Leute geben muß, die gegen Remuneration für die Befriedigung unserer körperlichen und geistigen Bedürfnisse Sorge tragen; Wirte für die Befriedigung unseres Hungers; Bierbrauer für die Befriedigung unseres Durstes; Theaterunternehmer für die Befriedigung unserer Schaulust; Konzertunternehmer für die Befriedigung unserer musikalischen Bedürfnisse; nur daß es Mädchen geben soll, die für Befriedigung des stärksten der menschlichen Triebe, des Geschlechtstriebes, Sorge tragen sollen, das sehen — Ungebildete wohl — aber viele Gebildete nicht ein.

11) Die Meinung, daß die Freudenmädchen vor ihrem Metier Abscheu empfinden, ist ebenso unrichtig, wie die, daß sie sich zu anderen Berufsarten eignen, oder gerne heranbilden lassen; obwohl ihnen das angeblich Abscheuliche ihres Berufs seit Hunderten von Jahren in wahrhaft deutlicher Weise zu verstehen gegeben worden ist. Trotz aller Obstruktionsmaßregeln sagt ihnen ihr scharfer Instinkt, daß sie nichts der Natur Konträres thun.

12) Es fehlt nicht an Stimmen, welche, durch die wiederholt vorgekommene spontane Umgestaltung von weiblichen Besserungsanstalten in Bordelle, und andere ähnliche Erfahrungen, stutzig gemacht, die Meinung aufstellten, der größere Teil der Freudenmädchen sei ebenso für seinen Beruf prädestiniert, und werde keinen anderen so glücklich ausfüllen, wie man dies bis jetzt nur bei Künstlern, Dichtern, Musikern und Theologen annahm. (Pauline Tarnowsky, „Etude anthropométrique sur les prostituées. Paris, 1889.")

13) Das größte Paradoxon im Freudenmädchen-Wesen ist, daß die meisten von jenen, die von der absoluten Notwendigkeit dieser Institution fest überzeugt sind, sich mit Aufzählung der Ursachen abmühen, die die betreffenden Mädchen zu ihrem Beruf bringen, und Mittel und Wege ausforschen, um dieselben davon fern zu halten.

14) Von den alten Völkern hatten die einen die „Prostitution" unter dem Deckmantel der Religion; die andern unter dem Deckmantel der Gastfreundschaft; bei uns im Abendlande hofften Einsichtige, sie werde unter dem Deckmantel des Gesetzes existieren können; aber die Gesetze aller Länder haben ihr nacheinander jeden Schutz verweigert; trotzdem existiert sie; und zwar ohne Deckmantel; sozusagen nackt; läge es nicht nahe, ihr wenigstens ein Kleid zu geben?

15) Da die Eheschließungen bekanntermeise von Jahr zu Jahr abnehmen, so muß, wenn nicht inzwischen ein Wunder geschieht, und der appetitus carnalis durch göttliches Eingreifen in eben dem Maße vermindert wird, das Freudenmädchen-Wesen zunehmen. Bis zum Eintritt dieses Wunders, welchen wohl jene am heißesten wünschen möchten, die die Welt

von den sogenannten „ewigen Grundsätzen der Sittlichkeit“ reglert glauben, dürfte es wohl angezeigt sein, eben jenes Freudenmädchen-Wesen, bei seiner wachsenden Zunahme, so human, menschlich, offenkundig, ehrlich und anständig als nur möglich zu gestalten. —

Karl Bleibtreu als Dramatiker.

Ein Wort an die deutschen Bühnenleiter von Hans Merian.

(Leipzig.)

III.

Das Genie und dessen Stellung zu seiner Umgebung, zur Welt, bildet eines jener Probleme, die Karl Bleibtreu ganz besonders beschäftigen. Aus allen seinen größeren Dichtungen, ja sogar aus seinen kritischen Werken, klingt bald lauter, bald verhaltener jener Protest des kraftvoll-genialen, seines Selbst und seiner Daseinsberechtigung vollbewußten Einzelindividuums gegen die Gesamtinstinkte der alles nivellieren wollenden und so alles auf ihr eigenes sehr niedriges Niveau herabziehenden breiten Herdenmasse hervor. Es ist dies das Problem von „des Künstlers Erdenwallen“, das alle unsere Denker, alle unsere Dichter und alle unsere Künstler ewig beschäftigt hat und immerdar beschäftigen wird, und mit dem sich jeder Nicht-Herden-Mensch seiner eigenen Individualität und seinem Temperament gemäß abfinden muß. Doch wie verschieden sich auch das Problem in den Werken der einzelnen Künstler gestalte, es ist immer und überall jener alte Titanentrotz, der im Moses des Michel-Angelo aufblitzt, der in Händels „Halleluja“, den Hörer zermalmend, das Bild der unerbittlichen Gottheit zu entschleiern sucht, der sich in den Jugendwerken Schillers gegen die Misere des Lebens aufbäumt, der in Beethovens Symphonien mit dem Schicksal ringt und in Wagners großem Trauermarsch in der „Götterdämmerung“ um ein in den Sünden gemeiner und platter Alltäglichkeit untergehendes Göttergeschlecht klagt. Durch Bleibtreus Werke zieht sich dieses Motiv wie ein roter Faden, und deshalb eben machten zwei sich der Welt gegenüber kraftvoll durchsetzenden Ich-Gestalten den größten Eindruck auf seine Phantasie: Byron und Napoleon, das Genie des Gedankens und das Genie der That.

Der große englische Dichter-Lord, den Bleibtreu übrigens auch zum Mittelpunkt eines Romans („Der Traum“) gemacht und dem er in seiner

berühmten „Geschichte der englischen Litteratur“ ein unvergleichliches Denkmal gesetzt, beschäftigte den jungen Dramatiker auch nach Vollendung von „Byrons letzte Liebe“ noch weiter. Hatte er uns in diesem Drama den Dichter im Ringen mit der Welt und mit sich selbst dargestellt und uns, in jener schönen Wandlung des träumerischen Geisteshelden zum Helden der That, die Selbstaufopferung des Dichters vor Augen geführt, so gestaltete sich ihm nun die Kehrseite des Problems, d. h. die Frage: Wie stellt sich die Welt zum Genie? zu einem zweiten Drama, das den Titel führt: „Seine Tochter“.

„Seine Tochter“ ist unstreitig eines der interessantesten Werke der neueren dramatischen Litteratur, und es wäre eine verlockende Aufgabe, durch eine eingehendere Zergliederung dieses Dramas nachzuweisen, wie es Bleibtreu mit den einfachsten Mitteln gelingt, den dämonischen Zauber anschaulich zu machen, den ein Gedankenheld noch nach seinem Tode auf die Nachwelt ausübt, und wie er dadurch nicht nur, wie behauptet wurde, die Darwinsche Descendenztheorie geistreich beleuchtet, sondern auch hauptsächlich den Sieg der Idee, den Triumph des Dichters und seiner Gedankenschöpfung über die Welt der spießbürgerlichen Vorurteile und vornehm überfirnisten Gemeinheit in geradezu einziger Weise zur Darstellung bringt. Doch wir müssen uns hier mit diesen Andeutungen begnügen, um hauptsächlich die theatralische Wirkung des Stückes ins Auge zu fassen.

Der äußeren Gestalt nach ist „Seine Tochter“ ein Konversationsstück; aber auch nur der äußeren Gestalt nach; denn sowohl inhaltlich als auch in seiner Bühnenwirkung geht das Drama über das sogenannte Konversationsstück weit hinaus. Wohl sucht der Dichter, besonders in den ersten Akten, hauptsächlich durch geistreichen und äußerst fein pointierten Dialog zu wirken, doch kommt es ihm in erster Linie immer darauf an, ein gewisses Stimmungsbild zu erzielen und den tiefen poetischen Grundgedanken des Dramas zum Ausdruck zu bringen.

Das Stück spielt um die Mitte des 19. Jahrhunderts; der Inhalt ist kurz folgender:

Adah, Byrons Tochter, die Heldin des Stückes, ist von ihrer Mutter, der geschiedenen Gattin des Dichter-Lords, in tiefem Haß, ja in Verachtung ihres Vaters erzogen worden; zudem wurde von der strenge und engherzig Überwachten alles ferne gehalten, was ihr den Ruhm ihres Vaters hätte verkünden können. Adah weiß nicht, daß ihr Vater einer der bedeutendsten Menschen, einer der größten Dichter nicht nur Englands, sondern aller Zeiten und Völker. Die von „Respektabilität“ strotzende Londoner Gesellschaft hat den Dichter geächtet, wenn sie sich auch dem Einfluß seines Geistes kaum entziehen kann; und Lady Byron selbst, ein würdiges Mitglied dieser Gesellschaft, ist in ihrer moralinsauer reagierenden „Anständigkeit“ überall die

Erste, wo es gilt das „Kreuziget ihn" über ihren geschiedenen und als Held gefallenen Gatten zu rufen. Der erste Akt führt uns diese Anstands-priester und -Priesterinnen in prägnanter Zeichnung vor. Wir wohnen einem sogenannten Rout bei Lady Lamb bei. Diese Lady Lamb, eine frühere Geliebte Lord Byrons, die sich, nachdem er sie verlassen, durch einen dreibändigen Pamphletroman an dem Unsterblichen zu rächen gesucht, ist nun eine Busenfreundin der geschiedenen Gattin des Dichters, und natürlich eine Oberpriesterin des Anstandsgötzen. Ihr Salon, der die schönsten Exemplare des spießbürgerlich-vornehmen Pharisäertums vereinigt, zeigt uns die Welt, mit welcher der Dichter zu kämpfen hatte. In diese Welt tritt nun Adah zum ersten Male als Verlobte des Lord Lovelace, der um sie gefreit — um Sensation zu machen, um in Mode zu kommen, und in ihrer völligen Unkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse schreibt sie das Aufsehen, das sie als „seine Tochter" in der Gesellschaft hervorruft, einem unerhörten Skandal zu, als dessen Urheber sie ihren Vater betrachtet, den geschiedenen Gatten ihrer Mutter, gegen welchen sich der ihr anerzogene Haß dadurch noch vermehrt. Doch bald dämmert es in ihrem scharfen Geiste, daß sich nicht alles so verhalten könne, wie man es ihr erzählt, und als sie Oberst Wildman, ein wirklicher Freund ihres verstorbenen Vaters, mit ihrem Bräutigam auf das in seinen Besitz übergegangene Stammschloß der Byrons einlädt, nimmt sie, trotz dem Widerstreben ihrer Mutter, diese Einladung an, fest entschlossen, selber zu forschen und das Geheimnis zu enthüllen, das man ihr zu verbergen sucht.

Hier, in Newstead-Abby (2. Akt), wo die Erinnerungen an ihren Vater auf Schritt und Tritt sich ihr entgegendrängen, in diesem Schloß, das „immer noch das Schloß Lord Byrons genannt wird", beginnt sich ihr der Schleier zu lichten. Sie erkennt ihren Vater, seine Größe und seine Leiden, und schließlich auch seine Werke. Und mit dieser Erkenntnis entwickelt sich ihr eigener Charakter — das Byronische Element kommt in ihr zum Durchbruch. Dadurch entfremdet sie sich immer mehr von ihrem Gatten, dessen oberflächliches Wesen sie in keiner Weise zu fesseln vermag, während sie sich zu einem jungen Gesandtschaftsattaché, Mr. Montague, der gleichfalls als Gast in Newstead-Abby weilt, mächtig hingezogen fühlt, weil er ihr anders erscheint als die andern, auch geistreicher. Die Ärmste weiß ja nicht, daß die Sprüche der Weisheit, die der junge Salonlöwe im Munde führt — Citate aus ihres Vaters Werken sind. So gilt denn auch diese Neigung eigentlich dem Geiste ihres Vaters. Hierin liegt — wie Biesendahl richtig bemerkt — ein sehr feiner Zug des Dichters.

Diese Neigung zu Montague führt zu Komplikationen, die der Handlung des Dramas Spannung und Leben verleihen. Ein Duell zwischen

Montague und Lovelace wird durch den Byronschwärmer Orsay verhindert, der seinerseits alsdann Montague im Duell erschießt. Der ihr so verhaßte Skandal droht Adah also aufs neue, und diesmal soll sie selbst die Ursache sein, sie, „Seine Tochter", der nach Ansicht aller „Respektablen" der Skandal gleichsam vererbt und angeboren. Aber sie ist nicht mehr die alte Adah. Das Geheimnis ihres Vaters hat sich ihr nach und nach ganz enthüllt, sie weiß, wer er war und kennt seine Bedeutung — und als sie dann in der prächtigen Szene im Grabgewölbe (5. Akt) auf Byrons Grabmal die Worte erblickt: „Gefallen im 36. Lebensjahr bei dem glorreichen Versuch, Hellas seine alte Freiheit wiederzugeben", da vermag ihr schwacher Körper den so machtvoll auf sie eindringenden seelischen Erschütterungen nicht länger zu widerstehen — ein Blutsturz macht ihrem Leben ein Ende, nachdem sie noch die prächtigen, an sie gerichteten Verse ihres Vaters aus „Childe Harold" kennen gelernt:

„Mein Kind, mit deinem Namen hob ich an,
Mit ihm, o meine Tochter, schließe ich:
Dich hör und seh ich nicht, — niemanden kann
Dein Bild jedoch erfüllen, so wie mich.
Und durch der Jahre Dunkel grüß ich dich:
Seh ich dich nie, mischt meine Stimme doch
Einst sicher deiner Zukunft Bilder sich
Und schwellt dein Herz, wenn kalt das meine, hoch —
Ein Ton, ein Zeichen von des Vaters Grabe noch." ꝛc.

Unter den Versen ihres Vaters, die wie ein Gruß aus der Ewigkeit zu ihr herübertönen, verscheidet sie. Mit den ergreifenden Worten Wildmans schließt das Drama:

„Wer das ewig Schöne mit Augen schaute, der siecht dahin und der sterbe nur! Denn ihm ist der Tod Erfüllung.

Tochter des Dichters, ich betraure dich nicht. Ob dein Unsterbliches sich dem heiligen Geiste mischt, der unveräußerlichen Weltenflamme, deren glühendster Strahl sich in schwächerer Schale auf dich vererbte — oder ob nun für immer in kalter Asche der heilige Funken erlischt — — besser für dich der frühe Tod als langes Leben.

Wehe den Unseligen, die durch Schicksalsfügung einen Strahl des Genius in unbewußter Seele tragen und dran ersticken, eh ihnen das Ideal zum Bewußtsein kam.

Nur eins kann ihrem Leben noch Wert verleihen: Das ist die Liebe, bewundernde Liebe für etwas Höheres.

Aber diese Liebe ist tödlich — denn ihr Motto heißt: Zu spät!" ——

Auch dieses Drama müßte auf der Bühne großen Eindruck hervorbringen. Die Handlung ist einheitlicher aufgebaut und strenger in sich geschlossen als in „Byrons letzte Liebe", die Steigerung schreitet von Akt zu Akt regelmäßig vor, und der sich allmählich vor dem Zuschauer entwickelnde Charakter der Hauptheldin läßt das Interesse am Gang der Handlung keinen Augenblick erkalten. Sogar mit dem an sich untergeordneten Element der Dekoration weiß der Dichter die Handlung seines Dramas äußerst stimmungsvoll zu unterstützen. Die Tableaux zeigen unter sich eine wirkungsvolle Steigerung. Dabei stellt der Dichter nirgends übertriebene oder gar unerfüllbare Anforderungen an Dekorateur und Maschinisten. Doch könnte gerade hier ein geschickter Regisseur mit einem nur mäßigen Dekorationsfundus sehr gute Effekte erzielen.

I. Akt: Buffetzimmer bei Lady Lamb mit Ausblick auf den hellerleuchteten Salon. Konventionell-elegante Ausstattung. Hier, wo die regen Expositionsszenen den Zuschauer vollauf in Anspruch nehmen, hat die Dekoration wenig Bedeutung, sie tritt daher ganz in den Hintergrund.

II. Akt: Vorhalle (Gartensaal) in Newstead-Abby mit Ausblick auf Terrasse und Park. Englische Gotik — aber nicht düster. Nur die Ahnenbilder geben dem Raum eine gewisse Feierlichkeit, die erst am Schluß des Aktes, bei Mondbeleuchtung etwas Gespenstiges gewinnt und den Auftritt Montagues als schwarzer Mönch begünstigt.

III. Akt: Szene im Park am See.

IV. Akt: Düstere gotische Halle à la Manfred I. Akt. Abendstimmung.

V. Akt: Zuerst Dekoration des zweiten Aktes — dann die Schlußdekoration: Das Grabgewölbe. Düsterer niedriger Raum. Fackelbeleuchtung.

Das Drama bietet auch sehr dankbare Rollen: Außer den uns bereits aus „Byrons letzter Liebe" bekannten Charakteren der Lady Blessington und des Grafen d'Orsay, der sich hier — den inzwischen verflossenen Jahren gemäß — ernster und charakterfester, reifer zeigt als im ersten Stück, fesselt uns besonders die Hauptheldin, Adah. Das moderne Repertoire unserer Bühnen ist nicht eben reich an wirklich sympathischen Frauengestalten, um so mehr ist es zu bedauern, daß die von reiner und erhabener Poesie umflossene Gestalt der Adah Byron, die sich den besten Schöpfungen unserer Klassiker an die Seite stellen kann, noch nicht zum dramatischen Leben erweckt worden. Sollte sich keine geniale Schauspielerin finden, die diesen Charakter kreieren wollte! Das reizende Gemisch von herber Jungfräulichkeit, unbewußter Genialität und glühender, wahrer Leidenschaft lebenswahr und überzeugend darzustellen, wäre gewiß eine Aufgabe, die einer großen Künstlerin würdig. Adah Byron ist eine „Naive" und doch weit mehr als das, mehr als man sich nach unseren banalen, ausgeleierten Rollenfachbegriffen

unter einer ſolchen vorzuſtellen pflegt. Wir haben hier weder ein „Gänschen von Buchenau“ noch den altbeliebten verlogenen „unſchuldigen“ Backfiſch, der es fauſtdick hinter den Ohren hat, vor uns, ſondern ein echtes Naturkind, eine keuſch verſchloſſene Mädchenknoſpe, die eine Zeit lang im Wachstum künſtlich zurückgehalten, ſich unter dem heißen Odem des auf ſie eindringenden Geſchickes plötzlich zur prachtvollen Centifolie entfaltet, leider zu ſchnell entfaltet — und, früh gebrochen, welk dahin ſinkt. Auch Lady Byron, die unverſöhnliche Gattin des Dichters, beſchränkt in ihrer „Reſpektabilität“ und ohne Fähigkeit, die Größe des Dahingeſchiedenen zu begreifen, iſt eine unendlich dankbare Partie, beſonders wenn ſich die Darſtellerin von unſchönen Übertreibungen fern hält. Das wäre vielleicht etwas für Frau Baumeiſter. Etwas ſchärfer zu pointieren wäre Lady Lamb, das Klatſchcentrum der faſhionablen Londoner Kreiſe. — Unter den Männerrollen bietet beſonders Oberſt Wildman dem Darſteller eine dankbare Aufgabe. Ich würde ihn einen durchaus biederen Charakter nennen, wenn die Ausdrücke „bieder“ und „Biedermann“ nicht in der letzten Zeit einen üblen Beigeſchmack erhalten hätten. Man denkt ſich, nach dem, was man ſo im Leben „Biedermann“ zu nennen pflegt, gar leicht darunter einen ſchlauen Heuchler, einen abgefeimten Halunken, kurz — eine Stütze der Geſellſchaft. Von alledem hat Oberſt Wildman nichts aufzuweiſen. Er iſt ein gerader, offener Charakter, männlich feſt, ſelbſtbewußt, ohne Aufgeblaſenheit, dem Freunde die Treue über das Grab hinaus bewahrend. Auch Mr. Montague, der nicht allzuſeltene Typus derjenigen Leute, die unter allen Umſtänden geiſtreich erſcheinen wollen, ſei es auch auf Koſten fremder Genialität, deren Gedankengold ſie in gangbare Scheidemünze umzuprägen ſtreben, und der etwas kauſtiſche Lord Mulgrave, ein echter Engländer mit ſeiner trockenen Ironie, ſind lebenswahre Geſtalten, die dem Schauſpieler viele intereſſante Momente darbieten.

Alles in allem muß nach dem Geſagten „Seine Tochter“ als ein höchſt wirkungsvolles Bühnenſtück erſcheinen. Von allen Gründen, die gewöhnlich für die Nichtaufführbarkeit von Bleibtreus Dramen ins Feld geführt werden, trifft hier überall gerade das Gegenteil zu. Das Drama iſt *nicht* zerfahren, die ſtraffe, einheitliche Kompoſition fehlt keineswegs, von ſogenanntem kraftgenialiſchen Schwulſt iſt nirgends die Rede. Die *beiden* Byron-Dramen Bleibtreus zeigen im Gegenteil eine erſtaunliche Reife und eine ungewöhnliche Gewandtheit im ſzeniſchen Aufbau und in der Beherrſchung der Form. Trotzdem beſitzen ſie alle liebenswürdigen Eigenſchaften echter, friſcher Jugendwerke. Sie ſind nicht mit dem grübelnden Verſtande zuſammenfpintiſiert, ſie ſind mit dem Herzen geſchrieben, und in den Adern ihrer Geſtalten pulſt das warme, rote Lebensblut eines genialen jungen Poeten. —

IV.

Das Genie muß, da seine Individualität abnorm stark entwickelt ist, da es sich mehr als Ich-Mensch fühlt als die anderen, die Durchschnittmenschen, mit seiner Umgebung, mit den breiten Massen und ihren Herdeninstinkten mit absoluter Naturnotwendigkeit in scharfe Widersprüche und Konflikte treten. Es ist dies der sich ewig wiederholende große, kulturgeschichtliche Kampf des Individualitätsprinzipes mit dem Associationsprinzip, des beweglichen, vorwärtsdrängenden Ich mit der stabilen, konservativen Menge, jener Kampf, auf dem in letzter Instanz jeder kulturelle Fortschritt beruht. Aber nicht nur im Großen spielt sich dieser Kampf ab, auch im Kleinen erkennen wir ihn. Jeder Mensch, sogar der geistig Arme, fühlt zu Zeiten den Drang, hinauszukommen aus der Misère des täglichen Lebens, sich zu erheben über die Armseligkeiten des eigenen Ich, den Drang nach Welt- und Selbstüberwindung, und in dieser Beziehung ist jeder Mensch — auch der unbedeutendste — ein Stückchen Genie. Dies mag ungefähr — nicht der äußerliche, wohl aber der innere Gedankengang sein, dem die beiden Dramen „Rache“ und „Auserstanden“ ihre Entstehung verdanken. Diesem Gedankengange gemäß haben wir es hier auch nicht mit großen Weltgemälden, sondern mit engen Genrebildern zu thun, das romantische Element wiegt vor, und es ist kein bloßer Zufall, daß sich Bleibtreu hier geradezu an bestimmte Romane anlehnte. In diesem Sinne fallen denn auch diese beiden Stücke einerseits aus dem Rahmen jener Bleibtreuschen Dramatik, mit der wir es in dieser Arbeit vorzüglich zu thun haben, heraus — andererseits aber bilden sie, wie wir sehen werden, gewissermaßen das Bindeglied zwischen den ebenfalls etwas romantisch angehauchten Byrondramen und Bleibtreus sozialen Schauspielen, darum seien sie hier wenigstens kurz erwähnt.

Als Mittelpunkt und Hauptfigur des dreiaktigen Schauspiels „Rache“ lernen wir den Grafen Edgar Starkenburg kennen, einen überaus leidenschaftlichen Menschen, der aus blinder Liebe zur Baronin Ernau, einer Sängerin und herzlosen Kokette, sogar seine ganze Carrière in den Wind schlagen will. Sein idealer Freund, der Damenporträtmaler Georg Licht, der, um sein Geschäft nicht zu schädigen und seinen Kundinnen interessant genug zu erscheinen, sogar seine Ehe verheimlicht, und dem die schöne Ernau natürlich ebenfalls gebührend nachstellt, sucht den Grafen dadurch zu „retten“, daß er ihn über den wahren Charakter der Ernau aufklärt; und zwar benützt er dazu das romantische Mittel, die Sängerin als Phryne zu malen und so öffentlich an den Pranger zu stellen. Seine „Rettung“ bekommt ihm indessen schlecht, denn die abgeseimte Ernau weiß so geschickt die Madame

Potiphar zu spielen, daß der racheschnaubende Graf Starkenburg seinen unschuldigen Freund im Duell über den Haufen schießt. Wie das in Romanen immer und leider im Leben auch manchmal zu geschehen pflegt, erfährt Starkenburg den wahren Sachverhalt erst, nachdem die unselige That geschehen. Um sein Unrecht zu sühnen, nimmt sich Starkenburg des verlassenen Töchterchens des Getöteten an, das dieser, auf den Edelmut des Freundes bauend, seinem Schutz befohlen hatte. Hier, nach dem zweiten Akte, bricht die Handlung ab, und es beginnt — fünfzehn Jahre später — mit dem dritten Akte eigentlich ein zweites Drama, dessen Mittelpunkt Starkenburgs früherer Sekundant in dem unglücklichen Duell, Graf Sesenberg, und die herangewachsene Tochter des Malers, Agnes Holl, und wo nicht mehr die Rache herrscht, sondern die Überwindung der Rache. Der inzwischen zum Minister emporgerückte und berühmt gewordene Graf Starkenburg weilt mit seiner Pflegetochter auf seinem Landsitz, fern von der Welt. Hier besucht ihn Sesenberg. Beide Männer lieben Agnes. Starkenburg bezwingt seine Leidenschaft soweit, daß er selber für Sesenberg den Freiwerber spielt. Hierbei aber kommt es zwischen ihm und Agnes zur Erklärung. Sesenberg hat erfahren, wer Agnes ist. Um sich an Starkenburg zu rächen, will er dem jungen Mädchen verraten, daß ihr angebeteter Vormund der Mörder ihres Vaters ist, und dadurch die Verbindung zwischen beiden unmöglich machen. Aber an Starkenburgs eigenem Beispiel hat er gelernt, wozu die Rachsucht führen kann, er bezwingt seine Leidenschaft und scheidet in Frieden.

„Auferstanden", Schauspiel in vier Akten, behandelt die mehrfach bearbeitete Geschichte — oder Sage — jener deutschen Prinzessin, die an den mißratenen Sohn Peters des Großen verheiratet, um der entsetzlichen Ehe zu entgehen, sich scheinbar begraben ließ und nach Amerika entfloh; ein Stoff, den unter andern auch Zschokke in seiner romantischen Erzählung „Die Prinzessin von Wolfenbüttel" bearbeitet hat. Bleibtreus Drama zeigt uns, wie die Prinzessin in der neuen Welt die alten konventionellen Formen allmählich abzustreifen sucht, um als „Auferstandene" ein wahrhaft neues und glücklicheres Leben zu beginnen, besiegelt durch einen neuen Liebesbund mit dem ebenfalls nach Amerika geflüchteten früheren Hauptmann Henri Dauban. Die selbstlose Aufopferung eines Quadronenmädchens, Simonette, führt die glückliche Wendung der Dinge herbei.

Bei diesen beiden Dramen giebt Bleibtreu die Quellen an, denen er die Stoffe entnommen. Für „Rache" die Romane „Strathmore" von Ouido und „The fatal Phryne" von Philipps, für „Auferstanden" den Roman „Too strange not to be true" von Fullerton.

Beide Stücke gehören zu der Gattung, wie sie gastierende Virtuosen zu Zeiten auf ihren Tourneen von Bühne zu Bühne zu schleppen lieben,

um darin in irgend einer Glanzrolle zu paradieren. Virtuosinnen könnten aus der Ernau in „Rache“ oder der Simonette in „Auserstanden“ gewiß solche Paraderollen zuschneiden, ja sogar auf den Strakenburg oder die Charlotte (Prinzessin Wolfenbüttel) ließe sich reisen, wenn diese Charaktere in Haasescher Manier bis ins kleinste Detail ausgetistelt würden.

Es versteht sich von selbst, daß Bleibtreu diese beiden Dramen nicht etwa zu diesem Zwecke verfaßte; er hat vielleicht noch nicht einmal daran gedacht, sie unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Er wollte nur den Gedanken, die ihn beschäftigten, poetischen Ausdruck verleihen, er wollte das Streben des Menschen nach Erlösung darstellen, seine ewige Sehnsucht nach einem höheren, freieren Dasein.

V.

Die Sehnsucht nach einem reineren, freieren Menschentum ist ein Grundzug unserer Zeit, sie ergreift alle Schichten der Gesellschaft und fördert das zutage, was wir heute die soziale Frage nennen, die, wie wir um Mißverständnisse zu vermeiden hier betonen müssen, durchaus keine reine Magenfrage ist, wenn sie auch manchem nur als solche erscheinen mag. Es ist daher kein Wunder, daß diese Sehnsucht, die, wie wir gesehen haben, besonders tief in Bleibtreus Denken und Wesen wurzelt, den Dramatiker auf das soziale Schauspiel führen mußte, — und in der That war Bleibtreu der erste deutsche Dichter, der diese Bahnen beschritt, er hat das erste deutsche modern-soziale Drama geschaffen, „Volk und Vaterland“.

Wir haben schon in der Einleitung gesehen, daß der äußere Bühnenerfolg dieser Bestrebungen nicht Bleibtreu, sondern dem nach ihm auftretenden Kompromiß-Dramatiker Sudermann zufiel, der mit seiner „Ehre“ über Nacht zum berühmten Mann wurde. Von Bleibtreus sozialen Dramen aber sprach kein Mensch, sie wurden von ein paar Kritikastern abgeschlachtet, das war alles.

Und gerade hier in seinen beiden sozialen Dramen „Der Erbe“ und „Volk und Vaterland“, wo der Dichter den Boden der großen Zeitfragen betritt, scheint seine Kraft zu wachsen, der Geist der Zeit spricht aus diesen Werken, und zwanglos ordnen sich ihm die verschiedenen Charaktere zum Gesamtbild unserer sozialen Zustände. Er zeigt uns, wie es überall gährt in allen Klassen und Bevölkerungsschichten, unten und oben.

„Der Erbe“, das jüngere der beiden Dramen, wendet sich gegen die Standesvorurteile der oberen Klassen und deckt die ganze Hohlheit des sogenannten Ehrbegriffes auf, mit besonders trefflicher Abfertigung der Duellfrage. Es behandelt also das Thema von Sudermanns „Ehre“ und von Alex. v. Roberts' neuerem Stück „Satisfaktion“, das wie ein ungeschickter Abklatsch des Bleibtreuschen Dramas erscheint. „Der Erbe“ aber übertrifft

ſowohl die „Ehre“ als „die Satisfaktion“ an Wahrheit, Lebenstreue und poetiſchem Gehalt. Allerdings ein „Hinterhaus“ kommt leider nicht darin vor; denn der Dichter, dem es in Wahrheit darum zu thun war, die Schäden der ſogenannten guten Geſellſchaft bloßzulegen, verſchmähte es, den gebildeten Mob durch eine ſolche captatio benevolentiae für ſich zu gewinnen. Ein captatio benevolentiae iſt aber das Sudermannſche Hinterhaus; denn es ſoll dem Logenpublikum vorpredigen: Bei uns, d. h. in der guten Geſellſchaft, iſt ja allerdings nicht alles wie es ſein ſollte; aber ſo ſchlimm wie in den Hinterhäuſern geht es bei uns doch nicht zu. Ja hätte Bleibtreu ein Hinterhaus erfunden mit pikanten Inſaſſen und etwas Hautgout, dann wären ſeine ſozialen Dramen vielleicht auch aufgeführt worden und das gebildete Publikum hätte Beifall gejuchzt. Aber nicht einmal ſo'n Magazingewehr für Moralpatronen à la Graf Traſt konnte er erfinden, der Ärmſte!

Hier vorerſt kurz die Handlung des „Erben“.

1. Akt: Graf Fritz von Eiſenegg iſt ein reicher Majoratsherr und Beſitzer großer Hüttenwerke. Ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle und, was mehr ſagen will, ein edler Menſch. Liberalen Ideen huldigend ſucht er, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, auszugleichen wo das Schickſal andere Menſchen, die mit ihm in Berührung kommen, ſtiefmütterlich behandelt hat. So hat er für ſeinen Bruder Botho, der ein flotter Offizier aber als „jüngerer Sohn“ auf eine ſchmale Rente geſetzt iſt, ſtets offene Börſe und zahlt ſeine leichtſinnigen Spielſchulden. Seinen Baſtard-Bruder Eckart ſetzt er zum Verwalter ſeines Vermögens ein und eröffnet ihm eine glänzende Carrière, das Los ſeiner Arbeiter ſchließlich ſucht er durch alle erdenklichen „humanen“ Einrichtungen und Millionenſpenden in ſeiner Weiſe zu beſſern und zu heben, wodurch er bei ſeinen adeligen Genoſſen in den Ruf eines Sonderlings oder ſogar eines verkappten Sozialdemokraten kommt. Der gute Graf Eiſenegg iſt aber nichts weniger als ein Sozialdemokrat, ſondern ein Vertreter jener Spezies von „edlen“, „humanen“, „volksfreundlichen“ Millionären, wie ſie im wirklichen Leben gar nicht ſo ſelten vorkommen, und von denen jeder größere Induſtriebezirk meiſt ein Exemplar aufzuweiſen hat. Dieſe Leute ſind nicht ſelten körperlich ſtattliche Erſcheinungen, haben gewöhnlich feine gefällige Manieren und zeigen ein gewiſſes Intereſſe für alles was Bildung heißt. Sie ſind beileibe nicht ſtolz, ſie „achten“ den Mann der Arbeit, und wenn ſie Kinder haben, prägen ſie dieſen ein, daß der arme Handlanger ſozuſagen auch ein Menſch ſei; ja ſie ertragen ſogar Widerſpruch von Untergebenen. Sie ſind verſtändig und von leichter Faſſungsgabe, ohne jedoch eigentlich ſcharfe Denker zu ſein. Jedenfalls aber ſiegt ihr gutes Herz öfter über den Verſtand als umgekehrt. Da ihnen ihr Reichtum jedoch geſtattet Anſichten zu hegen, die bei Minderbemittelten

höchst anstößig wären, so genießen sie unter ihresgleichen sogar eine gewisse Autorität. Sie besitzen auch politischen Einfluß — besonders unter dem Regime Bismarck waren sie die getreuen nationalliberalen Stützen von Thron und Altar. Infolge aller dieser Umstände aber glauben sie leider mit Geld mehr oder weniger alles abmachen zu können und vergessen allzu leicht, daß die ihnen erwiesene Achtung, Freundschaft, Liebe mehr ihren Geldmitteln als ihrer Person gilt.

Dieser Graf Eisenegg also, dieser Mustermann, ist mit Adelheid, der Tochter der Gräfin Turnau verlobt, in deren Salon wir Eisenegg und seinen Kreis zuerst kennen lernen. Die beiden Leutchen lieben sich, wie — nun wie sich eben ein so standesgemäßes Brautpaar anständigerweise lieben soll. — Natürlich führt uns Bleibtreu wieder in ein paar flott hingeworfenen Expositionsszenen mitten in die Handlung und die Stimmung hinein. Schon das erste Gespräch zwischen dem Börsenbaron Blauschild — seiner warmen Buffets wegen der „warme" Blauschild genannt — und dem Freiherrn von Werdenstein klärt uns über Personen und Umstände völlig auf. Dabei begeht aber Bleibtreu nicht die Ungeschicklichkeit unserer „allbeliebten" Dramatiker, die — übrigens nach Muster der Franzosen — sobald der Vorhang sich gehoben, zwei Personen sich über Dinge langweilig und weitschweifig unterhalten lassen, die nur für den Zuschauer neu, ihnen selber aber altbekannt sein müssen. Ein solcher dialogisierter Prologus wirkt immer langweilig, weil dramatisch leblos. Bleibtreu vermeidet diese Klippe sehr geschickt, indem er Werdenstein dem warmen Blauschild, der zum ersten Male diese Salons betritt, die Gesellschaft auf die ungezwungenste Weise glossieren und kommentieren läßt. Dieses Gespräch wirkt noch um so ungezwungener, als der semitische Börsenbaron zu jenen Leuten gehört, die man, als flotter Offizier, als Lebemann und Junggeselle wohl besucht, die man aber in den Kreisen der hohen Aristokratie nicht, oder wenigstens nicht gern empfängt, und die deshalb, nach Bekanntschaften in so einflußreichen Kreisen brennend, eine natürliche Neugierde für jede neu in ihren Gesichtskreis tretende Persönlichkeit entwickeln. Auch die Einführung Blauschilds gerade durch Werdenstein ist fein motiviert, da letzterer als Mann von etwas derangierten Verhältnissen gezeichnet ist, der äußerlich wohl überall den unnahbaren Aristokraten herausbeißt, im geheimen aber alle seine sogenannten Prinzipien rasch über Bord wirft, sobald er dadurch irgend einen Vorteil für sich selber ergattern kann. Außer den Genannten fallen besonders noch zwei Gestalten in dem Eiseneggschen Kreise auf, der Onkel Eiseneggs, der alte General a. D. v. Stockumb, das Prototyp des alten Junkertums, bieder, geradeaus, etwas derb sogar, aber ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. Seine Ansichten mögen veraltet, engherzig, und sein Fühlen und Denken in seinen Standesvor-

urteilen beſchränkt ſein, aber er iſt unbeugſam in ſeinem Charakter und konſequent in ſeinen Handlungen, eine Geſtalt, die in ihrer Ganzheit und Geſchloſſenheit auch dem Gegner des Feudalismus Sympathie einflößen muß, wenn uns auch ſein oft angebrachtes „vollkommen korrekt“ ein Lächeln abnötigt. Eine andere noch ſympathiſchere Geſtalt iſt die Baronin Rankau, die Couſine Eiſeneggs, die ihren Vetter im ſtillen liebt und in ihrer tiefen Teilnahme an ſeinem Geſchick ſchmerzvoll ahnt, daß ihm aus ſeiner Verlobung kein Glück erblühen werde. Sie hat die Standesvorurteile innerlich völlig überwunden und lebt gewöhnlich auf dem Lande; ſie ſchriftſtellert, macht Gedichte, worüber man ihr ins Geſicht Komplimente ſagt, während man hinter ihrem Rücken natürlich mitleidig die Achſel zuckt. — Die Reformpläne, die „modernen Ideen“ Eiſeneggs bilden das Hauptgeſprächsthema des erſten Aktes. Beſonders daß Eiſenegg ſeinen Halbbruder Eckart nun gar durch ſeine Arbeiter hat in den Reichstag wählen laſſen, findet man anſtößig. Da taucht geſprächsweiſe ein Fall von Satisfaktionsverweigerung auf, der in der Reſidenz von ſich reden machte. Eiſenegg nimmt den Betreffenden, einen jungen Offizier, der die einzige Stütze ſeiner Mutter und Schweſter, warm in Schutz. Dieſe Gelegenheit ergreift von Werdenſtein, der ſelber nach Eiſeneggs Braut geangelt hatte, dem reicheren und mächtigeren Bewerber natürlich hatte weichen müſſen und deshalb einen geheimen Groll gegen dieſen nährt, um ſich an ſeinem Nebenbuhler zu rächen; und da Eiſenegg, beſonders wo es ſich nicht um Militärs, ſondern um Civilperſonen handelt, ſich ſcharf gegen das Duell ausſpricht, bricht er eine Beleidigung vom Zaune, wofür ihn Eiſenegg nach den Geſetzen der Geſellſchaft fordern müßte.

Werdenſtein (den Fall jenes Offiziers erzählend). Wie geſagt blutarm. Ernährte Mutter und Schweſter von ſeinem Gehalt. Erklärt nun in Brief an Oberſten: Da die zwei ihm teuerſten Weſen von ihm abhingen, ſo müſſe er hiermit ſeinen Abſchied nehmen. Denn fiele er im Duell, oder würde zum Krüppel geſchoſſen, ſo ſeien dieſelben brotlos; fiele aber der Graf oder werde verwundet, ſo ſei ſeine Carrière ebenſo vernichtet, und lange Feſtungshaft behage ihm nicht; das Reſultat für die Seinen bleibe das gleiche. Deshalb verzichte er auf ſolche Satisfaktion.

Eiſenegg. Bravo! Das nenn' ich gehandelt wie ein Mann von Herz und Kopf. (Pauſe.)

Stockumb. Wa—? Du verteidigſt noch —?

Werdenſtein (näſelt). Immer originell! Noblesse oblige natürlich altfränkiſches Vorurteil. Ein Reformer wie Graf Eiſenegg verſteht ſolche Schwächen nicht.

Eiſenegg (ſcharf). Nein, er verſteht es nicht, Herr Baron. Wieſo eine Unze Blei, die man in den Leib kriegt, unſere Ehre ſühnt, iſt über mein praktiſches Verſtändnis.

Stockumb. Aber, Fritz, reitet dich der Leibhaftige? Du ſprichſt vom Duell!

Werdenſtein (provokant, raſch). Wer das Duell verwirft iſt eine Memme.

Stockumb (auffahrend). He? — Fritz, das gilt dir.

(Eiſenegg dreht Werdenſtein gelaſſen den Rücken.)

Werdenſtein. Herr Graf, ich ſpreche mit Ihnen.

Eiſenegg. Und ich ſehe nicht ein, warum ich mit ihnen disputieren ſollte, da mir ihr Geſpräch nicht zuſagt.

Werdenſtein. Sieh da, ſie ſprechen wohl nur mit (höhniſch) Ihresgleichen? (Eiſenegg geht langſam. Ihm nachrufend.) Wo fänden ſie freilich Ihresgleichen — an Arroganz?

Stockumb (mit gebieteriſcher Handbewegung). Genug! — Fritz, du weißt, was du zu thun haſt.

Eiſenegg (kalt). Ich wüßte nicht. (Vorhang.)

Der zweite Akt ſpielt in einem feudalen Klub, deſſen Vorſitzender Exzellenz von Stockumb und zu deſſen Mitgliedern auch Graf Eiſenegg zählt. Dieſe Klubſzene iſt ein Meiſterwerk dramatiſcher Kunſt und feiner Dialektik und müßte auf der Bühne brillant wirken. Zuerſt bildet ein Streik, der auf Eiſeneggs Gütern ausgebrochen, und an welchem Eckart, der das vollſte Vertrauen ſeines Halbbruders beſitzt, obgleich er mit den Arbeitern liebäugelt und ſozialiſtiſche Brandreden hält, nicht unſchuldig erſcheint. Hauptſächlich aber dreht es ſich um den Fall Eiſenegg-Werdenſtein. Der Vorſtand des Klubs hat den Grafen geladen, damit er ſich wegen ſeiner Handlungsweiſe verantworte; denn die feudale Geſellſchaft kann kein Mitglied unter ſich dulden, das ſeine Kavalierspflichten ſo ſehr verletzt, daß es einer Forderung aus dem Wege geht. Der zweite Vorſitzende, Oberſt v. Tilmar, ſoll Eiſeneggs Gründe anhören, da die korrekte Exzellenz Stockumb ſeines nahen verwandtſchaftlichen Verhältniſſes wegen in dieſer Sache nicht Richter ſein kann und will. Eiſenegg erſcheint und beharrt auf ſeiner Weigerung. Sein Bruder Botho, der leichtſinnige Schuldenmacher und wie ſich ſpäter herausſtellt Wechſelfälſcher, kann dieſen Flecken auf der „Ehre“ ſeines Namens nicht dulden und provoziert eine Forderung Werdenſteins. Der Klub aber muß ſeinen Satzungen gemäß den Grafen Eiſenegg „wegen grober Verletzung der Kavalierehre“ aus der Zahl ſeiner Mitglieder ausſchließen. — Der Akt iſt wie geſagt ein Meiſterſtück. Noch nie und nirgends iſt die innere Hohlheit des feudalen Ehrbegriffes ſo fein und ſo ſchlagend dargethan worden. Die Deklamationen des Grafen Traſt in Sudermanns „Ehre“ kommen den Ausführungen Bleibtreus in keiner Weiſe gleich, zudem iſt dort

alles gemacht und an den Haaren herbeigezogen — man denke nur an die Vorlesung, die Trast den drei Gigerln hält! — während hier alles lebendig, klar und selbstverständlich aus der Situation hervorgehend.

Der dritte Akt bringt einen Umschwung der Situation. Baron Werdenstein ist eines Sittlichkeitsvergehens wegen verhaftet worden, also nicht mehr satisfaktionsfähig; nun wendet sich die Gesellschaft — die einen solchen Millionär an und für sich ja nicht gern fallen läßt — Eisenegg wieder zu. Zuerst glaubte der unverbesserliche Optimist, seine Braut und ihr Anhang habe ihn aus Liebe nicht verlassen wollen. Er wird indessen bald eines besseren belehrt und erfährt den wahren Grund dieser Treue und Beständigkeit. Sobald er mit seiner Auffassung der Sachlage kommt, begegnet er tauben Ohren. Auch sein Bruder Botho, der sich unter den obwaltenden Umständen nun auch nicht mit Werdenstein zu schlagen brauchte, ist wieder erschienen und zwar wieder mit seiner alten, ständigen Bitte um Geld. Er hat auf „Ehrenwort" gespielt und eine bedeutende Summe verloren. Diesmal bleibt Eisenegg kalt. Er hat von seinem Bruder das Ehrenwort erhalten, daß er nicht mehr auf Ehrenwort spielen wolle, und jener Botho, der stets so bereit, sich für die Ehre seines Namens zu schlagen, hat sein Ehrenwort, sein heiliges Versprechen, leichtfertig gebrochen. Darum will ihm Eisenegg diesmal nicht beispringen; er soll seinen Abschied nehmen und ein fleißiger Mensch werden; fern von den Verlockungen der Residenz soll er sich auf den Gütern der Familie nützlich machen. Aber noch eine andere Hiobsbotschaft erwartet den Grafen Eisenegg. Eckart kommt, ihm seinen Ruin zu melden. Der von dem Bastardbruder angezettelte und genährte Streik hat seinem Vermögen den Rest gegeben. Nun erst beginnt sich auch Eckarts wahrer Charakter zu zeigen. Dieser, der illegitime Sohn, weiß dem Bruder keinen Dank für das, was er an ihm gethan. Er fühlt sich nur als den Ausgestoßenen, Enterbten und betrachtet jenen als den Glückpilz, dem alle Güter der Welt unverdientermaßen in den Schoß gefallen; ja er verachtet, er haßt ihn und hat in teuflischer Berechnung an seinem Untergang gearbeitet. Jetzt, da er ihm den Ruin meldet, ist die Stunde seines Triumphes gekommen, und schaudernd muß Eisenegg erkennen, daß seine eigene Sorglosigkeit mit die Schuld trägt an seinem Sturze.

Vierter Akt. Die erste, die von Eisenegg abfällt, nachdem sie seinen Ruin erfahren, ist — seine Braut.

Adelheid. Ruin kommt nicht über Nacht, er ist das Werk von Jahren. Ei wie trefflich hast du die Welt getäuscht — und mich!

Eisenegg. Ha, du sagst — (bezwingt sich). Blick mir ins Auge und sieh, ob ich lügen kann. (Nach einer Pause.) Ich gebe dich frei. Das ist dein Recht.

Adelheid (giftig). Mein Recht? Traurig nur, daß du nicht eher bedachteſt, was meine Rechte ſind — ja und die der Geſellſchaft dazu — eh du uns verführteſt durch das falſche Glitzern deiner Talmi-Größe.

Eiſenegg (aufſchreiend). O Gott! Und geſtern liebteſt du mich!

Adelheid (kalt). Geſtern, ja! Geſtern glaubten die Welt und ich an Ihre Ehre. Geſtern kannte man Sie nicht, wie Sie ſind — ein Verſchwender, ein Spieler vermutlich, ein Faiſeur, eine lebendige Falſchheit gegen uns beide.

Gleich nachdem Adelheid gegangen, folgt eine brillante Szene zwiſchen Eiſenegg und Eckart, in welcher dieſer die Maske ganz abwirft . . Eckart will Eiſenegg das ſeiner Zeit für die Arbeiterreformen à fonds perdu zurückgelegte Kapital — das einzige, was noch nicht verloren — zurückgeben, damit er das Geld, jetzt in der Not, im eigenen Intereſſe verwende. Entrüſtet weiſt Eiſenegg das Anſinnen von ſich. Dabei geht ihm plötzlich ein Licht auf über Eckarts Handlungsweiſe.

Eiſenegg. — — — Ah, ich begreife. (Heftig.) Nun ſag mir, Menſch, warum du mich haſſeſt.

Eckart. Pah, da wäre ich nicht der Einzige. Zahlloſe haſſen dich, mein ſchöner Graf.

Eiſenegg. Nie that ich jemandem weh. Warum ſollte man mich haſſen?

Eckart. Warum? Vielleicht reizteſt du durch deinen verdammten Hochmut. Vielleicht erbitterteſt du gerade durch die Nonchalance deiner Großmut. Wer wundert ſich über Haß? Wenn ich dich liebte, wahrhaftig, das wäre allein verwunderlich!

Eiſenegg. Du haſſeſt mich, du!

Eckart. Nun, und wenn ich's thu'? Nenn' mich einen Hund, der die Hand beißt, die ihn füttert. Baſta! Es giebt Wohlthaten, die wir nie vergeben. Alſo nochmals zur Sache. Die für die Altersverſorgung und das große Arbeiterwohnungsgebäude hinterlegten Fonds ſind noch unangetaſtet. Du kannſt damit deinen perſönlichen Ruin aufhalten, wenn dir auch nicht viel übrig bleiben wird. Oder, wenn du klug biſt und ich als wahrer Freund dir raten darf, pack' die Summe ein und geh' damit ins Ausland. Hier wird dann freilich ſubhaſtiert und ſequeſtriert, aber wie bei jedem Bankerott laſſen ſich die Gläubiger mit der Hälfte abfinden, ſobald man ihnen vorſtellt: Wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren. — Ich rate dir gut —

Eiſenegg. Ja, wie der Teufel, der du biſt. Deine Maske iſt gefallen. Nachdem du mich materiell zugrunde gerichtet, möchteſt du noch meine Seele vernichten.

Doch die Szene wird unterbrochen. Blauſchild tritt auf — und nun

erſt erkennt man, wie fein dieſe Figur ſchon im erſten Akte eingeführt iſt. Der Börſenbaron legt gefälſchte Wechſel vor. Botho, der ſchneidige Verteidiger der Familienehre, hat, um ſich aus ſeiner Verlegenheit zu helfen, die Unterſchrift ſeines Bruders nachgemacht, und nun ſiegt auch in Graf Fritz Eiſenegg das Standesvorurteil, das er völlig überwunden zu haben glaubte. Mit dem Arbeiterfonds deckt er die falſchen Papiere, ja, um die Schande von ſeinem Namen abzuwenden, giebt er ſogar dem Bankier ſein Ehrenwort, daß ſein Bruder in ſeinem Auftrag gehandelt habe, daß die Wechſel alſo echt ſeien. — Das iſt der härteſte Schlag. Er iſt ſich ſelber untreu geworden, er hat ſeine Prinzipien verleugnet, ſeine „Ehre“ verloren, und machtlos ſteht er dem Hohn des wieder eintretenden Eckart gegenüber.

Eckart. — — — Hm, die Schuld wird alſo bezahlt!

Eiſenegg. Sie hörten es.

Eckart. Und womit? (Pauſe.) Ach ja! jetzt begreife ich ſchon. Die ſtoiſche Römertugend ſchmilzt. (Ironiſch die Hand ausſtreckend.) Wollten Herr Graf nicht doch den mir anvertrauten Fonds der Opferwilligkeit in meine Hände zurücklegen? (Pauſe.) Ah ſo, Sie fanden vermutlich Baron Blauſchild vertrauenswürdiger und übermittelten ihm daher das Opfergeld .... natürlich zu uneigennützigen Zwecken.

Und nun bricht denn auch endlich hervor aus der Bruſt des Enterbten der langverhaltene Groll:

Eckart. — Ich haßte dich ſeit meiner Kindheit, haßte dich als Baby-Ariſtokraten, als Patrizier-Knaben. Ich haßte deine Grandſeigneur-Manieren, dein liebenswürdiges Behaben, dein herablaſſendes Wohlwollen. Ich fluchte dir, wie ich heute dir fluche.

Eiſenegg. Wahnſinniger! Warum denn gerade mich, mich, der ſich vom Adel abwendet und das Volk liebt?

Eckart. Und du fragſt! Weil ich deines Vaters Baſtard bin!

Eiſenegg. Großer Gott! Deshalb —?

Eckart. Ja, warum nicht? Ihr ſeinen Herren erinnert euch ja nie eurer illegitimen Söhne und Brüder, oder wenn ihr's thut wie du, dann haltet ihr's für übernatürliche Gnade. Haha, und wir haben doch dasſelbe Blut in uns, wie ihr. Ja, ich ſah dich von der Wiege an in all deiner Glorie, du Erbe! Ich lernte Haß gegen dich, wie andere Kinder ihr Gebet. Rache war meine Amme. Du hatteſt alle Gaben des Glückes, du Erbe, und ich war ein namenloſer Baſtard! Dir jubelte man zu, ich ſtand in der Finſternis.

Eiſenegg. Und habe nicht ich dich emporgezogen zum Licht, zu mir?

Eckart. Wohl wahr. Aber jede Gabe deiner Hand zeigte dich nur als Ariſtokraten, mich als den Abenteurer, dich als Gläubiger, mich als

den Schuldner. Und so haßte ich dich doppelt und schwor, deinen Stolz in den Staub zu treten und dein Erbe den Hunden vorzuwerfen, mein glänzender, sorgloser Bruder! — —

— — Kein Gutes, das mir kam aus der Hand des Erben, konnte mich rühren, den Enterbten. Du bliebst ja, was ich beneidet. Nein, ich haßte dich nur noch mehr, weil deine Güte das in mir bestätigte, was Narren „Gewissen" nennen.

Eisenegg. Ja, Judas fühlte Gewissensbisse, du keine.

Eckart. Hm. Der gute Ischarloth war eben ein altfränkischer Knabe ohne naturwissenschaftliche Bildung. Hätte er Darwins „Kampf ums Dasein" theoretisch begriffen, so konnten ihn keine Reuestrupeln quälen. Ich schwor, daß ich siegen wolle, euch allen in die Zähne. Wohlan, ich verfechte mein eigenes Recht gegen die Welt. Wenn ich triumphiere, was kümmert mich das andere!

Eisenegg ist vernichtet. Alle sind von ihm abgefallen, alles ist dahin, und verzweifelnd greift er zum Revolver. Er hatte vergessen, daß noch eine ihm geblieben und ihm Treue hielt, daß er sie selber durch ein Billet herbeschieden, um ihr seine Lage mitzuteilen. Und sie kommt, Elisabeth von Rankau, sanft entwindet sie ihm die Waffe. Und nun erkennt er, daß sein Herz eigentlich immer ihr gehörte, und jetzt, da aller äußere Schein von ihm abgefallen, schließt sich der Herzensbund dieser beiden Menschen, die, die Hohlheit und Nichtigkeit unserer gesellschaftlichen Zustände erkennend, der alten Welt den Rücken zu kehren beschließen, um auf dem Boden der neuen Welt ein neues, arbeitsames Leben zu beginnen, befreit „von dem Formelkram unserer altersschwachen Gesellschaft." —

Wie ganz anders, wie viel tiefer, wie viel ernster ist hier das Problem aufgefaßt, als in der „Ehre" oder der „Satisfaktion"? Da giebt es nichts Gemachtes, Konstruiertes — der Odem echter, dramatischer Leidenschaft durchweht das Ganze und setzt alles in Bewegung. Dabei ist das Stück auch besser komponiert als die genannten Stücke Sudermanns und v. Roberts'. Da giebt es keinen langweilig angehängten vierten Akt, jenen Verlegenheitsschluß, der nur dazu da ist, weil das Theaterstück eben zu Ende geführt werden muß. Nein, die Spannung hält bis zum letzten Moment an, und die Leidenschaft wächst bis zum Schluß. Warum wird einem solchen Stück die Bühne verschlossen? einem Stück, das bei guter Aufführung einen großen Erfolg entfesseln müßte? Oder können wir wirklich die Wahrheit auf den Brettern immer noch nicht ertragen? Ich glaube, die Herren Bühnenleiter sollten sich darüber nicht allzusehr ängstigen. Das deutsche Publikum ist allerdings langsam und bedächtig, aber es ist doch allmählich herangereift und man darf ihm schon was bieten. — Ja, aber der berühmte Feinfühlig-

keitsstandpunkt! — Ist nicht! Unsere Backfische sehen die schönen Sardouschen Halbweltdramen an, ohne zu erröten, wie viel besser würden sie ein solches Bleibtreusches Ganzweltstück verdauen! Oder sollte es wirklich schon so weit mit uns gekommen sein, daß wir die einfache und derbe Keuschheit schon als fade und unschmackhaft verabscheuen und nur noch — den schlüpfrigen Seineschlamm goutieren.

Man könnte vielleicht darüber streiten, ob der „versöhnende" Schluß des „Erben" dramatisch korrekt sei. Zwar kommt Eiseneggs Liebesbündnis mit der Baronin Rankau gar nicht etwa plötzlich und als Verlegenheitsschluß. Nein, die Gestalt der letzteren ist gleich beim Beginn des Dramas glücklich eingeführt und das Verhältnis der beiden sorgfältig vorbereitet; doch dürfte es vom Standpunkt einer strengeren Dramatik aus manchem richtiger erscheinen, wenn Eisenegg unter der Wucht der so plötzlich auf ihn eindringenden Schicksalschläge völlig erdrückt, wenn der Revolver seinen Händen nicht entwunden würde. Vom theatralischen Standpunkt aus hat aber Bleibtreu entschieden dadurch das Richtige getroffen, daß er die Spannung zu lösen und den Druck der Ereignisse von dem Zuschauer zu nehmen sucht. Die eigentlichen Konflikte sind damit allerdings nicht gelöst, die Verhältnisse bleiben bestehen, nach wie vor, und das Liebespaar Eisenegg-Rankau geht ihnen durch seine Flucht nach Amerika einfach aus dem Wege.

Und doch hatte Bleibtreu bereits in seinem früher geschriebenen fünfaktigen sozialen Schauspiel „Volk und Vaterland" eine dramatische Lösung ähnlicher Konflikte gesucht und gefunden, indem er dort in der Stunde der Gefahr die Vaterlandsliebe über den Parteihader siegen läßt.

Der Inhalt von „Volk und Vaterland" ist kurz folgender:

Der junge Eisenhart ist Compagnon seines Vaters und führt während dessen Abwesenheit selbständig die Geschäfte der Firma Eisenhart & Sohn. Der alte Eisenhart hatte sich vom einfachen Arbeiter zum Besitzer der großen Waffenfabrik emporgearbeitet. Der junge Georg Eisenhart ist einer jener Söhne, die sich in des Vaters Geschäft setzen und nun den schneidigen Chef spielen. Er besitzt unstreitig eine gewisse Geschäftsgewandtheit, aber noch bedeutend mehr Leichtsinn. Er ist ein Spieler und Lebemann und hat bei Beginn der Handlung bedeutende Summen im Hazard verloren. Zugleich hat er, weil ihm die Spekulation großen Gewinn zu versprechen schien und er andererseits auch durch diesen Coup die durch seine Spielwut entstandenen Ausfälle zu decken und seinem Vater bei dessen Rückkehr zu imponieren hoffte, mit einem gewissen Baron Garnau, einem früheren Offizier und gegenwärtigen Waffenagenten, einen Kontrakt abgeschlossen, der für ihn äußerst günstige Chancen bietet, wenn eine große Gewehrlieferung (für Chile bestimmt) bis zu einem festgesetzten Termin fertig gestellt wird. Sollten die

Gewehre bis zu dem bestimmten Termin nicht fertig werden, so hat er als Konventionalstrafe alle fertigen Waffenvorräte ohne jede Entschädigung an den Agenten auszuliefern. Ein Nichtinnehalten des Termins scheint dem jungen Eisenhart ein Ding der Unmöglichkeit. Unglücklicherweise aber droht gerade in diesem Augenblick ein ernsthafter Streik unter den Arbeitern seiner Fabrik auszubrechen. Dieser würde die rechtzeitige Ablieferung der Gewehre unmöglich machen und, da die Geschäftskasse durch das wahnsinnige Hazardspiel des jungen Chefs erschöpft, die Insolvenz der altrenommierten Firma nach sich ziehen. Nur Einer kann hier helfen, Georg Eisenharts Jugendgespiele Reinhold Brand, der jetzt als Werkführer in der Gewehrfabrik angestellt ist und großen Einfluß auf die Arbeiter besitzt. Diesem legt der junge Eisenhart die verzweifelte Lage dar, und bittet ihn, seinen Einfluß gegen den Streik geltend zu machen. Aber Brand steht voll und ganz auf Seiten der Arbeiter, und wenn er auch gerade kein Sozialdemokrat und ein prinzipieller Gegner aller Streiks wie aller gewaltsamen Mittel ist, so hält er doch die Forderungen der Arbeiter für vollberechtigt und erklärt, sich den Streikenden anschließen zu wollen. Zudem ist der Führer der Streikenden, der Arbeiter Drenger, sein bester Freund, gegen den er nicht auftreten will. Erst als ihm Georg Eisenhart den ganzen Ernst der Sachlage enthüllt und ihm vorstellt, daß, wenn die Firma falliere, auch alle Arbeiter brotlos würden, verspricht der junge Mechaniker, daß er in der Arbeiterversammlung gegen den Streik sprechen wolle. Zu diesem Entschluß hat die Dankbarkeit, die Brand für das Haus Eisenhart fühlt, wo er aufgewachsen, nicht Weniges beigetragen. Erster Akt

Zweiter Akt: Soirée beim alten Eisenhart, der zurückgekehrt. Hier bietet uns Bleibtreu zunächst ein litterarisch-satirisches Intermezzo, indem er die beiden stark karikierten, nichts destoweniger aber in den Grundzügen ihres Wesens leider dem Leben nur allzu sehr abgelauschten Vertreter der Presse, den Kritiker Ludolf Lutsch mit seinen Schlagwörtern „intim", „keusch", „unsagbar" 2c. und den „jüngstdeutschen Dichter" Rafael Haubitz mit seinem Geldmangel und Größenwahn, einführt. Der Akt dient beinahe ausschließlich der Charakterzeichnung, während die eigentliche Handlung des Stückes ruht. Von einem „Schleppen" kann jedoch nicht die Rede sein, weil die beiden köstlichen Chargen das Ganze höchst amüsant beleben. Der Schluß des Aktes erhält sogar eine große Spannung durch das Erscheinen des Polizeikommissars Brecher, von dem der alte Eisenhart die Spielsünden seines Sohnes erfährt.

Der dritte Akt setzt wieder höchst lebendig ein. Wir befinden uns in einem an den großen Versammlungssaal anstoßenden Schenkraum der Brauerei zum „Gambrinus". Der entscheidende Tag ist da. Die Rufe und das

Getöse der Versammlung tönt von Zeit zu Zeit durch die sich öffnende Thüre herein. Schon hat der Sozialist Drenger gesprochen, und die Polizei hat ihn trotz des Sozialistengesetzes reden lassen, weil sie von Brands Absichten unterrichtet ist und man von seiner Rede das Scheitern des Streikes erwartet. Schon will Brand die Tribüne besteigen, um Drenger zu widerlegen, — da erscheint Anna, Reinhold Brands Schwester. Sie erzählt ihm, daß Drenger um ihre Hand angehalten, daß sie den ehrlichen Arbeiter aber nicht heiraten könne, weil sie entehrt und beschimpft, und daß kein Anderer als der junge Eisenhart ihr Verführer. Von dem was er vernommen bis zur wahnsinnigen Wut gereizt, eilt Brand zur Tribüne, aber nicht um gegen den Streik zu reden, sondern für diesen. Die wilde Gewalt seiner Rede reißt die Massen fort. Der Streik wird beschlossen. — Adele Eisenhart, die Tochter des Kommerzienrates, bewundert, ja sie liebt den einfachen Werkführer Brand. Um jeden Preis hat sie seine Rede anhören wollen und sich deshalb in Begleitung Garnaus (des Waffenagenten) nach dem „Gambrinus" begeben, wo sie, auf der Musiktribüne versteckt, der Versammlung beiwohnt. Nun sie das Lokal verlassen wollen, laufen sie Brand in die Arme. Dieser stürzt sich mit dem Ruf „ein Spion" dem Baron entgegen, und wie Garnau bei diesem Worte zusammenzuckt, taucht in des Werkführers Brust zum ersten Mal und noch unbestimmt ein Verdacht gegen den sonderbaren Waffenagenten auf.

Vierter Akt: Der Streik ist hereingebrochen — die Werke Eisenharts feiern. Und mit dem Streik ist auch der Bankerott zur unabwendbaren Thatsache geworden. Erst jetzt erfährt der alte Eisenhart den wahren Thatbestand und die Bedingungen jenes verhängnisvollen Kontraktes mit Garnau. Da erscheint dieser selbst und erklärt, daß er als bevollmächtigter Geschäftsträger von der Konventionalstrafe absehe, wenn ihm der Kommerzienrat die Hand seiner Tochter gewähre. Ja er will sogar noch ein Übriges thun und die laufenden Wechselverbindlichkeiten der Firma decken, wenn nur die bis dahin fertiggestellten Gewehre so rasch wie möglich nach Curhafen spediert würden. Nach heftigem Kampf willigt Adele ein, sich für ihren Vater anszuopfern und dem ihr verhaßten Garnau die Hand zu reichen. Es könnte also alles noch gut werden, wenn nur der Streik nicht wäre. Der Kommerzienrat beschließt deshalb, die Forderungen der Arbeiter zu bewilligen und beauftragt Brand damit, seinen Genossen diesen Entschluß mitzuteilen. Aber dieser verkündigt eine andere Botschaft. Der längst erwartete Krieg ist ausgebrochen, und nun wollen auch die Arbeiter nicht länger streiken; denn das Vaterland braucht jetzt Gewehre.

Fünfter Akt. Das Drängen Garnaus und seine Besorgnis um richtige Ablieferung der Gewehre, wie auch eine ihm entschlüpfte Äußerung,

daß er die Kriegserklärung vorhergewußt, haben Brands Verdacht befestigt. Das junge Paar ist bereits getraut und im Begriff die Hochzeitsreise nach England anzutreten, da erscheint wiederum der Polizeikommissar Brecher auf der Bildfläche, diesmal um den Baron Garnau zu verhaften — als Hochverräter. Die Gewehre waren für den Feind bestimmt. Nun ist Adele frei. Die Gewehre, die noch rechtzeitig mit Beschlag belegt worden, übernimmt die Regierung, das Haus Eisenhart ist gerettet. Reinhold Brand wird an Stelle Georgs, der als Reserveoffizier dem Feinde entgegenzieht, Kompagnon des alten Eisenhart und Gatte Adelens.

„Volk und Vaterland" ist wie gesagt lange vor Sudermanns Ehre geschrieben, und wenn der innere Gehalt des Sudermannschen Stückes auch mit dem des Bleibtreuschen in keiner Weise übereinstimmt, so ist doch nicht uninteressant, eine gewisse Ähnlichkeit im äußeren Aufbau der beiden Stücke zu konstatieren. Wer weiß ob nicht Sudermann gerade diesem Drama manche „Anregung" zu seinem so erfolgreichen Effektstücke verdankt! Ganz abgesehen davon, daß ohne Bleibtreu und die ganze deutsch-realistische Bewegung ein Sudermann überhaupt niemals auf den Einfall gekommen wäre, seine „Ehre" zu schreiben. In beiden Stücken treffen wir einen Großkapitalisten, in beiden ein kapitalistisches Geschwisterpaar und ein solches aus dem Arbeiterstande, die sich wechselseitig lieben. In beiden gewinnt der tüchtige junge Proletarier — der jedesmal im Hause des Kapitalisten erzogen — die Tochter des Industriellen, in beiden Stücken verführt der nutznutzige Millionensprößling die Schwester des Proletariers. Doch wie verschieden gestalten sich die Charaktere bei diesen beiden Dramatikern. Wir können Karl Biesendahl beistimmen, der in seinem Essay über Bleibtreu sagt:

„Während Bleibtreu alle seine Charaktere rein menschlich und psychologisch folgerichtig zu erfassen weiß, sind diejenigen des Sudermannschen Stückes dem äußerlichen Bühneneffekt zuliebe sensationell und antithetisch zurecht gestutzte, meist outrierte Theaterfiguren. Hierfür nur ein paar Beispiele. Die Schwester des Helden (Anna Brand), welche bei Bleibtreu aus Liebe zu dem energischen aber leichtlebigen Handelsherrn (Georg Eisenhart) in einer schwachen Stunde fällt, wird bei Sudermann zu einer unverbesserlichen, schlechten Dirne, deren naive Verdorbenheit unwahr ist, der überzeugte Sozialist Bleibtreus (Drenger), einer der großherzigsten, ehrlichsten Charaktere in „Volk und Vaterland", wird bei Sudermann zu einem widerwärtigen Schnapsbruder. Anderseits ist die Tochter des Kaufherrn bei Sudermann von einer Engelreinheit, welche auch nicht den geringsten Einfluß des väterlichen oder mütterlichen Bluts, ihrer Erziehungsgrundsätze und ihrer Umgebung auf sie erkennen läßt, während Bleibtreu uns bei seiner Adele trotz ihres trefflichen Kerns doch auch die äußeren Schalen dieser Tochter der

Jetztzeit, welche Zolas „Germinal“ lieſt und das ein wenig emanzipierte Gelüſte einer ſozialiſtiſchen Verſammlung beizuwohnen, nicht unterdrücken kann, keineswegs vorenthält. Bei Bleibtreu giebt es, wie im Leben, nicht bloß zwei Klaſſen, ſeine Charaktere ſind aus gut und böſe vielfältig gemiſcht, und dadurch gerade erſcheinen ſie lebenswahr.“

Aus dem Geſagten geht hervor, daß die beiden ſozialen Dramen Bleibtreus wohl verdienten auf die Bühne zu kommen. Wenn man ſich noch vor einigen Jahren, das heißt zur Zeit ihrer Entſtehung, ſcheute, ſolche Stoffe überhaupt auf die Bretter zu bringen, was unter dem Regime des Sozialiſtengeſetzes ja auch ſeine guten Gründe haben mochte, Gründe, die allerdings nicht künſtleriſcher oder äſthetiſcher Natur waren, ſo haben ſich doch heute die Zeiten geändert: das Schreckgeſpenſt des Sozialiſtengeſetzes iſt gefallen, die realiſtiſche Kunſt gewinnt täglich mehr Boden, auch in Deutſchland, und an den „Stoffen“ als ſolchen nimmt heute kein Menſch mehr Anſtoß, das Publikum iſt bereits daran gewöhnt, ja verlangt darnach. Warum verſchließen ſich die Theater denn heute noch den ſozialen Dramen Bleibtreus? Wahrſcheinlich darum, weil Bühnenleiter und Schauſpieler noch niemals darauf aufmerkſam gemacht wurden. Als Bleibtreu ſeine Stücke ſchrieb, waren die ſozialen Stoffe noch verpönt, heute, wo man ſoziale Dramen auf allen Bühnen giebt, und mit Erfolg giebt, hat man die früher geſchriebenen Werke vergeſſen, man weiß nicht, daß ſie da ſind. Wenn es ſich ſo verhält, ſo wünſche ich nur, daß ich nicht umſonſt de papa male informato ad papam melius informandum appellieren möge.

Hier noch eine Bemerkung, die eigentlich nicht zur Sache gehört, die ich aber doch nicht gerne unterdrücken möchte, da allzuleicht Mißverſtändniſſe entſtehen könnten. Wenn ich von Bleibtreus „ſozialen“ Dramen ſprach, ſo verſtehe ich darunter keineswegs „ſozialiſtiſche“ Dramen oder gar ſolche mit ſozialdemokratiſchen Tendenzen. Bleibtreu ſucht die Schäden der Zeit nur als Dichter zu faſſen und zur Darſtellung zu bringen, ohne ſich auf einen Parteiſtandpunkt zu ſtellen. In „Volk und Vaterland“ predigt er geradezu die Verſöhnung der ſozialen Gegenſätze unter der höheren Idee der Nationalität, — was gewiß keine ſozialdemokratiſche Anſicht. Es iſt wahr, er ſchildert ſeine Arbeiter und Sozialdemokraten nicht als Schnapsbrüder und verkommene Subjekte und ihre Schweſtern und Bräute nicht als Straßendirnen — denn das ſind ſie nicht und eine ſolche Schilderung à la Sudermann und Genoſſen wäre tendenziös, alſo unwahr. Er tritt auch ein für die Rechte der Unterdrückten; denn er hat ein offenes Auge für die Leiden der Enterbten wie der Erben. Im Grunde aber ſchaut er doch überall mit den Augen des Bürgertums, dem er entſproſſen, und wenn ſein Auge auch weitſichtiger und ſein Blick klarer als der ſeiner Standesgenoſſen, ſo iſt er

doch eine viel zu ehrliche Natur, um seinen natürlichen Standpunkt verlassend mit Unten oder Oben zu kokettieren und Gefühle zu heucheln, die seiner Abstammung und Erziehung gemäß nicht die seinen sein können. Doch wie gesagt, er blickt mit dem Auge des Dichters, der, wenn auch selbst noch mitten in der alten Ordnung der Dinge stehend, sich auf den Fittigen des Gedankens doch so hoch über seine eigene Sphäre emporzuschwingen vermag, daß er in der Ferne die herannahende neue Welt schon erkennen kann. — So küßt die aufgehende Sonne zuerst den Firnenschnee der höchsten Alpengipfel, daß sie purpurn erstrahlen, während das nächtliche Dunkel noch Thäler und Niederungen bedeckt.

VI.

In Bleibtreus individualistischen Genie-Dramen „Byrons letzte Liebe" und „Seine Tochter" sehen wir, wie das Ich des Künstlers in Widerspruch tritt mit der Welt, aus den romantischen Stücken „Rache" und „Auferstanden" klingt als Grundton die Sehnsucht nach Erlösung aus den Schranken des eigenen Wesens und der Verhältnisse hervor, eine Sehnsucht, die nicht nur die Geistesheroen, sondern alle Menschen empfinden, auch die da geistig arm sind. In den sozialen Dramen schwillt dieser Grundton zum vollen Akkord. Hier weitet sich der Blick des Dichters. Nicht mehr das einzelne Individuum, nein, ganze Menschenklassen, ganze Volksschichten ringen und leiden, suchen die hartgeschmiedeten Eisenketten der Verhältnisse zu sprengen, schmachtend nach der so heiß ersehnten Freiheit. Hier erweitert sich das Einzelwesen zum Typus, und vor des Dichters Auge steht nicht mehr der Einzelmensch mit seinem Geschick, sondern das Bild der Menschheit, der Welt. Da aber der Dichter noch selber mitten drin steht in diesem tosenden Kampfgewühl, und auch er vielfach gezwungen ist mitzuhauen und mitzustechen, so hat er die Arme nicht frei, und trotz aller Objektivität ist sein Blick getrübt. Es klebt noch immer zuviel Alltagsschlacke an diesen modern-sozialen Stoffen, und der Dichter, der den Banden des gemeinen Lebens zu entfliehen sucht, findet sich erst recht darin gefesselt. —

Doch es giebt auch für den Dramatiker ein Gebiet, wohin die Misere der Alltäglichkeit nicht zu dringen vermag, eine Stätte, wo der Lärm des Tages schweigt und das Weltbild dem staunenden Auge sich enthüllt, wo die Schranken des Raumes und der Zeit fallen und die Gegenwart sich im Bild der Vergangenheit wiederspiegelt, — es ist dies das Gebiet des historischen Dramas großen Stiles. Hier allein kann der Dramatiker sich voll und ganz ausleben, losgebunden von allen Fesseln und befreit von den beengenden Schranken seiner Zeit und seiner Umgebung.

— Aber das ist ja ganz unmodern? Ganz unrealistisch? Da kommen

wir ja auf Wildenbruch zurück und Rudolf von Gottschall, auf die Romantiker, auf die Ritterstücke, auf die antike Kothurntragödie! — Das ist ja eben die alte Rumpelkammer, die wir fest zuschließen wollten!

Gemach! gemach! Wir werden gleich sehen, daß das moderne historische Drama mit jener alten Rumpelkammer nichts zu thun hat, und daß ein Bleibtreuscher Napoleon und ein Wildenbruchscher Generalfeldoberst gar sehr verschiedengeartete Geschöpfe sind.

Wenn Schiller seinen Wallenstein schrieb oder seinen Wilhelm Tell, so sind es die Ideen seiner Zeit, des achtzehnten Jahrhunderts, die seine Helden wiederspiegeln. Ebenso haben wir in Goethes Faust trotz allem Zauberspuk nicht die Anschauungsweise des Mittelalters vor uns, sondern die der vorigen Jahrhundertwende. Und so geht es mit allen wahrhaften Kunstwerken aus allen Epochen der Blüte; sie tragen alle das Gewand der Zeit, in der sie entstanden, es sind alles Gemälde à la Uhde. Daß aber die Künstler, eben weil sie, wenn auch im Lichte der Vergangenheit, nur ihre eigene Zeit wiederspiegelten, das Allgemein-Menschliche zu treffen wußten, jene Züge, die für alle Zeiten Gültigkeit haben, das sichert ihren Werken Bestand und Unsterblichkeit. — Ganz anders gehen die sogenannten „Epigonen" aller Zeiten zu Werke. Sie stehen völlig im Bannkreis ihrer Vorbilder, sie prägen das Gedankengold ihrer jeweiligen Klassiker in gangbare Scheidemünze um und handhaben mit mehr oder weniger Gewandtheit die alten Formeln, nicht achtend, daß die Zeit inzwischen fortgeschritten. Sie gleichen jenen verzauberten Gesellen des Volksmärchens, die in einen Wunderwald gerieten und darin hundert Jahre und mehr in süßen Träumen verschliefen. Plötzlich wachen sie auf aus ihrem Zauberschlafe, reiben sich die Augen und sehen staunend, daß sich die Welt verwandelt. Leider aber suchen sie sich nicht, wie jene Gesellen des Märchens, mit der Thatsache abzufinden, sondern, da die reale Welt zu ihren süßen Träumen nicht mehr passen will, so halten sie die Wirklichkeit für ein Traumbild; die Welt der Eisenbahnen und des Telephons ist ihnen ein Phantom, das wieder verschwinden wird, und nur ihr steifes Zöpfchen, das sie sich vor hundert Jahren so sorgsam herangepflegt hatten, besitzt für sie wahre Realität. Und wenn dann einer kommt, so ein unanständig Unbezopfter, und ihnen ihren heiligen Haarbeutel höhnend abschneidet und vor die Füße wirft, dann, — ja dann werden sie traurig, siechen dahin und sterben, wie die Gesellen des Märchens. — Die Helden eines Gottschall, eines Wildenbruch führen daher nicht die Gedanken des neunzehnten Jahrhunderts im Munde, sondern die der seligen Weimarer Zeit — als der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm, sie reden die Sprache der Zopfzeit. Und wenn sich auch Wildenbruch in seinen letzten Stücken alle Mühe giebt,

die Schillersche Sprachweise unter abscheulichen Knittelversen und geschmacklosen Redensarten zu verbergen — das alte abgetragene Kleid wird dadurch nicht „moderner", daß man es geflissentlich in Fetzen reißt. — Man findet in den Zeitungsannoncen oft ein „unterhaltendes und lehrreiches" Spiel angepriesen, das Kompositionsspiel. Die Pointe dieses Spieles besteht darin, daß abgerissene kleine Musikmotive, einzelne Takte, die auf Blättchen geschrieben, ausgewürfelt und auf diese Weise zu neuen Walzern, Polkas ꝛc. zusammengesetzt werden. Dadurch können ganz nette, sangbare Melodiechen entstehen, warum auch nicht? Denn die einzelnen Motivchen passen alle zueinander. Was würde man aber sagen, wenn diese musikalischen Würfelspieler große Komponisten, ja die Nachfolger Mozarts und Beethovens zu sein behaupteten und ihre zusammengewürfelten Weisen als Kunstwerke, ja als die allein wahren und großen und „idealen" Kunstwerke ausposaunen wollten? — Aber unsere Epigonen sind Dichter, große Dichter, berühmte Dichter — die allein und ausschließlich von unseren Bühnen aufgeführten Dichter!

Wer aber ein wirklicher Komponist, der erfindet seine Motive selber, und wer ein wahrer Dichter ist, thut desgleichen, und seine Helden — aus welcher Geschichtsepoche er sie wählen möge — reden die Sprache *seiner*, *unserer* Zeit, und was ihr Herz bewegt, sind die Ideen des neunzehnten Jahrhunderts.

Es ist klar, daß sich in jeder Periode des litterarischen Umschwungs die Zeitgedanken zuerst *unmittelbar* aussprechen müssen, und die Dichter sich erst darnach zur höheren Symbolik erheben können, der „Werther" entstand vor „Faust", vor „Iphigenie" — „die Räuber" und „Kabale und Liebe" vor dem „Wilhelm Tell" und dem „Demetrius", — das modern soziale Drama mußte auch auf unseren Bühnen dem modernen historischen Drama vorausgehen. Da sich ersteres, wenn auch in seinen unbedeutenderen Abarten, bereits einzubürgern begonnen hat, so dürfte letzteres nun auch bald das Licht der Lampen erblicken, und wenn dieser Zeitpunkt eintritt, so haben die historischen Dramen Bleibtreus das erste Anrecht auf Berücksichtigung seitens der Bühnenleiter.

VII.

Bleibtreu war unter den modernen Realisten der erste, der, das dramatische Genrebild, das bürgerliche Drama, „die Alltagstragödie" verlassend, sich wieder zu großen historischen Stoffen erhob, nicht als Epigone, sondern selbstschöpferisch.

Der erste Gedanke, den Bleibtreu auf diese Weise dramatisch zu gestalten suchte, war die Vaterlandsidee, d. h. der Gedanke der nationalen Einheit. —

Auch Epigonen wie Wildenbruch huldigen dem „Patriotismus", den sie aus wenig künstlerischen Gründen bis zum Chauvinismus und Byzantinismus steigern. Bleibtreu geht über diesen Patriotismus hinaus. Sein Streben geht dahin, den ganz modernen Gedanken des nationalen Einheitstaates zu verkörpern — und daß dies ein „moderner" Gedanke, daß unser neuzeitlicher nationaler Einheitstaat weder mit den antiken Kolossaldespotien, noch mit dem lockeren hellenischen Kleinstaatenverband, noch mit dem Imperium Romanum oder dem mittelalterlichen Feudalwesen, d. h. daß unser Begriff vom „Vaterland" mit all den unterschiedlichen „Vaterländern" der vergangenen Zeit nichts gemein hat, wird jeder Geschichtskundige einsehen. Die drei Dramen, in denen Bleibtreu diese Idee zum Ausdruck zu bringen sucht, sind „Harold der Sachse", „Der Dämon" und das schon behandelte soziale Schauspiel „Volk und Vaterland", wo Bleibtreu, wie wir gesehen haben, die Vaterlandsidee zur Lösung der sozialen Konflikte benützt.

Das fünfaktige Drama „Harold der Sachse" gruppiert sich um das historische Ereignis der Schlacht bei Hastings und der Unterwerfung Englands durch Wilhelm den Eroberer. Es ist also der Untergang des alten Sachsentums und die Geburt des neuen England, die uns vor Augen geführt wird.

In England herrscht König Eduard „der Bekenner". Ein schwacher, unselbständiger Fürst. Er ist ein Spielball der Normannen, bei denen er seine Jugend zugebracht hatte und deren Art er über alles liebt. Dabei ist er ein eifriger Christ, ja sogar ein Pfaffenknecht, der, statt eine kräftige Dynastie zu gründen, sein Leben an der Seite seiner frommen Gemahlin Godiva, Harolds Schwester, in Keuschheit und Bußübungen verbringt. Seinen Schwager Harold, den erbittertsten Feind des normannischen Wesens, die Verkörperung des alten Sachsentumes, hat er unter dem Einfluß normännischer Einflüsterungen verbannt. Dies die Situation bei Beginn der Tragödie.

Im ersten Akt führt uns Bleibtreu in die Felsenwildnis von Hastings, um gleich den Stimmungsgrundton des ganzen Werkes anzuschlagen. Vor einer Felsenhöhle, neben einem heidnischen Altar und einem Bautastein, zwischen den Trümmern eines alten Druidentempels, sitzt Edith Schwanenhals im weißen Gewande, mit Stab und Eichenkranz einer germanischen Priesterin, schön wie ein Märchen, ein Symbol der untergehenden altsächsischen Kultur. Da erscheint plötzlich Harold, der Verbannte.

Edith (betäubt auf ihn starrend). Ah! — Zauber — Täuschung — Wirklichkeit — du selbst?! (Sie sinkt an seine Brust.) Ich wußt' es — ich wußt' es! (Pause. Dann fährt sie beängstigt zurück.) Aber wie? Du wagst dich zurück, mein armer Verbannter?

Harold. Die Verbannung ist aus.

Edith. So rief dich der König zurück?

Harold. Das wird er nie, solange der normännische Erzfeind seinen Thron umgiebt. Ich rief mich selbst zurück.

Edith. Was bedeutet das?

Harold. Bald wirst du's erfahren — du und die Welt.

Edith (zaghaft). Und so allein?

Harold. Glaube nicht, ich sei der Vortrab meines Heeres. Zum ersten Mal bild' ich die Nachhut.

Edith. Ich verstehe dich nicht.

Harold. Nun, meine heimliche Macht zieht sich um London zusammen, und ich blieb zurück, um das einzige Teure wiederzuschauen, was ich hinter mir zurückließ.

Und nun erfahren wir in einem etwas lyrisch angehauchten Dialog die Vorgeschichte von Harolds und Ediths Liebe, wie sie zur Nonne bestimmt und von Harold aus dem Kloster entführt worden. Bei einer Aufführung müßte diese Introduktion nicht unwesentlich gekürzt werden. Jedes lyrische Stimmungsbild, jede Erzählung bildet im Drama einen Ruhepunkt. Ein solcher kann sich zwischen zwei lebhaften Szenen sehr wirkungsvoll gestalten, ja sogar zur Notwendigkeit werden; doch an den Beginn des Dramas gestellt, wirken solche ruhig verweilenden Szenen lähmend. Hier, wo die Handlung einsetzt, wo der Stein der dramatischen Ereignisse ins Rollen kommt, verlangen wir Leben und Bewegung. Ich bemerke aber ausdrücklich, daß dieser erste Auftritt „gekürzt" und nicht etwa mit roher Hand gestrichen werden soll; denn die auf den Trümmern des Druidentempels sitzende Edith giebt bei Eröffnung der Szene ein höchst wirkungsvolles Bild, das zugleich die ganze Tragödie symbolisiert. — Mit dem zweiten Auftritt beginnt die eigentliche, lebendige Exposition. Der König Eduard von England und Herzog Wilhelm von der Normandie treten auf. Harold zieht sich zurück. „Gar wenig," sagt er, „verlangt mich nach dem Anblick, wie der König der Sachsen in normännischem Pomp vorüberrauscht." Edith aber setzt sich ruhig neben den geborstenen Altar, die Fürsten erwartend. Stolz tritt sie den Vorwürfen des Königs entgegen:

Eduard. Ist es möglich, daß meine Augen dich erblicken, das Opfer des Satans und heidnischer Greuel! Du, Kind königlichen Blutes, meine Nichte, du, deren Schönheit dir den Namen „Schwanenhals" verliehen — du verschmähst das Leben einer hochgebornen Jungfrau und hast dich weggestohlen zum Dienste der alten Götzen — — —. Nicht allzulange währt die Geduld der gütigen Kirche. Kehre zurück in den Kreis des Hofes und —

Edith (rasch und stolz). Nimmer soll Ediths Fuß den glatten Estrich be-

rühren, auf dem der Rittersporn des Fremden, des wälschen Normannen klirrt. Nimmer auch wirst du mich zurücklocken als ein Opfer deiner Kirche, die, wenn sie nicht Heilige nach ihrer Laune zu modeln weiß, dafür Märtyrer sucht. — — —

Eduard. O meine Tochter, schämst du dich nicht vor'm Auge der Männer?

Edith. Schäme dich selbst! Der letzte Abkömmling Wodans sollte nicht wie ein bleiches Gespenst zwischen Klöstern dahingleiten, sondern Kinder wiegen zum Krieg in des Vaters Schild. Solange des Fremden Fuß den sächsischen Boden befleckt, soll kein Ast vom Baume Wodans in der Blüte verwelken. Drum behalt' deine Klostermauern — ich, die Tochter der Götter, schüttle sie ab.

Doch das ist nicht der einzige altsächsische Klang, der zwischen die Freundschaft des Königs mit dem Normannenherzog schrill und mißtönend hineinklingt. Die Kunde von Harolds Siegen, der, obgleich verbannt, auf dem Meere für seines Vaterlandes Größe ficht, und vom Anschwellen seiner Macht dringt beunruhigend zu den Ohren der befreundeten Fürsten. Ja es ist Taillefer, des Normannenherzogs Minstrel, der begeistert Harolds Ruhm verkündet.

Taillefer: — Da stand ein unbewaffneter Mann in linnenem Rock, die Arme auf der Brust gekreuzt, an den Mast gelehnt. Aber inmitten all dieser Glänzenden und Mächtigen blickt' ich zuerst auf den einen Mann und hätte man mich gefragt, wer sie alle führen solle — so hätte ich auf ihn gedeutet. Und er führte sie alle — denn das war Harold der Brave.

Wilhelm (nach einer Pause). So ist denn sein Antlitz aus jenem Marmor geschnitten, wie der Cäsaren Antlitz auf alten Bildnissäulen?

Taillefer. Hoher und Mächtiger, mein Lehensherr! Nicht also — auch nicht von jener bronzenen Kraft, wie deine Züge sie weisen. Es ist ein einfach schlichtes Sachsenangesicht. Fast träumerisch möchte ich's nennen, läge nicht der entschlossene Ernst und die feste Ruhe darauf und zuckte nicht manchmal der Mund in ungebändigtem Stolz. Und da ich seinem Aug' begegnete, war ich gefesselt wie durch einen Bann. So hehr, unerschütterlich und unerforschlich ist der Blick dieses Auges.

Die Begeisterung Taillefers ist so groß, daß Wilhelm sich unwillkürlich fragt: „Wirft dieser Mann seinen Schatten aus der Verbannung über das ganze Land?" Und dabei ahnen die beiden Fürsten nicht, wie nahe ihnen der Gefürchtete. Wilhelm verabschiedet sich von Eduard, indem er den König noch einmal in Gegenwart Taillefers sein eidlich gegebenes Versprechen erneuern läßt, daß er ihn, den Normannenherzog, zu seinem Nachfolger auf dem englischen Thron bestimme. Doch erkennt Wilhelm wohl,

daß Harold seinen Plänen im Wege. Da Lanfranc, Erzbischof von Canterbury, in Bezug auf den englischen Königsthron meint: „Die Frucht ist reif und der erste Wind wird sie zu deinen Füßen treiben. Strecke die Hand nicht zu frühe aus! Laß den Wind sein Werk thun!" antwortet Wilhelm: „Da weht nur ein Wind aus den Hallen des Himmels, der die Frucht zu eines andern Füßen treiben kann." Lanfranc: „Und das —?" Wilhelm: „Ist der Wind, der von Irlands Gestaden bläst, wenn er füllt die Segel dem Harold. Denn in des Mannes Brust — das erkenne ich wohl — schlägt das Herz von England."

Die letzte Szene des Aktes spielt wieder zwischen Edith und Harold. Harold erzählt Edith einen prophetischen Traum, der ihm die Königswürde verheißt, und Edith, bekannt mit den alten Zaubersprüchen und Runenliedern, beschwört den Geist Alfreds des Großen, der ebenfalls Harold als künftigen König Englands begrüßt. Doch will es Bleibtreu ungewiß lassen, „ob man Ediths Stimme oder die eines hinter ihr Stehenden", also des Geistes, vernehme. Dadurch sucht sich Bleibtreu modern-spiritistischen Auffassungen von Geisterbeschwörungen anzupassen; doch scheint mir seine in dieser szenischen Bemerkung zutage tretende ängstliche Vorsicht darauf hinzuweisen, daß er sich hier doch nicht so recht sicher fühlt. In der kurzen, dem Drama vorangedruckten Vorrede bemerkt er überdies: „Gewisse Betrachtungen, die sich an die spiritistische Mystik des ersten Aktes knüpfen, betreffs des wahren und falschen Realismus im Drama, unterdrücke ich hier." Ich halte es für angezeigt, meine Meinung über diesen Fall nicht zu unterdrücken.

Es ist über die Berechtigung der Mystik, oder deutsch herausgesagt, der Geistererscheinungen auf der Bühne schon so viel gestritten und geschrieben worden, daß man mit den verschiedenen Argumenten pro und contra ganze Bände füllen könnte. So viel steht aber fest, die Tendenz der Gegenwart richtet sich — wenigstens was das Schauspiel (im Gegensatz zur Oper) anbetrifft — im großen und ganzen gegen jedes sichtbare Hereinragen und Eingreifen transcendentaler Mächte in den Gang der Handlung, also gegen jederlei Bühnenzauber, Theaternekromantie, gegen alle Geister und Gespenster. Nun steht aber fest, daß selbst die größten Rigoristen verschiedenen in klassischen Dramen erscheinenden Geistern die Daseinsberechtigung mit dem besten Willen nicht abstreiten können — man denke nur an Hamlet, Macbeth, Faust. Da sucht man sich denn so gut es gehen mag mit der unbequemen Thatsache abzufinden. Da heißt es: „Shakespeare glaubte noch an Geister und Hexen (woher wissen Sie das so genau, verehrter Herr?) oder wenigstens glaubte das Volk damals noch an dergleichen, dieser Aberglaube war also damals noch lebendig, und darum war auch Shakespeare berechtigt u. s. w.; wir aber glauben an dergleichen absolut nicht mehr (woher nun wieder diese beneidenswerte Bestimmt-

heit?) also sollten wir, besonders in „realistischen" Werken, dergleichen unter allen Umständen vermeiden." Das ist der eine Standpunkt. Der andere ist weniger rigoros. Da meint man, auch der Realist dürfe das Geisterreich citieren, sobald es sich um die Darstellung einer Zeit oder einer Kultur handle, wo ein solcher Glaube noch lebendig gewesen. Beide Standpunkte sind falsch, weil keiner von beiden das eigentliche Wesen der Sache trifft. Weder der eine noch der andere zieht in Rechnung, daß das mystische Element als solches in der menschlichen Natur liegt, ja geradezu einen unveräußerlichen Teil des menschlichen Wesens bildet, und daß im Laufe der Zeiten nur die Form dieser Mystik wechselt. Gerade der Realist also, der alle Seiten des menschlichen Wesens in den Kreis seiner Betrachtung zieht und künstlerisch zu verwerten sucht, darf mit vollem Recht auch die Mystik in seinen Werken verwenden, er kann — und das ist meine feste Überzeugung — sogar Geister in seinen modern-realistischen Dramen auftreten lassen, unter einer einzigen Bedingung, daß es sich in jedem Fall um wirkliche Mystik, um wahre Geister (dies natürlich nicht im naturwissenschaftlichen, sondern im psychologischen Sinne genommen) handelt. Wahre Geister aber sind nur solche, die aus der Dichtung, aus der Handlung des Dramas folgerichtig und mit eiserner Notwendigkeit hervorgehen, an deren Existenz — nicht diese oder jene Zeit, der oder jener Dichter — sondern die in dem betreffenden Drama handelnden Personen felsenfest glauben, und an deren Existenz daher auch der Zuschauer, solange er im Theater sitzt und der Handlung folgt, keinen Augenblick zweifelt, das heißt solche, die eben dramatisches Leben haben. Der alte Vischer, dem wir überhaupt manche treffliche Unterscheidung verdanken, und von dem man, trotz seiner etwas verzwackten Hegelschen Schablone, immer noch manches lernen kann, teilt daher in seinem Faust-Buche die Bühnenphantome ein in wirkliche Geister und in — Allegorien. Erstere sind dichterische Gestalten, so gut wie alle andern von Fleisch und Bein, und werden immer vollberechtigte dichterische Gestalten bleiben — letztere sind — Geschmacklosigkeiten, die vorzüglich in Zeiten poetischer Impotenz ihre Aufwartung zu machen belieben.

Wir haben uns also zu fragen: Gehört die Schlußszene des ersten Aktes von Bleibtreus Harold in das Reich der „Geister" oder in das der „Allegorien"? Und da müssen wir leider antworten: in letzteres. Dieser Gespensterspuk ist also nicht deshalb verwerflich, weil so was im Realismus nicht vorkommen darf, weil er mystisch oder spiritistisch, sondern einzig und allein weil er hier undramatisch ist. Der ganze Spuk ist zudem unnötig. Harold strebt nach der Krone Englands, weil er sich, als Schwager des Königs, für den nächsten Erben hält, er strebt nach der Herrschaft, weil er England von den verhaßten Normannen befreien will, weil ihm dies

als die einzige Möglichkeit erscheint, sein geliebtes Vaterland vor dem Verderben zu retten. Ich dächte, diese Motivierung wäre wahrhaftig stark genug, und braucht daher kein Geist aus dem Grabe zu steigen, um ihn noch besonders anzufeuern. Harold ist kein Hamlet. Ja — man denke! — Harold glaubt persönlich nicht einmal an den ganzen Zauber. Sagt er nicht selber (1. Akt, 1. Auftritt): „Ich lächle gleicherweis über die Exorcismen der Geschorenen und den Zauber der Saga. Ich bat dich nie, o Geliebte, zu feien meine Axt oder zu spinnen mein Segel. Kein Runenspruch steht auf der Klinge des Harold. Ich vertraue mein Glück meinem eigenen festen Gehirn." Und in der Schlußszene des Aktes sagt er zu Edith, die sich eben zur Beschwörung anschickt: „Doch nicht versprechen kann ich dir, zu achten dein Rätsel oder zu lauschen deiner Warnung, wenn meine Vernunft erwacht aus den Nebeldämpfen der Einbildung", so daß sie traurig ausruft: „Verachtest du so die Kunst deiner Geliebten? Thu mir's zu Liebe, o Harold. Laß mich beschwören den Geist des alten Helden." Wozu also der ganze Zauber? Es war auch Bleibtreu nur um ein Symbol zu thun. Zudem sollte der lyrisch beginnende Akt auch lyrisch schließen. Man sieht, was der leidige Lyrismus, von dem wir schon oben sprachen, Bleibtreu hier für einen Streich gespielt hat. Nicht nur, daß lyrische Stimmungsmalerei nach den Naturgesetzen der Dramatik von allen Akten im ersten am wenigsten am Platze ist, riß er den Dichter auch noch zu dramatischen Inkonsequenzen hin.

Doch nun komme nicht etwa Einer und sage: Wir können den Harold leider nicht aufführen, dieser leidigen Beschwörungsszene, dieses bösen mystischen ersten Aktes wegen. Diese Behauptung wäre verkehrt oder — böswillig. Nein, diese Szene ändert an dem Wert des Dramas gar nichts — man streiche sie bei der Aufführung einfach weg und schließe den ersten Akt mit den schon oben citierten Worten Wilhelms: „In des Mannes Brust schlägt das Herz von England."

In den folgenden Akten weht frische dramatische Luft. König Eduard hält im Tower zu London Hof. Vor der Stadt lagern die „Rebellen", d. h. Harold mit seinem Heer. Ein Bote Harolds verlangt Gehör. Die normännisch gesinnten Edelleute wollen ihn nicht einmal vorlassen, die sächsisch gesinnten verlangen, daß er gehört werde. Der zwischen den Parteien schwankende König entscheidet sich für die Sachsen, der Bote Serwolf von Kent tritt ein.

Serwolf (sich vor dem Könige auf ein Knie niederlassend). Heil dem Erben Hengists und Horsas! (Erhebt sich). Gruß allen treuen Sachsen und — Niemand sonst!

Harold verlangt, daß seine Verbannung widerrufen und er selber wieder eingesetzt werde in seine Ämter und Würden. „Nicht gegen seinen Herrn kommt er mit Schiffen und Waffen, — sondern gegen die, welche stehen

möchten zwiſchen des Königs Herz und dem ſeiner Unterthanen — die, welche den Gatten von ſeinem Weibe riſſen.“ Wieder fallen harte Worte zwiſchen den Parteien. Der machtloſe König willigt ein, daß Harold erſcheine. Draußen ertönt lauter Jubel. Die Bürger Londons empfangen Harold mit Freudenrufen. Der Tumult wächſt und ebenſo die Verwirrung in der Königsburg. Verwundert ſieht die fromme Königin Godiva, Harold und den wilden Toſtig, ihre Brüder, zurückkehren. Die Normannen ergreifen die Flucht. Harold befiehlt, daß man ſie ſchone; denn — „ſie waren Gäſte Englands“. Damit der Normannenherzog über die Flucht der normänniſchen Edlen beruhigt werde, ſoll eine Geſandtſchaft nach Rouen gehen, um Wilhelm zu verkünden, daß England zwar die Einmiſchung der Normannen in ſeine inneren Angelegenheiten nicht länger dulden könne, aber mit dem Nachbar Frieden halten wolle. Da es an einem paſſenden Geſandten fehlt, ſo bietet ſich Harold ſelber an, dieſe immerhin gefährliche Miſſion zu übernehmen, und ſelbſt Ediths düſtere Ahnungen vermögen ihn nicht von ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe abzubringen. Voll frohen Mutes geht er zur See, feſt vertrauend auf die Gerechtigkeit ſeiner Sache.

Der dritte Akt zeigt uns Harold am Normannenhofe zu Rouen. Herzog Wilhelm, in deſſen Charakter ſich ſchlaue Geſchmeidigkeit und grauſame Härte paaren, empfängt den Gaſt aufs Freundlichſte und überſchüttet ihn mit Ehren. „Wie mich's freut,“ — ſo ſpricht er zu Harold — „daß ich dem Schwager meines teuren Vetters von England ein klein wenig Revanche geben kann für all die Höflichkeiten, die ich am britiſchen Hofe genoß. Bei St. Michael, dem Ritterheiligen der Normannen, nichts Geringeres wird mich zufrieden ſtellen, als auch deinen großen Namen einzuverleiben der Liſte meiner geſchworenen Chevaliers.“ — Harold iſt dem Normannen unbequem, iſt er doch das größte Hindernis, das ihn vom engliſchen Throne trennt. Um ſo mehr ſucht er den offenen und geraden Menſchen an ſich zu feſſeln, um ihn — zu übertölpeln. Harold ſoll ihm den Eid der Treue ſchwören, ſein Mann werden. Sogar Adeliza, die ſchöne Tochter des Herzogs, muß als Lockmittel herhalten. Doch bei dem ehrlichen Sachſen wollten dieſe Künſte nicht verfangen. Er, der alles Normänniſche haßt, will dem Herzog nicht dienſtbar werden, und vor den heißen, lockenden Blicken Adelizas ſchützt ihn das Andenken an die blonde Edith Schwanenhals. Leider kennt er aber den willensſtarken, vor keinem Mittel zurückſchreckenden Mann nicht, dem er ſorglos und vertrauensſelig in die Schlinge ging. Wir nähern uns der Peripetie des Stückes. In einer brillanten, dramatiſch und theatraliſch gleich wirkungsvollen, farbenprächtigen Szene zieht ſich das Netz über dem Argloſen zuſammen. Allerlei abſichtliche Andeutungen der Höflinge haben Harold gegen den Herzog mißtrauiſch machen ſollen.

Tancarville. — — — Ich habe Grund zu glauben und zu wissen, daß Wilhelm nicht dulden wird, daß Ihr abreiset, es sei denn, daß Ihr ihn zufrieden stellt über gewisse Punkte.

Harold (heftig). Und wenn ich nun auf meiner Abreise bestehe, ohne ihn zufrieden zu stellen?

Tancarville. Jedes Schloß auf deinem Wege hat einen Kerker. Und wo ist ein zweiter Wilhelm, dich vor Wilhelm zu retten?

Harold (fest). Über der See ein Fürst, mächtiger als Wilhelm, und Männer, nicht minder beherzt als eure Normannen.

Wilhelm selber übermittelt Harold die Kunde, daß in England die Bauern sich gegen seinen Bruder Tostig empört. Harold, dessen Anwesenheit in der Heimat unter diesen Umständen dringend notwendig ist, bittet um Urlaub. Wilhelm giebt ihm nur eine halbe Antwort, verweist aber anzüglich auf die Festigkeit seines Schlosses, darin er seine Staatsgefangenen in sicherem Gewahrsam zu halten pflege. Nun wird es ihm zur Gewißheit, daß er verraten.

Harold. — — Ich bin wie ein Raubtier, das von einem Flammenring umgürtet. Nirgends ein Ausweg! Soll ich meine Natur verkehren? Soll Harold der Treue sich der Lüge krümmen! Aber nein, dieser tückische Tyrann, dem nicht einmal das Gastrecht heilig, hat sich selbst des Vorrechts beraubt, auf Wahrheit zu hoffen. Mitten im heuchelnden Frieden übt er das Kriegsrecht: Alles erlaubt im Kriege! So nehme er's hin! Falle gegen Falle, Lächeln gegen Lächeln! Bin ich kühn und offen, so kann ich nimmer entrinnen. Bin ich verschlagen und heuchelnd, so ist die Gefahr ein Netz von Sommerfäden. Bedecke denn dein Löwenherz mit des Fuchses Haut, bis du durchbrachst ihre Netze. Soll mein Gebein vermodern im Kerker des Erzfeinds? So ist England verloren. Meine Freiheit ist die Freiheit meines Landes.

Harold weiß noch nicht, welches die Bedingungen sind, unter denen ihm Wilhelm die Heimkehr gestattet. Er soll nicht lange darüber im Zweifel bleiben. Wilhelm enthüllt ihm, daß Eduard ihn zu seinem Nachfolger eingesetzt, und verlangt von ihm das feierliche Versprechen, daß er ihm nicht nur kein Hindernis in den Weg legen, sondern noch zur Erlangung des englischen Thrones seine thätige Hilfe leihen wolle. — Unter vier Augen giebt Harold dem Normannenherzog das Versprechen, fest entschlossen, den erzwungenen Schwur zu brechen, sobald er auf freiem Fuß. Da läßt aber Wilhelm alle Großen seines Hofes eintreten, ein Kruzifix wird hereingetragen und ein verdeckter Schrein: Öffentlich soll er sein Versprechen bestätigen durch einen feierlichen Schwur auf das Kreuz.

Wilhelm. Tritt näher, Harold, ohne Furcht wie ohne Reue. Vor dieſer hochgeborenen Verſammlung — Zeugen meiner Treue und Bürgen der deinen — fordere ich dich auf, durch Schwur zu beſtätigen die Verſprechen, die du mir gabſt. Nämlich: Hilfe, um das Königtum von England zu erlangen — zum andern: Heirat mit meiner Tochter Adeliza. Tritt denn vor, Lanfranc, und wiederhole dem edlen Earl die normänniſche Formel, nach welcher er ſchwören ſoll.

Lanfranc. Du wirſt ſchwören, ſo weit es ſtehe in deiner Macht zu vollführen deine Übereinkunft mit Wilhelm von der Normandie, ſo wahr du lebeſt und Gott dir helfe. Und als Zeugen dieſes Eides wirſt du legen deine Hand auf das heilige Kreuz.

(Pauſe. Alle ſtarren auf Harold.)

Harold (für ſich). Ich im Kerker — England unwiderruflich dahin — (laut). So Gott mir helfe und ich am Leben bleibe.

Da läßt Wilhelm die goldene Decke von dem Schreine entfernen, und ſchaudernd erblickt Harold in dem Schrein die Gebeine der Heiligen.

Harold (vor dem geöffneten Schrein zurücktaumelnd, für ſich). Der toten Männer Knochen!

Wilhelm (ihn beobachtend). Furchtbar wahrlich dein Eid und begreiflich deine Erregung. Die Toten hörten deinen Schwur und die Heiligen wiederholen ihn jetzt in den Hallen des Himmels.

Die Wirkung dieſes Schwures (er bildet nach dem Chargon der alten Schule die ſog. „tragiſche Schuld" Harolds) iſt eine gewaltige. Harold hat dadurch ſeinen Charakter verleugnet, er iſt ſich ſelber untreu geworden, der fröhliche, wahrhafte, treue Harold iſt nicht mehr und die Fäden des Geſchicks entgleiten ſeinen Händen. An Stelle des Helden waltet nun der „Zufall", oder genauer geſagt walten die unerbittlichen, nicht mehr von eines Menſchen Willen gebändigten Kauſalitätsgeſetze. Die rückläufige Bewegung der Tragödie beginnt.

Nur ein Shakeſpeare in ſeinen größten Dramen weiß den Eintritt der Peripetie ſo ſcharf zu markieren, die unheimlichen Gewalten des entfeſſelten Geſchickes ſo genial in Aktion treten zu laſſen, wie hier Bleibtreu. Durch dieſen Schwur iſt Harolds Schickſal beſiegelt, er iſt eigentlich ſchon tot, und was noch von ihm auf der Erde wandelt, iſt nur ſein Schatten. „Und lebe ich denn noch? Ich gleiche nur dem Leichnam, den die Zauberin erweckt, mit einem Geiſt beſeelt, der nicht ſein eigen — nicht freien Willens handelndes Geſchöpf, nein unterthänig unbewußtem Trieb, gedankenbar, leblos doch lebenähnlich." Mit dieſen Worten Harolds giebt uns Bleibtreu geradezu die Formel für jeden tragiſchen Helden nach Eintritt der Peripetie. Und doch — obſchon dem gewiſſen Untergang geweiht — ſtrebt

der Held seinem Ziele entgegen. So schließt denn auch dieser prächtige Akt mit Harolds trotzig-stolzen Worten: „In diesem Kreis steht Englands künftiger König."

Vierter Akt. Harold eilt nach England zurück, wo er den König Eduard im Sterben findet. Aber ihm vorausgeeilt ist bereits die unheilvolle Kunde von seinem dem Normannenfürsten geleisteten Treuschwur und von seinem Verlöbnis mit Adeliza. Dies raubt ihm den großen Zauber seiner Popularität. Aber Harold tritt vor den sterbenden König, er stellt ihm vor, wie seine thatenlose Frömmigkeit das Reich den Fremden überliefert: „Wo ist der Erbe, den du zeugen solltest? Wer hat Askese denn von dir verlangt? Dein Vaterland will keinen Eremiten, der selbstisch auf den Lohn des Himmels hofft — es fordert einen König, dem die Achtung der Guten lohnt." Er zwingt den König, die Reichsstände zusammenzurufen, und ihn der Volksversammlung als seinen Nachfolger zu empfehlen. Eduard stirbt, und Harold wird zum König ausgerufen. Seine erste Regierungshandlung bereitet ihm bittern Schmerz. Tostig, sein wilder Bruder, verlangt Schutz gegen die aufständischen Bauern seiner Grafschaft, und Harold muß als gerechter Richter den Aufständischen recht geben und den Bruder verbannen. Darob entzweit er sich mit seiner Schwester, der Königin Godiva.

Godiva. — Trittst du des Blutes Bande so mit Füßen?
Harold. Der Heiland meines Volkes bin ich nur
Und kenne keine Anverwandte. Brüder
Sind alle Sachsen mir.
Godiva. Bist du so hart, so stähle ich mich selbst
Zur Härte, die das Merkmal dieser Zeit. —
Hört mich, ihr Lords, mich, eure Königin!
Ja, sächsisch hab' ich immerdar gedacht
Und habe stets mit Kummer drum gesehn,
Wie sehr mein sel'ger Herr und Gatte hing
Mit allen Fasern am Normannentum.
Ist's nun nicht seltsam, daß er (wohl erkennend,
Daß jener, dessen Anrecht auf den Thron
Durch die Verwandtschaft mit dem König selbst
Bewiesen wird, — daß der Normannenherzog
Euch nicht genehm) nun grade den erwählt,
Der euch genehm?!
Alle. Wo will die Frau hinaus?!
Godiva. Wie wär' das möglich, hätt' er insgeheim
Mit Harold nicht Verabredung getroffen
Zu irgend welchen Gunsten der Normannen?

Alle. Unmöglich!
Godiva. Doch wahrscheinlich wird's dadurch,
Daß, wie ihr wissen werdet, unser Harold
Als trauter Gast bei Herzog Wilhelm lebte,
Daß er sich dort so herrlich wohl gefühlt,
Weit länger weilend als die Absicht war —
Und daß sie als vertraute Freunde schieden?
Tostig (rasch). Ja mehr! Verbreitet sich doch das Gerücht,
Daß Harold dort sich förmlich anverlobt
Der Tochter Wilhelms.
Godiva. Merkt ihr den Verrat?
Zum Schein nimmt Harold jetzt die Krone an,
Um später sie in Freundeshand zu liefern.

Mit Mühe nur läßt sich der Eindruck dieser Anschuldigungen durch die Bürgschaft des Bischofs von Windcester abschwächen. Doch der Verdacht, daß Harold mit den Normannen im Einverständnis, frißt im Geheimen weiter. Da naht neues Unheil. Die Wikinger sind gelandet; denn ihr König Harold Hardrada ist ebenfalls nach dem ledigen Thron von England lüstern. Verwandlung: Schlachtfeld von Stanford. Harold schlägt und vernichtet die Wikinger. Diese Szene, in der Bleibtreu den Gegensatz zwischen den ihren Heimatboden verteidigenden Sachsen und den heimatlos in allen Meeren auftauchenden und alle Länder ausraubenden Wikingern prachtvoll herausarbeitet, gehört mit zum Besten, das er geschrieben. Zudem glänzt über dieser Szene ein großer, derber, echt Shakespearescher Humor. Aber das Unheil schreitet immer weiter: Die Kirche erklärt sich gegen Harold, den Eidbrüchigen, den Nonnenverführer. Nun fällt alles von ihm ab. Und wie nun (Fünfter Akt) Herzog Wilhelm bei Hastings landet, da kann er dem feindlichen Heer nur mit geringer Macht entgegenziehen und stirbt den Heldentod fürs Vaterland. Der letzte Sachse.

Doch über seiner Leiche blüht das neue England empor. In einer prächtigen Wendung enthüllt uns der Dichter die großen politischen Ziele Wilhelms des Eroberers. Nicht als Normannenkönig will er begrüßt sein, sondern als König Englands. Normännische Art und sächsische sollen verschmelzen zu einem neuen, großen Volke.

„Nun denn, so sei der Tag von Hastings ein Wendepunkt im Lauf der ewig rollenden Kugel! Ein neues Volk erhebt sich aus dem Schoße der Zeit und eine neue tönende Sprache! Heil euch, ihr Skalden der Zukunft! Noch manchen Harold werdet ihr besingen und noch manchen Eroberer! Rom ist eine Fabel der Vorzeit — England, erhebe dich du!"

Mit diesen prächtigen, versöhnenden Worten schließt die gewaltige Tragödie.

Unsere nachklassische Bühnenlitteratur hat wenige Werke von so großer dramatischer Kraft und so unfehlbarer Bühnenwirkung aufzuweisen, wie Bleibtreus Harold. Ich kann also auch hier wieder nur meinen alten Refrain anschlagen: inszenieren! aufführen!

Aber wir haben ja den schönen „Harold" von Wildenbruch, der ist nun mal inszeniert und ein Harold genügt doch! Vor solchen Argumenten muß natürlich alles schweigen!

Warum ich hier keine Parallele zwischen dem Wildenbruchschen und dem Bleibtreuschen Harold ziehe? Es würde mich dies zu weit führen, es wäre eine Zeit- und Papierverschwendung, und dann will ich die beiden Werke auch hier nicht nebeneinander halten, aus Gutmütigkeit, aus Schonung — aber nicht aus Schonung für Bleibtreu — den brauche ich nicht zu schonen.

VII.

Bleibtreus „Harold" scheint zuerst in Jamben entworfen zu sein, doch kam dem Dichter während der Arbeit die Erkenntnis, daß eine gedrungene, farbenfrische Prosa auch im Drama höheren Stiles lebendiger und plastischer zu wirken vermöge als der den Dichter selbst bei gewandtester Behandlung immerhin zu einer gewissen Steifheit zwingende Vers. Doch sind im Harold noch viele Jamben-Stellen stehen geblieben, obschon sie im Buch wie laufende Prosa gedruckt wurden. Beispielsweise habe ich bei einem der obigen Citate die Verszeilen wieder abgeteilt. Es ist dies ein Umstand, auf den der Schauspieler zu achten hat. Die Übergänge von der Prosa zum Jambus und umgekehrt müssen — wie bei Shakespeareschen Rollen, in denen dieser schnelle Wechsel auch vielfach eintritt — mit großer Sorgfalt behandelt werden.

In der Folge verwarf Bleibtreu den Vers für alle, auch die höchsten dramatischen Stoffe. Er schreibt also auch seine großen historischen Dramen in Prosa. Es ist hier nicht der Ort auf die an sich interessante Frage, ob der Vers wirklich im Drama unter allen Umständen zu verwerfen sei, näher einzugehen, jedenfalls aber muß man die absolute Berechtigung der Prosa rückhaltlos anerkennen, besonders wenn man sieht, wie fein Bleibtreu seine Sprache jeweilen der Situation, der Stimmung und dem Charakter von Zeit und Personen anzupassen weiß. Die Prosasprache ist in Bleibtreus Händen ein künstlerisches Ausdrucksmittel, wie es in dieser Feinheit der Vers niemals sein könnte. Doch dies nur nebenbei. Es sei hauptsächlich für diejenigen Leute bemerkt, die den „Dichter" immer nur im Versedrechsler erblicken, und wenn diese Verse auch noch so hohl und nichtssagend wären, statt im Schöpfer von lebendigen Gestalten.

Von den das Thema „Vaterland" variierenden Dramen haben wir

nun noch die fünfaktige Tragödie „Der Dämon" zu betrachten. Bleibtreu selbst sagt in der Vorrede zu diesem Drama: „‚Der Dämon' ist der Dämon der Renaissance, in der Gestalt Cesare Borgias verkörpert. Es ist der „Daimon" des Sokrates, der in jedem Auserkorenen lebt und ihn vorwärts treibt zum Guten und Bösen. Burckhardt widmet ein Kapitel seiner meisterlichen „Geschichte der Renaissance" dem Größenwahn dieser Zeit, der, wenn nicht als Alexander, selbst als Herostrat glänzen wollte! Sogar der Tyrannenmord, die eitle Nachäffung des römischen Brutus, war ein typisches Phantom dieses Größenwahns .... Konnte man nicht Cäsar spielen, so mußte man Brutus werden oder sogar Catilina. Machiavell hat in seinem „Il Principe" dem Cäsar Borgia den Einheitsgedanken untergeschoben. Diese Auffassung benutzte ich." —

Bleibtreu will uns also in seinem „Dämon" ein möglichst vollständiges und farbensattes Bild der Renaissance geben, in dessen Mittelpunkt Cesare Borgia steht und sein Bestreben, Italien zu einem nationalen Einheitsstaate umzugestalten. Dieses Bild entrollt er uns im Rahmen einer frei erfundenen Fabel: Machiavelli, der frühere Vertraute Cäsars, steht an der Spitze der florentinischen Republik. Der geniale Mann weiß die Größe von Cäsars Plänen wohl zu fassen, doch als geborener Florentiner und als Lenker der Geschicke seines Heimatstaates, fürchtet er das drohende Anwachsen von Cäsars Macht. Eine Verbindung zwischen dem Haupt der Orsinis und der Prinzessin Maria von Urbino soll ein Gegengewicht schaffen.

Orsini: Ich begreife eigentlich nicht recht den Grund, Messir. Seid Ihr doch als der leidenschaftlichste Bewunderer Cäsar Borgias bekannt!

Machiavelli. Nur kein Mißtrauen, mein Teurer! Die Sache ist ganz einfach: Ich bin ein zwiespältiges Wesen — halb Mensch, halb Patriot, halb Florentiner, halb Italiener. Im Interesse Italiens — ich sage das ganz offen — scheint mir der stetige Fortschritt Cäsars zu einheitlichem Königtum wünschenswert. Aber als Florentiner muß ich meine persönliche Teilnahme unterdrücken und bei der drohenden Machtzunahme des Tyrannen dafür sorgen, daß er nicht allzunahe an unsere Republik heranrücke. Die Verbindung der zwei größten mittelitalischen Geschlechter, der Urbinos und Orsinis, scheint mir ein gewisses Gegengewicht zu bieten. Darum habe ich die Vermählung Ew. Herrlichkeit mit der Prinzeß Maria geplant und durchgeführt.

In Florenz, wo die berühmte Rathauskonkurrenz die Künstler Italiens — berühmte, wie jung aufstrebende — versammelt, soll die Hochzeit gefeiert werden. Cäsar Borgia erhält indessen Wind von der Sache, und obwohl er selber in bedrückter Lage, eilt er heimlich nach Florenz, um den Plan zu hintertreiben, gemeinsam mit seiner Schwester Lucrezia, der Herzogin von

Ferrara, die auf seine Aufforderung hin ebenfalls in Florenz eintrifft. Cäsar selbst verbirgt sich unter der Maske eines Künstlers, den die Rathauskonkurrenz herbeigelockt, während Lucrezia frei und offen im Palast der Ferraresischen Gesandtschaft Wohnung nimmt. Doch die Intriguen Borgias schlagen fehl; der feine Diplomat Machiavelli siegt. Dennoch weiß Cäsar seinen Gegnern die Frucht des mühsam errungenen Sieges zu entwinden, dadurch, daß er der Prinzessin von Urbino, in der grandiosen Szene des fünften Aktes, seine gewaltigen Pläne enthüllt, so daß diese sich, staunend vor der dämonischen Größe dieser Übermenschen, freiwillig entschließt, zum Heile Italiens gemeinsam mit ihm in den Tod zu gehen.

Diese Grundpfeiler des Dramas werden umrankt von einer Fülle von Künstleranekdoten, Liebesgeschichten, Staatsintriguen, die alle das Gesamtbild vervollständigen. Die interessantesten Charakterköpfe der damaligen Zeit ziehen an unseren Blicken vorüber, und in den ihnen vom Dichter verliehenen markanten Zügen möchten sie wohl manchen Charakterdarsteller zur szenischen Nachgestaltung verlocken. Da ist vor allen Cäsar Borgia, mit seinem Zug ins Dämonische, Geheimnisvolle, mit seinem eisernen Willen und seinem, auf Welt- und Menschenverachtung gegründeten, grandios-leichtsinnigen Wagemut, ein Charakter, verschlossen, abgrundtief und dann plötzlich sein ganzes Inneres enthüllend in vulkanischen Ausbrüchen. Dann sein Gegenpart, der geschmeidige, weltgewandte Machiavelli, höflich, kalt und aalglatt. Seine Reden sind wahre Meisterleistungen seiner Pointierung. Auch die Künstler sind sehr charakteristisch gezeichnet. Vor allen Leonardo da Vinci, das Universalgenie der Renaissance, Erfinder, Künstler, Schriftsteller, Philosoph und Staatsmann. Doch schildert ihn Bleibtreu hauptsächlich als geschäftgewandten Staatsmann (er tritt als mailändischer Gesandter auf) und als warmherzigen, neidlosen Künstler. Der seines inneren Wertes bewußte, äußerlich aber starre und unumgängliche junge Michel-Angelo scheint mehr nach seinen späteren grandiosen Werken als nach seinen Briefen geformt zu sein, und der knabenhaft weichliche Raphael zeigt noch zu unbestimmte Züge, doch fügen sich beide Gestalten dem Gesamtbilde ungemein harmonisch ein, jener durch seinen starren Trotz, dieser durch seine weiche, schwärmerische Sinnlichkeit. Eine ganz famose Gestalt ist der eitle Baccio Bandinelli, der von der Höhe seines Tagesruhmes auf das jung emporstrebende Künstlergeschlecht, das mit seinen Werken später die Welt erobern sollte, verächtlich herabschaut. Der Diener Migueletto, ein wahrheitsgetreues Bild der gewissenlosen, nur dem äußeren Vorteil nachjagenden Bravi und Glücksjäger jener Zeit, böte eine schöne Intrigantenrolle. Unter den Frauengestalten sind besonders Lucrezia Borgia, die kalte, herzlose, dem augenblicklichen Sinnengenuß alles opfernde Messaline, und die sanfte aber

hochherzige Maria von Urbino zu nennen. Letztere besonders ist eine ungemein sympathische Frauengestalt.

Der „Dämon" ist eine prächtige Dichtung, und besonders der Schlußakt, wo sich die Gestalten plötzlich ins gigantische recken und die großartige Idee des Dichters mit elementarer Gewalt hervorbricht, ist von überwältigender Wirkung. Trotz alledem würde ich eine Inszenierung dieses Stückes — wenigstens in jetziger Zeit — nicht empfehlen. Der Dichter setzt beim „Zuschauer" alles das voraus, was er beim „Leser" voraussetzen darf, und so würde bei dem raschen Gang der Vorstellung, die dem Hörer niemals Zeit zum Überdenken und Überlegen des eben Geschauten und Vernommenen lassen kann noch darf, dem Auditorium manches unverständlich bleiben. Zudem tritt der Hauptheld Cäsar in den ersten Akten viel zu sehr hinter seine Mitspieler, besonders hinter die Künstler zurück. Der Zuschauer erfährt noch nichts oder sehr wenig über die Größe seiner Pläne und kann also auch noch keine Sympathie für den Helden empfinden, der sich als solcher eigentlich erst im fünften Akt enthüllt. Die Künstlergespräche aber, die die ersten Akte füllen, würden, so geistreich sie sind, auf der Bühne wirkungslos vorüberrauschen. Der Zuschauer gewöhnlichen Schlages, von geringer historischer Bildung — und nur mit einem solchen darf man im Theater rechnen — würde gerade da Langeweile empfinden, wo der ruhig vor dem Buche sitzende gebildete Leser, gerade die feine Charakteristik des Dichters bewundert. Alle diese Künstler interessieren ihn nicht, er kennt weder ihre Werke noch ihre Bedeutung, er sieht in Rafael nur einen nach Weibern girrenden Schwächling, in Leonardo einen langweiligen Diplomaten, in Michel-Angelo einen groben — und da er von den himmelstürmenden Werken dieses Genius ja nichts weiß — obendrein noch einen eitlen, aufgeblasenen Patron; ja selbst die feine Staatskunst Machiavellis geht spurlos an ihm vorüber. Erst von da an, wo Michel-Angelo durch Wegschlagen des Buchstabens B den Namen Borgia in Orgia verwandelt, wo Lucrezia dem Frevler Rache schwört, kurz wo plötzlich echt menschliche und allgemein menschliche Konflikte ins Spiel kommen, da könnte, ja müßte auch der Durchschnittszuschauer erwarmen. Doch dringt nun das Gewaltige so plötzlich auf den durch die lange Vorhandlung Ermüdeten ein, daß auch hier leider wieder der beste Teil der Wirkung verloren gehen müßte. — In einer späteren Zeit, wo ein geschulteres und — was mehr heißen will — ein „willigeres" Auditorium die Sitzreihen unseres Theaters füllen wird, ein Auditorium, das dem Dichter und dem Kunstwerk vor allem die gebührende „Achtung" entgegenbringt, und wo vielleicht auch der Kunst des Schauspielers noch wirkungsvollere Ausdrucksmittel zu Gebote stehen als heute, dürften sich vielleicht auch diese Verhältnisse ändern; und wie der Durchschnittszu-

schauer von heute einzelne Stücke unserer Klassiker mit Genuß verfolgt, die vor hundert Jahren wirkungslos an dem damaligen Publikum vorübergingen, so wird dereinst vielleicht ein Auditorium des zwanzigsten Jahrhunderts von Stücken wie Bleibtreus „Dämon" gepackt, erschüttert und begeistert werden. Aber wie gesagt, heute, vor unserem frivolen, in Operette, Tingeltangel und französischen Ehebruchstücken verrohten — pardon! „gebildeten" Publikum, wäre eine Aufführung des „Dämon" ein ganz nutzloses Experiment.

VIII.

Eine noch grandiosere dramatische Dichtung Bleibtreus, die sich aber, wie ich gleich bemerken will, zur Aufführung auf unserer heutigen Bühne noch weniger eignen würde als der „Dämon", ist die fünfaktige Tragödie „Ein Faust der That". Sie behandelt die englische Revolution von 1647—1648. Der Mittelpunkt des figurenreichen Bildes, der Hauptheld des Dramas ist Oliver Cromwell. Die Handlung umfaßt die bekannten historischen Ereignisse von der Entführung Karls I. von Schloß Holmby durch Fähnrich Joyce bis zur Enthauptung des Königs.

Die Zeiten großer Umwälzungen müssen auf eine geniale Künstlernatur die nachhaltigste Wirkung ausüben, es sind dies ja die Epochen, wo jene merkwürdigen Helden des Gedankens und der That auftreten, zu denen sich ein moderner Dichter, der nach wirklich großen geschichtlichen Vorwürfen sucht, immer mit zwingender Gewalt wird hingezogen fühlen. Daß dies bei Karl Bleibtreu ganz besonders der Fall ist, geht aus dem früher Gesagten mit Notwendigkeit hervor. Ihn beschäftigen ja eben diese Helden des Gedankens und der That vor allen anderen, jene Umänderer und Umwälzer der menschlichen Geschicke; denn hier schaut er nichts anderes als, ins Grandiose erweitert, zum weltumfassenden Kampfe ausgedehnt, das Ringen des Genies — das Grundthema aller seiner Dichtungen.

Diese Liebe zur Revolution, diese Bewunderung der aus ihr hervorgegangenen Helden ist auch ein echt moderner Zug. Leben wir nicht selber in einer Zeit gewaltigster Umgestaltung? Und was könnte demnach die Brust des echten Dichters, in dessen Adern der Pulsschlag unserer Zeit, der modernen Zeit, pocht, höher schwellen machen als eben dieses Drängen und Treiben, dieses lenzgewaltige Knospen und Sprossen, als die grollenden Frühlingsgewitter der Zeitenwende und Jahrhundertscheide, deren Spiegelbild er in den gewaltigen Revolutionen der Vergangenheit erschaut?

Schon der „Dämon" war in diesem Sinne ein „Revolutionsdrama"; denn was ist die italienische Renaissance anderes als der erste Frühlingssturm der neuen Zeit, der die bemalten Fenster einstieß an den gothischen

Domen, daß sie licht und hell wurden, und die grämlichen spitzbogigen Kreuzgänge wandelte zu heiteren griechischen Säulenhallen? Anders tritt die Renaissance im rauhen Norden auf, hier bei den grüblerischen germanischen Rassen erfaßt sie nicht die christliche Kunst, sondern den christlichen Gedanken, — sie wird zur Reformation. Und als die Wellen der Reformation nach dem britischen Inselreich hinüberschlugen, da fühlte sich das ungelenke, starke und hartköpfige Volk besonders von der elemantaren Gewalt der alttestamentlichen Bücher ergriffen mit ihrem Schlachtgetöse und ihrem unerbittlichen Kriegsgott Jehova, — und es entstand der Puritanismus. Es ist das derselbe Wellenschlag, oder wenn man will, derselbe „Dämon", der den Meisel eines Michel-Angelo regiert, einen Cesare Borgia zu seinen Gewaltthaten anfeuert und dem von Natur friedlichen Cromwell das Schlachtschwert in die Hände zwingt, ihn emporhebt aus der Menge und ihn geleitet von Sieg zu Sieg als einen der größten Heerführer aller Zeiten — es ist der Drang nach Befreiung, nach Freiheit.

Und derselbe Strom ergießt sich auch durch die Brust des Dichters und läßt sein Herz in gleichen Schlägen erzittern. Darum versteht der Dichter die Gestalten der Vorzeit — und was kein Professor dozieren, kein Lehrbuch dem eifrig ochsenden Schüler beibringen kann, das dämmert herauf aus seinem eigenen Innern in ahnender Gewißheit. So schaut er die Gestalten der Vergangenheit im Lichte der Gegenwart, in ihrer Stärke und in ihrer Schwäche. Und er fühlt mit ihre Schmerzen und ringt mit in ihren Kämpfen, indem er sie nachgestaltet.

Ein Werk solch höchster dichterischer Nachgestaltung ist Bleibtreus „Faust der That". Wohl niemals ist in so knappem Rahmen ein so umfassendes und so getreues Bild einer ganzen Zeitepoche geschaffen worden. Die Gestalten sind so lebendig, daß sie einem förmlich nachgehen. Vor allem die beiden Haupttypen Cromwell und Karl I. Beide echte Kinder ihrer Zeit, und beide die denkbar größten Gegensätze. Beide berechnend, schlau, verschlagen und selbstsüchtig. Aber wie verschieden offenbaren sich diese Eigenschaften bei beiden! Karl I. — wohl eines der besten Charakterporträts unserer gesamten deutschen Litteratur — auf sein Gottesgnadentum pochend, die denkbar größte Meinung von seinem Herrscherberuf hegend, seine eigene Weisheit und seine feinen politischen Berechnungen für unfehlbar haltend; und Cromwell, scheinbar alle seine Entschlüsse und Thaten Gott anheimstellend, die Weisheit der Anderen, selbst der Geringsten und Kleinsten beständig anerkennend, und dabei fest und unwandelbar seine Bahn wandelnd und das einmal erkorene Ziel unentwegt verfolgend. Karl mit seiner merkwürdigen Reservatio mentalis fühlt sich nicht verpflichtet, erzwungene Versprechen zu halten — und jedes gegebene Wort ist ihm ein

„erzwungenes“, — Cromwell weiß allen „Versprechungen“ geschickt auszuweichen und handelt. Von jenem heißt es: „Wo er vertraut, wird er verraten, und wo man ihm vertraut, betrügt er“ —, dieser vertraut nur Gott, d. h. seinem eigenen klaren Kopfe, und verlangt kein Vertrauen, sondern weiß es im gegebenen Moment zu erzwingen. Zwei schärfer gezeichnete Charakterköpfe sind noch kaum geschaffen worden. Und alle übrigen Gestalten des Dramas sind von derselben Wahrheit und Treue der Zeichnung. Dabei ist das düstere Kolorit der puritanischen Zeit vorzüglich getroffen. Der strenge Geist dieser Gottesstreiter schwebt über dem Ganzen. Darum hat auch Bleibtreu in diesem „Drama der Männer“ keine Frauenrollen auftreten lassen. Das Weib existiert für den Gedankenkreis dieser Leute gar nicht.

Dieser letztere Punkt und die große Strenge der Behandlung des Stoffes stehen der Aufführung des Dramas auf unseren Bühnen entgegen; und zwar nicht nur aus dem äußerlichen Grunde, weil wir nun einmal in unseren Theaterstücken Frauen zu sehen gewohnt sind und für ernste Situationen wenig Sinn haben, sondern weil dadurch naturgemäß eine gewisse Eintönigkeit und Gleichförmigkeit entsteht, die selbst den willigsten Zuschauer ermüden muß. Das Drama verlangt in allen seinen Teilen die ganze ungeteilte Aufmerksamkeit der Hörer und immer eine gleichartige Aufmerksamkeit. Das kann der Leser wohl leisten, aber nicht das bunt zusammengesetzte Zuschauerpublikum im Theater. Ebenso würde die puritanische Redeweise — die an sich so prächtig nachgeahmt ist — mit ihren unzähligen Bibelcitaten unendlich ermüden. Auf eine Aufführung dieser genialen Tragödie müssen wir also verzichten, dafür aber sollte sie um so mehr gelesen werden, ja einzelne Stücke daraus sollten geradezu in jedem Schullesebuch stehen, nicht nur als brillante Stilmuster, sondern als unerreichbare Zeitschilderungen, aus denen man eine klarere Anschauung jener denkwürdigen Kriege erlangen kann, als aus vielen dicken und hochgelahrten Folianten.

IX.

Es erübrigt uns nun noch Bleibtreus große, in drei gesonderte Dramen: „Das Halsband der Königin“, „Weltgericht“ und „Schicksal“ zerfallende Revolutionsdichtung zu betrachten.

Wie bekannt, sind schon verschiedene Versuche gemacht worden, die Revolutionsepoche dramatisch zu behandeln, doch wagten sich Dichter wie Hamerling (Danton und Robespierre), Büchner (Dantons Tod) u. A. immer nur an einzelne Episoden dieses gewaltigsten Ereignisses der neueren Geschichte. Bleibtreu aber unternahm es, diese ganze Weltumwälzung in einem einzigen grandiosen Gemälde zu vereinigen. Wenn man dabei noch in

Betracht zieht, daß Bleibtreu, indem er seine drei Revolutionsdramen schuf, überall die Möglichkeit der theatralischen Aufführung streng im Auge behielt, daß er also keine Buchdramen schreiben wollte und schrieb, sondern lebensfähige Bühnenwerke, so müssen wir gestehen, daß sich noch kein deutscher Dramatiker vor ihm an eine so gewaltige Aufgabe gewagt, und daß er diese Aufgabe in geradezu einziger Weise gelöst.

Wie bei Wagners Nibelungentrilogie zuerst „Siegfrieds Tod", unsere jetzige „Götterdämmerung", entstand und sich an dieses Drama der Schlußkatastrophe erst nachher die anderen Werke, Siegfried, Walküre, Rheingold ankrystallisierten, so ist von Bleibtreus Revolutionsdramen das Napoleondrama „Schicksal" der Entstehung nach das älteste, darauf folgte „Weltgericht" und zuletzt „Das Halsband der Königin". Wenn es uns hauptsächlich um einen litterarischen Essay zu thun wäre, so müßten wir diese drei Dramen auch in der Reihenfolge ihrer Entstehung betrachten und den Ideengang des Dichters bei der Arbeit zu belauschen suchen; da es sich indessen für uns um eine vorwiegend dramaturgische Studie handelt, so interessiert uns zumeist die Gesamtwirkung des Werkes, und darum müssen wir das Bild der drei Dramen ihrer historischen Aufeinanderfolge nach zu enthüllen suchen.

„Das Halsband der Königin", „eine Tragikomödie", wie Bleibtreu das Drama betitelt, bildet das Vorspiel des Ganzen und führt uns den Mutterboden, aus dem die Revolution erwuchs, vor Augen. In den neun szenischen Bildern wohnen wir dem Zersetzungsprozeß der Gesellschaft des ancien régime bei. Als Mittelpunkt der Handlung dient die allbekannte, mysteriöse und bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgeklärte Halsbandgeschichte, die auch Goethe in seinem phantastischen „Groß-Kophta" dramatisch bearbeitet hat. Hier haben wir ein treffliches Beispiel für die schon oben aufgestellte Behauptung, daß der Dichter einem zeitgenössischen Stoffe weniger frei gegenüberstehe, als einem historischen. Wie man einen Gesamtüberblick über eine Gebirgskette nur aus der Ferne gewinnen kann, nicht aber wenn man selber zwischen den Bergen steht, so sehen wir auch hier, daß nur die Nachwelt den richtigen Gesichtswinkel und den wirkungsvollen perspektivischen Augpunkt für historische Stoffe zu finden vermag. Für Goethe war die Halsbandgeschichte ein zeitgenössisches soziales Problem, für Bleibtreu ist sie ein historischer Stoff; darum fügt sich bei Bleibtreu alles klarer, alles selbstverständlicher, und wo Goethe nur eine interessante und spannende Hofintrigue sieht, da hört Bleibtreu bereits die dumpfen Donnerschläge der Revolution grollen und erblickt die geheimnisvollen unterirdischen Mächte, die im Volke den Gährungsstoff für die kommenden Ereignisse verbreiten. Bei Goethe löst sich die ganze Intrigue in klare

und deutliche Spitzbüberei auf, in ein Gaunerstückchen, das dem Zuschauer zeigen soll: Seht, es stak da gar nichts Übernatürliches, gar nichts Geheimnisvolles dahinter; — Bleibtreu im Gegenteil — und das ist hier geradezu ein genialer Zug — läßt einen Teil des Geheimnisvollen bestehen, ja er personifiziert dieses Geheimnisvolle, Unerklärliche in der überaus glücklich eingeführten Figur des „Unbekannten", über den er den Zuschauer nicht aufklärt. Dadurch entsteht ein Stimmungsbild von geradezu bestrickender Lebenswahrheit. Es schwebt über dem Hexensabbath der vorgeführten Ereignisse ein Druck, eine Bangigkeit, eine Schwüle, die uns das unfehlbar herannahende Gewitter atmen ließe, selbst wenn der „Unbekannte" nicht am Schlusse des Stückes zu einem damals herzlich unbekannten kleinen Advokaten die bedeutungsvollen Worte spräche: „Hörst du die Erde beben? Adieu, Robespierre!"

Der szenische Aufbau des Ganzen ist musterhaft, die neun Bilder, die übrigens nur fünf Dekorationen (Garten des Palais Royal, Garten von Versailles mit dem Pavillon der Königin, Saal im Palais Cagliostro, Zimmer der Gräfin Lamotte und Vorhalle in der Bastille) erfordern, reihen sich trefflich aneinander. Die Charakteristik der einzelnen Figuren und Gruppen ist meisterhaft. Geradezu einzig gearbeitet ist der Dialog. Ich kenne kein Drama, das durchgängig einen so geistreichen und so fein pointierten Dialog aufzuweisen hätte, und wo die Rede den Menschen so trefflich charakterisiert. Wir haben in der ganzen deutschen Litteratur kein solches Konversationsstück. Die szenische Aufführung bietet nur eine Schwierigkeit — sie erfordert vorzügliche Schauspielkräfte! Dafür aber giebts auch kaum feinere und dankbarere Rollen als Cagliostro, Marie-Antoinette, die Lamotte, Prinz Rohan, der Herzog von Orleans (Philippe Égalité), Hofjuwelier Böhmer und der „Unbekannte".

„Weltgericht" behandelt die eigentliche Revolution, und zwar von der Erstürmung der Tuilerien bis zum Tode Robespierres. Der Held dieser immensen Tragödie ist die Revolution selber — einen persönlichen „Helden" giebt es also hier nicht. Bleibtreu schuf dadurch eine völlig neue dramatische Gattung, die sogenannte „Tragödie ohne Helden". Man glaube aber nicht, daß darum alles haltlos auseinanderfalle, im Gegenteil, die Einheit der Handlung ist in strengster Weise gewahrt, eben dadurch, daß überall nur der „ideale Held" des Stückes, die Revolution, als Mittelpunkt erscheint. Die persönlichen Träger dieser Idee lösen sich untereinander ab, in jedem Augenblick erscheint immer nur die Persönlichkeit als Mittelpunkt, die gerade der vorzüglichste Träger dieser Idee ist. Bleibtreu selber vergleicht die verschiedenen Phasen seines Dramas mit den schichtweisen Ablagerungen einer vulkanischen Eruption. Ich möchte lieber das Bild vom Stoffwechsel gebrauchen. Der Organismus (die Revolution), dessen auf- und absteigende

Entwickelungsphasen wir verfolgen, bleibt stets derselbe, wenn auch die einzelnen Atome (die Individuen, Persönlichkeiten), die diesen Organismus konstituieren, beständig wechseln, und stets neue Atome in die den Organismus leitenden Zellen des Centralorganes einrücken und ihre Vorgänger von dieser Stelle verdrängen. Ja ich glaube gerade die Folgerichtigkeit dieses Stoffwechsels bedingt eine viel tiefere und strengere Einheit der Handlung, als sie manche Dramen mit einem sogenannten „Helden" zeigen. Ich möchte daher die Bezeichnung „Drama ohne Held", die nur zu Mißverständnissen führen kann, gegen die präzisere „Drama mit einem unpersönlichen oder idealen Helden" vertauscht wissen. Diese Art der Behandlung hat es Bleibtreu allein möglich gemacht, den grandiosen Stoff einheitlich zu bewältigen. Bei jeder anderen Behandlungsart hätte der Stoff in verschiedene persönliche Sondertragödien, eine Danton-Tragödie, eine Marat-Tragödie, eine Robespierre-Tragödie u. s. w., zerfallen müssen, die dramatische Einheit wäre unmöglich gewesen und gerade das wäre eingetreten, was Bleibtreu unter allen Umständen vermeiden wollte und vermeiden mußte — eine Zersplitterung der Handlung. Wenn Gottschall also in Bezug auf dieses Drama (Nationallitteratur III, S. 565 und 566) von unzusammenhängender und skizzenhafter Behandlungsart spricht, so kommt das nur daher, weil er einerseits in der alten (Lessingschen) Schablone befangen und andererseits, durch die Bezeichnung „Drama ohne Held" irregeführt, den wahren, einzigen und starken Mittelpunkt der Tragödie, den „idealen Helden" ganz übersah. — Noch sei in Parenthese hier bemerkt: Wenn Bleibtreu diese Behandlungsart für den grandiosen Stoff der französischen Revolution wählte, so wäre es deshalb nicht etwa empfehlenswert, jeden anderen Stoff nun ebenfalls in dieser Manier behandeln zu wollen, vielleicht nur um sich der Mühe zu überheben, den persönlichen Helden, der als Typus der Epoche gelten könnte, herauszufinden, oder einen solchen frei zu gestalten. Das könnte ein schwerer Fehler sein und wirklich Zersplitterung der Handlung nach sich ziehen; denn si duo faciunt idem, non est idem. In diesen Fehler verfiel z. B. Gerhart Hauptmann leider in seinem neuesten, sonst so genialen Drama „De Waber". Hier hätte *ein* Hauptheld als Träger der Handlung und als Typus der schlesischen Weber geschaffen werden können und sollen; denn hier, wo es der Dichter mit einer einheitlichen Bewegung zu thun hatte und nicht mit einem so vielgestaltigen Ding wie die französische Revolution, sind die Leiden und Schicksale des Einen typisch für die der ganzen Klasse. Da Hauptmann aber in seiner Webertragödie ohne Not und nicht aus zwingender innerer Notwendigkeit die Manier Bleibtreus adoptierte, so schuf er eben keine einheitlich geschlossene Handlung, kein Drama mit idealem Helden, sondern eben ein Drama *ohne* Helden. —

Daß die Handlung von Bleibtreus „Weltgericht“ eben nicht skizzenhaft zerflattert, wie in den letzten epigrammatischen Dramen Grabbes (wie Gottschall meint), das beweist auch die Geschlossenheit der fünf Akte, von denen jeder sich, ohne irgend welchen störenden Szenenwechsel, als Ganzes abwickelt. Gerade dieser inneren Einheit und Geschlossenheit zuliebe hat Bleibtreu auf manche Szene verzichtet, wo er durch Entwicklung von Aufzügen und allerlei theatralischem Pomp hätte wirken können, wozu der Stoff reichlich Gelegenheit bot (Aufzug der Göttin der Vernunft, Fest des Höchsten Wesens ꝛc. ꝛc.) und die sich ein minder genialer Dramatiker wohl nicht hätte entgehen lassen (Gottschall z. B. hätte dergleichen auch gerne gesehen). Durch Weglassung dieser innerlich doch sehr hohlen und nur für das Auge berechneten Pompszenen gewann das Drama Bleibtreus aber gerade an wahrer dramatischer Kraft.

Die szenische Entwicklung von „Weltgericht“ beschreibt Karl Biesendahl in seiner Bleibtreu-Broschüre kurz folgendermaßen:

„Das Stück beginnt mit dem Tuilerienſturm, die Szene stellt eine Schenke dar, in welcher die Sanskulotten auf die Schweizer schießen, und in trefflicher Exposition treten vor uns die Häupter der Revolution auf, vor allen die Girondisten und Danton, Marat und Robespierre, und im gelungenen Gegensatz zu ihnen der Adel des alten Regimes: Sombreuil und seine Tochter, welche dem genußsüchtigen Danton eine für sie verhängnisvolle Liebe einflößt, und die den Revolutionsideen zugewandten Aristokraten Sartines und Biron. Aber auch zwischen den Vetretern der Revolution herrscht keine Einmütigkeit, das beweisen die wahnwitzigen Hetzreden des scheußlichen Marat und noch mehr die das kommende Unheil ahnen lassenden Szenen zwischen Danton und Robespierre. Deutlich treten in ihrer charakteristischen Eigenheit die drei Gruppen der Girondisten, der Cordeliers unter Danton und Desmoulins, und der Jakobiner unter Robespierre schon jetzt hervor.

Der zweite Akt findet die Kommune, vor allem Danton, an der Spitze der Gewalt, während aber hinter der Szene auf seinen Befehl sich die schrecklichen Septembermorde vollziehen, fröhnt dieser seinen Lüsten, indem er um den Preis der Rettung ihres Vaters Marie v. Sombreuil zwingt, sich ihm hinzugeben. Die Geschändete stürzt sich aus dem Fenster, die Befreiung des Vaters selbst aber wird von den Dantonisten, zumal von Dantons Buhlerin Théroigne, einer früheren Schauspielerin, hintertrieben, sodaß das entsetzliche Opfer der Kindesliebe umsonst ist. Nach diesen schrecklichen Vorgängen, welche den Charakter Dantons scharf beleuchten, tritt sein Bruch mit den Girondisten ein, welche zum Schluß in stolzer Haltung abgehen mit den Versen der Marseillaise:

„Die blutige Fahne der Tyrannei
Hat gegen uns sich erhoben.“

Der dritte Akt beginnt: die Girondisten sind gefallen, damit stehen der unumschränkten Gewalt des Wohlfahrtsausschusses, d. h. Robespierres, nur noch die Dantonisten, die Cordeliers, im Wege; nachdem auch Marat durch den Dolch der Charlotte Corday gefallen ist, wächst Danton der Wohlfahrtsausschuß über den Kopf, ihn schaudert selbst vor dem Gemetzel, dem „Würgen mit kaltem Blut nach gesetzlichen Komödienspäßen", was er begangen, das hat er im Rausche der Leidenschaft gethan. Er fühlt sich selbst nicht mehr auf der Höhe, er sieht, daß er diesem Treiben nicht mehr Einhalt thun kann, daß aber ihm selbst ein Schlag drohen könne, das hält sein Selbstgefühl für unmöglich, ja selbst seinen Freunden verspricht er noch seinen Schutz.

Da geschieht das Unerwartete. Nicht die Freunde sind es, die er noch schützen zu können glaubt, der Schlag gilt ihm selbst, Henriot, der Stadtkommandant, schreitet mit seinen Adjutanten auf ihn selbst zu und mit den Worten:

„Im Namen der Republik! Bürger Danton — —" fällt der Vorhang.

Der vierte Akt zeigt uns Robespierre auf der Höhe der Macht. St. Just und seine Anhängerin Frau v. St. Amaranth suchen ihn zu bewegen, die Diktatur zu erklären, wozu sich Robespierre, ängstlich jeden Schein der Ungesetzlichkeit vermeidend, nicht entschließen kann. Von seinen Anhängern ist alles vorbereitet. St. Just hat neue Proskriptionslisten aufgestellt und eine als Prophetin auftretende Stifterin eines neuen Kultus, Katharina Theos, welche in Robespierre den Messias verehrt, soll ihn, den dafür Empfänglichen, durch ihre mystischen Reden zum Entschluß bringen. Aber der Leidenschaftslose hat wohl einmal dem forglosen Leidenschaftlichen sich überlegen gezeigt, der gegen ihn sich erhebenden elementaren Leidenschaft Talliens, der nicht nur sich, sondern auch seine Geliebte, die Gräfin Therese Cabarrus, bedroht sieht, da er die Proskriptionsliste St. Justs in die Hand bekommt, zeigt er sich nicht gewachsen. Als die Seherin am Schlusse ihrer Rede in Robespierre dringt, sich zu erklären:

„Du bist das letzte Wort der Revolution, wird man es lesen können? Vorwärts, Ödipus, sprich das letzte Wort, auf daß die Sphinx sich in den Abgrund stürze! — Das letzte Wort!"

Da ruft der allmählich in den Hintergrund gewichene Tallien von der Höhe der Kiosk-Treppe Robespierre drohend zu:

„Die Diktatur?!"

und entflieht, um den Gegenschlag ins Werk zu setzen.

Im fünften Akt ist es ihm gelungen. Tallien, dessen Rede im Konvent, besonders die Verlesung der authentischen Proskriptionsliste Nachdruck und das Bewußtsein des Kampfes auf Leben und Tod Eindruck verlieh, hat

gesiegt. Robespierre und Henriot, für „außer dem Gesetz" erklärt, werden von ihren meisten Freunden verlassen, das Stadthaus gestürmt und Robespierre ist verwundet in seiner Gegner Gewalt. Er wollte sich, sagt St. Just im Verlauf des Aktes, nicht einer Ungesetzlichkeit schuldig machen und konnte sich zur Diktatur nicht entschließen; so war er selbst an seinem Untergange schuld, den er ruhig, schweigsam und verachtungsvoll erwartet, und selbst das Fallbeil macht ihn nicht sprechen. Nachdem er und sein glühendster Anhänger St. Just den Todesgang angetreten haben, auf dem der General Hoche letzterem begegnet, was zu einer ergreifenden Szene Anlaß giebt, halten auch Tallien, Collot und Legendre, obgleich menschlicheren Regungen nicht unzugänglich, ein Blutgericht, dem Sartines, Biron, die Seherin Theos, die Frau von Amaranth und Lenchen Duplay, die Tochter des Tischlers, bei dem der bedürfnislose Robespierre gelebt hatte, und die ihm in reiner, unbewußter Liebe zugethan war, zum Opfer gefallen. Der sechste ist — der General Bonaparte, welcher aber, zum Teil, da die Zahl der Opfer voll ist, zum Teil, weil er ungefährlich erscheint, seine Freiheit wieder erhält. Mit diesem genialen Zug welthistorischer Ironie, gleichsam einem großartigen Fernblick zum Schluß, senkt sich der Vorhang."

Schon aus dieser Szenenfolge und dem Aufbau des ganzen Dramas geht hervor, welch großartiger historischer Blick Bleibtreu eigen ist, und wie er zur Herstellung seines Gesamtbildes immer die packenden Momente auszuwählen weiß, so gelingt es ihm auch in geradezu erstaunlicher Weise bei den einzelnen historischen Persönlichkeiten, die charakteristischen Züge hervorzuheben. Dadurch entstehen Gestalten von einer geradezu verblüffenden Porträttreue und Lebenswahrheit. Als „Rollen" aufgefaßt sind daher die Gestalten seines „Weltgericht", ein Robespierre, ein Danton, Marat, Camille Desmoulins, Tallien, David, Henriot ꝛc., geradezu unvergleichlich. Allerdings muß sich der Schauspieler mit Fleiß in diese Rollen hineinleben, sie verlangen viel Arbeit und viel Studium; andererseits aber bleibt der Schauspieler über den darzustellenden Charakter niemals im Unklaren, da giebt es kein Schwanken und Zaudern — die Rolle giebt ihm alles an die Hand, und er braucht nur getreu dem Dichter zu folgen, um der geschichtlichen Wahrheit und der unbedingten theatralischen Wirkung seines Partes sicher zu sein.

In den letzten Akten von „Weltgericht" tauchte es schon auf wie eine Ahnung, wie eine Sehnsucht nach einer starken Faust, nach dem Mann des Schicksals, der berufen, die aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurenken; und nun führt uns der Dichter in „Schicksal" den Gewaltigen selber vor: Napoleon Bonaparte. Wohl keiner unter den jetzt Lebenden ist ein innigerer Verehrer dieses größten „Helden der That" als Karl Bleib-

treu. Keiner auch hat sich mit so eisernem Fleiß in das Studium dieses Riesen versenkt und keiner — das darf man dreist behaupten — hat ihn besser verstanden und sein Wesen tiefer begriffen. Bleibtreu ist also vor allen Anderen zur Schöpfung eines Napoleondramas berufen, zu dieser Aufgabe, an die schon so mancher mit frohem Mut herangetreten, und die noch keiner gelöst wie er.

Der Napoleonstoff steht dem Revolutionstoffe an Größe und Gewalt in keiner Weise nach. Und wieder steckte sich Bleibtreu das beinahe unmöglich scheinende Ziel, dieses Riesenbild in fünf geschlossenen Akten zu bewältigen. Hier hatte er nun einen festen Mittelpunkt, einen „Helden", und doch ließ sich gerade in diesem Schauspiel die innere dramatische Einheit der Handlung viel schwerer erringen; denn auch der Lebenslauf des größten Mannes ist schließlich eben nur eine „Historie". Bleibtreu wollte aber ein Drama schaffen mit dramatischen Konflikten und keine einfache dramatische Historie. Diesen inneren Mittelpunkt und Zusammenhang gewann sein Schauspiel durch die Einführung der Schicksalsidee. Napoleon glaubt an sein Schicksal, an seinen Stern, und diesen Stern erblickt er in Josephine Beauharnais verkörpert. Es ist also der Stern der Liebe, der ihn zum Glücke führt. Sobald er aber, auf der Höhe menschlicher Macht angelangt, aus grandiosem Egoismus, den er mit der Staatsraison zu bemänteln sucht, Josephine von sich stößt, um die Prinzessin von Österreich zu heiraten und „legitim" zu werden, da erbleicht auch sein Stern, das Glück verläßt ihn und das Ende ist — St. Helena.

Im Gegensatz zum vorigen Drama mit seinen vielen gleichberechtigten Figuren, gruppiert sich hier natürlich alles um Napoleon Bonaparte. Wie charakteristisch und wie grandios aber diese Gestalt herausgearbeitet ist, davon läßt sich in unserer kurzen, schematischen Abhandlung gar kein Begriff geben. Der erste Akt (1796) zeigt uns Bonaparte als außer Dienst gesetzten Brigade-General in dürftigen Verhältnissen. Auf einer Soirée bei Barras, in den Tuilerien, wohin er sich auf Rat seiner Freunde begeben, um sich dem Kriegsminister Carnot ins Gedächtnis zu rufen, lernt er Josephine kennen, wie er glaubt, als Geliebte des Barras. Ein losbrechender Aufstand zeigt die ganze Erbärmlichkeit der Direktorialregierung. Zweiter Akt: Der Konvent versammelt sich, um über den Aufstand zu beraten. Der Pariser Stadtkommandant, General Menou, der den Aufstand bändigen soll, wird jämmerlich zurückgeschlagen. Schon bedrohen die Aufrührer die Tuilerien und den Konvent, und wie Talleyrand ängstlich fragt: „Wer bleibt uns denn also in dieser Gefahr?" da erhebt sich plötzlich der zufällig auf der Gallerie anwesende gänzlich unbekannte General Bonaparte und spricht an die Brüstung vortretend nur das eine, große Wort: „Ich."

Diese Szene und die darauffolgenden, wo Bonaparte, in der Gefahr an Menous Stelle zum Stadtkommandanten von Paris ernannt, mit fabelhafter Schnelligkeit und Sicherheit seine Dispositionen trifft, sind von grandioser szenischer Wirkung. Der dritte Akt enthält die Werbung und Hochzeit Bonapartes mit Josephine und seinen Abgang zur italienischen Armee, deren Kommando ihm die Gattin als Mitgift zubringt. Er weiß nun, daß Josephine nicht die Geliebte des Direktor Barras, und er heiratet sie aus wahrer Liebe, während alle Welt glaubt, er suche diese Verbindung lediglich um Carrière zu machen. — Der vierte Akt spielt 1809 und zeigt uns Napoleon auf dem Höhepunkt seiner Macht als Kaiser der Franzosen und Gebieter Europas. Die Scheidung von Josephine ist beschlossene Sache und geht vor sich. Alles beugt sich dem Spruch des Gewaltigen, nur seine alte Mutter, Lätitia Bonaparte, kümmert sich nicht um seine Deklamationen. Diese Lätitia in ihrer Derbheit ist eine Prachtgestalt: „Sei du Kaiser — mir ist's schon recht. Aber gestatte mir zu bleiben, was ich bin. Deine Brüder und Schwestern hast du zu Königen und Königinnen gemacht, mir konntest du mit solchem Zeug nicht kommen. Ich habe keinen Titel von dir, ich, sondern bleibe bloß deine alte Mutter." Sie zieht mit Josephine in die Verbannung. — Fünfter Akt: Park von Malmaison (1815). Napoleon nimmt Abschied vom Grabe Josephinens vor seiner Abreise nach St. Helena. Die alte Mutter ist als Trösterin zu ihm, dem Gefallenen, zurückgekehrt. Dieser Akt ist ein rein lyrisches Stimmungsbild, aber er enthält prachtvolle, hochpoetische Gedanken, und als Schlußstein der ganzen großen Revolutionstrilogie kann ich mir kaum etwas Ergreifenderes denken, als dieses sanfte, elegische Ausklingen der gewaltigen, sturmbewegten Epopöe in diesen weichen, schmerzlichen Molltönen. Hier hätten wir also wieder einmal eine Stelle von berechtigtem Lyrismus; denn eine Dichtung, die so hochgehende Wogen der Leidenschaft warf, soll nicht plötzlich abreißen, das wäre unerträglich, — sondern auch die Bewegung des mitempfindenden Zuschauers muß sich glätten und sänftigen, bevor er wieder hinaustritt aus dem Reiche der Poesie in das Alltagsleben. Zudem erhebt sich in diesem tiefgefühlvollen Nachspiel der Blick des Zuschauers aus der Zeitlichkeit empor nach der Ewigkeit, erkennend das Walten unbestechlicher und allmächtiger Gesetze, und gerade darin liegen nach der Auffassung der „modernen" Ästhetik Trost und Weihe wahrer tragischer Kunst.

Betrachten wir jedoch das Napoleondrama für sich, so empfinden wir nach dem prächtigen und geschlossenen Aufstieg der drei ersten Akte die beiden letzten mit ihren großen Zeitsprüngen wie zwei Anhängsel, die der Dichter seinem Drama nur deshalb anfügte, um dem Zuschauer den „Kaiser" Napoleon und den gestürzten Titanen vorzuführen und so den ganzen Stoff,

gehe es wie es wolle, in sein Stück hineinzupressen. Das ist zwar nicht ganz richtig; denn die scheinbaren Anhängsel folgern logisch aus dem Grundgedanken des Dramas, aus der Idee, daß Josephine Napoleons Stern und Schicksal. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß der Stoff eben zu groß war und sich einfach in diesem Rahmen nicht bewältigen ließ.

Die erste, die eigentliche Bühnenbearbeitung des Schauspiels kennt diese beiden Akte auch gar nicht. Die drei ersten Akte der zweiten Bearbeitung füllen vier der ersten, und zwar so, daß bei der zweiten Bearbeitung die beiden ersten Akte intakt stehen blieben, der dritte und vierte Akt (die Werbung Napoleons und die Abreise zur Armee) werden in der zweiten Bearbeitung gekürzt und in einen, den dritten Akt, zusammengezogen. Daher enthält dieser Akt in der zweiten Bearbeitung eine Verwandlung. Der fünfte Akt der ersten Bearbeitung aber brachte die unaufhörlichen und unerhörten Siegesbotschaften, die von der italienischen Armee zu Josephine Bonaparte flogen und die ganze Welt in Erstaunen setzten, und die Rückkehr Napoleons als Sieger aus dem italienischen Feldzuge. Ein mit allem theatralischen Pomp ausgestattetes Schlußbild läßt in dem heimkehrenden Sieger den zukünftigen Imperator ahnen.

Wenn es sich um Aufführung von „Schicksal" handelt, so würde ich entschieden raten, diese erste, ältere Bearbeitung zu wählen. Bei einer Aufführung der ganzen Revolutionstrilogie aber wäre die zweite, jüngere besser am Platze, des volleren Abschlusses wegen. Vielleicht aber macht uns Bleibtreu noch die Freude und bearbeitet den zweiten Teil des Napoleonstoffes, d. h. Napoleon auf der Höhe und seinen Sturz in einem neuen, gesonderten Drama, — und das wäre das Allerbeste.

Der Vollständigkeit wegen sei noch bemerkt, daß „Schicksal" verschiedene Male aufgeführt und trotz schlechter Inszenierung mit Erfolg aufgeführt wurde. Zuerst im Stadttheater zu Freiburg i. Br. (erste Bearbeitung) und dann im Verein „Deutsche Bühne" in Berlin (zweite Bearbeitung). In der Berliner Aufführung fielen die beiden letzten Akte naturgemäß etwas ab. Während besonders der zweite Akt stets und trotz aller Mängel der Inszenierung einen vollen, durchschlagenden, ja einen überwältigenden Erfolg erzielte. Doch sind beide Aufführungen kaum maßgebend, weil weder das nötige schauspielerische noch szenische Material zur Verfügung stand.

Bleibtreus Revolutionsdramen können nicht nur, sie sollen aufgeführt werden, und diejenige Bühne, die sich zuerst eine ernsthafte und gediegene Inszenierung dieser Stücke angelegen sein ließe, würde nicht nur einen großen Erfolg erringen, sondern sich auch den Ruhm einer künstlerischen That für alle Zeiten sichern. Besonders aber an „Schicksal" sollte man zuerst herantreten und zwar nach der ersten Bearbeitung. Bleibtreus Napoleon

muß ja jeden großen Charakterspieler reizen. Warum versucht Possart es nicht mit dem Napoleon Bleibtreus, der dem großen Charakterdarsteller auch wirklich eine große, ja die denkbar größte Charakterrolle bieten würde?

Wenn wir nun, an das Ende unserer Betrachtung angelangt, die Schlußfolgerung aus dem Gesagten ziehen, so erkennen wir, daß Bleibtreus reformatorische Thätigkeit weniger darin beruht, daß er eine neue dramatische, eine neue Bühnentechnik zu erfinden sucht, was bekanntlich Schauspielern und Bühnenleitern immer den größten Schrecken einzujagen pflegt — nein in dieser rein technischen Beziehung sind ein Ibsen, ein Hauptmann „moderner" als Bleibtreu. Seine Reformbestrebungen gehen nicht von Außen nach Innen, von der Form, von der Technik auf den Inhalt, sondern von Innen nach Außen, vom Inhalt auf die Form. Er bewegt sich also noch ganz in den Geleisen der „alten" Theatertechnik, er benützt „Monologe" und „Beiseitesprechen", Dinge, die den „Modernen" ein Greuel sind. Aber er will brechen mit den Stoffen, die gegenwärtig unsere Bühne überfluten, und will dem Theater das wieder schenken, was sein eigentlicher Lebensatem, — die große, hohe, poetische Kunst, die Kunst losgelöst von den Banden der Alltäglichkeit, aus den Fesseln des Gewöhnlichen, des Kleinlichen und Philisterhaften. Darum ist er ein Feind aller Genremalerei, aller Holländerei auf der Bühne, jener langweiligen Bourgeoiskunst, die nur immer sich selber schauen will in der eigenen, platten Erbärmlichkeit. Darum verschmäht er Ibsen (natürlich nicht in seinem „Brand", „Kaiser und Galiläer", „Peer Gynt" ꝛc., sondern in seinen neuen Gesellschaftsstücken), dessen geniale dramatisch-technische Kraft er sonst überall rückhaltlos anerkennt, darum erblickt er in Zola weniger den Apostel der großen Kunst, als den minutiösen Meister der Kleinmalerei. Die wahre Kunst aber soll uns nach Bleibtreu emporheben über den Sumpf der Alltäglichkeit, nicht durch idealistisch verlogene Spintisiereien, nicht durch ein verschrobenes Nirgendswo oder Wolkenkukuksheim, sondern durch echt künstlerische Nachgestaltung des großen Weltbildes, durch die Nachschöpfung und wahre Darstellung der ewigen Kämpfe der Menschheit und ihrer ewigen Sehnsucht nach dem Licht des neuen Tages.

Kritik.

Romane und Novellen.

Hell oder Dunkel? Ernste und heitere Geschichten und Gestalten aus dem Münchner Kaffeehausleben. Mit einem Anhang: Aus dem Ratskeller. Von Julius Schaumberger. 1. Reihe. München 1892. Verlag von Ernst Scherzer. Mit einem Umschlagbild nach einer Grisaille von René Reinicke.

Auf 74 elegant gedruckten Seiten bringt der Verfasser in anmutigem Feuilletonstil zwölf kleinere Arbeiten, wie sie auf dem Titelblatte näher gekennzeichnet sind. Nach den wuchtigeren Arbeiten von Bleibtreu, Mackay u. A., die das moderne Kellnerinnentum mit sieghaftem Talent in die deutsche Litteratur eingeführt haben, wird auch der anspruchsvollere Leser diesen leichteren Darbietungen gern seinen Beifall schenken. Skizzen wie „Eine gemeine Person", „Verliebt in Mama", „Nach zwanzig Jahren" lassen den Verfasser nicht nur als feinen Stilisten, sondern auch als feinen Psychologen erkennen. C.

Von Marie Conrad-Ramlo, der Verfasserin des Novellenbuchs „Passionsblumen", sind zwei neue Bücher erschienen: Der Roman „Landluft" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) und die Novellensammlung „Helldunkel" (Dresden, E. Pierson). Für feinfühlende Leser genügt diese einfache Anzeige. —

„Aus Hag und Tann" betitelt Carlot Gottfried Reuling seine Odenwald-Märchen und Phantasien (16 Nummern), die in Braunschweig bei Appelhans u. Pfenningstorff erschienen. Kein Andersen hat Besseres gemacht. Aber Reuling ist kein Däne, sondern ein Deutscher. So wird er in Deutschland seine liebe Not haben, sich neben dem Nichtdeutschen zur Geltung zu bringen. C.

Angela Borgia. Von C. Ferdinand Meyer (Leipzig, Haessel). 4 Mark. — Dies neueste Erzeugnis der Meyerschen Muse erreicht zwar nicht „Die Versuchung des Pescara", das Meisterstück dieses sorgfältigen litterarischen Goldschmieds. Aber es hätt sich ganz auf gleicher Höhe mit den andern kleinen Schmucksachen, die er so fein zuschnitt und meißelte, und diese Charakterzeichnung Lucrezia Borgias als einer naiv-gutmütigen, klug-indolenten Tochter ihres Milieus ist ein psychologischer Fund. Alles übrige freilich etwas trocken und schattenhaft, der historische Hintergrund für den halbgebildeten Leser unverständlich, die Anspielung auf den im Hintergrunde lauernden mystischen Cesare Borgia ohne eindrucksvolle Kraft. Immerhin ein braves Werk, künstlerisch aufgebaut, wenn auch gekünstelt in seiner schlichten Einfachheit. Man gewinnt stets den Eindruck, daß ein Dichter dahintersteckt; keiner vom Schlage der Freytag und Keller, sondern ein Mann von traumhafter Phantasie und ernster weltentrückter Anschauung. Aber, dies alles zugestanden, wird man wohl fragen müssen: Was kommt bei dem Allen heraus? Prophezeien ist freilich ein mißliches Geschäft. Und warum sollte jenes ästhetische Genußpublikum, bei weitem nicht das schlechteste, das heut in Meyer oder Heyse und Storm sein Bedürfnis befriedigt, im 20. Jahrhundert aussterben? Vielleicht findet diese „alte" und wirklich etwas altmodische Poesie auch dann noch manchen Leser, und Zola beherrscht den Geschmack vielleicht in jener Zukunft weniger, als wir uns heut gern einbilden möchten. Eins aber glauben wir versichern zu dürfen: daß eine gerechte Nachwelt das harte Lebenswerk solches rußigen, gleichsam pulvergeschwärzten Arbeiters mit ehrfürchtigem Respekt bestaunen und daran lernen, ja sogar sich moralisch an solch unermüdlichem männlichen Eifer erbauen wird, während sie für unsre „Künstler"-Schule der Frauenzimmerpoeten, sei ihre Haltung noch so vornehm und ihre Handwerksbegabung noch so reizend, nur ein gleichgültiges Lächeln erübrigen dürfte. Und wenn man so das

Leben eines Meyer oder Heyse, ganz im Stile Arioſts und Boccaccios, mit dem Leben wahrhafter Dichterdenker vergleicht, deren tiefbohrende grimme Genialität ſie gleich Dante auf einſame Höllenpfade leitet, ſo fällt es ſchwer, nicht bitter zu werden. Conrad Ferdinand Meyer, Schweizer Patrizier und Millionär, ſtandesgemäß und reich verheiratet, lebt in prachtvoller Villa in ſeiner ſchönen Vaterſtadt, als angebeteter Goethe von Zürich. Aber ein Goethe, deſſen höchſte Leiſtung ein niedlich und ſchmuck koloriertes Novellenbildchen der Renaiſſance. Und nun vergleiche man damit das elende gehetzte Leben der meiſten deutſchen Schriftſteller in einer eiſernen Maſchinenzeit wie der unſern! Es braucht nicht jeder Dichter als Graf Schack geboren zu werden und als Mäcenas ein Muſter vornehmer Lebensführung zu bieten. Aber es iſt gröblichſte Lüge, von Philiſtern zu bekannten Zwecken erfunden, daß ein materiell eingeſchnürtes und enges Leben jemals andern als vergiftenden Einfluß auf geiſtiges Schaffen übe. Das freilich iſt ja wahr, daß ein Genialer ſtets der Gleiche bleibt im Nachtfroſt mangelnder Anerkennung und unter dem Meltau ſtumpfſinniger Gleichgültigkeit wie auf der Sonnenhöhe des Ruhms, unterm Netze kleinlicher Sorgen und der Luftpumpe ſpießbürgerlicher Umgebung wie in der freien Alpenluft ſorgloſen Genießens. Aber die Arbeit ſelber, die Form, in welcher ſein Geiſt ſich ausprägt, leidet allemal aufs Bitterſte. Das geiſtige Schaffen iſt kein Nachtfalter und keine Eule, es gedeiht nicht im Schatten, ſondern muß im Lichte baden wie die Lerche. Die Mondſcheinſehnſucht der Nachtigall bedeutet nur kurzlebige Weltſchmerz- oder Liebeslyrik und auch ſie verlangt den Reiz des Frühlings und den Sommermond, ein bißchen Schönheit. Unſer modernes Leben aber gleicht einer öden Winterlandſchaft, Sand und Schnee und Oſtwind. Welcher Geiſtesarbeiter ſoll da nicht Anarchiſt werden, wenn er das behagliche roſenumhegte Genußleben unſrer Bourgeois-Troubadoure vergleicht! B.

Aus dem Tagebuch eines Hundes von Oskar Panizza. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Ein zeitgemäßes Buch! Wer es geleſen, der weiß, daß er nicht vorſichtig genug in der Wahl ſeines Hundes ſein kann. Denn hier werden uns die innerſten Hundegedanken bloßgelegt, und ſie ſind — bei dieſem kleinen, philoſophiſchen Dachsexemplar — nicht ſonderlich menſchenfreundlich. Und das giebt uns noch mehr zu denken, da unſer Dachs ſehr geſcheit und hochgebildet iſt. Jedenfalls wird man ſich ſo ſeine Gedanken machen, wenn man erfahren, wie kluge Hundeaugen das menſchliche Leben betrachten. — Das Buch iſt dem Andenken Swifts gewidmet, und die Widmung iſt gerechtfertigt. Was ſoll aber dieſer Wuſt von Fremdwörtern, die über das ganze Buch verſtreut ſind? Wenn ſie fern wären, wäre die Einkleidung beſſer geraten. Beſonderes Lob verdienen die von Reinhold Hoberg beigeſteuerten flotten Illuſtrationen. Der Humor des Verfaſſers hat ſich mit dem des Zeichners zu einem glücklichen Bunde vereinigt. Die ganze Ausſtattung des Buches, prächtiger Druck auf Büttenpapier, iſt elegant und geſchmackvoll und höchſt originell. G. M.

Lyrik.

Otto Julius Bierbaum, wie Gerhart Hauptmann ein geborener Schleſier, ein geſundes Volkskind, hat bei Schur in Berlin einen Band „Erlebte Gedichte“ erſcheinen laſſen, eine der ſtärkſten Talentproben, die uns die junge Lyrik in den letzten Jahren gebracht. Bierbaum iſt noch kein künſtleriſch Fertiger, er iſt noch ein Suchender, und was er findet, iſt vielleicht noch nicht immer ein ſeinem eigenſten Weſen Angemeſſenes. Es iſt noch zuviel Lillencron darunter, zuviel Nietzſche, übernietzſcht in mehr bizarren, gewaltſamen, als originellen und urwüchſig elementaren, freirhythmiſchen Geſtaltungen. Auch Be-

rangersche Muster blicken noch zu deutlich durch. Allein darunter und daneben Strömungen frischesten Lebens und herrlichster Eigenkunst. In Summa ein entzückend Buch, voll köstlichster Verheißungen neben den schönsten und reifsten Einzelleistungen. Wir kommen darauf zurück.

Wie in Bierbaums „erledten Gedichten", so wiegt auch in den „Sensationen" von Felix Dörmann (Wien, Leopold Weiß) das erotische Element vor. Doch finden sich in diesem neuesten Buche des hochbegabten Wiener Dichters wertvolle Versuche philosophischer Vertiefung und ideeller Durchdringung des erotischen Problems, während Bierbaum in seiner lustig darauflos stürmenden Vollsinnlichkeit sich den Teufel um Geistesfragen kümmert. Dörmann ist trotzdem ein ganzer Dichter-Künstler geblieben, denn seine feine Geistigkeit im Tiefsinnigen und Nachdenklichen (wie in dem wundervollen Fragment „Tubal und Lilith") hat er, weit entfernt, sie durch eine Einbuße an malerischer und gestaltender Kraft zu bezahlen, in seltener Fülle echt poetischer Anschaulichkeit, verbunden mit reizvoller Schönheit der musikalischen Wirkung, zum Ausdrucke gebracht. Gesuchte Bizarrerien und sprachliche Gigerlhaftigkeiten finden sich in diesem Buche nicht.

M. G. C.

F. Bopp hat seinem ersten Gedichtbuch „Fallende Blätter" ein zweites folgen lassen, das sich „Dämmerlicht" betitelt (Zürich 1892, J. Schabelitz). — Daß Bopp ein einfacher Schweizer Bauer ist, habe ich erst kürzlich erfahren. In einer dem Buche beigefügten Rezension schreibt Mauriee von Stern über ihn: „Ich habe Bopp auf seinem Bauernsitz in Dielsdorf besucht, ich habe ihn Futter schneiden, Kühe melken und Stroh streuen gesehen, denselben Mann, der uns soeben mit einem Bande Dichtungen beschenkt hat, welche formell und inhaltlich das Mittelmaß weit überragen." Nun — alle Achtung vor einem selbstgewordenen Talente, wie Bopp eines ist. Er ist zwar Epigone, formell, inhaltlich, überhaupt nach jeder Richtung hin, einer von den späten Nachläufern der alten Dichtung. Er hat ein feines, mimosenhaft feines Gemüt, wie ich das schon gelegentlich der Besprechung seiner „Fallenden Blätter" betont habe, eine weltschmerzliche Empfindsamkeit, der die Größe fehlt, die aber im Kleinen Großes leistet, aber er ist in der Form noch oft eckig und vollkommen hilflos. Das ist die Klippe, an der sein Talent noch so manchesmal Schiffbruch leidet. Die alten Romantiker klingen hier und da noch deutlich genug an, und an formellen Trivialitäten bietet das Buch genug. Auch daß Kürze des Liedes Würze ist, hat Bopp noch nicht einsehen gelernt. Er findet selten ein passendes Ende. Trotzdem spricht aus dem Buche viel Talent. Einzelne Sachen sind in ihrer Art recht gelungen. Namentlich die einfache, ungeschminkte Empfindsamkeit mutet an. Das ist bei einem Manne von dem Stande und der Bildungsart Bopps nicht genug bemerkenswert. Ja es sind Gedichte in dem Buche, die Größe besitzen, staunenswerte Größe, wie das Gedicht auf Cromwell und auf Maria Stuarts Tod, das leider im 3. und 7. Vers ganz verfehlte Bilder aufweist. Wie schön hebt das Gedicht an:

„Ein niedrer, schwarzbedang'ner Block, daneben
Der düst're Henker, auf sein Beil gestützt —
Und enden muß ein königliches Leben,
Wenn seine Waffe furchtbar niederblitzt!

Im Armensünderstuhle aber betet
Ein bleiches, doch berückend schönes Weib,
Dem keine Wollust mehr die Wangen rötet,
Ein Trauerkleid umwallt den schlanken Leib."

Und dann kommt leider im dritten Vers das mit Thränen gesäugte Hündchen und zerstört die weihevolle Stimmung mit einem Schlag. Wie gesagt, es sind Gedichte nicht ohne Größe in diesem Buch, das sich einfach und schmucklos hingiebt.

Auf den Titel eines Salonlyrikers könnte dagegen Viktor Hardung Anspruch erheben, der mit einem Gedichtbuch „Sonnwendfeuer" an die Öffentlichkeit getreten ist (Zürich, J. Schabelitz). — Hardung ist formell sehr gewandt, raffiniert gewandt,

möchte ich ſagen. Er iſt Romantiker, aber auch nicht einmal neuer Romantiker, Romantiker von der älteſten Sorte, wie allein ſchon das Gedicht „Singſchwan" beweiſt, in dem zum hundertſten Male der allbekannte Schwan ſein Sterbelied ſingt. Viktor Hardung beſitzt aber viel echtes Gefühl für die Natur, und eine weihevolle Stimmung liegt über ſeinen formell vollendeten Gedichten, der man ſich manches Mal ganz hingeben kann. Doch er iſt zu zerfloſſen, zu ſchönredneriſch, zu romantiſch im alten, üblen Sinne. Es iſt ein Band Weiberlyrik, möchte ich ſagen, in dem ſich hier und da recht gutes findet, wie das Prachtgedicht „Schickſal":

„Ein Stern zieht goldene Gleiſe
Hoch ob wolkendem Flor;
Aus dunklem Grunde quillt's leiſe,
Sehnſuchtstief empor —

In Liebesgluten geſtorbne
Blätter rieſeln zur Ruh
Und decken im Nord verdorbne
Tote Blumen zu."

Wer ſolche Verſe ſchreiben kann, der ſollte die Weiberlyrik zum Teufel ſchicken. Die Form allein thut's doch nicht.

A. v. Sommerfeld.

Dramen.

Meiſter Oelze. Drama in drei Aufzügen von Johannes Schlaf.

Thema: Einem alten Sünder, einem Lungenſchwindſüchtling, dem der Tod ſchon auf der Zunge ſitzt, ſoll von einigen dummen Frauenzimmern das Geheimnis eines in der eigenen Familie begangenen Mordes abgelockt werden. Schauplatz: Thüringer Handwerkerhaus. Sprache: Thüringer Jargon Schlaſſcher Erfindung. Der erſte Akt, die Expoſition im alten Sinn, ein gutes, charakteriſtiſches Novellenkapitel impreſſioniſtiſcher Faktur mit verteilten Rollen. Damit iſt das Drama ſchon zu Ende. Was im zweiten und dritten Akt kommt, iſt ein ungeheuerliches Sammelſurium von mehr oder weniger gut beobachtetem und mit Reportergewiſſenhaftigkeit zuſammengeklittertem Kleinkram, worin jede Idee und jede Möglichkeit einer dramatiſchen Entwickelung rettungslos verſinkt. Bis zur Schlußſzene, die natürlich wieder ein end- und an ſich zweckloſes Sterben darſtellt, reihen ſich Vorgänge an Vorgänge, die man in jede beliebige Reihenfolge ſtellen könnte, ſo wenig haben ſie mit ſich und mit der Hauptidee des Dramas zu thun. Das ganze Machwerk iſt das Produkt der verzweifeltſten dramatiſchen Impotenz. In der Holz-Schlaſſchen Kunſtſprache nennt man das in Berlin „neue Gleiſe". Ich hatte Gelegenheit, Herrn Schlaf einige Dutzend Seiten aus ſeinem Buche „Meiſter Oelze" öffentlich vortragen zu hören. Fünf bis zehn Minuten lang war das ganz unterhaltend; Schlaf iſt ein guter Lebenskopiſt, ein guter Paravent-Schauſpieler, ein guter Salon-Bauchredner. Aber endlich fragte man ſich: Zum Teufel, was ſoll das alles? Man wartete immer auf das neue dramatiſche Kunſtwerk. Aber das Kunſtwerk kam nicht. Und ich ging von einem Schlaf zum andern, diesmal zu dem richtigen, wirkungsvollen, und wünſchte dieſer Berliner Kunſt eine gute Nacht und angenehme Ruhe. M. G. C.

W. Grebnelia: Der Beruf, eine dramatiſche Studie in vier Akten. Berlin und Leipzig, Alfred H. Fried & Cie., 1892. — Richard Raupach iſt Arzt und Karl Raupach iſt Gymnaſiallehrer und — das iſt der Nerv des Dramas: Ein Bruderzwiſt im Hauſe Raupach. Weiber ſpielen dabei als Vermittlerinnen eine große Rolle. Richard iſt nämlich vom Lehrerſtande nicht eingenommen und äußert ſeine abfällige Anſicht auch Karl gegenüber in unumwundener Weiſe vor einer größeren Geſellſchaft. Karl iſt tief gekränkt und verläßt das elterliche Haus. Später kehrt er zurück und alles wäre wieder gut, da aber der Verfaſſer noch reden will, läßt er ihn noch einmal gehen, dann erſt bleibt er, endgültige Verſöhnung, alles kriegt ſich. Man weiß bei derglelchen Komödien immer ſchon am Anfang den Schluß voraus, da iſt alles ſchon von vornhereln fertig. Der Verfaſſer

flicht, bei passender oder unpassender Gelegenheit, gleichsam zur Erholung des Lesers nach den hochdramatischen, aufgeregten Vorgängen — so à la lyrischer Chor im antiken Drama — seine Ansichten über Beruf und Berufswahl ein. Die Figuren — von Menschen dürfte hier doch wohl nicht die Rede sein — sind nacheinander: Der Self-made-mann, der immer zuletzt recht hat, die wirtschaftliche Tochter, die blaustrümpfige Tochter, die „edle" Mutter, hergestellt aus Cornelia und Isabella, die immer ein paar saldaderige Reden auf Lager hat, viel redet, aber nichts thut, die schelmische Naive, der weltfremde Idealist, der philiströse Pflichtmensch, der „kleine Schwerenöter" ꝛc. ꝛc. Und alle triefen sie förmlich vor Edelmut: „Beste Hedwig" und „teuerste Julie" und „mein guter Richard" und „mein bester Karl" — so geht das fort; selten, daß so ein Schmöker ohne Epitheton ornantissimum angesprochen wird. Und fort und fort wird doziert: Gütliche Auseinandersetzungen und philosophisch-doktrinäre Disputationen, das ist bei Herrn Grednella die Hauptsache, ohne das geht's nun einmal nicht, das ist der Inhalt des Stückes. Langweilig bis zum Exzeß! Ausführung natürlich Schablone durch und durch; die Leute sprechen alle so, wie wenn sie sich darauf präpariert hätten, selbst den Arbeiter läßt er ein schönes fließendes Hochdeutsch sprechen. Man konversiert in schönphrasigen Reden, selnstilisierten Sätzen und — tönendem Pathos. Im Ganzen wie im Einzelnen die reine Unnatur. Das Stück heißt „Studie", hinter dieser Incognitobezeichnung verbirgt sich aber ein echtes und rechtes Theaterstück, in des Wortes urelgenster und übelster Bedeutung, mit Effektdrahtpuppen, vom Dichter aufzuziehen, und Koulissengeruch. Ich mußte immer an den kommandierenden Regisseur da hinten denken und, wie der vorletzte Akt zu Ende war, gedachte ich schon ganz besorgt meiner Garderobe: Das Gedränge nachher! Und, wie der Schlußakt zur Neige geht, wie der Held noch „die Moral von der Geschichte" deklamiert, da stehe ich schon auf, — pst, pst —, dann fällt der Vorhang, so, noch'n bißl Applaus und in die Garderobe! Eins aber kann ich jedem versichern. Wo ich vor die bekannte Alternative gestellt bin: sich ärgern oder lachen, da wähl' ich stets das letztere. Und ich lachte! Dem Dichter jedoch, dessen loyale Gesinnung ich gewiß rückhaltlos anerkenne, möchte ich seine eigenen Worte zurufen, die er einmal an einer Stelle eine „Rolle" zu einer andern „Rolle" sagen läßt: „So machst Du es stets mit mir. Du sprichst da etwas hin, was recht schön klingt und mir die eigenen Gedanken betäubt. (NB. Ich blieb stets bei Vernunft.) Prüfe ich nachher Deine Worte, so finde ich: näher besehn, taugen sie nicht für die Wirklichkeit!" Hätte der Verleger uns die treffliche weiland „Theaterrevue" gelassen! Wir hätten ihm den „Beruf" gelassen. Das war kein Heldenstück, Octavio!

Ausstattung des Buches aber und Druck erinnerten mich an die Werke Gerhart Hauptmanns, der mich, mir gegenüber am Schreibtisch, mit seinem schönsten, mitleidig-ironischen Lächeln ansah.

Karl Kraus.

Die Pyrenäen. Trilogie. Nach dem Catalanischen des Victor Balaguer im Versmaß des Originals verdeutscht von Johannes Fastenrath. (Leipzig, Verlag von Karl Reißner. 1892.)

Noch wenige Tage und die goldenen Harfen der Troubadoure werden ihre herrlichen Weisen tönen und widertönen lassen zu den unsterblichen Liedern der Vaterlandsliebe, des Glaubens und der Liebe, und sie werden ein Echo finden in allen Ländern diesseits und jenseits des Weltmeers, in welchen der Sinn für das Hohe, Schöne, nicht erstorben ist, in allen Ländern, die da wetteifern in Kunst, Wissenschaft und Litteratur, in Handel, Schiffahrt und Industrie. Spanien ist die Wiege dieser Lieder, die Victor Balaguer seiner großartigen Schöpfung „Los Pireneos" unterlegt hat,

Digitized by Google

und die in Madrid im Theater Real in den Oktobertagen alle jene erschüttern und entzücken wird, die zu dem Weltfeste, der Columbusfeier in Spanien sich zusammenfinden.

Die Tragödie besteht aus drei Bildern, welchen ein Prolog vorhergeht, den der Pyrenäenbarde spricht, begleitet von unsichtbaren Chören und von süßer Musik. Der Prolog ist ein Gruß an die Versammlung und eine Verherrlichung der Pyrenäen, deren Gebirgskuppe mit all den wilden Schönheiten der Natur, mit all den Schlössern und Burgen das Theater vorstellt. Die Trilogie ist ein Sittenbild aus dem 13. Jahrhundert mit geschichtlicher Treue gezeichnet und mit wunderfeinen Farben abgetönt. Das erste Bild — der Graf von Foix — (1218) zeigt uns die Vorgänge auf der alten Pyrenäenveste. Hierher hat sich nach der unglücklichen Schlacht von Muret alles geflüchtet, Damen, Edle, Sänger und Spieler, und der Schirmherr seiner Burg, Graf Foix, hat die Grafen von Toulouse in die Verbannung begleitet. Die reizvolle Spielerin, „Raig de Lluna", nach der das zweite Bild benannt ist, entzückt durch ihre Schönheit, durch ihrer lieblichen Lieder Klang die Gräfin von Foix und ihre Gäste. Das erste Bild verkörpert das ritterliche Mittelalter. Die dramatische Handlung beginnt eigentlich erst mit der Ankunft des päpstlichen Legaten, der den Bannfluch auf die genußsüchtigen Bewohner schleudert und die Burg für die Kirche einnehmen will. Diese Einnahme verhindert das plötzliche Erscheinen des Grafen Foix. In dem zweiten Bilde flammt die Fackel der Inquisition. Der Graf von Foix will Mönch werden, damit „seine Asche nicht in die Luft gestreut werde", und die Spielerin Raig de Lluna rettet ihn von dieser mystischen Idee, indem sie ihm die Legenden seiner Vorfahren vorführt. Dann wirft er sich den Ketzerrichtern entgegen. Seine flammende Rede an die Pyrenäen, deren Unabhängigkeit er nicht wahren, deren Veste Montsegur er nicht retten kann, ist der Brennpunkt des Bildes. Die Lieder der Raig de Lluna durchziehen wie eine Goldader das schwermütige Düster der Szenerie. Der Kampf der Kirche, der Kreuzzug um die Pyrenäen, der in den beiden ersten Bildern zum wirkungsvollsten Ausdruck kommt, wandelt sich in dem dritten in einen weltlichen Kampf. Immer weiter dringen die Franzosen vor, um ihre Herrschaft auszubreiten. Die Franzosen gelten den Catalanen als Volk des Nordens. Und endlich kommt der Tag der Rache, die Rettung: der Tag von Peniffars (1285). Nach blutigsten Kämpfen die gesicherte Unabhängigkeit. „Ich hab' gelebt. Frei sind die Pyrenäen!" ruft die alte Zigeunerin Raig de Lluna, die ihr Grab gegraben hat. Das leidenschaftsvolle Milieu, der Höhepunkt der Dramatik ist die Vaterlandsliebe, und ihr giebt der Dichter, der Troubadour der Gegenwart, Victor Balaguer, ein meisterhaftes Gepräge in diesem dritten Bilde.

Die Tragödie ist in dem anmutigen, eindrucksvollen Elfsilbenvers geschrieben, der auch der berufenste Übersetzer dem Catalanischen treu nachgebildet hat. Ein Jambus ohne Reim, ohne Assonanz mit einem Wohllaut, einer Kraft ohnegleichen. Musik klingt aus jeder Zeile, jedem Wort, und diese klangvolle Poesie hat den spanischen Meister Felipe Pedrel zu der Komposition der Pyrenäen begeistert. Der Schöpfer dieses Nationalwerkes hat es als die größte Ehre und die schönste Trophäe seines Lebens betrachtet, wenn die Trilogie ins Deutsche übertragen würde. Und haben wir Deutschen nicht Anteil an ihr, sind uns doch die Catalanen so nahe verwandt! Von ganzem Herzen stimmen wir ein in den Wunsch, den Johannes Fastenrath seiner Vorrede eingefügt hat und tragen ihn weiter von Mund zu Munde:

„Möge dem catalanischen Dichter, der so bescheiden in Bezug auf sich selbst und so begeistert über Deutschland sich ausspricht, zum Ruhm in seinem Vaterlande und in der Provence auch die Anerkennung

des Volkes nicht fehlen, für das Lenau seine „Albigenser“ geschrieben!“

Hedwig Wigger.

Vermischte Schriften.

Hanns von Gumppenberg, der sich vor anderthalb Jahren mit seinen Parodien auf die „Lyrik von Gestern“ so zwerchfellerschütternd in die moderne Litteratur eingeführt hat, ist inzwischen in der Verfeinerung seiner hohen satirischen Begabung auf einer Stufe der Vollendung angelangt, die seinen neuen parodistischen Arbeiten die Wirkung einer fast absoluten Täuschung sichert. Wer sein „Drittes Testament“ und die „Neue Religion“ aufmerksamer gelesen, mußte sich fragen: Ist das nun Ernst oder Spaß, persönlich-aparteſter Glaube oder souveräne Verhöhnung alles mehr oder weniger spiritistischen Offenbarungswesens? Den Gipfel seiner satirischen Umbildungskunst erreichte Gumppenberg aber erst mit seiner neuesten, soeben in der Verlagsabteilung der deutschen Schriftstellergenossenschaft zu Berlin erschienenen Schrift „Kritik des Wirklich-Seienden. Grundlagen zu einer Philosophie des Wirklich-Seienden von Hanns von Gumppenberg“. Mit verblüffender Philosophenmaske baut er hier ein so urdrolliges hyperreaktionäres spiritistisch-theologisches System auf, „lediglich die menschliche Urteilskraft als das Wirklich-Seiende voraussetzend“, daß sich der urteilskräftige, in den Philosophen, Theologen und Spiritisten einigermaßen bewanderte Leser einfach vor Lachen wälzen muß. Wir wünschen dem köstlichen Ulk-Buch weiteste Verbreitung. M. G. C.

Pfalzgraf Friedrich Michael von Zweibrücken und das Tagebuch seiner Reise nach Italien von Ludwig Trost und Friedrich Leist. Mit dem Bildnisse des Pfalzgrafen in Heliogravüre. C. C. Buchners Verlag in München und Bamberg. 224 S. Preis 10 Mark. — Das elegant ausgestattete, kulturhistorisch überaus reizvolle Werk zerfällt, wie der Titel ersehen läßt, in zwei Teile, in einen frisch und flott geschriebenen Lebensabriß des von der seitherigen Geschichtschreibung unverdientermaßen etwas vernachlässigten Pfalzgrafen (des Urgroßvaters des gegenwärtigen bayerischen Königsvertreters Prinz Luitpold) und in das Tagebuch einer von ihm unternommenen italienischen Reise vom 28. November 1750 bis 12. April 1751. Obwohl diese von dem Reisefourier Karl Jörg gemachten Aufzeichnungen von dem Herausgeber etwas — modernisiert wurden, so haben sie doch von ihrem ursprünglichen Charakter genug bewahrt, um nicht nur für den Naturforscher eine wertvolle und fesselnde Lektüre zu bilden. Die in jeder Hinsicht verdienstliche Arbeit verdient auch in nichtlitterarischen und nichtbayerischen Kreisen aufmerksame Beachtung. Für eine genauere Kenntnis unserer vaterländischen Zustände im vorigen Jahrhundert ist sie geradezu unentbehrlich, denn dieser Pfalzgraf Friedrich Michael war eine hervorragende Charakterfigur und von prächtiger Eignung, den merkwürdigen Geist der Zeit zu spiegeln. M. G. C.

Gumprecht, Modernes Seelenleben. Leipzig, W. Friedrich, 1892. — Der Verfasser widmet das Buch dem „jüngsten Deutschland“. Doch hat er sich mit seiner Moderne nicht gar viel Mühe gegeben, ich meine, was das „Wie“ anlangt. An und für sich ist das Werk ein Produkt angestrengter Denk- und Forschthätigkeit, diesen Eindruck hat es auf mich gemacht, und es ist ein Moderner, der da zu uns spricht, ein selbständiger Denker, der die künstlerische Fähigkeit besitzt, exakteste Selbstkontrolle zu üben. Aber, wie er all' die Ergebnisse der Forschung gledt, das hat mich sehr Wunder genommen: „trocken, doktrinär, leitfadenmäßig; und das macht sich nicht nett,“ der große Kontrast, zwischen „Was“ und „Wie“! Es ist gewiß eine ganz interessante, tüchtige Arbeit, wert, verständige Leser zu finden. Aber

ein solcher, und zwar einer, der Gumprecht sonst nicht kennt, wird sich fragen müssen: Hat da ein Moderner zum Zeitvertreib ein bißl Zopf spielen wollen, oder ist ein Zopf vernünftig geworden.

Karl Kraus.

Georg Keben, „Die Prostitution und ihre Beziehungen zur modernen, realistischen Litteratur". Zürich, J. Schabelitz, 1892. — Die energische, exakte Art, wie Keben über das Kardinalübel der modernen gesellschaftlichen Ordnung, die Prostitution, und über deren Beziehungen zur modernen Litteratur denkt, läßt in ihm einen Mann erkennen, der, selbst „jung" durch und durch, wie kaum ein zweiter sich in den verzwicktesten Gängen der neueren Litteratur auskennt. In köstlich treffender Weise teilt er Seitenhiebe auf unsere lieben Pseudorealistischen aus, und scharf werden auch die „Dichtungen" unserer Lindau, Lubliner ꝛc. hergenommen. Es nützt das zwar blutwenig und wird wohl auch nie viel nützen, leider und tausendmal leider, aber leicht wird einem, wenn man's liest, leicht und wohl, wie es ihm leicht und wohl geworden sein muß, als er sich's von der Seele wegschrieb. Ich kann sagen, es war mir ein Hochgenuß in dem Buch zu lesen, welches auch einen sehr schätzenswerten Beitrag zur Litteratur der Prostitution bildet. Karl Kraus.

Vermischtes.

Unwissenheit oder Unehrlichkeit? Wenn's keines von Beiden ist, so ist's wenigstens ein Gemisch aus beiden und noch einigem anderen Unqualifizierbaren dazu, und das Ganze nennt sich: der Berolinismus oder die Kleingeisterei in der Litteratur. Als ein solcher Kleingeist-Darsteller zeigt sich Herr Alexander Lauenstein in seinem Leitartikel „Die Aufgabe des Realismus" in Nr. 26 des „Magazins für Litteratur" (25. Juni 92). Neben allerlei Zweifelhaftem behauptet Herr Lauenstein in einem historisch herumtüppenden Überblick über die realistische Bewegung u. a. dies: „Was ist Realismus? Ja, wer das sagen könnte! Von den Realisten selber hat's keiner gesagt —." Wie unbelesen doch dieser Historiker sein muß! Von Emil Zola bis auf Conrad Alberti ist's hundertmal gesagt worden, und wer die „Gesellschaft" kennt, die in ihrem ersten Jahrgang (1885) den Untertitel trug: „Realistische Wochenschrift für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben", hat's in unzähligen Variationen, in Haupt- und Nebenartikeln ausgesprochen gefunden. Herr Lauenstein kennt oder nennt wenigstens die Pariser Zeitschrift aus den fünfziger Jahren „Le Realisme", aber die jetzt im achten Jahrgang stehende deutsche Zeitschrift für Realismus „Die Gesellschaft" kennt und nennt er nicht — offenbar weil sie nicht in Berlin erscheint und von keiner Berliner Clique protegiert wird. Weiter behauptet der belesene und gewissenhafte Historiker in seinem Magazin-Artikel: „In Deutschland . . . beginnt das Wort Realismus erst um das Jahr 1880 hie und da zu spuken." Wenn eine vorher erschienene Artikelserie über Zola in der „Frankf. Zeitung" und das Buch „Parisiana" mit dem Kapitel „Der Großmeister des Naturalismus" aus meiner Feder nur spukhafte Erscheinungen gewesen sind, so hat der kluge Mann recht. Dann war aber damals der große Aufsatz von Ludwig Pfau in „Nord und Süd" (contra Realismus!) und manches Andere in Buch und Zeitung auch nur Spuk. Und dann: der moderne deutsche Realismus datiert laut Lauenstein von Sudermann! Und der Realismus in Deutschland ist laut Lauenstein nur eine rein technisch-litterarische Reaktionsbewegung gegen die Tradition, die neue Weltanschauung hat keinen Teil daran! Doch genug. So wird im heutigen Berlin moderne deutsche Litteraturgeschichte geschrieben. Kleingeisterei, Kleinstädterei. Von repräsentativem großen deutschen Geist keine Spur. Mir, als Süddeutschem, ist diese Krähwinkelei ein Greuel.

M. G. Conrad.

Die akademische Kunstausstellung in Berlin hat ihre diesjährigen großen goldenen Medaillen dem Maler Julian Falat — wer ist Falat?! — und dem Bildhauer Schilling verliehen, Auszeichnungen, die für die künstlerische Schätzungsskala in der Reichshauptstadt charakteristisch sind. Schillings preisgekrönte Werke sind, nach dem treffenden Urteile des Kunstkritikers G. Voß in der Tägl. Rundschau „Spätlinge der idealistischen Schule der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts und unserem heutigen künstlerischen Empfinden völlig fremd geworden". Und dennoch die große Goldene! —

„Was erwarten die Hessen von ihrem Großherzog Ernst Ludwig?" betitelt sich eine in der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert u. Co. erschienene Broschüre „von einem ehrlichen, aber nicht blinden Hessen". Die Schrift ist mit einem Vollbild nach einer Rötelzeichnung von Heinz Heim geschmückt, zwei jugendliche Bäuerinnen darstellend, die ein Soldatenbildnis, wohl das Porträt des jungen Landesfürsten, lächelnd betrachten. Also es regt sich mal wieder was im Odenwald. Um so besser, wenn es etwas überraschend Gescheites wird; zu den alten Dummheiten geschehen noch täglich neue genug in großen und kleinen Landen deutscher Zunge. Hessen vor! H.

Dementi und Bestätigung. — Mein Artikel in Nr. 184 der „Frankfurter Zeitung" über die bekannte Broschüre „Die Neutralität der Schweiz" hat soeben bezüglich seiner politischen Winke eine überraschende Bestätigung erhalten. Beim Bundesschießen in Glarus ist der treffliche neue Präsident der Schweizer Republik in einer männlich kraftvollen Ansprache so deutlich wie möglich geworden. Obschon man sich wahrlich nicht schmeicheln darf, daß zufällig die Andeutung jenes Artikels den staatsmännischen Entschluß mit beeinflußt hätten, die französischen Sympathien der Schweiz offen zu bekunden, so gereicht solche offizielle Bewahrheitung unsrer ausgesprochenen Vermutung immerhin zur Genugthuung. Der Präsident sagte in seiner längeren Ausführung über die Gotthardtbefestigung und die feste Absicht der Schweiz, ihre Grenzen bis aufs äußerste zu schirmen: „Wir weisen von vornherein jeden Rat zurück betreffs zu schließender Bündnisse, von welcher Seite auch immer. Wir sind Herren in unserm Haus und dulden keinen fremden Einfluß, darin, was wir zu thun und zu lassen haben. Wenn aber „ein Angriff uns zwingt, unsre neutro-defensive Stellung zu verlassen, so wahren wir uns alle Freiheit der Wahl, mit wem und gegen wen wir uns verbünden wollen." Für jeden Verstehenden sind diese Worte direkt gegen die Allianz-Zumutung der italienischen Broschüre gerichtet und deutlich genug, in Anwesenheit des französischen Gesandten und nach einer Rede des französischen Schützenpräsidenten über die treue, standhafte Freundschaft beider Völker. — Bezüglich jener Broschüre aber, die so viel Unheil gestiftet hat, möchte die Bemerkung erlaubt sein, daß die offiziellen italienischen Dementis jedes Wertes entbehren. Zuerst hieß es, ein hochstehender Generalstabschef habe sie verfaßt; dann wurde ein Artillerieoffizier genannt. Überall wurde die Broschüre durchaus ernst genommen und französische Blätter haben mit Recht darauf hingewiesen, daß die gesamte italienische Presse das Machwerk ohne ein Wort der Mißbilligung ausführlich besprochen habe. Wann also tauchten auf einmal Dementis aus Rom auf? Nachdem der Bundesrat die Drohung mit erneuter Vermehrung der Militärbudgets beantwortete, d. h. nachdem der gewünschte Erfolg genau in das Gegenteil umgeschlagen war. Neuerdings hat nun ein Oberst in Rom einen Artikel wider die Tendenz jener Broschüre publiziert und eilfertig wurde verbreitet, das bedeute offizielle Ablehnung. Statt dessen erklärten hinterdrein offiziöse Zeitungen, daß auch dieser Artikel nur eine persönliche Privatanschauung vertrete und keineswegs als eine Kundgebung von höherer Seite zu

betrachten sei! Das ist sonderbar. Wozu diese nochmalige Warnung und Verleugnung, wenn doch zugleich die Drohungen der Neutralitätsbroschüre, gegen welche sich der genannte Artikel richtet, mit plötzlicher Geringschätzung dementiert werden? Also weder „für" noch „gegen"? Die naive Offenheit der Broschüre ist mißfällig, aber ebenso ihre sachmännische Widerlegung? Letztere scheint übrigens nur auf naive Gemüter berechnet, wie denn jetzt gewisse Blätter mit köstlicher Überlegenheitsmiene das „verkannte Genie" des unbekannten Broschürenmannes belächeln, weil dieser arme Unwissende nicht mal über die Thatsache unterrichtet sei, daß den Italienern zwei bequemere Wege zu Gebote ständen. Diese plötzliche Erleuchtung zeigt so recht die Unfähigkeit zum Nachdenken, sobald die einfachsten militärischen Dinge in Frage kommen. Die bequemeren Wege sind nämlich die Linien über Brenner und Pontebba, und sie zu wählen bedeutet nichts anderes als ein Verzweiflungsmittel. Italien soll also einen Teil seines Heeres defensiv an seiner bedrohten Westgrenze lassen, wo man fürs erste nutzlos mit den Franzosen raufen würde, und den andern ostwärts außer Landes schicken in einem endlosen Bogen durch Tirol und Vorarlberg an den Rhein. Die Route über Pontebba würde sogar auf ein etwaiges Verschicken ostwärts ins russische Kriegstheater hindeuten und somit die italienische Armee in mehrere Teile zersplittert werden, was den inneren Organismus stets schädigt und zudem den Nationalstolz kränken müßte, da diese Hilfscorps natürlich unter fremdem Oberbefehl fechten sollten. Zu dem riesigen Umweg in solchem Falle kommt hinzu die Schwierigkeit der Eisenbahn-Beförderung auf so schmaler Basisfront — zwischen Gardasee und Venedig — und nachher der Verpflegung solcher Massen in fremdem Lande, dessen eigne Mobilisation hierdurch gestört wird. Das würde schöne Kosten machen und wer soll sie tragen? Die Verbündeten aus gemeinsamer Kriegskasse? O arme Eisenbahnverwaltung, arme Intendantur! Auf dem Papier wirft man mit biwakbedürftigen Massen wohlgemut um sich; der Ernstfall einer solchen Völkerwanderung giebt aber ein anderes Bild. Heut malt sich kaum die kühnste Phantasie aus, wie so ungeheure Massen im eignen Lande an die Feindesgrenze befördert werden können. Die Mobilisierung obendrein zur Hälfte außer Landes verlegen und den Verbündeten aufbürden, heißt sich selbst zehnfache Unbequemlichkeiten schaffen, abgesehen von dem großen notwendigen Zeitverlust. Das sind die bequemen Wege, die Italien offen stehen! Wenn aber der geniale Brenner-Plan wirklich im hohen Rat der maßgebenden Götter beschlossen, so fußt er auf einer Voraussetzung, die sich als falsch erweisen kann. Denn wie, wenn der geheime Pariser Kriegsplan umgekehrt defensiv an der Lothringer Sperrfortlinie verharren und mit starken Kräften einen Offensivschlag gegen Italien führen will, um dasselbe vom Dreibund abzusperren? Denn täusche man sich darüber nicht, daß gerade in Norditalien, der reichsten und mächtigsten Provinz des Reichs, der Dreibund nicht die geringste Popularität genießt und ein Einzug der Franzosen in Mailand sofort politische Folgen haben würde. In diesem Falle ginge also die schöne Umweg-Sendung über den Brenner in die leere Luft und zöge nur die Truppen von dem Punkte ab, wo sie am nötigsten wären. Aus dem allen ergiebt sich, daß Italien nichts besseres thun könnte, als einfach defensiv seine Westgrenze zu bewachen und jeden Ehrgeiz einer Teilnahme am großen Hauptkampf jenseits der Alpen aufzugeben. Ob aber dies den wirklichen Plänen höchsten Orts entspricht, scheint zweifelhaft. Ebenso unpolitisch die angeblich „private" Neutralitätsbroschüre, ebenso phantastisch die ebenfalls dementierte Widerlegung durch den Brenner-Plan. Daß die Schweizer Regierung den amtlichen Ableugnungen keinen Wert beimißt und die naive Drohung ernster nimmt, als man

Wort haben will, zeigt ihre praktische Rüstungsantwort und auch diese in gewissem Sinne zurückdrohende Rede des Bundespräsidenten. Glaubt man, die kaltblütige Vernunft des destreglerten Volkes der Welt würde sich neue Opfer an Gut und Blut für eine chimärische Drohung auferlegen? Vielleicht weiß die Bundesregierung, wer in letzter Instanz hinter dem mißglückten Vorstoß der Broschüre steckt und lächelt über die von jedem Windhauch bewegte unwissende Presse, welche heut die Dinge ernst nimmt und sie morgen hochtradend verhöhnt. Der Versuch ist aber mißglückt und nun wird kräftig dementiert. „Wär' nicht der Einfall so verflucht gescheit, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen."

(Schweiz.) Kari Bleibtreu.

Endlich! Professor Dr. Momerie, früher ein berühmter Prediger am Findlings-Hospital in London, predigt jetzt in Princes Hall, Piccadilly, über anonyme und sonstige Kritik. Er nennt sein Thema „Die litterarische Meuchelmörderei der Autoren, begangen von obskuren Schmierern". Dokumente werden dabei verlesen, aus denen hervorgeht, daß die Londoner Cliquen, deren Niedrigkeit und Geistesenge noch von den Berlinern weit übertroffen wird, von gänzlich unfähigen Menschen die Buchbesprechung in angesehensten leitenden Journalen besorgen lassen, welche ganz nach Belieben ihrer persönlichen Kameradschaft oder ihrem giftigen Neide fröhnen dürfen.

Ein Paragraph des R.-St.-G.-B. spricht nur von einer beleidigenden „Form" der sonst straffreien Kritik und giebt damit jeder Bosheit freien Raum. Denn selbstredend werden hervorragende Kritikaster von eignen Gnaden stets mit dem Brustton sittlicher Überzeugung beteuern, daß sie ihre innerste ehrlichste Ansicht bei ihren Giftspritzereien verzapfen, obschon gewisse hartgesottene Sünder, wie Aiderti ganz offen ihnen in der „Gesellschaft" ins Gesicht warf, „zu mutlos sind, ihre schmählichen Angriffe mit ihrem Namen zu decken" und daher z. B. eine Bosheit über meine „Psychologie der Zukunft" mit den falschen Initialen „C. K." zeichneten! Am verwunderlichsten ist freilich eine Redaktion, die solches lange duldet, und dabei in Privatbriefen, um Besprechung eigner Werke zu erschmeicheln, an vermöbelte Kollegen vom „etwas weiten Gewissen der Mitarbeiter" redet!

Das Schlimmste bleibt freilich jene anonyme Kritik, die rein vom Hörensagen ihre salomonischen Urteile fällt. So enthält z. B. die neueste Auflage des Konversationslexikons von Brockhaus, durch Pierers und Meyers gleichartige wohlmeinende Notizen zu längerem Abschnitt über mich nachahmend aufgestachelt, wofür ich sonst dankend quittiere, so scharf bestimmte Urteile über mein Schaffen, wie sie eigentlich einem Konversationslexikon nicht ziemen. Vollständigkeit der aufgeführten Werke ist nicht erzielt, im Gegenteil. Es fehlen eine Menge Nummern, sogar „Friedrich bei Collin" unter den Schlachtendidern, auf welche der anonyme Referent sonst lobend verweist. Meine Lyrik wird gleichfalls hoch über meine Dramen gestellt, von welchen Anonymus weiß, daß sie „teils kraftgenialisch überreizt, teils auffallend matt und meist undramatisch seien". Hand aufs Herz, verehrter Unbekannter, haben Sie die „meisten" meiner Dramen gelesen?! Und derlei betet nun jeder Philister nach!

Kari Bleibtreu.

In eigener Sache. Seiner Zeit sandte ich an Herrn Albert Fried in Berlin, den Verleger der von Frau Baronin Suttner geleiteten Zeitschrift „Die Waffen nieder" ein Gedicht mit gleicher Überschrift. Ich bat, es in der genannten Zeitschrift zu veröffentlichen oder zurückzusenden. Ich erhielt eine Karte von Herrn Fried, er habe das Gedicht an Frau Baronin Suttner eingeschickt, von ihr würde ich Bescheid hören. Frau Suttner schrieb mir nun einen Brief, sie werde mein Gedicht veröffentlichen. — Zustimmende Antwort meinerseits!

Mein Gedicht wurde nun auch ver-

öffentlicht und zwar in der Unterhaltungsbeilage des „Wiener Tagedlatts“. Unter der Überschrift stand zu lesen: „Bertha Suttner gewidmet.“

Auf meine Anfrage, wie mein Gedicht und die Widmung in das „Wiener Tagedlatt“ kämen, erhielt ich von Frau Suttner den Bescheid, die Widmung habe der Redakteur eigenmächtig(!?) beigedruckt, ich solle mich darüber mit ihm verständigen. „Sie habe keine Veranlassung, gegen dieses Höflichkeitszeichen zu protestieren.“ Sie habe das Gedicht an das „Wiener Tageblatt“ eingeschickt in der Voraussetzung, mir würde das recht sein. Eine Voraussetzung dieser Art ist vollständig unberechtigt.

Da mir die Entschuldigungen der Frau Baronin Suttner nicht genügen, ich auch keine Veranlassung habe, mich mit dem „eigenmächtigen“ Redakteur auseinanderzusetzen, erkläre ich — abgesehen davon, daß sich mir das Benehmen der Frau Baronin als groder, jedem litterarischen Anstand und Brauch hohnsprechender Unfug darstellt —:

1. mein Gedicht wurde ohne meinen Willen im „Wiener Tagedlatt“ gedruckt;

2. die Widmung rührt nicht von mir her. Sie wurde ebenfalls ohne meine Zustimmung gedruckt.

Im Vertrauen auf mein gutes Recht übergebe ich diese Angelegenheit der Öffentlichkeit.

Haus Georgssegen b. Königswinter a. Rhein. Georg Barthel Roth.

Badische Rückwärtser. In Baden errichten die Konservativen einen Scheiterhaufen. Delinquent soll ein Karlsruher Geistlicher, Stadtpfarrer Längin, werden, der die ungeheure Vermessenheit besitzt, Egidy zuzustimmen, seine Ansichten „wissenschaftlich zu begründen und auszudauen“. Die Vorbereitungen zur Hinrichtung werden getroffen. Der Groß-Inquisitor, ein Karlsruher Polytechnikumsprofessor, hat den Schuldigen verurteilt und den Henkern übergeben. Die „Bad. Landpost“, ein Henkersknecht comme il faut, sucht Längin zum Richtplatz zu zerren. Daß die oberste Kirchenbehörde ihr nicht ohne weiteres Beistand leistet, ruft ihren gewaltigen Zorn hervor. Längin aber hat verdammt wenig Lust, den Orthodoxen einen Gefallen zu erweisen, sondern benützt die gute Gelegenheit sogar, ihnen eins hinter die langen Ohren zu geben. In seiner Flugschrift: „Berechtigung und Notwendigkeit der liberalen Geistlichen in der Kirche, eine Abwehr orthodoxer Anmaßung“ weist er nach, daß er mit seinen Ansichten über Jesus, die Wunder, das apostolische Glaubensbekenntnis u. a. vollständig auf dem Boden der Unionsverfassung steht. Überhaupt packt er in dieser Schrift die Herren Orthod—oxen scharf an der pietistischen Zipfelmütze. Die „Landpost“ zieht frisch vom Leder. Es kann ja „der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt“. Getreulich sekundieren sie die Dunkelmänner der badischen und württembergischen Kirchenblätter. Besonders das Blatt eines Stuttgarter Außeramtspastors sucht in Bezug auf Kühnheit der Behauptung seinesgleichen. Mit wahrer Herzenskündigermiene macht es seinen Lesern klar, daß die Evangelischen Badens sich für Geistliche wie Längin bedanken würden. Es meint sogar, solche Herren (wie Längin u. a.) sollen, wenn es ihnen in der evang. Kirche zu enge werde, deren Staub von den Füßen schütteln. Man sieht, es preußelt auch in Süddeutschland, und das geflügelte Wort vom Staubvondenfüßenschütteln wird bald mehr in die Mode kommen.

Orthodoxe Unverschämtheit! Badens gebildeter evangel. Bürgerstand ist zum großen Teil liberal und setzt seine Ehre darein, Geistliche zu besitzen, welche die Fahne des Fortschrittes hochhalten. Aber das ist die Art solch unduldsamer Tröpfe, daß sie ihre eigenen Ansichten einfach als diejenigen der Gesamtheit ausgeben. Daß sich aber ein Professor der Naturwissenschaft nicht schämt, solch danales Zeug in die Welt zu setzen, wie es der Herr vom Kalsruher Polytechnikum gethan, ist einfach — abnorm.

Na, die Gelehrten sind eben oft wunder-

liche Herren und Herr R. B. wie er sich in seinen Anklagepamphleten gezeichnet, hat Kameraden. Der preußische Geheimrat und Universitätsprofessor H. v. Treitschke ist doch gewiß gelehrt. Doch lassen wir den Herren ihr Vergnügen; möchten sie es andern auch lassen!

Erreichen werden übrigens die Orthodoxen nichts als — Unfrieden. Die unschuldigen Lämmer, die echten Nachfolger Christi! Käme er heute auf die Erde, aus ihrem Munde würde das: „Kreuzige!“ erschallen.

O Pharisäerbrut! Wann kommt der Mann, welcher euch, wie dermalen Jesus Christus gethan, mit Peitschen aus dem Tempel jagt?

Ihr Kämpfer aber für Wahrheit, Gesittung, Freiheit, haltet zusammen; rückt der Finsternis und Lüge in geschlossener Phalanx zu Leibe und kämpft, bis das Gute den Sieg errungen!

Zum Kampf, zum Kampf, loht die Standarten ragen,
Laßt hoch das Banner in den Lüften weh'n!
Wir haben einen Riesenfeind zu schlagen,
Drum gilt's, entschlossen in die Schlacht zu geh'n.

Den stolzen Bau der Lüge zu zerstören
Ist unsre heiligste und höchste Pflicht,
Und mag sich alles gegen uns verschwören:
Wir gehen unter, doch wir weichen nicht.

Emil Hauth.

An Deutschlands jüngste Lyriker!

Der Unterzeichnete beabsichtigt die Herausgabe eines Sammelbandes moderner Lyrik, welcher vorwiegend Beiträge von jüngeren, namentlich nach 1870 geborenen Dichtern enthalten soll. — Die Zahl der mit Eigenart, Gedankenfülle und poetischer Gestaltungskraft gewappneten Talente mehrt sich zusehends. Hans Merians Worte: „Überall und unablässig sprießt es und grünt es im deutschen Dichterwalde, jeder Tag bringt neue Knospen zur Entfaltung, jeder Tag zeitigt neue Früchte“ bewähren sich auf das Glänzendste.

Darum auf, Deutschlands jüngste Lyriker, zeigt, was Ihr zu leisten im Stande seid. „Singe, wem Gesang gegeben.“ Nichts schablonen- und epigonenhaftes soll uns anhaften, nein, jeder trete voll und ganz für seine Person ein, und wir sind unser und unserer Zeit würdig.

Für äußere Ausstattung der Anthologie wird eine bekannte Verlagshandlung Sorge tragen. Um Einsendung von Beiträgen mit Angabe des Geburtsdatums bittet:

Gelsenkirchen (Westfalen).

Uhlmann Bixterheide.

Ketzerblut!

Schäum' auf zu roter Sturmesflut,
Du herrliches deutsches Ketzerblut,
Du unsrer Urväter Gewissen!
O rinn' nicht länger in enger Haft,
Du dreimal heiliger Gottessaft,
Des Blühens sei beflissen!

Sprüh' hin in Wogen von Gau zu Gau,
Mit purpurnem Segen erfülle die Au
Unsrer alten Heimatserde!
In dir ruht das Heil, in dir quillt die Kraft,
In dir die zeugende Leidenschaft,
Des Schöpfers heiliges „Werde!“

München. M. G. Conrad.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Digitized by Google

Conrad Ferdinand Meyer

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet

von

M. G. Conrad.

Jahrgang 1892. Viertes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich,

K. K. Hofbuchhändler.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Arent, Wilhelm, Adalbert Matkowski 1281
Barsch, Paul, Anna Nitschke 1424
Backhaus, Wilhelm Emanuel, Das Ur- und Grundrecht des Menschen . . 1546
Becker, Heinrich, Wie die Genossen von Shakespeare in der alten Reichsstadt Frankfurt ästimiert wurden 1476
Blaich, Erich, Herr J. G. Vogt und „der Kampf ums Dasein" 1619
Bleibtreu, Karl, Christentum, Staat und Sozialismus 1256
Das Wesen des Christentums 1410
Conrad, M. G., Der Träumer 1249
Berlin, Wien, München 1391, t531
Aus dem Münchener Kunstleben t357, t503, t631
Dehmel, Richard, Ein weibliches Vorbild 1469
Erklärung t473
Dichteralbum, unser (mit Beiträgen von Hans Benzmann, Otto Julius Bierbaum, Emanuel von Bodman, M. G. Conrad, Richard Dehmel, Franz Evers, Hans Fischer, Arnold Genthe, Hugo Grothe-Harkányi, Walter Harlan, Emil Hauth, Max Hoffmann, Conrad Ketschau, Hedwig Lachmann, Detlev Freiherr von Liliencron, Anna Nitschke, Heinz Osser, Georg Raedisch, Heinrich von Reder, M. von Reitzenstein, Georg Barthel Roth, Josef Ruederer, Josef Schmid-Braunfels, Dr. Karl Schmidt, Christian Schmitt, A. von Sommerfeld, Ottokar Stauf von der March, Gottlieb Steger, Edgar Steiger, Maurice Reinhold von Stern, Karl Strecker, Günther, Walling) t284, 1431, 1573
Falck, Norbert, Der Idawalzer 1297
George, Henry, Zur Erlösung aus sozialer Not t396
Häfker, H., Das Duell 1499
Harlan, Walter, Innere Mission 1304
Koch, Dr. L., Seelenverkauf t443
Kraus, Karl, Wiener Brief t506
Kritik: Czechische Litteratur: S. 1385, 1660. — Dramen: S. 1367, t518, 1649. — Englische Litteratur: S. 1523. — Französische Litteratur: S. 1376, 1656. — Lyrische und epische Dichtung: S. 1365, 1513, t645. — Philosophie: S. 1522. 1652. — Polnische Litteratur: S. 1659. — Portugiesische Litteratur: S. 1382. — Romane und Novellen: S. 1361, 1510, 1641. — Schönwissenschaftliches und Litteraturgeschichte: S. 1373, 1518, 1650. — Skandinavische Litteratur: S. 1526. — Soziale Litteratur: S. 1371. — Spanische Litteratur: S. 1381. — Vermischte Schriften: S. 1654. — Vermischtes: t389, t527, 1661.

Seite

Leitgeb, Otto von, Schulbank und Arbeitskittel 1585
Mann, L., Der Feuerstoff als Kraftträger in psychischen Erscheinungen 1336
Merian, Hans, Panem et Circenses 1485
Leipziger Theater 1635
Merwin, Peter, Ding „Mensch“ 1594
Morgenstern, Gustav, Skizze 1583
Rode, Anna von, Beim Amtsvorsteher 1456
Sänger, S., Conrad Ferdinand Meyer 1550
Schupp, Falk, Die Moderne im Frauengehirn 1612
Sommerfeld, A. von, Züricher Theater 1359
Stern, Maurice Reinhold von, Ein Beitrag zur Kenntnis der Ursprünge des Antisemitismus in Deutschland 1351

Portraits:

Adalbert Matkowsky.
Anna Ritschke.
Conrad Ferdinand Meyer.

Hermine von Preuschen-Felmann

Adelheid Hadkowsky.

Digitized by Google

Oktober 1892.

Der Träumer.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Obwohl der Abend nahte, die Hitze wollte nicht nachlassen. Ärger als Backofenglut brütete es über der weiten Landschaft.

Die Sonne stand über dem Grat des felsigen Gebirges, wie zögernd, und die Kraft ihrer Strahlen schien unerschöpflich. Das steinige Erdreich war mit Feuer gesättigt, und die Hitze von oben und die Hitze von unten verwandelte die Luft in ein glühendes Flimmern, schmerzhaft dem Auge und kaum noch atembar der Lunge.

Die Tiere des Feldes hielten sich verborgen in ihren Schlupfwinkeln, und die einzelnen Palmen am Wege und die Ölbäume in den weit zerstreuten kümmerlichen Gärten des steinigen Landes standen überstaubt in stumpfsinniger Ruhe, wie betäubt, näher dem Tode als dem Leben. Aller Saft schien aus der Welt gewichen, seit die letzten Regentropfen, die im Geklüft vor Wochen sich gesammelt, versickert und verdampft und der Tau in den kurzen Nächten so spärlich gefallen, daß nichts mehr der Dürre wehren konnte.

So schwer lastete der heiße Tag auf allem Irdischen, daß noch die halbe Nacht verging, ehe ein Erlösungsseufzer, ein befriedigendes Lechzen nach Erquickung die große stumme Duldung unterbrach.

Nur auf der Abendseite des Gebirges winkte der Schatten und spendete Schutz der atmenden Kreatur.

Was hier dem Fuße des Menschen zugänglich war, hatten einige reiche Leute aus der Stadt als persönliches Eigentum an Boden und Luft an sich gebracht, mit großem Aufwand Gärten gepflanzt und Villen gebaut, mit

üppiger Einrichtung, und mannshohe Mauern darumgezogen. Und da ein holperiger Landweg, der einzige gangbare der ganzen Gegend, dort vorbeiführte, so hatten sie nicht versäumt, an den Mauerpforten große schwarze Tafeln anzubringen mit der in grellem Weiß leuchtenden Inschrift: „Unberechtigten ist der Eintritt strengstens verboten.“

Der große Kaufherr Nathanael aber, der erst römischer Kommerzienrat geworden war, und sein Nachbar, der große Schriftgelehrte Ben Jehuda, das dickste Licht der Synagoge in der Hauptstadt, thaten noch ein Übriges zur Abwehr des Volkes und schrieben dazu: „Vor Hunden wird gewarnt.“

Und das Volk, gelehrig und duldsam in seinem Nichtbesitz und der ewigen Mühsal der heißen, holperigen Lebensstraße, fand es in der Ordnung, ein Unberechtigter an der Thür des Reichtums zu sein und mit Strafen belegt und Hunden gehetzt zu werden bei dem geringsten Versuch, da einzutreten, wo Gärten blühen, Quellen im kühlen Schatten rauschen und die Besitzenden behaglich an vollen Tafeln schwelgen.

Als die Sonne hinter dem Grate des felsigen Gebirges endlich versunken war, trat Kommerzienrat Nathanael auf die Plattform des Daches seiner Villa. Das Gleiche that der Schriftgelehrte Ben Jehuda. Beide begrüßten sich stumm und würdevoll durch Handbewegung und Neigen des Hauptes, dann erhoben sie die Nase in die Luft, schnüffelnd und prüfend.

Ja, hier oben war gut sein nach der Last des Tages.

Und träumerisch gingen die Augen der hohen Herren vom purpurglänzenden Himmel herab auf die weite steinige Landschaft, die sich in jählings dunkelnden violetten Tönen vor ihren Füßen ausbreitete.

Aber die majestätische Welteinsamkeit wurde plötzlich durch wachsenden Lärm von der Landstraße her unterbrochen.

Der Kommerzienrat beugte sich ärgerlich vor, gewahrte jedoch nichts als eine Staubwolke, die sich auf dem Wege vorwärts wälzte.

Der Schriftgelehrte verzog das Gesicht zu einer verächtlichen Grimasse, als er den Haufen armseliger Männer, Weiber und Kinder, gefolgt von streunenden Hunden, denen die Zunge aus dem Maule hing, kreischend und gestikulierend herankommen sah.

„Lächerliches, bethörtes Gesindel, das dem verrückten jungen Menschen aus Nazareth nachläuft,“ rief er mit speckiger Stimme zu seinem Nachbar hinüber.

„Ach so,“ entgegnete der Kommerzienrat, „macht der auch wieder unsere Gegend unsicher? Wie lange die Regierung diesen Unfug wohl noch duldet? Es ist wahrhaftig gegen alle göttliche Ordnung, Umstürzler und Irrlehrer so ungehindert ihr Wesen treiben zu lassen.“

„Das ist die Frucht der Toleranz, der falschen Humanität. Es ist

keine Zucht mehr in den Menschen. Aber die in Jerusalem wollen nicht hören. Am Ende fürchten sie sich gar vor seinem Anhang — —"

„Anhang?" rief der Kommerzienrat. „Da muß ich lachen. Ein schöner Anhang diese Faulenzer vom galiläischen See, diese Wegelagerer und Fechtbrüder, diese davongejagten Zöllner, diese Schmuggler, diese aus der Schule gelaufenen grünen Jungen neben alten Trunkenbolden, nicht zu reden von den Dirnen und fahrenden Weibern mit ihrer schmutzigen Sippe — Anhang? Ein Kehrichthaufen, aber kein Anhang. Das fliegt wie Spreu im Winde, sobald man mit dem Besen kommt."

„Aber man kommt nicht mit dem Besen, das ist der Jammer!" klagte die speckige Stimme. „Toleranz, Humanität und anderer modischer Blödsinn lähmen jede heilsame Aktion. An den Galgen mit dem revolutionären Gesindel, an das Kreuz den Rädelsführer und Volksaufwiegler, das ist Gottes Ordnung!"

Und damit hatten die hohen Herren ihre Herzen erleichtert. Sie fühlten sich von ihrer sittlichen Entrüstung sehr befriedigt.

Der Lärm war verstummt, die Staubwolke verzogen.

Der Kommerzienrat nickte dem Schriftgelehrten Beifall und Gruß und stieg hinab in den Speisesaal, erwartet von seinen Köchen, seinen Mundschenken, seinen Musikanten und Spaßmachern, seinen Sklavinnen und Lieblingsmädchen.

Der Schriftgelehrte blickte hinüber, bis die goldgelbe Turbanspitze des Kommerzienrats verschwunden war.

Dann knirschte er: „Parvenu und Römling! Alles Gesindel dir auf den Hals, reicher Halunke!"

* * *

Das fahrende Volk, das in der Staubwolke in die Nacht hineinzog, zerstreute sich allmählich im Gebirge, und jeder suchte sich Atzung und Unterschlupf auf eigene Faust, verzweifelnd, heute noch in Gemeinschaft mit den Anderen das Ziel und gute Rast zu erreichen.

Nur einige junge Mütter und jene Männer, die sich seine Jünger nannten, zogen mit dem Nazarener weiter.

Endlich, nachdem sie noch einen steilen Felsenweg überwunden, kamen sie an einen Brunnen. Da lagerten sie sich, denn die Stadt war in der Nähe und das Thor kaum einen Schleuderwurf entfernt. Und einige Jünger gingen hinein, um bei Bekannten Brod, Früchte und wenn möglich etwas Wein zu erbitten und dem Meister zu bringen.

Wie die Leute in der Stadt aber hörten, der Nazarener sei draußen, überkam sie eine seltsame Unruhe. Viele wollten in der Nacht noch hinaus,

ihn zu ſehen und zu hören, zumal ſie vor Erregung und wegen der Hitze und des Ungeziefers doch nicht ſchlafen konnten. Aber die Jünger wehrten ab mit eifrigen und ſtarken Worten und der Beteuerung, der Meiſter ſei totmüde und bedürfe der Ruhe. Morgen könnten ſie ihn alle ſehen und hören nach Herzensluſt, denn er werde ſowohl in der Schule wie auf dem Markte ſprechen und einige ſeiner berühmten Gleichniſſe vortragen, vielleicht auch, wenn ſie ſich ruhig und gläubig verhielten, ein anſehnliches Wunder verrichten.

Deſſ' waren die Männer zufrieden.

Nur einige Weiber hatten ihre Kinder vom Lager genommen und waren heimlich durch das Thor gegangen, den Nazarener am Brunnen zu ſuchen, daß ihnen ein beſonderer Segen werde.

Und als es ruchbar ward, kamen immer mehr Weiber hinzu, und ſie hielten ihre ſchlaftrunkenen Sprößlinge mit den Armen empor und bedrängten den heiligen Mann, daß er ſie mit ſeiner Segenshand berühre. Und ſo müde und matt er auch war von der weiten Wanderung und den vielen Reden und Geſprächen unterwegs, ſo that er ihnen doch voll himmliſcher Geduld den Willen und ſegnete ihre Kinder.

Da entrüſteten ſich die Jünger und waren voll Zorn auf das zudringliche Weibsvolk.

„Fort da, packt Euch! Habt Ihr denn jegliche Scham und Lebensart verloren, daß Ihr Euch ſo frech geberdet? Zurück! Ruhe jetzt!“

Einige griffen gleich zu und drängten ſie zurück und verſuchten einen freien Kreis um den Meiſter zu ziehen. Da erhoben aber die Weiber ein Geſchrei und wollten ſich nicht mit Gewalt abweiſen laſſen, und die Kinder fingen an zu heulen und zu weinen.

Angewidert und gerührt zugleich von dieſer nächtlichen Szene, ſprach der Nazarener endlich, um Frieden zu ſtiften, die ſchlichten Worte mit großer Sanftmut: „Laſſet nur die Kleinen zu mir kommen und wehret ihnen nicht; ihnen gehört ja doch das Himmelreich.“

Die Stimme klang faſt nicht lauter, als ein Flüſtern des Nachtwindes, der leis durch eine Palmkrone ſtreicht, aber ſie bezwang die Herzen und ſtiftete Frieden. Jetzt ſtellten ſich die Frauen in eine Reihe und traten einzeln mit ihren Kindern an den Nazarener heran. Und er berührte ſie mit ſeiner Hand und entließ ſie mit grüßendem Blick. Für manch' Eine, die ihn aus tiefſter Seele mit erſchütterndem Rätſelange anſah, hatte er noch in ſeiner unendlichen Milde und Weisheit ein beſonderes Wort, das nur ſie verſtand und ſonſt niemand hörte.

Als ſich alle entfernt hatten, überfiel ihn eine ſolche Müdigkeit und Abgeſchlagenheit, daß er nichts mehr von den Speiſen berühren mochte.

Die Jünger aßen alles auf, bis auf die letzte Brodkrume und den letzten Kürbiskern und besprachen dabei noch halblaut, was sie gesehen und gehört. Der Meister aber hatte sich in seinen Mantel gehüllt und lag, einen Stein unter seinem Haupt und mit dem Gesicht gegen die Felswand, in tiefem Schlaf.

Bis auf einen hatten nun auch die Jünger sich schlafend hingestreckt. Der Eine saß sinnend aufrecht, als lausche er dem Gemurmel des Brunnens, in dessen Cisterne ein dünner Bergquell sein Wasser ergoß. Und er zog unter seinem Gewand ein Täfelchen hervor und notierte darauf mit geheimen Kürzungszeichen das Wort, das der Meister vorhin zur Sänftigung der zornmütigen Jünger gesprochen: „Lasset nur die Kleinen zu mir kommen und wehret ihnen nicht; ihnen gehört ja doch das Himmelreich."

Nicht damit er's besser bewahre in reinem Sinn und treuem Herzenston, pflegte er aufzuschreiben, was ihm von den Worten des Meisters bedeutsam erschien, sondern er gedachte ein Geschäft zu machen. Man kann ja nicht wissen, wie sich alles wenden und drehen mochte bei dem unstäten Leben in so fragwürdiger Zeit, und da war es klug, einen Schatz von Sprüchen zu haben, aus deren Deutung und Verbreitung sich ein wachsender Gewinn an sicherem Gute ziehen ließ und eine Stellung erobern in der Welt, die reichlich schadlos hielt für die Dürftigkeit, Mühsal und Gefahr des jetzigen Lebens.

Und vorsichtig verbarg der Jünger seine Schrift in den Falten seines Unterkleides und legte sich, abseits von seinen Kameraden, an einer bequemeren und geschützteren Stelle, die er von Anfang an erspäht hatte, zu gesegnetem Schlafe nieder.

* * *

Es geschah aber, daß in dem nämlichen Augenblick, da der Hauch aus des Nazareners liebeüberströmender Seele feste und dauernde Gestalt in der Niederschrift des Jüngers gewann, der Meister selbst sein eigenes Wort von vorhin: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret ihnen nicht" im Traume von einer fremden Stimme und mit so fremdartiger Betonung sprechen hörte, daß sein Herz darob erschauerte. Es klang wie ein Schall, der hoch oben aus dem Sitze des Donners, aus der Öde der höchsten, unbezwinglichsten Felsenzinnen mit kriegerischer Befehlsmacht über die Weite der Welt, über alle Länder und Völker erging, und nicht einmal, sondern fort und fort, mit steigender Gewalt in alle Ewigkeit.

Und obwohl sich der Träumer von dem Schrecken dieses Spukes kaum zu erholen vermochte, gewann er doch so viel Fassung, daß er im Schlafe

die Lippen bewegte und gleich einem heiligen Proteſt gegen dieſe grauenhafte Fälſchung mit göttlicher Süße im Ausdruck das Gelegenheitswort wiederholend flüſterte: „Laſſet nur die Kleinen zu mir kommen und wehret ihnen nicht; ihnen gehört ja doch das Himmelreich.“ Und er fügte bei: „Iſt mir's doch, als ſähe ich in ein Engelsangeſicht, wenn ich dieſen armen, unſchuldigen Kindern in das reine Auge blicke, da fällt alle Kümmernis und Trauer von mir und ich ſpüre nichts mehr von dem Ekel der Welt. Ja, laſſet ſie zu mir kommen, dieſe ſüßen Engel, daß ſie mich tröſten und ſtärken durch ihren Anblick und ich ſie dafür ſegne . . .“

Aber ſeine Lippen erſtarrten, denn immer heftiger, haſtiger und furchtbarer und mit donnerartigem Schwall und Gepolter hallte es über dem Träumer durch die Luft: „Laſſet die Kleinen zu mir kommen! Laſſet die Kleinen zu mir kommen!“

Da warf ſich der Träumer entſetzt auf die andere Seite und ſchrie: „Was iſt das? Welcher Dämon hat mir mein friedfertigſtes Wort geraubt, um daraus Befehl und Fluch der Hölle zu machen?“

Und da ſchritt eine Greiſengeſtalt mit weißem Haar und Bart und hoher Denkerſtirn, auf der Furchtloſigkeit, Weisheit und Gram zugleich thronten, mit weiſendem Finger auf ihn zu und begann: „Du — Du ſelbſt —.“

Unendlicher Schmerz und unendliches Mitleid tönten aus dieſen Worten und nicht der leiſeſte Anklang eines Vorwurfes.

„Wer biſt Du?“ rief der träumende Meiſter.

„Ich bin das Jahrtauſend der Jahrtauſende.“

„Und mein Gelegenheitswort, mit dem ich meine Jünger verwies —“

„Hat Dein Schickſal in einen Weltbefehl, in eine Weltautorität verwandelt, entgegen aller Vernunft die Geiſter aller Geſchlechter mit dem prieſterlichen Lehrbann der Kirche zu knechten von Jugend auf.“

„Aber meine Jünger, wie ließen ſie das Ungeheure geſchehen?“

„Sie waren Menſchen und verſtanden Dich auf Menſchenart und behandelten Deine Worte nach ihrem Verſtand und nach der Not und dem Vorteil der Zeit.“

„Du irrſt, ihre Einfalt war erprobt und die Reinheit ihrer Geſinnung duldete keinen Flecken, ſie hatten nichts an ſich von dem Weſen der Schriftgelehrten und Prieſter und Phariſäer und Politiker und Römlinge.“

„Du vergiſſeſt, daß Schriftgelehrte und Prieſter und Phariſäer und Politiker und Römlinge Deine und Deiner Jünger Erben geworden und daß nichts mehr Euer iſt, wie Ihr empfunden, gedacht und geſprochen. Deſſ' zum Zeugnis erſchien ich Dir, ich — das Jahrtauſend der Jahrtauſende, die nach Euch gekommen, um Euch zu beweinen. Wo ihr Weizen geſäet, iſt Unkraut geworden, wo Ihr ein Licht angezündet, hat ſich Finſternis ver-

breitet, wo Ihr Freiheit verkündigt, hat sich die Knechtschaft befestigt, wo Ihr Liebe gepredigt, hat der Haß und Fanatismus ein Echo gefunden — Alles ist entartet unter den Händen der Menschen. Dein Name allein ist ein Ruhm und Gottesglanz der Welt geworden, aber Dein Werk, o Menschensohn, Dein Werk — —" Der Greis schwieg und verschwand plötzlich mit einer Geberde der Verzweiflung.

Da schrie der Träumer auf, denn sein Herz wollte schier brechen vor entsetzlicher Traurigkeit: „Wehe Euch, Ihr Priester und Schriftgelehrte und Phärisäer! Wehe!"

Und er stöhnte mit solcher Schmerzensgewalt, daß seine Jünger erwachten und zu ihm traten, ihn zu wecken. Er aber richtete sich auf, verstörten Blicks, im Morgengrauen, schaudernd und fröstelnd.

Er verhüllte sein Haupt, und ohne ein Wort lief er davon, wie verfolgt von seiner Traumgestalt des Jahrtausends der Jahrtausende. Er entfloh in die Wüste, keinen Jünger und kein Menschenkind mehr zu sehen, bis er den schrecklichen Traum dieser Nacht vergessen.

* * *

Nathanael und Ben Jehuda hatten in dieser Nacht weder Schlaf noch Träume. Sie schwelgten, jeder in seiner Art, bis zum Hahnenschrei. Nathanael insonderheit hatte des Guten so sehr zuviel gethan, daß er einen tiefen Verdruß auf alle seine Vergnügungen und Vergnüglinge empfand.

Da kam ihm der Gedanke, einmal etwas Außergewöhnliches zu probieren.

Wie wenn er diesen revolutionären Nazarener zur Tafel lüde, sich von ihm zum Nachtisch einen Vortrag halten zu lassen und ihn seinen Weibern zu zeigen — —? Der Herr Kommerzienrat versprach sich wenigstens eine pikante Abwechslung davon im ewigen Einerlei seiner sinnlos gewordenen reichen Genüsse.

Und auch den frommen Sünder Ben Jehuda würde er dazu einladen, um den Spaß zu erhöhen — — —

Noch am selbigen Tage sandte der mächtige Kaufherr Nathanael seine Boten und Läufer aus, den bewußten Nazarener auszukundschaften und seinen Wünschen und Absichten willig zu stimmen.

Ah, Ben Jehuda, der dicke Schriftgelehrte, soll Augen machen! —

Christentum, Staat und Sozialismus.

Von Karl Bleibtreu.

(Schweiz.)

I.

Man schreit heut nach Religion, wie man nach Polizei schreit. Das Christentum soll die Begehrlichkeit der Massen zügeln. Wie? Der Staat, die geronnene Gewalt und Kryſtallisation des Willens zur Macht, die weltliche Bejahung der Bosheit des Willens zum Leben beruft ſich auf die Schmerzvergötterung und Willensverneinung? Auf die Lehre von der geiſtigen Freiheit? Wie ſteht doch geſchrieben? „So euch die Welt haſſet, ſo wißt, daß ſie Mich vor euch gehaßt hat.“ Und dieſe ſelbe Welt möchte den Gekreuzigten für ſich als Schutz vorſchieben? —

Die Lehre und die Geſchichte Jeſu Chriſti iſt ſo ziemlich das einzig Wichtige, was bisher auf dieſem Erdball geſchah. Zur Erkenntnis dieſer früher unverſtanden geglaubten, von dem „moderen Zeitgeiſt“ ebenſo unverſtändig bezweifelten Wahrheit gelangt heutzutage nur der Höchſtgebildete, wie denn Zola kürzlich ſeiner bekehrten Überzeugung Worte lieh, daß nur die Rückkehr zur chriſtlichen Religion die Menſchheit retten könne. Schopenhauer warf zwar die verächtliche Bemerkung hin: die Begebenheiten in Galiläa würden die Urweisheit des Menſchengeſchlechts in Indien nicht verdrängen, und Voltaire rief wütend auf ſeinem Sterbebette: „Reden Sie mir nicht von dieſem Menſchen!“ Wahrlich jammervoll, erleuchtete Diener des heiligen Geiſtes, wie dieſe und ähnliche Philoſophen trotz ihrer menſchlichen Fehler gewißlich waren, den größten Geiſteshelden und Befreier der Menſchheit läſtern zu hören! Aber, nachdem der peinliche Eindruck überwunden, wird man billig zugeſtehen müſſen, daß ein ſo betrübendes Mißverſtändnis nur ermöglicht werden konnte durch die freche Verdunkelung und Verzerrung des Urbilds. Mit einem Wort, ſolche leichtſinnigen Läſterer verwechſeln den Heiland Jeſus Chriſtus, den ewigen Weltbefreier, mit jener heidniſch-götzendieneriſchen Kirche, deren plumper Fetiſchismus ſich auf den Namen „Chriſtentum“ taufte.

Die vier Evangelien enthalten das Tiefſte, unermeßlich Tiefſte, in der denkbar ſchlichteſten Klarheit der Form. In Chriſtus ſtellt ſich zugleich der einzige wirkliche Übermenſch dar, um ein heut übliches Schlagwort zu gebrauchen, und der All-Menſch, der Menſch an ſich, weshalb er ſich auch mit tiefſinniger Symbolik „des Menſchen Sohn“ nannte. Darum wird es ewige Wahrheit bleiben, wenn er ſpricht: „Keiner kommt zum Vater, außer

durch mich." Aber diesem erhabenen Stolz entspricht zugleich das ergreifende Menschheitsbekenntnis: „Was nennst Du mich gut, niemand ist gut, denn der einige Gott." Hiermit hat Christus selber ausgesagt, daß er, der sich andrerseits mit Recht den Sohn Gottes nannte, als Menschwerdung des heiligen Geistes dennoch nicht mit der Gottheit zusammenfalle, sondern unter ihr stehe. Auch werden wohl absichtlich die Worte übersehen, Evang. Johannis 14, 12: „Wer an mich glaubt, wird ebenso große Werke thun wie ich, ja wird größere thun, als ich." Besagt doch diese Ablehnung persönlicher Alleingeltung klar genug, daß nicht die Person des Gottmenschen, sondern sein Prinzip das ewig Zeugende vorstellt, dessen Wirkung sich in stetiger Evolution vererbt. Nach ihm werden noch Zahllose gekreuzigt und zahllose Wunder geschehen. Der eine Opfertod eines sündenlosen Menschen ist die Quelle alles Lebens in Ewigkeit. Denn er stellt das einzig Feste, Unvergängliche dar, an das sich der Glaube zu klammern vermag. Und nur der Glaube an das Ideale hat erlösende Kraft. Dieser Glaube setzt sich in innere Erlösung, in die Gnadenwahl um. Denn „wer immer mich liebt, den werde ich lieben und mich ihm offenbaren".

Wer aber im Geiste Christi wandelt, sei sicher, daß er zu allen Zeiten als Ketzer oder Hochverräter gilt, wie einst Er selber. Tacitus, der scharfblickendste Römer, wußte nichts weiter zu melden, als daß die „wegen ihrer Verworfenheit allgemein verachtete Christensekte" sich ableite von einem „gewissen Christus, der unter dem Oberpräsidenten Pilatus hingerichtet ward „auf ein gerichtliches Erkenntnis". Also in aller Form Rechtens, damit beruhigt sich der Tyrannenhasser Tacitus. „Dieser schädliche Aberglaube" . . hat seither fast 2000 Jahre lang die Welt unterworfen. Diese wenigen Zeilen aber sind Alles, wie auch Carlyle in seinem Voltaire-Essay hervorhebt, was die hochgebildeten Historiker des Römerreichs über die großartigste Erscheinung der Menschengeschichte auszusagen wissen. Allerdings wollte der tolerante römische Landpfleger, im Gegensatz zu unsern „christlichen" Staatsanwälten, an dem Staatsverbrecher und Religionsfeind Christus „keine Schuld" finden. Dann aber wusch er seine Hände in Unschuld und achselzuckte über den Wahn solches Schwärmers, daß er allein die Wahrheit verkünde: „Was ist Wahrheit!" Aus diesem „auf ein gerichtliches Erkenntnis" gebührend bestraften Ketzer und Reichsfeind, dessen Wahrheiten taube Ohren fanden, hat nun die sich nach ihm benennende Kirche eine Art Götzen oder Fetisch gemacht, indem sie seine Vergöttlichung in plumper stumpfer Pöbelweise auslegte. Der heidnische Götzendienst besteht gerade darin, die Gottheit nach Menschenbilde zurechtzuschnitzen und ihr, wie einem elenden Sterblichen, mit Opfern und Ritualien lästig zu fallen, als ob Gott seine unabwendbaren Ratschlüsse nach dem Wunsch kriechender Anbeter lenken

und ihrem Lippendienst Beachtung schenken werde. Gerade dies hat Christus mit unabläſſiger Klarheit als heidniſch betont und gepredigt, „Gott ſiehet nur die Herzen an“. Er hat den Weg gewieſen zu dem Erwachen Gottes im Menſchen ſelber, wie da geſchrieben ſteht: „Nun iſt des Menſchen Sohn verklärt und Gott iſt verklärt in ihm.“ Der Begriff von der Einheit alles Seins, des Irdiſchen und Überirdiſchen, welcher dämmernd im menſchlichen Gemüte ſchlummert, iſt hier Klarheit geworden — „mit der Klarheit, die ich bei Gott hatte, ehe denn die Welt war.“ (Ev. Joh. 17, 5.)

Der Heiland verkündete den Jüngern: über ein Kleines werdet ihr mich nicht ſehen und über ein Kleines werdet ihr mich wieder ſehen. Ja, die Jünger des Ideals werden Ihn ewig ſehen, immer neu auferſtanden und immer neu gekreuzigt von dem Geſchlecht jener Phariſäer und Staatsbüttel, das ſeinen heiligen Namen unnützlich zu mißbrauchen wagt. Was in Chriſtus leuchtende Himmelsklarheit war, wird in ſeinen ſtammelnden Nachfolgern unſtät düſtere Flamme. Aber das Abſchütteln des egoiſtiſchen Sinnentraums, das halbwache Ahnen des Übermenſchlichen im ſich bewußt werdenden Geiſte tritt zu allen Zeiten in einzelnen Martyrgeiſtern in die Erſcheinung. Dieſelbe Flamme entfachte den Holzſtoß eines Savonarola wie eines Giordano Bruno, und mit Jeanne d'Arc rufen all ſolche Blutzeugen des heiligen Geiſtes im Sterben ihrer Menſchlichkeit: „Meine Stimmen waren von Gott, ſie haben mich nicht betrogen.“ Wo immer ein ſchwacher ſündiger Menſch in heißer Qual nach Wahrheit ringt, da ſchallt die Stimme des gekreuzigten Menſchenſohnes, welchem der Angſtzweifel von Gethſemaneh und der Verzweiflungsſchrei „Mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen“ nicht erſpart blieben: „Morgen wirſt Du mit mir im Paradieſe ſein.“ Unter ſeinen Lippenbekennern aber, den Heiden in chriſtlicher Larve, ſo da Macht haben auf Erden, unter denen ſucht Chriſtus die Seinen nicht. Sondern ſie werden noch ſein Antlitz ſchauen im Geiſt und in der Wahrheit: Hebet euch weg von mir, denn ich kenne euch nicht!

Der Grundkern des Chriſtentums, baſiert auf die ſelbſteigene Erſcheinung Chriſti, liegt in den Anfangsworten des Evangelium Johannis: „Im Anfang war der Geiſt“ — d. h. die göttliche zugleich tranſcendentale und immanente Centralkraft, der Geiſt der ewigen Vernunft, ſchlechthin Gott — „und der Geiſt ward Fleiſch und wir ſahen ſeine Herrlichkeit“ — d. h. in Chriſtus offenbarte ſich das Göttliche in ſichtbar menſchlicher Form, der immanente Gott des Alls kam in Ihm zu perſönlichem tranſcendentem Bewußtſein. Luther hat ſtatt „Geiſt“ für „Logos“ eingeſchmuggelt: „Im Anfang war das Wort.“ Solch unverſtändlichen Unſinn hat er ruhig hingeſchrieben, nicht wegen mangelnder Kenntnis des Griechiſchen, denn Melanchthon konnte ihn ſicherlich aufklären, was „Logos“ in dieſem Sinne

bedeute. Sondern unter „Wort“ verstand Luther offenbar „das Wort Gottes“, die Religion. Dieser unklare Begriff aber lehnte sich an den überlieferten Dogmenschwulst an, dem nichts unlieber sein konnte, als eine klare Genialität wie „Im Anfang war der Geist“ zu begreifen und anzuerkennen. Allein, an den Dogmen und Mythen des Christentums wollen wir uns nicht stoßen, soweit sie nicht der gesunden Vernunft allzusehr ein Schnippchen schlagen. Der Aufkläricht des vorigen Jahrhunderts, schnell fertig mit dem Wort, wie die Unreife des Halbwissens in ihrer glücklichen Unschuld nun mal zu sein pflegt, rannte gegen viele Überlieferungen der „heiligen Schrift“ mit einer Sicherheit an, die ein wirklich durchgebildeter moderner Denker gewiß nicht teilen wird. Die Wunder Christi, welche die Encyklopädisten als Ammenmärchen verlachten, werden uns heut durch unsre Kenntnis der Hypnose leicht verständlich. Auch liegt hierin keinerlei Herabsetzung der „Göttlichkeit“ Christi, denn zu einer solchen Beherrschung der Naturkräfte im Menschen befähigt nur der übermenschliche Wille eines übermenschlichen Intellekts. Hypnose und Spiritismus bewirken thatsächlich „Wunder“ — d. h. für unsern beschränkten Menschenverstand — und ein Wunderthäter wie Christus ist thatsächlich über die Sphäre des Menschlichen hinausgestiegen. Auch sehen wir nicht ein, warum vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus, den unsre Moderne einzunehmen behauptet, die Auferstehung und Himmelfahrt Christi unmöglich erscheinen sollte. Da die Unsterblichkeit der einzelligen Wesen (Spaltpilze) neuerdings bewiesen und die Lehre von der Erhaltung der Kraft festgestellt, so läßt sich die Unsterblichkeit der Einzelmonade, der innersten Substanz des Individuallebens, um so weniger bezweifeln, als das Einzelwesen ja doch nur auf dem Urgrund des All-Lebens wurzelt, also in seiner Art unsterblich sein muß, wie das All selbst. Haben wir aber einmal die Unsterblichkeit in gewissem Sinne anerkannt, so liegt kein Grund vor, warum nicht der Höchste und Größte aller menschlichen Erscheinungsformen, der „Gottmensch“, sichtbarlich den Tod überwinden und „verklärt“ vor den Augen der hypnotisch Verzückten in die Region des ewigen Lichts emporfahren solle.

Auch das Dogma, daß Christi Kreuzestod die Menschheit voraus entsühnt habe, nehmen wir ehrerbietig an, da es auf einem tiefen mystischen Untergrund beruht, der sich in der Verheißung an den reuigen Schächer neben dem Gekreuzigten ausdrückt. Wer an das Ideale glaubt und mit inniger Bewunderung zu dem Gottmenschen aufschaut, der das Tierisch-Menschliche überwand, dem gilt die frohe Botschaft: „Morgen wirst Du mit mir im Paradiese sein.“

Die Gemeinschaft der Heiligen aber, die dem Christen verheißen wird, und ihre Fürbitte, auf welche die katholische Kirche so hohen Wert legt,

müſſen wir ebenfalls als eine ethiſche Wahrheit erkennen. Unzweifelhaft beſitzen die großen Seelen, die vor uns gelitten — und alle großen Seelen leiden im Geiſte Chriſti, ſelbſt wenn ſie ſcheinbar ſich von ihm abgewendet —, die ſpirituelle Macht, uns durch ſie zu Chriſtus und zu Gott hinzuleiten. Wer einen Geiſt wie Shakeſpeare von ganzer Seele verehrt, wird durch dieſen dichteriſchen Verkünder der heiligen Nemeſis zur Erkenntnis der ſittlichen Weltordnung gelangen. Nur muß man eben den Kreis der „Heiligen“ etwas weiter ziehen, als die offizielle Kirche.

Selbſt mit den ſcheinbar abſtruſeſten Dogmen der altkatholiſchen Kirche, wie der Dreieinigkeit und dem Madonnenkultus, vermögen wir uns ſehr wohl abzufinden und zu befreunden. Denn auch in ihnen liegt — in der Vergöttlichung des Weibes als demütig empfangend und ſchmerzvoll gebärend, und in der Unterſcheidung zwiſchen der regierenden Centralkraft, ihrem menſchlichen Erwachen in Chriſtus und ihrer immanenten Verteilung des heiligen Geiſtes — ein tiefer myſtiſcher Sinn verborgen, welcher dem Denker als offenbarte Wahrheit entgegenleuchtet.

Wir ſind alſo gern bereit, uns in den Schoß der Kirche zu retten und ihre orthodoxen Dogmen, ohne jedes verlangte sacrifizio dell' intelletto, zu verehren. Allein, dieſe Anforderungen an den Glauben, von denen zum Teil die Urlehre Chriſti gar nichts weiß, können unmöglich das innerſte Weſen des Chriſtentums ausmachen. Und da hat denn der Heiland mit ſeiner wunderbaren Sprachgenialität das unvergängliche Weisheitswort gefunden: „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!“ Koſten wir ſie einmal reiflich, dieſe Früchte!

II.

Die chriſtlichen Gemeinden der erſten Jahrhunderte lebten noch im Geiſte ihres Stifters. Gar bald verblaßte aber das Urbild, die Biſchöfe erbten die Hoffart heidniſcher Hoheprieſter, das Pfaffentum entwickelte ſich unaufhaltſam. Allerdings muß eingeſchaltet werden, daß auch ſpäter noch die chriſtlichen Miſſionäre vom Schlage des heiligen Bonifazius eine Glut des Idealismus entfachten, von welcher vorchriſtliche Zeiten nichts wußten, obſchon ihnen der Altruismus wenigſtens in Aufopferung der Vaterlandsliebe nicht fremd war. Der Altruismus, d. h. die Preisbietung des Ichs für die Allgemeinheit, iſt alſo ein Beſtandteil der ſomit ethiſch angelegten Menſchennatur, und das Chriſtentum hat dieſe Inſtinkte nur verſtärkt und veredelt.

Als das Papſttum ſich ausbildete, verweltlichte ſich die Aufgabe der Kirche mehr und mehr. Der Proteſtantismus gründete ſich denn auch hernach auf der Bedeutung des Chriſtuswortes: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.“ Unſtreitig ein Wort von tiefer Symbolik, da der „Geiſt“

ja nie von dieser Welt, allein zugleich ein Wort historisch-politischen Sinnes, da die Jünger und die gährenden Volksmassen vom Messias eine äußerliche politische Befreiung vom Römerjoch heischten, was damals praktisch unmöglich war. Derselbe Christus aber antwortete auf die Frage des römischen Machthabers „Bist Du der Juden König?“ in äußerster Gefahr, da eine Verneinung ihn loskaufen konnte, schlicht und hehr: „Du sagest es.“ Und von demselben Heiland stammt das vielberufene Wort: „Ich bin nicht gekommen, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“

Diesen Spruch schlug der bibelfeste Luther in den Wind, als er den Münzer und Hutten predigte, das Evangelium dürfe nicht durchs Schwert verbreitet werden. Als unausbleibliche Folge trat der dreißigjährige Krieg und Deutschlands Elend durch zwei Jahrhunderte ein. In gleicher Weise ist dann das Verhältnis des Christentums zum Staate verzerrt worden, indem man der politischen Abmahnung des klugen Paulus an die Hitzköpfe, welche mit dem Schwert gegen den Antichristen losschlagen wollten: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat“ eine allgemeine Gültigkeit gab, statt einer politisch-temporären. Und noch ärger hat man die Antwort Christi auf die arglistige Pharisäerfrage, ob man dem Kaiser Steuer zahlen dürfe, verfälscht und als Sanktionierung der irdischen Machthaberei ausgelegt. Mit unaussprechlicher Verachtung sich abwendend, wich der Heiland den Schalksnarren mit dem doppelsinnigen Zugeständnis aus: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist.“ Jeder, der den Geist der christlichen Lehre begriffen hat, wonach die „Welt“ allemal der „Teufel“ ist, schiebt hier dem Worte „Kaiser“ einfach das Wort „Teufel“ unter. Soll heißen: Löket nicht wider den Stachel des Bösen, da es die weltliche Übermacht besitzt! Dulden ist des Geisteschristen Los, warum solltet ihr also dem Übel widerstreben? Wohlgemerkt, so lange ihr machtlos dawider seid, und auch nur bis zu dem Punkte, wo euer unsterblich Teil, der Geist, nicht angetastet wird. Wenn man von euch als Unterthanenpflicht verlangt, ihr sollet den irdischen Machthaber wie einen Gott oder einen Stellvertreter Gottes ehren und schweigend seine ungerechte Tyrannei hinnehmen, dann ist die Stunde gekommen, Blutzeuge der Wahrheit zu werden. Dann gebet Gott, was Gottes ist!

In diesem Sinne haben auch die christlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte das Gebot verstanden und laut die Kaiser und ihre Staatsbüttel verflucht, um das Martyrkreuz auf sich zu nehmen. Als aber die christliche Staatskirche die Oberhand gewann, suchte sie sich naturgemäß mit der Macht zu bekleiden, welche dem brutalen Feudalsystem die Spitze bieten konnte. Das Reich des Geistes wurde jetzt von dieser Welt, mit Fug und Recht und zum Segen der Menschheit. Niemals soll der katholischen Kirche ver-

gessen werden, daß trotz ihrer Gebrechen doch sie allein es war, welche den kulturfeindlichen Kriegerkasten das Prinzip der Geisteswürde und der Demokratie entgegenstellte. In einer Zeit, wo die rohe physische Kraft als Herrenrecht galt, mußte es gewaltigen Einfluß üben, daß jeder Schweinehirt, sobald er in die Geisteskirche eintrat, zur höchsten Stufe der Christenheit emporsteigen konnte. Während der rohe Islam alle Schätze der Vorzeit zerstörte, hütete die katholische Kirche alle Überkommnisse antiker Herrlichkeit. Kunst und Wissenschaft christlicher Epochen verdanken sämtlich ihren Ursprung dem Klerus, der selbst in seinem scheinbaren Fäulnisprozeß während der Reformation eine unerhörte Blüte der Künste zeitigte. Auch das Heidentum der Renaissance ist indirekt klösterlichen Ursprungs. Shakespeare und Giordano Bruno scheinen genau so wie Calderon und Rafael aus der kirchlichen Kulturpflege hervorgegangen. Und sollte es Zufall sein, daß die Sitze der Erzbistümer, wie Mainz, Köln, Mailand, zugleich vom höchsten Glanz der Freien Städte umstrahlt wurden? Überall blieb die Kirche, durch alle Ausartungen hindurch, die Schirmerin der Freiheit und des Geistes, eingedenk des grundlegenden Satzes: „Im Anfang war der Geist."

Sie handelte aber auch im Sinne der Urlehre in anderer Beziehung. Mit eiserner Hand rottete Gregor VII., einer der größten Männer aller Zeiten, die Sumpfschäden aus, welche das verfaulende Altertum der christlichen Staatskirche eingefilzt. Er gründete ein Priesterheer von Soldaten Gottes und schweißte es in strenger Disziplin zusammen, indem er seine Kriegsartikel, später auch von den soldatischen Ritterorden angenommen, auf die Gelübde der Keuschheit und Armut stützte. Dies geschah durchaus im Geiste des erhabenen Urstifters, welcher die Ehe nur als notwendiges Übel anerkannte, Ehelosigkeit aber für richtiger erklärte, und das Aufgeben jedes persönlichen Eigentums dem Christen auferlegte. Es widersprach diesem Prinzip durchaus nicht, daß die Kirche als Ganzes im Gegenteil das Aufspeichern möglichst vielen Besitztums wünschte. Mit einem Wort: der Mönch war arm, das Kloster reich. Denn dies kommunistische Prinzip, welches dem sozialistischen Kirchenstaat entsprach, ermöglichte die Ausübung der werkthätigen Barmherzigkeit, wie denn besonders die Klöster das Elend der Armen lindern halfen.

Alle Institutionen der katholischen Kirche, im Grunde auch ihre Dogmen, entsprechen voll und ganz dem Geiste Christi, und — „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen". Diese Früchte waren herrlich und schön. Die liberale Geschichtschreibung hat die Wahrheit, welche dem Volke das Sprüchwort eingab: „Unterm Krummstab ist gut leben" unverantwortlich gefälscht, indem sie der Kirche alle Zwiste und Zerklüftungen der Völker und Staaten zuschob. Die gepriesenen Hohenstaufen und gar andre europäische Könige,

welche gegen die Kirche stritten, erscheinen im Lichte historischer Forschung als grobe Despoten, „blonde Bestien" nach Nietzsches Ideal, während die Päpste im allgemeinen als Vertreter der Volksrechte auftreten. Selbstverständlich wäre es falsch, die mannigfachen Abirrungen vom geraden Wege leugnen zu wollen, zu welchen nur allzu menschliche Motive der Herrschsucht einzelne Päpste verlockten. Auch hat die stete Einmischung in deutsche politische Händel von Rom aus dem Ansehen des Papsttums geschadet, obschon dieser Kampf gegen das Kaisertum dem Prinzip der christlichen Weltkirche wohl entsprechen mochte. Der inneren Erstarkung der Völker mußte dies nachteilig sein. Allein, was wäre erst ohne dieses stete Einsetzen eines inkommensurabeln geistigen Faktors erfolgt! Europa wäre gänzlich im rohen Feudalsystem unter centralistischem Absolutismus erstickt und untergegangen.

Die Einrichtung der katholischen Kirche war und ist mustergültig. Sie bildet die einzige wirkliche und heilsame Religion, welche die Menschheit bisher ihr eigen nannte. Sie hat die Menschen besser und glücklicher gemacht. Auch die Institution der Beichte, so sehr sie auf Allmacht des Priestertums berechnet, gründet sich psychologisch auf ein unzweifelhaftes Bedürfnis. Es steht fest, daß es das bedrückte „Gewissen" unendlich entlastet, einem heiligen und gerechten Wesen gegenüber seine Geheimnisse zu beichten, statt vor einem irdischen Laienrichter, der oft innerlich nicht besser als der Schuldige und als bürgerlicher Berufsmensch ihm ethisch nur gleichsteht.

Das gesamte Fundament des Katholizismus ist also ein gesundes unerschütterliches. Der Dogmenwust kleinerer Nebenfragen, der sich darumgeballt, mag dem Aberglauben des Volkes politisch Rechnung tragen. Den Gebildeten kümmert das nicht, so lange er in den großen Gesamtzügen diesen stolzen Kirchenbau aufrichtig verehren kann. Jedes Gebäude verwittert einmal an seiner Façade und der Lauf der Zeiten brachte es mit sich, daß manche Päpste und unzählige Priester sich ihres hohen Amtes unwert erwiesen. Genußsucht und Entsittlichung herrschten an den Höfen vieler Kirchenfürsten, manche Klöster versanken in faule Üppigkeit, uneingedenk der herrlichen Werke des Geistes und der Nächstenliebe, welche ihre Vorfahren vollbracht. Auch Schwindel und Betrug rissen ein, der Kultus artete zu äußerlichem Fetischismus aus, der Ablaßhandel erregte berechtigtes Ärgernis. So schlug denn die Stunde, wo sich ganze Völker von Rom losrissen und eine eigene Kirche gründeten. Man schüttete dabei natürlich das Kind mit dem Bade aus, verwechselte das katholische Christentum in seiner Reinheit und Größe mit seinen zeitweiligen Auswüchsen. Doch die Hoffnungen, welche man allerseits an die Reformation knüpfte, blieben unerfüllt. Die

frohe machtvolle Bewegung verfandete immer mehr und als Überreſt gewann man nur eine nüchterne engherzige Sklavenkirche ſtatt des gewaltigen geiſtigen Herrenrechts, kraft deſſen ein blühender poeſievoller Katholizismus über Fürſten und Völkern gethront.

Der Proteſtantismus zerſtörte zuerſt den Grundpfeiler der Prieſterdisziplin, das Cölibat. Dasſelbe bedingte weniger die abſolute Keuſchheit, hier ſah man durch die Finger, ſondern richtete ſich vor allem gegen die Möglichkeit, durch Familienbande den Prieſter ſeinem ausſchließlichen Berufe zu entfremden. Hierbei ſtützte ſich Papſt Gregor durchaus auf viele unzweideutigen Sprüche der Schrift, welche für den Gottgeweihten die Eheloſigkeit empfehlen und die Familie verpönen. „Weib, was habe ich mit Dir zu ſchaffen?“ „Wer iſt meine Mutter, wer ſind meine Brüder?“ fragt der Heiland und weiſt auf ſeine Jüngerſchaft als auf ſeine Familie, auf alle Menſchen als ſeine Brüder hin. — Luther ging an ſich von dem löblichen Streben aus, die Sittenloſigkeit eines erlogenen Cölibats durch ſtrenge Ehe unmöglich zu machen; auch folgte er dabei unbewußt der Zeitſtrömung heidniſcher Renaiſſance, welche zur ſinnlichen Natur zurück wollte und unnatürliche Askeſe verlachte. Er vergaß nur, daß man ein ewig gültiges Prinzip nicht dem momentanen Zuſtand der Dinge anpaſſen darf. So vertrieb er denn den Teufel durch Beelzebub und vernichtete die Würde des Prieſterſtandes, bei welchem übrigens ſchon im Altertum das Cölibat und die Keuſchheit als gewünſchte Tugend galten. Denn indem der proteſtantiſche Geiſtliche eine Familie gründete, mußte er zugleich perſönliches Eigentum, dieſe unerläßliche Unterlage der Familie, zu erwerben trachten. Hierdurch trat er völlig in den Kreis der gewöhnlichen Bürger ein, und da er ſtatt von der mächtigen reichen Kirchenmacht jetzt von ſeinem weltlichen Staatsoberhaupt abhing, mußte er vor allem um deſſen Gunſt buhlen. Der widerlichſte Byzantinismus erſetzte daher die frühere ſelbſtbewußte Sprache des römiſchen Prieſters und das Thema proteſtantiſcher Kanzelreden klang immer nach der Leitmelodie: „Seid unterthan der Obrigkeit.“ Die wahre Bedeutung der chriſtlichen Kirche, als Sänftigung und Bändigung roher irdiſcher Gewalten durch den Geiſt, erloſch hiermit.

Den Fürſten natürlich kam dies ſehr gelegen. Hätte Luther ſich der revolutionären politiſchen Bewegung der Hutten und Münzer angeſchloſſen, ſo wäre das Kaiſertum gezwungen worden, ſich an die Spitze zu ſtellen. Gemäß dem offenen Briefe Huttens an Karl V. und der Bauernkonſtitution von Wendelin Hippler, durfte der geniale Kaiſer eine Förderung eigner centraliſtiſcher Ziele davon erwarten. Napoleon hat es eine Narrheit genannt, daß Karl V. dies nicht erkannte. Doch ſcheint bei Letzterem eine geheime Hinneigung anfangs obgewaltet zu haben. Sobald er aber merkte,

daß nur die Reichsfürsten dabei ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen dachten, wich er zurück und befehdete Luthers Partei bis aufs Messer. Durch Luthers Anlehnung an die herrschende Kaste empfingen wir dann als Danaergeschenk der Reformation die souveräne Kleinstaaterei und Sonderbündlerei. Das Unheil vollzog sich unaufhaltsam, trotzdem Einzelne wie Wallenstein, falls man Ranke glauben darf, an Wiedervereinigung der Gespaltenen arbeiteten.

Die direkten Kulturverdienste der neuen protestantischen Kirche sind gering oder gar nicht vorhanden, während selbst die geschmähten Jesuiten in Japan als Missionäre Wunder thaten und in Paraguay einen Musterstaat stifteten. Der hohe wissenschaftliche Aufschwung an den protestantischen Hochschulen Deutschlands, Hollands, Schottlands (nicht Englands bezeichnenderweise, wo das anglikanische Zwitterding zwischen Papismus und Protestantismus zustande kam) hängt nur indirekt mit dem Protestantismus zusammen, ja stieß sogar auf starken Widerstand der neuen Kirche. Bezüglich Schottlands hat dies Buckle mit Meisterschaft umfassend nachgewiesen, und anderswo stand es nicht viel anders.

Mußte doch noch Friedrich d. Gr. scharf betonen, daß in seinem Staat jeder nach seiner Façon selig werden dürfe. Ein katholischer Historiker vom profunden Wissen Janssens würde unstreitig Beweismittel dafür zusammenscharren können, daß die katholische Kirche gegen Freidenkerei weit mehr Toleranz bewiesen habe als die protestantische. Das endgültige Ergebnis der protestantischen Kirchen in allen Ländern ist heut der religiöse Bankerott. Nirgends sind die Massen so indifferent und geradezu religionsfeindlich gesinnt, wie in Norddeutschland und Skandinavien. Der Protestantismus hat nur zu einer Zersetzung des Christentums geführt, zu einer allgemeinen Erschütterung der Kirchen. War Dies vielleicht seine weltgeschichtliche Aufgabe?

Diejenigen, welche die französische Revolution schmähen und verzerren, verwechseln ihre Segnungen mit den Ausschreitungen ihrer unwürdigen Diener. Wir wollen nicht bezüglich der Reformation in gleiche Kleinlichkeit verfallen und ehren in ihr ein historisch Gewordenes und Gegebenes. Allein wenn man diese Bewegung in ihrem wahren Wesen erfassen will, darf man sich gar nicht um Luthers und Knox' Kirchenreformationen kümmern, sondern die eigentlichen Befreiungsziele ins Auge fassen. Die katholische Kirche forderte den absoluten Gehorsam und das sacrifizio dell' intelletto, von ihrem Standpunkt aus nicht mit Unrecht. Aber der menschliche Geist, der nach Freiheit des Denkens drängt, läßt sich solchen Zwang nicht ungestraft bieten. Infolgedessen flossen überall mit kirchlichen Reformideen rein politische Demokratiegelüste zusammen, wie sich dies schon bei den Waldensern und

ſpäter beſonders draſtiſch in Savonarola zeigte. Calvin und Zwingli, auch Knox, waren Fürſtenhaſſer; die große Huſſitenbewegung ſtürmte gegen die weltlichen Herren an, wie gegen die Geiſtlichkeit. Schon die Albigenſer, obſchon hier der geſamte provençaliſche Adel teilnahm, fochten für ein demokratiſches Gottesreich. Am klarſten und thatkräftigſten aber prägt ſich der eigentliche Sinn der Reformation in Cromwells Puritanern aus, welche vor allem den Grundſatz verfochten, daß jeder vom Geiſt Getriebene predigen und lehren dürfe, nicht bloß angeſtellte Berufspaſtoren; daß ferner jeder Chriſt nur Gott unterthan, nicht einer weltlichen Obrigkeit, und daß Monarchie und Adel ein heidniſches Blendwerk ſeien, mit Stumpf und Stiel von der Gemeinde der Heiligen auszurotten. Auch die heldenmütigen Verteidiger von La Rochelle, überhaupt ein Teil der Hugenotten, waren Republikaner und die Staatsgewalt ſpürte mit ſeinem Inſtinkt überall dieſe Tendenz der Reformation voraus. Ganz natürlich. Sobald ſich eine Zeit ernſthaft wieder mit der chriſtlichen Urlehre beſchäftigt, verbreitet ſich unwillkürlich die Neigung zur Revolutionierung des beſtehenden Staatsweſens. Denn das urſprüngliche wahre Chriſtentum iſt anarchiſch durch und durch, feindlich jedem Götzen, nicht nur dem Mammon.

„Der Kelch für Alle!“ lautete der Aufſchrei der Huſſiten, was beſagen ſollte: Es giebt keine Prieſter und keine Herren mehr, ſondern bei völliger kommuniſtiſcher Gleichheit der Menſchen, wie die Taboriten ſie praktiſch durchzuführen ſuchten, ſoll nur Der predigen und lehren, welchem das Wort und der Geiſt verliehen. Ähnlich nannte die franzöſiſche Revolution Chriſtus „den erſten Jakobiner“. Und auch heute mehren ſich Stimmen unter Anarchiſten und radikalen Sozialiſten, welche direkt auf die chriſtliche Lehre zurückweiſen. Tolſtoi ſagt in ſeiner Broſchüre über Staat und Kirche ſehr richtig, daß nur komplizierte Sophismen den Staat als heilig und legal, ja als chriſtlich auslegen können. Der Begriff „chriſtlicher Staat“ ſei ebenſo unfaßbar, wie der Begriff „Heißes Eis“. Es giebt entweder keinen Staat oder kein Chriſtentum. Im Staat verkörpere ſich ſtets das Prinzip des Böſen, denn er habe ſich allemal gebildet durch Mißbrauch der Gewalt. Eine ſtaatliche Organiſation ſei aber völlig überflüſſig. Denn eine Obrigkeit könne als Überwachung nur dazu dienen, Böſes mit Böſem zu vergelten. Der Chriſt aber ſoll niemals dem Übel widerſtreben. Die geſamte Strafrechtspflege und die Strafbefugnis des Staates beruht auf dem Vergeltungstrieb; iſt dieſer einmal gezähmt und allmählich erloſchen, bedarf es keines Rechts und keiner Strafe mehr. Die geborenen Verbrecher werden als kranke Organismen von ſelber verſchwinden und ausſterben, ſobald die Urſachen ihrer ererbten Verbrechenskrankheit aufgehoben, beſonders der Alkoholismus, und ſo unglückliche Zeugungsumſtände nicht mehr vorkommen.

Der sogenannte Gelegenheitsverbrecher, der auch leicht zum Gewohnheitsverbrecher wird, findet keinen Nährboden mehr, sobald eben die Gelegenheit selber aufhört, d. h. sobald keine unnatürliche Unterdrückung des berechtigten Auslebedranges (Not, soziale Knechtung) mehr zur Reaktion dagegen antreibt. Denn Dr. v. Bentivegni irrt in seinem Essay „Der geborene Verbrecher, die Strafrechtspflege und das Publikum" darin gröblich, wenn er den Gelegenheitsverbrecher als dem Kreise der großen Masse angehörig bezeichnet, welche das ethische Minimum vertritt, sofern es eben nicht gegen das Strafgesetz verstößt. Dies „Minimum" ist überhaupt nicht ethisch, sondern feiger Angst und Schwäche entsprungen. Der sogenannte Gelegenheitsverbrecher (im Sinne unsres hochtrabenden Jus ist bekanntlich auch der Beleidiger und „Verleumder", was fast immer Wahrheitsprechen bedeutet, ein Verbrecher) steht daher meist ethisch hoch über jener temperamentlosen grauen Masse, die aus purem Egoismus eine heilige Scheu vor den hohen Gerichten und der Staatsgewalt bewahrt. Nicht nur die Worte, sondern auch die Handlungen lügen oft, es kommt auf das innerste Wesen an, das sich dem Einblick entzieht. Wenn man sich ein Jüngstes Gericht vorstellt, so würden dort die wunderbarsten Entpuppungen stattfinden: Der Schächer findet Gnade vor dem ewigen Richter, der Biedermann fährt in den Pfuhl, wo da herrschet Heulen und Zähneklappern. Das menschliche Urteil wird stets von Interessegründen gefälscht. So machen die Hohenstaufen in der deutschen Patriotengeschichte eine gute Figur und die Päpste eine böse. In Wahrheit waren erstere nur blutsaugende Volksunterdrücker, glänzende Renaissancedespoten, während die finsteren Gregor und Innocenz von hehrem Idealismus in ihrer Weise erfüllt.

Mit einem hungernden Magen sieht sich die Welt ganz anders an, als mit einem satten. Mancher Finanzgauner würde in der sozialen Lage eines Ravachol auch mit Dynamit hantieren, mancher moraltriefende Staatsanwalt an Stelle eines deutschen Dichters einen solchen Staat verneinen, dem jedes geistige Schaffen gleichgültig, ja mißfällig. Wir sind so völlig von unsern Nerven abhängig, daß ein Glas Wein mehr oder minder unsre jeweilige Stimmungs-Weltanschauung beeinflussen kann. So können Egoismus und Altruismus wechselnd im menschlichen Gemüte herrschen; ebenso kann Sinnlichkeit, natürliche Begierde nach fleischlichem Geschlechtsgenuß, abgelöst werden von Askese, von dem Trieb „platonischer" Sinnlichkeitsenthaltung. Wer zu wählen hat zwischen einer Frau, die er verehrt und wahrhaft liebt ohne geschlechtliche Anreizung, und einer andern, die ihn sinnlich reizt, ohne im geringsten seine seelischen Bedürfnisse zu befriedigen, wird sich wohl oder übel zu dieser Askese bekehren müssen, welche ihm das Aufgeben des andern sinnlich lockenden, aber vernünftig und sitt-

lich minderwertigen, Objekts gebietet. So halten ſich die meiſten Ehen, nachdem jeder geſchlechtliche Rauſch verflogen. Jedem Trieb wohnt ein Gegentrieb inne. Es iſt daher lächerlich, das Cölibat als abſolute „Unnatur" zu verpönen. Das freiwillig gewählte Cölibat entſpringt oft einem zwingenden Naturtrieb, wie denn zweifellos manche Frauen des gemeineren Geſchlechtstriebs entbehren, ſelbſt wenn ſie aus Mütterlichkeitsanlage ſich Kinder wünſchen, für welchen Zweck ſie das Mittel über ſich ergehen laſſen. Es entging Nietzſches ödem Weiberhaß, daß die „Sklavenmoral" des Chriſtentums ſich ganz beſonders dem Weibe anpaßte, wie die Begeiſterung der weiblichen Bekennerinnen zur Zeit der Katakomben beweiſt. Thatſächlich hat der Katholizismus in ſeinen Nonnenklöſtern und Barmherzigen Schweſtern-Orden ein beſeeligendes Aſyl für alle jene Frauen gegründet, die freiwillig oder unfreiwillig dem Geſchlechtstrieb entſagen. Dem Vorläufer Nietzſches im Weiberhaß, Schopenhauer, entging andrerſeits die letzte Konſequenz pſychologiſcher Wahrnehmung, welche Tolſtoi in ſeiner „Kreutzerſonate" wohl ahnt, aber nicht ſo kraß auszudenken wagt. Nämlich: Die Geſchlechtsliebe, falls auf chemiſcher Zuchtwahl der ſich ſinnlich anreizenden Stoffe gegründet, iſt niemals mit der höheren Freundſchafts-Liebe gepaart, ſondern nur mit Ausbeutungsegoismus, inſofern ſie das andere Weſen bloß als Objekt für ihre Sinnlichkeit betrachtet. Dem Geſchlechtsgenuß ſind ethiſche und intellektuelle Qualitäten des Liebespartners völlig gleichgültig, ja geradezu ſtörend, und eine gewiſſe Mißachtung beſteht, aus welcher ſpäter, wie Tolſtoi treffend ſchildert, ſogar eine Art Haß hervorgeht. Sittlich gemeine, dumme Männer und Frauen erregen ſinnliche Leidenſchaften; intellektuell und ſittlich hochſtehende dagegen nie oder nur auf dem Umweg raffinierter Luſt des andern Teils, dieſe höhere Menſchenblüte durch den Geſchlechtsaktus zu entwerten und zu ſich herabzuziehen. Somit liegt klar vor Augen, daß die Askeſe vollkommen logiſch einer feineren Geſinnung entſpricht, inſofern die nötige Brunſt zum Liebesakt allemal nur einer Selbſterniedrigung höher gearteter Intelligenzen entſpringt. Wer demnach der Askeſe die Natur-Berechtigung ableugnet, irrt. Allerdings muß andrerſeits feſtgeſtellt werden, daß der Naturtrieb ſeruelle Auslebung nur von Denjenigen unterdrückt werden kann, bei denen die Sinnlichkeit eine minimale. Und für die Andern gilt der Bibelſpruch: Zu heiraten ſei immer noch beſſer, als „Brunſt leiden". Wenn Tolſtoi die Askeſe als Ideal hinſtellt, ſo hat Dr. R. Penzig in ſeinem Eſſay „Tolſtoi als Reformator" („Das XX. Jahrhundert", 1891, Novemberheft) nicht Unrecht, wenn er darauf hinweiſt, daß dann nur eine Auslеſe der Schlechteren ſtattfinden würde, da gerade die Edlen auf die Geſchlechtsvermiſchung verzichten würden. Doch, ſo plauſibel dies klingt, müſſen wir nicht vergeſſen, daß Tolſtoi eben unlogiſch denkt, inſofern er das

materielle Glück der Menschen auf diesem Planeten durch Befolgung der christlichen Sittenlehre erstrebt. Denn, wenn er mit seiner Askese logisch auf Schopenhauers Standpunkt träte, müßte er natürlich das materielle Glück des Erdenlebens verneinen und die menschlichen Raubtiere sich ruhig weiter balgen lassen, dagegen den Edlen wirklich das Aussterben ihrer Gattung empfehlen, damit die vererbte Qual des Idealismus angesichts eines solchen unidealen Daseinskampfes endlich aufhöre. Denn der Idealist, mag er sich durch Altruismus auch über seine überirdischen Ansprüche hinwegtäuschen, paßt nun einmal nicht für das Menschengetriebe.

Wenn Nietzsche den Idealisten — denn nur Idealisten sind jene geistigen Aristokraten, die er mit all seinem Gerede von Leiblichkeitskultus züchten möchte — empfiehlt, „hart" zu werden, so scheint das ein ebenso großer Widersinn, als wenn er wider das „Mitleid" tobt. Dieses Christentum, das er für alle Degeneration verantwortlich macht, existiert nirgends auf Erden, sondern nur krasse Mitleidlosigkeit, und gerade die Übermenschen sind es, deren innerstes Wesen weich und altruistisch geartet; nur Unreife können das verkennen. Der richtige „harte" Egoismus ist gerade eine Erscheinungsform jenes plebejischen Normalmenschen, den Nietzsche verachtet. Auch führt der mitleidlose Egoismus nur zur Selbstvernichtung des Individuums, das ja mit tausend Klammern an die Mitwelt geschmiedet. Nur Altruismus führt zur Ruhe und daher zur Stärke. Der Egoismus vergißt, daß er sich allein überhaupt nicht durchsetzen kann und notwendigerweise den verletzten Egoismus der Andern gegen sich bewaffnet. Auch steckt der Sieche den mitleidlosen Gesunden an, wie schon Carlyle am Bild einer irischen Witwe, die am Hungertyphus stirbt, hübsch erläutert hat. Darum setzt Eisner in dem geistsprühenden Essay „Nietzsche und die Apostel der Zukunft" trefflich auseinander, daß nur der Elend-Stoff ausgerottet werden müsse, nicht die unglücklichen damit Behafteten. „Die sozialen verkrüppelnden Erscheinungen müssen aus der Welt geschafft werden, nicht die Verkrüppelten." Offenbar gelangt man aber zu diesem irdischen Glückszustand nur durch Altruismus. Und nochmals Bravo dem obengenannten Wahrheitsprecher, wenn er vor der lächerlichen Tirade des „Kampf ums Dasein" warnt und der angeblichen Auslese: „Was wir mit diesem Schmeichelnamen preisen, ist nichts als hinterhältiger Überfall, gemeiner Meuchelmord, schlauer Diebstahl, blindrohe Gewalt." Nicht die geistig Starken überleben den heutigen gemeinen Geldkampf, sondern die Schufte. Dies giftige moderne Leben entartet die Besten. Was anders als Altruismus kann denn aus der platten Zweckmäßigkeitstyrannis der Mittelmäßigkeit zu reineren Höhen zurückführen! Gerade Altruismus, Überwindung der brutalen Ichsucht, kann allein die Menschen zur echten Heroenverehrung hinleiten, nach

welcher Nietzsche mit seinem Ideal vom „Übermenschen“ lechzt. Allerdings birgt sich auch im Christentum eine hochmütige Herrenmoral des ethischen Genius, welcher allgemeingültige Pflichten der Nächsten- und Gottesliebe vorschreibt, die nur er selbst erfüllen kann. Dem hohen Geiste fällt es ja leicht, aus Weltverachtung den Feinden zu vergeben, deren Dummheit oder Bosheit er bemitleidet. Wenn aber im wirklichen Leben der Edle den Unedlen lieben und ihm wohlthun wollte, so würde das Unedle noch stärker siegen, als es ohnehin schon thut. So hat es freilich auch Christus nicht gemeint, wie sein Zürnen und Schelten auf Wucherer und Pharisäer anzeigt. Wenn also der Staat zu allen Zeiten der Feind jedes freidenkenden, nicht in die Staatsschablone passenden Bürgers war, so haben die Christen ihn auch durchaus nicht dafür geliebt und ihm wohlgethan! Sagt man doch, daß ein Christ heimlich die Lanze nach Kaiser Julian warf, an welcher verblutend Jener rief: „Galiläer, du siegst!“

Es ist ein Widerspruch, der die ganze Einseitigkeit der menschlichen Logik aufdeckt, wenn Türck in seiner Brandschrift gegen den „irren“ Nietzsche dessen Verbrechermoral geißelt und dabei in seinen Diagnosen über Hamlet und das Wesen des Genies die gleiche Herren-Moral vertritt! Nietzsche spricht von der „Falschmünzerei und Selbstverlogenheit der Ohnmacht“, als ob die Schwäche etwas Gewolltes, Freiwilliges, ein Verdienst sei. Das erscheint dem Psychologen unbedingt wahr. Wie oft bläht sich nicht ein braver Philister — wenigstens für den äußern Blick „braver“, da die sogenannten guten Menschen in ihres Herzens Kämmerlein oft rein selbstsüchtigen Motiven huldigen — dem Genialen gegenüber: Vor Gott und dem Moralkodex stehe ich höher als du! Als ob er seine Demut und Kleinheit aus freier Wahl erworben hätte! Türck aber geht gar so weit, daß er die Morde Hamlets an Polonius, Rosenkranz und Güldenstern ganz vortrefflich findet, da das Genie sich um solche Kleinigkeiten nicht zu kümmern brauche. Türcks passive Menschenverachtung geht eigentlich noch weiter, als die heroische Brutalität des Nietzscheschen Genieweſens. Denn er empfiehlt dem Genie geradezu, die erbärmlichen Menschen, welche ja doch nur gemeine Motive kennen, durch Spekulation auf gemeine Interessen zu höheren Zwecken hinzuleiten. Er preist hier — Bismarck als Muster und nachher führt er, dem Allen zum Trotz, „unsern Herrn und Heiland Jesus Christus“ (in einer philosophischen Schrift!) unnützlich im Munde. Auf Christus beruft er sich auch dafür, daß der Genius weder Familie noch Vaterland kenne! Das nenn' ich eine sonderbare Widerlegung der Nietzscheschen Herrenmoral!

Die Persönlichkeit des Messias bei Seite gelassen, kann kein Zweifel walten, daß die wirkliche Erfüllung der christlichen wie der buddhaistischen

Sittenlehre im realen Leben unmöglich wird, so lange man noch irgendwelche Hoffnung auf Besserung der Menschheit nährt. Die Bosheit des menschlichen Wollens wird durch die reinste Menschenliebe eher gereizt und verstärkt, wie Christi eigene Kreuzigung beweist.

Herr v. Egidy — der u. a. auch sehr naiv als Offizier das Duell befürwortet: man solle seinen irrenden Nächsten bekehren „wenn es sein muß, mit der Waffe"!! — beweist nur, daß er keine Ahnung vom Christentum hat, wenn er das Gebot Christi „Gieb all dein Gut den Armen" *symbolisch* auffaßt. Es muß durchaus *wörtlich* verstanden werden, nach dem Satze: „Niemand kann zween Herren dienen." Unsre Frömmler der höheren Stände scheinen dies gänzlich vergessen zu haben, natürlich am gröblichsten die üppigen Kirchenfürsten des Katholizismus. Nach dem uneingeschränkten Ausspruch Christi *kann* man nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen. Hiermit fällt aber die Unmöglichkeit zusammen, das Christentum praktisch durchzuführen.

Auch der Sozialismus ist demnach unchristlich, da er ja *allein materielle* Güter erstrebt, und deshalb logisch, wenn Sozialdemokraten und Anarchisten den Atheismus auf ihre Fahne schreiben. Gleichwohl dürfte dieser Haß gegen jedes religiöse Gefühl hauptsächlich dem Haß gegen die Lüge entspringen, welche das angebliche Christentum von Staat und Kirche jedem redlichen Gemüte einflößt.

Da drängt sich freilich die Frage auf, ob das *wahre* Christentum überhaupt als regierende Religionsform möglich sei, bei der durchgängigen Verderbtheit der Menschennatur, welche nach den Worten der Schrift „böse von Jugend auf". Ob sie als König oder Lastträger geboren wird, kommt bei dieser unausrottbaren Tendenz zum Schlechten aufs Gleiche hinaus. Eben deshalb ist das Urteilen und Verurteilen andrer, gemäß dem sogenannten Gesetz, gegen das ja Christus am meisten eiferte, ethisch durchaus verwerflich und stammt vom Vater aller Lügen. Denn mit unheimlicher Wahrheit meint Hebbel in seinem Tagebuch: Bei einer andern Verkettung der Umstände würde der Mörder einfach an Stelle des Richters stehen, der ihn jetzt verurteilt. Weil aber ein solcher prädisponierter Verbrecher mordet, deshalb soll die menschliche Gesellschaft *auch* morden, indem sie sich die Verhängung der Todesstrafe anmaßt?! Wie sagt die Bibel? „Die Rache ist Mein, spricht der Herr, Ich will vergelten." Wir sehen also auch hier den „christlichen" Staat auf gänzlich heidnischer Basis. Giebt es aber nicht zu denken, daß erwiesenermaßen alle Verbrecher sich zum Anblick von Hinrichtungen drängen und ihre atavistische Blutgier sich gerade an dieser abschrecken sollenden „Strafe" zum Blutvergießen berauscht? Steht nicht ferner fest, daß die Verbrechen nach statistischem Ausweis abgenommen

haben, seit die barbarische Rechtspflege sich milderte? Die meisten Verbrechen wurden stets in England begangen, als man dort noch für jeden Schafdiebstahl oder ein bißchen Wildern gehängt wurde. „Ich bin dafür, alle zu hängen" (I'm for hanging all), sagte so schön ein britischer Oberrichter, der wahrscheinlich auch jeden Sonntag in die Pharisäerkirche ging.

Wie sonderbar schwankend die Moralbegriffe! So gilt z. B. dem abstrakten Tugendprotzentum die Zahl der unehelichen Kinder als Maßstab der Unsittlichkeit. Wie aber steht es in Wahrheit? Je mehr uneheliche Kinder geboren werden, desto natürlicher und deshalb sittlicher lebte das Volk sich aus, während eine *geringe* Durchschnittszahl unehelicher Geburten weder auf zahlreichere Ehen noch gar auf Keuschheit, sondern auf etwas ganz anderes schließen läßt, was besonders in Amerika, Frankreich und Italien auch zutrifft. Was ist Wahrheit, fragte Pilatus. Was ist Recht, fragt der moderne Mensch, und findet darauf nur die Antwort: was den Interessen des herrschenden Staates entspricht. Allerdings ist jeder Mensch insofern ein Idealist, als er seine eignen Rechte überschätzt und die Welt in einseitigem Lichte sieht, wie es seiner Individualität genehm. Schon aus diesem Grunde kann es bei jedem Kampfe nicht Recht und Unrecht, sondern nur Machtfragen geben. Ob der bestehende Staat oder der Anarchismus „im Rechte" ist, läßt sich durch gar nichts entscheiden, als durch den Sieg der einen Partei. Jedenfalls handelt der materialistische Anarchismus logisch und ohne Heuchelei, der Staat hingegen verbrämt seine egoistischen Machtzwecke mit Phrasen von Moral und Gesetz und wagt es, das Christentum auf sein blutbesprengtes Banner zu schreiben. Christus aber zeigte den einzigen Weg zum Recht und Heil, nämlich: dem Kampfe um die Machtfrage überhaupt zu entsagen, nicht wider den Stachel zu löcken und dem Übel nicht zu widerstreben. Was ist Recht, was ist das Bessere? *Das.* Aber von diesem einzigen Recht will das „bürgerliche" und staatliche Rechtsgefühl, seinem innersten Wesen nach, nichts wissen. Was, ich soll mein Eigentum mit dir teilen, weil du hungerst, und du drohst mit Gewalt? Das ist ein solches Unrecht, daß ich dir eiligst Gewalt und Unrecht entgegensetze. Natürlich beschleunigt man so nur die Katastrophe und erst dann wird das sozialistische Phantom verschwinden, sobald es sich einmal als oberste Staatsmacht ausgewirtschaftet und nun vor aller Augen seine Ohnmacht offenbart hat.

Wenn somit der Staat wie der revolutionäre Sozialismus in gleicher Weise dem Christentum widersprechen, so stellt dieses einen idealistischen Anarchismus dar, neben dem unser modern materialistischer nur blaß und beschränkt. Denn letzterer, dessen Propheten heut Nietzsche und einige grüne Dichterlinge und einst der verschollene Stirner („Der Einzige und sein

Eigentum"), hat zwar sein Sach' auf nichts gestellt, aber vor Einem kniet er in knechtischer Andacht und klammert sich daran wie an einen Götzen: das liebe Ich, die materielle Wohlfahrt seines Leibes. Da macht das Christentum anders tabula rasa! Es spricht mit Leopardi: Verachte dich selbst, wie die grenzenlose Nichtigkeit des Ganzen! Verneine deinen Geist wie deinen Körper, und löse dich in unendlichem Mitleid ins All auf. Dies ist die ewige Seligkeit, welche der Tod verspricht.

Von der plump leiblichen Unsterblichkeit, welche die Leichname der Kirchhöfe hütet und die geniale Symbolik der „Auferstehung des Fleisches" wörtlich nimmt, suchen wir umsonst nach einer Spur in Christi Worten. Der Tod ist eben nur ein Zustand, der das Eiweißsystem auflöst, im Übrigen ein bloßer Übergang der Form. So möchten wir es formulieren. In der wundersamen Gleichgültigkeit, mit welcher der Lebende seine kleinen Tagesmühen fortspinnt, umgeben von Sterbenden und dem Schatten des eignen immer nahen Todes, erkennen wir den dunkeln Instinkt des Menschen, daß der Tod höchstens ein persönliches Aufhören, sonst das Leben selbst unsterblich sei. Genau wie wir ein Drittel unsres Lebens im Schlafstod verbringen, aber sicher sind, morgen wieder aufzuwachen. Weil aber dieser Verwandlungstod allgemein, ist es auch unsinnig, die Lebenden in Herren und Sklaven zu unterscheiden. Das Genie scheint allerdings eine höhere Form des Menschentums, aber im Grunde den gleichen Gesetzen unterthan. So spricht sich der Genius der Gattung im Genie freilich nicht in der Geschlechtsliebe aus, wie beim Durchschnittsmenschen, sondern im Erzeugen unsterblicher Geisteskinder. Es ist aber derselbe Zweck und auch der Willensprozeß dabei ist der gleiche.

Welch ein Unfug wird heut mit dem Worte getrieben! Jeder Komödiant und Musikvirtuose hält sich heute für ein „Genie" und seine Liebschaften oder Gemeinheiten für Zeugnisse seiner Herrenmoral. Nietzsche ein Genie, so viel er davon redet und darauf pocht? Wo sind seine produktiven Proben dafür? Nichts als Theoreme, das Aufbäumen der geistvollen Impotenz, obschon geniale Blitze (z. B. seine Erklärung für den Ursprung des schlechten Gewissens) darin nicht verkennbar. Wäre er ein Genie, so würde er nicht ewig nach materiellen Herrenrechten jammern. Denn sehr richtig meint Schopenhauer, das Genie sei sich selbst genug und daher zufrieden, wenn man es nur in Ruhe läßt. Auf dem Throne wurde nur zweimal ein Genie geboren, Alexander und Friedrich der Große, beides eigentlich Dichter. Durch Revolution kam es zweimal zur Herrschaft, Cromwell und Napoleon, beides gigantische Phantasiemenschen, ersterer ursprünglich Prediger und Mystiker, letzterer ein Schriftsteller von der Art Lassalles. Auch dann aber bleibt es einsam in sich verschlossen, „müde, über Sklaven zu herrschen". Goethe sagt wunderschön von Napoleon, daß er den Menschen das Un-

begreifliche zeige, wie es auf ihren Haß und ihre Liebe durchaus nicht ankomme. Übrigens verfälscht das Herrschen im materiellen Sinne nur die Eigenart des einsamen Genielebens, das immer individuell-anarchisch im Sinne des Christentums, d. h. losgerissen von allen irdischen Banden und Dingen, reingeistigen Zwecken hingegeben.

Nachdem die Bosheit des menschlichen Willens in der Napoleonära sich ausgetobt, impfte Schopenhauer den quietistischen Pessimismus dem modernen Fühlen ein, als eine naturgemäße Erschlaffungsreaktion. So sehr sind auch alle Philosophien vom Milieu abhängig. Uns will jedoch bedünken, als ob in der sogenannten Verneinung des Willens eine allerstärkste Bejahung verborgen liege, da auch der Heilige und Büßer seinen individuellen Trieb frei ausleben will, wie der Sünder der Sinnenwelt. Denn überhaupt liegt, dem innersten Glücksdrange des Menschen nach, sein Genuß nur in der Bejahung, d. h. in der *Freiheit*. Um diese Freiheit, das höchste Gut, zu erwerben, läßt er sich als Ketzer verbrennen oder als Revolutionär hinrichten und ruft nach jedem Widerruf auf der Folter mit Galileis untilgbarem Freiheitsdrang: „Und sie bewegt sich doch!" Dies ist der Sinn des Christuswortes: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!" und seiner Verzeihung *aller* Sünden außer einer: der Sünde wider den heiligen Geist der Wahrheit und der Freiheit.

Es birgt tiefsinnige Weisheit, nur leider nicht klar genug ausgesprochen, wenn Schopenhauer den Willen zum Leben als ein metaphysisches Gesetz des Menschentums auffaßt, das aus eigener freier Wahl diese schlechteste aller Welten sich zurechtschuf. „Welt" nennt bekanntlich der Mensch sein Ameisendasein auf unserer winzigen Planetenscholle. Eine *andre* Welt aber *will* er nicht, so wie der Maulwurf behaglich sein unterirdisches Geschäftchen weiterwühlt, bis er in ein dunkles Loch purzelt, und die Unreife des Löwen bedauert, der brüllend in Netze und Jägergruben rennt. Ganz wie der Durchschnittsmensch über den Genialen sein kluges Köpfchen schüttelt. Daher wird nun der Mensch immer wieder aus freier Wahl geboren und es däucht uns wahrscheinlich, daß ein solcher direkter Wille den fruchtbar werdenden Samenzellen wirklich innewohnt. Weil der Mensch böse und dumm, kann auch die Gestaltung des Lebens im allgemeinen nur schlecht und unvernünftig, grausam und ungerecht sein. Aus diesem Grunde wird das Utopien sozialistischer Träumer sich nie verwirklichen können und die Nicht-Entwickelungsfähigkeit der Menschen führt immer nur aus einer Unfreiheit in die andre über. Statt der Staatstyrannis die barbarische Massendemokratie. Weil aber das innerste Wesen des Christentums in der *Freiheit*, der An-Archie, d. h. der Entäußerung von allen Herrschaftsbegriffen, liegt, *steht es sowohl dem Staate als dem Sozialismus*

feindlich gegenüber, welche beide nur die rohe Bejahung des Willens zu gemein materiellen Zwecken vertreten. Es wäre also gerade so wahnsinnig, wenn sich die Umsturzdemagogie auf die Gleichheits- und Freiheitslehren Christi beriefe, als es unbeschreiblich widerwärtig, daß der Staat thatsächlich seinen Materialismus durch ein verfälschtes Kirchenchristentum zu schützen sucht, so wie in der Fabel der Teufel fromme Bibelsprüche im Munde führt. Also geschah es seit Constantin dem „Großen", groß allerdings an Lügen und Verbrechen.

Die Lehre Christi beruht auf der stärksten Bejahung des geistigen und der stärksten anarchischen Verneinung des materiellen Lebens. Die römischen Cäsaren, vor allen der geniale Julian, erkannten zweifellos, daß diese staatsverneinende Freiheitslehre gleichwohl jeden gewaltsamen Umsturz, selbst wenn aus nichtmateriellen Gründen unternommen, verpönen muß: Solch irdisch-thörichtes Beginnen würde einem Verächtlichen und Geringen wie dem irdischen Staat zu viel Aufmerksamkeit zuwenden. In diesem Sinne handelte also der Staat klug genug, wenn er diese Lehre, im Gegensatz zur antiken Heldenmoral der Harmodius und Brutus, für sich förderlich hielt. Aber die christliche Gelassenheit fand sofort eine Grenze bei Gefährdung des Seelenheils; dann weigerte sie den Gehorsam und leistete passiven Widerstand. Welche Majestätsbeleidigung für Nero! Der ihm zwangsweise ohne freien Willen geleistete Fahneneid ist ja doch die höchste Moral! Seine Bogenschützen haben nicht nur auf Eltern und Freunde, sondern sogar auf die ewigen Götter zu schießen, falls letztere freventlich verkennen sollten, daß Cäsar ihr Abbild auf Erden. Suprema lex regis voluntas oder, wie später der „korsische Parvenu" im Katechismus lehren ließ: Wer dem Kaiser widerstrebt, verfällt zugleich der ewigen Verdammnis. Wenn die christlichen Unterthanen des Römischen Reiches den Meineid begingen, dem Fahneneid des Cäsarenwahnsinns ihre geistige Freiheit entgegenzuhalten, so war dies unbedingt staatsgefährlich. Auch mißfiel es dem offiziellen Staate nicht minder, daß jetzt vom Geiste getriebene Prediger mit Wort und Schrift, laut ihrem bürgerlichen Signalement meist „Hungerkandidaten" ohne Staatsbesoldung, kraft dieser geistigen Erleuchtung nicht mehr vor Kriegstribunen und Prätoren die geziemende Ehrfurcht besitzen konnten. Endlich dämmerte ihnen auch wohl die Einsicht, daß immerhin nur ein Bruchteil der Sektierer die wahre letzte Konsequenz der christlichen Lehre, nämlich die gänzliche Verneinung des Lebens, ziehen werde und bei vielen andern das Beispiel des Petrus, der mit dem Schwert in Gethsemaneh um sich schlug, Nacheiferung erwecken könnte. Denn die politische Tendenz der Aufhebung der Sklaverei und des Gleichheitsprinzips war nicht wegzuleugnen. Erst als die junge christliche Kirche in ekelhaftem Dogmenstreit und weltlichen Zwecken bereits

in Fäulnis überging und ihren erhabenen Stifter, den Gottes- und Menschensohn, verleugnete, fand der Staat sie für seine Zwecke reif geworden. Aber mit Angst sorgte er, daß die Evangelien selbst nur ja nicht in profane Hände gerieten, sondern von einer Priesterkaste beliebig ausgelegt werden konnten. Denn regelmäßig, sobald die Bibel vom Volke selbst gelesen wurde, unter Hussiten, Waldensern, Puritanern, Protestanten, bekam es dem Staate übel.

Robespierre, gewiß in seiner Art religiös, drang als rationalistischer Deist nie in den Geist des Christentums ein und sein Kultus des höchsten Wesens scheiterte. Cromwell hingegen, der auf dem Totenbett noch in seinem letzten Gebet eine wahrhaft christliche Gesinnung bekundete, hat in England mit König und Lords derartig aufgeräumt, daß er den alten legitimen Staat für immer dort unmöglich machte und seine frommen Pilgerväter noch obendrein die Amerikanische Republik pflanzten. Das Christentum ist eine zweischneidige Waffe.

Es hat noch nie eine heilsame Wirkung gethan, wenn man das Volk zur Kenntnis des Christentums anhält. Der Staatsgedanke fährt am übelsten dabei. Denn nirgends findet der Leser der Evangelien dort eine freundliche Gesinnung für weltliche Machthaber, Landpfleger und Hohepriester, sondern erkennt nur, wie der Staat allezeit das Hohe und Edle verfolgt hat, weil es in seine gemeinen Machtzwecke nicht paßt. Ist nun vollends, wie heut, im Volke der Glaube an die Göttlichkeit Christi (im Sinne der Kirche) verschwunden, so lehrt die Geschichte Christi nur, daß der hehrste und reinste der Menschen vom Staate gekreuzigt worden ist. In Wahrheit freilich gerade von der blinden Volksmenge, die auch heute noch wie allezeit ihre Befreier totschlagen und ihren echt menschlichen Neid auf jede Größe in einer sozialdemokratischen Genossenschaft ärger austoben würde, wie je. Stets werden der Evangelien tiefste Geheimnisse dem großen Haufen — wozu natürlich auch Könige und Hohepriester zu rechnen, falls sie keiner selbständigen Denkkraft fähig — verschlossen bleiben. Ihr äußerer Eindruck aber auf eine revolutionäre Volksschicht kann nur ein höchst gefährlicher sein. Steht nicht der Heiland überall als Anwalt der Armen da? Sagt er nicht in häufiger Wiederholung des gleichen Gedankens, daß kein Reicher und Großer ins Himmelreich komme? Und mit dieser Verdammung alles dessen, was dem Klassenstaat lieb und teuer, glaubt man die denkenden Arbeiter, und sie denken oft unheimlich scharf, zur Ehrfurcht vor Königtum und Obrigkeit zu erziehen? Müssen sie nicht deutlicher, als ihre atheistischen Führer es ihnen anschaulich machen, aus den Lehren Christi die ungeheure Lüge entnehmen, die im Begriff eines „christlichen Staates" liegt? Macht nicht das Wort: „Wer sich rein fühlt, der werfe den ersten Stein!" die ganze bestehende Rechtspflege für den gesunden Menschenverstand eines naiven schlichten Gemüts zunichte?!

Man lasse sich doch durch die Geschichte belehren. Nicht nur kamen alle „Ketzer" d. h. Erneuerer des Urchristentums folgerichtig zur Republik, weshalb schon Barbarossa mit dem Papst gegen Arnold von Brescia gemeinsame Sache machte. Sondern auch die katholische Kirche in ihrer kräftigsten Zeit predigte nichts als Lockerung des Staatsgedankens und des Königtums. Hierin folgte sie, wie schon früher ausgeführt, der einfachen Logik des Christentums, das den freien Geist dem Gewaltrecht der Mächtigen entgegenstellt. Darum blieb die katholische Kirche bis heute im innersten Wesen staatsfeindlich, weil sie trotz aller Ausartung noch in ihren Institutionen den Kern des Christentums bewahrt. Cölibat und Kloster, Beichte und das frühere Asylrecht der Kirche sind echt christliche Ideen, mögen sie auch zu manchen Ausschreitungen Anlaß gegeben haben. Welches Menschliche wäre vollkommen und der Sinn dieser Dinge floß jedenfalls aus echter Erkenntnis der christlichen Lehre. Deshalb glauben wir an eine Wiederherstellung und Reinigung der katholischen Kirche, deren Fels Petri vielleicht nochmals allein die Schlammfluten der sozialen Revolution überdauern mag. Freilich muß sie sich dann all des Aberglaubens entäußern, der symbolisch ihre tiefen Heilswahrheiten umwickelt. — Das heutige Volk ist bereits zu rationalistisch verseucht, um Dinge, welche der sogenannten gesunden Vernunft von „zweimal zwei ist vier" zuwiderlaufen, gläubig hinzunehmen. Rafft sich der geniale Instinkt des Papsttums, das schon durch die Kardinäle Manning und Gibbons in nächste sympathische Berührung zur sozialen Frage trat, nicht endlich zu solcher Reformation auf, so geht auch die Kirche zum unheilbaren Schaden der Menschheit verloren. Und das Königtum nicht minder, so lange das Herrschen als Ballet tanzender Ritter und Fräulein gilt, statt als ernstes bürgerliches Trauerspiel mit wenig „Liebe" und viel „Kabale", so lange komödiantischer Statistenplunder und Coulissenpomp das an sich heilsame Wesen des Königtums belastet. Aber ach, man kennt ja die Leute, die nach dem unsterblichen französischen Bonmot nichts vergessen und nichts gelernt haben, die in der Stunde höchster Gefahr immer noch die vermorschten alten Stützen der Monarchie für unentbehrlich halten, statt frisch den demokratischen Cäsarismus zu gründen und vor allem das Staatsmandarinentum zum Teufel zu jagen. Denn wohlverstanden, der „Staat" im heute noch geltenden Sinne als Gegensatz zu freier Volksgenossenschaft hat mit dem Königtum selber nichts gemein. Käme nur heut ein aufgeklärter Despotismus mit dem Krückstock, unter dem jeder nach seiner Façon selig werden kann, wie leicht wäre ihm, sein Herrscherrecht durchzusetzen!

Aber die großen Könige wachsen eben nicht alle Tage und die nüchterne Brutalität Bismarcks, in dem heut jeder unklare Kopf den möglichen Retter sieht, verlor jede Fühlung mit dem wirklichen Wesen der Zeit. Die Gefahr

iſt noch näher und tiefer eingefreſſen, als man glaubt. Wer weiß, ob überhaupt noch etwas zu retten wäre! Daß kein vernünftig Denkender auf eine längere Dauer der beſtehenden Geſellſchaft hofft, iſt ſelbſtverſtändlich. Denn die materielle Magenfrage der Maſſen verquickt ſich mit idealen Anforderungen und macht ihre Verneinung des Staates unwiderſtehlich. Daß aber die heutige Sozialdemokratie unmöglich etwas Erſprießliches aufbauen kann, iſt ebenſo klar. Noch nie hat eine rein materielle Reform gefruchtet, da die Bosheit des menſchlichen Willens nur von idealen Zwecken gezähmt werden kann und in materiellem Wohlbehagen ſofort ins Zuchtloſe ausſchweift. Da hierbei Egoismus auf Egoismus platzen muß, ſo endet vermutlich die ſoziale Revolution mit gegenſeitigem Auffreſſen. Der Sozialismus als wirtſchaftliches Prinzip wird unſtreitig ſiegen, nicht weil er an ſich etwas Vorzügliches wäre, ſondern weil ohne dies allgemeine Zuſammenraffen und Abwerfung aller belaſtenden Ketten Europa gegen Amerika und Auſtralien wirtſchaftlich zu Grunde gehen muß. Übrigens leidet unter den beſtehenden Verhältniſſen der geiſtige Arbeiter nicht minder, wie der Handarbeiter. Die Trugſchlüſſe in Eugen Richters populärer Broſchüre malen ein Phantaſiebild, das mit dem ſozialiſtiſchen Wirtſchaftsprinzip an ſich gar nichts zu thun hat. Auch die angedrohte Vernichtung der Individualität im ſozialen Staat iſt noch gar nicht ausgemachte Sache. Hütet der beſtehende Staat etwa ſorgſamer dieſe geliebte Individualität? Verlangt er nicht vielmehr von ſeinen Bürgern nicht nur Gut und Blut, ſondern auch ſklaviſche Verehrung ſeiner Gebote? Oder möchten etwa die verſchiedenen Parteien in Deutſchland nicht ebenſo die Individualität der Andern vernichten?! Von dieſem Geſichtspunkt aus geſehen, ſcheint die ewig wiedergekäute philoſophiſche Verfehmung des Sozialismus eine hohle Phraſe.

Auch die Individualität eines Königs braucht der Sozialismus durchaus nicht anzutaſten; er richtet ſich, wie das Ur-Chriſtentum, nur gegen den tyranniſchen Staatsbegriff, der ſich für etwas Übernatürliches hält und den Bürger nur zu ſeinem höchſteigenen Mißbrauch geſchaffen wähnt. Die Herrſchaft eines Oberſten, des Weiſeſten und Beſten, liegt in der menſchlichen Natur begründet und alle unmäßigen Opfer Frankreichs für Napoleon erſtickten in dieſem revolutionärſten Lande nicht die Vorliebe für ein Empire, das bis aufs Äußerſte das Gleichheitsprinzip und die Emporhebung jedes Talents durchführen wollte. Die katholiſche Kirche ſchuf ſich mit vollem Rechte einen Papſt. Sobald der König wirklich „der erſte Diener ſeines Staates“, verliert unter ſeinem wohlwollenden Auge der Staatsbegriff jede Härte. Schon Schopenhauer empfiehlt die Monarchie mit Recht, weil es Einen geben müſſe, der nichts für ſeine Perſon zu erſtreben habe und daher dem Allgemeinwohl diene, weil hierdurch ſein eigenes Wohl bedingt. Die

Hohenzollern haben in Friedrich dem Großen ein solches Vorbild vor Augen. Beschämt es nicht manche in Grund und Boden, daß dieser Vater des Vaterlandes während des siebenjährigen Krieges keine einzige außerordentliche Steuer erhob? War er es nicht, der mehrmals seine Richterkollegien mit erhabener Ungerechtigkeit beschimpfte, weil partout der Arme Recht und der Mächtige Unrecht haben sollte? Stammt von ihm nicht das gewaltige Wort: „Vor Schelmen, die den Mantel der Gerechtigkeit umhängen, vor denen kann sich kein Mensch schützen. Die sind schlimmer als die schlimmsten Verbrecher und verdienen doppelte Bestrafung"? Ein Wort, das auch für jene Schelme gilt, die den Mantel eines Christentums umhängen, das von Christus verstoßen werden würde: „Hebe dich weg von mir, ich kenne dich nicht." Jener angebliche Atheist und „Freigeist" (als ob Christus nicht in den Augen der römischen Staatsanwälte und Bonzen der ärgste Freigeist und Revolutionär gewesen!) war im Innersten ein wahrer Christ, weit mehr als mancher, der in seines Herzens Hoffart zu dem Weltlenker betet, als stehe er mit demselben in besonderer Verwandtschaft. Ein Friedrich II. thut der Jetztzeit not, gewiß kein Bismarck. Das eiserne Geschlecht König Wilhelms hat seine Aufgabe logisch erfüllt: uns für immer vor der Einmischung des Auslands, vor der schlimmsten Tyrannei: der Fremdherrschaft, zu sichern. Aber Bismarck, dieser genial einseitige Realist, stände heute selbst in frischer Manneskraft ohnmächtig einer Weltanschauung gegenüber, welche einerseits den Auswuchs des Anarchismus und andrerseits eine ideale Befreiungsstimmung unter den wirklich „Edelsten der Nation" erzeugt, was genau dem Schwung des liberalen französischen Adels vor der großen Revolution entspricht. Ludwig XVI. und Marie Antoinette wären noch zu retten gewesen, wenn sie die Nationalversammlung — allerdings sehr verschieden vom heutigen deutschen Reichstag — ruhig hätten wirtschaften lassen. Aber das Verhängnis schreitet unaufhaltsam seinen Gang, und wen Gott verderben will, den blendet er. So weit ist es gekommen, daß eine Bande gewöhnlicher Verbrecher ihre Mordinstinkte mit politischem Staatshaß verbrämen kann, als ob ein Ravachol im sozialen Staat weniger morden und rauben würde, da doch die „Teilung" unmöglich seinem angeborenen Thatendrang genügen könnte! Das beweist nur, daß auch dort in Frankreich alles „faul im Staate" der plutokratischen Republik und daß somit die Monarchie selbst gar nichts mit der sozialen Frage zu schaffen hat.

Das Christentum fußt zwar auf dem absoluten Gleichheitsprinzip — das natürlich jeden Staatsbegriff vernichtet, da ein Staat ohne Beamtenhierarchie und Militärorgane nicht denkbar ist — aber keineswegs im Sinne der banausischen Ochlokratie, welche die Masse als Majoritätsherrscher und hierdurch das Reich der Mittelmäßigkeit einsetzt. Im Gegenteil beruht das

Christentum auf der großen Persönlichkeit seines Stifters, auf der „Heldenverehrung" in Carlyles Sinne. Die Gemeinschaft der Heiligen bedeutet die brüderliche Genossenschaft der Höhergearteten, aber nicht das freche Fraternisieren des Geistespöbels aller Stände. Vor dem Christentum bedarf es keiner Offiziere, Beamten, Kapitalisten, Juristen, wohl aber der Ärzte (auch Jesus von Nazareth übte Arzneikunde aus) und vornehmlich der Priester, d. h. der Weisen und Erleuchteten, welche an Stelle besoldeter Staatsbüttel und gemütsverhärteter Gesetzeshüter die menschlichen Sünden nicht „strafen", sondern verzeihend bessern und bekehren. Demnach bedeutet das Christentum die Oberherrschaft eines Geisteskönigs und Mehrung seines Reichs durch gnadenwahlerkorene Geistesaristokraten, ist daher keineswegs demokratisch im Sinne der unnatürlichen Gleichheitsflegelei des Sozialistenstaats. Der anarchisch-extatische Charakter des Christentums erzeugt durch Askese und Verzückung jene pathologischen Erscheinungen, welche allein als Hebel aller echten Geistesbewegungen dienen und sich zum Genialen steigern, sucht also auch hier die aristokratische Auslese der bevorzugten Geister. „Viele sind berufen, wenige auserwählt." In dieser Form hat das Christentum thatsächlich sich ausgelebt in einer Epoche *höchster Kultur* beim Untergang des römischen Reiches, vor welcher unser anmaßendes Dampfjahrhundert verblaßt. Also könnte auch *heut* aufs neue der anarchische Individualismus den verfaulten Gesellschaftskörper durch die strenge Diät seiner Askese verjüngen. Der mönchische Tolstoi ist dessen ein Anzeichen.

Wir brauchen keine ästhetischen Spintisiereereien über die Ehelüge, als ob diese erst in ferner Zukunft lösbare Frage uns heut anginge; das wäre, als ob man den Baum mit dem Wipfel statt mit der Wurzel pflanzen wollte. Wir brauchen auch keine Vivisektionen über physische Vererbung. Sondern wir brauchen schlichte ernste Worte über die Vererbung des großen Staatsübels der Zerhämmerung und Ausnutzung des Individuums, geboren aus jenem Geiste, von dem da geschrieben stehet: „Ich will euch einen andern Tröster geben, daß er bei euch bleibe ewiglich, den *Geist der Wahrheit*, den die Welt nicht kann empfangen, denn sie sieht ihn nicht und hört ihn nicht." Dieselbe Welt, welche heut aus dem Sozialismus heult und aus dem Staat heuchlerisch miaut. Die Wahrheit aber läßt sich nicht ersticken durch lügnerisches Phrasengewebe. „Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch fürchten müßtet."

(Ein wissenschaftlicher Ergänzungsartikel: „*Das Wesen des Christentums*", folgt als Fortsetzung.)

Adalbert Matkowsky.*)

Von Wilhelm Arent.

(Berlin.)

Matkowsky — welch einen Zauber strömt dieser Name aus! Welch eine Reihe unvergeßlicher Abende, in denen gottbegnadete Künstlerschaft die Seelen der Hörer im Sturm mit sich fortriß, alle Erdengefühle hinschmolzen in heiliger Andacht am Altar der Kunst, taucht immer wieder vor dem entzückten Geistes-Auge auf! Wie träumend versenkt sich die Seele in zauberische Erinnerung, und Perle um Perle holt sie aus dem tiefsten Schachte des Herzens wieder hervor. Die Flut der Alltagssorgen und der hundert Augenblicksmühen des Lebens kann die einmal gewonnenen Schätze nicht wegspülen. . . Darin eben liegt jener geheimnisvolle Duft und Reiz echter Musenopfer, unsterblicher Kunstgebilde, daß „ihre Spur nicht in Äonen untergeht". So ist es auch mit den flüchtigen Gebilden des echten Wortplastikers — des geborenen Schauspielers. In dem Herzen jedes seiner Zuhörer kann er sich eine Art Unsterblichkeit sichern, die lebendige Fortwirkung für ein ganzes Menschenleben, wenn er es versteht, mit der Glut seiner Rede die verwandten Nerven in Schwingungen zu versetzen, zum „Sitz der Seele" zu dringen! Es ist viel darüber hin- und hergestritten worden, ob der reproduzierende Künstler, d. h. der Schauspieler, im Augenblicke der Hervorbringung des Kunstwerkes selbst fühlend, mitleidend sich verhalten solle, oder ob er — souverän über seiner Aufgabe stehend — selbst ohne Gefühl die Zuschauer mit sich fortreißen, zu Thränen rühren müsse? Und doch kann es hierauf nur eine Antwort geben; der echte Künstler ist im höchsten Grad im Moment der Hervorbringung in Mitleidenschaft gezogen. Die Weihe der Individualität, das Genie des Künstlers ist stets das geheimnisvolle Agens des echten Erfolges. Wer nicht untertaucht im Sturzbad des Temperaments, wen die Schwingen des Dichterwortes nicht fortreißen zu den Höhen der Menschheit, wer nicht selbst fortgerissen wird, wie kann der Andere mit sich fortreißen?! Nur auf dem Boden jener bittersüßen Schaffensqual, welcher nach höchstem Aufschwung tiefste Erschlaffung folgt, nur wenn der Künstler in schrankenloser Begeisterung Alles gegeben hat, kann die Blüte echter Kunst gedeihen. Und dieser göttliche Künstlergeist lebt und webt in den Schöpfungen Matkowskys. Nicht oft genug

*) Vergl. auch meinen Aufsatz in der „Gesellschaft" (Oktober 1888) und meine Charakteristik von Matkowskys Ferdinand im „Salon" (Mai desselben Jahres). W. A.

kann die außergewöhnliche Stellung dieses Künstlers hervorgehoben werden. Dieser unvergleichliche Künstler mit seinem Riesentalent ist ein wahrer Sporn für den ganzen Schauspielernachwuchs. Nur dürfte sich jeder vergeblich im Kopieren der unnachahmlichen Eigenart dieses Vorbildes versuchen. Matkowsky ist, wie jede große Künstlernatur, ein Produkt von Naturanlagen und Entwickelungsbedingnissen wie sie ein zweites Mal nicht vorkommen. Die Kopie kann nur eine Fratze geben, und traurige Dinge hat schon oft die Nachäffung der Manier dieses oder jenes großen Künstlers bei den Nachtretern zu Tage gefördert. Das Wunderbarste an Matkowsky ist die Art, mit der er, dem immer lauter werdenden Zeitgeist berechtigte Zugeständnisse machend, die Stilgesetze der idealen Schöpfungen eines Schiller und Goethe mit den Forderungen gesund realistischer Daseinsäußerung, wie sie die moderne Dichtung verlangt, verbindet. Matkowsky schafft geradezu Typen, Symbole des Ewig-Menschlichen. In großen Zügen, al fresco, wirft er seine genialen Seelengemälde hin. Er hat es nur mit dem Kern der Persönlichkeit zu thun und verachtet die läppischen „Mätzchen" unfruchtbarer Kleinmalerei. Ein instinktives Gefühl läßt ihn sogar offenbare Fehler des Dichters annehmen und glaubhaft machen. Bis zu den Wolken folgt er dem Dichter auf seinem Adlerflug und trotzdem schafft er Menschen — Fleisch von unserm Fleisch. Welch stolz-gebrochene Leiderscheinung Matkowsky als Orest! Wie wundervoll herzbewegend dieses mezzo forte leidvoller Klagen, das in immer dumpferen Accenten bis zur vollen Höhe ohnmächtiger Schmerzgewalt emporwächst! Dann wieder im letzten Akt der Iphigenie — welch ideale, weihenumhauchte Jünglingsgestalt, deren Haupt die Gloriole des Sieges umschwebt und dann, im Gegensatz dazu, dieser arme, verkannte Urbain sans nom, dieses Genie in der Schauspielerkutte! Wie der Funke natürlicher Begabung, von der Umgebung unverstanden, durch Krankheit gefesselt, unter der Asche glimmt und glimmt, bis die feurige Lohe im Rausch dämonischer Begeisterung aufflammt, um für ewig zu verlöschen. Dabei welche Seelenspiegelung in dem reichen Geberdenspiel, welche Farbentöne der Sprachmelodie, welch eherner Ton als Orest, welch heiserer Sehnsuchtston als Urbain! Und dann am Schluß dieses fürchterliche Sterben, dessen Realismus geradezu markerschütternd wirkt! . . . Ja, Matkowsky vertritt — wie seine Vorgänger Fleck, Leo*) und Ludwig Devrient — durch loderndes Talent in

*) Über diesen nach seinem Tode nur selten erwähnten genialen Künstler, dessen Hamlet ein Zacharias Funk (1838) über den eines Brockmann, Reinecke u. s. w. stellte. Vergl. „Aus dem Leben zweier Dichter" (Leipzig, Brockhaus 1836), ferner Hitzigs bekannte Biographie des Dichters E. Theodor Amadeus Hoffmann 1823, wo sich auch eine Notiz über den tragischen Tod Leos findet. (S. 373 ff.). W. A.

feurigster Weise das von Immermann, Laube und Oberländer aufgestellte Ideal einer Menschendarstellung, bei welcher die charakteristisch gefärbte, bis ins Kleinste ausgefeilte Rede in dem Grade herrschend ist, wie das rein Seelische überhaupt über dem Körperlichen steht. Deklamation, Mimik und Bewegung verschmelzen sich zu einem Gesamteindruck, dessen Harmonie die volle Blutwärme frisch geborenen Lebens atmet. Nichts von dem gespreizten, hohlen, von Goethe so liebevoll gepflegten, schönrednerischen Pathos, der hyperidealischen Doktrin der Weimaraner Schule, findet sich in diesen, nie „von des Gedankens Bläße" angekränkelten Gebilden einer wahrhaft großgearteten Schöpferkraft. Ungefähr 200 Rollen umfaßt jetzt das Repertoir Matkowskys; darunter so heterogene Charaktere, wie Othello, Brackenburg, Rustan. Alle weisen sie dieselbe Größe der Auffassung und elementare Ursprünglichkeit auf. . . Allerdings schläft auch bei Matkowsky zuweilen der „große Homer". — Angesichts dieses Punktes ist es nun an der Zeit, das Thema von dem Wesen wahrer Künstlerschaft überhaupt, wenn auch nur streifend, zu berühren. Es wird dabei notwendig sein, auf eine in Heft 8 im Jahrgang 1888 der „Gesellschaft" enthaltene Entgegnung des Schriftstellers Konrad Alberti auf den eben da abgedruckten Brief eines „Kainzverehrers" einzugehen. Herr Alberti, welcher in früheren Jahren, wenn er eine gute Sache verfocht oder zu verfechten meinte, eine verzeihliche Überstürzung liebte, besitzt eine leicht erklärliche — ja sogar berechtigte — Antipathie gegen Herrn Kainz. Aus diesem Gefühl heraus mag ihm manches in die Feder geflossen sein, was er selber bei näherer Betrachtung in dieser apodiktischen Form nimmer gutheißen würde. Zunächst ist es ein Grundirrtum, die Schauspielkunst schlechthin als eine reproduktive Kunstbethätigung hinzustellen, wie dies namentlich vielfach die Herren „Dichter" belieben. — Der Schauspieler, d. h. der mit wirklicher Begeisterungsfähigkeit, mit allen äußeren und inneren Mitteln ausgestattete Vollblutkünstler kann genau so produktiv sein, wie jeder andere Künstler auch. Die originale Auffassung irgend einer Rolle seitens einer großen Schauspielerindividualität ist ein, meiner unmaßgeblichen Ansicht nach, dem Schaffen des Poeten, des bildenden Künstlers, völlig gleichkommender Akt. Die mit dem Herzblut getränkte Wiedergabe eines echten Dichters seitens des Schauspielers ist im eminentesten Sinne des Wortes Produktivität. Sobald die Schöpfung des Schauspielers sklavisch-augendienerische Nachbildung des Dichters durch die Retorte des Verstandes wird, sobald die klügelnde Vernunft einzig und allein als Vermittlerin der Absichten des Dichters auftritt, hat der Schauspieler allerdings das Spiel verloren, und er ist nichts wie ein roher Kopist, der „Stiefelputzer des Dichters", wie Bleibtreu einst sagte. . . . Herr Alberti verlangt nun ferner,

daß der Künſtler an jedem Spielabend in gleicher Weiſe aufgelegt ſein müſſe, daß ihm das Recht einer „Indiſpoſition“ angeſichts der Verkörperung Schiller'ſcher, Göthe'ſcher und Kleiſt'ſcher Kunſtgebilde ein für allemal abgeſtritten werden müſſe, weil der dieſe Werke durchglühende Aufſchwung zum Ideal den Interpreten jedesmal wieder neu mit fortreißen müſſe. Darauf iſt zu erwidern, daß gerade dieſe außergewöhnliche Fähigkeit genialer Künſtler, das Irdiſche durch die Magie der Kunſt für Augenblicke illuſoriſch zu machen, auch wieder nur durch eine koloſſale Reizbarkeit des Nervenſyſtems möglich wird. Für den „Durchſchnitts“-Mimen, dem der oben erwähnte Organismus fehlt, wird es allerdings ſtets zu Recht beſtehen, daß er jedesmal mit gleich unfehlbarer Sicherheit ſein Penſum abſolviert, aber ein Ludwig Devrient, Albert Niemann, Matkowsky — ſie geben entweder alles oder nichts. Natürlich wird zumeiſt der erſtere Fall eintreten: die Kunſt iſt dieſen Naturen gleichſam Lebenselement. Dann ſpendet ein Theaterabend aber auch eine wahre Hochflut ſeeliſcher Eindrücke intenſivſter Art: alle Schwingungen des Herzens pendeln nach dem Ewigen und die Seele zehrt noch nach Jahren von den Früchten edler Begeiſterung, deren göttliche Urheberin „Phantaſie, die Himmelstochter“, war.

Unſer Dichteralbum.

Eine Höllenfahrt.

I.

Ward's finſter denn im hohen Treppenhaus,
Seit ich die Stufen raſch emporgerannt?
Wer löſchte hier den Kandelaber aus,
Der eben noch ſo lichterhell gebrannt?
Wie? — Oder wurden meine Augen blind,
Daß mir's wie Funken vor den Wimpern flirrt,
Indes am Bogenthor im Winterwind
Der Gaslaterne weiße Glocke klirrt? —
Verfluchter Teppich, der des Fußes Tritt
Dem Ohr des Schreitenden unhörbar macht,
Da von der weißen Wand bei jedem Schritt
Mein wildverzerrter Schatten grinſend lacht!
Wie? — Oder lacht' ich ſelber? — Nein, es klang
So ſeltſam, wie wenn mitten im Konzert
Dem Geigenſpieler eine Saite ſprang —
Nun iſt die Geige keinen Heller wert! —
Komm, laß dich faſſen, hoher, ſtarker Pfeiler,
Damit ich meinen eignen Leib noch ſpüre!
Und ſpür' ich ihn, dann ſchnell zum nächſten Seiler!
Dort kauf' ich mir ein kleines Bündel Schnüre —
Und dann? — Mich hängen? — Hängen? Und warum?
Pfui! Um ein elend Weib! Das wär' zu dumm! —
Horch! Eben ſchlägt die Uhr. Wahrhaftig, kaum
Ein kurzes halbes Stündchen war ich oben —

Und ganz vorbei der jahrelange Traum,
Der Träumer gnädigſt vor die Thür geſchoben! —
Was meinte doch die Gnäd'ge? — Hohe Ehre
Sei ihrem Hauſe heute widerfahren —
Berühmter Name, glänzende Carrière,
Beliebt bei Hof und in den beſten Jahren,
Zum Gatten wie geſchaffen — nur beim Namen
Vermiſſe vorne ſie ein kleines „von",
Und das gehöre hier zum guten Ton!
Sonſt ſagte ſie von Herzen Ja und Amen!
Indeſſen, wollt' ich nur geſchickt mich ſchmiegen
Und meinen Rücken recht geduldig biegen
Und niemals, was von oben ſtamme, tadeln:
Sie würden mich in wenig Wochen adeln!
Und hätt' ich noch ins Knopfloch 'was bekommen,
So würd' ich gleich mit Freuden angenommen! —
Und dabei ſtreckt' ſie aus die ſchlanke Hand,
Auf der mir jede Linie wohlbekannt,
Auf der, wie Abendrot auf Elfenbein,
Noch glühte meines Kuſſes Wiederſchein.
Und langſam, wie des Falters Flügelpaar
Auf einem Veilchenbuſch ſich ſenkt und hebt
Iſt über ihrem Auge feucht und klar
Die dunkle Wimper auf- und abgebebt.
Doch ich war ſtarr und hab' nicht zugepackt!
Mir ſchien das Märlein äußerſt abgeſchmackt.
Ich ließ die Hand dort in der leeren Luft,
Nahm meinen Hut, verneigte mich und ging
Und hole mir zum Schluß, halb Narr, halb Schuft,
Jetzt einen Strick für den gehofften Ring!

II.

Wie's ſtürmt und wettert! Selbſt der Himmel ſpuckt
Den ganzen Ärger langer Jahre aus.
Der Eckenſteher flüchtet ſich ins Haus —
Denn aus den dunkeln Wolkenwimpern zuckt
Der Blitz, und furchtbar tobt der Alte droben,
Wenn ſeines Meiſterſtücks Erbärmlichkeit
Empor zu ſeinen tauben Ohren ſchreit —
Was hilft's ihm da, wenn ſeine Engel loben? —
Nur zu, nur zu, du großes Wolkenfaß!
Erſäufe rings in deinem kalten Naß
Dies Höllenfeuer, das ſie Leben nennen,
Der Phosphorteilchen langſam Selbſtverbrennen,
Dies ew'ge Narrenſpiel von Luſt und Qual,
Dies Kindermärlein mit „Es war einmal"! —
Recht ſo, du Donnerſchlag! Spiel' auf zum Tanz!
Schling' deinen Blitzreif mir ums Haupt als Kranz
Und laß, getaucht ins Meer des Todeslichts,
Mich trunken ſtürzen in die Nacht des Nichts! —
Da plötzlich ſchiebt ein Händchen warm und ſacht
Sich unter meinen Arm, und kichernd lacht
Ein freches Stimmchen: „Freundchen! So allein?
Bei ſolchem Wetter ſchläft ſich's gut zu Zwei'n!"
Und wie ich mir die Dirne recht beſchau',
Vollbuſig, Haare blond und Augen blau,
Da pfeif' ich auf das bißchen Erdenleid
Und auf der Liebe tote Seligkeit!
Ich laſſ' mich ziehn und eile noch voraus,
Bis ſie mich anhält, weil ſie hier zu Haus.
Sie nimmt den Schlüſſel, ſtreckt die hohle Hand
Mir hin: „Was giebt's als Liebesunterpfand?"
Ich leere meine Taſchen, und das Thor
Springt knarrend auf. Sie zündet an das Licht
Und führt wohl fünfzig Stufen mich empor.
Und lacht dabei mir frech ins Angeſicht. —
Da ſind wir endlich! Welch ein Moderduft!
Verweſungſchwanger ſcheint die ſchwüle Luft!
Nur wenig Hausrat, zwei zerfetzte Bücher,
Ein altes Mieder, drei beſchmutzte Tücher,
Und hinten in der Ecke dämmermatt
Der feilen Dirne feile Lagerſtatt! —
Komm her! Komm her! Mich widert dein Geſicht!
Und doch will ich dich küſſen! Weißt du nicht,

Daß oft der Tod auch unſrer Sehnſucht Ziel?
So komm! So komm zum tollen Minneſpiel!
Laß deine welken Lippen rot mich färben!
Von Leichen lernt am beſten man das Sterben.
Laß deine vollen Brüſte mich betaſten!
Wer weiß, wie viele ſchon ſie gierig faßten?
Laß lachen mich auf Leben, Glück und Gott
Und mit dem Tod noch treiben meinen Spott!

III.

Mich fröſtelt! Kühlend meiner Stirne Schweiß
Spielt mit dem wirren Haar der Morgenwind.
Im Kopfe matt, das Herz ſo kalt wie Eis,
Verließ ich eben das verlorne Kind.
Wie war's in ihrer Kammer dumpfig-warm!
Luſtmüde lag ſie ſchlummernd mir im Arm,
Ihr Goldgelock gelöſt in wilden Strähnen,
Und knirſcht' im Traum noch lüſtern mit den Zähnen!
Durchs Fenſter fiel des jungen Tages Licht
Geſpenſtiſch auf ein fahles Angeſicht,
Tiefeingeſunkne, welke Augenlider,
Todblaſſe Wangen und erſchlaffte Glieder.
Und um die Lippen ging ein herber Zug,
Halb ſehnſuchtbebend, halb berechnend klug,
Gemiſcht aus Gier und Lebensüberdruß —
Die Spur von manchem gutbezahlten Kuß!
Und wie, gepeitſcht von wildem Regenſchauer,
Der morſche Kalk losbröckelt von den Steinen
Und ſchmale Fugen öffnet in der Mauer:
So mochte hier der Sünde Fluch erſcheinen.
Denn von den ſchönen Gliedern, kaum gereift,
Ward in dem Liebesringen dieſer Nacht
Erlogner Jugend Firnis abgeſtreift —
Sieh! Wie der Tod aus allen Poren lacht! —
So ſchaut' ich düſtern Auges auf die Dirne,
Und ein unendlich Mitleid kam mich an
Um ſie, die ſchon in der Verweſung Bann.
Mir ward ſo weh, es fieberte die Stirne,
Gedacht' ich derer, die ſo ganz verloren,
Für die es beſſer, daß ſie nie geboren,
Die nichts mehr rettet von der Schande Fluch
Als einſt das letzte weiße Linnentuch,
Das erſte reine Kleid, das ſie getragen
Seit ihrer Kindheit unſchuldsvollen Tagen! —
Ich ſprang vom Lager, wo ſie ruhig ſchlief,
Und öffnete das Fenſter — Flammend lohten
Des Morgens Freudenfeuer, und ich rief:
„Was ſucht ihr den Lebend'gen bei den Toten?"
Und raſch verließ ich das verrufne Haus
Und ſtürmte jauchzend in den Tag hinaus!

Leipzig. Edgar Steiger.

Für die deutſche Columbus-Feier in Louisville,

21. Oktober 1892.

Der uns die neue Welt erſchloß,
Columbus, er ſoll leben!
Wenn auch nicht deutſchen Volkes Sproß,
Ward unſerer Größe er Genoſſ'
Und Weltwart unſerem Streben —
Dem Streben: Hoch und weit hinaus!
Und unſeres Volkstums Weltenhaus
Trägt über ſeinem Dache
Columbus Namen ſternenlicht,
Denn deutſcher Dank erlöſchet nicht
Und deutſcher Sinn ruft: Wache,
Daß Großes nicht zu Schanden werde
Auf weiter, heiliger Menſchenerde!

München. M. G. Conrad.

Proteſt.

(Aus dem Cyklus „Tagwächterrufe".)

Und ſchickt mir der Kaiſer ein Staatsgeſpann
Und ſchenkt mir Karoſſen und Pferde,
Daß eilends ich Reißaus nehmen kann:
Feſt bleib' ich auf deutſcher Erde!

Treu halt' ich zur Heimat und weich' nicht vom Fleck,
Nicht um des Papſtes Segen!
Und ſtand meine Wiege in Staub und Dreck,
Was iſt daran gelegen?

Vergoldet von Gottes Sonnenſchein,
Umgläuzt von der Eltern Treue,
Mein Lebensrecht wuchs ſtark und rein
Und ſchuf mir niemals Reue.

Mein Lebensrecht, hier üb' ich's aus
Auf ſeines Wachstums Scholle,
Hier gründ' ich meines Geiſtes Haus
Und greife kühn ins Volle!

Und was mich ſchlecht dünkt, pack' ich an
Und zahl' ihm blutige Hiebe,
Und was als gut ſich erweiſen kann,
Dem weih' ich meine Liebe.

Mit meinem Volke teil' ich recht
Das Leid und auch die Wonne,
Als freier Deutſcher, nicht als Knecht
Und Hundsfott unter der Sonne.

München. M. G. Conrad.

Erlöſung.

An Max Klinger.

O komm! o komm! Du ſchauderſt vor den Klippen?
Nun harre aus noch kurze Zeit,
Verlor'nes Weib, komm, küſſe meine Lippen,
Bald winkt uns dort die Ewigkeit!

Dein zarter Fuß, ſo ſchlecht beſchützt,
Er darf am glatten Fels nicht wanken,
Und, wenn dein Blut aus allen Adern ſpritzt,
Du mußt mit mir! Was ſoll dein banges Schwanken?

Sieh dort hinauf! Es grüßen uns die Riffe,
Komm, faſſe mutig ihr Geſtein!
Umkralle es mit kühn verweg'nem Griffe
Und dring' ins Todesthal hinein.

Ich bin bei dir. Hör' auf zu klagen
Und reiche mir die blut'ge Hand.
Du zitterſt? Willſt es doch nicht wagen,
Schreckt dich die ſtarre Felſenwand?

Ha ha! Du willſt nicht weiter gehen,
Du willſt hinab, woher da kamſt?
Was bleibſt du ſo verſteinert ſtehen,
Wie kommt's, daß du ſo feig erlahmſt?

Haſt du bedacht, was deiner wartet,
Welch' grauenhaft, entſetzlich Los?
Dort unten zeigt von Wut entartet
Der Menſch auf deinen ſünd'gen Schoß.

Er klagt dich an, du haſt getötet
Die Treue dem, dem du verkauft,
Und haſt, von Sinnenluſt gerötet,
Mein Haar im Wollnſtrauſch zerrauft.

Du haſt aus mir die Luſt getrunken,
Die dir bei jenem ward verſagt.
Du biſt zu mir hinabgeſunken
Und bleibſt von Haus und Hof verjagt.

Zu mir, der ſelbſt dem Tod verfallen,
Zog dich, Verlor'ne, dein Geſchick,
Nun komm! Es faßt mit Todeskrallen
Uns bald der letzte Augenblick.

Dort oben nur winkt uns die Ruhe,
Erlöſung nach verfehltem Spiel.
Ein Felſenriff als Totenruhe
Iſt uns Verdammten das Aſyl.

Du ſchauderſt vor dem Felſenrande?
O blick, mein Lieb, nicht ſo hinab.
Dir ſchwindelt ſonſt vor deiner Schande,
Sieh aufwärts! Dorten winkt das Grab.

Digitized by Google

Laß von den Felſen dich nicht ſchrecken!
Schau ihnen feſt ins Angeſicht.
Wie ſie das Haupt auch trotzig recken:
So ſchlecht, wie Menſchen, ſind ſie nicht!

Drum laß uns eilends weiter flüchten
Zur tiefſten, grauſen Felſenſchlucht,
Mag uns der Tod dann dort vernichten,
Wo uns die Menſchheit nimmer ſucht.

Vielleicht empfindet noch Erbarmen
Die Schneelawine für uns zwei
Und ſchmettert mit den kalten Armen,
Am ſtarren Felſen uns zu Brei!

Da ſieh! Es dampft der blaue Gletſcher
Aus nebeldunſt'ger Schauderkluft.
Der beutegier'ge Zähnegletſcher
Zeigt uns die tiefſte Todesgruft.

Du kannſt nicht mehr? Ich will dich tragen,
Komm! Schling' um mich den vollen Arm,
Wie du's gethan in ſchönen Tagen,
So hüllenlos und wolluſtwarm.

Heut blickt aus deines Kleides Fetzen
Dein weißes Fleiſch ſo hell heraus,
Das macht das luſt'ge Todeshetzen.
Wir flüchten vor dem Menſchengraus.

Uns gilt die Jagd, das rohe Treiben,
Die Menſchheit hetzt uns wie das Wild,
Nicht weggeſchaut! Was ſoll das Sträuben?
Sieh da, das grauſendſchöne Bild!

Wir ſind am Ort. Von Felsruinen
Stürzt hier das Eismeer jäh hinab;
Horch' auf das Donnern der Lawinen,
Sie ſingen ſchaurig uns zu Grab.

Kein Ausweg mehr! Es hemmt die Schritte
Der Felſenriffe düſt'rer Chor,
Kein grünes Blatt ragt aus der Mitte
Des Felſenthales mehr empor.

Nur dorten ſteht vom Sturm verwittert
Ein einz'ger, morſcher Lärchenbaum,
So grau, ſo fahl und ſo zerſplittert,
Wie jeder Fels im Todesraum.

Komm! Grab' nicht länger mehr die Augen
So ſchaudernd bang in meinen Leib,
Laß uns des Todes Nähe ſaugen,
Erwache jetzt, geängſtigt Weib!

Blick' auf, und lauſch' dem Donnerrollen
Des Gletſcherbaches in dem Schacht,
Hörſt du im Felſenthale grollen
Die nahende Gewittermacht?

Schon krallt ſich ſchwarz um alle Gipfel
Der Todesſchleier dumpfe Schar,
Und auf der Lärche morſchem Wipfel
Kreiſcht klagend ein verſcheuchter Aar.

Ich will dich zu dem Stamme ſchleppen,
Er dient dir jetzt als Baldachin,
Die Steine ſind die Sammettreppen,
Die zu dem Liebeslager zieh'n.

Und jetzt, laß mich dich innig küſſen,
Wie liegſt du da, ſo ſchön, ſo matt,
Wie einſtmals, da wir in Genüſſen
Geſchwelgt auf weichſter Lagerſtatt.

Wie hebt ſich in Gewitterſchwüle
Dein Buſen haſtig und erregt,
Das iſt der Sturm der Vorgefühle,
Der vor dem Losbruch dich bewegt.

Wie fließt der Haare lipp'ge Fülle
Um deines Lagers Felſenſaum,
Ganz aufgelöſt, wie du, du Stille,
In ſchönſte Pracht und Wonnetraum.

Wie? War der Todesgang beſchwerlich,
Du holdes Weib, du biſt erſchlafft?
Nein, nein, die Nüſter zuckt begehrlich,
Aus deinem Körper ſprießt noch Kraft.

Noch dringt von dieſen warmen Lippen
Dein feuchter Kuß mir bis ins Mark,
Durchſchauernd mich in Bein und Rippen:
Ich weiß, mein Lieb, du biſt noch ſtark.

Wohlan ſo ſei, vom Tod umſchloſſen,
Das Höchſte noch einmal gewagt,
Die volle Liebesluſt genoſſen,
Dann friſch zum Ende, unverzagt!

Wenn fiebernd unſre Pulſe pochen,
Die Luſt noch in den Körpern loht,
Dann ſei mit aller Welt gebrochen,
Und unſrer Liebe folge Tod!

Blick auf! die Schatten ſinken nieder,
Es naht der Sturm mit Höllengraus,
Die Winde heulen Totenlieder,
Nun wohl, wir ſpotten dem Gebraus!

Es folgt die Nacht, die kein Erwachen
Uns zwei Verfluchten wiederbringt,
Nun mag die Welt zuſammenkrachen,
Da ſich dein Leib um meinen ſchlingt.

So ſei mit heißem Durſt getrunken
Vom Todesbecher, ſchönes Weib,
Schon zittern brennend heiße Funken
Von deiner Brunſt in meinen Leib.

Du windeſt dich in bangen Schauern,
Das iſt der Liebe bange Luſt,
Nicht Angſt vor Sturm und Felſenmauern,
Jetzt loderts hell in deiner Bruſt.

Wie wächſt du, Weib, von mir umfangen
Zu wahrer Größe im Genuß,
Wie ſpornt dein ſehnendes Verlangen
Mich an zu wolluſtheißem Kuß.

Ein Blitz!! du bebſt? du biſt erſchrocken?
Du ſchauderſt noch vor der Natur?
Nein, ſchönes Weib, du ſollſt frohlocken
Dem Blitzſtrahl, der herniederfuhr!

Denn, fühlſt du jetzt? Er hat gezündet,
Schon lodert rings das Flammenmeer
In unſrem Leib, die Furcht verſchwindet,
Das Ende ſchreitet leis einher.

Noch einmal ſchlagen hoch die Flammen,
Ein letztes Taſten — nun vorbei!
Jetzt brich mit mir erſchöpft zuſammen,
Und atme aus in Wonneſchrei! . . . . .

Da liegſt du jetzt bei mir gebettet,
Mein Lieb, wie glüht dein Angeſicht.
Wie iſt die Stirne ſanft geglättet,
Jetzt ſchreckt, o Weib, der Tod dich nicht!

Wie zuckt aus deinen blauen Adern
Von Liebeskampf und Liebeswut
In leblos, kalten Felſenquadern
Dein flammdurchrolltes Feuerblut.

Wie atmeſt du mit Wonnezügen
So tief, daß weit die Bruſt ſich hebt,
So ganz ermattet vom Erliegen,
Ich fühl's, wie alles in dir bebt.

Ein Donnerſchlag! Es zuckt im Steine.
Er ſelbſt ſo eiſig und ſo kalt,
Entflammt ſich an dem Wiederſcheine
Der Schönheit deiner Vollgeſtalt.

Nun bricht es los! Der Höllenrachen
Speit alle Satanskünſte aus!
Laß uns dem Spuk ins Antlitz lachen
Und folge mir ins Totenhaus!

Bald ſchleudert zu den Felſenklippen
Der Sturmwind uns in blinder Wut
Und ſpielt mit unſeren Gerippen
In losgelaſſ'nem Übermut.

Dort grinſt der finſtre Satanskeſſel
In blauem Dunſt, die Hölle ſchreit.
Nun fort! Befreit von jeder Feſſel,
Wenn auch der Himmel Feuer ſpeit.

Da, blicke um! Vom Blitz entzündet
Loht auf zum Himmel ein Fanal,
Der Stamm, um den die Glut ſich windet,
Beſchlitzte unſer Bacchanal.

Vernichtet alles, wo wir lagen,
Verwiſcht die letzte Ruheſpur.
Nun geh mit unerſchrocknem Wagen
Mit mir zur brüllenden Natur!

Die roten Höllenfackeln leuchten,
Und weiſen uns die Todesbahn,
Sie, die bis jetzt uns nicht verſcheuchten,
Geleiten zuckend uns bergan.

Es kracht die Welt in allen Fugen,
Das Eismeer dröhnt in Donnerſchall,
Da tauſend Blitze niederſchlugen
Mit grauſenhaftem Widerhall.

Es peitſcht die Sintflut, losgelaſſen,
Das morſch verwitterte Geſtein.
Schon wanken rings die Felſenmaſſen:
Der jüngſte Tag, er bricht herein!

Willkommen, du! du treibſt zu Paaren
Der Menſchheit ſünd'ge Natterbrut,
Laß alle Blitze niederfahren,
Und ſchlage drein mit Sturmeswut!

Nun, fahr dahin, erbärmlich Leben!
Komm, teures Weib, den Arm um mich,
Schon ſind wir rings vom Tod umgeben,
Es naht der finſtre Wüterich!

Digitized by Google

Nur fort! Nur fort! Du biſt ja nutzig,
Wohlan, das Letzte ſei gewagt,
Nun ſei dein Leib zerfetzt und blutig
Hinab zur Eiſesgruft gejagt.

München.

O, wanke nicht! Denn als Geleite
Bin ich bei dir in Todesqual.
Ich ſterbe treulich dir zur Seite.
So, jetzt hinab ins Höllenthal!

Joſef Ruederer.

Adollriſde ſein mir.

Raſſelnd fährt es durch das Dorf
mit vier Ackergäulen,
drauf vier Burſchen, ſchwankend, ſingen
und die leere Schnapsflaſch' ſchwingen,
Kopf und Hut voll Beulen.
Drin im Wagen weltre zehn,
rotblau die Geſichter,
wie die Teufel anzuſehn,
können kaum noch aufrecht ſtehn,
aber tüchtig brüllen:
„So laſſen wir uns fahren
wie die Fürſten un die Grafen;
guten Wein, gutes Bier,
Adollriſde ſein mir!“ [1])

Kreiſchend ſpringt das Weibervolk
keifend auf die Seite
— Schmutz zu Wolken aufgetrieben! —
Daß die hellen Funken ſtieben
jagt die wilde Meute.
Vor der Schenke giebt's erſt Raſt,
laut die Gäule ſchnaufen,
brüllend wälzt es ſich vom Wagen,
krach! die Thür iſt eingeſchlagen,
weiter ſaufen . . ſaufen.
„Schenken Sie nur ein
Bier und Brandewein
und auch ein Glas
Champagnerwein,
und machen mir
einen Speckſalat
für mich und mā— ă—ine Frau!“ —

. . . Plötzlich wird es drinnen ſtill,
nur der Spitz draußen bellt,
alle Glieder wild ſich dehnen,
Kopf vor! und die ſtarken Sehnen
ſtraff und aufgeſchnellt.

Denn ſchon können ſie's verſtehn,
von der Landſtraß' klingt's,
— nüchtern ſcheinen ſie im Nu,
einer ſchreit's dem andern zu:
Unterdörfler ſind's:
„Füſelier ſein luſt'ge Brieder,
haben frohen Mut,
ſingen lauter luſt'ge Lieder,
ſein de Mädcher gut.
Spiegelblank ſein unſre Waffen,
ſchwarz das Lederzeig,
könnten wir bei Mädcher ſchlafen,
wär'n wir Kän'gen gleich.“

Schon hört man den Schritt und Tritt
an den nächſten Häuſern,
immer näher klingt das Lied,
Schritt und Tritt, Tritt und Schritt,
kommen um die Ecke.
„Haben wir drei Jahr gedient,
iſt die Dienſtzeit aus,
ſchickt uns unſer Kaiſer Wilhelm
ohne Geld nach Haus!“

Krach! und Klirr! Auffliegt die Thür!
Brüllen hüben, drüben,
Gläſer fliegen an die Köpfe,
Stühle, Stochereiſen, Töpfe,
ſchreien drüben, hüben.
Immer wüſter wird der Lärm,
trunken ſind ſie alle,
Unterdorf zieht ſich zurück
vor das Haus ein kleines Stück
und beginnt zu ſpotten:
„Säus de net de Säu im Gorde,
säus de wie se wäule,
guck nor e mol de Löcher ah,
die se ſcho gewäulet hah!“

1) wir.

— Immer lauter kläfft der Spitz —
„Ruß[1]) gieh hie, gieh hie,
beiß ſe in de Bah[2]),
guck nor des Rodkrant ah,
's is ſcho korz un klah,
Ruß, gieh hie!"
— Oberdorf tritt auch heraus —
„Gieh un jah[3]) ſe raus,
jah ſe ins Jirrehaus[4]),
Ruß, gieh hie!"

Meſſer fahren aus den Taſchen,
wildes Handgemenge!
Oberdorf auf Unterdorf,
Füſilier auf Artilleriſt,
Stoß und Hieb und Blut!

Wiesbaden.

Da! ein lauter, geller Schrei,
bleich und blaß die Lippen,
„Schorſch[5]), mei Schorſch!" kreiſcht laut ein Weib,
über ihrem Sohne.

Unterdorf flieht heulend, fluchend,
dreizehn Artilleriſten jagen
ſchreiend, brüllend auf dem Wagen
aus dem Dorf hinaus ....
.... Von der Landſtraß klingt es trunken,
mit Gebrüll zurück:
„Wir laſſen uns fahren
mit Roß un mit Wagen
in unſer Quartier,
Adollriſde ſein mir!"

Hans Fiſcher.

1) Hundenamen; 2) Beine; 3) jage; 4) Judenhaus; 5) Georg.

Bruchſtück aus „Der Sang von Mönchgut."

Epiſche Dichtung in 10 Geſängen.

(Aus dem 7. Geſang.)

Im Oſt entſprießt dem Meer ein Roſenſtrauß —
Die Blüten drängen voller ſich und dichter ....
Sie breiten purpurn am Gewölb ſich aus ...
Die Räume werden goldiger und lichter.
Und ſieh, und ſieh: — verſtohlen, ſanft und leiſe
Wird nun ein trüber Gaſt zum Strand getragen
Vom Meer, das ſeine Jugend hat erſchlagen.
Bevor die Sonne auf den Mörder weiſe,
Sucht ſeinen Raub der Thäter fortzuſchaffen,
Schleppt über rege Berge ihn und Thäler,
Zu bringen ihn dem Strand, dem alten Hehler.
Und wie die Fluten ihn von hinnen raffen,
Kommt höhnend, ſpottend hinterhergezogen
Der endlos lange Leichenzug der Wogen.
Vorm Strande ſchaukeln ſie ihn lange zaudernd,
Uneinig — laut die Landungſtatt beplaudernd.
Da plötzlich bettet eine ihn in Schaum —
Und wirft ihn läſſig an den Küſtenſaum;
Da kommt die zweite, hebt den Körper wieder
Und legt ihn hoch am trocknen Sande nieder.
Da liegt er nun: verlaſſen, ſtill und ſchlaff,
Die Haare angeklebt, die Kleider ſtraff,
Die Hand um ein Stück Holz als letzten Halt,
Als letzte Menſchenhoffnung feſtgekrallt;

Die Augen offen halb, die ewig blinden —
So liegt er hingeſchwemmt vom Flutgetriebe,
So wird man ihn im Lenz der Jugend finden . . .
Doch ſagt mir eins: wo blieb die große Liebe? . . .
War ſie ſo ſchwach, daß ſie im Sturm kann ſchwinden?
War ſie nur das, was Schnelligkeit beim Pferde?
Verflüchtet ſie, wie Wärme nachts dem Herde?
Hat ſie in eine Welle ſich verkrochen?
Iſt ſie — ein Nichts — vom Nichts zurückgeſogen?
Iſt ſie zur großen Heimat aufgebrochen?
Als Blütenſtaub hinaus ins All geflogen?
War ſie wie Licht, wie Klang: nur Ätherſchwingen
Und kann wie ſie: verlöſchen und verklingen? . . .
— Und ſchafft ein Arſenal ihr von Gelehrten:
Ihr könnt für dieſen Fall es nicht verwerten,
Der eine ſchilt und widerſpricht dem andern,
Bis alle zankend ſie zur Grube wandern . . . .
Ja — ſchnürt nur unſern Stern mit klugen Mienen
Feſt in ein Netz von Drähten und von Schienen,
Gleich einem alten ſtark geborſtnen Topf
(Zu retten ihn noch vor der Kehrichtecke),
Zermartert euren armen wüſten Kopf:
Was findet ihr vom letzten Daſeinszwecke? . . .
Wie? — kann die Seele (ſagt auch „Herz" und „Sinn")
Der Welt entfallen, und war doch darin?
Wo blieb, wo blieb die ſeltſam ſtarke Kraft,
Die in Bewegung ſetzte dieſen Mann,
Die Kraft, die eigenmächtig webt und ſchafft,
Die grübeln, haſſen, beten, lieben kann,
Die ſtark im Denken, glühend im Empfinden —
Kann plötzlich ſie als Nichts dem All entſchwinden? . . .
Ach! auch Natur wird keine Antwort bringen,
Ihr Sturm bleibt Rätſel wie ihr Lerchenſingen . . .
Wohl mag die Welle auf und nieder rauſchen,
Du wirſt umſonſt auf ihre Sprache lauſchen,
Der Morgenwind raunt in den Buchenzweigen,
Doch horchſt auf ſein Geheimnis du vergebens —
Die Antwort auf das Rätſel dieſes Lebens,
Die letzte, einzige: — des Lebens Schweigen . . . .

— — — — — — — — — — — —

Doch fort, Gedanken, Eulen unſrer Nacht!
Der Morgen iſt zu lichtem Glanz erwacht!
Er ſteigt herauf in ewig junger Pracht!
O Morgen! Du holdſelig ſchöner Knabe!
Sei mir gegrüßt und küſſe meine Stirn —
Könnt ſingen ich, wie ich geſchaut dich habe:
Hinſchreiten über der Gebirge Firn,
Hinwandeln an des Meeres Purpurſaume —

Lieblich und mild gleich Gottes ſchönſtem Traume!
Dein Mantel Licht — die Sonne deine Krönung,
Dein Strahlenbild: die göttliche Verſöhnung!
O ſchöner Knabe! ſieh: auf Wieſ' und Wegen,
Auf Feld und Düne perlen Gras und Blatt —
Sie weinen liebeszitternd dir entgegen,
Sind ſie gleich welk und dürr und todesmatt;
Die Welt errötet unter deinem Kuß,
Dein blaues Auge aber lächelt hold, .
Der Bäume Wipfel ſtreift dein leichter Fuß,
Hoch wallt am Himmel deiner Locken Gold,
Der Roſen Anmut blüht auf deinen Wangen —
So ſchreiteſt du dahin in Jugendprangen —
So ſchreiteſt du dahin und weckſt die Welt,
Dein ſüßer Blick die düſtre Nacht erhellt.
O Sonnenjüngling! Preis ſei deiner Macht!
Dein Blick iſt Hoffnung, Mut dein Roſenſchein,
Denn auch vom Menſchenherz ſcheuchſt du die Nacht;
Und iſt zu übermächtig ſeine Pein:
Und kannſt ſelbſt du nicht lindern ſeinen Kummer,
So giebſt du oft, was rauh die Nacht verſagte:
So giebſt du ihm — Vergeſſenheit im Schlummer!
Das arme Kind, das durch die Sturmnacht klagte,
Hinſtürzend am Geſtade, irr vor Schmerz,
Und deren Glück verwelkt am Strande liegt:
Dein Lichtſtrahl bettet ſie ans Mutterherz
Und hat ſie ſanft in Träume eingewiegt. —
Sie ſieht im Traum ein einzig großes Meer
Und drüber wandelt ſtill ihr Heiland her,
Gleich einem Sämann ſchreitet er dahin,
Die Linke bauſcht zum Schurz das dunkle Kleid,
Die Rechte ſtreut purpurne Roſen hin,
Ein mild Erbarmen leuchtet ſonnenweit —
Und durch die Räume ſchwebt ein ſanftes Klingen
Auf ſeltſam fremden, lichten Strahlenſchwingen . . .
. . . So wandelt ſich ihr hoffnungsloſer Schmerz
Zu mildem Traum am alten Mutterherz. —
Das Mutterherz iſt einer Muſchel gleich:
Legſt du dein Ohr daran, hörſt du ein Rauſchen,
Als ob des großen Heimatmeeres Reich
Von drüben heimlich Grüße wollte tauſchen . . .

Altefähr a. Rügen. Karl Strecker.

Geneſis.

Alle Wonne, die der Lenz verkündet,
Alles was da ſchmettert, knoſpt und ſchwebt
Sich am heißen Sonnenkuß entzündet,
Heimlich in der Dämm'rung Schauer lebt —
Was an Glück die Nachtigallen ſchlagen,
Goldig-rote Abendwolken ſagen,
Was aus Blumenkelchen ſich als Duft
Stumm ergießet in die Sommerluft;

Was da glüht in Farbenpracht der Roſe!
Was im Frühlingswind der Wipfel rauſcht!
Was im üppig-feuchten Waldesmooſe
Still verborgen aus der Tiefe lauſcht!
Was da ſummt und flüſtert in den Lüften —
Blökt auf Fluren oder lockt aus Klüften —
Wird ſich ſeiner Seligkeit bewußt,
Heißet Liebe! in der Menſchenbruſt.

Eden.

Sie träumten ſtill in Paradieſes-Auen,
Und thaten lächelnd ſich ins Antlitz ſchauen.
Rings war die Luft ſo weich, ein Liebeshauch
Verborgen flüſterte in Baum und Strauch,
Vom blauen Mittagszelt die Sonne glühte
Auf eine junge Welt voll Duft und Blüte!

Und wo ſie wanderten und wo ſie ruhten,
Da grüßt' es heimlich ſie aus würz'gen Gluten,
Da nickt' es leis aus frommen Blütenſternen,
Verlockt' das Auge zu den goldnen Fernen —
Und blaue Wogen ſtimmten zum Geſange
Das Hohelied vom ew'gen Liebesdrange!

Es ſchaute ſtumm der Menſch zum Weib hernieder,
Und ſah die zarte Anmut ihrer Glieder —
Das holde Angeſicht, die Augen klar,
Und, wogend weich und licht, ihr goldnes Haar!
Er ſprach: „O du! von allen Erdenſchätzen
„Der lieblichſte! Es ſoll dein Bild mich letzen!
„In deinem trauten Blick will ich mich ſonnen —
„In dir umarmen alle Lebenswonnen;
„Und tauchen in den Spiegel deiner Seele
„Die meine! daß ich dir mich ganz vermähle."

Sie ſprach: „O du mein Haupt! mein hohes Glück!
„Nur deinen Schatten werfe ich zurück!
„Von Liebesluſt mir deine Lippen ſagen —

„Der Palme gleich thuſt du mich überragen!
„Du biſt die milde Stärke: kraftbewußt
„Neigſt du das Haupt herab an meine Bruſt.“

Und wo ſie wandelten, und wo ſie ruhten,
Da ſchauten ſie ihr Bildnis in den Fluten —
Am Meeresſtrand, in ſpiegelklarer Welle,
Und in dem Silberſchein der Waldesquelle.
Er: wie die üppig-ſchlanke Uferpalme!
Sie: gleich dem goldumglänzten Weizenhalme!
So ſchwebten ſie einher, mit leichtem Gang —
Und auch ihr Wandel ward zum Lobgeſang!

Baden-Baden. Freifrau Marie von Reitzenſtein.

Bitte.

Einmal laß mich trunkne Wonne nippen
Von dem Kelche deiner Roſenlippen,
Einmal in das Meer der Schönheit tauchen,
Meine Seele in die deine hauchen!
Träumend ſpinnt die dunkle Nacht uns ein.
Ach, nur einmal laß mich ſelig ſein!

Einmal laß mit traumvergeſſnem Beben
Mich des Lethe Wogen ſanft umſchweben,
Einen Trunk nur aus dem Wonnebecher
Reich dem liebesdurſt'gen Lebenszecher.
Träumend ſpinnt die dunkle Nacht uns ein,
Ach, nur einmal laß mich ſelig ſein!

Falſcher Stolz.

Zum Schmeichler bin ich nicht geboren,
Vor dir ſelbſt trug ich hoch mein Haupt,
Drum nannten ſtolz mich ſeichte Thoren
Und du — du haſt es auch geglaubt.

Ach könnteſt du nur ahnen leiſe,
Wie elend dieſer Stolz mich macht;
Wenn ich dem wüſten Alltagskreiſe
Entflohen bin in ſtiller Nacht,

Wenn ich aufs Lager ſink und jammre,
Daß ich dich nie erringen kann,
Wenn weinend ich dein Bild umklammre,
Dann komm und ſieh den ſtolzen Mann.

Braunſeifen (Mähren). Joſef Schmid-Braunfels.

Vogel im Buſch.

Kleiner Vogel in den Zweigen,
Bleib hübſch ſitzen, ſinge weiter,
Keine Pfeile führ' ich bei mir,
Singe fort, das iſt geſcheiter.

Bange nicht, ich hör' ſo gerne
Deine lieben Zwitſcherlieder,
Wenn dir linder Frühlingsregen
Leiſe tropft aufs Graugefieder.

Doch du hebſt die flinken Flügel,
Schwingſt entſetzt dich in die Gegend,
Schein' ich dir denn ſo gefährlich,
Bin ich dir ſo grauenerregend?

Altona-Hamburg. Detlev von Liliencron.

Vampyr.

Ein Liebeslied.

Im hellen Herbſtwald auf buntem Laub waren wir wie Kinder und küßten uns unſchuldig in linder Liebe.

Bubenmädel! Bubenmädel, wie lachten deine Augen, die hellen, braunen, wie lag dein liebes Köpferl ſo leicht auf dem Laube, und leicht auch lagen meine Lippen auf deinen.

Aber die Nacht kam auf Katzenpfoten, die ſchwarze, ſchwere, ſchweigende Nacht, und ſchwül war's im Zimmer. Das gelbe Licht der ſchwebenden Lampe lag wie leuchtender feuchter Nebel über dem Raum, und deine Augen fragten ängſtlich aus dem gelben Dämmer.

Braune, brütende, unſelige Augen. In ihnen braute, tief unten, tief, giftiger, brodelnder Giſcht.

Oh du, du, du!

Und über dich hin warf mich die Wut der Liebe.

Und unſere Lippen laſteten aufeinander, wie alle ſchmerzlichen, ſehnſuchtſchmachtenden Sünden zweier Sterne, die ſich im wirbelnden Weltall treffen und klagegellend ſich umklammern.

Oh du, du, du!

Und meine Augen gruben ſich in deine, und meine Arme wanden ſich um deinen Leib wie Raubtierpranken, und es ſtöhnte deine Bruſt, und deine Augen irrten wie verflogene Tauben.

Sie ſuchten den hellen Herbſtwald und die Kindheit unſerer Liebe im bunten Laube.

Und fanden nicht und wurden ſchmerzenſtarr und höllebrünſtig heiß und hackten in mein Herz wie ſchwarze Adlerſchnäbel.

Oh du!

Oh du!

Matt ſank mein Haupt dir in den Schoß. Du bebteſt.

Dann ſprachſt du leiſe wirre Worte und weinteſt.

Und deine Augen wurden wieder hell.

Weißt du es wohl, was zwiſchen uns geſchehn?

Der Haß hat uns gepaart in wildem Kampf, der Haß von Mann zu Weib, die heiße Gier, ſich einzuſaugen das fremde Herz und Blut und Glut und jeden Atemzug.

Mein Herz und dein Herz haben ſich geſchaut im Kampf und kämpfend ſich durchdringend, ſind ſie in Eins gefloſſen.

Du biſt nun ich, doppelt iſt meine Seele.

Ich habe das Weib erkannt.

Dießen am Ammerſee. Otto Julius Bierbaum.

Der Idawalzer.

Novelette von Norbert Falck.

(Mährisch-Weisskirchen.)

Und wieder zog es ihn zu ihrem Hause. Das dritte Mal. So sehr er die sehnende Regung verlachen und zernichten wollte — er mußte immer, immer wieder hin, von Neugier, Haß, Verachtung — Liebe, von tausend sich umarmenden Gefühlen gezerrt. Und dennoch vermochte er immer nur in jene Gasse zu gelangen, in der das Haus lag — vom Hause selbst trieb es ihn weg; ein Furchtgefühl durchrieselte ihn, eine Zaghaftigkeit und zurück eilte er dann wieder, kreuz und quer, ziellos, wahllos.

Fast die ganze Stadt hatte er so durchwandert, vom Morgendämmern an, da es ihn in seiner Stube nicht litt, bei seiner sonst so geliebten Genossin Einsamkeit.

Einige wilde Akkorde hatte er angeschlagen — vielleicht könnte er sich hineinspielen und dabei vergessen, wie so oft schon — doch mechanisch nur huschten die Finger mit gewohnter Meisterschaft über die Tasten — das Ohr vernahm die bekannten Töne, doch das Herz blieb taub. Er sprang auf — er mochte nicht spielen, heute nicht.

Heute! —

Wann war je ein Tag geeigneter, ihm seine Kunst verdammenswerter zu machen, jene Kunst, der er sich mit seiner ganzen, großen Kraft hingegeben, ohne die ihm das ganze Dasein sonst so hohl erschien, so seelenleer, und nun hatte er nach kurzem Wahn erfahren müssen, daß diese Kunst mit aller ihrer Herrlichkeit nicht im Stande war, das schöne angebetete Weib an ihn zu fesseln, daß sie viel zu wenig bringe, um leben zu können, leben, wie sie mußte, in Lust, in Rausch und Schimmer; ja leben — ihr Leben, doch, das konnte er nicht, der junge Musikus, um wie viel mehr der elegante Sohn des Börsenmilliardärs. — — — — —

Mit mitleidigem Lächeln hatte er seine gypsenen Mozart, Beethoven und Schubert und wie all die verhungerten Größen heißen, betrachtet, Melodiesetzen aus deren unsterblichen Werken summten wie klingende Gespenster in ihm. Lange blieb sein Blick auf seinem Abgott Mozart haften, lange betrachtete er die große Nase, die freie, lichte Stirne, hinter der ein so großes Gedankenheer zu ewigem Leben geboren worden war — und plötzlich mußte er laut auflachen; es war in ihm eine Vorstellung erwacht,

ein Bild, wie dieser Mann mit der Götterstirne mit seiner Stanzi Menuet tanzt, damit ihm warm werde, weil er am Figaro arbeiten will und kein Geld auf Holz hat.

Und mit diesem Lachen war er die Treppen hinabgeeilt und die Verse Heines spukten ihm durch den Sinn:

Unser Grab erwärmt der Ruhm,
Thorenworte, Narrentum.

O, der Thoren und der Narren — o, sein Narrentum! Klangen ihm nicht jetzt alle die Töne seiner eigenen Kompositionen wie gläserne Schellen an einer gewissen Kappe? Und diese ganze Episode in seinem Künstlerleben zog an ihm in deutlichen Konturen und grellen Farben vorüber. Jener Abend, da er *sie* zum ersten Male gesehen, es war nach der Aufführung seiner Symphonie, die ihn mit einem Male in die erste Reihe deutscher Künstler gestellt hatte, trat mit seinem betäubenden Zauber vor sein Auge. Wie sie ihn bewundert, wie sie ihn vor allen Anderen ausgezeichnet hatte, sie, die Adelumworbene, die berühmte Schönheit. Und dann — da sie allein waren, da sie schöner war, als je, ihre großen, stahlblauen Augen leuchteten wie Märchensonnen und ihn ansahen, so verheißend, so ermutigend, und er mit beiden bebenden Händen ihre Hand erfaßt hatte, die weiße, weiche Hand mit dem gleißenden Brillanten und sie ihm diese zum Kusse überlassen, zum sengenden, alles sagenden Kusse. Eine neue Zeit war da für ihn gekommen, eine Schaffensbegeisterung, eine Thatenfreudigkeit, wie er sie nie gekannt zuvor und Rhythmen und Melodien, durchtränkt vom Glücktraum seines Herzens, machten seinen Namen stets bekannter, berühmter. Und als an ihrem Geburtstage der „*Idawalzer*" mit schöner Widmung erschienen war, ward sein Geheimnis offenkundig. Der Name des jungen Künstlers wurde nun immer mit dem der stolzen Schönheit in Verbindung gebracht.

Sie hatte die Widmung mit leichtem Lächeln und warmem Dankesblick angenommen und es befriedigte sie, eine Komposition, die ihren Namen trug, zu der sie den Impuls gegeben, in allen Salons aufliegen zu sehen. In diesem Walzer hatte er alles vertont, was er fühlte, der ganze Duft seiner Poesie war in herrlichem Melodienstrauße da vereint, der unversiegliche Quell seiner Ideen sprang in Frühlingsfrische; sein heißes, liebebewegtes Künstlerherz bebte in den jubelnden Trillern, ganz aus seinem Selbst herausgeboren war das kleine Stück und er erblickte darin seine beste Leistung — —.

Und dann war die große Enttäuschung gekommen, der Zusammenkrach seines stolzen Zukunftsgebäudes — durch ein einziges Wort, einen einzigen Blick. Und all die vermeintlichen Liebesbezeigungen erschienen ihm nun

als das feine Täuſcheſpiel einer geübten Kokette, als der leichtſinnige Flirt einer ſich langweilenden Erbin, als die gemütloſe Komödie einer Salonherrin Dürr wurde ihm der „Standpunkt“ klar gemacht, gönnerhaft, von oben herab, daß er rot wurde vor Scham.

Alſo hatten ſeine Kollegen doch recht?

So alſo malte ſich in dieſen Köpfen die Welt?

Er ging. —

Doch die Neigung hatte nun tiefe Wurzeln geſchlagen. In Arbeitsunfähigkeit, in Weltabgeſchiedenheit mit widerſtreitenden Gefühlen verkümmerte er elende Tage. Er bildete ſich ein, ſie zu haſſen, um ſich in den nächſten Augenblicken bewußt zu werden, daß er ſie nur allzuſehr liebe. Dann wieder wähnte er, ſie zu verachten und wollte ſich Gleichgültigkeit erzwingen, — doch kein Gefühl hielt Dauer und als ihn die Nachricht von ihrer Verlobung traf, erſtand ihm ein neuer Folterknecht, der ihm das Leben verpeinte, die — Eiferſucht. Gegen den Fremden, den Glücklichen richtete ſich ſein wilder Haß, ſo ein herzverkohlender Haß, der ihn vernichtete, weil er ohnmächtig war. Endlich hatte er ein Objekt gefunden, das er anfeinden konnte, haſſen, mit aller Glut ſeines Naturells. Dann gab es wieder Momente, in denen er ſich lächerlich vorkam mit ſeinem paſſiven Haſſe, lichte Minuten, in denen er die Ziel- und Zweckloſigkeit ſeiner Beſtrebungen einſah — er hatte Stunden, Tage, an denen ihm die Epiſode als jäh abgebrochener Traum erſchien, als eine Karnevalspoſſe, auf die ein kurzer Aſchermittwoch gefolgt war und jetzt wieder das reale Leben. Abgethan, verhallt, und mit friſchem Mut und alter Fröhlichkeit ging er dann an neues Schaffen. Doch auf Stunden und Tage der Ruhe folgten Wochen des Aufruhrs; es gab einſame Abende, an denen ihm das Glück, das er ſich in kühnen Träumen erſonnen, herrlicher, verführeriſcher erſchien und ihn das bitter fühlen machte, was er verloren, was niemals ſein eigen ſein werde. Sie hatte ſo ſein Weſen erfüllt, daß er nun eine klaffende Lücke in ſeinem Inneren empfand, eine Lücke, die ſich nicht ſchließen wollte, den Abgang eines Etwas, das ihm Lebensbedingung geworden war. In ſolchen Tagen ſpielte er mit Selbſtmordgedanken, in den vereinſamten Gängen des mittäglichen Parkes trieb er ſich umher, ein ſtilles Plätzchen ſuchend, zögernd, denn die Welt war juſt immer gerade ſo ſchön, ganz maigrün und blumenbunt, Goldſonne und Himmelſeide darüber — bis ihn die Klänge eines Werkes an die Kunſt und damit an ſeinen Lebenszweck gemahnten.

Mit zitternder Furcht erwartete er ihren Hochzeitstag. Er fühlte was, wie die Gewißheit, daß an dieſem etwas geſchehen werde, daß dieſe mühſame niedergezähmte Gefühlsbrut in ihm ausarten würde, und ſo war er denn fort von der Reſidenz; doch ein wildes Drängen, dem er nicht

widerſtehen konnte, trieb ihn immer wieder in ihren Dunſtkreis zurück und heute, da der ſo gefürchtete Tag da war, befand er ſich ſeit früheſtem Morgen auf den Füßen. Von weitem hatte er der Auffahrt vor der Kirche zugeſehen, dann hatte er ſich eiligſt fortgemacht, — fort, fort, um wieder zurückzukehren, um etwas zu ſehen und um nichts zu ſehen. So war es Abend geworden und die Gasflammen flackerten. Jetzt konnte er nicht mehr bemerkt werden, jetzt konnte er ſich hintrauen. — — — — — —

Da ſtand er vor dem heute ganz erleuchteten Hauſe. Die Fenſter des großen Salons, in dem er ſo oft Gaſt geweſen, waren offen und Lachen, Gläſerklang und Toaſte konnten gehört werden.

Im Thore des gegenüberſtehenden Hauſes ſtand er und ſah finſter zu den Fenſtern empor.

Mit der oben wachſenden Fröhlichkeit wuchs unten ſein Mißmut. Neid und Haß kämpften in ihm, und als er zwei Geſtalten ans Fenſter treten ſah, von denen ihm die eine ſo wohl, nur zu wohl bekannt war und er ſah, wie die andere, die ſo gehaßte, den Arm um *ſie* legte, ſie an ſich preßte und einen langen, ſaugenden Kuß auf ihre Lippen drückte — da ſtampfte er mit dem Fuße gegen den Pfeiler, es packte ihn plötzlich mit wahnſinniger Wut ſinnlicher Eiferſucht, doch er harrte aus, keinen Blick verwandte er von den Koſenden, wenn auch jeder Kuß ſich wie Glüheiſen in ſeine ſchmerzende Bruſt ſenkte. In ſein Geſicht war eine ſiedende Röte gefloſſen, er hielt den Atem an und hörte jeden Schlag ſeines erregten Herzens. — —

Sie waren oben zurückgetreten, doch noch immer ſtarrte er hinan — ſtill war es oben plötzlich geworden — nun ſprach wer — dann ward eine Beifallsbezeugung hörbar und gleich darauf präludierende Akkorde auf einem Klavier, dem ihm ſo bekannten Steinway. Gewiß ſollte getanzt werden — an den Fenſtern ſchritten lachende Paare vorüber — glücklich ausſehende, weinheitere Menſchen.

Jetzt erklangen die erſten Takte einer populären Polka von Millöcker — die aber plötzlich abgebrochen wurden — wieder ward es ſtille und er hörte *ihre* Stimme. Er ſtrengte ſich an zu hören — er ſtellte ſich auf die Fußſpitzen — er konnte nichts verſtehen, doch, daß *ſie* ſprach, das wußte er. Als ſie geendet, brach ein Beifall und Händeklatſchen ohne Ende aus, von Lachen durchmiſcht.

Was mochte ſie geſagt haben?

Wohl eine ihrer kleinen Ironien — ſie war wohl ſehr heiter heute.

Dann ſcharte man ſich — Akkord — dann — — *was das?* er zuckte zuſammen — die Introduktion zu *ſeinem Walzer*.

Sie hatte ihn verlangt — was ſollte ihr aber *ſein* Walzer am heutigen Tage? Was bewog ſie zu ſolch ſeltſamem Wunſche? — — — — —

Hell klangen die luſtigen Töne durch die Fenſter herab, die Paare durchflogen den Saal, in feurige Bewegung verſetzt, jeder Nerv in Vibration, die üppig ſchlaffen Glieder geſchmeidig gemacht, die ſchönen Leiber rhythmiſch bewegt von den Gedanken, den Herzensträumen des einen traurigen Mannes da unten. Jetzt ſchwebte ſie vorüber in ſeinen Armen. — Wie ſtrahlte und glühte ſie, wie ſie ſich an ihn ſchmiegte, und wie er ſie feſter an ſich riß, jetzt bei dem jauchzenden Aufſchrei der Muſik, bei jener ſinnezerwirbelnden Stelle, die in tollſtem Liebeswahnſinn geſchrieben, bei der ein markzerſchmelzendes Gefühl glühendſten Liebesergluſſes ihn durchrieſelt hatte, jene Tonflammen, die in das Blut des Hörers ſprühten und den Bedächtigſten im dionyſiſchen Taumelreigen fortriſſen.

Und das klang um ihn und in ihm, ſo wohlbekannt und doch ſo fremd, dieſer namenloſe Jubel machte ihn jetzt ſo unſäglich traurig, die Reminiszenz an jene glücküberſtrömende, verheißungsvolle Blütenzeit tauchte farbenglutig vor ihm auf und eine böſe Bitternis regte ſich in ihm empor, ein jäher Unwille, daß Die oben, die Fremden, die Gehaßten ſich ergötzten an dem, was ſein Genius geſchaffen — und vor allen, die Zwei da, denen ſeine Muſik eine Kupplerin jetzt war, ein erregendes Tamtam der Liebe, das ihnen ermöglichte, vor aller Augen ſich nahe ſein zu können, ſich tauſend glückliche Worte ins glückliche Ohr zu küſſen — nein, das war ihm zu viel. Schmeichelte es dem Künſtler, ſein Werk ſo beliebt zu finden, ſo griff es in des Menſchen ſchmerzendſte Wunde, ſein Innerſtes, Heiligſtes grollte auf gegen dieſen frivolen Hohn, denn als ſolcher erſchien ihm jetzt ihr Wunſch, er begriff jetzt, warum ſie das gefordert, warum ſie alle gelacht; ſein Liebeswerk ſollte ironiſiert werden, indem man nach deſſen Takten auf ihrer Hochzeit tanzte — man verlachte ihn.

Und er mußte das dulden. — —

Mußte er?! — Mußte er wirklich?! — War das nicht ſein Werk, ſein Kind, war das nicht ſein eigenſtes Eigentum?!

Und nein! er mußte eine ſo höhnende Vergewaltigung nicht dulden, er konnte Einhalt gebieten dem frechen, gefühlloſen Thun, er konnte dieſe Läſterung ſeines Herzens verbieten, wenn er ſchon nicht ſtrafen konnte — ja, das war er ſich ſchuldig, ſeine Ehre forderte es! — Und ohne einen Augenblick zu zögern, der wilden Wallung gehorchend, ſtürmte er in das offene, erleuchtete Portal und die weißſteinige, beteppichte Treppe hinan. Da ſtieß er an jemanden. Er murmelte eine Entſchuldigung und wollte weiter, da rief es: „Egon!?“ hinter ihm. „Ja!“ rief er zurück und blieb ſtehen. Es war einer ſeiner beſten, wenigen Freunde, ein Schriftſteller von Namen.

„Wohin?!“ fragte dieſer ſtaunend, denn er kannte ja die Leidensgeſchichte des Muſikers.

„Hörst Du denn nicht?!" rief dieser zitternd — „sie wagen ja heute meinen Walzer zu spielen und tanzen dabei und lachen und sie mit und auf ihr Verlangen. Und das soll ich dulden?!" — Er wollte weiter, doch der Freund hielt ihn am Arme zurück.

„Sei kein Kind!" sagte er, „und komme zurück! Daß sie Deinen Walzer spielen und sonst auch verschiedenes sprechen, hat mich beleidigt und darum bin ich fortgegangen, doch keine Macht kann sie am Durchspielen aller Deiner Kompositionen hindern!" —

„Am Entlehnen meines Eigentums?!"

Düster flammten seine Augen auf.

„Dein Eigentum?!" Der Dichter lachte. „Dein Eigentum — gewiß! Du bist ja der Schöpfer, aber in dem Augenblicke, da es Deinen Pult verlassen und im Buchladen erst erschienen war, hat es aufgehört, nur Dein Eigentum zu sein. Preis: Eine Mark, steht auf dem illustrierten Titelblatte und für diese eine Mark kann sich jeder Deine Seufzer, Deine Gedanken, Deine Träume und Jauchzer verschaffen und kann sie nachseufzen, nachdenken, nachträumen und nachjauchzen. Liebster Freund, an Deinem mißmutigsten Tage kann jeder Werkelmann Dir Deine Fröhlichkeiten vorleiern, und Du kannst ihn nicht hindern! Komm, komm!"

Und er zog ihn die Treppe hinab.

„Daß Du noch so im Idealen steckst, hätte ich nie vermutet," sagte er lächelnd. „Du hast Dir doch schon klar sein können über die gesellschaftliche Stellung von uns modernen Künstlern!"

„Ja, das bin ich mir auch ganz und gar!"

„Nein, mein Musikus, Du bist es nicht, sonst würdest Du nicht Deinen Walzer verbieten wollen!"

Er lachte.

„Weißt Du denn noch immer nicht, was wir ihnen eigentlich sind und wozu sie uns brauchen? Weißt Du denn noch immer nicht, daß wir nichts anderes sind, als moderne Saloudrapierung, lebende Staffage ihrer durchsonnten Herrlichkeit, Folie, die mit den Tapeten gewechselt wird?"

Der Musiker blieb stehen und sah befremdet dem Dichter in die Augen.

„Was sollen solche Reden wieder heißen?" sagte er.

Der Poet lächelte überlegen und ein Sarkasmuswölkchen huschte über sein Gesicht.

„Nun siehst Du, mein Freundchen, wie Du doch nichts weißt! Hast wohl nie darüber nachgedacht! Ihr quecksilbrigen Musiker findet niemals Lust noch Zeit dazu, aber unsereiner hat seine chronischen Grübelstunden. Zum Beispiel jetzt. Da saß ich in einen Sofawinkel gedrückt und betrachtete mir das Szenchen aus der großen Komödie. Über mir hing der „Kain"

unſeres Rudi. Wir kennen doch alle dieſes herrliche Werk von der Staffelei her, ja noch lange, bevor es entworfen war, aus den Schöpfungsplänen, die er beim Wein auszuträumen pflegte. Und wie ich ſo hineinſinne in das Konvenienztrübelchen, tritt der Herr des Hauſes und der rheumatiſche Baron Dönning vor das Gemälde. Der Baron giebt ſeiner Anerkennung mit ſehr geringer Terminologie Ausdruck, ſie begucken und beſchnüffeln das Bild und mit der Bewunderung in den Mienen des Barons ſteigt der Triumph im Geſichte des Brautvaters. Dieſes Geſicht, ohnehin das verſpukte Protzentum, erglänzt in gelbem Dünkel und mit der öligen Stimme antwortet er auf die Phraſen des Barons, ſo leichthin die Achſeln zuckend: „Hat aber auch gekoſtet!“ und ohne gefragt zu werden, mit vielem Gewicht: „Dreißigtauſend Mark!!“ Der Baron fährt überraſcht auf, ſetzt den Kneifer auf die Naſe und betrachtet von neuem, immer mit Kopfſchütteln die Zahl flüſternd. „Ja!“ ſagt dann achſelzuckend der Eigentümer, ein Stäubchen vom breiten Barockrahmen wiſchend — „die Wand kann doch nicht leer bleiben und dann“ — das ſagte er ſehr breit — „der Mann iſt modern!“ und ſie entfernten ſich.

„Die Wand kann nicht leer bleiben und der Mann iſt in Mode!“ Dieſer Satz iſt bezeichnend für das gegenſeitige Verhältnis zwiſchen Künſtler und Publikum. Er iſt geeignet, die heiterſten Stunden zu vergällen und ſo recht dazu da, uns die finſtere Seite des Standes in grelles Licht zu ſetzen. Wir ſind Künſtler geworden aus Drang, aus Befähigung, das höhere Menſchentum, deſſen wir voll ſind, zu unſerem Glücke voll ſind, müſſen wir verzapfen an die Trockenheit, wenn wir bleiben wollen, was wir ſind. Wir müſſen für ſie denken, fühlen, ſingen und malen, wir müſſen in ihr triſtes, ödes Leben ein wenig Sonne bringen, wofür uns mit dem Beutel gelohnt wird und mit einer anerzogenen Achtung. Ihr Muſiker und bildende Künſtler habt noch trotz alledem viel voraus vor uns Dichtern, die ſich für den Reiſepaß und den Polizeimeldebogen die Charaktermarke: „Schriftſteller“ vorkleben mußten, um offizielle Geltung als Staatsmitglieder zu erhalten. Ihr ſeid gewiſſermaßen anerkannt, als notwendiges Übel gleichſam, wir ſtehen heute als die Geduldeten da. Wir ſind ärmer als Ihr — tragen darum die natürlichen Konſequenzen der Armut. Und dann, Ihr habt Eure Noten, Eure Harmonie und Kompoſitionslehren, Ihr habt die Abgangszeugniſſe der Konſervatorien, der Maler hat ſeine Farben und ſeine Akademie — wir nur die — Schrift. Und „ſchreiben“ kann jeder. Wozu braucht man „uns“? Für den Bücherkaſten ſind die Klaſſiker da. Jeder kann ein Buch ſchreiben, heißt es — mit mehr oder minder Geſchick, was da als groß bewundern? Die Toten, die Berühmten, die läßt man gelten, die waren notwendig und man iſt es ſeiner Schulbildung ſchuldig, einen Kleiſt oder

Bürger für mehr zu halten, als den erſtbeſten Aſſeſſor oder Miniſterialbeamten. Im übrigen aber, beſter Egon, ſind wir ſo ziemlich auf demſelben Niveau, man wünſcht ſich uns nicht in die Familie als Mitglied, aber als Unterhaltungswurzen ſind wir ſuperbe zu gebrauchen, wir ſind dazu ein wenig „intereſſanter“ als ein Herr Gardeleutnant — abenteuerhafter. Du kennſt meine: „Iris“ und das kleine Gedichtchen: Memento. Du weißt, daß es meinem unglücklichen Verhältniſſe zu der kleinen, dunkelblonden Jüdin mit den Topasaugen ſeine Entſtehung dankt. Ich war beim Schreiben nicht minder erregt, als Du beim Komponieren deines Walzers, ja, wo Du nur in Gefühlen ſchwelgteſt, arbeitete auch mein Gedanke, und als es fertig war, war mir, als hätte ſich ein wundes Stück meines Herzens losgelöſt; und dieſes ſelbe Gedicht ſtotterte geſtern ein Ulanenrittmeiſter einem reizenden Weſen von 17 Jahren ins errötende Ohr. Ich mußte ihm ſeine Werbung ſouffleren, und wer iſt er in den Augen der Geſellſchaft, und wer bin ich und wer biſt Du?

„Sieh, wie ſie uns haben müſſen und wie, leider, wir ſie wieder haben müſſen. Wann die Verhältniſſe beſſer werden? —“ Er zuckte die Schultern und ſein Geſicht war bleich vor innerer Bitternis — „vielleicht ſpäter, vielleicht ſchafft uns die gerechte Würdigung die moderne Kunſt! Vielleicht erſt die neue Geſellſchaftsordnung. Und nun komm' ins Café, ich leſe Dir einen dritten Aktſchluß vor!“

Er ſchob ſeinen Arm in den des traurigen Muſikers und ſie gingen das Trottoir entlang — im Salon verklang das Finale des Idawalzers.

Innere Miſſion.

Novelle von Walter Harlan.

(Dresden.)

In der Wohnung des stud. iur. et cam. Herbert Horſig, Berlin NW., Karlsſtraße Nummer ſoundſoviel, I. Etage, fand ein höchſt beſchauliches Abendeſſen zu drei Gedecken ſtatt. Zu Häupten der mit peinlicher Sauberkeit und Appetitlichkeit gedeckten Tafel ſaß der junge Beherrſcher des kleinen, aber mit der vornehmſten Behaglichkeit ausgeſtatteten Garçonlogis; er drehte ſich eben, während er mit ſeinem Nachbar zur Linken, Johannes Seupe, stud. theol., plauderte, den abnorm ſchönen, mit ſichtlicher Sorgfalt behan-

delten Schnurrbart. Seit einiger Zeit verwendete er nämlich statt der vordem benutzten ungarischen Wichse eine Binde mit Gummizügen und versicherte sich nun stündlich mit neuer Befriedigung der damit erzielten Erfolge.

Herbert zur Rechten auf einem kleinen, dunkelbraunen Sofa speiste mit augenscheinlichem Appetit ein etwa zwanzigjähriges Mädchen. Die beiden jungen Männer sahen mit einem beinahe sündhaften Wohlgefallen zu. Mit welch natürlichem, graziösem Anstande führte sie Messer und Gabel! Und wenn sie mit ihrer eigenartig akkuraten, norddeutschen Sprache sich hie und da einmal in das Gespräch mischte, so wurde sie von Herbert jedesmal mit einer besonderen Artigkeit belohnt. Er war stolz auf seine schöne und kluge Geliebte. Gretchen — diesen Rufnamen hatten ihr die Studenten, wohl vornehmlich um ihrer beiden langen blonden Zöpfe willen, gegeben — war eine Berühmtheit unter der jungen Welt von Berlin, sowohl durch ihre Schönheit, als auch durch ihre Tugend, welche beide von niemandem in Frage gestellt wurden. Augenblicklich war sie seit etwa vier Wochen den Augen der Gaffer entzogen. Vordem hatte sie eine Zeit lang einen ambulanten Blumenhandel betrieben.

Das Geschäft war übrigens flott gegangen, wovon schon die reichen Ketten und die unzähligen schweren Silbermünzen, welche sie „bei der Arbeit" auf dem schmucken, bestickten Mieder trug, einiges Zeugnis ablegten.

Heute hatte sie von all jenem Reklameflitter nichts an sich. Sie sah in der einfachen modernen Wolltaille so hochelegant aus, daß die routinierteste Direktrice im Kaiser-Bazar nichts kleidsameres für sie hätte vorschlagen können. —

Auf einen Gast hatten Herbert und seine Hausfrau garnicht gerechnet, als sie ein halbes Stündchen vorher ihr gewöhnliches Viertel Aufschnitt, dazu ein halbes Viertel Lachs und den appetitlichen Gervais in der Friedrichstraße drüben geholt hatten; aber der junge Theolog, welcher noch lange nicht endgültig des Fleisches Schwachheit überwunden hatte, war gerade auf dem jenseitigen Trottoir vorübergegangen, als die schlanke Frauengestalt, welche Seupe wohl kannte, im vollen Lichte der großen Hängelampe stehend die letzte weiße Gardine zuzog, — da hatte er denn nicht widerstehen können. Und nun behauptete Gretchen in ihrer rührenden Bescheidenheit, es schmecke ihr besser, wenn es so aussähe, als langte es nicht.

Thee und Bemmchen waren ja auch genug da. Wie behaglich duftete der Thee die ganze Stube aus, und für diese Bemmchen — so stellte Seupe, ein Leipziger von Geburt, mit sachverständiger Miene fest — verdiente Horsigs dicke Wirtin ein Denkmal, mindestens auf dem Kreuzberg.

Die kleine Gesellschaft ward darüber sehr vergnügt, und Horsig gab zu, daß Frau Meißner jedenfalls eine imposante Figur machen würde.

„O, sie ist das Ideal einer Wirtin," fuhr er hingerissen fort. „Wie

blitzeblank ist die silberne Zuckerdose, wie blütenweiß das Tischtuch! Und dann hat sie eine Viertelstunde vor unserer Heimkehr mit dem Thermometer in der Hand im Zimmer gestanden und immer wieder noch einmal eine Kohle nachgeschoben, oder noch einen Augenblick ein Fenster geöffnet, bis sie diese kosende Temperatur genau heraushatte, in der wir leichtsinnigen Menschen jetzt so lebensfröhlich atmen." —

Es war nun schon drei Wochen her, daß Gretchen sich dazu verstanden hatte, bei ihrem eifrigsten und liebenswürdigsten Anbeter hie und da zu speisen. Sie hatte es auch noch nicht Einmal bereut. Wenn aber ihr Liebster Besuch hatte, so war sie noch immer etwas wortkarg. Übrigens war Seupe einer der ältesten Schulfreunde Herberts, und so einem mal ein bißchen zu zeigen, was man doch eigentlich für ein Weltmann, für ein Roué geworden, für dieses Vergnügen läßt sich der richtige Student sogar im Genusse seiner Liebschaften stören.

Die Freunde hatten eben eine längere Zwiesprache über Zimmereinrichtungen.

— Die Horsigs passe eigentlich garnicht für einen Studio, meinte Seupe. Das sei mehr eine Offizierswohnung. Worauf jener zum Danke für die seiner Eitelkeit gebrachte Huldigung, da man eben mit Speisen fertig war, dem Freunde eine Importierte aus seiner besten Kiste anbot. Mit bemerkenswertem Behagen und ausgesuchter Genauigkeit steckte Seupe, obwohl im Prinzip ein abgesagter Feind aller Wollust und Schlemmerei, das seltene Genußmittel in Brand. Er gestand hernach, daß er diese mattfarbigen Portieren, den weichen Teppich, die Stühle mit der stark zurückgebogenen Lehne und überhaupt das alles kolossal nett und riesenhaft gemütlich finde, aber — es passe eben nicht. Hierauf ereiferte sich Horsig zunächst ein wenig über das Wort „eben" und erinnerte seinen Freund daran, wie sehr er selbst einst über ihren gemeinsamen Religionslehrer und dessen Kardinaldogma: das muß man „eben" glauben! geschimpft habe, dann räumte er aber ein, daß er alle solche Inventarstücke des Luxus und verfeinerten Lebens — mit Ausnahme etwa des großen, grünbezogenen Schreibtisches — allerdings nur als Renommierutensilien ansehe. —

Da richtete Seupe mit einer unvermittelten Wendung des Hauptes seine Brillengläser auf den schönen lebendigen Luxusgegenstand, der ihm gegenüber in der Sofaecke lehnte, als wollte er fragen: Ist vielleicht auch die da — — —

In diesem Augenblicke stand Gretchen auf und begann den Tisch abzudecken. Es schien indessen nicht, als ob sie jene stumme Frage verstanden habe, sonst hätte sie nicht gar so glücklich und zufrieden dreinschauen können! Eine unbeschreibliche Anmut zierte jede ihrer Bewegungen. Keine Iphigenie

kann, den Altar ihrer Göttin bekränzend, ein lieblicheres Bild abgeben, als dies zierliche Geschöpf darbot, das hier die Teller zusammenstellte. Der Freund mit der Brille durfte es ja nicht sagen, daß er den andern, das Weltkind, doch ein wenig beneidete. Sonst hätte er's gewiß gethan.

Horsig bot ihm jetzt noch eine Cigarre „auf den Weg" an. Er konnte sich solche plumpe Blume dem alten Schulfreund gegenüber wohl einmal leisten, mußte aber doch, als jener hinaus war, noch ein strafendes „Schäm Dich!" hören. Übrigens sagte Gretchen meistens „Schäm Dich!", wenn sie sich über irgend etwas freute, was der Geliebte that. Herberts Hang zur Gastfreundschaft hatte sie immer unbegreiflich gefunden. Sie sagte das nie, aber man sah's eben wieder an ihren Augen.

Und kaum hatte der unbequeme Dritte die Thüre hinter sich geschlossen, da kam auch ihr künstlich und mühsam zurückgehaltenes, eigenartig phantastisches Wesen wieder zum Vorschein. Zunächst nahm sie schleunigst ihren Lieblingsplatz auf dem Teppich neben Herberts Stuhl wieder ein. Er wehrte es ihr schon lange nicht mehr. Wenn niemand da war, saß sie an dieser Stelle allabendlich bis dreiviertel zehn Uhr. Dann brachte er sie nach ihrer Wohnung in der Marienstraße. Denn sie waren beide sehr besorgt für Gretchens guten Ruf. Mal sagte sie zwar: „Ich will lieber Dich lieben, als jemand anderen heiraten." Das war aber nur so im Feuer der Flüsterrede. In Wirklichkeit müßte sie kein Mädchen sein, wenn's ihr ganz Ernst damit wäre.

Wen sie nicht genau kannte, den führte sie mit ihren Paradoxen, ohne es eigentlich zu wollen, beständig an der Nase; aber das lag so in ihrem Blute, das Menschenleben hatte nicht Höhen und Spitzen genug für sie; in jeder Stunde, die gerade vorüberrauschte, wollte sie auch immer „etwas erleben", das war die gefährliche Leidenschaft, von der sie erst durch ihr „Erlebnis" mit Herbert Horsig geheilt werden sollte.

Wenn es dieser jetzt nicht geduldet hätte, daß sie die langen Zöpfe aufmachte und lachend mit der goldenen Pracht ihres Haares seine Kniee zudeckte, so würde sie wahrscheinlich irgend einen Streit vom Zaune gebrochen haben.

„Ich will Dir mal heute eine ganz besondere Geschichte erzählen," sagte sie dann geheimnisvoll. „Du weißt ja noch garnicht, wer ich eigentlich bin und woher; aber Du mußt mir versprechen, daß Du mich nachher noch gerade so lieb hast, wie jetzt; denn — schön ist es nicht."

Herbert küßte sie auf die Stirne und versicherte sie aus vollster Überzeugung, daß er garnicht neugierig wäre. Er freute sich jetzt wie ein Kind so ehrlich und rückhaltslos der lieblichen Blume, die er in Händen hielt. Was kümmerte es ihn, auf welcher Wiese die Blume gewachsen war?

Digitized by Google

„Ich will, daß Du alles von mir weißt," fuhr Gretchen fort. „Mein Vater heißt Fritz Besta und wohnt in Lübeck vor der Stadt in einem großen, schönen Hause. Ich bin niemals dort bei ihm gewesen, und seine Frau und die Kinder habe ich nie gesehen. Aber er selber war oftmals bei den armen Leuten, die mich erzogen haben, und war sehr gut mit ihnen und mit mir. Die Leute haben mir auch gesagt, daß der Herr mein Vater sei, als ich konfirmiert wurde. Zu der Konfirmation ist auch meine Mutter gekommen, von anders woher. Sie war sehr schön; freilich merkte ich sogar, obgleich ich von sowas damals noch nicht viel wußte, daß sie Schminke brauchte. Ich sollte „Mama" zu ihr sagen, konnte es aber nicht. Dennoch hat sie mich hernach mit sich genommen nach dem kleinen Gute bei Danzig, wo sie lebte. Was sie eigentlich dort war und in welchem Verhältnis sie zu dem schon etwas älteren Gutsherrn stand, habe ich niemals begriffen. Sie war nicht seine Frau, und doch konnte er sie nicht fortschicken. Daran erinnerte sie ihn beinahe jeden Tag einmal. Sie stritten sich sehr oft. Als meine Mutter mich mit hinbrachte, gab es auch einen großen Streit; später hatte mich der Herr viel lieber als sie. Aber es war doch eine schreckliche Zeit für mich auf dem Gute. Niemand konnte dort froh sein. Und so bin ich denn nach kaum elf Monaten eines schönen Tages ohne Urlaub und Abschied von Danzig wieder fortgefahren. Meine Mutter hat mir niemanden nachgeschickt, sie hat mir sogar nachträglich die Erlaubnis gegeben, in Berlin zu bleiben. Ich mußte sie darum bitten wegen der Polizei. Seitdem hat niemand mehr etwas von mir erfahren. Mein Vater wird wohl garnicht wissen, daß ich hier bin. Ich habe nie gesehen, daß meine Mutter an ihn geschrieben hätte."

Gretchen hatte dies mit großem Gleichmut erzählt. Jetzt fing sie doch auf einmal an zu weinen. „Es ist zu traurig," schluchzte sie, „wenn man niemanden hat, der sich um einen kümmert." Aber kaum hatte sie das gesagt, so schien es auch schon, als ob sie sich dieser Worte, wie einer rechten Dummheit, schämte.

Sie stand plötzlich vom Teppich auf, küßte Herbert, der sie eben durch einige Gemeinplätze zu trösten unternahm, mit einer tollen Zärtlichkeit auf Mund, Wangen und Augen und sagte dann mit einem ehrlichen, herzlichen Lachen: „Geht mir's denn nicht ganz ausgezeichnet? Ich will garnicht, daß sich andere Menschen um mich kümmern!"

Herbert fragte sie, warum sie denn nicht einmal an ihren Vater geschrieben habe, worauf sie nichts anderes angab, als daß sie dazu zu faul wäre und überhaupt nicht gut Briefe schreiben könne.

„Soll ich mal für Dich an ihn schreiben?" fragte Herbert weiter. Es war ihm plötzlich ein Gedanke gekommen, über den er sich zunächst selbst noch nicht klar war.

Gretchen faßte die Idee mit ungemeinem Vergnügen auf, und erst, nachdem sie Herbert die genaue Adresse des Herrn Besta angegeben hatte, kamen ihr einige Bedenken.

„Es ist ihm wohl lieber, wenn er nichts von mir hört," sagte das arme, schuldlose Kind. Ein rührendes Begreifen der seelischen Unbequemlichkeit, welche dem reichen Kaufherrn eine erneute Erinnerung an sie, das lebende Denkmal seiner Jugendsünden, verursachen möchte, schien das zierliche Köpfchen auf einmal zu erfüllen. Schließlich bat sie sogar eindringlich, Herbert solle doch ja nicht schreiben. Helfen könnte es ja wohl nichts, und wozu sollte sie denn dem Herrn Besta neue Sorgen und vielleicht Mühe machen. —

Indessen hätte die höchste Beredtsamkeit der Welt den immer abenteuerlustigen jungen Menschen jetzt nicht mehr von seiner fixen Idee abbringen können, die immer deutlichere, spaßhaftere Gestalt vor seines Geistes Augen gewann. Er war gerade so erlebnissüchtig wie Gretchen, und als er dreiviertel zehn Uhr die spröde Geliebte nach Hause brachte, da fiel ihm dies zum ersten Male garnicht sonderlich sauer. Er sagte ihr an der Hausthür in der Marienstraße so flüchtig Gutenacht, daß die Ahnungslose ängstlich fragte, warum er ihr böse sei, worauf er ihr den jedenfalls sehr dummen und viel zu mystischen Trost gab, daß er sich nach seinem Schreibtisch sehne. Noch in derselben Nacht schrieb er an ihren natürlichen Vater einen längeren Brief.

Nicht Christenliebe trieb ihn dazu, oder Mitleid; wenigstens wirkten diese Beweggründe nur ganz nebenher in seinem Innern; die Hauptsache war ihm, daß er einen lebendigen Roman in Szene setzen wollte, — etwas, wovor die meisten Menschen eine Höllenangst haben. Mit einem wahren Teufelsvergnügen malte er sich das Bild aus, wie der Brief den alten, ehrwürdigen Herrn im Schlafrock am Kaffeetische antreffen möchte, zur Seite die Gattin, die tugendreiche, hernach rechts und links die Tafel herunter die lieben Kinder, und endlich unten das Fräulein, welches dazu da ist, die Kleineren in der Bildung zu unterrichten. Dann würde der alte Herr das Brieflein eröffnen; womöglich hätte Mamachen die holde Gewohnheit, die Briefe an den Gatten vorher zu lesen. — Herbert war sich wohl bewußt, was für ein sündhaftes Spiel er trieb, das stille Familienglück eines anständigen, friedliebenden Bürgers und Hausvaters also zu stören, — aber was kann man für seine Schlechtigkeit? Er machte sogar ein Konzept, um ja die Wirkung seines Gifttranks ganz genau so abpassen zu können, wie er sie haben wollte.

Als der Brief nach zwei vollen Stunden fertig vor ihm lag, las er ihn mit besonderer Selbstwohlgefälligkeit noch einmal durch:

„Ew. Hochwohlgeboren
werden verzeihen, wenn ich Sie mit einer unerbetenen Nachricht beläſtige. Es ſteht Ihnen frei, dieſelbe einfach auf ſich beruhen zu laſſen.

Ich hatte vor einer halben Stunde mit einem Fräulein Anna Goodby (das war Gretchens eigentlicher Name) ein Geſpräch, aus dem ich entnehme, daß man gewiß ihr und vielleicht auch Ihnen, der Sie die junge Dame wohl durch unglückliche Zufälligkeiten aus den Augen verloren haben, mit ſolcher Nachricht einen Gefallen thut.

Erlauben Sie, daß ich vollkommen offen bin. Ich lernte vor einiger Zeit in einem hieſigen Bierpalaſt die Erwähnte als Blumenmädchen kennen. Da ich ſie zunächſt auch für nichts anderes nahm, als eben für ein Blumenmädchen, wie ſie ſo vielfach hier die Nächte hindurch ihre Roſen und ihre Reize feilbieten, und Fräulein Anna ganz außergewöhnlich ſchön iſt, ſo faßte ich für ſie ein recht wenig platoniſches Intereſſe und benutzte ihre augenblickliche Unzufriedenheit mit ihrer Lebensweiſe, um ſie zur Wahl einer anderen Beſchäftigung zu bereden. Bis ſich etwas gefunden hätte, wollten wir zuſammen „bummeln“, eine Unterhaltung, welche mir meine ſtudentiſche Obſkurität in der Reichshauptſtadt und mein Wechſel geſtatten.

Ich ſah ſehr bald, daß Fräulein Anna von einer rührenden Unſchuld iſt, und denke nicht daran, die letztere irgendwie beeinträchtigen zu wollen.

Sie hat große, ernſthafte Neigung, einen neuen, nach außen hin ehrbareren Beruf zu ergreifen, und wir machten uns auch ſehr bald auf die Suche. Indeſſen bemerkte ich nach einem halben Tage ſchon, daß es geradezu unmöglich iſt hier ohne Referenzen einem ehemaligen Blumenmädchen ſo ohne weiteres eine anſtändige und dabei auch nur einigermaßen auskömmliche Lebensſtellung zu beſorgen. Sie ſelbſt beſitzt in allen praktiſchen Dingen eine ſo ſchrecklich vornehme Ungeſchicklichkeit, daß ſie jetzt bisweilen völlig mutlos erſcheint.

Heute erklärte ſie mir, es wäre doch wohl das beſte, ſie ginge wieder „auf den Handel“; denn, fügte ſie mit großer Betrübnis hinzu, ſie ſei doch zum Unglück geboren, und es wäre ihr jetzt alles gleichgültig. Endlich erzählte ſie mir ihre ganze kleine Geſchichte.

Als ich ihr andeutete, daß man ja vielleicht einmal an Ew. Hochwohlgeboren ſchreiben könne, ſtieß ich auf taktvolle und edelmütige Bedenken, wie man ſie bei andern Mädchen aus dieſer Sphäre nimmermehr antreffen würde. Sie bat mich eindringlich, ich ſolle doch den vornehmen Herrn, der immer ſo gut und lieb zu ihr geweſen wäre, um Himmelswillen nicht ihretwegen beunruhigen, um ſie wär's nicht ſchade u. ſ. w.

Trotzdem hielt ich es für meine Menſchenpflicht, hochverehrter Herr, das Vorſtehende Ihnen mitzuteilen. Hochachtungsvoll

Herbert Horſig, stud. iur.“

Herbert ſetzte noch ſeine und Gretchens Adreſſe unter den Brief, dann machte er ihn zu und bereitete ſich mit großer Sorgfalt ein neues Glas Thee.

Jetzt ſollte noch die beſte Stunde des Tages für ihn kommen, die er ſich immer, ſofern es anging, bis zuletzt aufſparte. Er blätterte in dem Hefte, in welches er das Konzept zu dem eben vollendeten Briefe geſchrieben hatte. Das in anſpruchloſer Pappſchale eingebundene Ding ſah ungefähr ſo aus, wie das Diarium eines nicht allzu ordentlichen Quartaners, und was darin ſtand, waren auch ſo allerlei ganz verſchiedenartige Dinge, Citate aus wiſſenſchaftlichen Büchern, eigene kurze Unterſuchungen, meiſt Fragen, die zunächſt ohne Antwort geblieben waren, daneben eine Strophe aus irgendwelchem Lyriker, und dann tagebuchartige Aufzeichnungen.

Eben las Herbert mit einer gewiſſen Wehmut eine ſolche, die er am letzten Tage, bevor er Gretchen eroberte, gemacht hatte: „Heute hielt Geheimrat T. nach längerer Krankheit ſein erſtes Kolleg wieder. Auf den Arm ſeines Famulus geſtützt, ein wenig gebückt und mit langſam taſtenden Schritten näherte er ſich dem Katheder. Eine atemloſe Stille war im Auditorium geworden, als er durch die gewohnte Thüre hereintrat. Wir wußten ja, daß er die gewöhnliche akademiſche Ovation des Trampelns nicht liebt. Aber dann, als er mit augenſcheinlich gewaltiger Anſtrengung endlich wieder vor uns ſtand und zum erſten Male wieder die ſtolzen, ſcharfen Augen auf uns richtete, da brach mit elementarer Gewalt ein Sturm unter den Bänken los, daß man dachte, die Lampen würden von der Decke herunterkommen. — Und er freute ſich doch! Er dankte ſogar, daß wir über die lange Pauſe hin, wo er ſeine Pflicht nicht hätte erfüllen können, ihm treu geblieben wären; und dann ging's gleich wieder los! Römiſch I, deutſch 1, groß A u. ſ. w.“

Alles, was nach dieſem in dem Büchlein folgte, bezog ſich auf Gretchen. Herbert mußte ſelbſt lachen, als es ihm auffiel, daß er direkt unter das vorſtehende Zeugnis ſeiner Begeiſterung für einen würdevollen Lehrer die Worte des fröhlichen Horaz: „Dulce est desipere in loco!“ geſchrieben hatte.

Aber plötzlich ging ein böſer Schatten über das Geſicht des Leſenden. Er machte eine Bewegung, als wollte er ein Blatt aus dem Buche herausreißen; und dann ließ er's doch drin. „Zur Sühne!“ ſagte er dabei zu ſich ſelber. Dann las er ſogar — vielleicht auch „zur Sühne“ — die ganze verfängliche Stelle noch einmal:

„In der Nacht vom 22. zum 23. November.

Sie hat es den ganzen Tag geſagt, daß ihr etwas böſes bevorſtünde. Sie ſah den Teufel, der in meiner Seele ſaß, eher, als ich ſelber. „O, ahndungsvoller Engel du!“ Dir kann der Teufel nichts anhaben. „Der

Diamant könnte ſich etwas drauf einbilden, wenn ihn ein Dichter mit einem Menſchenherzen vergliche.“ Der das geſagt hat, muß an ſo ein Herz dabei gedacht haben, wie das deine iſt. Für die meiſten Menſchen würde das Wort nicht paſſen; und für mich am wenigſten. —

Am Morgen.

„Was habe ich wieder dieſe Nacht geträumt! Wahrhaft gute Menſchen träumen, glaub' ich, ſo etwas nie.“

Herbert überſchlug nach dieſer Askeſe eine Reihe von Blättern und machte noch einige Anmerkungen zu dem an letzter Stelle ſtehenden Briefentwurf. Die behagliche Stimmung, welche ihn bei Abfaſſung desſelben erfüllt hatte, blieb ihm den ganzen Abend über treu. Der neue Tag war längſt angebrochen, als er dem Friſchgeſchriebenen noch die Worte hinzufügte: „Da ſitze ich nun wieder tief in der Nacht und in den Wolken meiner Pfeife. So Erinnerungen für ſpätere Zeiten aufzuſpeichern, wie die kluge Ameiſe, die für den ſicher bevorſtehenden Winter ihre Nahrung ſammelt — Erinnerungen, von denen man mit Sicherheit morgen die Fortſetzung erleben wird — wer die Luſt, die darin liegt, entdeckt hat und genießen darf, der danke Gott! Was thut es, wenn Thee und Füße eiskalt dabei werden, wenn nur das Petroleum in der Lampe heute nicht wieder ausgeht!“

Als Herbert Horſig am folgenden Mittag um 1 Uhr ſeine leichte Tagesarbeit beendet hatte, zündete er ſich eine Cigarette an und begab ſich nicht eben eilig nach der Wohnung ſeiner Geliebten. Er kam ſich beinahe vor, wie ein ehrſamer Ehemann, der nach treuer Erledigung ſeiner Berufsgeſchäfte ſelbſtverſtändlich „nach Hauſe“ geht.

Übrigens war es eine ſchneidende Kälte. Aber das gefiel ihm gerade. Der vornehme Gehpelz, den er trug, ſchützte ihn gar wohl — ſowie der Reichtum überhaupt gegen alle äußerlichen und auch innerlichen Fährlichkeiten des Lebens eine recht annehmbare Schutzwehr bildet. Das war ſo eine der Grundempfindungen, welche das Wohlbefinden des jungen Egoiſten ausmachten.

Er fand Gretchen in Thränen. Auf ſeine beſorgte Anfrage erklärte ſie ihm, ſie habe einen Gang machen müſſen, hätte ihren Muff vergeſſen, die Fingerſpitzen wären ihr ganz ſteif und kalt geworden, und das thäte nun in der geheizten Stube ſo ſchrecklich weh.

Jedoch erheiterte ſie ſich in Herberts Geſellſchaft ebenſo ſchnell wieder, wie ein Kind, dem man eine Beule oder ſonſt einen Kummer mit einer Süßigkeit vergeſſen macht.

Da es bei „Steinert und Hanſen“ auf der Karlsſtraße, wo Herbert ſein Mittageſſen zu nehmen pflegte, um dieſe Zeit immer ſehr überfüllt war, ſo blieben die Beiden noch ein Weilchen auf Gretchens Sofa ſitzen und unter-

hielten sich mit einigen Briefen von andern Verehrern des schönen Blumenmädchens, welche in den letzten Tagen eingegangen waren.

Einer war von einem Leutnant, welcher sehr um Gretchens Seelenheil besorgt schien. Er schrieb, daß er sie aufrichtig liebe, — aber nicht seinen Namen. Als Zufluchtstätte vor den Versuchungen und Sünden dieser Welt bot er ihr seine Wohnung an. Dann kamen eine Reihe Episteln von — augenscheinlich jüngeren — Studenten, alle sehr lang und recht gut geschrieben, wenn auch ein wenig süßlich. Aber man sah es ordentlich, wie die Leute an ihrem eigenen schöngeplätteten Stil ihre Freude hatten. Einer verwies das arme Mädchen auf Gott und bat sie dann, künftigen Sonntag mit ihm in den „armen Jonathan" zu gehen. Billets würde er besorgen. —

Die Briefe wurden unter Scherzen wieder sorgfältig eingepackt, dann gings zum Diner. Nach Tische wurde heute ein Stündchen Schlittschuh auf der „Rousseauinsel" gefahren, abends war man bei Renz. — Herbert war sehr gespannt auf das Resultat seines Briefes an Herrn Vesta. Er sprach auch infolgedessen schon während des Essens mit Gretchen davon. Erst war sie, weil er ihr den Brief nicht wenigstens vor der Absendung gezeigt hatte, „böse", was übrigens jeden Tag mindestens einmal vorkam, aber sie vergaß und vergab zum Glücke immer sehr schnell; und als sie dann gar die zierlichen Schlittschuhe wieder unter den Füßen hatte und der Leibpassion, die sie sich aus ihrer nordischen Heimat mitgebracht hatte, am Arme ihres Freundes nach Herzenslust sich hingeben konnte, da dachte sie mit keinem Atem mehr an diesen Brief, der vielleicht die Entscheidung für ihr ganzes künftiges Leben herbeiführen konnte.

Sie fuhr vorzüglich aber doch nicht gut genug für Herbert, welcher in jedem Sport, den er einmal trieb, auch Meister war. Die Menschen blieben stehen und sahen dem anmutigen Paare zu, woran die beiden echten Kinder der Welt natürlich auch wieder ihre eitle Freude hatten.

In der Cirkusrestauration traf Herbert am selben Abend auf Senpe, und da Gretchen, der es immer „das Unangenehmste von der Welt" war, „Bekannte" aus ihrem ehemaligen Berufsleben zu treffen, in der Loge geblieben war, so benutzte der junge Theologe die glückliche Gelegenheit, den andern mal recht ernst ins Gebet zu nehmen. „Es ist und bleibt unmoralisch," so schloß er seine Strafpredigt, „solch eine frische Blume zu knicken." — Herbert wußte genau, was jener damit sagen wollte; er ärgerte sich, wie man sich über jede Predigt ärgert, die nicht besser ist, als man sie sich zur Not selber halten kann, und vielleicht gerade weil er sich garnicht des angedeuteten Verbrechens, ja nicht einmal mehr der sündhaften Absicht schuldig fühlte, trieb ihn der böse Geist des Widerspruchs zu der Äußerung: „Na, das kann

Euch doch wohl gleich sein, ob so ein Mädel, das nun doch einmal an der Straße steht, von mir erworben und verdorben wird, oder vierzehn Tage später von einem andern!"

Der gute, treuherzige Seupe wurde durch diese Blasphemie seines Freundes sehr bekümmert und erstieg mit dem ganzen Zorne der Gerechtigkeit im Herzen wieder seinen Gallerieplatz. Solche Bescheidenheit legten ihm seine recht mäßig bestellten Verhältnisse auf, jedoch wurde er durch die Studien, welche er da oben für seine künftige Seelsorge machen konnte, einigermaßen entschädigt.

Herbert hatte durchaus kein Verständnis für diesen Menschen. Weil der arme Kerl hie und da mal eine Cigarre von ihm nahm oder ein Glas Wein auf seine Rechnung mittrank, so war jener immer geneigt, für Seupes ganze Tugend und Frömmigkeit den Grund in dem immer schlecht gefüllten Beutel seines Freundes und den Zweck in einer sehr äußerlichen Rücksicht auf die künftige Lebensstellung zu suchen.

Diese Empfindung und sein Ärger über die eben erfahrene Zurechtsetzung verleiteten Herbert jetzt sogar zu einem frevelhaften Experiment. Er wollte diesen Seupe mal verführen. Ausschließlich in dieser Absicht ging er am andern Tage nachmittags um 3 Uhr, zu einer Zeit, wo in den Lokalen mit Damenbedienung fast niemals Gäste anzutreffen sind, ins Café Latin an der Weidendammer Brücke. Er wußte, daß sein frommer Freund in letzter Zeit da viel verkehrte und hatte auch längst den Grund dieser häufigen Besuche erkannt. Das war auch wahrhaftig nicht schwer gewesen. Seupe war in eine der Kellnerinnen verliebt wie ein Untersekundaner. Das Unglück war geschehen, gleich als er das erste Mal durch einen Zufall ins Latin gekommen war. Die Hexe hatte dem jungen Menschen, dessen Gewissensruhe wohl noch selten durch einen sinnlichen Reiz gestört worden war, aus alberner Spielerei ein paar feuchte Rosenblätter mit ihren kalten Fingern in den Hals gesteckt, erschrocken hatte er sich wehren wollen, hatte dabei ihre Hände ergriffen, und seitdem —

Übrigens war Herbert bei dieser kleinen Szene dabei gewesen. Als er jetzt der Valerie (so nannte sich das Ungeheuer) seinen Plan vortrug und hinzufügte, daß er alle ihre etwaigen Unkosten decken würde, lächelte sie mit augenscheinlichem Vergnügen. Das Problem imponierte ihr. „Sie sind sehr schlecht, Herr Horsig," sagte sie hernach, gestand aber zugleich, daß sie eigentlich „schon angefangen" habe. Und so waren die beiden bösen Menschen ihres Handels schnell einig.

„Nun werde ich dem lieben Kerl noch bei Gelegenheit einen Floh ins Ohr setzen," dachte Herbert, als er wieder auf dem Wege zu Gretchen war, „etwa: du, die Valerie scheint wie toll auf dich zu sein, oder so etwas. Um

ſo eine Sorte Tugend wie die ſeinige umzublaſen, braucht man nur eine kleine Doſis Eitelkeit und Courage einzugeben; und ich will doch gleich ſelber Seupe heißen, wenn es nicht anſchlägt! Gerade dem kann die kleine Teufelskur garnichts ſchaden."

Hierauf rechnete ſich Herbert zum zwanzigſten Male aus, wann etwa aus Lübeck eine Antwort auf ſein Schreiben da ſein könnte. Morgen, ſo meinte er, wäre es wohl möglich, daß er oder Gretchen von Papa Beſta einen Brief hätte.

Aber es kam nichts und den folgenden Tag auch nichts und immer wieder nichts. Der Alte hatte wohl von Herberts Erlaubnis, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen, Gebrauch gemacht.

Herbert war das nicht lieb. Er empfand immer deutlicher, daß Gretchens häufige Frage: „Wie ſoll das enden?" nur zu berechtigt war, aber nie und nimmer hätte er's übers Herz gebracht, auf eine brüske, häßliche Weiſe die Roſenfeſſeln zu zerreißen, in denen ihn das ſchöne Blumenmädchen gefangen hielt.

Er liebte ſie.

Andererſeits hatte er eine aus ſeinen Familienverhältniſſen leicht erklärliche, entſchiedene Abneigung vor dem ſogenannten „Verlumpen". Und trieb er denn nicht dieſem Abgrunde mit offenen Augen zu? Der Widerſpruch, der wie über Nacht in ſein Leben hineingetreten war, quälte ihn mit jedem Tage öfter und grauſamer. Um dieſe Zeit war es, daß er das Geſtändnis eines modernen Lyrikers in ſein Diarium abſchrieb:

„Was hab ich nun davon, daß ich den Dichtern
Gefolgt, die ewig Wein und Weib gepredigt,
Die mich gelehrt, daß unter Faunsgeſichtern
Am leichteſten das Leben ſich erledigt?

Jetzt ſitz' ich da, der dummen Konſequenzen
Und meiner Reue lächerliche Beute,
Nicht ſchwärmend mehr von Dionyſos' Tänzen. —
Ach, die Philiſter ſind die klügſten Leute!"

Wiederholt nahm er ſich auch vor, über einen anſtändigen und vernünftigen Abſchluß ſeines kleinen Romans einmal gründlich und erſchöpfend nachzudenken. Das Reſultat, zu dem er dabei kommen würde, ſollte dann künftig die alleinige Richtſchnur ſeines Benehmens ſein. — —

Es war am ſiebenten Tage nach Abſendung ſeines Briefes an Herrn Beſta, als er wieder einmal mit dieſem guten Vorſatze mittags nach Hauſe kam. Er ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl und zündete eine Cigarre an. Darauf übte er ſich eine Zeit lang im Ringelblaſen — es war, um aus der

Haut zu fahren, daß ihm dies so oft gelang und doch nicht sicher! — und freute sich dann zum hunderttausendsten Male in seinem Leben über das feine Blau des aus dem Herde der Cigarre aufsteigenden Rauches, wobei er sich die chemischen Gründe vergegenwärtigte, weshalb die aus Mund und Nase hervorgebrachten Wolken immer grau sind. Als die Cigarre zu Ende war, fühlte er einen leichten Druck auf der Stirn und ging deswegen wieder hinaus ins Freie. Eine Viertelstunde später saß er bei Gretchen, und das Herz zitterte ihm vor Freude, daß er wieder in ihre Augen sehen durfte. Er war wieder so froh, wie am ersten Tage seiner Liebe, und wieder war das Dulce desipere das Einzige, was er dachte und fühlte.

Fünf Minuten später war sie wieder einmal böse. Herbert hatte das Wort „Verhältnis" gebraucht und sie „kann das nicht hören", wie sie denn überhaupt vor den Kunstausdrücken der Sünde einen heiligen Abscheu hat. Die letztere selbst scheint ihr immer viel ungefährlicher. Wenigstens kam es Herbert jetzt, seitdem die Antwort von Lübeck ausgeblieben war, manchmal so vor. Heute sprach er zum ersten Male wieder von dem Briefe.

„Wer soll sich um mich kümmern!" sagte das arme Kind so verächtlich, mit so wildem, trotzigem Ausdruck, daß Herbert ordentlich erschrak. Dann küßte sie ihn leidenschaftlich. „Du bist doch noch immer der beste Mensch von der Welt," fügte sie hinzu und fuhr dann fort, indem sie vom Stuhle aufstand und einen Schritt zurücktrat, mit einer unheimlichen Kälte und Offenheit: „Ich schwöre Dir, daß ich mich niemals einem andern hingeben werde. Wenn Du — — —," dabei umschlang sie seinen Hals und sagte ihm den Rest ins Ohr. Weil er aber nicht antwortete, sondern erschrocken und vor sich selber zitternd dasaß, plauderte sie mit einer süßen, ruhigen Traurigkeit weiter: „Ich weiß, daß dies jetzt die schönste Zeit in meinem Leben ist. Ich kann viele Männer haben, aber wenn ich es auch mit einem genau wieder so machen würde, wie mit Dir, das würde doch nur alles Verstellung sein." Sie kam jetzt wieder auf ihren Lieblingsgedanken: so wahr und selig, wie sie ihn liebe, könne man nur Einmal lieben. Herbert fiel heute eine Phrase dabei ein, die er am Morgen in einem Familienblatt-Roman gelesen hatte: „Diese Seele wird man einst von Dir fordern." Die Phrase quälte ihn mit kurzen Pausen nun schon den ganzen Tag, wie manchmal eine aufdringliche, triviale Melodie, die wir doch nicht loswerden können, uns bis zum Äußersten martert. —

Da es Sonnabend war, an welchem Tage Herbert offiziell in einem Freundeskreise den Abend verbringen mußte, so trennten sich die Beiden schon gegen 7 Uhr mit der Abmachung, morgen einen kleinen Ausflug nach Charlottenburg zu machen, wo Gretchen eine mütterliche Freundin hatte.

Das heißt, Frau Kaiser, welche vordem in Berlin wohnhaft gewesen

war, hatte der armen schönen Fremden bei ihrer Ankunft in der Reichshauptstadt erste Unterkunft und guten Rat gegeben, und nun hatte Gretchen den dankbaren Einfall, die gute Frau mal wieder zu besuchen. —

Vor Café Bauer stand eine Droschke auf Kufen, in welche am Sonntag ½3 Uhr nachmittags Herbert und Gretchen einstiegen. Sie steckten vergnügt ihre Füße in das Stroh, welches zu diesem Zwecke im Schlitten lag, und zogen die Decke über den Schoß; dann fingen die Schellen an zu klingeln, und bald glitten die beiden fröhlichen Menschen in dem nicht eben überstürzten Trabtempo ihres Gaules durch die Hauptallee des Tiergartens. Sie hatten keine Eile. Gretchen war glückselig. Herbert mußte seine Rechte mit in ihren Muff stecken, wodurch er eine sehr unbehagliche Armverdrehung erlitt, aber sie wollte es nun einmal so.

Sie hätte heute noch ganz andere Dinge, sie hätte alles, was in seiner Macht lag, von ihm verlangen können, so hilflos stand er wieder unter dem süßen Zauber, der von ihrer Person ausstrahlte. Sie sah entzückend aus, und dabei that ihre einfache Toilette das Wenigste. Sie trug ein langes, dunkles Peluchejackett und auf dem zierlichen Amorettenkopfe ein schwarzes Bandhütchen, aus dem zwei lange Vogelschwänze kokett in die Luft ragten. Wangen und Nasenspitze waren ein wenig röter geworden; sie atmete lebhafter.

Die mütterliche Freundin, eine brave Tischlersfrau, die mit ihrem Manne in einer Nebenstraße Charlottenburgs eine bescheidene Wohnung innehatte, empfing Gretchen mit sichtlicher Freude über das „dankbare Herz" und auch über das gute Aussehen ihres einstigen Schützlings. Die männliche modisch angezogene Begleitung war ihr natürlich etwas verdächtig. Auch Gretchen schien ihr äußerlich doch ein wenig zu elegant. Die beiden Frauen kamen schnell in ein lebhaftes Gespräch, sodaß Herbert sich sehr bald auf die leichte Rolle des Zuhörers beschränkt sah. Er mußte die Droschke fortschicken, da Frau Kaiser es sich nicht nehmen ließ, die jungen Leute zum Kaffee bei sich zu behalten. Herbert mußte zwei große Tassen von dem sehr reichlich, aber auch sehr dünn gebrauten Getränke leeren und Gretchen ein peinliches Verhör bestehen, wobei beide nicht eben viel Vergnügen fanden. Zuletzt sagte die gute Frau sogar sehr offen, Gretchen habe durch das Herumlaufen mit Blumen und ihr jetziges „Nichtsthun", wie die Gestrenge sich immerhin noch schonend ausdrückte, entschieden an Wert verloren, — eine Bemerkung, welche hernach von der Betroffenen, als sie mit Herbert wieder draußen und allein war, als „sehr albern" verworfen wurde. Zu denken, wie diese Frau dachte, das lag nicht in ihrem Blute.

Sie waren auf dem Wege nach der Station Charlottenburg der Berliner Stadtbahn. Es dunkelte schon. Gretchen hielt sich heute so sonderbar fest

an Herberts Arm, wie sie noch nie gethan hatte. Plötzlich schimmerte aus den hohen Fenstern einer Kirche, die am Wege lag, ihnen Licht entgegen. Sie gingen schweigend. Da fing auch die Orgel zu spielen an.

„Bleib mal stehen!“ bat Gretchen, und dann: „Willst Du mit mir in die Kirche gehen?“ Herbert blieb eine Weile und schwieg. Er fühlte, daß dies nur eine Laune von ihr war; aber auf einmal kam es ihm selber so vor, als ob die Klänge der Orgel, die immerfort da drinnen weiter rauschten und dröhnten, ihn einlüden — all die Ereignisse und Eindrücke der letzten Wochen gingen in diesen Augenblicken wie ein flüchtiger Faschingszug an seinem Geiste vorüber, — wie er das kleine Blumenmädchen zum ersten Male sah, wie er, eigentlich bloß, weil er gerade nichts besseres vorhatte, sich sozusagen künstlich, vorsätzlich in sie verliebte, dann die ganze kleine Geschichte, wie sie ihm langsam und heimlich die Zügel aus der Hand genommen —.

Da faßte sie ihn, ohne länger auf eine Antwort zu warten, einfach wieder am Arme und führte ihn durch das hohe Portal nach einer der hinteren Bänke des Kirchenschiffs.

Währenddem sah er sich um, ob etwa jemand Bekanntes in der Kirche wäre. So feige war er.

Wie wunderseltsam klangen ihm heute Orgel und Gesänge! Sie waren eben zum Anfang eines Kirchenkonzerts gekommen. Seltsame, süße Empfindungen erfüllten ihn. Einmal, wie ein Kinderchor mit jubelnden Engelsstimmchen einsetzte:

„Heut' ist der Himmel aufgethan,
Heut' hat er wahres, wahres Licht.
Nun schauet Gott uns wieder an
Mit seinem gnädigen Angesicht.“

und dann:

„Jesus, du Heiland aller Welt,
Dir dank' ich, dank' ich Tag und Nacht,
Daß du dich hast zu uns gesellt
Und diesen großen Jubel bracht!“

da kam's ihm so vor, als habe Gott selbst ihn hier hereingerufen, um mit ihm zu reden.

Als Herbert am Abend dieses Tages Gretchen an ihrer Hausthür Gute Nacht gewünscht hatte und dann in seiner nahen Wohnung, sehr nachdenklich gestimmt, die Lampe anzündete, fand er einen Zettel auf seinem Tische, mit der Notiz: „Ich habe Sie zweimal heute in Angelegenheit des Fräulein Goodby vergeblich zu sprechen gesucht und werde morgen früh um 9 Uhr wiederkommen. Dr. Richter (in Diensten der inneren Mission). Berlin NW.“

Ein Religionslehrer, welcher Herbert Horsig in den oberen Klassen des Gymnasiums unterrichtet hatte, war daran schuld, daß dieser, obgleich er sich

selbst für einen guten Christen hielt, doch gegen den geistlichen Stand aller Bekenntnisse eine schier unüberwindliche Antipathie hatte.

Der Dr. Richter war eigentlich der erste Gottesmann, mit dem Herbert seit den Beklommenheiten des Maturitätsexamens wieder etwas zu thun hatte. Dieser sollte nun, das war Horsigs erster Gedanke beim Anblick jenes Zettels, für die frommen Sünden irgendwie büßen, die jener hinter dem Schilde seiner Entscheidungsgewalt über Reif oder Unreif begangen hatte.

Herbert wußte noch garnicht, was der Mann von ihm wollte, und doch erwartete er ihn, etwa wie ein ungezogenes Kind eine neue Bonne — mit demselben instinktiven Mißtrauen, derselben trotzigen Feindlichkeit, demselben unartigen Vorurteil.

Auf dem Schranke in seinem Schlafzimmer stand ein alter scheußlicher Gypsabguß der mediceischen Venus, welche infolge des vier- oder fünffachen gelblichen Ölfarbenüberzugs schon eigentlich kaum mehr nackt genannt werden konnte, aber um dem Manne der inneren Mission unangenehm aufzufallen, war sie nackt genug; und so wurde denn am Montag Morgen ½9 Uhr das bestaubte Kunstwerk vorsichtig, damit nicht die letzten paar Finger auch noch abbröckelten, auf den Schreibtisch im Wohnzimmer translociert. Darunter kamen einige Kellnerinnenphotographien, welche sich zufällig in Herberts Besitze fanden, und da ihm diese noch nicht ausreichend ins Auge zu fallen schienen, so vervollständigte er die Gallerie pietätloserweise noch mit den Bildnissen einiger höchst unbescholtener Cousinen, welche sich indessen auf dem ungewohnten Ehrenplatze ganz gut ausnahmen.

Auch besann sich Herbert, daß er noch einen Rest von Peau d'Espagne besaß; mit diesem parfümierte er Teppich und Vorhänge. Der aufdringliche Geruch durchströmte das ganze Zimmer. Als er mit dem Geschäfte fertig war, glaubte er doch ein bißchen zuviel des Bösen gethan zu haben. „Eigentlich kindisch!" kritisierte er sich selber und war eben im Begriff, seine Arrangements wieder ein wenig abzuschwächen, als er durch das pünktliche Erscheinen des Doktors an der Ausführung dieses guten Vorsatzes behindert wurde.

Es gelang ihm indessen, den Geistlichen, welcher mit einem freundlichen Guten Morgen! ins Zimmer trat, unbefangen zu begrüßen.

„Ich weiß aus einem Briefe, den Sie an einen Herrn in Lübeck geschrieben haben, daß Sie die Seele eines jungen Mädchens, mit dem Sie aus jugendlichem Leichtsinn ein Verhältnis angeknüpft haben, gerettet sehen möchten," begann Dr. Richter, indem er zugleich einen Brief aus der Brusttasche seines Winterüberziehers hervornahm, in welchem Herbert sofort den seinigen an Gretchens Vater erkannte.

Er schien eine Einrede machen zu wollen, jedoch fuhr der Doktor augen-

blicklich fort und sagte: „Ich sehe aus dem Umstande, daß Sie diesen Brief geschrieben haben, und auch aus dem Wortlaute selbst, daß Sie kein schlechter Mensch sind. Aber ich sehe auch, daß Sie sich in großen Irrtümern befinden. Bauen Sie nicht zu fest auf ihre „studentische Obskurität", aus der Sie, wie mir scheint, eine Befugnis für allerhand — ich will mich mild ausdrücken! — Adiaphora herzuleiten scheinen. Man kennt Sie doch; und besonders wir — die Sorge für die Studentenschaft ist allerdings gerade zufällig mein persönliches Ressort — wir kennen Sie sehr wohl. — Auf welcher Schule sind Sie eigentlich gewesen?"

Herbert war zwar durch die letztere persönliche Frage ein wenig verblüfft, nannte aber doch aus Verlegenheit um eine andere angemessene Entgegnung das Gymnasium, auf welchem er sein Reifezeugnis erhalten hatte.

„Ach, dann haben Sie ja wohl bei Dr. T. Religionsunterricht genossen?"

Auch das bejahte Herbert, obwohl sich ihm die Empfindung des Examiniertwerdens schon immer unbehaglicher aufdrängte; aber, als nun der Besucher wieder sehr unvermittelt fortfuhr: „Denken Sie doch auch an Gott, dessen Auge überall Sie behütet und bewacht!" da bat Herbert mit absichtlich kurzem und trotzigem Tone, der Herr Doktor möchte doch so freundlich sein ihm anzugeben, was in Sachen des Fräulein Goodby zu besprechen wäre. Er habe um 10 Uhr Kolleg.

Ohne durch die brüske Unterbrechung verletzt zu sein, wurde der Geistliche sofort sehr sachlich.

„Die Frau des Herrn, an welchen Sie geschrieben haben," sagte er, „ist hier und hat sich an uns gewendet, um die Goodby an geeigneter Stelle unterzubringen. Wir haben eine unserer Erziehungsstationen als passendsten Ort für Ausübung des hier dem Christen gebotenen Liebeswerkes erkannt, und ich habe Sie eigentlich nur aufgesucht, um Ihnen dies mitzuteilen, damit Sie doch dessen sicher sind, daß Gott noch alles zum besten wenden wird. Außerdem möchte ich für den Fall, daß Sie noch irgend etwas Äußerliches mit dem Mädchen zu ordnen haben sollten, Ihnen die Möglichkeit dazu nicht abschneiden. Denn ich werde die Goodby wahrscheinlich noch heute selbst nach dem Stift hinausbringen. Dasselbe steht unter meiner Direktion. . . . Da es mich freuen würde, wenn Sie durch diese Fügungen einiges Interesse an unserer segensreichen Anstalt gewännen, so bitte ich Sie sogar, einen Blick in unsere Aufnahme-Bedingungen zu werfen."

Dabei zog er ein Heftchen aus der Tasche und reichte es Herbert hin. Diesem kam dies alles so plötzlich, so unerwartet, daß er sich durchaus nicht über das einzuschlagende Benehmen klar wurde.

Er griff nach der dargebotenen Broschüre und las die ersten Sätze:

Die Erziehungsstation ist bestimmt zur christlichen Erziehung und Aus-

bildung konfirmierter verwahrloster oder in Gefahr der Verwahrlosung stehender Mädchen. Demgemäß nimmt sie insbesondere auf:

1. solche Mädchen, welche moralisch zu schwach sind, um den Versuchungen der Welt ohne feste Leitung widerstehen zu können.

Herbert fragte, indem er auf den eben gelesenen Passus hinwies: „Sie subsummieren Fräulein Goodby unter diesen ersten Punkt?“ Der Geistliche bejahte das unumwunden und bat nur, weiter zu lesen.

Als Herbert Horsig, der groß geworden war in eitel Eigennutz und immer nur auf der Jagd nach Befriedigung seiner Neigungen, seines persönlichen Ehrgeizes und seiner Vergnügungssucht, die wenigen Paragraphen zu Ende gelesen hatte, konnte er sich eines freundlichen und achtunggebietenden Eindruckes derselben nicht erwehren. Er hatte es vordem noch nie der Mühe für wert erachtet, sich um solche „fromme“ Einrichtungen zu kümmern und schämte sich in diesem Augenblick vor dem Manne, der als die Verkörperung der Selbstlosigkeit und hilfbereiten Christenliebe ihm gegenüber saß.

Horsig hatte zwar innerlich lächeln müssen, als er las, daß das schöne Gretchen nun noch einmal „Unterricht in Katechismus und biblischer Geschichte“ erhalten solle, und daß neben der Bibel auch ein Paar Holzpantoffeln als unentbehrlich mitzubringen wären; auch konnte er sich nicht sogleich ein rechtes Bild machen, wie sich das vielumschwärmte Blumenmädchen in den Dienstbotenberuf, zu welchem die Erziehungsstation ausbilden wollte, dereinst finden würde; jedoch konnte er den verständigen Gründen des Doktor Richter durchaus nichts Stichhaltiges entgegensetzen. Er kam sich wie überrumpelt vor und leistete weiter keinen Widerstand, hatte ja wohl überhaupt kein eigentliches Recht dazu. Nebenbei raunte ihm sein Egoismus fortwährend ins Ohr, daß es ihm ganz angenehm sein könne, wenn er das Mädchen, nachdem er ein gar unterhaltendes und seine Eitelkeit völlig befriedigendes Abenteuer mit ihr erlebt hatte, nun auf solch eine anständige Weise wieder los würde.

Als die Beiden eine Viertelstunde später gemeinsam die Treppe zu Gretchens Wohnung emporstiegen, erzählte der Dokter Richter eine Anekdote vom letzten Reichstage, wozu Herbert einen vergnügten Witz machte.

Sie fanden Frau Vesta im Zimmer, wie der Geistliche schon unterwegs vorausgesagt hatte. Sie sowohl, als auch Gretchen, welche in ihrem einfachen karierten Morgenrock am Fenster stand, hatten rotgeweinte Augen. Neben der alten Dame saß noch eine barmherzige Schwester aus der Erziehungsstation, wie Herbert, nachdem er durch den Geistlichen kurz vorgestellt worden war, erfuhr. Die beiden Frauen mußten eine bedeutende Überredungskunst ins Feld geführt haben, denn Gretchen setzte zu Herberts höchstem Erstaunen der freundlichen Frage des Geistlichen, ob sie Lust habe,

es mal mit dem Stift zu verſuchen, nicht ein Wort des Widerſpruchs entgegen.

Frau Veſta betrachtete indeſſen mit nicht eben wohlwollendem Intereſſe den Verfaſſer jenes Briefes, welcher ihr nun ſchon eine Woche lang alle Ruhe und Heiterkeit benahm. Sie gedachte all der unliebſamen Erklärungen und Beratungen, welche ſie durch dieſen jungen Menſchen mit ihrem Gatten gehabt hatte.

Als Herbert höflich um Erlaubnis bat Platz nehmen zu dürfen und hierauf nicht anders, als jeder Menſch ſich auf einen Stuhl ſetzt, ihr gegenüber ſich niederließ, ärgerte ſie ſich ſichtlich. Herbert Horſig wußte ſehr gut, daß eine Dame aus der „Geſellſchaft" den Standpunkt, welchen er in jenem Briefe hatte durchblicken laſſen, unmöglich gutheißen kann. Aber dieſe Frau kennt ihn ja nicht, wird weder mit ihm noch mit ſeiner Familie jemals ſpäter in Berührung kommen. Dieſe Dame es einmal fühlen laſſen zu dürfen, daß ſie in ihrer ganzen prüden Erziehung und dann ſpäter vermutlich durch die Heuchelei ihres Gatten und aller anderen „Herren" unausgeſetzt und gefliſſentlich falſch berichtet worden ſei über das Leben, wie es außerhalb des Salons und des Penſionats ſich abſpielt, empfand er als einen höchſt glücklichen Umſtand und machte das unſchuldigſte, dreiſteſte, ſelbſtverſtändlichſte Geſicht von der Welt.

Frau Veſta bemühte ſich zunächſt, darzuthun, daß ihr Gatte überhaupt nicht der Vater des Fräuleins ſei. Er würde das ſeiner Zeit beſchworen haben, verſicherte ſie, wenn er nicht die Unannehmlichkeit eines entgegentretenden Meineids von Seiten der Mutter befürchtet hätte.

„Dieſe ſcheint allerdings ein ganz verworfenes Frauenzimmer geweſen zu ſein," fügte der Doktor hinzu.

Herbert brach die häßliche Erörterung ab, indem er mit abſichtlicher Rückſichtsloſigkeit kurz darauf hinwies, daß ihn dies durchaus nichts angehe, und ließ von da an mit bewußter Ungeniertheit ſeine Augen auf dem armen, ſchönen Geſchöpfe ruhen, das immer noch, ohne ſich zu bewegen oder zu reden, an ſeinem Platze — die Einzige von allen — ſtand, wie eine Angeklagte, die man unerwartet um eines Verbrechens willen, das keines iſt, und das ſie niemals für ein ſolches gehalten hat, vor Gericht ſtellt.

Da der Geiſtliche inzwiſchen begonnen hatte, einige praktiſche Fragen betreffs notwendiger Beſorgungen an Kattunkleidern, Schuhwerk, Schürzen, Nachtjacken u. ſ. w. zu erledigen, ſo empfand Herbert bald, daß er überhaupt jetzt hier nicht mehr gebraucht würde und empfahl ſich. Als er zuletzt von Gretchen mit einem kurzen Händedruck ſich verabſchiedete, rollten ein paar große Thränen ihr über die roten Backen.

Alles Geſchäftliche wurde dann in Kürze vollends erledigt; der Geiſtliche

erinnerte das zu allem schweigende Mädchen noch einmal an Gott, welcher schon alles zu einem guten und fröhlichen Ende führen würde, und bestimmte, daß Gretchen jetzt gleich ihre Sachen packen und verschließen solle, damit sie zum Abholen bereit stünden; sie selbst möchte um 3 Uhr am Nachmittag auf dem Bahnhof Friedrichstraße an der Fahrkartenausgabe ihn erwarten.

„Sie haben einen schweren Beruf," sagte Frau Besta mit ernstlicher Dankbarkeit zu Doktor Richter, als sie mit diesem und der Schwester wieder auf der Straße war, worauf der Geistliche mit frohem Stolze entgegnete, daß eine schöne Pflicht niemals schwer sei. „Übrigens," fügte er hinzu, „war der Fall, dessen Sie, gnädige Frau, hier zufällig Zeugin waren, noch für uns ein verhältnismäßig einfacher. Wir werden nicht immer so schnell fertig."

„Und ich danke Gott," so beendigte Frau Besta diese beschaulichen Schlußbetrachtungen, „daß er mich durch Ihre Hilfe dieses peinliche Geschäft so leicht und glatt hat abwickeln lassen!"

Eine Viertelstunde später unterzeichnete sie erleichterten Herzens auf der Wohnung des Dr. Richter im Namen ihres Mannes eine gedruckte Erklärung, welche lautete: „Ich Endesunterschriebener bin mit den Aufnahme-Bedingungen der Erziehungsstation N . . . . bei Berlin, wie sie in den Sätzen 1—7 der Stiftsordnung enthalten sind, völlig bekannt und unterwerfe mich hiermit denselben in allen Stücken. Insbesondere verpflichte ich mich auch, das von mir überbrachte Mädchen Anna Goodby zwei Jahre lang vom heutigen Tage ab dem . . . Stift zur ausschließlichen Erziehung zu überlassen und mich während dieser Zeit jeder Einmischung in die Erziehung zu enthalten. Berlin, d. . . . XII. 189 . .", und kehrte dann, den nächsten Eilzug, welcher um Mittag abging, benutzend, dem neuen Sodom den Rücken.

Als Herbert an diesem Tage ins Kollegium gekommen war, merkte er bald, daß er heute aber auch nicht das geringste Einsehen für des Kaisers Justinian absonderliche Feinheiten und Weisheiten hatte. Immer wieder von neuem liefen ihm die unbotmäßigen Gedanken leise und heimlich fort nach der hohen Mietskaserne in der Marienstraße, wo die arme Schöne vielleicht mit Thränen ihren Korb packte und an ihn dachte, vielleicht mit bitterm Groll wie an einen, der sie verraten hätte an diese Frommen und verkauft um das Lösegeld seiner Freiheit und Bequemlichkeit — und dann erschrak er wieder mal und wollte hören und verstehen, was der Herr Geheimrat da eben auseinandersetzte. Aber fremder wie Chinesisch klang's ihm, und der ergraute Rechtskundige trug sein Lehrbuch doch so klar und mit so feiner Betonung vor: „Die Erbschaft ist der Erbe, welcher künftig antreten wird, und gerade deshalb ist sie nicht der Erbe (nämlich in seiner Eigenschaft als eine andere Persönlichkeit), sondern der Erblasser, weil der Erbe als

Erbe vielmehr der Erblaſſer iſt.“ Es war zum Davonlaufen! Das war das Einzige, was Herbert dabei empfinden konnte, und ſo lief er denn auch ſchließlich davon. Er ſchlenderte die Linden hinunter und ſah ſich jedes Schaufenſter an, ohne eigentlich irgend etwas zu ſehen. Plötzlich ertappte er ſich, wie er die Buchſtaben des Wortes Aluminium, das irgendwo ſtand, mit großer Gewiſſenhaftigkeit zählte. — Er erſchrak vor dieſem Symptom ſeiner Gemütsverfaſſung und wendete ſich darauf mit energiſchen Schritten einem Lokale zu, wo er wußte, daß einige Bekannte um dieſe Zeit zu Mittag aßen. Er erzählte den Leuten ſofort, daß er ſeit heute von Gretchen wieder getrennt ſei, und zu ſeiner Verwunderung hielten ſie es ſämtlich für angebracht, ihm dazu mit großer Offenherzigkeit zu gratulieren. Man freute ſich augenſcheinlich, daß Herbert „wieder vernünftig“ geworden war, daß er ſogar nachher wiedermal einen Skat mitſpielen wollte, — und war ſich vollkommen einig darüber, daß man auch das hübſcheſte Mädel nicht ewig pouſſieren könne. Nur der gleichfalls anweſende Seupe konnte dieſer Anſchauung ſeiner weltlichen Freunde, welche das Weib zu einem Spielzeug des Mannes erniedrige, im Prinzip nicht beiſtimmen. Übrigens ließ ſich niemand deswegen in einen Streit mit ihm ein. Man reſpektierte in dieſem Kreiſe die kleinen moraliſchen „Vorurteile“ des jungen Theologen mit einer gewiſſen unfreiwilligen Toleranz. Faſt alle dieſe Menſchen, welche die goldene Jugendzeit eigentlich ausſchließlich mit der leider ſo nötigen Vorbereitung aufs Examen und dem göttlichen Skatſpiel zubrachten, empfanden ſehr deutlich, daß der ernſthaft ringende Seupe ihnen ſittlich über war; ſie zu heben, reichte ſeine Kraft freilich nicht aus.

Der verabredete Skat fand dann in dem kleinen Café de Roche auf der Louiſenſtraße ſtatt. Herbert war guter Dinge und kam erſt um 3 Uhr nachmittags heim.

Die Seele des glücklichen Menſchen war in dieſem Augenblicke ſchon wieder ganz ruhig. Wenigſtens brachte er's fertig, um einen Rückfall in die quälende und nutzloſe Wehmut des Morgens zu verhüten, das verführeriſche Halbdunkel, welches bei ſeinem Eintreten ſchon über den faulen Fauteuils und anderen Gelegenheiten zu nutzloſem Grübeln und Träumen lag, durch zweckbewußtes Anbrennen der Studierlampe zu verſcheuchen und ſofort nach einem ſeit einigen Wochen nicht mehr aufgeſchlagenen dicken Kompendium des Strafrechts zu greifen.

Da trat Frau Meißner ein und meldete mit verſchmitztem Geſicht, es ſei etwas für ihn angekommen, was ſie aber nicht herüberbringen könne. Herr Horſig möchte ſich doch einmal mit in die Küche bemühen!

Herbert machte zuerſt ein recht dummes, ſauerſüßes Geſicht, als er der Überraſchung anſichtig wurde.

Vom Waschtrog, wo sie eben mit Tellerauswaschen beschäftigt gewesen war, trat ihm Gretchen entgegen und hielt ihm mit einem glückseligen Schelmenlächeln in den Augen ihre nassen Hände hin.

„Sei mir nicht böse," sagte sie dabei, und der Egoist an der Küchenthüre empfand den feinen Schlag, der ihm mit dieser Bitte, vielleicht ohne Absicht, erteilt wurde, so schwer, daß er die nassen Hände wie um Verzeihung bittend ergriff und heiß und innig drückte.

Es war nichts anders geworden. —

„Ich sollte um 3 Uhr den Doktor auf Bahnhof Friedrichstraße treffen, aber ich bin nicht hingegangen;" erklärte Gretchen mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt, während sie sich dann in Herberts Zimmer die große blaue Schürze von Frau Meißner abband, „ich konnte nicht!"

Wer einmal so ein „Ich konnte nicht!" oder „Ich kann nicht!" aus Frauenmunde gehört hat, der weiß, daß damit noch ganz andere Sachen als ein nicht gehaltenes Versprechen völlig entschuldigt sind, und daß es jedenfalls dagegen keinen Widerspruch giebt und keine Einrede.

Und nun vollends Herbert war gerade der Mann dazu und hatte den besten Willen, Gretchens „Ich konnte nicht!" vollkommen einzusehen.

„Weißt Du," sagte sie dann plötzlich, „der Doktor hat meine Mutter ein ganz verworfenes Frauenzimmer genannt. Das lasse ich mir nicht gefallen. Überhaupt hat mir kein Mensch gesagt, was ich in dem Stift eigentlich soll; so eine mit der großen grauen Kapuze will ich garnicht werden!"

Herbert hielt es für unnütz, diesen letzteren kleinen Irrtum zu berichtigen. Er fragte nur, was Gretchen dem Doktor Richter sagen wolle, wenn dieser, was ganz sicher wäre, sich morgen bei ihr wegen des Wegbleibens erkundigen würde.

„Wir werden ihn garnicht wieder hereinlassen!" antwortete sie mit einer eigentümlichen Gewißheit; und nun kam etwas zutage, worüber Herbert, der plötzlich wieder in einer Laune war, wie damals, als er die Venus auf den Schreibtisch stellte, nicht umhin konnte, sich zu freuen.

Die kleinen Leute von der Karlsstraße und Marienstraße, die wenigen, welche es etwas anging, und viele, die es nichts anging, hatten wie es schien in stillschweigender Übereinkunft eine ordentliche Verschwörung gegen „den vom Vereinshause" angestellt.

Selbstverständlich war es zunächst den Wirtsleuten Gretchens aufgefallen, daß eine vornehme Dame mit einer Betschwester zu ihrer Schutzbefohlenen kam, und dann gar noch der wohlbekannte Horsig in der staunenerregenden und jedenfalls „schlechten" Gesellschaft des in der ganzen Gegend ebenso

wohlbekannten Geistlichen. Während der kleinen Unterhandlung war dann natürlich an allen Thüren gehorcht worden, und sobald Gretchen wieder allein gewesen war, hatte man sich sofort mit Ernst und Eifer daran gemacht, den beabsichtigten Gehorsam ihr auszureden. Der Wirt, welcher als Nebengeschäft eine kleine Stellenvermittlung betrieb, hatte auf einmal zwei vorzügliche Stellen für Fräulein, und seine Frau, welche das Stift ganz genau kennen wollte, hatte dasselbe augenscheinlich zugleich als Spittel und Arbeitsanstalt, als Besserungshaus und Kloster geschildert. Inzwischen waren einige Frauen aus der Nachbarschaft gekommen und hatten hundert Gründe und Beispiele beigebracht, daß die vom Vereinshause nur Schaden anrichteten, Unfrieden in die Häuser trügen, und nichts könnten, als arme anständige Mädchen ins Dienstbotenelend stürzen. Gerade in diesen Kreisen, wo eine Anstalt zur sittlichen Hebung den meisten Segen zu stiften Gelegenheit hätte, herrscht gewöhnlich gegen die sanftredenden rasierten Männer, die man, ohne sie zu kennen, gleich „Herr Pastor!" anredet, und gegen die inkorporierte Frömmigkeit der Betschwestern und ihrer Berufsverwandten eine Abneigung, die die besten Absichten zu schanden macht. Auch Horsigs Wirtin, zu der Gretchen alsbald, um allen Nachstellungen sicher aus dem Wege zu gehen, geeilt war, hatte sich ganz im Sinne jener Leute über das Geschehene ereifert. Sie hatte Gretchen unter Hinweis auf ihre eigene, sehr sauber und nett eingerichtete Wirtschaft erzählt, daß sie einst Balletense gewesen sei, viel erlebt und gesehen habe, und dann, als sie zur Ausübung ihrer Kunst zu dick geworden, doch noch einen Mann bekommen hätte, wie für Dienstmädchen keine zu haben wären. Dann hatte sie Gretchen für das Weihnachtsfest freundlich zu sich eingeladen, hatte dem jungen Mädchen ihre Ausgehkleider, ihre vollzählige Wäsche, ihre Schmuckgegenstände gezeigt, und als Herbert am Nachmittage kam, dachte Gretchen nicht mehr daran, nach dem Stift zu gehen.

Auch Horsig hatte sich voll überzeugen lassen. Er war wieder ganz Partei für seine Geliebte. Als diese ihn gegen Abend verlassen hatte, setzte er sich an den Schreibtisch; er wollte einen sehr artigen und bescheidenen Brief an den Doktor schreiben, welcher aber doch den Missionar ganz leise fühlen lassen sollte, daß es manchen Naturen gegenüber unmöglich, ja vielleicht ein Unrecht wäre, sie gewaltsam unter die herkömmliche Schablone der Gottwohlgefälligkeit bringen zu wollen. —

Herbert machte wieder ein Konzept in sein Diarium und korrigierte viel. Als der Doktor am andern Morgen den Brief erhielt, hatte er folgenden Wortlaut:

„Ew. Hochwohlgeboren

werden mir ein Wort der Aufklärung über das heutige Wegbleiben der Anna Goodby vom Bahnhofe gestatten, obwohl ich selbst, wie Sie

mir glauben werden, an diesem Nichtworthalten direkt keine Schuld habe. Meiner großen indirekten Schuld, daß ich nicht von vornherein das arme Geschöpf bei ihrer auskömmlichen und an sich völlig einwandfreien Beschäftigung gelassen habe, bin ich mir jetzt mehr bewußt, als je. Darum drängt es mich auch, statt ihrer heute bei Ew. Hochwohlgeboren um Verzeihung zu bitten. Erklären freilich kann ich Fräulein Annas Undankbarkeit — denn als solche müssen Sie ja wohl ihr Benehmen bezeichnen — nur mit einem Hinweis auf ihre ganze Veranlagung. Ich weiß bestimmt, daß sie ganz ehrlich den Wunsch hat, einen neuen, weniger von der öffentlichen Meinung gebrandmarkten Lebensweg zu gehen, aber in „Holzpantoffeln" wird sie nicht einen Schritt thun. Sie würde ihren letzten Groschen ausgeben, um sich dafür die Stiefel wichsen zu lassen. Als sie neulich einmal eine Frau sah, die am Boden kniete und scheuerte, zitterte ordentlich der ganze zierliche Körper bei dem Gedanken, daß sie jemals in eine solche Notwendigkeit kommen könnte. Dafür hat sie einen Hang zur Wohlthätigkeit im vornehmsten Stile: an keinem Bettler darf ich mit ihr vorübergehen, und die armen Leute aus unserem Viertel kennen keine noblere Taufpate, als Fräulein Anna. In der verhältnismäßig kurzen Zeit, welche sie jetzt frei hatte, ist sie zweimal ohne jede Anregung zur Kirche gegangen; sie hat alles Talent zu einer „frommen Dame". Vor „Diakonissinnen und so was" hat sie jedoch ein unüberwindliches Grauen. Auch vor Ihnen, Herr Doktor! Ich bitte um Verzeihung, aber das gehört doch gewiß zur Sache. —

Wahrhaftig, das unerwartete Wiedersehen, welches mir Fräulein Anna heute Nachmittag bereitet hat, war mir ebenso unlieb, wie ich heute Morgen glücklich war, daß durch Ihre Güte und Menschenliebe, verehrter Herr Doktor, mein Fehltritt noch so zum besten gekehrt werden sollte. Trotzdem aber muß ich Ihnen als meine nunmehr ganz feste Überzeugung aussprechen, daß derlei Maßregeln, wie die versuchte, bei einem Menschenkinde, dem die Lust am Leben und vor allem an seiner Freiheit nun doch einmal im Blute liegt, verlorene Liebesmühe sind. Schon heute früh, als ich die Goodby so gar zerknirscht am Fenster stehen sah, konnte ich den Verdacht nicht loswerden, daß sie der Einladung in das Stift nur zusage, um möglichst sicher und bald wieder auf- und davonzulaufen; und wenn sie es dann lieber gar nicht erst soweit kommen ließ, so war das unstreitig sehr klug.

Am Ende bewahrt sie auch der gesunde Ekel, den sie vor allem Häßlichen und Gemeinen bei jeder Gelegenheit an den Tag legt, ebensogut, als Mauern und Aufsicht. Ich werde ihr jetzt noch nach Kräften eine neue Versorgung suchen helfen. Wenn sie diese hat, will ich zu meinen

durch die jüngste Thorheit etwas ins Stocken geratenen Studien zurückkehren, und Ew. Hochwohlgeboren werden wir gewiß nie wieder auf derlei Wegen begegnen. Mit vorzüglicher Hochachtung ꝛc.“

Der Doktor steckte mit einer Miene, welche mehr ein freundliches Bedauern mit der unreifen Anschauungsweise des jungen Menschen, als etwa Unwillen ausdrückte, den Brief in die Tasche und machte sich sofort auf den Weg zu Gretchen, um die Widerspenstige nunmehr mit dem nächsten Zuge nach dem Stift zu bringen. Er glaubte das der Dame aus Lübeck, welche im Vertrauen auf seine Menschenkenntnis und Geschicklichkeit Berlin verlassen hatte, gewissermaßen schuldig zu sein.

Als er an Gretchens Wohnung geklingelt und der Wirt selbst geöffnet hatte, entwickelte sich folgendes unheimliche Gespräch:

„Was wollen Sie bei mir?“

„Ich habe noch etwas mit der Goodby zu besprechen. Lassen Sie mich nur hineingehen.“

„Fräulein Anna ist nicht zu Hause.“

„Dann lassen Sie mich, bitte, in ihrer Stube warten, bis sie wiederkommt.“

„Ich brauche niemanden hereinzulassen, den ich nicht will; außerdem ist Fräulein Anna noch nicht angezogen und kann jetzt keine Herren empfangen.“

„Lieber Herr,“ sagte der Doktor ruhig, „ich bin Geistlicher und habe etwas rein Geschäftliches mit dem Mädchen zu besprechen; wenn sie noch im Schlafrock oder meinetwegen in der Nachtjacke ist, so wird dies das Fräulein nicht genieren und mich erst recht nicht.“

Da Doktor Richter mit diesen Worten an dem Wirt vorbei durch die Thüre treten wollte, hielt ihn dieser halb mit Gewalt zurück und schrie mit der widerwärtigen Giftigkeit, welche bei solchen Leuten das Hauptsymptom der Wut ist: „Ich lasse mir aber in meiner Wohnung keine Mission gefallen; ich bin ein anständiger Mann, da fragen Sie den Pastor Finzer, der ist oft genug bei uns gewesen. Aber Sie lasse ich eben nicht herein!“

Jetzt verlor auch der Gebildete ein wenig seine Haltung. „Ihnen ist es bloß um die paar Mark Miete von der Goodby zu thun, welche Sie durch mich zu verlieren fürchten!“ sagte er spöttisch, worauf jener einfach die Thüre zuschlug.

Als Doktor Richter die Treppe hinunterstieg, tadelte er sich zunächst wegen der Aufwallung, zu der er sich hatte hinreißen lassen. Im übrigen gab er seine Sache keinen Augenblick verloren. Er ging jetzt, den Wink, welchen der Wirt selbst ihm gegeben hatte, benutzend, zu dem ihm wohlbekannten Pastor Finzer. Er legte dem etwas älteren Kollegen, welcher

allerdings sonst direkt mit der inneren Mission nichts zu thun hatte, seinen Fall vor, und bereits zwei Stunden später trat ein freundlicher Herr mit grauem Bart und Haar in Gretchens Zimmer, sagte ihr, daß sie sich vor den schwarzen Schwestern garnicht zu fürchten brauche, die wären garnicht so schrecklich fromm, wie sie aussähen, und manchmal ging's im Stift draußen ganz außerordentlich fidel zu; darauf gab er ein paar Proben von solcher Lustbarkeit, welche Gretchen sehr einleuchteten, und sagte schließlich auch offen, daß natürlich jedes Mädchen, das einmal einen ordentlichen Mann haben wolle, auch das und jenes lernen müsse.

Das war ein stärkerer Gegner, als Doktor Richter. Er hatte sich im Verlauf einer Stunde das leichtempfängliche und an sich durchaus gutwillige Geschöpf geradezu zur Freundin gemacht. Gretchen hatte die Empfindung, daß man mit dem doch reden könne, und erklärte ihm schließlich, daß sie ganz gerne in das Stift gehen wolle, nur müsse sie mit Herrn Horsig jetzt erst noch einmal darüber reden. —

Am Nachmittage dieses Tages gegen 3 Uhr trat Herbert Horsig in das Studierzimmer des Doktor Richter. „Ich komme von Fräulein Goodby," sagte er, und dann mit jener tonlosen Förmlichkeit, mit der wir eine Sache, deren Ausgang uns völlig gleichgültig ist, zu behandeln pflegen: „Sie läßt Ihnen durch mich sagen, Herr Doktor, daß sie jetzt bereit ist, in die Erziehungsanstalt einzutreten unter drei Bedingungen, welche sie mit vollkommener Deutlichkeit ausgesprochen hat: erstens, daß es mir erlaubt wird, die Anstalt vorher einmal anzusehen und nach dem Besuche derselben eventuell Nein zu sagen; zweitens, daß Frl. Goodby noch fünf Tage, d. h. bis zum Anfang meiner Ferien, frei bleibt; und drittens, daß sie nach Ablauf dieser Zeit nicht veranlaßt werde, in irgend einer Begleitung das Stift zu betreten; sie will allein hingehen."

Dem Doktor war so etwas noch nicht vorgekommen. So schwer, wie diesmal, war es ihm noch nie gemacht worden, seine Sache zum guten Ende zu führen. Und doch ließ er sich nichts merken, außer daß er vom Stuhle aufstand und ein paarmal durchs Zimmer ging. Aber dann gab er seine Antwort mit einer Ruhe, die Herbert bewunderte: „Ich sehe, daß wir mit diesem Charakter ein schweres Stück Arbeit haben werden. Im übrigen würde ich ja nach den „Bedingungen" des Fräuleins (er konnte doch jenes Wort nicht anders, als mit einer schlecht-verhaltenen Entrüstung über die Lippen bringen) Ihnen zunächst das Stift einmal zu zeigen haben. Ich bitte Sie, Morgen um drei Uhr auf Bahnhof Friedrichstraße sich einzustellen, da ich um diese Zeit ohnehin hinaus muß."

Herbert sagte zu und ging.

Am Abend saß er mit seiner Geliebten im Theater. Miß Helyett

wurde gegeben. Die beiden Weltkinder, die sich da über die Brüstung beugten, um ja die bunten, tollen Bilder, die viel zu schnell an ihren Augen vorüberjagten, auch ganz in sich aufnehmen zu können, dachten an nichts, als an die schöne, reiche Miß und den armen Maler, den sie mit Ängsten allenthalben sucht, um ihn, der sie unabsichtlich in schrecklicher Nacktheit gesehen, nun doch wenigstens zu heiraten, und freuten sich von Herzen, wie sie ihn dann endlich in einem längst geliebten, bildhübschen Manne findet, freuten sich auch der frechen Tänze und Grisetteulieder, die der Komponist so sündhaft mit den Choralweisen der Heilsarmee verschlungen, und welche die Polizei in unbegreiflicher Sorglosigkeit erlaubt hat. —

Am andern Nachmittag um drei Uhr stand Herbert am Schalter des Bahnhofs und wartete auf Dr. Richter.

„Ich fahre gewöhnlich dritter," sagte dieser, als er ankam und sah, daß Herbert noch keine Karte hatte.

Die beiden so verschieden gearteten Menschen traten ihre kleine Inspektionsreise in sehr schlechter Laune an. Jedem von beiden war der Reisegefährte ein Ärgernis. Der Doktor ärgerte sich über des „Studenten" protzenhaften Pelz und geradezu herausfordernd wohlgepflegten Cylinder, und Herbert ärgerte sich über den Geistlichen, der ihm gegenüber im Coupé Platz genommen hatte, als solchen. Er hatte sich nie bemüht, sein Vorurteil gegen die Geistlichkeit sich aus dem Herzen zu reißen. Wozu auch? Uns selber stören unsere Vorurteile nie; und für anderer Menschen Nutzen oder Wohlgefallen sich zu erziehen, das war dem Kinde des Glücks im Leben nicht eingefallen. Es war wirklich wahr, Herbert hielt sich in seinem allerdings sehr anspruchslosen Gewissen für einen guten, sogar für einen gläubigen Christen, aber diesem Menschen gegenüber, der auch jetzt gleich wieder von „eine Seele retten" und dergleichen anfangen mußte, hätte er sich am liebsten als Atheist aufgespielt, aus bloßer, wütiger Oppositionslust. Er gefiel sich ordentlich darin, die ausgesuchtest irdischen Redensarten zu machen: Er wollte „Fräulein Anna das höchstmögliche Maß von Wohlbefinden verschaffen"; er wollte, daß sie „ihr Leben genießen" soll; auf die Bemerkung Doktor Richters, daß man das Mädchen nach Beendigung ihrer Lehrzeit im Stift zunächst bei älteren Leuten, am besten in einer Pfarre, als Dienstmädchen unterbringen werde, meinte er, es sei doch „eigentlich jammerschade um das reizende Gesichtchen" und andere krasse Oberflächlichkeiten mehr.

Im Stift selbst, welches dann in Gesellschaft der vorstehenden Schwester Marie besichtigt wurde, beobachtete Herbert eine taktvolle Zurückhaltung. Nur Eine kleine Fatalität bereitete er auch hier wieder dem Geistlichen. Dieser hatte ihm nämlich gleich beim ersten Besuche versichert, daß Gretchen, falls sie sich im Stift nicht zurecht fände, ja nur wieder fortzugehen brauche,

und nun stellte Herbert so ganz nebenbei an die Schwester die Frage, was sie wohl anfinge, wenn eine von ihren Schutzbefohlenen mal einfach nicht mehr mitthäte, worauf jene mit dem ganzen freudigen Stolze ihres Berufs entgegnete: „Die wir einmal drin haben, lassen wir vor Ablauf ihrer zwei Jahre auch nicht wieder heraus!"

Der Doktor schaltete ein: „Wenn ausreichende Gründe vorliegen, so kann natürlich jede entlassen werden."

„Das ist aber bei uns noch nie vorgekommen!" stellte Schwester Marie fest. „Einmal," erzählte sie dann, „ist uns eine trotz aller Wachsamkeit davongelaufen, die haben wir nicht weiter verfolgt; wir hätten aus der doch nichts weiter machen können, und sie verdarb uns bloß die andern. Das ist aber auch nun schon sechs Jahre her."

Dann fuhr sie in ihren Erläuterungen fort; sie hielt Horsig für einen Fremden, der, wie es wohl hie und da schon vorgekommen war, aus reinem Interesse an der Sache die Anstalt sich ansehe, und da der junge, vornehm gekleidete Mann auch den geringfügigsten Kleinigkeiten eine ganz absonderliche Teilnahme widmete und für alle möglichen praktischen Dinge einen ganz erstaunlichen Scharfblick an den Tag legte, nebenbei auch soviel Witz besaß, das Gute zu loben und das weniger Gute nicht zu tadeln, so verliebte sich Schwester Marie — wenn man solch eine weltliche Hyperbel von einer ihresgleichen gebrauchen darf — ordentlich in den netten jungen Mann, der für ihre Frauenwerke mehr Sinn hatte, als alle die Pastoren, welche nacheinander ihre Vorgesetzten gewesen waren; ihr reines Herz hatte ja keine Ahnung von dem Pferdefuß, der in den eleganten Stiefeln steckte.

Man ging durch das Speise- und Arbeitszimmer, und dann durch die einfachen aber durchaus sauber gehaltenen Schlafräumlichkeiten; Herbert bemerkte, daß die Betten für die Schwestern auch nicht breiter waren, wie für die Mädchen; sie waren nur getrennt von den übrigen durch Leinwandwände, welche wohl einesteils die Menschlichkeiten der frommen Aufseherinnen den Augen ihrer Untergebenen verhüllen sollten, aber doch auch andererseits den allgemeinen Genuß der abendlichen Unterhaltungen nicht vereiteln durften. Dann führte Schwester Marie durch den leidlich geräumigen Garten in das Waschhaus, wo eben ein großer Teil der Zöglinge an den Wannen stand; sie staunten den jugendlichen Besuch mit großen, neugierigen Augen an, und Herbert hatte Gelegenheit, sich seine Geliebte in diesem Kreise einmal vorzustellen. Wer hätte ihm auch das Recht jedes Jünglings verwehren wollen, daß er sich, während Schwester Marie die Vorzüge eines neuen Wasserabflusses rühmte, zunächst einmal nach „einer Hübschen" umsah. Aber das waren alles gewöhnliche Gesichter — vielleicht einstige Soldatenliebchen, die der Verführung durch ihren lieben Hans oder Paul nur noch so gerade

entronnen waren, — natürlich, selbstverständlich zu ihrem Heil, aber war das das Heil Gretchens? Herbert war sich dessen durchaus nicht sicher.

Dennoch versprach er dem Doktor Richter auf der Rückfahrt, — nachdem ihm dieser noch garantiert hatte, wenn die Goodby nach Ablauf eines Vierteljahres nicht völlig freiwillig im Stift verbleibe, sie unbedingt freizugeben — daß er dieselbe zum Eintritt veranlassen werde.

Von dem Augenblicke an, wo Herbert diese bestimmte Zusage gegeben hatte, erschien ihm das ganze sogenannte Werk der christlichen Liebe wie eine schwere Sünde, die er beging. Schon während der folgenden vier Tage, an welchen Gretchen vertragsmäßig die Welt und ihre süße Lust noch genießen durfte, ward Herbert, welcher die Verpflichtung fühlte, ihr dabei nach Kräften und vor allem mit eigener guter Laune beizustehen, jenen Gedanken, obwohl er ihn tausendmal verwünschte, doch nicht los. Dieser Gedanke nahm ihm die Aufmerksamkeit im Kolleg, den Appetit beim Mittagessen und das Vergnügen im Theater. Gretchen war gefaßter als er.

Am Morgen des Scheidetages bat sie ihn, er möge ihr bis an das Thor ihres Klosters das Geleit geben. Es war ein herrlicher, heller Wintertag. Die beiden legten den Weg nach der Anstalt im Schlitten zurück. Gretchen hatte ein überaus patentes, dunkelgrünes Kleid an, darüber ihr Peluche-Jackett, das erste Geschenk ihres Freundes, und war von einer für Herbert unbegreiflichen, unheimlichen Ruhe und Fröhlichkeit.

„Wie sollte ich mich vor etwas fürchten, wozu Du mir geraten hast!" sagte sie noch ganz zuletzt. Ein paar hundert Schritt vor dem Ziele der Fahrt stieg man aus, und legte die letzte kleine Strecke auf dem knirschenden Schnee zu Fuß zurück.

„Da ist Deine neue Wohnung," sagte Herbert, indem er auf ein wenn auch etwas geschäftsmäßig, so doch nicht eben unfreundlich dreinschauendes Gebäude hinwies, dem sie schon ganz nahe waren.

Da bat ihn Gretchen umzukehren, drückte schnell, aber fest und herzlich noch einmal seine Hand, und ging dann, ohne sich umzusehen, durch den offenen Thorweg hinein. —

In der letzten Stunde vor der Abreise nach seiner Vaterstadt Hamburg machte Herbert dem Doktor Richter noch einen Besuch. Er überlegte sich zwar auf dem Wege dahin vergeblich, was er dem Geistlichen eigentlich zu sagen habe, — ein unablässig steigendes Angstgefühl trieb ihn, als hätte er aus Feigheit und schnödestem Eigennutz zu der schwärzesten That von der Welt seine Hand geboten. Es kam auch so, daß er thatsächlich hernach an dem Empfangstische mit der großen Doré-Bibel dasaß und nicht mehr Geist oder Redegewandtheit hatte, als etwa sein schwarzberocktes Gegenüber irdische Lüste und Begierden.

Die Beiden führten ein Gespräch, welches fortgesetzt entweder peinlich oder langweilig war, und da der Doktor endlich durchblicken ließ, daß sie geschäftlich wohl für jetzt nichts weiter zu bereden hätten, so machte Herbert der thörichten Visite ein Ende. In der Thüre sagte jener noch zu ihm ein paar Worte, welche dem sonst so leichtsinnigen und schnellebigen jungen Menschen die ganzen Weihnachtsferien über unabläßig in den Ohren klangen: „Gott hat Sie zum Werkzeug einer guten That gemacht; danken Sie es ihm, daß Sie mit diesem stolzen Bewußtsein unter den Christbaum treten können." —

Als die Zeit, die fröhliche, selige, gekommen war und die prächtigste Weihnachtstanne in der Villa des alten Horsig über den reichbesetzten Tafeln strahlte, da war es Herbert mit seinem „stolzen Bewußtsein" kreuzelend zumute. Der Schluß, den er seinem jüngsten Abenteuer gegeben hatte, erschien ihm jetzt als eine unverantwortliche Gemeinheit, und doch hatte er nicht den Mut, irgend etwas neues zu wollen. Der Gedanke, daß ja Gretchen in einem Vierteljahr wieder frei, wieder seine Geliebte sein könne, tröstete und entsetzte ihn abwechselnd. Einmal überkam ihn sogar ein Gefühl des Mißtrauens gegen den „Jesuiten", daß dieser sein „Opfer" nach Ablauf der Probezeit mit irgend welcher äußeren oder inneren Gewalt festhalten möchte. Die Zornader schwoll ihm dabei, und gleich hinterher war es ihm doch, als müsse er das eigentlich wünschen.

Ein eigenartig sinniger Weihnachtsgruß, welchen Gretchen vom Stift aus ohne jedes Begleitschreiben ihm geschickt hatte, machte ihm das Herz nur noch schwerer. Es war ein großer Tischläufer, auf welchem in hohen roten Buchstaben ohne allen Zierrat die Worte gestickt standen: „Besser Thee zu zwein, als Sekt allein. Gedenke mein! A. G. i. l. H. H.", ein Liebesbrief mit Seide auf Damast geschrieben. Herbert besann sich, daß Gretchen die Worte: „Besser Thee zu zwein, als Sekt allein" mal beim Abendessen schon vor längerer Zeit ausgesprochen, und ihn dann gefragt hatte, wie ihm das gefalle, sie habe es selber gedichtet. — Das arme Kind! Was nützte es ihr jetzt, daß Herbert unaufhörlich „ihrer gedachte".

Von Freund Seupe war ein Brief eingelaufen, worin dieser mit herzlichen Wünschen für fröhliche Feiertage kurz mitteilte, daß er noch kurz vor den Ferien seine Beziehungen zur Valerie im Café Latin endgültig abgebrochen habe. „Ich habe," schrieb er, „aus einer Äußerung des Mädchens entnommen, daß sie unmöglich noch ein reines, schuldloses Herz haben kann, und will es vor Gott verantworten, daß ich sie jetzt sitzen lasse." —

„Das sind eben andere, bessere Menschen," sagte Herbert zu sich selber, als er den Brief gelesen hatte, „und doch," fuhr er in Gedanken fort, „danke ich Dir, mein Gott, daß ich nicht bin, wie der!" Er war stolz auf sein Talent zum Glück selbst in diesen Tagen der höchsten Unbehaglichkeit.

Noch am heiligen Abend fragte der alte Horſig freundlich ſeinen Sohn, was ihn denn eigentlich bedrücke, er ſcheine ſich weder über das tadelloſe Bärenfell zu freuen, noch habe er in die neue Auflage des „Windſcheid“ auch nur einen Blick geworfen. Zu anderer Stunde hätte Herbert ſeinem milden und lebensklugen Vater die kleine Liebesgeſchichte recht gut einmal erzählen können — an dieſem Abend, der immer im Hauſe Horſig zum guten Teil dem ſtillen Gedanken an die dahingegangene Mutter gewidmet blieb, war die ſchlechteſte Zeit dazu im ganzen Jahre. Es vereinigte ſich auch alles, um ihn zu peinigen.

Und das wurde die ganze Zeit über, da Herbert in Hamburg war, nicht beſſer.

Als er, endlich nach Berlin zurückgekehrt, in wackliger Droſchke, allein mit ſeinem Koffer, durch die Straßen fuhr und zufällig am „Schützenlisl“ vorüberkam, wo er Gretchen, wie er ſich jetzt nicht unrichtig vorwarf, zuerſt den Kopf verdreht hatte, als er dann daran dachte, wie die zarte Blume, ſeine ſtolze Freundin von damals, jetzt vielleicht eben von übelriechendem Dampf umhüllt vor dem Waſchtrog ſtehe und anderer Leute ſchmutzige Hemden waſche, um auch in dieſem Fache die für ein ordentliches Dienſtmädchen nötigen Kenntniſſe ſich anzueignen, da packten ihn Scham und Ärger wieder ſo gewaltig, daß er das im Coupé den Freunden gegebene Verſprechen, noch heute wieder an die Stammtafel im Pſchorr zu kommen, doch lieber rückgängig zu machen beſchloß.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſaß er vor ſeiner Studierlampe, wobei denn freilich an nichts weniger als an Studieren zu denken war. Herbert befand ſich auf dem beſten Wege, durch dieſen Liebeshandel, den er angebändelt hatte als ein flüchtiges Spiel, fürs Leben ein Hypochonder zu werden.

Auf einmal ſtand er auf und zündete die ſämtlichen ſechs Lampen ſeines Kronleuchters an, wie er immer gethan hatte, wenn er Gretchen erwartete. Er verſprach ſich davon eine Aufbeſſerung ſeiner trübſeligen Stimmung. Als er fertig war und ſich in dem hellerleuchteten Raume umſah, wo natürlich kein Bild und kein Buch ſeinen alten Platz verlaſſen hatte, ward es ihm entſchieden wohler.

Es pochte.

Herein! — Und Gretchen, das „Maiblumengretel“, wie es Herbert am erſten Tage ſeiner Bekanntſchaft mit ihr geſehen hatte, mit all ihren echten und unechten Inſignien und Trophäen, am Arme ein Körbchen, halb gefüllt mit jenen gewöhnlichen Blumen, welche erſt in ihrer Hand zur wertvollen Ware wurden, trat in das Zimmer. Sie ſah vergnügt aus.

Eine ſchöne Roſe lag obenauf im Korbe, die hatte ſie Herbert ins Knopfloch ſtecken und dann das wenige ſagen wollen, was zu ſagen war,

— aber ſo einfach ging das nun doch nicht. Herbert war aufgeſprungen und umarmte wieder die unerwartete Engelserſcheinung ſo bereitwillig und herzlich, wie man ein bildhübſches Frauenzimmer nur eben umarmen kann, und auch Gretchen ließ ihren Korb, der dabei, ſeinen Inhalt maleriſch verſchüttend, zur Erde gefallen war, unbekümmert liegen.

„Warum ſollte man ſich nicht küſſen dürfen!“ rief ſie fröhlich. „O ich weiß jetzt, wie es einen herumreißt, wenn man wirklich etwas Schlechtes zu thun drauf und dran iſt, aber in dieſer Stunde iſt mein Herz ganz ſtill und glücklich.“

Darauf drängte ſie den Freund auf ſeinen Stuhl zurück, nahm „noch einmal“ ihren Stammplatz auf dem Teppich ein und erzählte dann unaufgefordert, wie ſie im Stift, obwohl den ganzen Tag beſchäftigt mit Beten und Arbeiten, dennoch faſt geſtorben wäre vor Langerweile, wie ſie ſich die Hände verdorben, mit den Schweſtern ewigen Krach gehabt habe, und wie ſie am Ende in einer ſternenhellen Nacht zum Fenſter hinaus geſprungen und auf- und davon gelaufen ſei.

Das war ſo alles in ihrer alten Art gehandelt und in ihrem alten Stil erzählt, daß Herbert jetzt auf einmal deutlich empfand: Es wäre nie anders möglich geweſen. —

Und doch war mit den beiden jungen Menſchen eine bedeutſame und nützliche Wandlung vorgegangen.

„Das iſt keine Maskerade,“ ſagte Gretchen ſelbſt, „daß ich den Staat wieder angelegt habe; ich bin nun ſchon drei Tage wieder im Geſchäft und erſcheine mir ſelber glücklicher und klüger, als je zuvor.“

„Du warſt und biſt,“ rief Herbert, „klüger, als wir alle!“

Da gab ſie ihm einen letzten, langen, ſüßen Kuß und war hinaus, ehe er ſich's verſah. Die verſchütteten Blumen hatte ſie ihm dagelaſſen, ein vergängliches Andenken.

Der Feuerstoff
als Kraftträger in psychischen Erscheinungen.

Von E. Mann.
(Berlin.)

Ein früher in d. Bl. veröffentlichter Bericht*) über die verschiedenen Wirkungen des als besondere Weltsubstanz wieder eingeführten Feuerstoffes schloß mit den, die Erklärbarkeit der spiritistischen Erfahrungsthatsachen, wie überhaupt den Zusammenhang zwischen unserer Vorstellungswelt und einer äußeren Erscheinungswelt betreffenden Worten: „Begreiflich können aber alle diese Phänomene nur werden, wenn man sich völlig von dem Aberglauben an eine Massenanziehungskraft, unvermittelte Fernwirkungen, absolut leeren Raum und den dadurch eingedrungenen Irrlehren lossagt und wieder feinere Substanzen als Träger und Vermittler aller Erscheinungen in unserer organisierten oder geschnitzten Welt annimmt.“ In den nachfolgenden Zeilen sollen nun einige Anwendungen der neuen Lehre auf die wichtigsten und interessantesten Probleme der Psychophysik gemacht werden; zunächst ist jedoch wegen der jetzt herrschenden babylonischen Verwirrung zur Orientierung des Lesers eine reinliche Scheidung der verschiedenen Weltanschauungen erforderlich.

Zwei Richtungen sind hauptsächlich der Erkenntnis des Wesens und des Zusammenhanges der Dinge hinderlich und müssen die in den Lehrmeinungen vor zweihundert Jahren entstandene Kluft immer mehr erweitern.

Einerseits wollen die Anhänger eines dogmatischen Materialismus alle Erscheinungen aus Eigenschaften und Bewegungen der Körpermaterie erklären und mit Seziermesser und Mikroskop in das Innere der Natur dringen; hier war früher nachgewiesen, daß diese Gegner nicht einmal in dem großen Straußenei die innewohnende Möglichkeit zur somatischen Entwickelung entdecken, geschweige denn über irgend eine psychische Erscheinung Auskunft geben können, sondern immer nur unter nichtssagenden Bezeichnungen und Einführung neuer Gesetze und Energieformen ihre Unkenntnis zu verbergen suchen. Da auch die Ansammlung einer unermeßbaren Menge von geheimen Kräften, von durch den Raum sich bewegenden Potentialen, Integralen und

*) Heft 12. 1891. Der Feuerstoff. Sein Wesen, seine bewegende Kraft und seine Erscheinungen in der unorganischen und organischen Welt. Berlin, Verlag von H. Steinitz.

Digitized by Google

Kraftcentras, sowie der seltsamsten Hypothesen nicht ausreichte, so fingierte man schließlich einen mehrdimensionalen Raum, wo natürlich alle Widersprüche und Rechnungsfehler leicht unterzubringen waren und jede Prüfung durch Thatsachen ausgeschlossen wurde.

Erklären nun diese Empiriker ihren mystischen Unfug für exakte Wissenschaft und daß ihre Erdichtungen von der Erfahrung gelehrt würden, so behaupten dagegen abschreibselige Schulphilosophen, daß gerade die überlieferten und ihrem Hirn eingeprägten Dogmen von der Vernunft behauptet würden. Natürlich soll nur den Neukantianern dieses Vermögen rein und normal zugefallen sein und diese reiche Erbschaft sie zu der Erklärung berechtigen, daß die ganze Erscheinungswelt mit allen sonstigen Geisteskräften und allen leiblichen Dingen eine Schöpfung des denkenden Subjekts, also lediglich eine Vorstellungswelt sei. Not lehrt aber nicht nur beten, sondern läutert auch die reinste Vernunft; selbst die obersten Priester dieser Göttin erkennen endlich, daß der reine Illusionismus durch die alten Sophismen nicht mehr zu retten ist. Sie suchen daher neuerdings entweder durch ganz moderne, meist den exakten Wissenschaften entlehnte Ausdrücke den Widerspruch zwischen ihren Überlieferungen und den Erfahrungsthatsachen zu verhüllen oder sie greifen gar zurück auf die alte Irrlehre von der prästabilierten Harmonie, wonach neben der Vorstellungswelt wohl eine Körperwelt existieren, zwischen beiden jedoch nicht die geringste Wechselwirkung stattfinden solle; nur eine Erklärung zu bieten, wie der Geist von dem Dasein einer Körperwelt Kenntnis erhält, wenn jede Einwirkung oder Affektion fehlt, verabsäumen die Epigonen ebenso völlig, wie ihr Meister Leibnitz. Der ganze Zweck der Ausgrabung dieser äußerst bequemen Annahme besteht nur darin, jedes Nachdenken über den Zusammenhang der Erscheinungen aufgeben und die Schulmeinungen jeder Erfahrungskontrolle entziehen zu können.

Diesem unkritischen und wegen der leicht daraus zu ziehenden ethischen Konsequenzen unheilhollen Beginnen gegenüber mußte darauf hingewiesen werden, daß auch die eigentliche Weltweisheit nur von gewissen, nie zu beweisenden oder auf keine Vordersätze zurückzuführenden Anfängen oder Prinzipien ausgehen kann und doch mindestens das Dasein einer Welt, eines Wissenwollenden und die Möglichkeit einer Verbindung beider oder eines Wissens von der Welt annehmen muß. Diese Möglichkeit beruht aber — und hier treffen wir gleich den Angelpunkt unserer neuen Erkenntnislehre — darauf, daß als Grund und Träger sowohl der geistigen, wie der leiblichen Dinge und Kräfte besondere Substanzen dienen; daß das Denken, natürlich auch die Bildung des Substanzbegriffes, ebenso die Thätigkeit eines Seienden ist, wie das Wollen und Handeln; daß alles Geschehen

in unserer erschaffenen Welt nie eine creatio, sondern nur eine formatio sein kann.

Da der erkennende Geist selbst der Welt angehört und an ihrer Entwickelung teilnimmt, so ist ihm das Herausgreifen eines Gliedes aus der Erscheinungenkette und eine Einzeluntersuchung unmöglich, wohl aber kann nach dem hypothetisch-deduktiven Verfahren gezeigt werden, wie die Dinge zusammenhängen könnten, oder es kann ein Vorstellungsbild entworfen werden, welches dem wahrgenommenen Weltbilde entspricht und wenigstens nicht mit den Thatsachen aller inneren und äußeren Erfahrungen in Widerspruch steht.

Bei unserem schon in den Eingangsworten erwähnten und am Schluß noch zu motivierenden Vorhaben sind natürlich alle metaphysischen Spekulationen ausgeschlossen; lediglich mit den Elementen eines dreidimensionalen Raumes und einer wirklichen, an der Reihenfolge der Geschehnisse meßbaren Zeit, sowie mit den von uns früher nachgewiesenen, in verschiedenen Formen und Aggregatzuständen erscheinenden Substanzen hat unsere scientia saecularis zu rechnen. Die zu lösenden Hauptfragen aber betreffen den Zusammenhang zwischen Stoff und Form, das Wesen und die Verrichtungen des Bewußtseins, die Ursache der Empfindung und deren Einordnung in den Erscheinungenkreislauf, endlich die Wechselwirkungen zwischen der inneren und äußeren Welt und die verschiedenen Verkehrsarten unter den Individualgeistern. Wie man sieht, sind dies gerade diejenigen Probleme, deren Erwähnung schon den Empiristen, wie Schulphilosophen verhaßt ist und Beklemmung verursacht, deren Erörterung sie deshalb durch ein mit apodiktischer Gewißheit verkündetes „ignorabimus“ zu verhindern gedachten.

Vergleiche der sensorischen, motorischen und trophischen Nervensysteme, der Hirncentren und sonstigen Geistesorgane mit elektrischen Leitungsanlagen und Apparaten liegen jetzt nahe und sind schon mehrfach von Physiologen angestellt, dabei jedoch stets nur Eigenschaften und Bewegungen der groben Körpermaterie vorausgesetzt worden. Aus unserer früheren Erklärung des Atomaufbaues und des Wesens der Elektrizität ergab sich aber, daß auch bei organischen Gebilden die dreidimensionalen Elementaratome lediglich als feste Bausteine in den Leitungsröhren und Gefäßwänden dienen, daß dagegen die innewohnenden Kräfte, der Zusammenhang der Teile und alle vitalen Prozesse auf Druck, Spannkraft und Bewegung der feineren Substanzen beruhen.

Durch den Atomaufbau wird nämlich ein geordnetes und stabiles Feuerkanalsystem hergestellt; die aus den symmetrisch gelegenen Kanalmündungen hervorschießenden Feuerdampfstrahlen umkleiden sich bei geeigneter Beschaffenheit des umgebenden Mittels mit neuen Körperteilchen, sodaß ein

Wachsen in den durch die Anlagen vorgeschriebenen Richtungen erfolgen muß und so die neuen Gebilde eine symmetrische Struktur erhalten. Schon aus der früher angedeuteten Analogie der Aggregatzustände des Feuerstoffes mit denen des Wassers ergiebt sich die stabile Formen erzeugende Wirkungsweise der feineren Substanzen, doch konnte an zahlreichen Beispielen die unmittelbare Thätigkeit der Feuerdampfstrahlen gezeigt werden; die Entstehung von Blitzröhren und elektrischen Gebilden, von Blei- und Schwefelblumen, Nobilischen Ringen und piëzo-elektrischen Phänomenen, die Figuren im magnetischen Felde und ähnliche Erscheinungen veranschaulichen deutlich, wie bei organischen Wesen die Feuerdampfstrahlen Röhrenwände herstellen können, welche bei gewisser Dicke sichtbar werden und als Triebe, Luft- und Erdwurzeln, Tast- und Fühlfäden, Gespinnste und Gewebe erscheinen.

Von dem lediglich äußeren Wachsen unorganischer, feste Struktur besitzender Gebilde unterscheidet sich jedoch die Entwickelung der Organismen wesentlich dadurch, daß bei diesen nach innen gerichtete und hier mündende Feuerkanäle vorhanden sind, so daß eine Entfaltung der inneren Triebe und eine Einschachtelung neuer, den Urgebilden ähnlicher Formen und Wesen möglich wird.

Zur Veranschaulichung dieses Vorganges müssen wir wegen der Neuheit und Wichtigkeit unserer Erklärung nochmals auf die Änderung des Aggregatzustandes der feineren Substanzen zurückkommen. Wir hatten gesehen, daß der unter dem enormen Ätherdruck kondensierte Feuerstoff in allen chemischen Verbindungen, bei galvanischer Belegung, galvanischen Ketten und organischen Geweben die Körperatome verkittet, dann als elektrisches Fluidum in galvanischen Ketten und leitenden Substanzen die Molekularkanäle durchströmt und bei hohem Potential aus den Körperporen herausgepreßt wird in Tropfen, Strahlen und Massen, die als elektrische Funken, Lichtbogen, Blitze und Feuerkugeln erscheinen. Infolge ihrer Spannkraft muß sich bei Nachlaß des äußeren Ätherdrucks jede solche flüssige Feuermasse ausdehnen und daher innerhalb derselben eine Höhlung entstehen.

Am deutlichsten bemerken wir dies bei den aus Berggipfeln quellenden oder bei starker Elektrizitätsspannung in der Luft sich bildenden großen Feuerkugeln; das Anschwellen, Aufsteigen, Verschwinden und Platzen derselben läßt sich mit dem Verhalten eines Luftballons oder noch besser mit der Erscheinung einer Seifenblase vergleichen. Übrigens ist die Höhlenbildung in Blitzphotographien schon zu erkennen und ist neuerdings auch bei größeren elektrischen Funken beobachtet worden.

Sobald wir uns von dieser Entstehungsart eines Hohlraumes innerhalb eines flüssigen Feuerstoffgebildes eine anschauliche Vorstellung gemacht haben, begreifen wir das oben beschriebene Wachsen der organischen Wesen nach

innen, die Involution, die Einſchachtelung oder Zeugung neuer, der Urform ähnlicher Keime und Kerne; wir erkennen daraus aber ferner, daß zwiſchen Hylozoismus und Mechanismus gar keine Kluft beſteht. Es konnte dann an phyſiologiſchen Entwickelungsprozeſſen klar gezeigt werden, wie ſtets die umkleideten Feuerſtoffſtrahlen ſich zu Fäden, Knoten, Zellen, Geweben und Zellenkomplexen vereinigen, daß aber als Kennzeichen jedes Einzelweſens, mag es nun als Monade, Zelle oder Individuum erſcheinen, die Verbindung aller Teile durch einen gemeinſamen Kreislauf des Feuerfluidums und innerhalb desſelben die Bildung einer äthergefüllten Kernröhre zu betrachten iſt. Eine derartige Verknüpfung erkennen wir auch deutlich an Nervenzellen, Ganglienknoten, Sinnesorganen und allen für pſychiſche Funktionen beſtimmten Gebilden. Überall dienen die Körperteilchen nur als conservatores formarum et specierum, weil auf deren geordnetem Aufbau die eigentliche Anlage zur Evolution und Involution beruht; das Feuerfluidum aber bildet den Atomkitt, die innewohnende Kraftquelle und auch eine Trennungsſchicht zwiſchen dem inneren und äußeren Äther, unter deſſen permanentem Druck es ſteht und deſſen ſämtliche Bewegungen es daher übertragen muß.

Können die Anwendungen der verſchiedenen Apparate, wie Telephone, Phonographen und Grammographen auch annähernd über die Bewegungsumwandlungen in unſeren Organen Aufſchluß gewähren, ſo iſt doch aus der oben beſchriebenen Entwickelungs- und Zeugungsart zu erſehen, daß ſelbſt das Gehirn der Neugeborenen keine tabula rasa iſt, ſondern daß deſſen ſämtliche Teile ebenſo vorgebildet ſind, wie die Körperglieder und das Nervenſyſtem, daß daher alle Eindrücke und Reize auf lebende und funktionierende Organe wirken. Die aus der Spannkraft und Bewegung der in ihnen aufgeſpeicherten feineren Subſtanzen entſpringende Thätigkeit dieſer Gebilde kann als ein Wollen angeſehen werden, doch ſind durch die Organanlagen die Bewegungsrichtungen ſchon vorgeſchrieben oder die Willensäußerungen ſind determiniert. Aus Wechſelwirkungen zwiſchen ſolchen Willensimpulſen und den Sinneseindrücken und Reizempfindungen entſtehen daher die Vorſtellungsbilder und Ideen; dieſe neuen Gebilde tragen nun die Spuren der inneren und äußeren Einwirkungen, müſſen dieſe weiter übertragen und ſich ihnen entſprechend entwickeln. Es braucht dabei nicht ſtets eine der Zellenbildung analoge Einſchachtelung oder ein Aufwickeln der verbundenen Strahlen und Denkfäden zu Knäueln ſtattzufinden, ſondern wie bei Karyokineſe in den Hypomochlien ſich Zwiſchenzellplatten bilden, ſo können durch Wechſelwirkungen einzelner Denkbilder unter ſich oder mit Wahrnehmungsbildern neue Formen entſtehen, welche die empfangenen Eindrücke tragen und als lebende Gebilde die eingeprägten Formen entwickeln und fortpflanzen.

Erst durch unsere Annahme, daß die Geistesthätigkeiten wirklich auf Bewegung besonderer Substanzen beruhen, erhalten wir Aufschluß über die Anziehung, Verschlingung und Verschmelzung der Denkfäden oder über das Wesen der Ideenassoziationen; wir können hier an unsere Erklärungen des Mittönens der Flammen, des Mitleuchtens, des Heliotropismus, der Auslösung latenter Kräfte durch Ätherwellen und an die Strahlenanziehung durch harmonische Schwingungen erinnern. Namentlich an der Geistesentwickelung durch methodischen Unterricht und der Gedächtnisunterstützung durch mnemotechnische Hilfsmittel ersehen wir deutlich, wie die neuen Vorstellungen mit den immanenten verknüpft und auf welche Weise die latenten Kräfte erregt und zu bestimmten Wirkungsäußerungen veranlaßt werden können. Schon Aristoteles wußte, daß das Denken ein Werden ist: durch innere und äußere Ätherbewegung, durch Druck und Zug, durch Reiz und Hervorlocken, wird der vererbte Erkenntniskeim entwickelt, die Triebrichtung bestimmt und der Baum der Erkenntnis gezogen.

Erscheint nun das menschliche Vorstellungsorgan als ein äußerst zusammengesetztes System von lebenden Fäden, Geweben und Gebilden, so sind nicht allein zu deren Ernährung aus Blutgefäßen und Feuerstoff-Akkumulatoren eingerichtete Apparate und zur Verbindung mit Sinnesorganen und motorischen Centren dienende Leitungen und Kanäle anzunehmen, sondern es muß auch ein Centralsystem oder ein Bewußtseinsorgan entwickelt sein, welches mit sämtlichen Leitungen und Vorstellungsträgern in Wechselwirkung treten und so ein einheitliches, alle Glieder umspannendes Band herstellen kann. Auch in diesem lebenden Gebilde müssen wir das Ausspinnen eines Lebens- und Fühlfadens voraussetzen, auf welchen sowohl innere, wie äußere Bewegungsformen übertragen werden und ihre Spuren der Zeitfolge nach zurücklassen. Das Anschließen dieses Fühlfadens würde äußerlich wie das einer Wheatstoneschen Brücke erscheinen und sowohl durch stärkere Sinneseindrücke und lebhaftere, sich andrängende Vorstellungen erfolgen, wie durch Thätigkeit des Centralorgans selbst. In letzterem Falle haben wir das eigentliche bewußte Denken, das Erregen, Beleuchten und Vergleichen der einzelnen Vorstellungsbilder oder das Reflektieren, als Resultat aber die Aufnahme des letzten Abdrucks oder das Schließen; der ausgesponnene und im Bewußtseinsorgan aufgewickelte Fühl- und Denkfaden bildet dann auch den Ariadnefaden, in dem beim Nachdenken die Schwingungen und Reizbewegungen zu allen früheren Eindrücken zurückgeleitet werden, sodaß die verschiedenen mit ihm verknüpften Vorstellungen aufgefunden und alle zum Bewußtsein gelangten Geschehnisse der Zeitfolge nach in Erinnerung gebracht werden können, also eine wirkliche con-scientia möglich ist.

Auch in diesem Lebens- und Fühlfaden des Centralsystems dienen als

Bewegungsträger die feineren Substanzen und zwar in der Wandung der flüssige Feuerstoff, während der inspirierte und intussuscipierte Äther die Kernröhre füllt und in rhythmischer Bewegung durchströmt. Diese als Pneuma zu bezeichnende ätherische Substanz steht natürlich beständig unter einem gewissen Druck, den wir bei gleichbleibender mittlerer Stärke ebensowenig spüren wie den gewöhnlichen Luftdruck, die Schwere des eigenen Körpers und die ungestörte Entwickelung unserer Organe; jede bedeutendere Druckzunahme jedoch erzeugt ein Unlust- und Spannungsgefühl, jede erhebliche Druckabnahme dagegen ein Erleichterungs- und Lustgefühl, alle Erschütterungen und Klemmungen des Pneumas endlich empfinden wir je nach deren Heftigkeit und Zeitdauer als Beunruhigung, Pein und Schmerz.

Die Empfindung erscheint uns als rein oder als Gemeingefühl, wenn die Druckänderung nicht durch besondere Leitungen oder aus bestimmten Richtungen auf das Centralorgan übertragen wird, sondern wenn sie allseitig gleichmäßig erfolgt; so bemerken wir bei starker atmosphärischer Elektrizitätsspannung, bei Aufenthalt in engen, überfüllten Räumen und bei allgemeiner Anschoppung des Feuerstoffes in unserem Körper die vermehrte Pneumapressung als Druck und Schwere, dagegen nach Entladung des Feuerstoffes in Gewittern, bei Bewegung im Freien oder bei zweckmäßiger, den überflüssigen Feuerstoff aus unserem Körper treibender Thätigkeit das Freiheits- und Erleichterungsgefühl. Natürlich müssen alle die Pneumaspannung im Centralorgan beeinflussenden Umstände auch auf andere Organe wirken, einmal schon unmittelbar, dann noch indirekt, indem sämtliche Pneumabewegungen auf das umgebende Feuerfluidum, durch dieses wieder auf Vorstellungscentren, motorisches und sympathisches Nervensystem, Blutkreislauf, Atmungsorgane und das ganze Gefäßsystem sich übertragen können. Heftige Erregungen des Bewußtseins, also starke Empfindungen, müssen daher auch innere Umwandlungen, Verengen der Blutgefäße, Reflexbewegungen und Zersetzungen herbeiführen und so durch Erröten und Erbleichen, Seufzer und Klagen, Schreie und Zittern zum Ausdruck gelangen. Begriffen oder verstanden aber werden die Gefühle nur, wenn zwischen den durch Pneumaoscillationen im Centralorgan erzeugten Spuren und gewissen Vorstellungen eine Verbindung hergestellt ist, was durch häufiges gleichzeitiges Eintreten beider Erregungen oder durch deren oben beschriebene Verknüpfung durch Zucht und Belehrung, durch Denkzettel und Warnungen möglich ist.

Umgekehrt können aber wieder alle Bewegungen in einzelnen Organen, in Zellen, Blutbahnen, Nerven und Hirncentren, auf das Centralorgan übertragbar sein, hauptsächlich müssen aber alle Vorstellungen als Thätigkeiten lebender Gebilde den wesentlichsten Einfluß üben, sobald sie sich

lebhaft andrängen und in unmittelbare Verbindung mit dem Bewußtseinsorgan treten. Je nach Heftigkeit der Erregung, Anschlußwechsel, Rhythmus und Harmonie der Schwingungen vermögen die Vorstellungen die verschiedensten Spannungen und Oscillationen im Pneuma hervorzurufen, welche als Druck, Sturm, Angst und Qual, wie als Erleichterung, Beruhigung, Freude und Hoffnung empfunden werden. Auf psychologische Einzelvorgänge ist hier nicht näher einzugehen, nur mag darauf hingewiesen werden, daß natürlich diejenigen Bewegungen, welche auf unserem Centralorgan die meisten und tiefsten Spuren zurückgelassen haben, mögen es nun Sinneseindrücke, Denkprozesse oder Willensthätigkeiten gewesen sein, stets als die wichtigsten und sichersten erscheinen, daß diese Spuren als wirkliche, zur zweiten Natur gewordene Anlagen wieder die Richtungen der Geistesbewegungen bestimmen und daß durch beständige Einwirkung einer beherrschenden Vorstellung oder durch stets gleichartigen Geistesmechanismus so glatte Bahnen und tiefe Geleise hergestellt und zwischen Denken, Wollen, Handeln und Empfinden eine so völlige Übereinstimmung erzeugt werden kann, daß das Pneumasystem unerschütterlich und fast unzerstörbar scheint. Wir müssen nur bedenken, daß nach unserer Annahme der feineren Substanzen als Kraftträger nicht nur durch die Geistesthätigkeiten die Verbindungen und Denkfäden erzeugt, sondern nach der bewährten Lehre „ubi irritatio, ibi affluxus“ die Organe selbst genährt, gestärkt und entwickelt werden.

Diese Untersuchungen über die Umwandlung des Naturells und Erzeugung fester Anlagen durch beständige Übung einzelner Organe bringen auch Aufschluß über die Ursache der Irrgänge unserer Gegner. Natürlich müssen Empiriker, welche nur durch die fünf Sinne alles erfahren wollen, sowie Schulphilosophen, welche sich allein mit ihren Hirngespinnsten beschäftigen und die Existenz aller anderen Dinge ableugnen, ganz einseitig werden und in ihrer Erkenntnis beschränkt bleiben. Deshalb warnte schon Schelling vor dieser Verknöcherung der Wissenschaft mit den ernsten Worten: „Um in die tiefsten Geheimnisse der Natur einzudringen, muß man nicht müde werden, den entgegengesetzten und widerstreitenden äußersten Enden der Dinge nachzuforschen.“ Jedenfalls war damals die Naturphilosophie auf dem rechten Wege und die Erfolge konnten nur deshalb nicht bedeutender sein, weil das Wesen der Elektrizität und der Übergang der feineren Substanzen in verschiedene Aggregatzustände noch nicht erkannt waren. Anders ist es jetzt, wo die Naturphilosophie von den Zünftlern lediglich aus egoistischen Gründen verspottet und die Spaltung der Weltanschauungen geflissentlich aufrecht erhalten wird.

Bei normal entwickelten und gesunden Individuen ist im wachen Zustande das Centralorgan fortwährend thätig als Vermittler zwischen Sinnes-

eindrücken, Vorstellungsbildern, motorischen Centren und sympathischem Nervensystem, doch können natürlich seine Leistungen je nach seiner Entwickelung, dem Wechsel der Bewegungsträger an den Übergangsstellen und der Beschaffenheit der Leitungen sehr ungleich sein. Wie nun einzelne Muskelgruppen, Vorstellungscentren oder Sinnesorgane ermüden, weil bei ihrer Thätigkeit der Feuerstoffverbrauch zu groß war und die Reintegration oder der Ersatz aus den Akkumulatoren nur langsam erfolgt, mithin das Niveau erniedrigt und die Spannkraft vermindert ist, so muß auch das Centralorgan zeitweise ermatten, die Tast- und Fühlfäden werden eingezogen und die Verbindungen mit den verschiedenen Leitungen gelockert, bis schließlich die Ausschaltung des Bewußtseinsträgers oder der Schlafzustand eintritt. Das völlige Erwachen oder die Herstellung aller Verbindungen kann sowohl durch hinreichenden Feuerstoffzufluß herbeigeführt werden, wie durch äußere Einwirkungen, heftige Bewegungen in den Sinnesorganen und starke, in lebhaften Träumen sich kundgebende Erregungen von Vorstellungsbildern. Es ist aber leicht begreiflich, daß bei starker Zusammenziehung des Centralorgans oder bei tiefem Schlaf die Vorstellungsträger auch unmittelbar erregt und zu energischer Thätigkeit veranlaßt werden, sowie mit Sinneswerkzeugen und anderen Organen in direkte Verbindung treten können; erst nach dem Anschluß an das Centralorgan oder nach dem Erwachen aber werden die durch Träume in den Vorstellungsträgern erzeugten Umwandlungen und Neubildungen wahrgenommen und lassen sich dann die Spuren verfolgen und mit den Eindrücken des Tagesbewußtseins verknüpfen.

Eine Ausschaltung des Bewußtseinsorgans kann jedoch außer durch dessen Ermüdung noch durch verschiedene andere Umstände herbeigeführt werden. Nach unseren stereochemischen Untersuchungen beruht nämlich die Wirkung der Narkotikas auf dem Zerfall der Molekulargebilde und Einsaugen des Feuerstoffes in die hierdurch entstehenden Hohlräume. Natürlich tritt die Wirkung zunächst an der Zersetzungsstelle ein und veranlaßt einen Feuerstoffausbruch oder eine Gährung in der organischen Materie, dann muß aber ein Nachströmen durch die elektrischen Leitungen aus Hirncentren und dem Bewußtseinsträger, demnach hier eine Niveauerniedrigung erfolgen. Unsere erste Wahrnehmung bei der Narkose ist daher eine Erregung, Druckabnahme, Schmerzlinderung und sogar ein Lustgefühl, später folgt dann die Erschöpfung der betreffenden Akkumulatoren, welche die oben geschilderten Erscheinungen, Leitungsunterbrechung und völlige Bewußtlosigkeit, herbeiführt; selbstverständlich üben individuelle Zustände, Konstitution, Disposition, hauptsächlich Beschaffenheit und Kraft des Centralorgans, den größten Einfluß auf den Erfolg.

Ferner haben wir oben gesehen, wie durch Zunahme der äußeren Elektrizitätsspannung die Thätigkeit des Bewußtseinsorgans beeinträchtigt

wird; bei Gewitterschwüle oder bei Feuerstoffansammlung in geschlossenen Räumen, aber auch bei Verengung der Gefäße durch Körperkälte, erzeugt der Druck auf das Centralorgan die Mattigkeit und Schlafsucht; bei hysterischen Personen, deren Bewußtseinsträger so leicht beweglich ist wie ein Radiometerrädchen, genügen sogar mechanische Erschütterungen, ein Ätherstrahlstoß bei heftigem Schreck oder sonstige psychische Eindrücke zur Abstoßung und Ausschaltung des Centralorgans oder zur Herbeiführung der Bewußtlosigkeit.

Zur Prüfung der jetzt herrschenden Hypothesen, sowohl der philosophischen von einer prästabilierten Harmonie, wie der materialistischen von geheimen Anziehungs- und Molekularkräften, eignen sich nun gerade alle Abweichungen von dem normalen Verlauf der physiologischen und psychischen Prozesse; daher geraten denn auch die Ableugner des Daseins feinerer Substanzen bei Erwähnung der betreffenden Thatsachen stets in Erregung und suchen das Bekanntwerden dieser verbotenen Dinge durch List und Gewalt zu verhindern. Erinnert man sich nur unseres früheren Nachweises, daß das Elektrizitätsfluidum den Gewebekitt, den Lebenssaft und das Nervenfluidum bildet, daß die Niveauverhältnisse und Strömungen dieses flüssigen Feuerstoffes durch den Ätherdruck reguliert werden und daß dieser, wie aus der Kohäsion der galvanischen Kette und aller durch den Feuerkitt zusammengehaltener Körper zu berechnen war, die Stärke von hunderttausend Atmosphären besitzt, so findet man leicht eine anschauliche Erklärung aller abnormen Erscheinungen, selbst der sogenannten spiritistischen Thatsachen.

Sammelt sich z. B. das Feuerfluidum in einzelnen Organen übermäßig an oder sind die Leitungsbahnen an einer Stelle defekt, wie bei alten Wunden, Gelenkanschwellungen, Frostbeulen und sonstigen Beschädigungen, so wird natürlich der eingeschlossene Äther zusammengepreßt, dessen Spannung bei geöffneten Pneumaventilen auf das Centralorgan übertragen und nach obiger Darlegung als Schmerz wahrgenommen. Es ist danach doch leicht begreiflich, daß durch jede, auch einen Witterungswechsel herbeiführende Zunahme der atmosphärischen Elektrizität, ferner durch unzweckmäßige Lebensweise und namentlich durch Unthätigkeit diese Schmerzen entstehen, und daß sie durch geeignete, nämlich den Feuerstoff entziehende Mittel beseitigt werden können. Außer durch Druck auf das Centralorgan muß sich natürlich eine abnorme Feuerstoffstauung an der betreffenden Stelle selbst und den damit in Verbindung stehenden Gefäßen äußern, besonders wenn die Pneumacirkulation völlig gehindert ist, wie beim Verwachsen von Nerven in Kopfwunden, bei Verletzung des Rückenmarks oder bei manchen vererbten Fehlern in den Akkumulatoranlagen. Hierdurch werden epileptische Anfälle, Muskelanarchie, Konvulsionen und sonstige, von dem Centralorgan unabhängige

Bewegungen erzeugt, selbst der ganze Körper durch die ungeheure Kraft der Ätherteilchen fußhoch geschnellt. Bei Übertragung der Pneumapressung an der Stauungsstelle auf das umgebende Feuerfluidum und durch dieses wieder auf sensible Nerven entstehen ferner die entoptischen, idiopathischen und idioelektrischen Erscheinungen, bei Erregung von Hirncentren aber Wahnvorstellungen und Halluzinationen.

Wir wissen ferner, daß bei verschiedenen Tierarten durch Vererbung und günstige klimatische Verhältnisse besondere elektrische Organe entstanden sind, welche sich bei kräftiger Nahrung und geringer Thätigkeit mit Feuerstoff füllen, bei Änderung der äußeren Verhältnisse oder durch Momentanentladungen aber wieder entleeren. In ganz ähnlicher Weise kann sich auch in menschlichen Organen, im Nervennetzwerk, in Lymphgefäßen und im Epithel der Feuerstoff anschoppen, ja er vermag sogar neue, zu den eigentlichen Lebensfunktionen gar nicht erforderliche Akkumulatoren zu erzeugen. Nun ist ja nach unserer Elektrizitätslehre einleuchtend, daß die überflüssige Feuermasse in Tropfen oder elektrischen Funken abfließen, als Feuerdampf entweichen und durch Erregung von Ätherbewegung auf das umgebende Mittel wirken kann, daher auch bei Annäherung von Gegenständen je nach deren elektrischem Zustande die verschiedenartigsten Anziehungs- und Abstoßungs-Erscheinungen herbeiführen muß. Die Disposition für solche Wirkungsäußerungen finden wir meist bei jungen, robusten und unthätigen Leuten, besonders bei kräftiger Nahrung und dauerndem Aufenthalt in geschlossenen Räumen; eigentümliche Epithelbeschaffenheit, Verhinderung der Elektrizitätsableitung durch dielektrische Hüllen, endlich günstige atmosphärische Zustände ermöglichen eine starke Feuerstoffansammlung; die Entladungen aber erfolgen hauptsächlich aus hervorragenden Punkten; aus Haaren, Fingerspitzen, Ellenbogen und den reich mit Nervenenden versehenen Körperteilen.

Die Einflüsse elektrischer Spannungen und Strömungen auf unser Nervensystem und das Centralorgan, sowie die Wirkungsweise der Narkotikas waren bereits erörtert; danach ist auch verständlich, daß Erregungen und Verschiebungen des in den Organen fließenden Feuerstoffes leichter möglich sind, wenn das Centralorgan wegen seiner Schwäche oder wegen Fehler im Leitungssystem keine starke Hemmung und Spannkraft entfalten kann oder wenn es ganz ausgeschaltet ist. Dann lassen sich durch Ätherverdunsten, faradische Reize, Kitzel, Kühl- und Zugpflaster, Auflegen von Metallplatten und Hypnoskopen die verschiedensten Erscheinungen hervorrufen; an der Erregungsstelle entsteht durch den Feuerstoffzufluß gewöhnlich Rötung, Reizung und Wärmegefühl, an der durch dasselbe Rückenmarkscentrum verbundenen symmetrisch gelegenen Stelle der anderen Körperseite dagegen Kältegefühl, Erstarrung und Lähmung. Wie bei dem Hallschen Phänomen

vermögen kräftige Feuerdampf- und Ätherstrahlen das Fluidum sogar aus den Leitungsbahnen zu verdrängen; so vollzieht sich zwischen den Polen eines aufgesetzten Magneten ein Kreislauf durch den Körper, der infolge des äußeren Ätherdrucks einen festen Zusammenhang der Muskelschichten und eine Krampfstellung des betreffenden Körperteils erzeugt. Daß die Feuerdampfstrahlen sich in den Körper tief hineinbohren und durch dielektrische Mittel nicht gehemmt werden, ersieht man schon aus den durch dicke Luftschichten dringenden Wirkungen starker Magnete, wodurch Kupferscheiben festgeklemmt oder in Rotation versetzt werden; diese Thatsache muß wegen der nachfolgenden Erklärungen ganz besonders hervorgehoben werden.

Als einfache Folgerung aus beiden eben erwähnten Erscheinungen der Emanation des Feuerstoffes aus unseren Organen und der Übertragung aller im umgebenden Medium stattfindenden Spannungen und Bewegungen auf den unseren Körper durchströmenden Feuerstoff — ergiebt sich nämlich die Möglichkeit einer gegenseitigen Beeinflussung zweier Individuen ohne Mitwirkung der spezifischen Sinnesorgane, und lassen sich aus vorstehendem alle Anlagen und Zustände ersehen, welche entweder zur Energieentfaltung oder zur Impressibilität geeignet machen. Die Induktionen können danach ganz ohne Wissen und Willen beider Teile geschehen, begreiflicherweise vermögen aber auch die Magnetiseure, wenn sie sich der innewohnenden Kraft bewußt sind, die Entladungen nach Belieben hervorzurufen und die Ätherstrahlen zu lenken, ja durch gewisse Manipulationen die Medien zu hypnotisieren und für Suggestion empfänglich zu machen. Ein schwach entwickeltes und leicht bewegliches Centralorgan kann schon durch Handauflegen, Streichen, Hin- und Herbewegen des Kopfes, Anblasen und Schaukelbewegungen gelockert werden; dann ist durch unnatürliche Körperlage, anstrengendes Schrägsehen, Schielen und Fixieren die Thätigkeit des Bewußtseins zu hemmen und der Anschluß seines Trägers an das Willensorgan zu verhindern, endlich auch durch kräftige Strahlen, helles Licht oder greller Ton, eine Abstoßung des Centralorgans zu erzielen. Auf welche Weise heftiger Schreck oder lebhafte Vorstellungserregungen zur Bewußtlosigkeit führen, war oben erörtert; daraus ist erklärlich, daß bei sehr empfänglichen und wiederholt hypnotisierten Personen schon der Befehl des Hypnotiseurs, ja selbst eine Autosuggestion zur Ausschaltung des Centralorgans genügt; es ist übrigens bekannt, daß sich Fakirs und andere geeignete Individuen willkürlich in Schlafzustand, Bewußtlosigkeit und Lethargie zu versetzen vermögen.

Daß schon im gewöhnlichen Schlaf durch Vorstellungsthätigkeiten oder lebhafte Träume motorische Centren erregt werden können, wodurch das Sprechen und auch Körperbewegungen veranlaßt werden, ergab sich eben-

falls aus obigen Untersuchungen; leicht verständlich ist nun, daß in der Hypnose, wo nur das Bewußtseins- und Gefühlsorgan ausgeschaltet ist, die Vorstellungs- und Sinnesorgane aber gar nicht geschwächt oder ermüdet sind, diese untereinander in unmittelbare Verbindung treten, wegen Beseitigung jeder Hemmung durch das Centralorgan sogar rascher funktionieren, als im wachen Zustande des Mediums; durch direkte Einwirkung des Hypnotiseurs werden dann einzelne Vorstellungen erregt und mittelst dieser alle möglichen Verrichtungen dirigiert; das Spielen des Instruments muß um so leichter angängig sein, je glatter die Leitungsbahnen für die feineren Substanzen oder je besser durch Drill und Erziehung alle Teile zum zweckmäßigen Ineinandergreifen und zur Übertragung der Schwingungsformen eingerichtet sind. Haben während der Hypnose Vorstellungsveränderungen stattgefunden oder sind neue Denkgebilde entstanden, so ist nach Vorstehendem einleuchtend, daß diese nach dem Erwachen auch mit dem Bewußtseinsorgan in Verbindung treten und dann wie innere Stimmen wirken können, wodurch selbst der Charakter beeinflußt werden muß, wenn sie nicht mit widerstreitenden und fester eingeprägten Vorstellungen in Konflikt geraten und unterdrückt werden. Auf der flachen Hand liegt aber, daß das Medium im hypnotischen, wie in jedem anderen Zustande die verschiedensten Eindrücke erhalten kann, welche unvergängliche Spuren in den Hirncentren zurücklassen und doch niemals mit dem Bewußtseinsorgan verknüpft werden, daher als unbewußte Vorstellungen oder als besondere Gedächtnisse erscheinen; bei Erregung der betreffenden Gebilde werden dann die Eindrücke reproduziert und können wie Phonographen wieder Schwingungsformen hervorbringen, die auf Sprachwerkzeuge und andere Organe übertragen werden. Diese sogenannten posthypnotischen Thätigkeiten haben zu der Annahme eines mehrfachen Bewußtseins und einer Änderung der Persönlichkeit verleitet.

Scharf zu unterscheiden von allen bisher erwähnten Erscheinungen ist jedoch der tiefe Schlaf, der beim Nachtwandeln und Hellsehen vorkommt und zu dessen Verständnis auf unsere früheren Untersuchungen über den Atomaufbau und dessen Einfluß auf die Wellenformen der feineren Substanzen hingewiesen werden muß.

Bei den Wechselwirkungen zwischen unserem Centralorgan und den äußeren Dingen können sehr verschiedene Bewegungsträger zur Vermittelung dienen und müssen meistens mehrmalige Umwandlungen von den feinsten Strahlen durch Äther, Feuerdampf, Feuerfluidum, Elementaratome und Körperteilchen und wieder rückwärts stattfinden; es ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß mehrere Zwischenglieder übersprungen, ja daß die Spannungen und Oszillationen in den feinsten Strahlen unmittelbar wahr-

genommen werden. Wir brauchen nur an magnetische Apparate zu erinnern, bei denen dieselben Wirkungen durch direkte Induktion, wie durch Treiben der verschiedenartigsten eingeschalteten Maschinen zu erzielen sind. In unserem Organismus funktionieren nun gewöhnlich die fünf spezifischen Sinnesorgane als Leitungsbahnen beim Übergang der Schwingungen in das Bewußtseinsorgan werden aber sämtliche Eindrücke auf das eingeschlossene Pneuma übertragen und erst dann ist eine einheitliche Wahrnehmung möglich. Schon oben hatten wir die Thatsache erwähnt, daß äußere Elektrizitätszustände auf das Pneuma unmittelbar wirken und Druck- und Unlustgefühl erzeugen; wir wissen ferner aus den Untersuchungen des Prof. Hertz, daß elektrische Wellen gerade dielektrische Körper durchdringen, was von uns aus der Übertragung der Oszillationen des flüssigen Feuerstoffes auf den in Dielektrikas eingeschlossenen Äther erklärt war; endlich ergiebt sich aus den Lumineszenzerscheinungen besonders deutlich, daß Lichtschwingungen auch bei ganz niedriger Körpertemperatur erfolgen und daß die Hypothese von dem Einfluß der Wärme auf die Spektralfarben ganz hinfällig ist. Alles dies bestätigt unsere frühere Annahme, daß nicht die Atombewegung, sondern allein der Feuerstoffausbruch das Selbstleuchten hervorbringt, die Wellenformen aber von der Molekularstruktur abhängig sind, weil die Atomkanten als Wellenbrecher wirken; die Entstehung der Spektralfarben und alle beim Beizen, Färben, Oxydieren und Reduzieren stattfindenden Farbenänderungen waren danach auf Umlagerungen und Dimensionen der Körperteilchen zurückzuführen. Auch unser Sehorgan ist nur zur Wahrnehmung von Lichtwellen von einer gewissen Länge eingerichtet, während alle feineren Bewegungen selbst bei Anwendung der besten Mikroskope keinen Eindruck zurücklassen.

Diese Betrachtungen über den Einfluß der Körpermaterie auf die Lichtschwingungen zeigen die Möglichkeit einer unmittelbaren Bewegungsübertragung zwischen dem uns umgebenden Äther und unserem Ätherleib, wodurch wir über den Wesenszusammenhang und das Erkennen des Gleichen durch Gleiches Aufschluß gewinnen. Längst ist ja die Thatsächlichkeit des Vernehmens mittelst der Magengrube und des Nackens, durch dicke Mauern hindurch, des Wahrnehmens des Odlichtes und ähnlicher Erscheinungen festgestellt, und leicht würden sich unsere Untersuchungen über die Bewegungsübertragung in den feinsten Medien auch zur Erklärung des Erwachens der Triebe und Instinkte, der maternel impressions und Vorgefühle, der telepathischen und anderer bekannter Phänomene anwenden lassen, was sich aber bei den jetzt verbreiteten Vorurteilen nicht lohnt; nur auf unseren Ausgangspunkt, die bei tiefer Hypnose und beim Nachtwandeln beobachteten Thatsachen, wollen wir noch zurückkommen.

Ist unser Bewußtseinsorgan schon im wachen Zustande, also bei seiner Verbindung mit den normalen Leitungen und Centren, befähigt, noch auf anderen Bahnen Einwirkungen zu erlangen und durch das Gefühl selbst die äußere Elektrizitätsspannung wahrzunehmen, so muß bei dem Tiefschlaf der von allen Fesseln befreite Astralleib noch viel leichter mit dem äußeren Äthermedium in Wechselwirkung treten und durch Ätherwehen und Ätherwellen Eindrücke erhalten können. Die Erregung durch Mondlicht, die den Radiometerbewegungen vergleichbaren Anziehungserscheinungen, das Fesseln und Nachziehen durch ein vorgehaltenes Licht, das Wandeln mit geschlossenen Augen und die so sichere Ausführung der kompliziertesten Verrichtungen, finden damit ganz einfache Erklärung. Dasselbe den Nachtwandlern mögliche Hellsehen oder eigentliche Hellfühlen beobachten wir auch bei Medien in tiefer Hypnose; die Ätherwellen durchdringen nicht nur Papierhüllen und andere dielektrische Substanzen, sondern auch Augenlider und dicke Epithelschichten, erzeugen in den feinsten Verzweigungen des pneumatischen Kanalisationssystems bestimmte Oszillationen und lassen so alle Umrisse der Gegenstände, alle Unterschiede von Hell und Dunkel und von Dünn und Dicht erkennbar; weil die Körperatome in den Zwischenschichten in netzartigen Gebilden zusammenhängen, werden freilich die Objekte nur wie durch einen Schleier gesehen. Es ist auch ganz natürlich, daß Witterung, Lufttrockenheit und Körperbeschaffenheit großen Einfluß auf die Deutlichkeit dieser Wahrnehmung üben müssen, sowie daß durch Fettwerden und andere Veränderungen die Fähigkeit zum Hellsehen verloren geht.

In allen vorstehenden Erörterungen ist der Äther stets als feinste Substanz bezeichnet und keine Andeutung über noch feinere Substrate oder gar über ein Absolutes gemacht worden; selbst der Schwerstoff, welcher sicherlich die Körper durchfließt und dessen Teilchen Laplace eine fünfzigmillionenmal größere Geschwindigkeit, als die das Licht besitzt, beigelegt hatte, ist nicht erwähnt worden, weil noch kein Vergleich mit meßbaren Größen möglich ist. Nur um Mißverständnissen vorzubeugen, mag hier bemerkt werden, daß wir ebensowenig ein vacuum formarum, wie ein Ende in der Stufenfolge der Substanzverfeinerungen uns vorzustellen vermögen und daß wir daher auch den als Licht und Weltäther dienenden Stoff nur als emanierte und bewegte Substanz in den Kreislauf der in unserer organisierten oder geschnitzten Welt wahrgenommenen Erscheinungen einordnen konnten.

Unser Zweck ist vorläufig ja schon erreicht, wenn der Leser die Überzeugung gewonnen hat, daß in allen unseren Weltwesen die Elementaratome nur die festen Bausteine bilden, daß dagegen die ihnen innewohnenden Kräfte auf der Bewegung eines besonderen Feuerstoffes und eines substanziellen oder Masse besitzenden Äthers beruhen. Bei allen kultivierten

Völkern finden wir übrigens den Glauben an die Thätigkeit einer beſonderen ätheriſchen Entität tief eingewurzelt und die verſchiedenſten Bezeichnungen, wie Archäus, Animismus, Aſtralleib, Ichor, Phlogiſton, Urfeuer, spiritus vitalis und spiritus mundi zeugen von den Verſuchen, darauf die Erd- und Himmelskräfte, namentlich auch die Lebenserſcheinungen zurückzuführen. Erſt ſeit dem ſiebzehnten Jahrhundert wagen die Zünftler, den Aberglauben an lauter geheime Kräfte und unerklärbare Eigenſchaften der Körpermaterie zu verbreiten und haben durch ihren Phraſenkram und inhaltleeren Formalismus jetzt eine ſolche Verwirrung erzeugt, daß man nicht allein die Wirkungen des unſichtbar die Molekularkanäle durchfließenden Feuerſtoffes ignoriert, ſondern ſelbſt die Exiſtenz der vor aller Augen als Blitz und Feuerregen niederſtrömenden reinen Feuerſubſtanz ableugnet.

Selbſtverſtändlich muß die Wiedereinführung unſerer, in verſchiedenen Aggregatzuſtänden erſcheinenden Weltſubſtanz auch auf allen praktiſchen Gebieten die wichtigſten Erfolge herbeiführen, vor allen Dingen führt aber die Einſicht in die Natur der in den größten und kleinſten Syſtemen analogen Entwicklungsprozeſſe und in den Zuſammenhang zwiſchen Stoff und Form zu einer klaren und anſchaulichen teleologiſchen Weltauffaſſung, nämlich zum morphologiſchen Idealismus.

Ein Beitrag zur Kenntnis der Urſprünge des Antiſemitismus in Deutſchland.

Von Maurice Reinhold von Stern.

(Zürich.)

In der „N. Zch. Ztg." leſe ich eine Berliner Korreſpondenz, in welcher der Verſuch gemacht wird, die Verantwortlichkeit für den Antiſemitismus in Deutſchland vom Luthertum auf den Katholizismus abzuwälzen. Aus rein hiſtoriſchem Intereſſe an der Frage muß ich dem Herrn Korreſpondenten mit aller Entſchiedenheit entgegentreten.

Es iſt richtig, daß vor der Stöcker-Henriciſchen Agitation antiſemitiſche Tendenzen in einzelnen Kreiſen des Centrums zu Tage traten. Die Spitze dieſes politiſchen Schachtzuges war aber gar nicht gegen die Juden gerichtet.

Es ist allerdings möglich, daß diese vorübergehenden Bestrebungen der antisemitischen Hetze der Herren Stöcker und Konsorten Nahrung gegeben haben. Ein großer historischer Irrtum ist es aber, daraus den Schluß zu ziehen, daß der Katholizismus für die aus dem Lager der lutherischen Geistlichkeit hervorgegangene Judenhetze, welche weniger mit sachlichen Argumenten, als mit dem Appell an die Gesinnungsroheit operiert hat, direkt oder indirekt verantwortlich sei.

Daß das Luthertum selbst der schlimmste Feind der Juden ist, darauf kann man, ganz abgesehen von der historischen Grundlage des Problems, schon daraus schließen, daß die Juden dem Katholizismus ganz allgemein viel weniger abhold sind als dem orthodoxen Protestantismus. Die Ursache dieser unleugbaren Erscheinung mag ja zum Teil rein psychologischer und religionsphilosophischer Natur sein, vielleicht sich auch teilweise darauf zurückführen lassen, daß die Feindseligkeit der katholischen Kirche als der traditionellen hierarchischen Machthaberin gegenüber dem Protestantismus die stille Genugthuung vieler Juden erregt. Und von dem Gefühl einer solchen Genugthuung zur Sympathie mit demjenigen, der es erregt, ist nur ein kleiner Schritt.

Der Hauptgrund des jüdischen Protestantenhasses liegt aber viel tiefer. Betrachtet man den Antisemitismus nicht nur einseitig als eine naturwissenschaftliche und wirtschaftliche, sondern als das, was sie vorzugsweise ist, eine konfessionelle Frage, so kann man die antisemitische Bewegung in Deutschland kühnlich direkt auf Martin Luther zurückführen, dessen getreuer und konsequenter Nachfolger in der Judenfrage Stöcker ist.

Zum Beweise dafür berufe ich mich auf folgende Aussprüche Luthers. Die Schriften, aus denen ich schöpfe, sind die im Jahre 1543 erschienenen 1) „Von den Juden und ihren Lügen“ und 2) „Vom Schem Hamphoras“. Beide sind wohl das Leidenschaftlichste, Hetzerischste und Fanatischste, was je von einem Deutschen über die Judenfrage geschrieben worden ist. Luther verlangt in diesen Schriften nichts Geringeres, als was jetzt in Rußland geschieht, nämlich die Austreibung der Juden. Er läßt ihnen buchstäblich kein gutes Haar und stellt namentlich auch die Echtheit ihrer Frömmigkeit in Abrede. Da heißt es S. 232: „solche Frömmigkeit ist bei ihnen selbst so heimlich, daß sie auch selbst nicht davon wissen können, was soll denn Gott davon wissen? denn sie sind aller Bosheit voll, voll Geizes, Neides, Hasses untereinander, Hochmuts, Wuchers, Stolzes, Fluchens wider uns Heiden, daß ein Jüde müßte sehr scharfe Augen haben, so er sollt einen frommen Jüden erkennen, schweige, daß sie sollten allesamt Gottes Volk sein, wie sie rühmen, denn sie verbergen wahrlich ihre Frömmigkeit stark unter ihren öffentlichen Lastern, und wollen gleichwohl allesamt, keinen ausgeschlossen, Abrahams

Blut, Moses Volk, das ist Gottes Volk sein, gegen welches die Heiden eitel Stank sein müßten". Und weiter: „wenn nicht mehr da wäre denn das alte Testament, so wollt ich schließen und sollt mich kein Mensch anders bereden, daß diese itzige Jüden müßten sein etwa eine Grundsuppe aller losen bösen Buben aus aller Welt zusammengeflossen, die sich gerottet und in die Länder hin und her zerstreuet hätten wie die Tattern und Zigeuner und dergleichen" (S. 313). Denn „der Teufel hat dies Volk mit allen seinen Engeln besessen", lautet es pag. 139. „Sie haben solchen gistigen Haß wider die Gojim von Jugend auf eingesoffen von ihren Eltern und Rabbinen und saufen noch in sich ohn Unterlaß, daß es ihnen durch Blut und Fleisch, durch Mark und Bein gangen, ganz und gar Natur und Leben worden ist. Und so wenig sie Fleisch und Blut, Mark und Bein können ändern, so wenig können sie solchen Stolz und Neid ändern, sie müssen so bleiben und verderben . . ." (S. 181). „Sie sind die rechten Lügener und Bluthunde, die nicht allein die ganze Schrift mit ihren erlogenen Glossen von Anfang bis noch da her ohn' Aufhören verkehret und verfälscht haben. Und all ihres Herzens ängstlich Seufzen und Sehnen und Hoffen gehet dahin, daß sie einmal möchten mit uns Heiden umbgehen, wie sie zur Zeit Esther in Persia mit den Heiden umbgingen. O, wie lieb haben sie das Buch Esther, das so fein stimmt auf ihre blutdürstige rachgierige mördische Begier und Hoffnung! Kein blutdürstigers und rachgierigers Volk hat die Sonne je beschienen, als die sich dünken lassen, sie seien darumb Gottes Volk, daß sie sollen und müssen die Heiden morden und würgen. Und ist auch das furnehmste Stück, daß sie an ihrem Messia gewarten, er solle die ganze Welt durch ihr Schwert ermorden und umbbringen, wie sie denn im Anfang an uns Christen in aller Welt wohl beweiseten und noch gern thäten, wo sie könnten, haben's auch oft versucht und darüber auf die Schnauzen weidlich geschlagen sind" (S. 120).

„Schreiben doch ihre Talmud und Rabbinen (S. 192), das Töten sei nicht Sünde, so ein Jüde einen Heiden tötet, sondern so er einen Bruder in Israel tötet und so er einem Heiden den Eid nicht hält, ist nicht Sünde, indem Stehlen und Rauben, wie sie durch den Wucher thun den Gojim, sein ein Gottesdienst, denn sie halten, weil sie das edle Blut und beschnittene Heiligen sind, wir aber verfluchte Gojim, so können sie es nicht zu grob mit uns machen noch sich an uns versündigen, weil sie der Welt Herren und wir ihre Knechte, ja ihr Vieh sind. Auf solcher Lehre beharren auch noch heutigen Tages die Jüden und thun wie ihre Väter, verkehren Gottes Wort, geizen, wuchern, stehlen, morden, wo sie können, und lehren solches ihre Kinder immer fur und fur nachthun."

Wer denkt nicht an den Xantener „Knabenmord" und die skandalöse

Buschhoff-Affaire, wenn er die nachfolgenden Sätze Luthers liest? „Daher giebt man ihnen oft in den Historien schuld, daß sie die Brunnen vergift, Kinder gestohlen und zerpfriemet haben wie zu Trent, Weißensee u. s. w. Sie sagen wohl nein dazu; aber es sei oder nicht, so weiß ich wohl, daß am vollen ganzen bereiten Willen bei ihnen nicht fehlet, wo sie mit der That dazu kommen könnten heimlich oder offenbar, des versiehe Dich gewißlich und richte Dich danach."

Es muß an dieser Stelle konstatiert werden, daß von katholischer Seite in neuerer Zeit in so maßlos plumper und gehässiger Weise nicht gegen die Juden gehetzt worden ist, wohl aber von lutherischer. Bei allem Respekt für die großen Verdienste des Reformators hält es schwer, ihn für diese Thatsache nicht verantwortlich zu machen.

Auf Seite 244 lüftet Luther noch deutlicher den Schleier von seiner Gesinnung gegenüber den Juden. Da heißt es: „Ich habe viel Historien gelesen und gehört von den Jüden, so mit diesem Urteil Christi stimmen, nämlich wie sie die Brunnen vergiftet, heimlich gemordet, Kinder gestohlen, item daß ein Jüde dem andern einen Topf voll Blutes auch durch einen Christen zugeschickt, item ein Faß Wein, da das ausgetrunken ein toter Jüde im Fasse gefunden und dergleichen viel, und das Kinderstehlen hat sie oft, wie droben gesagt, verbrennet und verjächt. Ich weiß wohl, daß sie solches und alles leugnen, es stimmt aber alles mit dem Urteil Christi, daß sie gistige bittere rachgierige hämische Schlangen, Meuchelmörder und Teufelskinder sind, die heimlich stechen und Schaden thun, weil sie es öffentlich nicht vermögen, darumb ich gerne wollte, sie wären da keine Christen sind."

Einen noch ausgesprochener politischen Charakter tragen Luthers Auslassungen auf Seite 183 der in Rede stehenden Publikation. Da heißt es u. a.: „Die Fürsten lassen die Juden aus ihrem offenen Beutel und Kasten nehmen, stehlen und rauben, „was sie wollen, das ist, sie lassen sich selbst und ihre Unterthanen durch der Jüden Wucher schinden und aussaugen und mit ihrem eigenen Gelde sich zu Bettlern machen, denn die Jüden als im Elende sollten ja gewißlich nichts haben und was sie haben, das muß gewißlich unser sein, so ärbeiten sie nicht, verdienen uns nichts ab, so schenken oder geben wir's ihnen nicht, noch haben sie unser Geld und Gut und sind damit unser Herren in unserm eigenen Lande und in ihrem Elende. Wenn ein Dieb zehen Gülden stiehlet, so muß er henken, raubet er auf der Straßen, so ist der Kopf verloren, aber ein Jüde, wenn er zehen Tonnen Goldes stiehlet und raubet durch seinen Wucher, so ist er lieber denn Gott selbst und zu Wahrzeichen rühmen sie es getrost und stärken ihren Glauben und gistigen Groll wider uns, sprechen untereinander: „halt fest, siehe wie Gott mit uns ist

und sein Volk auch im Elend nicht verläßt. Wir ärbeiten nicht, haben gute faule Tage, die verfluchten Gojim müssen uns fur ärbeiten, wir aber kriegen ihr Geld, damit sind wir ihre Herren, sie aber unsere Knechte. Halt fest, lieben Kinder Israel, es wird besser werden, unser Messia wird noch kommen, wenn wir so fortfahren und aller Heiden Hembdatl durch Wucher und sonst auch an uns bracht haben. Wohlan, das leiden wir von ihnen unter unserem Schutz und Schirm, noch fluchen sie uns, wie gesagt." Und Seite 242: „Wir sind ihre Hauswirte, so rauben sie und saugen uns aus, liegen uns auf dem Halse die faulen Schelme und müßigen Wämste, saufen (?), fressen (?), haben gute Tage in unserm Hause, fluchen zu Lohn unserm Herrn Christo, Kirchen, Fürsten und uns allen, dräuen und wünschen uns ohn Unterlaß den Tod und alles Unglück. Denke doch, wo kommen wir armen Christen dazu, daß wir solch faul müßig Volk, solch unnütz böse schädlich Volk, solche lästerliche Feinde Gottes umbsonst sollen nähren und reich machen, dafür nichts kriegen denn ihr Fluchen, Lästern und alles Unglück, das sie uns thun und wünschen können, sind wir doch wohl so blind und starrende Klötze in diesem Stücke, als die Juden in ihrem Unglauben, daß wir solch große Tyrannei von den heillosen Schelmen leiden, solchs nicht sehen noch fühlen wie sie unser Junkern ja unsere wütige Tyrannen sind, wir aber ihre Gefangene und Unterthan, klagen noch, sie seien unsere Gefangene, spotten unser dazu, als müßten wir's von ihnen leiden."

Seite 230 lautet es: „Nun siehe, welch eine feine, dicke, fette Lügen das ist, da sie klagen, sie seien bei uns gefangen. Es sind über 1400 Jahr, daß Jerusalem zerstöret ist und wir Christen zu der Zeit schier 300 Jahr lang von den Juden gemartert und verfolget sind in aller Welt, daß wir wohl möchten klagen, sie hätten uns Christen zu der Zeit gefangen und getötet, wie es die helle Wahrheit ist." Luthers praktische Vorschläge laufen hinaus auf die Vertreibung der Juden, Expropriation ihres Vermögens und Anhaltung der jungen starken Leute zur körperlichen Zwangsarbeit. Auch fordert er von den Deutschen die Erfüllung der christlichen Separationspflicht; sie sollen sich nicht teilhaftig machen des teuflischen Wütens und Tobens der Juden durch Gewährung von Schutz und Schirm, Essen, Trinken, Herbergen und anderer nachbarlicher Wohlthat. Die Synagogen sollen verbrannt, den Juden ihre Bücher genommen werden und den Rabbinen (den „Raben und Rangen") bei Todesstrafe verboten werden, in deutschem Lande öffentlich Gott zu loben, zu danken, zu beten und zu lehren. Auf Seite 254 heißt es: „Und weil wir wissen, daß sie es heimlich thun, so ist es ebenso viel, als thäten sie es öffentlich. Denn was man weiß, das heimlich geschieht und geduldet wird, das heißt doch nicht heimlich und

gleichwohl unser Gewissen damit für Gott beschweret ist. Wohlan, da müssen wir uns vorsehen. Meines Dünkens will's doch da hinaus: sollen wir der Juden Lästerung rein bleiben und nicht teilhaftig werden, so müssen wir geschieden sein und sie aus unserem Lande vertrieben werden; sie mögen gedenken in ihr Vaterland, so dürfen sie nicht mehr für Gott über uns schreien und lügen, daß wir sie gefangen halten, wir auch nicht klagen, daß sie uns mit ihrem Lästern und Wuchern beschweren. Dies ist der nächste und beste Rat, der beide Parte in solchem Fall sichert." (Friedrich Lezius, Heft 6 der Baltischen Monatschrift 1892.)

Die große Roheit dieser Lutherischen Auslassungen könnte nun allerdings vielleicht von vielen auf Rechnung der Zeit gesetzt werden, in deren Banne Luther stand. Diese Erklärung reicht aber nicht aus, denn im Jahre 1523 hat sich Luther über die gleiche Frage in seiner Schrift: Daß Jesus Christus ein geborener Jude sei: nicht nur in ganz entgegengesetzter, sondern geradezu in modern-toleranter Weise ausgesprochen. Es ist aber nicht anzunehmen, daß der Einfluß der Roheit der Zeit sich von 1523 bis 1543 in dermaßen anwachsendem Grade auf Luther geltend gemacht habe, daß daraus ein völliger Umschwung seiner Gesinnung zu erklären wäre. Die Annahme erscheint sogar einleuchtender, daß die Freiheit des Urteils und das christliche Wohlwollen der Gesinnung bei Luther mit den Jahren zugenommen habe. Denn darüber besteht ja nicht der mindeste Zweifel, daß der spätere Standpunkt Luthers in der Judenfrage ein durch und durch unchristlicher ist. Es bleibt also nur die Möglichkeit offen, daß Luther in der Juden-, wie in der Bauernfrage, aus äußeren politischen Gründen eine Schwenkung gemacht hat. Wie aber das Luthertum überhaupt nicht über Luther hinausgekommen ist, so ist es auch in der Judenfrage bei Luther stehen geblieben. Alle die judenfeindlichen Ergüsse Luthers könnten ohne weiteres von Herrn Stöcker adoptiert werden, nur daß es dem Letzteren an der Sprachgewalt gebricht, welche auch der schlimmsten Roheit Luthers noch eine gewisse Weihe verleiht.

Wohl ist es wahr, daß die furchtbarsten Judenmassakres vor Luther im Namen der katholischen Kirche verübt wurden; aber wahr ist auch, daß die katholische Kirche sich in der Geschichte der neueren Zeit von jener rohen und gehässigen Agitation, welche die Haltung der lutherischen Führer der antisemitischen Bewegung charakterisiert, völlig frei gehalten hat.

Ist es nach all dem Gesagten wirklich nur als ein Zufall zu betrachten, daß das Luthertum die geistige Führung der antisemitischen Bewegung in Deutschland übernommen hat, und nicht die katholische Kirche? Ist die Annahme nicht vielmehr überaus naheliegend, daß der Antisemitismus in Deutschland, soweit er offenbar konfessionellen Charakters ist, dem Vorbild

und der Lehre Luthers seinen eigentlichen Ursprung und seine dogmatische Sanktionierung verdankt? Diese Fragen in die öffentliche und in die wissenschaftliche Diskussion hineinzuwerfen, ist der Zweck dieser Zeilen, welche aus der Anregung des Tages hervorgegangen, zunächst auch nur Tagesinteresse für sich beanspruchen.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die VI. große internationale Kunstausstellung.

(Fortsetzung.)

Der Künstler-Sezessionskrieg, der noch lange nicht weder zu einem fröhlichen Sieg, noch zu einer entscheidenden Niederlage zu kommen scheint, wirft seine dösen Stimmungslichter auch auf die Kunstschreiber. Und diese, glaube ich, sollten so viel Berufsehre und weltmännischen Takt im Leibe haben, daß sie sich bei ihren Besprechungen und Schätzungen der Ausstellungswerte lediglich an die gegebenen Kunstwerke hielten und sich nicht in die hänslichen Irrungen und Wirrungen der Künstlerschaft mischten. Zumal bei einem internationalen Künstlerstelldichein scheint es mir von unverantwortlich schlechtem Geschmack, wenn die als Kunstkenner und Kunstrichter sich vorstellenden Herren Referenten in einemfort auf den internen Angelegenheiten der Gastgeber herumstrampeln und Fragen herbeiziehen, die sie doch wahrhaftig nicht das Mindeste angehen. Das Kunstwerk gehört zu ihrer Kompetenz, nach landläufiger, anerkannter Übung, sonst aber gar nichts, was im Ausstellungswesen drum und dran hängt. Oder die Kunstkritik hört auf Kunstkritik zu sein und wird parteiliches Allerweltsgeschwätz, frecher Tratsch und persönliche Anmaßung.

Ich habe in gut angeschriebenen deutschen Zeitschriften, und ich bedauere, dazu einige mir höchst sympathische zählen zu müssen, eine Fülle von Ungezogenheiten und Frechheiten gegen die Münchener Künstlerschaft, soweit sie nicht zu der heiligen, unantastbaren und unfehlbaren Sezession gehört, verüben sehen, wovon in Paris oder London die kleinere Hälfte genügt hätte, um die werten Autoren in allen gebildeten und kunstverständigen Kreisen einfach für immer unmöglich zu machen.

Es ist nichts als Humbug, in die Welt hinauszuschreiben, daß auf der Seite der Sezession nur eitel Recht, Talent, Modernität, Jugend, auf Seite der Anderen nur eitel Unrecht, Stümperei, Reaktion, Greisenhaftigkeit und Trottelose sei. Wer je auch nur eine einzige klare und gesegnete Stunde in der Kontinuität des Kunstbildungsstromes gestanden und sich Rechenschaft über das Beobachtete gegeben, weiß, daß eine solche Scheidung von Alt und Neu, Modern und Nichtmodern, Gut und Schlecht im Parteisinn barer Unsinn ist. Und diesem Unsinn verfallen heute gerade diejenigen am rettungslosesten, die mit so gewaltigen Gebärden auf ihren Individualismus, ihren

Nietzsche-Aristotratismus und andere edelanarchistische Ausnahmsgenialitäten pochen. Sie, die nicht genug Spott für die Herde haben, wollen die Modernitätskünstler herdenweise zusammentreiben und rein und unvermischt im Pferche ihrer allerneuesten Herdenkunst zu internationaler Ausstellung und Adoration bringen.

Wer als Individualist, Nietzscheaner, Modernitätsübermensch und Überkünstler sich zu fühlen die angenehme Neigung hat, müßte immer und überall gegen die Masse, gegen die Herde, also auch gegen die Massen- und Herden-Ausstellung sein, gleichgültig ob sie von Sezessionisten oder des Teufels Großmutter gemacht wird. Also warum gehen diese hohen modernen Individualitäts-Herrschaften mit ihrem außerordentlichen Ichbewußtsein und ihrer Ichmuse überhaupt auf den nationalen oder internationalen Ausstellungsleim? Jedem Gott seine eigene Nische! das müßte doch ihrer Forderungen billigste sein?

Mir gefällt, Massen-Ausstellungen im Prinzip einmal als etwas Gutes, Schönes und Kunstförderndes angenommen, die diesjährige Internationale im Glaspalaste sehr wohl. Die Alten und die Jungen haben meines Bedünkens sich gleicherweise angestrengt, mit wertvollen und interessanten Werken vertreten zu sein. Die in München heimischen Künstler in erster Linie. Unterscheiden sich ihre Werke auch je nach dem Punkte, auf dem sie im allgemeinen und individuellen Entwicklungsstadium stehen, hinsichtlich der Auffassung, des Kolorits und sonstiger technischer Formeln und Zeichen in kenntlichster Weise, so ist doch das eigentliche Kunstelement der hervorragenden Alten wie der hervorragenden Jungen im Werte und Gewichte gleich — die Meister marschieren auf verschiedenen Höhen, aber sie marschieren immer auf der Höhe, erfüllt vom Geiste ihrer spezifischen Begabung und ihrer persönlichen Ideale. Im Reiche des künstlerischen Schaffens gilt die Jugend sehr viel, aber was wir zunächst vor Augen haben, ist doch nur die Jugend von gestern auf heute — das Morgen kennen wir nicht, und entscheidend ist nur die ewige Jugend, die Dauergröße. Diese aber proklamiert die Zeit, nicht der Tagesmensch mit seinen Tagesmaßstäben, Tagesneigungen und Tagesbedürfnissen.

* *

Von den vereinigten Sezessionisten hat etwa die Hälfte sich an der Ausstellung beteiligt. Unter den Nichtbeteiligern sind einige der bekanntesten und glänzendsten Namen, wie Pighein, Hugo v. Habermann, deren Abwesenheit in der That einen Verlust für die Ausstellung bedeutet. Von den Anwesenden sind es in erster Linie der Altmeister der Neuen: Fritz von Uhde, und der Protens unter den Modernen: Franz Stuck, welche die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich lenken.

Uhde bringt ein Bildnis und „Die Verkündigung bei den Hirten", Franz Stuck „Glühwürmchen", eine „Pietà" und eine „Kreuzigung Christi".

Wie Uhdes neueste Bilder wiederum erweisen, ist er ein Fertiger, der den Besitzstand seiner Ausdrucksmittel abgeschlossen und gesichert hat. Er ist in seiner Art ein Fertiger wie Defregger, Grützner, Lenbach und die anderen berühmten alten Herren; er hat seine Manier, die ihn auf fünfzig Schritt deutlich erkennen und von jedem anderen bestimmt unterscheiden läßt. Er ist kein Erweiterer seiner persönlich gewordenen Kunst, er ist nur noch ein Vermehrer.

Seine „Verkündigung" führt seinen evangelischen Cyklus weiter, ohne einen wesentlich neuen Zug und Ton hineinzubringen. Nach meinem Geschmack steht dieses Bild nicht einmal ganz auf der Höhe seiner Vorgänger. Es hat weniger Seele und mehr Pose. Denn auch die fromme Naivetät hat leider ihre Pose so gut wie die religiösen Bumbumgefühle der Pathosmater. Diese Uhdesche „Verkündigung" ist eine

täuſchend arrangierte niedliche Balletſcene aus einem Weihnachtstheaterſpiel, und dieſer zierliche Verkündigungsengel, der ſo linkiſch-kindlich ſein Kleidchen lupft und mit dem erhobenen Händchen ſein Sprüchlein ſtandiert, iſt ein allerliebſtes Balletmädel.

Verfiel hier Lihde — immer nach meinem Geſchmack — ins Lieblich-Banale und Herzig-Affektierte, ſo marſchiert Franz Stuck mit ſeiner „Kreuzigung“ als äußerſter Flügelmann des brutal Senſationellen und gewaltthätig ausgerückten und geſtreckten Naturalismus-Spektakeltums auf den Beſchauer los, hemdärmelig, herkuliſch, metzgerhaft. Die erſte Anregung zu dieſem maßlos kraftmeleriſchen Bilde mag er bei Max Klingers naturaliſtiſchem Kreuzigungsgemälde, das vor anderthalb Jahren in München ausgeſtellt war, empfangen haben. Und nun hat er auf ſeiner koloriſtiſchen Rieſenorgel — Klinger ſpielt als Koloriſt ein harmloſes Schäferpfeifchen daneben — dieſes Thema in wilden Phantaſieſugen und kontrapunktiſchen Ungeheuerlichkeiten ſo lange durchgeorgelt, bis er dieſe derbe Golgathafarbenſymphonie heraushatte. Da iſt nun ſchließlich alles darin, was dieſe Scene an Donner und Doria, Wut und Entſetzen, Schmerzensgebrüll und Jammergeheul, Sterbefratzen und Befriedigungsgrimaſſen vertragen und — nicht vertragen konnte. Der geniale Stuck hat hier des Guten wie des Böſen viel zu viel gethan. Es iſt eine Karikatur geworden, wie die Schlußſcene des Trauerſpiels auf Golgatha in moderner Malerei noch keine erlebt hat. Dieſe Einzigkeit des Stuckſchen Kreuzigungsbildes iſt hoffentlich nicht des Künſtlers letzter und einziger Ehrgeiz geweſen. Das Ungewöhnliche iſt erlaubt, ſobald es ein ungewöhnliches Maß von Seelengröße und viſionärer Herzensgewalt ausdrückt. Davon aber finde ich in dieſem Stuckſchen Bilde nur unzureichende Spuren. (Fortſetzung folgt.)

Züricher Theater.

Von A. von Sommerfeld.

(Zürich.)

Zwar die Hundstage liegen heiß und trocken über dem ſchönen Zürich, und dennoch hat Zürich ſeine dramatiſche Novität gerade in dieſen Tagen aufzuweiſen. Theodor Curti, ein angeſehener, liberaler Volksmann und geachteter Redakteur eines Züricher Blattes, hat ein Trauerſpiel in fünf Akten verfaßt: „Hans Waldmann oder die Verſchwörung von 1189“. Das iſt die litterariſche Novität Zürichs. In allen Blättern wurde ſie lobgeprieſen, man verwechſelte wie gewöhnlich Lokalpatriotismus mit Poeſie, und wer auf die Lobhudeleien der Kritik hin ins Sommertheater zum Pfauen ging, um ſich einen genußreichen Abend zu verſchaffen, der war gründlich angeſchmiert.

„Hans Waldmann“ iſt ein Stück der tollſten, ja der wahnſinnigſten Reaktion. Wer da noch nicht glaubt, daß die alte Litteratur, die im Gleiſe der Klaſſiker einherfährt, tot iſt, dem rate ich, ſich „Hans Waldmann“ anzuſehen. Es iſt ein Stück, das von bleigrauer Langeweile lebt, keine Spur von Technik aufweiſt, und wenn nicht die gute Zwiſchenaktmuſik geweſen wäre, ich wäre auf- und davon gegangen. Schon als „Hans Waldmann“ mit einem Monolog begann, wurde ich ſtutzig. Man hat guten

Grund, gegen Monologe argwöhnisch zu sein. Der erste Aufzug ging vorüber und man war immerhin auf den zweiten gespannt. Hier also ein rührendes Liebesduett zwischen dem aufständischen Sohn des Bauern von Rügern, Gerold, und Anna, der Pflegetochter Hans Waldmanns, das auch mit einem Monolog ansetzte und mit der alten Phrasen-Sentimentalität endete. Nun kam der dritte Aufzug. Dieser dritte Aufzug war nichts als ein einziger großer Monolog Hans Waldmanns, der uns verriet, wie es in seiner Brust und in Zürich aussah. Jetzt war ich wirklich müde geworden, so recht monologmüde, aber der Kelch der Leiden war noch nicht vorüber, denn das Trauerspiel ist eigentlich nur ein einziger, langer Monolog. Auf langen Stelzbeinen kamen diese Aufzüge anmarschiert, so recht langsam und bedächtig, und sagten dann, wozu sie eigentlich da wären. Ich habe sie nicht gezählt, ich weiß auch ihre Reihenfolge nicht mehr, denn das kann man unmöglich behalten. Aber ich weiß, daß dies ganze Trauerspiel wie ein Buch mit sieben Siegeln ist. Zu einer Parodie ist es zu langweilig, zu reizlos und als Trauerspiel ist es gelinde gesagt trivial und abgeschmackt. — Also hören Sie weiter! Hans Waldmann ist ein Tyrann. Gerold ist der Leiter der Empörung, nebenbei ganz unsinnig verliebt in die flachsblonde Pflegetochter seines Todfeindes. In einem langen, rührenden Monolog denkt er nur an sie und spricht auch, um seine klassische Bildung zu beweisen, gelegentlich die Worte aus: „Ich kam, ich sah, ich siegte!“ Er bekommt noch zur rechten Zeit einen Liebesbrief, den er küßt und nun geht's fort in den Kampf! Endlich der Schlußakt. Hans Waldmann, der Tyrann von Zürich, wird dem Henker überantwortet, aber zu gleicher Zeit tragen sie auf einer Bahre die Leiche Gerolds herbei, die lange Zeit stumm den Verhandlungen lauscht und ersichtlich auf das Erscheinen der Geliebten wartet. Endlich kommt sie, stürmt an der Leiche vorbei und ihrem Pflegevater nach, der seinen Todesgang antritt. Aber schon ist es zu spät. Nun macht sie wieder kehrt, sieht den toten Geliebten, sinkt an der Bahre nieder und stirbt der Harmonie wegen ebenfalls, am Herzschlag oder an Gemütsbewegung, was zweifelhaft ist. Mitleidig sinkt der Vorhang über drei Leichen, zwei blutige und eine unblutige.

Sieht das nicht aus wie eine Parodie voll lachender, backenbackig lachender Komik? Aber nein! — tragisch ernst schreitet das Drama auf wackeligen Beinen einher und kann dabei doch nicht verhindern, daß ihm der Schalk aus den Augen lacht. Aber — Scherz bei Seite! Von einem Autor wie Theodor Curti sollte man doch wenigstens etwas verlangen: Entweder Technik, meinetwegen Routine, oder ein wenig Poesie. Aber von all dem bietet das Trauerspiel blutwenig. Es geht ohne jede Technik, alles bunt durcheinander, und kein Aufblitzen eines wirklichen Talentes leuchtet einmal befreiend durch die graue Langeweile. Zwar wird einmal während eines monologartigen Dialoges geschossen, daß einem ein gewaltiger Schreck in die schläfrigen Glieder fährt, aber solche Mittel dürften doch zur Aufmunterung des Publikums nicht mehr angewendet werden, sind zum mindesten plump. Es wurde im allgemeinen recht mäßig gespielt, bei unbauthaften Rollen. Nur Max Wolf, der den Gerold spielte, vermochte es, seiner Rolle Leben abzugewinnen, so gut ihm eben der Dichter dies erlaubt hatte. Aber ich bin überzeugt, daß bei einem besseren Spiel die gewaltigen Mängel des Stückes nur noch deutlicher zu Tage treten.

Gegenüber „Hans Waldmann“ und dem Reklame-Tamtam der Presse sollte jede ernsthafte Kritik energisch Protest erheben. „Hans Waldmann“ ist für mich ein Stück der tollsten, ödesten Reaktion, eine Bankrotterklärung lebenswahrer und lebensfähiger Poesie, von diesem Urteil kann mich die Tendenz des Stückes, das überhaupt manche Wahrheit enthält, nicht abdringen. „Hans Waldmann“ war eine Zeit lang Tagesgespräch

in Zürich. Der Lokalpatriotismus jubelte in allen Tönen, und die Zeitungen, selbst ernsthaft litterarische, jubelten mit. Aber all das kann „Hans Waldmann“ nicht retten Er wird in den Schlund der Vergessenheit sinken wie jedes poesielose Stück. Und überdies ist Zürich auch ohne „Hans Waldmann“ schön, sehr schön. Wenn aber Herr Curti eines Tages käme und sagte, er hätte sich einen ganz schlechten Witz erlaubt, eine langweilige Parodie auf die ebenso langweiligen Tragödien nachklassischen Stils, dann könnte man sagen, er habe seine Sache gut gemacht. Aber ich fürchte, er kommt nicht.

Kritik.

Romane und Novellen.

Die Kreissekretärin. Roman von F. Peters. Leipzig, C. Reißner. — Von Peters ist bereits ein zweibändiger Roman „Onkel August“ erschienen, den ich jedoch nicht kenne. Ich sehe nur aus den kritischen Stimmen, die dem 2. Romane beigedruckt sind, daß der erste eine überaus freundliche Aufnahme bei den Herren Kunstrichtern der Tagespresse gefunden hat. Wenn bei diesen Urteilen alles mit rechten Dingen zugegangen ist, so muß ich sagen, daß „Die Kreissekretärin“ die glänzende Censur nicht verdient, die der „Onkel August“ in den Zeitungen erhalten. Ich lese diese nüchternen, etwas komisch-humoristisch angeflogenen Geschichten norddeutscher Autoren ganz gerne, obwohl sie für meinen süddeutschen Geschmack viel zu wenig Teufel im Leibe haben und eine ziemlich dünne und hausbackene Poeterei vorstellen. Diese norddeutschen Herrschaften haben überdies recht viel Talmi neben echten Goldwaren in ihrem Schaufenster, und ihre sogenannte Psychologie ist oft ein bedenklich zusammengequältes und zusammengekünsteltes Produkt.

In dem Romane von F. Peters steckt noch eine Unmenge uralter Fabulierkniffe und Urväterhausrat in Gedanken und Wendungen. Man sieht da wieder, wie man sich's mit der Romanschreiberei leicht machen kann. Es ist eine Familiengeschichte, worin die Schicksale der verschiedenen Sprößlinge von kleinauf erzählt werden. Da ein Sohn des hochstrebenden Vaters nur Fleischer wird, der zweite, der Liebling des Hauses, nur Lump, erschießt sich das schwachköpfige Oberhaupt mit Hinterlassung eines Sohnes, der zwar studiert, aber auch so ziemlich verlumpt, einer Tochter und einer seligen Witwe. Das beste, mit modernem Schick vorgetragene Stück des Romans sind die Episoden aus der Studentenzeit, die Liebschaft mit dem Fabrikmädel insonderheit. Dieses Mädel ist überhaupt psychologisch und technisch die gelungenste Figur des ganzen Buches und eine Talentprobe, die für den Verfasser einnimmt und von seiner weiteren Entwickelung Tüchtiges erwarten läßt. Warum gerade die Kreissekretärin die Ehre hat, den Titel des Buches herzugeben, ist schwer ersichtlich. Die gute Frau spielt gar keine Rolle von Belang im Roman. Erst am Schlusse thut sie etwas und zwar etwas unglaublich Romanhaftes: sie geht als ehrwürdige alte Schachtel noch eine Ehe ein. Das wäre nun ein guter neuer Vorwurf für F. Peters, uns diese Ehe der alten Kreissekretärin glaubhaft zu machen und uns mit der Unerschrockenheit und Bravour, die er an das Fabrikmädel gewandt, die Seele dieser alten Ehefrau bloßzulegen. Ich wünschte, F. Peters dieser Aufgabe gewachsen zu sehen.

M. G. C.

Zwei Sammelunternehmungen belletristischer Litteratur fordern unsere Besprechung heraus:

Die Bibliothek der fremden Zungen, Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, und die Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde, bei Pfeilstücker in Berlin.

Von ersterer liegen uns vor:

Die Diebin von George Ohnet und andere Novellen.

Nautas von Emile Zola und andere Novellen.

Starkmut von De Amicis und andere Novellen.

Vom Verein der Bücherfreunde:

Fliegender Sommer von Ludwig Ganghofer.

Zwei reiche Frauen von M. v. Eschen.

Karriere von Olga Wohlbrück.

Die Bibliothek der fremden Zungen wird von Josef Kürschner besorgt, die Leitung des Vereins der Bücherfreunde liegt nominell den Herren Theodor Fontane, Martin Greif, H. Heiberg, O. v. Leixner, Fritz Mauthner, Alexander Baron v. Roberts und Ernst Baron v. Wolzogen ob. Die Veröffentlichungen Josef Kürschners sind äußerlich und innerlich mit der größten Sorgfalt, mit dem raffiniertesten künstlerischen und belletristischen Geschmack ins Werk gesetzt, die Bücher der siebenköpfigen Vereinsleitung lassen nach Auswahl und Ausstattung gleichviel zu wünschen übrig. Die Geschäfte des Auslandes werden von einem Meister, die des Inlandes von — Dilettanten besorgt. Ich komme darauf zurück. M. G. C.

Die Familie von Stiegritz. Roman von Hermann Heiberg. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.)

Heiberg produziert in letzter Zeit viel, sehr viel, beinahe zuviel. Jedes Jahr veröffentlicht er einige größere Romane und daneben noch eine stattliche Anzahl kleinerer Erzählungen, Novellen und Skizzen. Da kann natürlich nicht immer alles gleichwertig sein. Neben schönen Leistungen läuft da ab und zu Durchschnittware mit unter, Lesefutter, wie es eben unsere Familienblätter brauchen, die den eleganten Erzähler schon seit Jahren in Pacht genommen haben. Um so mehr freut es mich, konstatieren zu können, daß sein letzter Roman „Die Familie von Stiegritz" wieder mehr den früheren, besseren Werken des Autors gleicht. Wir finden hier wieder jene kernigen Gestalten und scharf umrissenen Charakterköpfe, jene Volkstypen, wie sie der Dichter Heiberg, nicht der „beliebte Erzähler", d. h. der Romanfabrikant dieses Namens, zu schaffen und zu zeichnen vermag. Der untergehende Feudaladel und das aufstrebende Bürgertum bilden die Gegensätze, welche die an sich sehr einfache Handlung bewegen. Der Typus des Adels, der alte Baron von Stiegritz, ist ein brutaler, jähzorniger Geselle, adelsstolz und leichtsinnig, ein Mensch mit zerrüttetem Vermögen und unverbesserlichen Grandseigneurmanieren, der seine Umgebung entsetzlich quält und tyrannisiert. Sein Widerpart ist Georg Vastus, der self made man, Großkaufmann oder Agent, Bodenspekulant, kurz ein rühriger Kerl, der überall dabei ist, wo es etwas zu verdienen giebt. Diese beiden Gestalten sind etwas outriert und jedenfalls beide unsympathisch. Dem Vastus wird vom Autor zwar eine große Dosis sogenannten Edelmutes beigegeben, aber er bleibt im Grunde doch ein herzloser Spekulant, ein gemeiner Geldmensch. Schon natürlicher und treffender gezeichnet sind die beiden Töchter des alten Stiegritz, Diana und Ellen-Luise, erstere von etwas schwermütigem, letztere von heiterem Temperament, beide aber sich bewährend als gute, verständige und hingebende Menschenkinder in den vielfachen Sorgen und Drangsalen, unter denen sie zu leiden haben. Weitaus die besten Figuren aber sind die eigentlichen Volkstypen: der Gutsbesitzer Klug, der Krugwirt von Eiche und seine Tochter Marie. Besonders Klug ist eine famose

Gestalt. Der überaus tüchtige und pflichttreue Mann hat sich im einsamen Junggesellenleben und weil ihm, dem nur wenig Gebildeten, auf dem Lande kaum andere geistigere Zerstreuungen zu Gebote standen, den Trunk angewöhnt. Die Art, wie er gegen diese unselige Leidenschaft anzukämpfen sucht, wobei ihm seine Frau, Ellen-Luise, noch mehr aber die Wirtstochter Marie Rasch beistehen, ist meisterhaft geschildert, ohne jede Sentimentalität oder Tugendspiegelei, einfach wahr und natürlich. — Wie in den meisten Heibergischen Romanen fehlt es auch hier nicht an jenen mit feinem Humor gezeichneten Nebenfiguren und Originalen, die das Gesamtbild abrunden und heiter beleben, indem sie dem Leser unwillkürlich ein Lächeln entlocken. Einer der drolligsten ist neben den beiden guten alten Fräulein Mückenheim — solche alte Jungfern gehören zu Heibergs Spezialitäten — der Bardier Krümel, der nie Geld nehmen will, mit seinem ewigen „O, dat hett ja Tid". — Es ist etwas viel von Geld und Geldverlegenheiten die Rede in dem Buche, ja die ganze Handlung dreht sich eigentlich um die unerquicklichsten Geldgeschichten. Durch dieses Fußen auf dem Boden realster Wirklichkeit unterscheidet sich aber gerade dieser Roman von anderen ähnlichen Erzählungen höchst vorteilhaft. Es geht wieder ein frischer, realistischer Zug durch das Ganze, den Heibergs letzte Werke, wie schon gesagt, zum Teil vermissen ließen. Dabei zeigt sich Heiberg auch hier wieder als virtuoser Erzähler, dessen Ausführungen man gerne folgt und der schon durch die Art seines Vortrags zu fesseln versteht. Alles in allem, die „Familie von Stiegritz" ist ein gutes Buch. A—O.

Marie Conrad-Ramlo: Helldunkel. Novellen und Skizzen. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag, 1892. Preis M. 2.—.

Diesen Skizzen und Novellen haftet ein eigenartiger, bestrickender Reiz an. Sie sind nicht Produkte mühsamen, durch sogenannte Kunstregeln eingedämmten Schaffens, sondern vielmehr packende, mit elementarer Kraft hervorquellende, von innigstem Erfassen weiblichen Fühlens und Strebens zeugende Kundgebungen einer die mannigfaltigsten Lebensverhältnisse scharf durchblickenden und treu darstellenden Frau. Während sonst Frauen Situationen und Charaktere behaglich ausruhend in einer den Leser ermüdenden Breite schildern, befleißt sich Frau Conrad-Ramlo einer wohlthuenden Kürze: von ihren kleinen Skizzen enthält jede Stoff für einen mehrbändigen Roman. Durch diese Beschränkung auf knappste Charakteristik zeigt sie sich als Meisterin der Darstellung, wie als Künstlerin in moderner Behandlung des vom realen Leben in so reicher Fülle gebotenen Stoffes. Nicht in der Erfindung neuen Stoffes und erkünstelter Probleme, sondern im Hervortretenlassen des ideellen Untergrundes der im täglichen Leben zur Erscheinung kommenden menschlichen Verhältnisse muß der Schriftsteller seine Hauptaufgabe erblicken, und diese Aufgabe hat im vorliegenden Buche Frau C.-R. glänzend gelöst. J. G. St.

Conrad-Ramlo: Landluft. Roman. Deutsche Verlagsanstalt, 1892.

Dieser Roman wirkt auf den Leser wie auf die Botaniker eine fremdartige, keinem Systeme einfügbare Pflanze. Es tritt uns da eine scharf ausgeprägte Individualität entgegen, die sich in kühner Abwendung von den konventionellen Stilformen eine durchaus eigenartige Sprache schuf, deren markiger Ton und knapper Ausdruck den Leser sofort fesselt und dauernd in Atem hält. Wer sorgsam ausgefeilte Sätze, süße Worte in wohlklingender Folge und breite Schilderungen als Hauptbedingungen für die Schönheit eines Romanes betrachtet, wird die „Landluft" nicht rühmen können und daher wird dieses Buch manche schiefe Beurteilung erfahren. Wie aber kräftigen Naturen frische, rauhreine Landluft an-

genehmer ist als lauer, über Villen und Kunstgärten hinstreichender Zephyr, so wird auch gesunde, natürlich empfindende Leser die kernige, oft knorrige Sprache wohlig anheimeln. Die Verfasserin führt durch ihr Buch vor Augen, daß das Ehe- und Liebesglück nicht so sehr in der moralischen Trefflichkeit der Verbundenen, als vielmehr in der Harmonie des Temperaments, des Fühlens und der Weltauffassung wurzelt. Ohne diese Harmonie können Verheiratete trotz redlichstem Bemühen und bei aller Untadelhaftigkeit des Charakters nicht wahrhaft glücklich sein, sondern führen ein dumpfes Zusammenleben, das, aller echten Lebensfreude bar, einzig in wirtschaftlicher Fürsorge für den Wohlstand der Familie und in sorgender Liebe zu den Kindern Befriedigung sucht, während des Herzens Sehnen nach Liebesglück ungestillt bleibt und in Stunden der Einsamkeit viel bitteres Weh empfinden läßt. J. G. St.

Mein alter Kamerad Oskar Welten hat bei Wilhelm Ißleib (Gustav Schuhr) in Berlin wieder einen Novellenband à 3 Mark in der bekannten Ausstattung erscheinen lassen. Der Titel lautet nach dem Geschmack der früheren Bände „Das schlechtere Geschlecht". In einer ganz klugen Vorrede wird dieser Titel hinlänglich begründet. Aber was helfen die begründetsten Titel, wenn das, was nachkommt, den künstlerischen Anforderungen nicht standzuhalten vermag? Welten ist der ehrlichste und forscheste Erzähler von der Welt, aber er ist bei aller Pikanterie und Schneidigkeit als Künstler doch ein Philister. Das ist für den psychologischen Wildschützen, der den Spuren der Weltenschen Muse nachpirscht, das einzig Interessante: nach den heikelsten Irrgängen zuletzt immer wieder auf den Philister zu stoßen. Zugleich ist dies das Tragische, denn Welten giebt sich offenbar Mühe, über den Philister hinaus zum künstlerischen Schwerenöter zu gelangen. Aber sein Blut und seine Nerven reichen dazu nicht aus. Er ist in seiner Art als österreichischer Philister was Ernst Freiherr von Wolzogen als preußischer Philister ist. Dessen humoristisch gedachtes Sammelbuch „Erlebtes, Erdachtes, Erlogenes" steht künstlerisch nicht höher als Weltens „Das schlechtere Geschlecht". Genossen der seligen Birchpfeiffer. M. G. C.

Truggeister. Roman von Anton von Perfall. Leipzig. Ernst Keils Nachfolger. — Durch das rasche Wachstum unserer Großstädte wird manches angrenzende, bisher bei mühsamer Bearbeitung nur mäßigen Erwerb bietende Grundstück plötzlich als Bauplatz ein höchst wertvolles Objekt, dessen Verkauf den Besitzer mit einem Schlage zum Kapitalisten macht. Perfall zeigt im vorliegenden Romane an der Geschichte dreier Familien den unheilvollen Einfluß solch plötzlicher Bereicherung. Die Spekulationswut, die Sucht zu ernten ohne Saat, zu verdienen ohne Arbeit, das ruhelose Hasten nach Reichtum und Genuß — das sind in den Augen des Verfassers die Truggeister, welche den moralischen und schließlich auch den finanziellen Ruin herbeiführen. Wie in einem früheren Romane des Verfassers („Unterwühlter Grund"), so ist es auch hier der Vater der einen Familie, welcher durch rechtzeitiges Zurücktreten aus dem Kreise der Spekulanten sich die Mittel bewahrt, seinen verarmten Angehörigen ein neues Heim zu schaffen, das bei ehrlicher Arbeit ein bescheidenes Auskommen sichert. Überhaupt ist der Roman „Truggeister" nur eine Variante des Romanes „Unterwühlter Grund". J. G. St.

Aus der Tiefe. Roman von Irma von Troll-Borostyáni. 2 Bde. Leipzig und Dresden. E. Piersons Verlag. 1892. — Frau Irma von Troll-Borostyáni steht auf dem Boden des atheistischen Idealismus und übt durch ihre mit hoher Begeisterung geschriebenen Werke das Apostolat der modernen Weltanschauung aus. Darum ist auch ihr Roman „Aus

der Tiefe“ gleichsam ein Lehrbuch der neuen Moral, eine Streitschrift gegen Finsterlinge und Indifferentisten. Dieser Roman enthält des öfteren ausführliche, aber keineswegs langweilende, vielmehr mächtig fesselnde Darlegungen betreffs verschiedener Zeit- und Streitfragen. Demzufolge tritt in diesem Werke die Künstlerin hinter die Philosophie zurück, und der Roman gehört deshalb mehr der philosophischen als der belletristischen Litteratur an. Daher ist es wohl erklärlich, daß er von den mehr die Form als den Inhalt, mehr die Erzählung als den idealen Gehalt betrachtenden Kritikern scharfe Beurteilung erfährt, wie in der „Neuen Zeit“, Heft 43, von Robert Schweichel, welcher den Roman nacherzählt und auf einige Unwahrscheinlichkeiten aufmerksam macht, dabei aber von den Vorzügen des Werkes ganz absieht. Eine solche Kritik wirkt ganz schädlich; denn die detaillierte Bekanntgabe des Inhalts unterstützt die Trägheit jener, die, ohne Bücher zu lesen, sich den Schein der Belesenheit geben, daher statt der Bücher solche Rezensionen lesen und dann leichtfertig über Bücher und Schriftsteller aburteilen. Mit der Rüge der Mängel muß die Hervorhebung der Vorzüge sich verbinden: das fordert die Gerechtigkeit. Erstaunlicher Scharfsinn, gewandte Dialektik, edle Gesinnung und glühende Wahrheitsliebe schufen in diesem Romane ein allen Freunden und Anhängern moderner Weltauffassung hochwillkommenes Buch. Begeisterung spricht aus ihm und Begeisterung wird es erzeugen. Ernsten, strebsamen Jünglingen und überhaupt allen noch in der Skepsis befangenen aber nach Klarheit ringenden Lesern wird dieser Roman ein wohlthätiges, weil klärendes Buch sein.

J. G. St.

Lyrik.

Nachtschatten. Neue Gedichte von Paul Kunad. (Leipzig, Verlag von Gustav Fock.) — Weiche Weisen, innig und formenschön — aber alles zu unmännlich, zu süß, zu schmelzend, keine kräftigen Töne und keine kräftigen Gedanken. Ja manchmal sind es überhaupt keine „Gedanken“, die uns der Dichter beut, sondern sein rythmisierte, musikalische Gefühle, die das Ohr umschmeicheln, aber dem Auge kein plastisches Bild bieten. Da giebt es nichts Drängendes, Knospendes, alles ruhig und abgeklärt wie ein weicher, müder Herbsttag, wo die bunten Blätter sanft auf den ungetrübten Spiegel eines stillen Weihers herabsinken und ein feiner, sinnenberauschender Moderduft dem Erdreich entströmt. Von Leidenschaft keine Spur. Nach den Begriffen der alten Schule ist also Paul Kunad ein Lyriker comme il faut. Wir Modernen haben allerdings andere Ansichten hierüber. Merian.

Florian Geyer. Der 27. Januar 1959. Ein Traumgesicht. (Leipzig, Verlag von Karl Jacobsen.) — Dieser Florian Geyer hat mit dem Führer aus dem Bauernkriege nichts gemein. Er ist ein Prophet, der in ziemlich glatten Versen orakelt und dabei die alte Technik aller Orakelverkünder ausnützt: dunkle Unklarheit. Was der gute Mann eigentlich will, ist nicht recht ersichtlich. Nur soviel geht aus den verschiedenen Traumgesichten hervor, daß der soziale Zukunftsstaat wahrscheinlich am 27. Januar 1959 (warum gerade an diesem Datum?) wieder zugrunde gehen soll. „Der erste Präsident“, der

„Als dröhnend beim ersten Schicksalsschlag
Das Kartenhaus „freier Genossen“,
Der Träumerstaat, zusammenbrach
Und Mord und Brand ihn beschlossen“

ein zweiter Napoleon die Herrschaft an sich gerissen und als Tyrann regierte, geht à la Sardanapal in einer Orgie unter, natürlich in den Armen einer Dirne.

O Glück von den Göttern neidvoll belauscht,
O blühendes Verderben,
Wenn auf uns nieder die Sündflut rauscht,
In deinen Armen zu sterben.

Alles Unheil kommt aber nur daher, weil das deutsche Volk „seinen Bismarck“ verworfen hat. Und so wird denn auch in

dem Schlußgedicht „Bevor es zu spät ist“ der Kaiser aufgefordert, sich schleunigst mit Bismarck auszusöhnen. Das ist gut gemeint, aber naiv gedacht. Bismarck — wer wollte das leugnen — war ein großer Mann, dessen wirkliche Größe besonders seine aufrichtigen Gegner schätzen und ermessen können, und die Eselsfußtritte, die dem sterbenden Löwen zuteil werden, sind, wie immer, ein widerliches Schauspiel — doch das Eine dürfen wir nicht vergessen, die Weltgeschichte schreitet auch über einen Bismarck hinweg. Andere Zeiten — andere Männer. Merian.

Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann Lewalter. (Hamburg, Verlag von Gustav Fritzsche.) — Von dieser Sammlung liegt uns das 3. Heft vor, das hauptsächlich Soldaten-, Liebes- und Kinderlieder (Spiellieder) enthält. Es ist besonders verdienstvoll, daß der Sammler auch neuere und neueste Lieder berücksichtigt. Es ist ein Irrtum, daß das Volkslied ganz und gar ausgestorben. Wenn auch die Tingeltangelweise und der gemeine Gassenhauer heute (wie wahrscheinlich immer) im Munde des Volkes vorherrschen, so entstehen doch gerade in den Kasernen auch heute noch ab und zu echte Volkslieder, die an naiver Derbheit und frischem Humor den älteren kaum nachstehen. Solche unmittelbaren Äußerungen der Volksseele zu sammeln und möglichst getreu zu bewahren, ist jedenfalls stets verdienstvoll. M.

„Tönende Saiten“, eine Sammlung von Gedichten von Moritz Ritter von Gutmann, Verfasser der Tragödie „Konradin, der letzte Hohenstaufe“. Mährisch-Ostrau, Druck und Verlag von Julius Kittel, 1892. Dem Verleger in aufrichtigster Freundschaft gewidmet.

Das ist nicht die Spezialität „Schweißlyrik“, wie sie mein Freund Anton Lindner im Augustheft der „Gesellschaft“ so beißend gegeißelt hat, das ist in seiner Art nicht so schlecht wie die „40 Lieder eines Deutschen“, das ist noch tausendmal ärger, das ist das größte Verbrechen, das überhaupt — gedichtet werden kann. 28 Poeme in Goldschnitt, vorne sein Monogramm mit einer Krone darüber! Besonders herrlich lustig sind: gleich das erste:

„An die Poesie!“:

„— — — — hab' Liebe dir geschworen,
Will dir mein Leben weih'n!“

Wenn der Mensch das halten wird — wir sind verloren!

„Gebet des Kindes“, „Hochzeitstoast“, den ich ganz hersetzen will.

Jetzt da Fortuna euch in Fülle
Der Gaben schönste lächelnd beut,
Und da der Liebe fester Wille
Zwei Herzen an einander reiht,

Wo Rosen und der Myrten Düfte
Euch sanft umwehn, da tön noch
Ein Abschiedsgruß laut durch die Lüfte:
„Das junge Paar es lebe hoch!“

Nun, soll man da nicht lachen dürfen? Er muß lange an dem Bändchen geschweißt haben, man riecht's ordentlich, wie alles am Schreibtisch geknetet ist. Er hatte aber nur 26 Gedichte herausgebracht, unter unsäglichen Qualen; was thun, damit das Büchl voller wird? So brachte er noch Scenen aus den Tragödien „Konradin“ und „König Enzio“*). Er bringt auch humoristische Gedichte; sie sind auch humoristisch, aber — anders.

Die Gedichte dieses Menschen sind so außergewöhnlich niederträchtig, daß ich mich oft fragte: Ja, macht dieser aristokratische Goldschnittlyriker Ernst oder Spaß? Ich vermutete oft, es sei das Ganze eine Parodie, pardon, eine Karikatur der alten Lyrik, Karikatur, denn so hat nicht einmal

*) Den „Konradin“, den er begangen hat, bespreche ich an anderer Stelle, „König Enzio“ steht uns noch bevor, er erscheint demnächst im gleichen Verlage, und seien alle Freunde eines gesunden Humors im voraus darauf aufmerksam gemacht!

der erbärmlichſte Waſſerdichter und Säuſelſummzwitſcherer gedichtet. Ich kenne einen 10jährigen Knaben, der bereits fünf Ritterdramen (natürlich lauter dialogiſierte, größtenteils monologiſierte Moritaten) und viele Gedichtlein geſchrieben hat; ſeine Dramen haben ſogar ſchon einen Nero, ſie ſind geſchickt gemacht und beſſer als irgend ein landläufiges Opernſujet; ſeine Gedichtlein verraten ſogar ſchon eine Individualität, in der Form zwar oft nicht mehr als Reimereien, aber jedenfalls das und ein Inhalt iſt da. Er trug mir ein Gedicht vor, das war von Weltſchmerz erfüllt und geſtand mir, er habe es gedichtet, als er einmal kein Vorzugsſemeſtralzeugnis erhielt. Na, alſo, das iſt ja ſchon was! Und er iſt drei Käſe hoch. Herr Moritz Ritter von Gutmann aber dichtet Hochzeitstoaſte und Volksſchulverslein in Goldſchnitt mit einer Krone darüber! Ja, das nenn' ich: geiſtig zurückgeblieben!

Karl Kraus.

„Deutſche Lieder aus Italien" von Leopold Jakoby in Mailand (München, Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanſtalt M. Poeßl). — Leopold Jakoby iſt ein Dichter und zwar ein moderner Dichter, ſeine Gedichte ſind keine Konventionalismen, wenn auch in den Liebesliedern mitunter alte Töne einlaufen.

Maibegegnung.

„Im Park zu Monza blühen
Viel tauſend Vergißmeinnicht,
Dort ſah ich zuerſt erglühen
Dein reizvoll Angeſicht.

Ein Maiſtrauß war gepflücket,
Ich reichte zum Gruß ihn dar,
Dein Dank mir blitzet und blicket
Aus blauen Äuglein klar.

Im Park zu Monza blühen
Viel tauſend Vergißmeinnicht,
Ich ſah ſie maiblau ſprühen
In deiner Augen Licht."

Wenn auch zuweilen eine gewiſſe Schwerfälligkeit, Trivialität möchte ich ſagen, namentlich in der Form hervortritt, ſo überraſcht Jakoby andererſeits durch eine beſtechende Einfachheit, durch echten Naturſinn (vergl. das ſchöne Gedicht „Bläulinge") und durch beſondere Gabe für das leichte Liebeslied. Leicht und gefällig ſind die Lieder faſt alle, die freien Rhythmen haben mir zum Teil weniger gefallen. Das Schickſal und eine wahrhaft große Weltanſchauung grollen ſeltener hervor. Eins hat mir nicht gefallen: Es lieſt ſich vieles ſo glatt, ſo abgebraucht, ich fühle nichts Neues, Kommendes heraus, ich ſehe keine Entwickelung, kein hohes Hinaus in Jakobys Lyrik. Ich vermiſſe eine ganz ſpezifiſche Eigenart, die man inſtinktiv ſofort fühlt. Aber trotzdem wird das Buch gerade in dieſer Geſtalt — und es iſt unleugbar die Gabe eines lyriſchen Talentes — Anerkennung finden. A. v. Sommerfeld.

Dramen.

Im Zukunftsſtaat, Luſtſpiel in 4 Akten von Gottfried Doehler. (Verlag von F. E. Neupert, Plauen i. V.)

Der Verfaſſer erklärt in einer Vorbemerkung zu ſeinem Stück: „Mein Luſtſpiel ‚Im Zukunftsſtaat' iſt keine ‚Dramatiſierung' von E. Richters ‚Sozialdemokratiſchen Zukunftsbildern', es war in der Hauptſache bereits vor deren Erſcheinen geſchrieben." Dieſe Bemerkung belehrt uns von vornherein über den Inhalt des Stückes — wir haben es hier nicht mit einem Drama zu thun, ſondern mit einem Leitartikel, und zwar mit einem recht ſchwächlichen. Der ſogenannte Zukunftsſtaat der Sozialdemokraten ſoll ad absurdum geführt werden. Das Prophezeien iſt ja ſo ſehr Mode geworden, und darum geht die Sache „im nächſten Jahrhundert" vor ſich. Im erſten Akt erleben wir noch die alte Geſellſchaftsordnung. Da iſt alles eitel Idylle; es giebt nichts Schöneres und Beglückenderes und Idealeres als dieſes kapitaliſtiſche Paradies. Da platzt plötzlich die ſoziale Revolution hinein. — Aber, bitte, erſchrecken Sie nicht, meine Damen! Greuelſcenen giebt es da nicht. Im Gegenteil, es wird alles ſo

recht gemütlich gemacht. Depesche von Berlin und Eins, Zwei, Drei! die Revolution ist fertig und die neue Ordnung der Dinge beginnt. Der zweite und dritte Akt zeigt uns nun diese neue Staatseinrichtung. Man erwarte aber nicht etwa eine geniale Darstellung à la Bellamy, irgend eine famose Utopia. Behüte! Alles dummes Gewäsch! So wie sich ein Sozialistenstaat vielleicht im Gehirnchen eines unschuldigen Backfischchens oder in der erhitzten Phantasie ihrer Gouvernante wiederspiegeln mag. — Natürlich siegt zum Schluß, d. h. im 4. Akt, die Tugend. Die biedern Bourgeois machen Kontrerevolution, die ebenso glatt und geschmiert geht, wie die Revolution gegangen ist — nun ist die alte Ordnung wieder hergestellt und alles trieft von Rührung und Edelmut. Die Verlagsbuchhandlung meint, das Lustspiel Doehlers sei bestimmt, „eine nicht zu unterschätzende geistige Waffe im Kampf gegen die Umsturzparteien zu bilden". Was müssen diese Leute für eine beneidenswert naive Ansicht von der sozialen Umwälzung haben, wenn sie meinen, das bekannte „rote Gespenst" lasse sich mit so einfachen Zauberformeln bannen! Sozialdemokratischen Vereinsbühnen ist das Stück zur Aufführung zu empfehlen, nicht etwa zur Belehrung, sondern als lustige, wenn auch unfreiwillige Satire auf die Weisheit unserer lieben guten Ordnungsfanatiker. Es füllt einen heitern Ulkabend. Aber der Verfasser meint es entschieden gut. Er sieht die Lawine kommen, und spannt zum Schutz dagegen — seinen Parapluie auf!

Merian.

Richard Specht, „Sündentraum", dramatische Dichtung in einem Aufzuge. Wien, Leopold Weiß.

Die Sünde ist die causa movens des Lebens. Praktisch dargethan wird diese Lehre an einem grauen Büßer, der sich durch Frau Sünde verjüngen und ins lockende Leben zurückführen läßt. Die weite Spanne Zeit, die vor ihm abgeschlossen in müder Erinnerung daliegt, soll er nochmals durchleben, mit verjüngtem Geiste und frischen Sinnen all das noch einmal erfahren, was ihm Quell der Bitternis und herber Enttäuschung gewesen. Mit feurigem Wollen erklärt er sich zur neuen Wanderung, die ihm Erlösung dünkt, bereit, meint aber, ohne die Sünde sein Auskommen finden zu können. Sie dagegen wettet, daß er ihr nie und nimmer entgehen werde. Sie verjüngt ihn, nur, um ihn zur Erkenntnis ihrer Macht, ihrer Alleinherrschaft zu bringen, zur Erkenntnis, daß alle Buße nichtig und daß das Leben nur Entfaltung der im Menschen schon liegenden Keime und Triebe, des menschlichen Ichs sei, daß der Mensch sich zwar entwickeln, aber nicht ändern könne.

Das ganze Sehnen des Jünglings gilt dem schönen Königskinde Maja. Doch auf dem Wege zu ihrem Besitze liegt — die Sünde. Es giebt Hindernisse zu besiegen, sie besiegen aber heißt sündigen. Und er sündigt. Ein Verbrechen folgt dem andern, eine Mordthat der andern, bis ihn die Übermacht der gehäuften Greuel zu erdrücken droht, bis er, endlich zur Einsicht bekehrt, daß es ohne Sünde im Leben nicht gehe, sich seiner Herrin ergeben muß, die über den Ungläubigen hohnlachend triumphiert. Frau Sünde hat die Wette gewonnen, er war der Preis gewesen.

Man könnte wahrlich mit demselben Rechte eine Lessingsche Fabel eine Beweisführung nennen, wollte man die obige Lehre nun als bewiesen betrachten. Nein, nein, keine Beweisführung. Die Lehre wird als bewiesen vorausgesetzt und nun folgt ein Beispiel. Kein Beweis, daß es so sein muß, nur die Vorführung eines speziellen Falles, in welchem es sich gerade so verhält. Ersteres ist jedenfalls die größere, würdigere Aufgabe. Eine Vertiefung wäre also wohl vonnöten gewesen. Übrigens „nicht, was sein sollte, hat ja der Kritiker dem Dichter vorzuschreiben", und es geht überhaupt schwer, ihm etwas in seine „Ansichten" dreinzureden. Und,

wäre er geradezu Lobredner der Sünde oder der Lüge oder der Leidenschaft oder irgend eines Etwas, welches das liebe, herzige, landläufige Publikum geradezu verabscheut, was thäte das dem künstlerischen Werte der Dichtung Eintrag? Sie soll ja nur des Dichters abgelegtes Bekenntnis sein; darauf kommt es in erster Linie an, wie er es abgelegt hat, sowie es überhaupt in der Kunst stets mehr auf das „Wie" als auf das „Was" ankommt. Und diesmal lag es gewiß auch nicht einmal in der Absicht des Dichters, das große Rätsel des Lebens zu lösen.

Man kann über das Büchlein selbst, über sein „Wie" fast nur Gutes sagen. Es steckt viel Poesie darin. Auf die Kunst, schmucke Verslein zu machen, scheint Specht sich ganz gut zu verstehen, und, findet man manchmal Zeilen, die, auf das Metrum zugespitzt, sich etwas gespreizt ausnehmen, so werden diese gar nicht bedeutenden Schäden gleich wieder durch wirklich prächtige Stellen aufgewogen, Reihen leichter, fließender, formschöner Verse, die ganz ungekünstelt, gar nicht „geschweißt" klingen. Die Gartenscene mit Maja z. B. ist für sich ein liedliches Gedicht, voll Frühling, Sonne und Liebe.

Scenisch ist es geschickt gemacht. Und das Phantastische des Ganzen, das traumhaft Abgerissene, Jagende der einzelnen Vorgänge, die er — eine köstliche Pointe — stets mit halben, die Endstimmung der jeweiligen Scene, heißes Sehnen, gepreßte Angst u. s. s. wiedergebenden Versen enden läßt, mit den zarten, verschwimmenden, verschwebenden Konturen, die ganze Pleinairistik des Sündentraums ist überaus glücklich getroffen.

Eine Aufführung der braven Erstlingsarbeit würde sich schon um der prachtvollen Seenerien willen lohnen, die eine wahrhaftige Augenweide sein müßten. Die Phantasie des Dichters, die in den Landen Bhuddas mit wilder Zügellosigkeit schweift, hat dem Dekorateur tüchtige Arbeit gegeben.

Karl Kraus.

Moriz Ritter von Gutmann, „Konradin, der letzte Hohenstaufe", Tragödie in 5 Akten. Mährisch-Ostrau, 1892, Druck und Verlag von Julius Kittl.

Und da wartet man noch immer auf den erlösenden Messias mit dem großen, erlösenden Wort! Da ist er ja, da haben wir ihn ja, es ist der Dichter des Konradin, ein wahrer Prachtkerl! Hans Merlan nennt's dramatische Kinderkrankheit, ich nenn's ein Verbrechen. Ich habe nur einen Akt gelesen, dann hab' ich's durchgeblättert und dann hab' ich mir mit des „Dichters" ureigenen Worten (S. 112) gesagt:

„— — — — lohnt nicht das Schlachten,
Dem giebt man einen Fußtritt und schmeißt's weg"

So habe ich mich damals nicht mehr geärgert. Aber öffentlich brandmarken, das nahm ich mir vor, das muß man, sonst nimmt das überhand und wir bekommen künftig mit Verleger chens Hilfe noch paar solche Exkremente aufgetischt; dann heißt's wieder Straßenkehrerdienste leisten! So mögen denn einige ganz köstliche Stellen, die ich gerade vorfand, zur allgemeinen Belustigung eines verehrlichen Publikums hier an den Pranger gestellt werden.

Konradin hält natürlich centnerschwere Monologe, in denen er sich selbst mit Vorliebe: „Ich Konradin, der letzte Hohenstaufe" apostrophiert und seine Umgebung macht's ebenso. „So, jetzt marschieren wir in den 30jährigen Krieg!" hat einmal einer gesagt, es war anno 1618. Konradin sagt zu seiner Mutter, die ihn vom Zuge nach Italien abhalten will:

„Doch Mutter, Mutter! Ist's denn meine Schuld,
Daß ich so ganz, mit jedem Tropfen Blutes,
Mit jedem Nerv ein echter Staufe bin?"

Aha, also Nerven hat ein Konradin auch schon? Aber davon merkt man ihm doch gar nichts an! Nerven! Ja, daß ein solcher letzter Staufe Muskeln, und zwar ganz exquisit leistungsfähige Zungenmuskeln hat, das wollen wir ja gerne zugeben, aber Nerven? Und so weiter in infinitum. Es ist zu göttlich! Und wieviel Humor erst in den übrigen Akten stecken mag, unfreiwilliger nämlich! — Ja, man gehe

hin und kaufe ſich dieſes Buch und lache ſich krank. Wir aber, wir haben meiner Seel' gar nicht zu lachen. Es iſt traurig, daß ſo etwas gedruckt wird, auf den Büchermarkt kommt, in die Kunſt eingeſchmuggelt wird. Es iſt ſehr traurig! Es giebt eine Cenſur, die großartige Litteraturwerke verbietet, weil ſie der fauligen Prüderie des deutſchen Philiſters ein wenig wehe thun würden; aber für ſo etwas giebt's leider keine Cenſur, das kommt in die Öffentlichkeit, das wird — man höre und ſtaune! — aufgeführt. Herr Moritz Ritter von Gutmann hat's ja, der kann's ja thun. — Leute mit protzigvollen Säcken dürfen dichten. Aber viel koſtet es! Verleger, Theaterdirektor, Kritik und Beifallsklatſchen — alle dieſe wichtigen Ruhmesfaktoren müſſen bezahlt werden. Hui, kommt das theuer! Und das könnt ihr nicht, ihr echten Dichter, ihr Leute mit den vollen Herzen und den leeren Säcken! Karl Kraus.

Arnold Ott, „Roſamunde", Trauerſpiel in fünf Akten. Bern, Verlag W. Kaiſer; Leipzig, Kommiſſionsverlag K. F. Köhler. 1892.

1892 und eine Roſamunde! Man dürfte den Ausruf thun, wenn wirklich das Drama ſo eine ganz gemeine Kornjambenſchwulſtiade wäre. Aber das iſt es nicht. Im Gegenteil, es iſt gewaltig, allerdings — in ſeiner Art. Eine ungewöhnliche dramatiſche Kraft ſteckt in der Dichtung, die zur Zeit der Völkerwanderung ſpielt; aber das iſt der Jammer bei unſeren hiſtoriſchen Dramen: ſie ſind ungenießbar. Wir wollen uns dieſes Genre nicht rauben laſſen, es muß uns erhalten bleiben, aber wir müſſen es auch — leſen können. — Die geſchichtliche Tragödie, wie ſie Henrik Ibſen gedichtet hat! Etwas Großartigeres kann ich mir nicht denken: „Kaiſer und Galiläer", „Die Kronprätendenten", „Nordiſche Heerfahrt". Unſere Theater führen ſie aber nicht auf, Sardou iſt unſerem Publikum lieber. Da iſt noch Kunſt darin, das hat der junge Ibſen gedichtet, einſt, tang, tang iſt's her, und das iſt mir faſt lieber wie der moderne Ibſen, deſſen Dramen doch gewiß Kunſtwerke ſind. Karl Bleibtreus hiſtoriſche Schauſpiele kenne ich leider noch nicht. — Als ein leuchtendes Muſter aber ſchwebt mir Gerhart Hauptmanns unglaublich gewaltige Webertragödie vor. Radikaler Realismus im hiſtoriſchen Drama! Und er ſchreitet auf dieſem Wege fort, bald wird er uns ein Drama aus der Zeit der Bauernkriege, „Florian Geyer", ſchenken. Aber — um auf unſer Buch zurückzukommen — „Roſamunde" werden wenige Leute leſen können, da muß man ſchon gar nicht nervös ſein: 178 Seiten und jeder gemeine Gepiden- oder Longobardenkrieger deklamiert in alliterierenden Langverſen, jedes Wort eine Bombe, ein Poſaunendonner, ein Keulenſchlag:

„Bei Heija! Ich ſcheu ihn. Er feit ſeine Freunde
Und ſchützt ſein Geſind. Im letzten Gefecht
Brach mir wie Stroh der Stahl an der Brünne
Waltaris des Winniers, des Wichts, der früher
Mir wich im Wahlfeld. Er lacht' und trieb mich zur Flucht
Und hieb mir ein Kreuz auf den Hintern;
D'ran trag ich mein Lebtag."

Na, Gott ſei Dank! Bis das rausgequetſcht wird! Das braucht! (Nun ja, der arme Teufel mit dem gekreuzten Hintern!) Wie das alles ſo mit Abſicht unnatürlich gemacht wird:

„Hinterwärts weicht dir der Mut. Zu kundig biſt du,
Um kühn zu ſein, König."

Hiſtoriſch, ja hiſtoriſch! Das iſt nicht hiſtoriſch! So hat kein Menſch geſprochen, auch nicht einmal ein alliterierender Gepide. Zum Teufel mit dem „hiſtoriſchen Stil"! — Und wie echt poetiſch manches wieder iſt, z. B. das Gebet an Wodan:

Wodan, Walter der Welt,
Himmelsauge, das Alles ſchaut!
Aus Wolkenwimpern
Beruhigend blickſt du
Durch der Geklüfte Qualm,
Durch den krachenden Wald,
Auf die wankenden Wogen
Der ſturmgehöhlten,
Stöhnenden See
Und bändigſt ſie, daß weithinmurmelnde
Weiſen ſie ſingen zu deinem Preis.
Nachtnebel zerſtreuſt du,

Wandelst die grimmen Geister,
Die grabentstiegenen,
Zu Glanzgebilden des göttlichen Tags.
Auge Wodans,
Wirrsal wendendes,
Segen sendendes,
Senk deinen Strahl in die sehnende Seele,
Wandle zu Wonne mein flammend Weh!

Arnold Ott ist ein Dichter und ist nicht zu rechnen unter die Bande der fünffüßigen Jambenreiter, die in Patriotismus machen. Und das thut wohl!

Karl Kraus.

Soziale Litteratur.

Die verschiedenen Strömungen in der deutschen Sozialdemokratie. Von F. Domela Nieuwenhuis. Aus dem Französischen übersetzt von Albert Auerbach. Berlin 1892. O. Harnisch. — Domela Nieuwenhuis hat sich bekanntlich auf dem letzten Sozialistenkongresse in Brüssel mit Liebknecht gezankt. Es handelte sich um die Frage, wie sich das Proletariat zu verhalten habe, wenn die Regierungen der heutigen Staaten sich den Krieg erklärten. Nieuwenhuis meinte, die Arbeiter aller Länder hätten sich einfach zu verpflichten, dem Ruf unter die Waffen keine Folge zu leisten oder auf die Kriegserklärung mit einem Generalstreik zu antworten. Liebknecht bekämpfte diesen Antrag mit Rücksicht auf die deutschen Militärverhältnisse, die ein solches Vorgehen des Proletariats von vornherein unmöglich machten, auf das Heftigste, und der Kongreß schloß sich seiner Ansicht an. Diese Niederlage nun scheint Nieuwenhuis erbittert zu haben, denn seit dieser Zeit benutzt er jede nur erdenkliche Gelegenheit, um Liebknecht, dessen gereizte, schulmeisterliche Kampfweise den Gegnern nur allzuviel Anlaß zu wohlfeilen Triumphen bietet, und die offizielle Sozialdemokratie Deutschlands zu verdächtigen und zu benörgeln. Ein Ausfluß dieser freundnachbarlichen Gesinnung ist auch die vorliegende Broschüre, die ohne Kenntnis der vorher erwähnten Coulissengeheimnisse dem Uneingeweihten ein Rätsel bliebe. Nieuwenhuis bespricht hier den Streit zwischen den „Alten" und „Jungen", zwischen Parteileitung und „Unabhängigen", erörtet ausführlich die Vorgänge auf dem Erfurter Parteitage und kommt zu dem Resultate, daß die offizielle Partei in Deutschland thatsächlich der Versumpfung entgegengehe, daß sie das revolutionäre Element mehr und mehr abstreife und nur noch Vollmars kleinbürgerlichen Sozialismus betreibe. Wer diese Ausführungen, in denen Nieuwenhuis den objektiven Beurteiler und den getreuen Eckhardt des Sozialismus spielt, unbefangenen Auges liest, wird, von der scheinbaren Logik der Thatsachen geblendet, dem Verfasser in den meisten Punkten recht geben. Erst später, wenn Nieuwenhuis auf den zukünftigen europäischen Krieg zu sprechen kommt, wird der Leser stutzig. Denn nun fällt der sozialistische Kritiker aus der Rolle. Einem Liebknecht und Bebel — Chauvinismus vorzuwerfen, dazu gehört doch ein gut Teil Unverfrorenheit, und daher wird für die Sophistereien, durch die vereinzelte Äußerungen Auers, Bebels, Liebknechts über einen eventuellen Krieg mit Rußland zu chauvinistischen Tiraden gestempelt werden, auch der harmloseste, unerfahrenste Arbeiter nur ein mitleidiges Lächeln haben, umsomehr, als gerade Nieuwenhuis auf denselben Seiten, auf denen er so gegen den deutschen Chauvinismus wettert, eine bedenkliche Anlage zum französischen Chauvinisten verrät. Nein, hätte Herr Nieuwenhuis sich am Schluß nicht so verplappert, so wäre sein Zweck, bei den deutschen Arbeitern die sozialdemokratische Parteileitung in Mißkredit zu bringen, vielleicht geglückt. So aber merkt man zu sehr die Sucht, die Dinge zu entstellen und die Thatsachen zu fälschen. Edgar Steiger.

Zwei neue Welterlöser. Daß wir nicht in der besten aller Welten leben, darüber sind heutzutage wohl alle Gelehrten und Ungelehrten einig. Denn jeder fühlt sich unbehaglich, der Arme,

weil er nichts zu beißen hat, der Reiche, weil ihm für seine aufgespeicherten Schätze bangt, der Kranke, weil ihn sein siecher Körper quält, der Fromme, weil er das Christentum sterben sieht, der Minister, weil der Staat in allen seinen Fugen kracht ꝛc. ꝛc. Und sie alle, alle schreien nach Hilfe oder legen selbst Hand an, um die dem Verderben entgegenwankende Menschheit vor dem Untergange zu bewahren. Da wird in Religion, in Medizin, in Sozialpolitik so viel gepredigt und geflickschustert, daß man sich nur wundern muß, daß die Menschheit selbst von den vielen Ärzten, die an ihrem Krankenlager stehen und ihr die verschiedensten Mixturen verschreiben, noch nicht zu Tode kuriert worden ist. Denn alle Tage schier meldet sich ein neuer Heiland, bald im Büßergewand, bald im Talar des Predigers, bald in der Allongeperücke Dr. Eisenbarts, und jeder rühmt sich, er habe für die große Weltkrankheit der sozialen Frage das Universalmittel gefunden.

Zwei solcher Käuze stellen wir heute unseren Lesern vor, einen Mediziner und einen religiösen Freidenker, Dr. med. Alfred Damm und Eduard Loewenthal. Der Erstere, der unter dem Titel „Die Wiedergeburt der Völker“ im Verlage von Bauer & Co. (Berlin-Hamburg) seit Anfang dieses Jahres Monatshefte erscheinen läßt, hat als einzige Ursache der Degeneration der heutigen Kulturvölker die — Onanie entdeckt, eine Untugend, deren haarsträubende Folgen er wohl mit Rücksicht auf die schöne Leserin unter dem ästhetischen Gesamtnamen „Die Kulturkrankheit“ zusammenfaßt. Als Monographie über die Onanie und die ihr verwandte künstliche Verhinderung der Befruchtung mag die Dammsche Schrift ja recht verdienstlich sein, obwohl es mir als Laien doch allzu gewagt erscheint, alle möglichen Krankheiten der Lunge, des Herzens, des Magens und des Gehirns ausschließlich auf solche Jugendsünden zurückzuführen. Doch darüber mögen sich die Mediziner äußern! Mich interessieren hier lediglich die sozialen Ausführungen des Verfassers. Gesetzt, Damm hätte recht, wenn er in der Onanie und in der freiwilligen Sterilität die einzige Ursache der heutigen Degeneration erblickt, wie könnte man unter den heutigen sozialen Zuständen dem Übel zu Leibe gehen? Die Ehe, die einzige Form des geschlechtlichen Verkehrs, die vor der heutigen Gesellschaft öffentliche Billigung findet, ist aus bekannten Gründen Tausenden von Mädchen ganz verschlossen; und von den jungen Männern sind weitaus die meisten durch rein ökonomische Rücksichten verhindert, schon in den ersten Jahren nach erreichter Mannbarkeit zu heiraten. Wir sehen also, weitaus der größten Zahl von Männern und Frauen verbietet sich gerade in der Zeit jugendlicher Vollkraft ein Ehebündnis lediglich aus Mangel an dem nötigen Mammon. Es bleibt also diesen Tausenden nichts übrig als Abstinenz, Onanie oder unehelicher Geschlechtsverkehr. Daß aber bei letzterem die Verhinderung der Konzeption wieder eine Hauptrolle spielt, versteht sich bei der öffentlichen Verachtung, der die unverehelichte Mutter heutzutage ausgesetzt ist, wohl von selbst. Wir können uns also drehen und wenden, wie wir wollen, Dr. Damms „Kulturkrankheit“ hat ihre rein ökonomischen Ursachen und wird bei völliger Umgestaltung unserer Erwerbsverhältnisse ganz von selbst verschwinden.

Bis dahin aber wird alles Predigen gegen Onanie und künstliche Sterilität die Menschen ebensowenig erlösen, wie Eduard Loewenthals „Kogitantentum“ (Berlin. Karl Siegismund. 1892). Ich gestehe offen, die wässerige Freidenkerei, die „Christen, Juden, Buddhisten und Heiden“ (sic!) unter den verschossenen, abgegriffenen Hut eines gereinigten Gottesglaubens bringen will, ist mir mit ihrem Toleranzgewimmer viel widerlicher als das engherzigste Muckertum. Man fühlt sich zu gebildet, um den religiösen Hokuspokus mitzumachen, aber man ist zu feig,

um sich ehrlich als Atheisten zu bekennen; man beruft sich, um den loyalen Unterthanen herauszukehren, auf das Glaubensbekenntnis Moltkes und faselt, um den Massen zu schmeicheln, von dem Sozialismus des Gefühls; man hat nicht die Kraft zu glauben, aber auch nicht den Mut zu denken; und schließlich — und darauf kommt es Ihnen doch wohl hauptsächlich an, Herr Loewenthal — man wirft auf der einen Seite den Christengott zur Thüre hinaus, um durch die Hintertreppe den homöopathisch verdünnten Jehovah als Kogitantengötzen wieder einzuschmuggeln! Und das alles im Dienste der Humanität, und das alles im Namen der Toleranz!

Edgar Steiger.

Schönwissenschaftliches und Litteraturgeschichte.

Die Ostpreußen in der deutschen Litteratur. Eine Studie von Eugen Reichel. Leipzig, Verlag von Karl Reißner. 1892. — Kommt da ein ostpreußisches Philisterlein über den Litteraturmarkt gelaufen, stößt in das blecherne Kindertrompetchen seiner alleinseligmachenden Kritik, daß die Backen glühen und die Zipfelmütze lustig baumelt, und verkündet alsdann einem hochverehrlichen Publiko: „Ja, es ist nicht unmöglich, daß der „„kommende Mann““, der zunächst noch „„heimliche Kaiser““ unserer neu aufstrebenden Litteratur aus dem Ostlande hervorgehen wird als ein revolutionierender Denker und Künstler, als ein Kämpfer, Sänger und Bildner.“ Denn hört ihr Herren und laßt euch sagen: „Gerade die Ostpreußen sind fast überall Bahnbrecher und vorbildliche Geister, von denen der größte, weiterführende Einfluß in unserer Litteratur ausgegangen ist.“ Seht doch einmal Goethe und Schiller an! Goethe bleibt „zeitlebens Epigone, allerdings ein Epigone mit so reichem Talente, daß er zuweilen genial wird“. „Schiller ist, wenn auch als Denker durchaus von Kant abhängig, so doch als Dichter wenigstens bis zu einem gewissen Grade originell und selbständig.“ „Original ist vielleicht Heinrich Leopold Wagner . . . Aber auch diese Originalität ist bescheiden.“ Kotzebue und Iffland besitzen zwar „eine gewisse, nicht immer genügend anerkannte und von unseren antik verbildeten „„Klassikern““ sogar bös mißhandelte nationale Eigenart“; aber der eine war ein Schnellarbeiter, dem andern fehlten überhaupt „feinere geistige Eigenschaften“. Und Lessing? Eine „gerechte Nachwelt“ wird „den Ostpreußen, der als erster an der Neuschaffung eines litterarisch veredelten deutschen Theaters sich abmühte, möglichenfalls höher schätzen, als den beweglichen Oberlausitzer, der doch kaum ein Verdienst daran hatte, daß er, nachdem er von Gottsched genug gelernt hatte, einem Diderot nachtreten konnte. Dagegen betrachte man die ruhmvolle Reihe der bahnbrechenden Ostpreußen. Da ist Robert Roberthin, Simon Dach, Johann von Besser, der „Reformalor“ Johann Christoph Gottsched, den Lessing und die elenden Litteraturgeschichtschreiber so schlecht behandelt haben (nebenbei, kennt Herr Reichel vielleicht W. Denzels Buch über Gottsched?), Johann Gottlieb Willamow, Kant, Hamann, Herder, Johann Gottlieb Hippel, E. Th. A. Hoffmann, Zacharias Werner („dernach Schiller und Kleist bedeutendste Dramatiker unserer klassisch-romantischen Epoche“), Max v. Schenkendorf, F. A. von Heyden, E. W. Ackermann, Benno Dulk; „der herrliche Recke Wilhelm Jordan“, E. Wichert, R. Schweichel, Gregor Samarow, Hermann Sudermann, Arno Holz; und das sind noch nicht einmal alle. „Überblickt man nun diese nicht eben große, jedoch um so merkwürdigere Gruppe der ostpreußischen Autoren, so wird man es uns Ostpreußen kaum als eine Anmaßung auslegen dürfen, wenn wir uns auf das reiche Gut etwas einbilden, welches die deutsche Litteratur von unserer so wenig beachteten und auch in geistiger Beziehung für ziemlich unfruchtbar geschätzten Provinz empfangen hat.“ — Nein, durchaus nicht,

bildet euch immer etwas darauf ein, daß in Ostpreußen hin und wieder mehr oder weniger bedeutende Leute geboren sind. Nur gestattet uns andern, daß wir Herrn Eugen Reichel für einen putzigen Litteraturclown halten, der nur deshalb Beachtung verdient, weil er in gewissem Sinne typisch ist. Wer das ganze geistige Elend eines Litteraten am Ausgange dieses Jahrhunderts kennen lernen will, der mag diesen Schmöker in die Hand nehmen. Lächerliche kritische Impotenz paart sich mit litterarischem Provinzialpatriotismus, der seinerseits nichts anderes ist als verkappter Größenwahn. Heute sind's die Oberdeutschen, morgen die Niederdeutschen, heute die Niedersachsen, morgen die Ostpreußen, die uns den erhofften Litteraturmessias bringen werden. Vor allem aber gilt's, das, was wir haben, herabzusetzen. Lessing? Ah bah, hat ja alles gestohlen. Goethe? Ist ja ganz selten einmal original. Also weg damit! „Im Werther wird Wieland nachgeahmt, in Hermann und Dorothea Voß und so fort; denn beinahe für jede Goethische Dichtung läßt sich ein Vorbild nachweisen." Da sollen wir Goethe noch hochschätzen? „Wir sind mittlerweile gewissenhafter geworden und sehen mehr und mehr ein, daß auch ein Künstler uns nur das geben soll, was ihm wirklich angehört!" Ja, wir sind auch der Kritik gegenüber gewissenhaft geworden. Auch von der Kritik erwarten wir etwas Ureignes, noch nie Dagewesenes. Und deshalb sei dreimal gepriesen, heilig erhabenes Schicksal, das mir dieses Buch zugeführt, dessen Verfasser zwar seine Muttersprache ärger mißhandelte als ein böser Bube einen Maikäfer, aber trotzdem, weit entfernt davon ein Litteraturclown zu sein, vielmehr ganz im Gegenteil das ersehnte kritische Urgenie ist. Wie orakelt doch der große Rembrandt-Philister? „Die Achse der echten deutschen Bildung führt von Bismarck durch Rembrandt zu Shakespeare!" Also führt sie dicht an den „Hamburger Nachrichten" vorbei, in deren Spalten Herr Reichel zuerst die Bedeutung der Ostpreußen verkünden konnte. . . Der Nebel teilt sich vor meinem inneren Auge . . . ich sehe sie sich einander nähern, die niederdeutsche Achse und die ostpreußische . . . und ich stammle, heiliger Begeisterung voll: Heil dir, endlich erkannter, nicht mehr heimlicher, sondern offenkundiger Kaiser, heil Eugen Reichel! Cœur de ballon.

Wider den Naturalismus! (Zola und die Grenzen von Poesie und Wissenschaft. Von Eugen Wolff. Kiel und Leipzig. Verlag von Lipsius & Tischer. 1891. — Der Naturalismus und seine Stellung in der Kunstentwickelung. Von Veit Valentin. Ebendaselbst. — Realismus und Naturalismus in der Dichtung. Ihre Ursachen und ihr Wert. Von Karl Freiherr von Binder-Krieglstein. Leipzig. Duncker & Humblot. 1892.) — Seltsam! Unsere Gegner, allen voran die Berufsästhetiker, die von ihrem hohen Lehrstuhle herab die neue Kunst mitleidig-überlegen belächeln, halten es trotzdem für nötig, Streitschrift über Streitschrift gegen uns loszulassen. Und doppelt seltsam! So wissenschaftlich kühl sie sich auch geberden, sie werden nervös, sobald ihnen irgendwo das harmlose Wörtchen Naturalismus aufstößt. Offen gesagt, ich halte das für ein gutes Zeichen, nicht nur für uns, die wir nachgerade eine Macht geworden, mit der sich selbst die Allwissenheit eines deutschen Professors auseinandersetzen muß, sondern auch für die Herren Kritiker aus dem feindlichen Heerlager. Denn verraten die Herren, daß sie auch Nerven haben, nun, so sind sie eben bereits von dem schleichenden Gifte unserer Zeit angesteckt, und man darf hoffen, daß ihnen trotz ihres geistigen Wiederkäuertums über kurz oder lang das Verständnis für das nervös-vibrierende Leben der Gegenwart aufgehen werde. Bis jetzt freilich merkt man noch nichts davon. Die drei Schriften, die ich heute zu besprechen habe, enthalten gewiß gar manches feine ästhetische

Digitized by Google

Urteil, gar manchen guten Gedanken, und namentlich von dem, was Eugen Wolff und Veit Valentin vorbringen, könnte ich ganze Seiten Wort für Wort unterschreiben, ohne in das Verdammnisurteil, mit dem sie schließen, einzustimmen. Denn teils sind es ästhetische Gemeinplätze, die den Kern der Sache, von der die Verfasser reden wollen, gar nicht berühren, teils sind es polemische Bemerkungen, die sich weniger gegen die naturalistische Kunst als gegen die naturalistische Kritik richten. Und daß diese, namentlich in den Händen der schaffenden Künstler selbst, gar manchen krausen Halbblödsinn zu Tage gefördert hat, wer wollte das leugnen?

Wenn daher Eugen Wolff den grellen Widerspruch zwischen Zolas ästhetischer Theorie und dessen eigenem Kunstschaffen an zahlreichen Beispielen aus des Dichters Werken nachweist, so hat er unstreitig recht. Nur hätte er sich erinnern können, daß schon vor Jahren die Gebrüder Hart diese Entdeckung gemacht haben, und daß ich selbst in meinem „Kampf um die neue Dichtung" mich sehr abfällig über die Kunstanschauungen des Franzosen äußerte. Aber was ist damit anders bewiesen, als daß eben ein guter Dichter unter Umständen ein sehr schlechter Ästhetiker sein kann? Und was in aller Welt haben Zolas schiefe Urteile über Kunst und Wissenschaft mit den großen Kunstwerken des Naturalismus zu thun? Man halte sich doch an diese, wenn man dem Naturalismus zu Leibe gehen will!

Aber das thut Herr Veit Valentin ebensowenig wie Herr Eugen Wolff; oder vielmehr in den wenigen Fällen, wo er es versucht, beweist er auf Schritt und Tritt, daß er gar nicht weiß, an welchem Zipfel er das Ding anzufassen habe. Ich gestehe offen, daß fast alles, was Valentin über die Entstehung der Kunst sagt, von jedem, der über solche Dinge ernster nachgedacht hat, als richtig anerkannt werden muß. Es findet sich in diesen einleitenden Bemerkungen eine Fülle seiner Beobachtungen und scharfsinniger Urteile. Gewiß ist es eine unbestreitbare Wahrheit, daß die Kunst ursprünglich nicht von der Nachahmung der Wirklichkeit ausgeht, sondern von dem Bestreben, einen über alle anschauliche Wirklichkeit hinausgehenden Gefühlsinhalt in anschauliche Form umzusetzen. Aber hätte der Verfasser diesen seinen Grundgedanken tiefer durchdacht, so wäre er vielleicht zu ganz anderen Betrachtungen gelangt. Nicht von der Natur aus geht die Kunst, aber ihr Fortschritt besteht gerade darin, daß sie der Natur zustrebt. Das Kultusbild, das Göttersymbol, die aus tierischen und menschlichen Gliedmaßen zusammengesetzte Götzenfratze ist ihr Ausgangspunkt, und ihr Endziel die Venus von Milo und die Sixtinische Madonna. Und je weiter die Kunst fortschreitet, um so mehr nähert sie sich der Wirklichkeit an, um so mehr streift sie alles willkürlich Phantastische ab, bis sie in der klaren Erkenntnis, daß der ganze Empfindungsreichtum des Menschen sich am reinsten in den gesetzmäßigen Gebilden der uns umgebenden Außenwelt entladen könne, beim Naturalismus angelangt ist. In diesem Sinne verstanden, wäre der Naturalismus nicht der Verfall, sondern geradezu der Höhepunkt der Kunst. Der Künstler braucht jetzt nicht mehr von der Empfindung, er kann jetzt von der Natur ausgehen, weil in ihr, sofern sie ja im letzten Grunde auch nur seine Vorstellung ist, der ganze Empfindungsreichtum des Menschen mitenthalten ist. Und das wäre tote Natur, das wäre eine unkünstlerische Auffassung, dieses Belauschen der geheimsten Regungen der Menschenseele, dieses Beobachten des scheinbar unbedeutendsten Muskelspiels, dieses Widerspiegeln aller spielenden Lichter des wirklichen Lebens? Daß dazu aber ein ganz neues Auge, ein ganz neues Ohr verlangt wird, daß der Dichter der Gegenwart sich diese Organe erst gleichsam heranzüchten muß, das hat Herr Valentin offenbar ganz vergessen. Sonst hätte er die ersten Tastversuche unserer

Jüngſten bewundert, anſtatt ſie als kindiſche Unarten zu belächeln. Gewiß ſind die Werke Hauptmanns und Schlafs nichts weiter als unvollendete Skizzen, aber wohl uns, wenn wir erſt ein Dutzend ſolcher Zeichner haben! Denn haben wir erſt zeichnen gelernt, ſo macht ſich alles übrige ganz von ſelbſt. Oder meint Herr Valentin nicht, daß wir Künſtler genug ſind, um zu fühlen, was uns noch mangelt? Nur daß wir uns vorerſt lieber im Skizzenzeichnen üben, anſtatt Gemälde voller Zeichenfehler zu klexen.

Doch genug! Wie wenig ein Kritiker, wie Herr Valentin, im Stande iſt, der neuen Kunſt gerecht zu werden, beweiſt das bunte Durcheinander der Beiſpiele, die er zur Begründung ſeiner Verdammnisurteile anführt. Neben Ibſens „Stützen der Geſellſchaft“ und Sudermanns „Ehre“ und „Sodoms Ende“ müſſen namentlich Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ und „Einſame Menſchen“ herhalten, um den künſtleriſchen Bankerott des Naturalismus, der ſelbſtverſtändlich im Panoramabilde und im Wachsfigurenkabinett ſeinen höchſten Ausdruck findet, jedem leichtgläubigen Leſer vor Augen zu führen. Daß Herr Veit Valentin von unſerer modernen Litteratur noch ſonſt etwas geleſen hat, geht aus ſeinen Ausführungen nicht hervor; aber was ſchadet's? Die paar Bände, die er zufällig in die Hände bekam, genügten ſeinem litterariſchen Forſchertriebe. Da hat ſogar der Freiherr von Binder-Krieglſtein, der in ſeiner Einleitung, natürlich ohne ein Wort darüber zu ſagen, meinen „Kampf um die neue Dichtung“ fleißig abſchreibt, viel eingehendere Studien gemacht. Denn bei ihm finden wir unter den Heroen der neuen Dichtung neben Zola, Ibſen, Tolſtoi und Sudermann auch — Anzengruber aufgezählt. Das genügt! Edgar Steiger.

Kunſt und Naturalismus. Von Curt Ehrenfried Geucke. Dresden. Oskar Damm. 1891. — Wieder einer, der Idealismus und Realismus verſöhnen will, ohne zu wiſſen, was er ſich eigentlich unter dieſen Schlagwörtern zu denken habe. Ein Mann nach dem Herzen des Philiſters, dem er das platteſte Zeug über nationale Kunſt und Shakeſpeare, Schiller und Goethe vorſalbadert, um ſich nach Herzensluſt über das „kleine Käſervolk“ der Naturaliſten auszuſchimpfen. Für uns Junge aber ein Prachtexemplar jener kritiſchen Mumelgreiſe, die im litterariſchen Weltkriege der Gegenwart für den unfreiwilligen Humor ſorgen. Man höre nur, mit welchen Keulenſchlägen dieſer Kritikus uns Naturaliſten niederſchmettert! „Iſt denn überhaupt etwas vollkommen in der Welt?“ fragt er verwundert, und die Antwort lautet natürlich: „Nichts! Nicht einmal der Menſch ... Wie viel weniger kommt nun dieſe Eigenſchaft den Erſcheinungen des tieriſchen und des Pflanzenlebens zu, und gar erſt der unorganiſchen Welt! Das Gold will erſt geläutert, der Diamant erſt geſchliffen und die Perle gefaßt ſein in Gold und Edelgeſtein!*) Und da wollen uns die Naturaliſten mit der Phraſe belügen, die Natur nur ſei vollkommen! Iſt doch gerade ihre Unvollkommenheit das Vollkommenſte an ihr!“ Da haben wir's! Wir dachten bis jetzt immer, der Maler habe ein Recht, lebendige Kälber zu malen; jetzt aber, durch das Beiſpiel vom Gold und von der Perle belehrt, wiſſen wir, daß er ſie nur im idealiſierten Zuſtande gebratener Koteletts verewigen darf.

Edgar Steiger.

Franzöſiſche Litteratur.

Die bekannte franzöſiſche Romanbibliothek, die bei E. Dentu in Paris unter dem Titel „Les Maitres du roman“ erſcheint, bringt in ihren neu erſchienenen Bänden (Nr. 58—68, Preis des Bandes 60 Cts.): Lepage, „Maitre Normand, notaire“ — Oscar Méténier, „Outre-

*) Wie man wohl Perlen in Edelgeſtein faßt?
Der windbegierige Setzer

Rhin“ — Pierre Zaccone, „Les Aventuriers de Paris“ — Henri de Bornier, „Le Jeu des Vertus“ — Charles Vincent, „Lina“ — Maurice Montégut, „La faute des Autres“ — Charles Beaumont, „Le Cahier de Marcel“ — Léon Cladel, „Kerkadec“ — Paul Perret, „Histoire d'un honnête homme“ — Albert Le Roy, „Le Mariage de Laure“ und Jean Blaize, „Les Planches“.

Die Jouaust'sche Sammlung französischer Klassiker, eine in der Welt der Bücherfreunde hochangesehene Publikation, veröffentlichte als letzte Novität eine zweibändige Ausgabe der „Contes de La Fontaine“ (Paris, Librairie des Bibliophiles, E. Flammarion). Die von D. Jouaust selbst besorgte Ausgabe bringt den authentischen, nach den besten Quellen revidierten Originaltext der ersten Edition in einer tadellosen äußeren Ausstattung und enthält in zahlreichen Notizen und erklärenden Anmerkungen eine Fülle von wertvollen bibliographischen und litterarhistorischen Nachweisen. Sie bildet so ein würdiges Seitenstück zu der in derselben Kollektion enthaltenen Ausgabe der Lafontaineschen Fabeln.

Gabriel Séailles, Léonard de Vinci, l'Artiste et le Savant (1452 bis 1519) [Paris, Perrin & Cie.]. — Erst die Forschungen der jüngsten Zeit haben uns mit dem tiefsinnigen Gelehrten Leonardo da Vinci, den man über dem großen Künstler ganz vergessen hatte, näher bekannt gemacht. Heute, wo die wissenschaftlichen Arbeiten des vielseitigen Mannes in ihrer Mehrzahl vorliegen, ist es an der Zeit, ein abgeschlossenes Lebens- und Charakterbild Leonardo da Vincis zu zeichnen, wie es der Verfasser der vorliegenden Arbeit bietet. Séailles, der sein Buch bescheiden genug den Versuch einer psychologischen Lebensbeschreibung nennt, bemüht sich, durch eine eingehende analytische Untersuchung der äußeren Lebensumstände und des geistigen Entwickelungsganges des älteren Leonardo da Vinci die Quelle aufzudecken, aus der die wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit des italienischen Meisters ihren gemeinsamen Ausgang nahm. Er hat damit eine Arbeit geliefert, die in kunsthistorischer und ästhetischer Hinsicht von grundlegender Bedeutung ist.

„Un Prussien en France en 1792“. Lettres intimes de J. F. Reichardt, traduites et annotées par A. Laquiante (Paris, Perrin & Cie.). — Der Komponist und Schriftsteller Joh. Friedr. Reichardt (1752—1814, 1775 von Friedrich d. Gr. an Grauns Stelle als Kapellmeister nach Berlin berufen) wird heute nur noch in der Musikgeschichte genannt, seine litterarische Wirksamkeit ist so vollständig in Vergessenheit geraten, daß die hier vorliegende französische Übersetzung seiner „Vertrauten Briefe über Frankreich auf einer Reise im Jahre 1792 geschrieben“ auch für Deutschland fast eine Novität ist. Laquiante hat sich durch die Herausgabe der hochinteressanten Aufzeichnungen Reichardts, die den großen Vorzug haben, unter dem frischen Eindruck des Selbstgeschauten niedergeschrieben zu sein, ein wahres Verdienst erworben, und es ist zu wünschen, daß das wertvolle Buch, das einen so originellen Beitrag zu der überreichen Revolutionslitteratur bildet, hüben wie drüben die verdiente Beachtung finden möge.

Das letzterschienene Heft der schönen Sammlung von Einzelbeiträgen zur Kunstgeschichte, die unter dem Kollektivtitel „Les Artistes célèbres“ in der „Librairie de l'Art“ zur Ausgabe gelangt, bringt eine durch 37 Holzschnittreproduktionen illustrierte Studie über die „Clouet et Corneille de Lyon“ aus der Feder Henri Bouchots. Jean Clouet und Corneille de la Haye, die im 16. Jahrhundert aus den Niederlanden nach Frankreich einwanderten und dort die flämische Malkunst einführten, sind mit François Clouet zusammen die Begründer und Meister der französischen Porträtmalerei

im 16. Jahrhundert. Bouchot hat sich in seiner Arbeit die dankenswerte Aufgabe gestellt, eine interessante und noch wenig durchforschte kunstgeschichtliche Zeitperiode an der Hand eines zuverlässigen Quellenmaterials aufzuhellen.

Mars, Sable et Gallot, Plages normandes et Plages du nord. De Cherbourg à Rosendael-Dunkerque. (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) — Das neue Album, das der treffliche Künstler seinen zahlreichen Verehrern hier bietet, führt uns in seinen feinkolorierten Bildern und leicht hingeworfenen Skizzen das Leben und Treiben der eleganten Ledewelt in den von der Mode bevorzugten Seebädern der französischen Nordseeküste vor Augen. Mars versteht es wie kein Zweiter, die schillernde Außenseite der verschiedenen Abstufungen der „Mondo" zum diskreten Ausdruck zu bringen, das erweisen aufs neue die graziösen, in den zartesten Farbtönen gehaltenen Bilder des vorliegenden Illustrationswerkes, das die bewährte Verlagshandlung in glänzendster Weise ausgestattet hat.

Maurice Maeterlinck, Péléas et Mélisande. (Bruxelles, Lacomblez.) — An dem neuesten Werk des in letzter Zeit viel genannten belgischen Symbolisten kann man schaudernd erkennen, welch sonderbare Blasen die krankhaft überreizte Phantasie unserer allermodernsten Dekadenzheiligen aufwirft. Die geebnete Litteraturstraße scheint den genialen Leuten, die da den Naturalismus überwunden zu haben glauben, kein geeignetes Terrain für den fin-de-siècle-Sport, den sie üben, sie ziehen es vor, auf möglichst unwegsamen Seitenpfaden herumzuklettern, auf denen man nicht nur Hals und Beine brechen kann, sondern die auch in das leere Nichts hineinführen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die kleine, aber begeisterte Gemeinde, die in Maeterlincks Schöpfungen die höchsten Offenbarungen des Menschengeistes sieht, auch seine jüngste Arbeit als Meisterwerk ersten Ranges preisen wird, die überwiegende Mehrheit des urteilsfähigen Publikums wird aber mit mir der Meinung sein, daß der Dichter der „Aveugles" hier einen unglückseligen Wechselbalg hervorgebracht hat, dem kein langes Leben beschieden sein dürfte. Man weiß nicht einmal, welcher Litteraturgattung man die lose aneinandergereihten Alpdrucksgespräche, die in „Pelleas und Melisande" zwischen einem Häuflein geistig stark alterierter Menschen gewechselt werden, eigentlich beizählen soll. Äußerlich gliedert sich diese Dekadenzjeremiade freilich in Akte und Scenen, das ist aber auch das Einzige, was sie mit einem Drama gemein hat. Von irgendwelcher motivierten Charakterschilderung oder einer regelrechten dramatischen Entwickelung überhaupt ist auch nicht der Schatten einer Spur zu entdecken, ebensowenig kann von einer eigentlichen Handlung die Rede sein. Nichts weiter als eine endlos ausgesponnene hyperromantische Duselei, von dem bleichen Zwielicht Gespenster zeugender Dämmerung übergossen und durch mystische Spukmacherei und symbolische Mätzchen modern und unverständlich gemacht. Wer soll denn an diese unmöglichen Menschen, die in „Pelleas und Melisande" ihr schattenhaftes Wesen treiben, glauben? Wer wird sich gar für die blutleeren Geschöpfe einer kranken Einbildungskraft, die sich in den Ecken eines alten Schloßgemäuers scheu herumdrücken und ihrer unbegründeten und unerklärten Herzensangst in allerlei wirren Reden und zahllosen Interjektionen schmerzlichen Ausdruck geben, interessieren? Die Sucht, immer neue Stimmungseffekte und vertrackte Seelenzustände zu erfinden und auszumalen, hat Maeterlinck auf verhängnisvolle Wege geführt. Es ist ein rechter Jammer, daß sich ein großes, eigenartiges Talent in solch unfruchtbaren Experimenten verzettelt und erschöpft.

Guy-Valvor, L'Antipape. (Paris, Savine.) — Pedantische Einschachteler und kritische Staubfädenzähler können für diesen sozialen Zeitroman gleich ein neues Schubfach mit der Aufschrift „realistischer Sensualismus" im Litteraturschrank zurecht-

machen. Thatsächlich handelt es sich hier um ein neues, verheißungsvoll inauguriertes Genre, das man mit der obengewählten Bezeichnung am treffendsten kennzeichnen möchte. Guy-Valvor hat sich als begabter realistischer Erzähler und origineller Denker bereits Namen und Ansehen erworben. Er erzählt uns diesmal die Kampf- und Leidensgeschichte eines Apostels des praktischen Christentums, der von der Befolgung der Lehren des Evangeliums das soziale Heil der Welt erwartet. Wie nicht anders zu erwarten, findet der sonderbare Schwärmer mit seiner spiritualistischen Heilslehre bei seinen Mitmenschen keine Gegenliebe: bornierte Buchstabengläubige wie Indifferente und Atheisten reichen sich brüderlich die Hände, um sich auf den unbequemen Idealisten zu stürzen. Das Thema bietet dem Verfasser Gelegenheit, sich mit den brennenden Fragen, die das soziale und religiöse Leben der Gegenwart aufwirft, eingehend zu beschäftigen.

Dubut de Laforest, Contes pour les hommes! Dessins de Fern. Besnier (Paris, Dentu). — Unter der leider recht kleinen Zahl von modernen französischen Autoren, die sich die Pflege des Humors mit stark ausgeprägter altgallischer Färbung angelegen sein lassen, ist Dubut de Laforest mit besonderer Auszeichnung zu nennen. Seine hierher gehörenden Arbeiten dürfen sich getrost neben den für diese Gattung mustergültigen Schöpfungen Meister Silvestres sehen lassen. Die bunte Schüssel, die er diesmal ausschließlich den Herren der Schöpfung anbietet, wird darum auch zahlreiche Liebhaber finden, ganz besonders wird die leckere Kost denen willkommen sein, die die schwereren Gerichte der Litteraturtafel nur als Prunkstücke anzusehen pflegen.

Die bestbekannte Romanbibliothek der „Auteurs célèbres" (Paris, Flammarion, Preis des Bandes 60 Cts.) bringt in ihren neuerdings erschienenen Nrn. 217 bis 225: Ernest Daudet, „Le lendomain du péché" — Mie d'Aghonne, „Les Aventurières" — Paul Alexis, „Les Femmes du père Lefèvre" — Alfr. Delvau, „A la porte du Paradis" — Alexandre Dumas, „Les Borgia" — Bertol-Graivil, „Les deux Criminels" — Bonsergent, „Monsieur Thérèse" — Charles Deslys, „L'Aveugle de Bagnolet".

Es pflegt gemeinhin nicht eben viel Erspießliches dabei herauszukommen, wenn einer unserer Litteraturgewaltigen an der Küste seines Lebens Umschau hält und aus dem Schatze seiner Erinnerungen zu erzählen anhebt. Man erfährt da stets viel Persönliches über den berühmten Autor selbst, aber herzlich wenig sachlich und allgemein Wichtiges, sodaß der Nutzen, der dabei für die in erster Linie interessierte Litteraturforschung herausspringt, verschwindend gering ist. Von dieser Regel machen die „Souvenirs littéraires", die Maxime du Camp soeben veröffentlichte (Paris, Hachette, 2 vols.) eine ehrenvolle Ausnahme. Der Verfasser dieser litterarischen Erinnerungen ist bescheiden genug, seine Person ganz aus dem Spiele zu lassen, er läßt sich daran genug sein, von den Leuten zu reden, mit denen ihn das litterarische Leben zusammengeführt hat, und da Maxime du Camp das seltene Glück hatte, mit all den Männern in Verbindung zu stehen, die die moderne realistische Bewegung in Frankreich in die Wege leiteten, so erhalten wir in seinen litterarischen Denkwürdigkeiten viel treffliches Detailmaterial über jene glänzende Litteraturepoche, die mit Flauberts „Madame Bovary" eröffnet wurde. Die Gestalt Gustave Flauberts bildet überhaupt den glänzenden Mittelpunkt dieser „Souvenirs", und die Geschichte seines Lebens und seine Bücher zieht sich wie ein roter Faden durch die beiden Bände des Werkes. Maxime du Camp gebührt das Verdienst, seinen intimsten Freund Flaubert in die Öffentlichkeit eingeführt zu haben, im übrigen stand er der litterarischen Evolution, die sich unter dem zweiten Kaiserreich vollzog,

als unbeteiligter Zuschauer gegenüber. Das gerade aber befähigt ihn, die Geschichte jener Geistesbewegung sine ira et studio zu erzählen. Die Fülle des Materials, das hier von bernsenster Hand zusammengetragen ist, und der schlichte Wahrheitston, mit dem über die thatsächlichen Vorgänge berichtet wird, macht du Camps „Souvenirs" zu einem zuverlässigen Quellenwerk, das der zukünftige Geschichtschreiber des modernen Realismus mit Nutzen zu Rate ziehen wird.

Albert Le Roy, La France et Rome de 1700—1715. Histoire diplomatique de la Bulle unigenitus jusqu'à la mort de Louis XIV (Paris Perrin et Cie.) — Der vorliegende Band bildet den ersten Teil einer umfassenden Geschichte der Evolution der katholischen Kirche in Frankreich im Laufe der letzten 200 Jahre. Diese zweihundertjährige Entwickelungsgeschichte umfaßt zwei wohlunterschiedene Phasen: Den Gallikanismus des 18. und den Ultramontanismus des 19. Jahrhunderts. Das Konkordat, das persönliche Werk Bonapartes, schließt die erste und eröffnet gleichzeitig die zweite Periode. Es verwirft die alte Kirche Frankreichs und setzt an ihre Stelle eine ultramontane Kirche, die in der Unfehlbarkeit des Papstes ihren Ziel- und Angelpunkt findet. Damit geschieht der unheilbare Riß zwischen der vorwärtsblickenden Demokratie und Rom, der Heimat der rückwärts schauenden Theokratie, und hieraus wieder ergiebt sich der Konflikt, der die beiden großen sozialen Grundkräfte, Freiheit und Religion, als feindliche Mächte gegenüberstellt. Man sieht, es ist ein interessantes Thema, das hier zur Behandlung steht. Le Roy baut seine Arbeit auf breitester Grundlage auf, halten die andern, was der erste Band verspricht, so werden wir hier ein Werk erhalten, das einen Ehrenplatz in der historischen Fachlitteratur beanspruchen darf.

Unter dem Titel „Les Applications de l'Anthropologie criminelle" veröffentlichte Professor Lombroso in der von Alcan in Paris herausgegebenen „Bibliothèque de philosophie contemporaine" einen neuen Beitrag zu der von ihm vertretenen Lehre vom geborenen Verbrecher. Er zeigt hier die praktische Anwendung, die seine Doktrin in strafrechtlicher, gerichtsärztlicher, litterarischer und künstlerischer Beziehung bereits gefunden hat. Das Buch bildet somit eine beredte Antwort an die Adresse aller derjenigen, die dem italienischen Gelehrten den Vorwurf machen, er habe sich bisher gehütet, das Gebiet der Praxis zu berühren.

Die französische Zeitschriftenlitteratur hat in der seit Juni bei Plon, Nourrit & Cie. erscheinenden „Revue hebdomadaire" einen wertvollen Zuwachs erhalten. Bei dem großen Angebot auf dem Zeitschriftenmarkt ist es einem neuen Unternehmen nicht eben leicht gemacht, festen Fuß zu fassen, und wenn es der jüngsten französischen Wochenschrift über Erwarten schnell gelungen ist, den konkurrierenden Blättern den Rang abzulaufen, so verdankt sie diesen raschen Erfolg in erster Linie der rührigen Umsicht ihrer Verlagshandlung, die ihr Möglichstes gethan hat, um ihrem Unternehmen den Weg leicht zu machen. Die in handlichem Oktavformat erscheinenden Hefte der „Revue hebdomadaire", von denen wöchentlich eins im Umfange von 10 Druckbogen zur Ausgabe gelangt, enthalten neben hervorragenden Werken der Geschichts- und Memoirenlitteratur drei Romannovitäten der besten französischen Autoren, litterarische und wissenschaftliche Aufsätze und regelmäßige Berichte über das Theater-, Musik- und Kunstleben der Gegenwart. Der vierteljährliche Abonnementspreis der durch jede Buchhandlung zu beziehenden Wochenschrift stellt sich auf 7 Frcs. für das Ausland, ein beispiellos niedriger Preis, wenn man bedenkt, daß man dafür 130 Oktavdruckbogen, d. h. den Inhalt von etwa 10 gewöhnlichen Romanbänden, erhält. Um dem Leser einen Begriff von der Fülle und der Reichhaltigkeit des Stoffes zu geben, will ich nachstehend eine kurze Inhaltsangabe der ersten 10 Hefte geben,

die zwei ſtattliche Bände von je 800 Druckſeiten bilden. An Romanen enthalten dieſe beiden Bände Alphonse Daudet, „Roso et Ninetto“, Abel Hermant, „Ermelino“, Pierre Loti, „Aziyadé“ und „Fantôme d'Orient“, J. H. Rosny, „Vamireh“ und A. Biondel, „L'heureux village“, ſie bringen des weiteren die hochbedeutenden „Souvenirs sur la Révolution, l'Empire et la Restauration“ des Grafen Rochechouart und die reizvollen Afrikaſchilderungen, die Baron Mandat-Grancey jüngſt unter dem Titel „Souvenirs de la Côte d'Afrique“ veröffentlichte. Außerdem findet man in ihnen Theater- und Muſikberichte von Louis Ganderax bez. Paul Dukas, Kunſtkritiken von Claude Bienne, anregende Plaudereien aus der Feder Maurice Talmeyr's und eine politiſche Wochenſchau von Louis Franville. Ich werde nicht verfehlen, die Leſer der „Geſellſchaft“ über die intereſſante Wochenſchrift weiter auf dem Laufenden zu halten. Allen denen, die eine wirklich gediegene und dabei billige franzöſiſche Zeitſchrift ſuchen, möchte ich die Plon'ſche „Revue hebdomadaire“ beſtens empfehlen.

Ebenfalls bei Plon erſchien ſoeben ein neues Album des beliebten Karikaturenzeichners Caran d'Ache, das dritte in der luſtigen Reihe der Bilderhumoresken des originellen Künſtlers. An Friſche, Eigenart und tollen Zickzackſprüngen eines übermütigen Humors übertreffen die 145 Zeichnungen, die das Album enthält, Alles, was Caran d'Ache bisher geſchaffen hat.

A. G—tze.

Luc Gorsal: L'Athènes de la Sprée. Par un Béotien. Croquis Berlinois. Paris, Albert Savine.

Wenn ſich Gerſal auf dem Titelblatt als ein „Béotien“ giebt, der ſich über die Spree-Athener ausläßt, und zwar ſeinen Pariſer Landsleuten gegenüber, ſo merkt man ſofort die Ironie. Der Spaß iſt jedoch nicht ſo ſchlimm. Auf den Zeilen dieſes 392 Seiten ſtarken Buches lieſt ſich ſehr viel ehrlich und talentvoll Beobachtetes, ſehr viel pſychologiſch und ſozialethiſch Zutreffendes und Geiſtreiches, und nur zwiſchen den Zeilen und gelegentlichen Anmerkungen beißen ſich die galliſchen Teufel vor Übermut in die Schwänze. Ich kenne übrigens keinen deutſchen Schriftſteller von einigem Namen, der in dieſem Umfang, dieſer Mannigfaltigkeit und dieſer Sachlichkeit ſich der Schilderung Berlins gewidmet hat wie dieſer Pariſer Feuilletoniſt. Nicht einmal Otto von Leixner erreicht in ſeinen ſo vortrefflichen „Berliner Briefen“ dieſen franzöſiſchen Plauderer. Für uns Süddeutſche iſt freilich der Standpunkt des Pariſers Berlin gegenüber manchmal nicht ohne barbariſche Komik. Wir ſehen in dem heutigen Berlin ſo wenig den idealen Typus einer deutſchen Weltſtadt, wie wir in den heutigen Berlinern den Typus der idealen Repräſentanten des deutſchen Geiſtes, des deutſchen Lebens und Strebens zu ſehen vermögen. Wer nur Berlin kennt, kennt noch lange nicht Deutſchland.

M. G. C.

Spaniſche Litteratur.

Nach Fernan Caballero hat niemand in Spanien das ſpaniſche Volkslied in ſeinen verſchiedenen Mundarten aufmerkſamer belauſcht und eifriger erforſcht, als der trotz ſeiner Jugend ſchon berühmte „literato ursaonense“, der Geſchichtſchreiber von Oſuna, der ausgezeichnete Kenner des Folk Lore, der Advokat und Dichter Francisco Rodriguez Marin. Das Volkslied war ſeine erſte Liebe, oder wie es in den wunderlieblichen Tönen der galiciſchen Sprache heißt: o mais grande d'os cariños. Ihm hat er die Schwärmerei eines Jacob und Wilhelm Grimm, eines Antonio de Trueba geweiht, der ſich el Antonio de los cantares nannte. Er iſt der Herold des Volksliedes in den 5 Bänden ſeines Werkes: Cantos populares españoles geworden, das er 1882—1883 in Sevilla herausgab. Spaniſche Volkslieder hat er

hineingewoben in seine prächtige Liebesgeschichte: Juan del pueblo, die er 1882 erscheinen ließ. Auch in seinen eigenen Poesien fußt er ganz auf dem Volkslied: seine Gesänge ranken sich anmutig am kräftigen Stamme der spanischen copla empor. Und wie das Volkslied hat ihn seine Mutter und sein Haus begeistert. Sein jüngstes Werk ist das soeben in Sevilla erschienene Liederbuch: Flores y Frutos (Blumen und Früchte). Obgleich Andalusier, ist der Dichter fast mehr noch als in die klangvolle Sprache Castiliens in die honigsüße Sprache der Rosalia Castro de Murguia, die lieblichen Töne der galicischen Mundart, verliebt und oft läßt er seine castilianischen Lieder in galicische Verse ausklingen, was besonders bei den Triadas am Platze ist, die er zu Ehren Rosalias, der entschlafenen gallesischen Muse, singt. In diesen galicischen Tönen grüßen uns: os doces aires d'a terra.

Flores y Frutos sind das Werk eines echten Lyrikers, der uns die Wandlungen seines Herzens und seines Geistes kundthut: erst glaubte er das Leben nicht des Preises wert; dann aber, als ihm ein holdes Kind, das er zur Gattin erkor, Rosen und Lilien streute, ging der Frühling an ihm mit seinen tausend Blumen vorüber: er gründete sich einen Herd: miña casiña! meu lar! und aus dem Gefühl stillbeglückter Liebe und seliger Ruhe singt er in Erinnerung an die vergangenen Stürme frohe, schelmische Lieder. Besonders schön ist das im verso libre zum Lob des häuslichen Herdes gedichtete tanzrische Liedchen: Tanto las amo! (So sehr liebe ich sie!) Eins seiner Sonette, Anhelos betitelt, ist ins Portugiesische und Galicische übertragen worden und soll demnächst in fünfzehn Übersetzungen erscheinen. Es möge hier die deutsche Übersetzung eine Stelle finden:

Wünsche.

Ich möchte Wasser sein, o Mägdelein,
Daß seine Klarheit liebend dich umfließe;
Damit dein süßes Mündchen mich genieße,
Nie würd' ich löschen dir des Durstes Pein.

Ich möchte Wind sein, daß zum Lager dein
In kühler Nacht sich mir die Bahn erschließe,
Daß er um deine Lippen weh'n mich ließe
Und hauch' mein Leben in dein Leben ein.

Ich möchte Feuer sein, daß dich durchloht'
Vulkan der Liebe, o du Bild von Stein,
Den Klagen taub, die mir das Herz gebot'

Und dann, damit du wärst auf ewig mein,
Möcht' Erd' ich sein und macht' dem gier'gen Tod
Voll Eifersucht dich streitig, Mägdelein.

Während sich Rodriguez Maria früher mit den Volksgesängen Spaniens überhaupt und jetzt mit denen Andalusiens insbesondere beschäftigt, hat sich der granadinische Universitätsprofessor Francisco de Paula Villa-Real y Valdivia durch sein von der Schlesierin Emilie Pflücker teilweise ins Deutsche übersetztes Libro de las tradiciones de Granada, 1888, verdient gemacht, dem er jetzt eine umfangreiche biographische Studie über seinen großen Ahnherrn, den im Romancero gefeierten: Hernán Pérez del Pulgar, el de las Hazañas (Madrid, 1892) folgen ließ. Der Verfasser war so glücklich, in Granada das Cronicón póstumo de la vida de Fernando Pérez del Pulgar zu finden, welches der Staatsmann und Dichter Martinez de la Rosa, der frühere Biograph des Hetden der Reconquista, vergebens gesucht. Das Cronicón stammt aus dem Jahre 1649 und ist von einem Verwandten des Hernán Pérez del Pulgar geschrieben, den man wegen seiner Gelehrsamkeit docto de Andalucia nannte. Der Freund der spanischen Geschichte sei auf das schätzbare biographische Werk des Professors Villa-Real besonders aufmerksam gemacht, das in seinem Anhang interessante Beschreibungen der Stadt Granada aus der Feder maurischer und spanischer Geschichtschreiber enthält.

Johannes Fastenrath.

Portugiesische Litteratur.

Wie oft hat das Corpus juris seine Jünger in die blumigen Auen der Poesie geführt! In der zeitgenössischen portugiesischen Litteratur finden wir eine ganze Reihe

Lyriker, Symboliſten, Realiſten und wie die modernen Muſenſöhne ſich nennen, die im bürgerlichen Leben eine artige rechtsanwaltliche Klientenſchaft vertreten, Richter, Staatsräte und Miniſter heißen und doch nicht der Poeſie nur in verlornen Augenblicken ſich hingeben, ſondern ihre treueſten und — oft würdigſten Diener ſind. Dr. Carlos Santos (ob advogado oder medico?) hat ſeinen Sonsativas einen neuen Band Gedichte folgen laſſen unter dem vaterländiſchen Titel wohlklingender Stimmlaute voll: „Lusitanas“. Große Künſtler und Dichter — und alle echten Dichter ſind groß — ſind die feinfühligſten, empfindſamſten Weſen. Ihr Temperament, ihre Begabung, ihr Charakter, die ganze Skala ihres innerſten Seins offenbart ſich uns als Inſpiration. Der Stil, der uns blendet, reizt, dieſe unbeſtimmbare Gewalt, das mit Eſprit gewürzte Myſterium, das uns beherrſcht und faſciniert, es iſt die Wage für den „inſpirierten“ Proſaiker — die Form, die Plaſtik des Gedankens, die Sinnblume, die ſeeliſche Verklärung des eigenen Selbſt iſt der Maßſtab für den Dichter von Gottes Gnaden.

Santos bringt in ſeinen Gedichten die alten klaſſiſchen Formen, die von den Nephilibatiſten mißachtet werden, wieder zu Ehren. Seine Verſe atmen eine ungeſchminkte Naturanſchauung, die Gedankenwelt eines von Poeſie durchdrungenen Träumers.

Und welche Fülle von Geiſt, Laune, geradezu ketzeriſcher Spottſucht ſpricht aus der zierlichen Sonettenſammlung von Pedro Machado, den „Sorrisos e Desalentos“. Die humoriſtiſch kritiſchen Sonette, die von Nicolau Tolentius und Xavier de Novaes beſonders kultiviert wurden, ſind allgemach durch das Capriccio neuer Formen in Vergeſſenheit geraten. Die einfachſten wechſeln mit den drolligſten Situationen, draſtiſche Bilder einen ſich mit lyriſchen Sonetten mit ſarkaſtiſchem Ausklang. Jeder Vorwurf iſt in der knappen gewandten Faſſung zu einem abgerundeten plaſtiſchen Ganzen ausgearbeitet. Dem Werkchen iſt eine überaus ſchmeichelhafte Widmung an Frau Hedwig Barſch und Herrn Nuno de Freitas Queriol vorgedruckt.

Von demſelben rechtsgelehrten Verfaſſer hat die Verlagsbuchhandlung von Ferin in Lisboa die 2. Auflage des Romans „?“, Scenas d'Afrika erſcheinen laſſen. Der ſchwarze Erdteil fängt an die litterariſche Welt zu elektriſieren. Der Roman iſt ſehr geſchickt geſchrieben, macht die Leſer mit den Bräuchen und Raſſeeigentümlichkeiten der Bewohner Benguelas bekannt, bietet in dieſer Beziehung alſo neues. Und in unſerer ſchnelllebigen Zeit verlangt die Welt täglich nach etwas neuem. Auf dem packenden Hintergrunde mit ſeinem reizenden und reizvollen Scenenwechſel baut ſich eine Liebesgeſchichte auf, die wie ein Goldfaden durch das Werk zieht. Feine Beobachtung macht ſich auch hier wieder geltend. Die einfache, ich möchte beinahe ſagen einſeitige Fabel iſt meinem Dafürhalten nach zu wenig problematiſch, um ſie dem farbenvollen Milieu als einzige Folie dienen zu laſſen.

„Os meus amores“ nennt Trindade Coelho ſein Erſtlingswerk, das in der wunderfeinen Abtönung ein emporringendes Talent verrät, einen ‚Poeta de raça‘ würden vielleicht die Portugieſen ſagen. Der Name des Büchleins, ſo natürlich, ſo verheißend er klingt, er verſpricht das, was er halten kann und hält. Er birgt ſchon das, was uns die mit liebevoller Hingabe erzählten Genrebilder offenbaren. Keine Pikanterie, keine geſuchte Unnatur, kein ſoziales Problem, und doch fühlt man die treibende Kraft, das mächtige Wollen und ahnt fehlloſes Erreichen des Gewollten bei dem vermutlich noch ſehr jungen Autor. „Os meus amores“ ſpielt in den Provinzen Alemtejo und Traz os Montes. Man muß ſie nicht geſehen haben dieſe expreſſiven Typen gerade jener beiden Landſchaften Portugals, um ſie mit dem Vergnügen eines Gourmand zu genießen, man braucht ſie nur verſtehen zu wollen, ſich hineinzuleben in dieſe wenig geſchliffenen Landbewohner, welchen bei der charakteriſtiſchen

Dummſchlauheit der Goldfunke von Poeſie anklebt. Der Dichter ſchildert das Landvolk nicht als Marionetten, ſondern als Menſchen von Fleiſch und Blut und darin liegt ſeine Stärke. Der bei weitem größere Teil der Dichter illuſtriert und idealiſiert die Bauern ſo lange, bis nichts weiter übrig bleibt als das menſchliche Skelett. Auf dieſe ländlichen Bilder fällt der leuchtende wärmende Sonnenſtrahl der Wahrheit, der Liebe und der geſunden natürlichen Heiterkeit.

Als Wueſtmanns Sprachdummheiten im gebildeten Deutſchland, beſonders unter den Litteraten, Lehrern und Studienfreunden einen nicht unweſentlichen Umſchlag bewirkten, hatte in Portugal ein ähnlicher Geiſt Eingang und vollberechtigte Anerkennung gefunden. Der durch ſeine minutiöſe Kenntnis der Feinheiten und klaſſiſchen Schönheiten der portugieſiſchen Sprache bekannte und geſchätzte Schriftſteller Candido de Figueiredo iſt der Verfaſſer der portugieſiſchen Sprach- und Sprechdummheiten, die er unter dem Titel „Lições Praticas da Lingua Portugueza“ — Cartas do Caturra Junior à Redacção da „Portuguez“ — herausgegeben hat. In kürzeſter Friſt hat das umfangreiche Werk eine Neu-Auflage erlebt. Zweifellos iſt das mit Bienenfleiß ausgearbeitete und in einer verſtändnisvollen klaren Form ohne ſchulmeiſterliche Pedanterie vorgeführte Buch ein Schatzkäſtlein des Wiſſens für den Gelehrten ebenſowohl als für den Laien, für den Sprachkundigen als für den Sprachunkundigen. Bei keinem anderen portugieſiſchen Werke kann ich dieſe Behauptung ſo gut begründen wie bei dieſem, da ich ſelber der Sprache als „Unkundige“ gegenüberſtehe, ohne Lehrmeiſter nach dem Gehör und mit Hilfe der Werke portugieſiſcher Geiſtesheroen ein klein wenig in die Schönheiten und die unendlichen Schwierigkeiten derſelben eingedrungen bin. Vielleicht kann ich nirgends beſſer als an dieſer Stelle Herrn Figueiredo für die Zuſendung ſeines Werkes meinen Dank ſagen.

Ich möchte dieſen Bericht nicht ſchließen ohne des Mannes mit Ehrerbietung zu erwähnen, deſſen Revistas politicas dem ‚Commercio da Porto‘ zum Stolz gereichen: Herrn Lobo de Bulhões. Der loyale unbeſtechliche Charakter dieſes edlen Menſchen geſtattet es ihm nicht, hervorzutreten aus der beſcheidenen Zurückgezogenheit, in die er ſich ſeit einem Menſchenalter verbannt hat. Seine „politiſche Überſicht“ iſt ſtets mit unbeugſamer Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe geſchrieben, nie fehlt den Mitteilungen der brennenden politiſchen Zeitereigniſſe der verklärende Humor, und immer lugt zwiſchen den Zeilen die wirkliche Vaterlandsliebe hervor, die himmelweit entfernt, zum Chauvinismus auszuarten, jedem, auch einem Gegner Hochachtung abzwingt. Hut ab vor einem Sozialpolitiker wie Lobo de Bulhões.

Hedwig Wigger.

Herr Richard Bartholomäus, Verfaſſer zahlreicher geſchichtlicher Romane und des kürzlich erſchienenen vielgenannten Heldengedichts „Der große König“, Epos in 4 Geſängen, arbeitet an einer Übertragung des klaſſiſchen portugieſiſchen Gedichtes „Iguez de Castro“. H. W.

Czechiſche Litteratur.

Es iſt erfreulich, zu ſehen, daß auch bei den Czechen die modernen Zeitfragen und ſozialen Zu- recte Mißſtände dramatiſche Behandlung finden, umſomehr als eben das Drama heutzutage das einzige (direkte) Bindeglied zwiſchen Volk und Dichter iſt. Zu bedauern bleibt nur, daß der geniale Vrchlický in dieſer Hinſicht ſo gut wie nichts gethan hat. Seine Einakter: „Nad propasti“ (Überm Abgrunde) und „K životu“ (Zum Leben) ſtreifen nur die Moderne. Den Verſuchen der übrigen Dramatiker, wie Šubrt, Stroupežnický, Pippich u. A., fehlt die kräftige Schlagader und der freie Blick jenes großen Lyrikers, doch ſteht zu erwarten, daß ſich mit der Zeit auch dieſes Mißverhältnis ausgleichen

wird. Ein Beiſpiel dafür iſt Fa. Šubrts (wohl Schubert!) „Praktikus“, ein Bild der modernen Journaliſtik. Der „Held“ (lucus a non lucendo!), ein verlotterter, feiler Redakteur, Intriguant durch und durch, vernichtet durch ſeine Ränke ein junges, hoffnungsvolles Leben, das ihm den Weg zum Vertrauensklub der Abgeordneten verſtellt. Leider iſt er der einzige Handelnde — alle anderen ſind mehr oder weniger Leidende, zuweilen ſogar ziemlich naiv. Der Schluß fällt zu ſehr ins Abſtruſe. Das Stück beſitzt übrigens einen reichen Fond von Gedanken. Durchgearbeiteter erſcheint „Velkostatkař“ (F. Šimaček, Prag 91), „der Großgrundbeſitzer“. Es ſpielt in der Wahlzeit des Jahres 1872. Die Geſtalten ſind körniger, die Handlung gefugter und reicher, die Effekte ſparſam verwendet und darum von größerer Wirkung, alle Vorgänge echt realiſtiſch geſchildert, wie z. B. die Licitation des Gutes, deſſen Beſitzer im Dienſte ſeines Volkes verarmt iſt, die Zudringlichkeiten des Agenten, der es unter der Hand kaufen will, die Ovationen der Partei am Anfang und am Schluß des Stückes u. A. m. — In die Zeit der Leibeigenſchaft reicht „Ján Výrava“. Auch hier finden wir trefflich dargeſtellte Charaktere, dramatiſche Lebendigkeit, pſychologiſche Vertiefung. Nicht dasſelbe läßt ſich von der dreiaktigen Komödie „Rafaels Liebe“ ſagen. Es iſt eine verworrene, in bezug auf die Situation manchmal unmögliche Geſchichte; die Charaktere vielfach unſicher gezeichnet, die dramatiſche Nerv ſehr ſchwach. Bemerkenswert iſt der Ausſpruch: „Das Recht zum Bruch (in der Liebe) hat einzig nur das Weib, das geliebt worden iſt, niemals der Mann.“ L. Stroupežnický's „Paní mincmistrová“ und „Zvikovský rarášek“ gehören zu den beſten und wertvollſten Luſtſpielen der czechiſchen Litteratur. Ein gleiches kann (im allgemeinen) von dem Stücke „Naši furianti“ gelten, die Charakteriſierung betreffend. Die Handlung jedoch iſt, wenn nicht geradezu poſſenhaft, ſo doch nicht luſtſpielmäßig. Große Anläufe macht Pippich in ſeinem Drama „Slavomam“, leider bleibt es bei dieſen Anläufen. Die Idee des Stückes — das Streben eines Ehrgeizigen — verſchwindet ſtellenweiſe, taucht wieder auf, verſchwindet wieder und gaukelt ſo bis zum Schluß. Übrigens iſt der Held nicht ehrgeizig, ſondern närriſch, wie ſein ganzes Gebahren zeigt. Daß der Autor den toten Sohn — nach den Vorgängen iſt er ja wirklich tot — im letzten Akte wieder aufleben läßt, ſtellt ſeinem Edelſinn gewiß das beſte Zeugnis aus, iſt aber ganz und gar nicht logiſch. — Daß J. Zeyer zur Not ein Epiker ſein kann, dürfte dem Leſer noch aus der vorigen Beſprechung erinnerlich ſein; ein Dramatiker iſt er nie und nimmer. Beweis: „Doña Sancha“, natürlich wieder romantiſch, mit lyriſchen Ingredienzien. Die romaniſchen Halbtrochäen klingen manchmal vertrackt gezwungen und hölzern. Viel anſprechender iſt „Libušin hněv“ (Libuſchas Zorn), obwohl ihm das dramatiſche Leben gänzlich abgeht. Daß mit der Bibel kein Dramatiker Glück hat, zeigt desſelben Autors „Sulamit“. — Ins eheliche Leben greift die talentvolle Gabriele Preiß. Ihre Tragödien „Gazdina roba“ und „Její pastorkyňa“ gehören zu den beſten Erzeugniſſen der czechiſchen Dramatik. Die Motive ſind allerdings veraltet und abgebraucht, aber Frau Preiß beſitzt die Eigenſchaft, ſie außerordentlich effektvoll und ergreifend zu geſtalten. Bei ihr überwiegt das Gefühl, die Natürlichkeit, im Gegenſatze zu Dumas-fils, deſſen kalte Reflexion abſtößt. — Die antikiſierende Richtung vertreten V. Adámek und V. Blček. Des Erſteren „Herald“ läßt vom Anfang bis zum Ende kalt, eiskalt, weniger in Worten, denn in dieſe legt der Autor Kraft und Effekt, aber in die Handlungen der dargeſtellten Perſonen keine Verwicklung, keine Löſung, wenigſtens keine halbwegs acceptable Löſung. Alles haſtet durch einander und am Ende frägt man ſich: „Ja was ſoll denn das eigentlich bedeuten?“ Heller im Kolorit und wärmer in der Em-

pfindung iſt das Trauerſpiel „Salomena“. Die Handlung echt dramatiſch, die Charakteriſtik und die Form gelungen, der Inhalt tadellos. Vlčeks „Milada“ iſt ein gutes hiſtoriſches Charakterdrama. Der Einakter von Jiráſek „Vojnarka“ verdient als gelungenes Genrebildchen aus dem Leben hervorgehoben zu werden. An Poſſen giebts keinen Mangel. Die beſſeren ſind „Kleinſtädtiſche Diplomaten“, „Waſſerkommiſſion“ v. Štolba, „Kleinſtädtiſche Traditionen“ v. V. Štech, „das Weſpenneſt“ von A. Lokay u. a. — Auf dem Gebiete des Muſikdramas wäre das muſterhafte Oratorium von Dvořák „Svatá Ludmila“ zu erwähnen. Der herrliche Text ſtammt von J. Vrchlický. Die Kompoſition iſt einfach großartig, ſo daß man den Verfaſſer derſelben wohl mit Recht zu den bedeutendſten der lebenden Komponiſten zählen darf. Eine der erhabenſten Stellen iſt der im erſten Teile vorkommende Hymnus der heidniſchen Prieſter (in h-dur): „Ruhm den Göttern, Böhmens ewigem Heil!“ (ꝛc.) und die bald darauf erfolgende Zertrümmerung des goldenen Götterbildes. Dem Oratorium ſteht die Oper „Jakobin“ würdig zur Seite. Das Libretto iſt von der (verſtorbenen) Gattin des Reichsratsabgeordneten F. L. Rieger. — Große Schönheiten ſoll — nach der czechiſchen Kritik — auch die Oper „Eine Nacht in Florenz“ von Zavrtal enthalten, während deſſen zweites Werk „Myrrha“ ein ſeltſames Gemiſch von Verdi, Délibes, Strauß u. a. vorſtellt.

Die erzählende Litteratur nimmt, wie auch bei uns, einen großen Raum ein. J. Neruda, J. Vrchlický, Sv. Čech, Herites u. w. wurden bereits beſprochen. Hiſtoriſche Romane ſchreiben Jiráſek (Mezi proudy, Do tří hlasů), V. Vlček (Dalibor), F. Schulz (Nymburská rychta), Z. Winter (Rakovnické obrázky), teils mit mehr, teils mit weniger Geſchick. Aus dem Leben der Armen und Elenden ſchöpfen der talentierte J. Arbes (Idyly Bidy a utrpení. Adamité), Kronbauer (Z poſledních ſtanic). Beiden läßt ſich ein tiefer Blick in das wirkliche Leben nicht abſprechen, beide geben das Erſchaute mit photographiſcher Genauigkeit wieder, beide ſind Realiſten. Die pſychologiſche Analyſe giebt ihren Werken zwar etwas Gemachtes, etwas Berechnetes und Kühles. Arbes wird manchmal zu breit, manchmal zu knapp, Kronbauer iſt wiederum immer knapp und deshalb oft unklar. Den Geſellſchaftsroman pflegt Karoline Světlá mit großem Erfolg. Sophie Podlipská zeichnet ihre Geſtalten mit ſicherer Hand und großer Schärfe, während Irma Geißl die Motive ſelten und dann nur mit Anſtrengung bewältigt. Eine Gruppe von Schriftſtellern befaßt ſich faſt ausſchließlich mit dem Leben und Treiben des Landvolkes. Es ſind dies Václav Kosmák, K. Kren, V. Pakoſta und A. Doſtál. Alle beſitzen ein ſcharfes Auge, treffliche Geſtaltungskraft, ſprudelnden Humor und — was die Hauptſache iſt — Herz fürs Volk. Sie ſchildern einfach, ſchlicht, aber innig; Realiſten in des Wortes edelſter Bedeutung. Ihre Erzählungen und Skizzen kommen vom Herzen und gehen zum Herzen; die Beliebtheit ihrer Schriften zeugt dafür vollauf. Vornehmlich großen Ruf beſitzt Kosmáks „Kukátko“ (Guckkaſten), eine Reihe von hübſchgezeichneten Bildern aus dem Land- und Kleinſtadtleben. Das Kolorit iſt friſch, die Geſtalten natürlich und warmblütig, der Humor herzlich und nur ſelten geſchmacklos. Das Ganze atmet eine gewiſſe ſtill-ſelige Heiterkeit. Eine der beſten Erzählungen (d. i. Serie von Erzählungen) ſcheint mir „Komedie světa“ (die Komödie der Welt), wo die Verkehrtheiten ſämtlicher Stände ihre verdiente Brandmarkung finden. Weniger glücklich iſt der Autor dort, wo er das politiſche Leben in den Kreis ſeiner Betrachtungen zieht, daſelbſt wird er bitter und unehrlich, ja Chauviniſt. Meiner Anſicht nach giebt es in jeder Nation Engel und Teufel, Gute und Böſe, Edle und Schufte; wenn der Autor aber ſeine Partei ausnahmslos als rein, engelhaft und die Gegner ausnahmslos als ſchlechte, teufliſche Kerle darſtellt, ſo

macht er ſich der Einſeitigkeit, des größten menſchlichen Makels ſchuldig. Im Falle, daß einige deutſch fühlen, deutſch denken wollen — ſind ſie darum ſchon Hallunken? Und weil andere Czechen ſein wollen — ſind ſie deshalb ſchon treffliche Leute? Ich glaube kaum . . . . . Was ſchließlich die Überläufer betrifft, ſo hat das jeder mit ſich ſelber auszumachen. Übrigens giebt es auch im czechiſchen Lager Männer mit deutſchen Namen (e. g. Rieger, Herold u. a.) —; nach Kosmáks Ausführungen ſind dieſe alſo auch Verräter? — Nicht?! — alſo Ausnahmen von der Regel? — Ja?! — So, ſo, wenn demnach die deutſche Partei Mann für Mann überläuft, ſo iſt das kein Verrat, wenn alle auf Eure Fahne ſchwören, ſo iſt das ganz in der Ordnung! — „Aha, da liegt der Hund begraben, das iſt des Pudels Kern", wie der weiſe Fauſt meint. — Und das heißt man Gleichberechtigung, heilige Themis! — Der alte Bauernfeld hat doch recht: „Gegenſeitige Verdächtigung — Sie nennen's Gleichberechtigung!" — — — Ja, wenn derlei Anſichten ins Volk getragen werden, ſo darf es niemand Wunder nehmen, daß der unſelige Raſſenhaß, der ganz Öſterreich unterhöhlt und zernagt, kein Ende nimmt. Das „Volk" nimmt eben alles gläubig hin, ohne Kritik, ohne Bedenken und . . . das Unheil iſt fertig! O „Fluch der böſen That . . ." — Sonderbar iſt, daß die deutſche Nation mit ſolchen Geiſtesſchöpfungen nicht prahlen kann. Ich kenne nur ein einziges Büchlein, welches von dieſem Standpunkte geſchrieben iſt, A. Ohorns „Das deutſche Lied", was an ähnlichen Erzeugniſſen die Ephemeriden bringen iſt nicht viel wert und zum Glück bald vergeſſen. Die czechiſchen Volksſchriftſteller aber laſſen ſich daran viel gelegen ſein und gebrauchen all ihren Einfluß in dieſem Sinne. — Derſelbe Vorwurf, den ich im Vorhergehenden Kosmák machen mußte, trifft auch K. Kŕen. Seine erſte Publikation „Na tě naši Hanė", 2 Bd. (Auf unſerer Hanna) enthält nur vereinzelte Stellen voll Haß und Unduldſamkeit gegen alles, was deutſch heißt (Skřivánek — die Lerche; Naše národní písně — Unſere Volkslieder; ꝛc.), ein Erkleckliches leiſtet ſich die letzte „Obrázky ze života" (Bilder aus dem Leben, 1890); hier ſind die einſeitigen Anſchauungen des Autors bis zum Höchſten geſchraubt — auch den kälteſten Menſchen, der ſich um die ganze National-Politik den Teufel ſcheert, muß dieſe Art erbittern. Man leſe nur die 3. Erzählung aus dem Cyklus „Fabričti" (Die Fabriksleute)! Ein deutſch-national denkender Fabrikant fordert ſeine (czechiſchen) Arbeiter auf, ihre Kinder in die deutſche Stadtſchule zu ſchicken. Ein einziger thut es nicht und wird deshalb entlaſſen. Die Kinder der anderen beſuchen die deutſche Schule und lernen „nichts als Raufen", an Stelle „der kindlichen Schüchternheit, greift bei ihnen langſam die in Wahrheit jüdiſche und deutſche Frechheit (sic!) Platz" . . . . Es iſt das jedenfalls eine ſchwere Ungerechtigkeit, welche der deutſche Fabrikant an den Kindern und deren Eltern verübt, aber thut denn das nur der deutſche Fabriksbeſitzer, thun es nicht ebenſo die czechiſchen? Jene germaniſieren, dieſe czechiſieren, dieſe und jene entlaſſen diejenigen, welche ſich ihrem Auftrage nicht fügen. Das Unrecht iſt auf beiden Seiten gleich groß, die „Humanität" gleich niederträchtig und ſtrafwürdig. Aber nein — ich irre, die deutſche Partei beſteht aus Teufeln, die czechiſche aus Engeln in Menſchengeſtalt. Siehe V. Kosmák und K. Kŕen. — Bedeutend beſſeren Eindruck machen die von dergleichen falſchen „Evangelien" freien Erzählungen. Hier entfaltet ſich Kŕens ſchönes Talent auf die entzückendſte Weiſe; er erzählt zwar ebenſo, wie Kosmák — aber ſeine Auffaſſung hat etwas Durchgearbeitetes, Vergeiſtigtes, mit einem Wort: Kunſtvolleres. Auch die Diktion iſt flüſſiger, ſie beſitzt mehr Schwung und ſeinen poetiſchen Schmelz. Wenn ein Bild geſtattet iſt, möchte ich Kosmák mit einem Holzſchnittzeichner und Kŕen mit

einem Maler vergleichen; das gäbe die annähernd richtige Vorstellung von diesen beiden Schriftstellern. — Als besonders gelungen hebe ich aus der ersten Veröffentlichung des Besprochenen namentlich folgende hervor: „Reformator, Okupace Bosny, Vesnický filosof, Stařečkova pout do Jerusaléma, Ženu statečnoukdo nálezno und Poklad.“ Betreffs der Letzteren bemerke ich, daß es höchst überflüssig war, sich über die deutschen Philosophen lustig zu machen. (cit. „Beim Bier fließt die Rede, wie wenn man mit jedem Glase einen Teil des ‚Konversationslexikons‘ oder gar einen ‚deutschen Philosophen‘ verschluckt hätte.“ — Könnte es nicht ebenso gut ein czechischer Philosoph sein?*) Die zweite Sammlung enthält u. a. gute Bilder „aus dem Leben der weißen Sklaven“, die herzigen Erzählungen „Starši tovaryš (Der Altgeselle), Na březích Hané (An den Ufern der Hanna — hier die unvermeidlichen Tusche auf Deutsche und Deutschtum) und Moje Mařenky (Meine Mariechen)“. — Gänzlich frei von politischen Nörgeleien sind die Schriften V. Pakostas und A. Dostáls. Des Ersteren Novelle „Otcové a děti“ (Väter und Söhne, wer erinnert sich nicht an den großen Turgenjew?) leidet an innerlicher Zerfahrenheit, zeigt aber ein vielversprechendes Talent. A. Dostáls „Erzählungen“ „Z města a ze vsi (Aus Stadt und Land, 1890) machen Anspruch auf große Beachtung. Vor allem gilt das von der Novelle „Vincencián“ (Der Vinzentiner). Selbe schildert die Erlebnisse eines jungen, reichen Mannes, der nichts gelernt hat, als auf seinen Reichtum stolz zu sein. Auf die Dauer wird ihm auch das lästig; er will sich zerstreuen; besucht alle möglichen Vereine, Feste, Vorträge; wird Reiter, Bicyklist, schriftstellert ꝛc., aber all das vermag ihn nicht zu befriedigen, bis er endlich im Wohlthun, in der Behebung der Not sein Lebensziel und Lebensglück findet. Die Durchführung, obgleich an manchen Stellen faserig, kann musterhaft genannt werden.

*) Kaum, weil es eben keine czechischen Philosophen giebt.

Die wissenschaftliche Litteratur ward bereichert durch die Übertragungen von Mantegazza (Fisiologia di amore), Draper, Geschichte der Konflikte zwischen Religion und Wissenschaft (rief in gegnerischen Lagern einen Sturm von Entrüstung hervor), Didon, Jesus Christus, Lavellaye, der Sozialismus unserer Zeit und Skabitschewski, Geschichte der russischen Litteratur (übers. von G. Stin — Šašeks Witwe, Groß-Meseritsch).

Von eigenen Schöpfungen auf diesem Gebiete muß erwähnt werden: Vychodil, Poëtika (Verlag der Raigener Benedictiner, Brünn). — Klar, übersichtlich, mit kritischem Geschick, ohne Voreingenommenheit geschrieben; Zíbrt, Č., Kulturgeschichte (mit seinem Verständnis und großem Fleiß). Desselben Dějiny kroje v zemích českých až po války husitské (Geschichte des Kostüms in den czechischen Ländern bis zum Schluß der Hussitenkriege). Ein monumentales Werk in jeder Hinsicht. Dr. A. Rezek, Dějiny Čech a Moravy nové doby (Kober, Prag. — Geschichte Böhmens und Mährens in der neuen Zeit. — Von seltener, lobenswerter Unparteilichkeit). Bartoš, Lid a národ (Šašeks Witwe. — Volk und Nation), id, Moravský lid (Scholz, Teitsch. — Die Mähren), id, Moravská svatba (Die mährische Hochzeit), topographische und ethnographische Schilderungen, von trefflicher Beobachtungsgabe zeugend. Zur 300jährigen Gedenkfeier des großen Pädagogen J. A. Comenius erschien eine große Menge von Festschriften, von denen erwähnt seien: Zoubek, Leben Komenskýs; Bittner, J. A. Komenský Šmaha id; Musil, Kytice z Komenského; und Klika, O slavném Čechu Komenském. Desgleichen wurden Neudrucke von einigen Schriften des Gefeierten herausgegeben. — Die Mitte zwischen Erzählung und Belehrung hält Zahrada — náhrada (etwa: „Aus des Pflanzens Müh'n wird Nutzen dir erblühn“) von Josef Konérza,

Digitized by Google

illuſtriert von K. L. Thuma (Šaseks Ww., Groß-Meſeritſch). Es enthält allerlei Belehrungen über den Gartenbau in einer ſehr anziehenden Form. Eine Überſetzung für Volks- und Jugendbibliotheken würde keineswegs ſchaden. Die beigegebenen Bilder ſind ganz hübſch. —

Zum Schluß erwähne ich noch ein Büchlein, das mir ob ſeiner gelehrten Poſſierlichkeit das Zwerchfell ordentlich erſchüttert hat. Jedem ſei hiermit die Anſchaffung desſelben empfohlen. Es iſt betitelt: Záhady dějepisné (Geſchichtliche Probleme), der Autor, welcher dieſe Probleme „löſt", nennt ſich F. V. Sašinek, erſchienen iſt es in Prag, bei wem, das weiß der Himmel allein. Das erſte Heft enthält „Hiſtoriſch-etymologiſche Verſuche". Verſuchen wir es mit dem gelehrten Herrn Verfaſſer — ich bürge dafür, daß es uns allen gut anſchlägt. Es gilt nämlich zu beweiſen, daß „die Slaven von Ur—ur-anfang nicht allein in den gegenwärtigen Slavenländern, ſondern in ganz Deutſchland*) ſeßhaft waren", daß die „ſlaviſche Kultur älter iſt als die deutſche" und des übrigen mehr. In der Folge will der tiefgelehrte Autor die „Geſchichte des mittleren Europa auf ganz neuen Grundlagen errichten". — Wer lacht da? Nun hören wir den „Etymologen" (armes Wort!): Czechen ſind ſo viel als Bojer, Bojken, Bojker, von dem Worte bojovati (kämpfen). Im Laufe der Zeit wurde aus dieſem Wort: vojovati, vojáčiti, vojenštiti, vojenčiti, vojtežiti, vojčešiti, infolgedeſſen hießen die betreffenden Leute: Vojčeši oder Boj-Češi, die erſte Silbe fiel weg und es blieb Češi (Czechen). — Wer lacht da ſchon wieder? — Weiter: Der hercyniſche Wald (Harzgebirge?) heißt eigentlich „horkyniſcher" Wald von „horky" (Hügel), Diminutiv von Hora (Berg); Germania ſollte eigentlich „Gormania" geſchrieben werden, d. i. „země hornatá" (Gebirgiges Land); Durinsko (Thüringen) iſt nicht anders denn Dvorinsko (etwa Hofreiches Land) und ſo geht's fort, daß, mit Bürger zu reden, „Kies und Funken ſtieben". Da wird eine Silbe abgehauen, dort eine hinzugeflickt . . . . . Sinnreich iſt dieſe „Etymologie" unbedingt, ſo ſinnreich als das bekannte ſchöne „ἄλωπηξ—πιξ—pux—Fuchs". Da hab' ich einmal eine alte Hiſtoria geleſen, wo man das Wort Bohemi (Böhmen) alſo ausgelegt hat: die Czechen waren ſehr fromm, wenn ſie ſich alſo verabſchiedeten, ſagte immer der eine zum andern: „s Bohem" (mit Gott). Das hörten die Deutſchen und nannten ſie Böhmen. Und umgekehrt, als die Deutſchen einmal raubend einfielen in das Gebiet der Czechen und plünderten, ſchrie immer einer dem andern zu „nehm' es". Die Czechen hießen ſie darum: „Němci" (Deutſche). Wer's nicht glaubt, zahlt einen Goldthaler — aber Silber nehm' ich auch! — — Das iſt Saſineks „Etymologie", vermittelſt deren er „hiſtoriſche Probleme" löſt und die Geſchichte Mittel-Europas auf neuen Grundlagen erbauen will. —

Gott ſegne deine Studia,
Aus dir wird was, Trarumtira . . . . .

Warum auch nicht? — aus gewiſſen Fellen macht man Trommeln . . . .

Ottokar Stauf von der March.

*) Warum nicht in „ganz Europa" — oder, damit es ſich auszahlt, „auf der ganzen Erde?"
Der Setzer.

Vermiſchtes.

Preisausſchreiben. Herzog Ernſt von Sachſen-Coburg und Gotha hat beſchloſſen, im Laufe des Sommers 1893 auf der Hofbühne zu Gotha eine Reihe von Opernaufführungen zu veranſtalten, für welche ſowohl durch die Auswahl der Werke, als auch durch die heranzuziehenden hervorragenden künſtleriſchen Kräfte ein lebhaftes Intereſſe weiterer muſikaliſcher Kreiſe vorausgeſetzt werden darf. Seine Hoheit der Herzog wünſcht jedoch bei dieſer Gelegenheit auch die zeitgenöſſiſchen deutſchen Komponiſten vertreten zu ſehen und ſetzt hierdurch, ſein

Intereſſe für die deutſche Muſik Litteratur aufs neue bekundend, einen Preis aus für ein einaktiges Opernwerk, welches im Laufe jener Vorſtellungen zum erſtenmale zur Aufführung gelangen ſoll. Der Preis iſt feſtgeſetzt auf 5000 Mark, und zwar 1000 Mark für die Kompoſition und 1000 Mark für das derſelben zu Grunde liegende Libretto. Die Wahl des Textbuches und die Art ſeiner Bearbeitung bleibt dem Ermeſſen der Komponiſten überlaſſen und wird ausdrücklich bemerkt, daß weder eine abgeſonderte Preiserteilung für das Textbuch ſtattfindet, noch die Prüfung ſolcher Texte, die ohne begleitende Kompoſition etwa eingeſendet werden ſollten. Die Vereinbarungen mit dem Verfaſſer des Textes hat der Komponiſt allein zu treffen und wird der ausgeſetzte Preis in der Geſamthöhe von 5000 Mark nur dem Komponiſten überwieſen.

Es wird erwartet, daß die Aufführungsdauer des Werkes die Zeit von 1½ Stunden nicht überſteigt.

Zur Beteiligung an dieſer Preisbewerbung ſind nur angehörige deutſcher und deutſch-öſterreichiſcher Nationalität berechtigt.

Die einzuſendenden Werke müſſen Originalarbeiten und noch nicht aufgeführt ſein. Ebenſo darf das Textbuch einer bereits aufgeführten Oper nicht zu Grunde liegen.

Die Einſendung der Partituren nebſt Text hat anonym zu geſchehen. Jede Arbeit muß mit einem Motto verſehen ſein, welches ſich auch auf einem verſchloſſenen Couvert befindet, daß den Namen des Einſenders enthält.

Die Preisbewerbungen ſind bis ſpäteſtens 1. März 1893 an Herrn Präſidenten und Kabinettschef Dr. Eduard Tempeltey, Coburg, einzuſenden. Die Verkündigung des Ergebniſſes des Preisausſchreibens erfolgt etwa 3 Monate nach dem für die Einſendung beſtimmten Schlußtermine.

Durch die Auszahlung des obigen Preiſes von 5000 Mark ſoll nur das Aufführungsrecht für die Zeit der obenbezeichneten Vorſtellungen erworben werden, weitere Aufführungen an den Herzogl. Hoftheatern werden nach den üblichen Bedingungen honoriert. Im übrigen verbleibt dem Komponiſten das freie Verfügungsrecht über ſein Werk.

Die einzuſendenden Arbeiten werden einer Prüfungskommiſſion unterbreitet, deren Ehren-Vorſitz Seine Hoheit der Herzog von Sachſen-Coburg-Gotha zu übernehmen die Gnade gehabt hat.

Das geſchäftsführende Komité und die Prüfungskommiſſion beſteht aus folgenden Mitgliedern: Präſident und Kabinettschef Dr. Eduard Tempeltey, Coburg, Vorſitzender. Graf Nicolaus Eſterhazy, Wien. Dr. jur. Viktor Frhr. von Hartogenſis, Berlin. Kammerherr P. von Ebart, Hoftheaterintendant, Gotha. Hofkapellmeiſter Em. Faitis, Coburg. Karl Goldmark, Wien. K. K. Direktor der K. u. K. Hofoper Wilhelm Jahn, Wien. Generalmuſikdirektor Hermann Levi, München. Direktor Felix Lüpſchütz, Dresden. Dr. Karl Reinecke, Leipzig. Generalmuſikdirektor Hofrat Ernſt Schuch, Dresden. Hofkapellmeiſter J. Sucher, Berlin.

Dieſe Prüfungs-Kommiſſion hat das Recht der Selbſtkooption. Sollte wider Erwarten keine der eingereichten Arbeiten, nach dem Urteile der Prüfungs-Kommiſſion, zur Erteilung des Preiſes geeignet erſcheinen, ſo behält Seine Hoheit der Herzog ſich vor, den ausgeſetzten Betrag von 5000 Mark zur Hälfte der Penſionskaſſe der „Genoſſenſchaft“ deutſcher Bühnen-Angehöriger“ zu Berlin und zur anderen Hälfte der Penſionskaſſe der Herzogl. Hoftheater zu Coburg-Gotha zu überweiſen.

Coburg, den 1. September 1892.

Herzogl. Sächſiſche
Hof-Kapell- und Theater-Intendanz.
von Ebart.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Anna Nitschke

November 1892.

Berlin, Wien, München.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Jeder verantworte ſich ſelbſt. Als richtiger Deutſcher braucht man auch nicht immer gleich haufenweiſe anzurücken. Die große Zahl pöbelt immer. Jeder ſoll ſeinen Prozeß auf eigene Gefahr und Rechnung führen, ganz perſönlich, wie der proteſtantiſche Chriſt mit dem Herrgott, und mag Himmel und Hölle mit der ganzen Ewigkeit dazu auf dem Spiele ſtehn.

Ich glaube an das Blut. Ich glaube an die Scholle. Ich glaube an die Luft, die ſie umweht, und an die ſpezifiſche Geiſtigkeit, die in dieſer Luft webt. Wie das Blut, ſo hat die Scholle und die Luft beſondere Raſſe, und die ſtärkſte Verunreinigung vermag die erkennbare Raſſebeſtimmtheit nicht ganz zu vernichten. Grob-naiv ausgedrückt mit dem Evangelienwort: Man kann nicht Trauben leſen von den Dornen und nicht Feigen von den Diſteln. An den Früchten erkennt man jeglichen Dinges Sanen und Wirkungskraft. So iſt's von der Natur in allen Stücken geordnet, bei Pflanzen, Menſch und Vieh. Und wenn die Reinheit flöten gegangen, ſo ſchreit die Natur nach Reinigung und läßt nicht nach, bis ihr uraltes Schöpfungs- und Hauſungsgeſetz wieder zu Recht beſteht. Dagegen kommen die Vermenger und Vermiſcher und Trüber mit ihrem naturloſen Brei in alle Ewigkeit nicht auf. Die Natur in ihrer Heiligkeit läßt ſie immer wieder zu Schanden werden.

Das uns am intimſten vertraute älteſte Kulturvolk der Erde, das allen Völkern zu Muſter und Zuchtrute „auserwählte Volk" der Juden, imponiert

uns mit seinem unaufhaltsamen Marsch durch die Jahrtausende der Geschichte und durch die Nationen aller Erdteile. Wie kein anderes hat es das Mysterium seiner Rasse heilig gehalten. Das ist die Bürgschaft seiner Dauer und hohen Zukunft. Der starke, rassige, naturgemäße Jude entjudet sich nicht, und mag er sich noch so virtuos mit den verschiedensten Kulturen abfinden, einfreunden in die verschiedensten Nationalitäten, reden, schreiben, dichten und trachten in allen toten und lebendigen Zungen: eherne Treue bewahrt er seiner Natur. Er ist das Salz der Erde. Und diejenigen, die ein Jucken, Brennen, Stechen, Beißen spüren, weil sie geschwächt sind in ihrem Blute, verunreinigt in ihrer Haut, weil sie der Art nicht mehr Art, der Treue nicht mehr Treue, der Stärke nicht mehr Stärke, dem Naturbewußtsein nicht mehr Naturbewußtsein entgegenzusetzen haben, die werden zu Judenhetzern und laufen den Antisemiten zu. Wachstum und Ausdehnung des Antisemitismus ist Maß und Gewicht dafür, wie weit ein Volk zum schwachen Mischling geworden, Kraft und Stolz seiner Art verlustig gegangen. Verjudung und Antisemitismus sind gleicherweise Niedergangserscheinungen der abendländischen Kultur. Und wo sich diese Erscheinungen am heftigsten und widerlichsten zeigen, da hat die Degeneration den tiefsten Stand erreicht, da ist die Rassenkraft des Blutes und der Scholle am tiefsten gesunken. In deutschen Kulturcentren also in Wien und Berlin.

Berlin zählt an die achtzigtausend Juden, mithin mehr Juden als sämtliche Städte und Dörfer Frankreichs zusammen beherbergen. Damit hat Berlin als Typus und als Vorort deutscher Reinkultur wesentlich verloren. Daher auch in Berlin das widerliche Schauspiel einer Hetze, wo der entartete Jude und der entartete Deutsche sich in den Haaren liegen und mit ihrem Haß, Geschrei und Geifer die schöne Stille stören, in deren heiligem Schoße allein die großen Kulturthaten rassestarker Völker reifen. Berlin wird immer mehr Widerspruch in sich selbst, Mischungsgährung, Strudel und Ratlosigkeit. Auf dem wirtschaftlichen Gebiete wird den rassestarken Juden der Sieg zuerst zufallen, und damit er ihnen auch auf den anderen Gebieten immer sicherer werde, wird alles nach wirtschaftlichen Maximen als Geschäft betrieben: Wissenschaft, Kunst, Litteratur, Presse. Die Vermaterialisierung alles Idealen, die „Umwertung aller Werte" ist die stärkste Kriegslist der jüdischen Rasse. Und im Kriege gilt jedes Mittel. Und wo das Geschäft blüht, blüht der Schwindel. Eine Geschäftskultur ist eine Schwindelkultur. In Berlin ist der Deutsche als Träger und Schirmherr einer reindeutschen, rassemäßig und natürlich bestimmten deutschen Kultur dem Juden bereits nahezu vollständig unterlegen. Denn die Thätigkeitsgebiete, die sich äußerlich als intakt deutsche und nationale geben, wie die Bureaukratie, der Militarismus, die Diplomatie u. s. w. sind der Boden

technischer Vollzugsorgane, aber nicht der Mutterboden fortzeugender Volkskultur mit eigenartigem Erwerb und natürlicher Mehrung neuer Geistesgüter, aus denen sich die nationale Civilisation aufbaut.

So kann eine Stadt äußerlich alle Hoheitszeichen typischer Nationalitätsvertretung aufweisen und innerlich doch der internationalen Mischmaschkultur mit Semitismus und Antisemitismus und allem Rassenverderb verfallen, d. h. national degeneriert sein.

Für mein deutschrassemäßiges, natürliches Empfinden ist Berlin das Muster einer national degenerierten Stadt. Diese Degeneration spricht sich unwiderlegbar aus in den sozialen Kämpfen, die jede Harmonie des Gemütes, des Geistes und der Ideale einer Volksgemeinschaft vernichten, in der konfessionellen Reaktion, im Ausländertum der Spekulation, wozu nicht bloß das materielle Warengeschäft, sondern auch alle Geistesarbeiten in Tribut genommen werden, im Mammonismus, der aller Ethik spottet und jede überlieferte Sitte, auch die aristokratische, mit Füßen tritt, in Litteratur und Kunst, die ganz in Stimmungs- und Kleinkrams-Trivialismus versunken, alles Große und Heroische und volkstümlich Reine und Ideale verbannen, in der Presse, die bis in die Wurzel faul ist und jede Korruption propagiert um Hurenlohn. Die Ausnahmen bestätigen die Regel.

Wie aus dieser Degeneration der Weg zur Wiedergeburt gefunden werden soll, weiß ich nicht. Ich weiß und empfinde nur, daß mir diese Degeneration, in der ich die deutsche Reichshauptstadt an der Seite Wiens erblicke, etwas durchaus Antipathisches und für die Entwickelung des deutschen Volkes Jammervolles ist. Ich weiß und empfinde nur, daß wir im Reiche den furchtbarsten Katastrophen zutreiben, wenn uns die große Erlöserin Natur im Stiche läßt und uns nicht rechtzeitig Nothelfer sendet in der Gestalt genialer deutscher Männer, an denen nichts Falsches ist vom Scheitel bis zur Sohle und die an Kraft und Mut herkulisch gerüstet sind.

Wie Alles mit Allem zusammenhängt, so spüren wir jetzt schon den Kräftenachlaß in Politik und Diplomatie trotz der unerhörtesten Vermehrung unserer äußeren Machtmittel. In den letzten zwanzig Jahren hat das von Preußen geführte deutsche Reich allein für sein Kriegsheer 11597 Millionen Mark, also über 11 ½ Milliarden, das ist mehr als das Doppelte der ganzen französischen Kriegsentschädigung, aufgewendet. In zwanzig Jahren! Ungerechnet die Schulden der Einzelstaaten, hat das Reich seit 1877 eine Schuldenlast von 1684 Millionen aufgetürmt. Wenn unsere Finanzstatistiker richtig gerechnet, so hat das deutsche Volk zehn Milliarden Staatsschulden und ebensoviel Gemeindeschulden, außerdem ungefähr vierundfünfzig Milliarden Hypothekschulden, sonach im ganzen *vierundsiebzig Milliarden Schulden* zu verzinsen. Gleichwohl soll diese ungeheuerliche Auf-

wendung noch nicht genügen, unsere deutsche Kriegsmacht auf der Höhe zu erhalten, und es soll zur „vollen Ausnutzung der Wehrkraft des deutschen Volkes“, wie die Phrase der konservativen Blätter lautet, noch ein Erkleckliches dazugeschlagen werden. Wenn sich in diesen fabelhaften Zahlen der Befähigungsnachweis unserer Politiker, Diplomaten und Staatsmänner für die Führung und Sicherung des jungen Reiches ausdrückt, so muß ich sagen, daß dieser Befähigungsnachweis die kostbarste Thatsache ist, die sich in der Weltgeschichte entdecken läßt.

Nach meiner Schätzung finde ich die Erfolge unserer Politiker und Diplomaten nicht im rechten Verhältnis zu den fabelhaften Riesensummen, die das deutsche Volk ihrem Genie und ihrer Arbeit seit zwanzig Jahren zur Verfügung gestellt hat. Ist nun schon unsere Sicherheit vor äußeren und inneren Feinden trotz all der unerhörten Opfer, die wir gebracht, heute so wenig gefestigt, daß man uns mit neuen Militär- und Steuervorlagen kommt, so ist es nicht verwunderlich, daß wir in Schönheit und Anmut des Lebens, im heiteren Behagen und edelfestlichen Glanze unserer Kulturgenüsse statt Fortschritte Rückschritt um Rückschritt gemacht haben unter der Führung Preußens nach der bureaukratisch-militärischen Schablone. Denken wir an die Kunst, wie sie uns offiziell von Berlin geboten, denken wir an die Aufmerksamkeit, die der vaterländischen Litteratur in den Polizeibureaus und Gerichtssälen erwiesen wird, so gehen uns die Augen über. Nein, Berlin ist nicht führend und mustergebend im deutschen Kunst- und Geistesleben, so wenig wie es im jetzigen Stadium seiner Degeneration führend und mustergebend sein kann in jenem, im Einzelnen schwer zu analysierenden Komplex von Strömungen und Regungen des wahrhaft nationalen Empfindens und Denkens, die erst das Gemeinsame und edel Typische eines großen Volkskörpers im Unterschiede von anderen Volkskörpern ausmachen.

Es geht daher ganz ohne Bosheit und mit völlig ehrlicher Natürlichkeit zu, wenn in Geselligkeit, Politik, Litteratur, Kunst, wirtschaftlicher und sozialer Gemeinthätigkeit die einzelnen deutschen Landschaften trotz Berlin ihre eigenen Wege gehen und sich mehr und mehr wieder auf die Selbständigkeit besinnen, die sie im ersten Freudentaumel über preußisch-deutsche Waffenerfolge vor zwanzig Jahren zu opfern bereit waren. Die große Form des Reiches wird bleiben, fest und unerschüttert, aber der Inhalt wird sich mit lebensvollen Veränderungen zu neuen Aufgaben rüsten.

Wie anders spricht uns neben der Reichshauptstadt das süddeutsche München an!

Ich habe dies wiederholt in diesen Blättern ausgesprochen — und damit Widerspruch und Haß erweckt und alle Bosheit der Degenerierten, welche in ihrer Nerven- und Blutverarmung die offene Wahrheit nicht mehr

Digitized by Google

vertragen können. Als ein Beweisstück von den vielen, die ich beibringen könnte, setze ich in getreuer Abschrift einen Brief her, den ich von einer bürgerlich hochachtbaren Person (ich verschweige hier den Namen) am 22. Juli dieses Jahres erhalten:

Sehr geehrter Herr! Soeben lese ich Heft 7 der von Ihnen herausgegebenen „Gesellschaft" und mit Interesse Ihren Aufsatz „Aus dem Münchener Kunstleben" S. 938 ff. Nicht beistimmen kann ich Ihnen, wenn Sie sagen: „es ist gut, daß Berlin in allen Fragen der großen Kunst hinter München zurücktritt u. s. w." Dies ist sehr schwacher Punsch, und wenn Sie so etwas behaupten, dann können Sie sich mit dem Herrn Dr. Sigl zusammenthun und weiter schimpfen. Es nutzt Ihnen allerdings nichts. Ich finde es geradezu lächerlich, wenn Sie so naiv sind, gegen Berlin zu intrigieren. In der Malerei ist München momentan noch Nro. 1, warten Sie aber, alter Junge, noch einige Jahre und dann ist Berlin Nro. 1. Sie können sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben, es hilft Ihnen nichts. Was nun Theater, Universität u. s. w. betrifft, da halte ich Sie wirklich nicht für so naiv, München überhaupt mit Berlin vergleichen zu wollen. Haben Sie Künstler wie Mitterwurzer, Klein, Matkowsky, Barnay, Pohl, Nissen und wie sie alle heißen, in der Kunststadt München? Wollen Sie (hier folgen drei Münchener Hofschauspielernamen) mit diesen wirklichen Künstlern vergleichen? Das Münchener Hoftheater, das ich schon über 50 Mal besucht habe, hat außer Herrn N. und Frau N. (Hut ab vor dieser Schauspielerin!) kein hervorragendes Mitglied. Derartige Schauspieler finden Sie dutzendweise an jeder Provinzbühne. Doch nun zur Universität. Haben Sie Leute wie Mommsen, Curtius, Virchow, Bergmann u. s. w. in München? Nein und abermals nein! Ich habe zehn Jahre in Berlin gelebt und kann Ihnen, werter Herr Doktor, die Versicherung geben, daß keine Stadt in jeder Beziehung so fortschreitet wie Berlin. In der Musik glaube ich so unverfroren sein zu können, zu behaupten, daß Berlin einen Vergleich mit München mit Ruhe aushalten kann! Glauben Sie doch nicht, daß Sie in Bayern die Kunst und Wissenschaft gepachtet haben, dieses lassen Ihre Bierverhältnisse ja gar nicht zu. In diesem Punkt ist München Berlin voraus, sonst nicht. Ich finde es lächerlich, wenn Sie immer auf Preußen schimpfen. Das ist sehr kleinlich. Denn was sind Sie ohne dies mächtige und starke Preußen? Lächerlich. Mit aller Hochachtung A. H. (Der Name ist im Original ausgeschrieben.)

Ist dieser Brief nicht kennzeichnend für das Unvermögen, auch nur annähernd meinen kritischen Standpunkt zu erfassen und in den Kern der Sache einzudringen?

Ich will dem Briefschreiber nur ein paar Worte von Heinrich Hart, die ich gerade in der „Täglichen Rundschau“ vom Heutigen finde, statt aller weiteren Erwiderung hersetzen:

„Wie die Kunst in London keine Heimstätte hat, so scheint sie auch in Berlin mehr und mehr sich fremd zu fühlen; wer weiß, wie bald schon sie der Weltstadt, der alle Individualität abschleifenden, alle Innerlichkeit verflauenden Weltstadt den Rücken dreht und die Theater dem Kostümschneider, Dekorationsmaler und Balletmeister überläßt. Und wir, die wir wissen, daß die Kunst niemals allein zieht, daß mit ihr Ideal und Empfindungsgröße fliehen werden, sollen wir den Platz kampflos räumen? Vielleicht wird das das Richtige sein. Es kann nicht schaden, wenn der neuen babylonischen Hure eines Tages die Erkenntnis aufdämmert, daß deutsche Kunst und deutscher Geist Berlin entbehren können . . .“

Fortsetzung im nächsten Heft. Heute Gott befohlen!

Zur Erlösung aus sozialer Not.

(The Condition of Labor.)

Offener Brief an S. H. den Papst Leo XIII.

Von Henry George.

(New-York.)

Deutsch von Bernhard Eulenstein (Berlin).

Vorbemerkung der Schriftleitung. Die geniale Antwort des großen amerikanischen Nationalökonomen auf das bekannte Rundschreiben des Papstes über die Arbeiterfrage, jene erste offizielle Stellungnahme der katholischen Kirche zu den brennenden Fragen der Gegenwart, erscheint demnächst in deutscher Übersetzung von Bernhard Eulenstein im Verlage von Erwin Staude in Berlin. Durch die liebenswürdige Zuvorkommenheit des Übersetzers und des Verlegers sind wir in den Stand gesetzt, unseren Lesern die Einleitung dieser hochinteressanten Schrift vorzulegen, die gleichsam das Programm des Ganzen enthält, und die, wie wir hoffen, manchen veranlassen wird, das Werk Henry Georges selber in die Hand zu nehmen.

Ew. Heiligkeit!

Mit großem Interesse las ich das Rundschreiben über die Arbeiterfrage, welches Ew. Heiligkeit an die christliche Welt richteten.

Da nun die in demselben ausgesprochenen Urteile am schärfsten gegen eine Theorie gerichtet sind, welche ich verteidige, gegen eine Wahrheit, die

nach unserer Überzeugung gerade Ihre Unterstützung ganz besonders verdiente, so gestatten Ew. Heiligkeit mir wohl, die Gründe für unsere Meinung darzulegen und einige Betrachtungen daran zu knüpfen, die Ew. Heiligkeit leider übersehen haben.

Der bedeutungsvolle Ernst der Thatsachen, auf welche Ew. Heiligkeit Bezug nehmen, die allgemeine Verarmung, die Not, die krankhafte Unzufriedenheit, von welcher die ganze christliche Welt erfüllt ist, die Gefahr, daß Leidenschaft und Unwissenheit blindlings zu einem Verzweiflungskampfe gegen soziale Zustände treiben, welche bald unerträglich werden — dies alles berechtigt mich zu einer Entgegnung.

Unsere Voraussetzungen finden wir sämtlich auch in Ew. Heiligkeit Rundschreiben angeführt. Sie sind die Grundbegriffe der menschlichen Vernunft, die fundamentalen Lehren des christlichen Glaubens.

Wir sagen: Diese Welt ist eine Schöpfung Gottes.

Die Menschen, welche für die kurze Dauer ihres Erdenlebens in dieselbe gebracht wurden, sind die gleichberechtigten Geschöpfe Seiner Großmut und haben ein gleiches Anrecht auf Seine Vorsehung.

Der Mensch ist mit physischen Bedürfnissen behaftet, von deren Befriedigung nicht nur sein leibliches Wohl, sondern auch die Entwickelung seines geistigen und seines seelischen Lebens abhängt.

Gott hat die Befriedigung dieser Bedürfnisse von des Menschen eigener Anstrengung abhängig gemacht. Er gab ihm die Fähigkeit und die Pflicht zur Arbeit, eine Fähigkeit, welche ihn allein schon über das Tier erhebt und welche es ihm ermöglicht, gewissermaßen Mitarbeiter am Schöpfungswerk zu werden.

Gott verlangt nicht vom Menschen, daß er etwas aus nichts mache. Mit dem Bedürfnis und der Fähigkeit zur Arbeit hat Er ihm auch das Material zur Arbeit gegeben. Dieses Material ist Land, denn der Mensch ist physisch ein Landtier, welches nur auf und von dem Lande leben, und auch die anderen Elemente, wie Luft, Licht und Wasser nur vom Lande aus genießen kann. Als gleiche Geschöpfe des Allmächtigen, gleichberechtigt unter Seiner Vorsehung ihr Leben auszuleben und ihre Bedürfnisse zu befriedigen, sind die Menschen folglich auch gleichberechtigt bei der Nutznießung von Grund und Boden. Folglich ist jede Einrichtung, welche dies verhindert, unmoralisch.

Über das Besitzrecht sagen wir: die als Einzelwesen mit individuellen Wünschen und Fähigkeiten erschaffenen Menschen sind persönlich berechtigt, ihre Talente auszunutzen und sich des ganzen Ertrages ihrer Thätigkeit zu erfreuen. (Selbstverständlich unter Berücksichtigung der moralischen Verpflichtungen gegen die Familie.)

Es ergiebt ſich ſomit ein Eigentumsrecht auf ſolche Dinge, die durch Arbeit erzeugt wurden, ein Recht, das ſeine Giltigkeit aus den Naturgeſetzen ableitet und älter iſt als die Geſetze der Menſchen; ein Eigentumsrecht, welches der Beſitzer übertragen mag; ihm dies Recht aber nehmen das iſt — Diebſtahl.

Dieſes Recht auf Eigentum, welches von dem Rechte des Individuums auf ſeine eigene Perſon ſtammt, iſt das einzige vollgiltige Eigentumsrecht; es gilt für alle durch Arbeit erzeugten Güter, es kann aber nicht ebenſo für die Elemente gelten, welche Gott erſchaffen hat.

Wenn alſo jemand einen Fiſch im Ocean fängt, dann hat er ein Eigentumsrecht an den Fiſch. Dieſes perſönliche Recht kann er durch Verkauf oder Schenkung übertragen; aber er kann kein gleiches Eigentumsrecht an den Ocean erhalten, um ihn zu verkaufen, zu verſchenken, oder um andere an deſſen Benutzung zu verhindern!

Oder, wenn einer eine Windmühle baut, ſo erwirbt er ein Eigentumsrecht an den Erzeugniſſen, welche der Wind ihm produzieren hilft, aber er kann nicht auch den Wind als Eigentum beanſpruchen, um deſſen Kraft zu verkaufen, oder Anderen deſſen Ausnützung zu verbieten.

Oder wenn er Getreide baut, ſo erwirbt er dadurch ein Eigentumsrecht am Getreide, das er erntet; aber er kann kein gleiches Recht an der Sonne geltend machen, die es zum Reifen brachte, noch an dem Boden, auf welchem es gewachſen! Denn dieſe ſind eine ſeit Ewigkeit beſtehende Gabe Gottes für alle Menſchengenerationen, welche Alle benutzen können, die aber Keiner als ihm allein gehörig beanſpruchen ſoll. —

Urſtoffe, welche Gott erſchaffen hat, durch das gleiche private Eigentumsrecht mit Beſchlag belegen, wie es gerechterweiſe für die durch Arbeit erzeugten Güter gilt, heißt in Wirklichkeit, die wahren Eigentumsrechte ſchwächen und verneinen. Denn ein Menſch, welcher gezwungen wird, aus dem Ertrage ſeiner Arbeit einem Anderen für die Benutzung von Waſſer und Luft, Sonnenſchein und Boden, die alle in dem Wort „Land“ inbegriffen ſind, Zahlung zu leiſten, — dem wird dadurch ſein rechtmäßiges Eigentum verkürzt und er wird ſomit beraubt.

In Bezug auf die Benutzung von Grund und Boden ſagen wir:

Während ein Recht auf privates *Eigentum*, welches gerechterweiſe an allen durch Arbeit erzeugten Gütern ſtatthaft iſt, am Erdboden nicht gelten darf, kann man dagegen ein Recht auf privaten *Beſitz* von Grund und Boden zugeſtehen.

Wie ja auch Ew. Heiligkeit ſagen:

„Gott hat die Erde der Menſchheit gegeben, auf daß alle ohne Unterſchied auf ihr nach Belieben walten können.“

Und auch wir sagen:

Die Bestimmungen über die beste Verwendung der Mutter Erde können durch menschliche Gesetze geregelt werden, jedoch soll die staatliche Regelung mit den Geboten der Moral übereinstimmen. Sie muß allen Menschen den gleichen Anteil an den Vorteilen der Naturschätze unseres göttlichen Vaters sichern. Das hier geltende Prinzip ist das gleiche, wie in dem Fall, wo ein menschlicher Vater sein Eigentum zu gleichen Teilen einer Anzahl Kinder hinterläßt. Einiges von dem so geerbten Eigentum kann sich z. B. weder zu gemeinschaftlichem Gebrauche eignen, noch kann es vielleicht zu einer genauen Teilung kommen. Solcher Besitz kann einzelnen Kindern unter der Bedingung zugesprochen werden, daß der daraus zu erzielende Nutzen allen Kindern gleichmäßig zu gute komme.

Im rohen Urzustande der menschlichen Gesellschaft, wo die ganze Thätigkeit sich auf Jagd, Fischfang und auf das Pflücken wildwachsender Früchte beschränkt, ist ein Privatbesitz an Grund und Boden nicht notwendig.

Aber sobald die Menschen anfangen, den Boden zu bebauen und ihre Arbeit auf dauernde, am Boden haftende Werke verwenden, dann wird ein Privatbesitz an Land notwendig, um das Eigentumsrecht an den Arbeitserzeugnissen zu sichern. Denn wer möchte säen, ohne des ausschließlichen Besitzes des Bodens, der zum ernten nötig ist, gewiß zu sein? Wer würde kostbare Bauwerke errichten, ohne ausschließliches Besitzrecht am Baugrunde, welches allein ihm ermöglicht, den Nutzen aus seiner Arbeit zu ziehen?

Dieses Recht des privaten Besitzes auf Dinge, die von Gott erschaffen, ist indessen sehr verschieden von dem Rechte auf privates Eigentum an Gütern, die durch Arbeit gewonnen. Das eine ist beschränkt, das andere ist unbeschränkt; ausgenommen solche Fälle, in welchen die Pflicht der Selbsterhaltung alle anderen Rechte aufhebt. Der Zweck des einen, der ausschließliche Besitz des Landes, ist nur nötig zur Sicherung des anderen Rechts, des ausschließlichen Eigentumsrechts an den Arbeitsfrüchten; und jenes Recht kann gerechterweise nie soweit ausgedehnt werden, daß es dieses schmälert oder gar verneint. Während jemand ausschließlichen Besitz von Grund und Boden behalten mag, soviel und solange dies dem gleichen Anrecht anderer nicht widerstrebt, so kann er doch gerechterweise nicht mehr beanspruchen.

Als Kain und Abel die einzigen Menschen auf Erden waren, stand es ihnen frei, durch ein Übereinkommen die Erde unter sich zu teilen. Bei diesem Vertrage hätte jeder das ausschließliche Anrecht auf seinen Teil verlangen können; aber keiner von beiden konnte gerechterweise dasselbe Vorrecht gegen den nächstgeborenen Menschen behaupten, denn keiner kommt in die Welt ohne Gottes Erlaubnis; seine Anwesenheit bezeugt sein gleiches Anrecht

auf die Ausnutzung der Naturschätze Gottes. Wenn Kain und Abel nun diesem Neugeborenen die Benutzung der Erde verweigert hätten, weil dieselbe schon verteilt sei, so würden sie einen Mord begangen haben. Hätten die beiden aber diesem Dritten die Benutzung des Erdbodens nur unter der Bedingung gestattet, entweder für sie zu arbeiten oder die Erlaubnis zur Benutzung desselben mit einem Teil seiner Arbeitsprodukte von ihnen zu kaufen, so wäre dies ein Diebstahl ihrerseits gewesen.

Gottes Naturgesetze sind ewige Gesetze. Zwar mag die Form ihrer Anwendung sich ändern mit veränderten Umständen, dieselben Prinzipien von Recht und Unrecht jedoch, welche da gelten, wenn es nur wenig Menschen giebt, und solange die Industrie noch unentwickelt ist, die gelten auch bei stärkerer Bevölkerung und bei hochentwickeltem Erwerbsleben. In unseren Millionenstädten und in unseren Halbhundertmillionenstaaten, inmitten einer Civilisation, deren Arbeitsteilung soweit vorgeschritten ist, haben Viele kaum noch das Bewußtsein, daß sie Landverbraucher sind. Es ist aber dennoch wahr, daß wir alle Landtiere bleiben, welche nur auf dem Lande leben können, und daß der Erdboden eine Gottesgabe für Alle ist, welche man Niemanden entziehen kann, ohne ihn dadurch zu töten. Auch kann man Keinen zwingen, einen Anderen für diese Gottesgabe zu bezahlen, ohne dadurch einen Raub an ihm zu begehen. Aber selbst in einem Gesellschaftszustande, in welchem eine hochentwickelte Industrie und eine stetige Zunahme der dauernden Bodenverbesserungen ein Bedürfnis nach festem *Privatbesitz* allgemein fühlbar machen, verursacht es dennoch keine Schwierigkeit, den individuellen *Besitz* mit dem gleichen Anrecht aller Menschen in Einklang zu bringen. Sobald ein Stück Land dem Besitzer einen höheren Ertrag abwirft, als bei gleicher Arbeit ein anderes gleich großes Stück, dann steckt in demselben ein Wert, welcher zum Vorschein kommt, wenn es verkauft oder verpachtet wird. Auf solche Weise zeigt der Preis des Grund und Bodens, ohne Rücksicht auf den Wert der Bodenverbesserungen in oder auf demselben, stets den genauen Wert an, auf welchen die Volksgemeinschaft ein Anrecht hat, zum Unterschied von dem Werte, welcher dem Produzenten oder dem Nachfolger des Produzenten als persönliches Eigentum verbleibt.

Um die Vorteile des *Privatbesitzes* mit der Gerechtigkeit des *gemeinsamen Eigentums* zu verbinden, ist es daher nur nötig, zum gemeinsamen Verbrauch der Gesellschaft jenen Teil des Grund- und Bodenwertes zu nehmen, *den er in sich selbst hat*, und die darauf verwendete Arbeit außer Betracht zu lassen. Das Prinzip ist dasselbe, wie in dem oben angeführten Falle, wo ein Vater seinen Kindern Güter hinterläßt, welche sich weder teilen, noch gemeinschaftlich ausnutzen lassen. In diesem Falle würden sie verkauft oder verpachtet und der Erlös geteilt werden.

Nach diesem, auf gesundem Menschenverstand basierten Grundsatze sollte die Volksgemeinschaft, der Staat und die Gemeinde handeln. Das wünschen wir, die Anhänger der „single tax", die wir eine Grundrentenversteuerung als einzige Staats- und Gemeindesteuer einführen wollen.

Wir wollen das gleiche Anrecht an den Grund und Boden des Vaterlandes nicht durch gemeinschaftlichen Besitz zur Geltung bringen, — sondern wir lassen jedermann irgend einen Teil davon benutzen. Wir stellen uns nicht die bei der heutigen Entwickelung der Gesellschaft ganz unmögliche Aufgabe, das Land in gleiche Teile zu zerstückeln, noch weniger wollen wir den ebenso vergeblichen Versuch machen, es so verteilt zu halten.

Wir machen vielmehr den Vorschlag, den Grund und Boden im persönlichen Privatbesitz zu lassen mit der vollen Freiheit des Besitzers, ihn zu verschenken, zu verkaufen oder zu vererben; dagegen nur eine Grundsteuer zu erheben, welche dem jährlichen Pachtwert des nackten Bodens gleichkommt, und weder die Art und Weise seiner Verwendung noch seine Verbesserung in Anschlag bringen. Da diese Grundrentensteuer vollauf für alle Bedürfnisse der Gesamtheit in Staat und Gemeinde genügen würde, so könnte man gleichzeitig sämtliche Steuern auf die Arbeitsprodukte und auf die Erwerbsthätigkeit erlassen, — Steuern, welche wir, da sie an dem Lohne der Arbeit zehren, für Verletzungen des Eigentumsrechtes halten.

Diese Grundrenten-Versteuerung beantragen wir nicht als einen schlauen Entwurf menschlichen Scharfsinnes, sondern als eine Reform, welche menschliche Einrichtungen mit dem Willen Gottes in Übereinstimmung bringen soll.

Gott kann sich nicht widersprechen, noch seinen Geschöpfen Gesetze vorschreiben, die sich widerstreiten.

Wenn es Gottes Gebot ist, daß die Menschen nicht stehlen sollen — das heißt, daß sie das Recht auf Eigentum und das Recht eines Jeden auf die Früchte seiner Arbeit achten sollen, und wenn Er der Vater aller Menschen ist, der bei Seiner Allgüte gewiß die Absicht hat, allen Seinen Kindern die gleiche Möglichkeit zur Arbeit und zum Leben zu bieten, — dann muß es in jedem Stadium menschlicher Civilisation, ganz gleich wie hoch dieselbe auch entwickelt sei, ein Mittel geben, das ausschließliche Recht auf die Erzeugnisse des eigenen Fleißes mit dem gleichen Anrecht an den Grund und Boden zu versöhnen.

Wenn der Allmächtige mit sich einig ist, dann kann es nicht wahr sein, was die Sozialisten sagen, (auf welche Sie Sich beziehen) daß wir, um

den Menschen die gleiche Möglichkeit zum Leben und zur Arbeit zu bieten, die privaten Eigentumsrechte überhaupt leugnen müssen; noch kann es richtig sein, was Ew. Heiligkeit in Ihrem Rundschreiben zu behaupten scheinen, daß wir die Gleichheit des Rechtes auf Leben und Arbeit zu leugnen gezwungen sind. Das Eine oder das Andere behaupten, heißt die Übereinstimmung der Gebote Gottes verneinen.

Aber den Privatbesitz an Grund und Boden einer Zahlung für den Wert jener besonderen Vorteile unterwerfen, heißt, beide Gebote erfüllen, da auf diese Weise allen Menschen der gleiche Anteil an den Naturschätzen des Schöpfers und Jedem das volle Eigentumsrecht an seinen Arbeitsprodukten gesichert wird.

Noch zögern wir zu behaupten, daß dieses das allein richtige Mittel zur Sicherung des gleichen Anrechtes an die Freigebigkeit des Schöpfers, zur Wahrung des persönlichen Rechtes auf die Arbeitsfrüchte sei, und daß es der von Gott bestimmte Weg zur Aufbringung der Staatssteuern ist. Denn wir sind weder Atheisten, welche Gott leugnen, noch halbe Atheisten, welche da bestreiten, daß Er sich überhaupt um Politik und Gesetzgebung zu kümmern habe.

Sie sprechen eine Wahrheit aus, — zudem eine heilsame Wahrheit, die nur zu oft vergessen wird — wenn Sie sagen: „daß der Mensch älter sei, als der Staat, und daß er schon vor der Gründung des Staates das Recht besaß, für sein Leben und seinen Magen zu sorgen."

Dennoch ist ebenfalls wahr, was ja auch Sie erkennen, daß der Staat die von Gott vorgeschriebene Ordnung ist. Denn Er, welcher alles voraussah und für alles vorgesorgt hatte, wußte, daß mit der wachsenden Bevölkerung und der Entwickelung der Industrie die Einteilung der menschlichen Gesellschaft in Staaten notwendig und zweckmäßig sei.

Sobald der Staat entstanden ist, braucht er, wie wir alle wissen, auch Einnahmen. Dies Bedürfnis nach Staatseinkünften ist anfangs klein, so lange die Bevölkerung schwach, das Erwerbsleben unentwickelt und der Staatdienst einfach bleibt. Aber mit der Zunahme der Bevölkerung und bei steigender Kultur wachsen die Aufgaben des Staates, und immer größere Staatseinnahmen werden notwendig.

Nun muß Er, der die Welt erschaffen und den Menschen hineingesetzt hat, Er, der die Civilisation anordnete, um den Menschen eine höhere Macht zu verleihen, auf daß er sich mehr und mehr der erhabenen Werke des Schöpfers bewußt werde, Er muß die wachsenden Staatsausgaben ebenfalls vorausgesehen und Vorsorge dafür getroffen haben. Das heißt so viel als: Da das wachsende Bedürfnis nach Staatseinnahmen bei gesell-

schaftlicher Entwickelung eine natürliche, von Gott angeordnete Notwendigkeit ist, so muß es auch einen gerechten Weg geben, dieselben aufzubringen — einen Weg, welchen wir als den offenbar von Gott bestimmten erkennen. Dieser gerechte Weg, auf dem die Staatssteuern einzuziehen sind, muß also mit den Gesetzen der Moral übereinstimmen.

Darum soll die Steuer dem Einzelnen nicht nehmen, was rechtmäßig dem Einzelnen gehört.

Darum soll die Steuer dem Einen keinen Vorteil über den Anderen geben, indem sie die Preise von Gütern erhöht, welche Einige zu verkaufen haben und welche Andere einkaufen müssen.

Darum soll die Steuer die Menschen nicht in Versuchung führen durch triviale Eide, welche das Lügen, den Meineid, die Bestechung oder die Bestechlichkeit besonders einträglich machten.

Darum soll die Steuer die Begriffe von Recht und Unrecht beim Volke nicht verwirren und die Gebote der Religion und die Gesetze des Staates nicht schwächen, indem sie Verbrechen schafft, die keine Sünden sind und indem sie die Menschen für Handlungen bestraft, zu welchen dieselben, an und für sich betrachtet, ein unbezweifeltes Recht haben.

Darum soll die Steuer den Fleiß nicht beschränken; sie soll den Handel nicht unterbinden; sie soll die Sparsamkeit nicht bestrafen; sie soll der größtmöglichen Gütererzeugung und der gerechtesten Verteilung des Wohlstandes kein Hindernis bieten.

Ich möchte Ew. Heiligkeit bitten, einmal die Steuern auf die Gewerbe, die Fabrikation und auf die Produkte der Industrie zu untersuchen, durch welche heute in der civilisierten Welt die Staatsgelder aufgebracht werden. Zum Beispiel die Octroi-Steuern, welche die italienischen Städte mit Schlagbäumen umgeben; jene ungeheuerlichen Zölle auf Waren und Nahrungsmittel, welche den Verkehr zwischen den sogenannten christlichen Staaten hemmen; die Steuern auf gewerbliche Beschäftigungen aller Art, auf Verdienst, auf Kapitalanlagen, auf den Bau von Häusern, auf die Bestellung der Felder, kurz die Steuern auf Fleiß und Sparsamkeit in jeder Form. Kann Gott wirklich beabsichtigt haben, daß die Regierungen auf diese Weise die nötigen Staatsgelder einziehen sollen? Kann irgend eine dieser Steuern als eine wirklich gerechte betrachtet werden?

Alle diese Steuern verletzen die Gesetze der göttlichen Moral. Sie nehmen mit Gewalt, was dem Einzelnen allein gehört; sie bieten dem Gewissenlosen Vorteile über den Gewissenhaften; sie haben die beabsichtigte Wirkung, den Preis der Produkte zu erhöhen, welche die Einen zu verkaufen haben, und welche die Andern einkaufen müssen; sie korrumpieren die Staatsleitung; sie machen den Eid zum Spott; sie fesseln den Handel; sie legen

dem Fleiß und der Sparsamkeit Geldstrafen auf; sie vermindern den Wohlstand, dessen sich die Menschen erfreuen könnten, und diese Steuern machen Einige reich, indem sie viele Andere arm machen.

Wie sehr diese Steuersysteme auch dem Geiste des Christentums widersprechen, das zeigt am besten ihr Einfluß auf das Denken der Menschen. — Das Christentum lehrt uns, alle Menschen seien Brüder, deren wahre Interessen harmonieren und sich nicht widerstreiten. Es giebt uns die goldene Lebensregel, wir sollen gegen Andere so handeln, wie wir wollen, daß die Anderen gegen uns handeln. Aber aus dem System der Besteuerung von Produkten und deren Erzeugung und aus der Wirkung des Preisaufschlages auf die Arbeitserzeugnisse, welche die Einen zu verkaufen haben, und welche die Andern kaufen müssen, hat sich jene Theorie des Schutzzolles entwickelt, die das Evangelium verneint, die Christus der Volkswirtschaftslehre unkundig hält, und Gesetze erläßt, welche durchaus nicht mit seinen Lehren übereinstimmen. Diese Theorie des Schutzzolles heiligt den Nationalhaß; sie bedingt einen universellen feindseligen Tarifkrieg; sie lehrt die Völker, ihr Wohlstand sei von der Beschränkung der Arbeit und von der Verminderung der Produktion anderer Völker abhängig; und anstatt der christlichen Lehre von der Brüderschaft aller Menschen macht sie den Fremdenhaß zu einer Bürgertugend.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Kann irgend etwas klarer zeigen, daß die Besteuerung der Arbeit und der Arbeitserzeugnisse nicht Gottes Wille ist?

Wenn man dagegen unseren Vorschlag betrachtet — die Einziehung der Staats- und Gemeindegelder durch eine einzige Steuer auf den nackten Grund und Boden ohne Verbesserungen — so sieht man, wie derselbe in jeder Hinsicht mit den Gesetzen der Moral übereinstimmt.

Ich möchte Ew. Heiligkeit bitten, wohl zu merken, daß der Wert, den wir hinwegsteuern wollen, — *der Wert des nackten Grund und Bodens ohne Anrechnung von Verbesserungen oder Verschönerungen*, — nicht durch die Arbeit erzeugt ist, noch durch das darin angelegte Kapital. Werte, welche auf diese Weise geschaffen wurden, sind Verbesserungswerte, welche wir von jeder Steuer befreien wollen. Der Bodenwert, ohne Rücksicht auf Verbesserungen, ist derjenige Wert des Bodens, welcher nur durch das Wachstum der Bevölkerung und durch die Fortschritte der Gesellschaft entsteht. Es ist jener Wert, welcher *immer dem Eigentümer zufällt, und nie dem Benutzer zu gute kommt, noch zu gute kommen kann*. Denn wo der Benutzer eine andere Person und nicht der Eigentümer ist, da muß jener dem Eigentümer stets Rente oder Kaufgeld für das Land bezahlen; während in dem Falle, wo der Bebauer auch gleichzeitig der Eigen-

tümer ist, da derselbe diesen Rentenwert als Eigentümer und nicht als Bebauer empfängt, und durch Verkauf oder Verpachtung des Landes kann er diesen Wert auch dann immer noch bekommen, wenn er selbst aufhört Benutzer zu sein.

Somit kann die Grundrentensteuer, welche die Verbesserungen nicht trifft, weder den Lohn des Fleißes schmälern, noch die Preise erhöhen,*) noch auf irgend eine Weise dem Einzelnen wegnehmen, was dem Einzelnen gehört. Diese Steuer kann nur jenen Wert einziehen, der am Grund und Boden durch das Wachstum der Gesamtheit entstanden ist, und der deshalb auch der Volksgemeinschaft von rechtswegen ganz und allein gehört. Wenn der ganze Grund- und Bodenwert für den Staat eingezogen würde, und wenn alle Steuern auf Arbeitswerte aufgehoben wären, dann bliebe dem Arbeiter die ganze Frucht seiner Arbeit; es würde dem Einzelnen gelassen, was dem Einzelnen gehört. Es würde die Industrie nicht mehr belästigt, der Handel nicht mehr gehemmt, die Wirtschaftlichkeit nicht mehr bestraft werden. Es würde die größte Erzeugung und die gerechteste Verteilung des Wohlstandes gesichert sein; weil die Menschen alsdann volle Freiheit hätten, zu produzieren und auszutauschen, wie es ihnen beliebt, ohne jede künstliche Preiserhöhung. Ferner hätte man als Steuerobjekt einen Wert gewonnen,

*) Hier wird es gut sein zu erwähnen, worin alle Volkswirte übereinstimmen, daß die Steuern auf die Grundwerte, ohne Rücksicht auf Verbesserung oder Verwendung — oder wie der technische Ausdruck heißt — „die Grundrente" von dem Eigentümer des Landes getragen werden muß und sich nicht dem Benutzer aufbürden lassen. Oder um auf eine andere Weise die Behauptung im Texte zu erläutern: Der Preis einer Ware wird weder vom Willen des Verkäufers noch von dem des Käufers bestimmt, sondern durch den Ausgleich von Angebot und Nachfrage. Deshalb bleibt der Preis von Gütern, nach welchen immerwährend Nachfrage ist, und die man fortwährend produziert, auf einem Punkt, welcher von den Produktionskosten bestimmt wird. Was immer dann die Kosten solcher Güter für den Konsumenten steigert, das erhöht auch den Preis durch vermindertes Angebot. Was dagegen die Produktionskosten verringert, das reduziert den Preis durch größeres Angebot. Daher verteuern Zölle auf Weizen, Zucker und Tabak dem Konsumenten den Preis, und so hat anderseits die Verbesserung der Fabrikationsmethode von Stahl den Preis desselben bedeutend herabgedrückt. Aber Land hat keine Produktionskosten, da es von Gott erschaffen und nicht von Menschen hergestellt ist. Sein Preis ist deshalb fixiert. Erstens, entweder durch eine Monopolrente, wo der Boden festes Monopoleigentum ist; eine Rente welche der Eigentümer von den Benutzern unter Androhung der Vertreibung, das heißt also des Verhungerns, erpressen kann, und sie beträgt genau soviel, wie die gewöhnliche Arbeit auf dem Boden über die Erhaltung des nackten Lebens hinaus verdient. Zweitens, die natürliche oder ökonomische Grundrente erscheint da, wo kein besonderes Monopol besteht und besserer Boden der gewöhnlichen Arbeit mehr einbringt, wie die bei gleicher Auslage und Anstrengung auf schlechteren Boden verwandte Arbeit, wo keine Rente bezahlt wird. Oder drittens durch die spekulative Rente, welche eine Art Monopolrente

welchen man weder wegtragen noch verbergen kann; welcher sich von allen Werten am leichtesten feststellen und sich ebenso sicher wie billig einziehen läßt. Es könnte die Zahl der Beamten ganz bedeutend vermindert, die Eide könnten erlassen werden, die Bestechungs- und die Umgehungsversuche fielen weg, und es ließen sich die von den Menschen erst konstruierten Verbrechen abschaffen, da dieselben, an und für sich betrachtet, meistens höchst unschuldige Thaten sind.

Daß der Staat dem Willen Gottes gemäß handelt, wenn er seine Einkünfte mittelst einer Grundrentenwertsteuer aufbringt, das zeigt sich mit derselben Klarheit, wie es sich offenbart, daß Gott die Milch der Mutter zur Nahrung für den Säugling bestimmt hat.

Wie passend dieses Gleichnis ist, das werden wir gleich sehen. In dem primitiven Zustand, bevor die Staatengründung notwendig geworden, giebt es keine Grundwerte. Die Produkte der Arbeit haben einen Wert, jedoch wird dem Land bei dünner Bevölkerung noch kein Wert beigemessen. Sobald aber die Bevölkerung dichter und dadurch die Gründung des Staates notwendig wird, dann stellt sich mit dem Bedürfnis nach Staatseinnahmen auch der Bodenwert ein. Nimmt nun die Bevölkerung noch weiter zu, entwickelt und verfeinert sich das Erwerbsleben, dann wachsen sowohl die An-

---

ist, und die im Verkaufspreise sich zeigt, auf Grund von Erwartungen eines zukünftigen Wertzuwachses durch Bevölkerungszunahme oder durch Verbesserungen, durch welche Hoffnungen die Grundbesitzer veranlaßt werden, den Boden zu jetzigen Preisen nicht zu verkaufen. Diese spekulative Rente hat die gleiche aber viel allgemeinere und daher viel schädlichere Wirkung, wie Preisringe oder Kartelle bei einzelnen Produkten oder Produktionszweigen.

Die Steuer auf Grundwerte, das heißt auf die ökonomische Grundrente, kann deshalb nie von dem Eigentümer auf den Landbenutzer oder Pächter abgewälzt werden, weil dieselbe in keiner Weise die Nachfrage nach Land erhöht oder es dem Grundeigentümer ermöglicht, das Angebot zu schwächen, indem er Land brach liegen läßt. Wo die Grundrente ausschließlich vom Monopol abhängt — ein Fall, den ich anführe, weil Rente oder Pacht dann schon für die Nutzung des Landes verlangt werden kann, bevor noch eine ökonomische oder natürliche Grundrente entstanden ist — da könnte die Versteuerung des Rentenwertes, welchen die Grundeigentümer der Arbeit erpressen, es dennoch diesen nicht ermöglichen, mehr zu erpressen; da der Arbeiter, dem nicht genug zum Leben gelassen wird, sterben muß. — Auf diese Weise wird durch die ökonomische Grundrente dem Eigentum nur die Prämie oder die bloße Pacht des nackten Bodens genommen, die es vom Benutzer bekommen hätte; aber diese Wegnahme könnte weder die Vorzüge des Bodens, noch die Nachfrage nach demselben erhöhen. Soweit jedoch der Preis durch spekulative Rente beeinflußt ist, würde diese Grundwertsteuer, welcher dann alle Eigentümer unterworfen sind, (gleichviel ob sie ein Einkommen daraus erzielen oder nicht) es denselben sehr erschweren, das Land der Benutzung vorzuenthalten. Die Hinwegsteuerung des ganzen Grundrentenwertes aber würde nicht nur die Macht, sondern auch den Willen dazu lähmen.

sprüche der Gesellschaft als die öffentlichen Ausgaben und gleichzeitig entsteht, aus denselben Ursachen, ein Rentenwert am Grund und Boden.

Der Wert von Gütern, welche durch Arbeit erzeugt werden, pflegt bei steigender sozialer Entwickelung zu fallen, da die Massenproduktion und die Verbesserung der Arbeitsmethoden stetig deren Herstellungskosten vermindern. Aber der Wert des Grund und Bodens, auf welchem die Bevölkerung sich centralisiert, steigt fort und fort. Man nehme London, New-York, Paris, Berlin, Wien und Melbourne an. Man betrachte den enormen Grundwert in diesen Städten, im Vergleich zu dem Bodenwert in schwach bevölkerten Gegenden der betreffenden Länder. Was ist die Ursache? Ist sie nicht der Dichtigkeit und der Geschäftigkeit der Bewohner jener Städte zu verdanken? Liegt die Ursache der Bodenwertsteigerung nicht zum Teil gerade in der Veranlassung zu den großen öffentlichen Ausgaben für Straßen, für Kanalisierung, für öffentliche Gebäude und für alle jene Einrichtungen, welche zur öffentlichen Gesundheitspflege, zur Annehmlichkeit und zur Sicherheit dieser großen Städte von nöten sind? Man sehe, wie gleichzeitig mit dem Wachstum solcher Städte immer nur Eines noch eben so stetig zunimmt, der Verkaufs- oder Pacht-Wert des Bodens. Man überzeuge sich, wie dem Bau neuer Landstraßen, neuer Eisenbahnen, neuer Theater, der Einrichtung von Hochschulen, kurz jeder Erhöhung der Wohnlichkeit, jeder Vermehrung der Erwerbsgelegenheit eines Ortes stets eine Steigerung der Grundstückspreise mit mathematischer Genauigkeit folgt.

Liegt hier nicht klar und deutlich ein natürliches Gesetz vor, — das heißt eine Tendenz, welche der Schöpfer gewollt hat? Kann dies etwas anderes bedeuten, als daß Er, der den Staat mit seinen Bedürfnissen geschaffen, in den Werten, welche alsdann am Boden entstehen, auch für die Mittel zur Befriedigung dieser Bedürfnisse gesorgt hat? —

Daß es so und nicht anders ist, das bestätigt sich, wenn wir noch tiefer blicken und nicht nur die Absicht, sondern auch den Zweck der Absicht untersuchen. Thun wir dies, so können wir in diesem Naturgesetz, nach welchem der Bodenwert bei wachsender Bevölkerung steigt, nicht nur eine vollkommen passende durchaus vernunftgemäß erscheinende Vorsorge für die Anforderungen der Gesellschaft sehen, welche uns die Weisheit des Schöpfers zeigt; sondern wir entdecken auch einen weiteren, das Individuum betreffenden Zweck, der gleichzeitig unsere Moral befriedigt, und welcher uns die große Güte und die Menschenfreundlichkeit Gottes erkennen läßt.

Man erwäge: Hier ist ein Naturgesetz, nach welchem, wenn die Gesellschaft sich entwickelt, immer nur der Grundwert allein und sicher steigt. Ein Naturgesetz, infolgedessen jeder Bevölkerungszuwachs, jeder Fortschritt in Kunst und Wissenschaft, alle Verschönerungen und Verbesserungen irgend welcher

Art, immer nur jene Wertsumme erhöhen, welche sich sowohl nach den Geboten der Gerechtigkeit, als auch aus Zweckmäßigkeitsgründen dazu eignet, für die gemeinnützigen Zwecke der Gesellschaft mit Beschlag belegt zu werden. Da nun jeder Zuwachs jener für die Volksgemeinschaft disponiblen Wertsumme auch gleichzeitig eine Vermehrung derjenigen Vorteile ist, welche jedem einzelnen Mitglied der Gesellschaft gleichmäßig zu gute kommen, so ist es klar, daß jenes Naturgesetz, nach welchem die Grund- und Bodenwerte bei sozialem Fortschritt steigen, während der Wert der Arbeitsprodukte nicht steigt, offenbar bezweckt, daß bei zunehmender Kultur der gleiche Wertanteil eines jeden Mitgliedes der Gesellschaft immer bedeutender werden soll, im Vergleich zu dem, was ihm sein persönlicher Verdienst einbringt. Offenbar werden auf diese Weise die Unterschiede, welche in einem roheren Gesellschaftsstadium zwischen dem Starken und dem Schwachen, dem Schlauen und dem Arglosen, dem Glücklichen und dem Unglücklichen bestehen, verhältnismäßig gemildert. Beweist dies also nicht ferner die Absicht des Schöpfers, daß unsere Kulturfortschritte nicht nur zu einer Steigerung der menschlichen Fähigkeiten, sondern auch zu einer größeren und immer zunehmenden Gleichheit des Wohlstandes führen sollen; anstatt wie wir, in Unkenntnis seiner Absichten, dieselben zur Erweiterung einer nachgerade ungeheuerlichen Ungleichheit werden lassen? —

Daß jener Rentenwert, welcher am Grund und Boden bei sozialer Entwickelung entsteht, wirklich für die Bedürfnisse der Gesellschaft vorbestimmt ist, das zeigt ferner auch die Schlußprobe. Denn Gott ist in der That ein strenger Gott. Wenn die Menschen anders handeln, wie Er gewollt, so können nur Mißstände und Unglück daraus entstehen. Wenn Er allen Menschen seine Segnungen angedeihen läßt, und dieselben werden ihnen von ihren Mitmenschen vorenthalten oder mißbraucht, dann kommt das Verderben über die Menschheit, um sie zu züchtigen. Wenn die Mutter dem Kinde die Nahrung vorenthält, welche ihre Brust beim Gebären füllt, so gefährdet dies auch ihre eigene Gesundheit. Genau so ist es bei der Gesellschaft. Weigert sich dieselbe, jene für sie bestimmten Bodenwerte einzuziehen, so entsteht eine soziale Krankheit.

Denn die Weigerung, den Grund- und Bodenwert für öffentliche Zwecke einzuziehen, bedingt die Aufbringung der Staatseinkünfte durch Steuern, welche die Produktion vermindern, die Güterverteilung verdrehen und die Gesellschaft korrumpieren. Man läßt Einige in die Tasche stecken, was gerechterweise Allen gehört. Man verschmäht den einzigen Weg, auf welchem es bei vorgeschrittener Civilisation möglich wäre, die Sicherheit des Besitzes, welche für die Bodenverbesserung notwendig ist, mit der Gleichheit der

natürlichen Arbeits-Gelegenheit, des wichtigsten aller Naturrechte, zu verbinden. Also man baut die Grundlage des sozialen Lebens auf einer ungerechten Ungleichheit zwischen Mensch und Mensch auf, indem man einen Teil des Volkes zwingt, für das Recht zu leben, für die Arbeitsgelegenheit, für die Vorteile der Civilisation und für die Gaben ihres Gottes anderen Menschen Zahlung zu leisten. Aber es ist noch weit schlimmer. Der Diebstahl, welcher so an der überwiegenden Mehrzahl der Menschen ausgeübt wird, verursacht eine weitere Räuberei in aufstrebenden Gemeinden. Denn wenn es geduldet wird, daß der wachsende Wert von Grund und Boden Einzelnen zu gute kommt, welche das Eigentumsrecht haben, dann veranlaßt es zum Bodenvorkauf und zur Grundstücksspekulation, wo immer eine Aussicht auf Bevölkerungszunahme oder auf Bodenverbesserung sich zeigt. Auf diese Weise wird ein künstlicher Mangel der natürlichen Elemente des Lebens und der Arbeit erzeugt, und eine Einschränkung der Produktion herbeigeführt. Dies offenbart sich in immer wiederkehrenden krampfartigen Geschäftsstockungen und in einer allgemeinen industriellen Flauheit, in sogenannten Krisen, welche ebenso unheilvoll, wie verheerende Kriege sind. Der Bodenwucher ist es, der die Menschen aus den alten nach den neuen Ländern treibt, um auch dort bald die gleichen fluchwürdigen Zustände zu schaffen. Das Bodenmonopol ist nicht allein die Ursache davon, daß unser materieller Fortschritt dem gewöhnlichen Arbeiter nicht zu gute kommt, sondern es verschlechtert auch thatsächlich die Verhältnisse zahlreicher anderer Volksklassen. Das private Monopol auf die Naturstoffe ist es, was uns in unseren reichsten, christlichen Ländern eine zahlreiche Bevölkerungsklasse schafft, deren Leben elender, hoffnungsloser und unwürdiger ist, als das der elendesten Wilden. Das private Vorrecht an den notwendigsten Elementen des Lebens ist es, was so viele Menschen auf den Gedanken bringt, Gott sei ein Stümper, der fortwährend mehr Menschen in seine Welt setze, als Er versorgen könne, oder daß es keinen Gott gebe, und daß der Glaube an Ihn nur ein Aberglaube sei, welcher sich unter der Einwirkung der lebendigen Thatsachen und der fortschreitenden Wissenschaft nach und nach verlieren müsse. —

Die Dunkelheit inmitten des Lichts, die Schwäche bei aller Stärke, die Armut trotz des Reichtums, die gährende Unzufriedenheit, den Bürgerkrieg prophezeiend, welche unsere heutige Kultur kennzeichnen, sie sind die natürlichen und unvermeidlichen Folgen unserer Mißachtung der Allgüte Gottes und unserer Verkennung Seiner guten Absichten. Würden wir dagegen Seine klare und einfache Rechtsordnung befolgen, indem wir gewissenhaft dem Einzelnen alles überlassen, was er durch seine Arbeit erzeugt und für die Gesamtheit nur jenen Wert nehmen, welcher am Grund und Boden

durch das Wachstum derselben Gesamtheit entsteht, so könnte nicht allein die unglückliche Art und Weise der jetzigen Steuereintreibung aufhören, sondern alle Menschen wären auch auf der gleichen Höhe im Kampfe ums Dasein; sie hätten die gleiche Gelegenheit, des Schöpfers Gaben zu genießen; sie wären auf gleichem Fuße bei gleicher Möglichkeit, ihre Arbeit zu verwenden und sich deren Früchte zu erfreuen. Dann würde der spekulative Vorkauf von Grund und Boden ganz von selbst aufhören, ohne jede gewaltsame oder hemmende Maßregel. Dann würde der Besitz von Land nur Sicherheit für die Dauer der Benutzung und für die gemachten Verbesserungen bieten, und niemand würde Land kaufen oder behalten können, ohne es zu bebauen. Noch könnte ein Besitz von besserem Boden, als andere ihn haben, den Einen ungerechten Vorteil und den Andern ungerechten Nachteil bringen, da der Staat ja alsdann den vollen Wert des natürlichen und gesellschaftlichen Vorrechtes, welcher im Bodenbesitz liegt, zu Gunsten aller Bürger einziehen würde!

Das Wesen des Christentums.

Von Karl Bleibtreu.

(Charlottenburg.)

Das Christentum verlegt vor allen Dingen die Quelle der Ehre nach innen. Das läuft aufs äußerste jenen Grundsätzen der konventionellen und besonders monarchischen Gesellschaft zuwider, welche die wahre Majestät und Würde des menschlichen Geistes, von dessen Beschaffenheit allein der Rang des Menschen abhängt, falschen Scheinstufen für kleine schwache Unterthanenmenschen unterordnet. Das Christentum will nun die bestehende Lage der Dinge ganz und gar umkehren. Nicht länger soll sich der Mensch den Vorurteilen anbequemen, die er selbst geschaffen, und an die Stelle elender Eitelkeit soll jener gerechte Stolz des Menschen als Gottessohn treten, der sich sehr wohl mit echter Demut paaren kann.

Ebenso bitter als gerecht urteilt Buckle (I. Band, 2ter Teil, Kap. X): „Darum sind auch Die offenbar im Irrtum, welche dem Adel seinen Stolz vorwerfen, als wenn das ein Charakterzug seines Standes wäre! Die Wahrheit ist, daß der Adel bald erlöschen würde, wenn nur einmal der Stolz bei ihm aufkäme. Von „Adelsstolz" zu reden ist ein Widerspruch

im Worte. Stolz hängt vom Bewußtsein der Selbstzufriedenheit ab, Eitelkeit vom Beifall anderer. Stolz ist eine zurückhaltende erhabene Leidenschaft, sie verachtet jene äußerlichen Auszeichnungen, nach welchen die Eitelkeit eifrig greift. Der Stolz sieht in seinem eigenen Geiste die Quelle seiner Würde. Und er weiß, diese kann weder erhöht noch vermindert werden durch andere Handlungen, als die ganz allein von ihm ausgehen .... Was Wunder, wenn für so hohle Köpfe (— Buckle schildert hier den Adel und die menschlichen Eitelkeiten im allgemeinen —) die unbedeutendsten Kleinigkeiten sich zu Gegenständen von höchster Wichtigkeit aufblähen!" Ebenda, Kap. XI, verbreitet sich Buckle mit vernichtender Ironie über das Verständnis von Königen und Ministern für die hohen Leistungen des menschlichen Geistes und meint, daß nur das Unwürdige vom Staate belohnt werden könne.

Burnet in „History of his own time" sprach schon zur Zeit Ludwigs XIV. die Gesinnungen des gesamten englischen Volkes aus: „Es giebt nichts, das gewisser und einleuchtender wäre, als daß die Fürsten für das Volk und nicht das Volk für die Fürsten geschaffen sind." Dies sind die einfachen Folgen des Puritanismus, d. h. des wiedererstarkten christlichen Geistes. Dagegen müssen wir aus Buckles Darstellung des bevormundenden Geistes in Spanien (II, 1) den Schluß ziehen, daß die Vereinung von Staat und Kirche, wie sie sich am klarsten in Philipp II. darstellt, allemal zu einer Vernichtung jedes christlichen Geistes der Liebe und Duldung führt. Die Theologie aber — dieser Bastard der Religion, erzeugt mit der Lüge — erreichte den Gipfel ihres menschenfeindlich unchristlichen Dünkels in dem frechen Versuch Bossuets, die Geschichtschreibung seinem kindischen und hochmütigen Aberglauben anzupassen. Dieses Christentum, welches in gerader Linie abstammt von den Pharisäern und Schriftgelehrten, die einst Christum kreuzigten, ist allerdings die einzige für Staatsbedürfnisse passende Form. Bossuet, der große Donnerer wider alle menschlichen Eitelkeiten, erniedrigte sich daher natürlicherweise zum Speichellecker des Sonnenkönigs.

Hingegen trat sofort die ungläubige Wissenschaft für die Würde und Freiheit des menschlichen Geistes ein, auch gegen die mißbrauchte Wissenschaft. So verspottete Voltaire „die Schwäche und Anmaßung der Ausleger der Alten, die in Schulen und Akademien glänzten durch ihre reichlich zur Schau getragene Gelehrsamkeit" (Schlossers 18. Jahrh. I, 120), d. h. jene Schulpedanterie, welche heute noch das Wesen unsrer philologischen Gymnasialerziehung und die mittelalterliche Zünftelei unsrer Universitäten ausmacht. Allerdings gingen Leute wie Montesquieu zu weit, wenn sie den „Geist der Gesetze" nur im Milieu suchten. Aber diese große Bewegung, welche bis zur heutigen Stunde fortdauert, zeigt sich dem Wesen des Christentums verwandter, als das Pochen auf angebliche Willensfreiheit und gute

Werke, wodurch die Strafrechtspflege und der gesamte bevormundende Geist der Scheinheiligkeit und falschen Autorität gestützt werden kann. Der Calvinismus (Lehre von der Gnadenwahl) und Jansenismus (Determinismus) sind daher stets mit demokratischer Gesinnung verbunden gewesen. Der letztere brachte 1762 die Austreibung der Jesuiten aus Frankreich fertig. Heute thut das Gegenteil not. Damals half das Denkertum dem Staate wider die Kirche, heute sollte man einer gereinigten Kirche auf katholischer Grundlage die Wege bahnen. —

Die Religion ist eine innere Notwendigkeit und entspringt einem Bedürfnis des Menschen. Ob Furcht oder Ehrfurcht dabei ausschlaggebend, gilt gleich. Kein Zweifel, daß die Begier nach persönlicher Unsterblichkeit wesentlich dem Heimweh entspringt. Man will die Seinen, ja sein Land wiedersehen. Negersklaven in der Fremde entleiben sich in dem Wahn, daß sie in ihrem Afrika wiederaufleben würden. Und Ahlwardt bemerkt in seiner Anmerkung zum Carthon ganz recht, daß nach Ossians Vorstellung die Geister solcher, die in fremdem Lande sterben, zur Heimat zurückschweben. So wurzelt denn alles Glauben und Denken des Menschen in seinem Milieu, und sehr tristig sagt Feuerbach „Das Wesen des Christentums" (2. Auflage 1848) S. 267: „Ihr beklagt euch über den Recensenten, der eine Stelle in euren Werken aus dem Zusammenhang reißt, um sie dadurch dem Spotte preiszugeben. Warum thut ihr selbst, was ihr an anderen tadelt? Warum reißt ihr die individuelle Religion aus dem Zusammenhang, in welchem sie eben so vernünftig ist, als eure absolute Religion?" Übrigens prägt sich ein ähnlicher Grundgedanke auch in der frommen Mystik aus, wenn Tauler sagt: „Wärest du allein ledig der Bilde der Kreaturen, du möchtest Gott ohne Unterlaß haben." Das heißt: Die Einwirkung der äußeren Sinneserscheinungen hemmt das Zusammenfallen des Menschen mit Gott.

Unzweifelhaft stützt sich Voltaires berühmter Satz „Wäre Gott nicht, so müßte man ihn erfinden" auf richtige Erkenntnis eines fehlenden Etwas. Gott ist dem Menschen ein Bedürfnis, das er nicht entbehren kann, eine Ergänzung menschlicher Unvollkommenheit. Der allgegenwärtige Himmel Gottes besteht im Reich der menschlichen Phantasie. Darum erklärt Luther: Christus sei zum Himmel gefahren eben darum, damit er „an allen Orten könnte sein, was er nicht thun könnte auf Erden," d. h. er hat sich ins All aufgelöst, um allgegenwärtig zu sein.

Es kann nicht geleugnet werden, daß bei Griechen und Baktriern und Indern, kurz den alt-arischen Rassen, die Zeugung als eine verdienstliche religiöse Handlung galt. Der Sohn ist letzteren der wiedergeborene Vater, die Gattin zugleich die Mutter, welche den Gatten wiedergebiert; eine tiefsinnig bedeutsame Erfassung der Geschlechtsmystik. Mit der oben citierten

Anschauung Luthers zusammengehalten, empfangen wir so eine Art Spiritismus, in ewiger Transformation der Dinge.

Eine so großartige Anschauung muß zwar in letzter Instanz zur Toleranz führen, wie sie im Deismus durch Voltaire gegründet ward. Dennoch bekennt der Theologe Hagenbach („Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts", 2. Aufl. 1848) ganz offen (p. 29): „Ja, das Christentum war in gewissem Sinne intolerant und mußte es seiner Natur nach sein." (?!) Der Glaube hat etwas Ausschließliches, das alles außer ihm Liegende verdammt. Darum sagt Luther so kräftig: „Wenn man den Namen Jesu Christi höret, so soll erschrecken alles, was im Himmel und auf Erden ungläubig und gottlos ist." Der christliche Glaube, d. h. die Dogmatik, vernichtet in sich selbst die christliche Liebe, d. h. die Vernunft, welche im Grunde nichts als universale Liebe ist.

Mit Entsetzen bemerkt man diesen Geist jüdischer Intoleranz schon in Paulus. (Galater 1, 9. Korinther 2, 6, 14. Thessalonicher 2, 1, 7. Hebräer 11, 6.) Allerdings macht der Apostel Einschränkungen, insofern er Gott als Heiland aller Menschen nennt, doch „insbesondere der Gläubigen", und predigt, man solle jedermann Gutes thun, „allermeist aber den Glaubensgenossen". Selbst in den Evangelien finden sich bereits einzelne Stellen, die in hohem Grade abstoßen und wahrlich keine christliche Liebe atmen. Übrigens muß energisch darauf hingewiesen werden, daß die Idee der Liebe nicht nur durch das Entstehen des Christentums in die damalige Weltanschauung eindrang. Sogar der jüdische Philosoph Philo preist als höchste Tugend die Liebe. Kaiser Antonin predigte Feindesliebe, Seneca insbesondere Humanität gegen die Sklaven. Unter den Sklaven gab es stoische Philosophen, ehe es Christen gab, d. h. ehe die neue Sekte sich ihre Jünger unter den Enterbten suchte und um Anhängerschaft aller Armen und Ausgestoßenen warb. Es handelte sich also um eine große allgemeine Bewegung gegen das „Reich", gegen die Politik der Gewaltthätigkeit, den zwangsweisen Patriotismus und jede die Menschen lieblos in Klassen spaltende Borniertheit. Im Kampf der christlichen Gemeinden gegen den Staat flossen eben all diese Motive zusammen, so wie heute der Sozialismus gar Verschiedenes und doch Eines zusammenfaßt, nämlich alles, was sich wider die alte bevormundende Weltanschauung wendet.

Da ist es nun recht bemerksam, daß sogar Luther gewissermaßen an diese monarchenfeindliche Gesinnung anknüpft. Das dumme Volk merke nicht, daß die Obrigkeiten und Herren, falls sie wohlthäten, nur Werkzeuge Gottes seien. So „hänget das Volk an den Kreaturen und nicht an dem Schöpfer. Daher ist es gekommen, daß die Heyden aus den Königen haben Götter gemacht." Noch deutlicher sagt er an einer andern Stelle:

„Gott wolle nicht unser Geld, Leib und Gut haben, sondern habe dasselbe dem Kaiser gegeben und uns durch den Kaiser.“ (Dieser merwürdige Gegenseitigkeitszusatz will wohl beachtet werden.) „Aber das Herz, welches das größte und beste ist am Menschen, hat er sich fürbehalten, dasselbe soll man Gott geben, daß wir an ihn glauben.“ Wir finden also selbst bei dem konservativen Luther eine stark freiheitliche Unterscheidung der seelischen Unabhängigkeit von der äußerlichen Unterthänigkeit.

Ebenso bedeutsam scheint es uns, wenn einer der tiefsten christlichen Mystiker, Jakob Böhme, in seiner eigentümlichen Theosophie zu der „Lehre von der Natur in Gott“ gelangt.*) Die Versenkung in das Wesen des Christentums kann also die innigsten religiösen Gemüter recht wohl zu rein pantheistischen Vorstellungen leiten, so schrecklich sich die kirchliche Dogmatik davor entsetzen mag. Man braucht eben nur denken zu können. Das Christentum an sich, selbst bei naivstem „Glauben“, hat mit den toten, kalten Satzungen der Staatskirche, mag sie heißen wie sie will, gar nichts zu schaffen.

Montaigne behauptet: „Toute opinion est assez forte pour se faire exposer au prix de la vie.“ In diesem Sinne hat z. B. die asketische Erkenntnis genügende Kraft, sich selbst um den Preis der Geschlechtsliebe, welche eigentlich das Leben selber ist, durchzusetzen. Allerdings verrät dies Opfern der Sinnlichkeit nur, einen wie hohen Wert der christliche Gott auf die Sinnlichkeit legt, insofern er dies Gelübde als das höchste, wohlgefälligste Opfer betrachtet. Es scheint zweifelhaft, ob z. B. ein Kriegervolk wie die alten Germanen dieser Enthaltsamkeit einen so hohen Selbstüberwindungswert beigemessen hätte. Athleten und Gladiatoren, Akrobaten beiderlei Geschlechts enthielten und enthalten sich noch heute gern jeder geschlechtlichen Ausschweifung oder überhaupt jeder Bethätigung dieses Triebes, um ihr höchstes Lebensziel, nämlich den Ruhm und das Bewußtsein überlegener Kraft, zu bewahren. Ihnen fällt die freiwillige Keuschheit leicht; ebenso oft den Denkern und auch manchen Frauen, die sich gleichsam als geborene Vestalinnen fühlen. Es steht somit fest, daß die asketische Brunst der Mönche und Nonnen umgekehrt auf einen sehr sinnlichen Gottesbegriff schließen läßt. Und in der That entstammt die dogmatische Schaffung der jungfräulichen Gottesmutter nur diesem mönchischen Bedürfnis, während die nonnenhafte „Keuschheit“ Christus in Gestalt eines himmlischen Bräutigams erkannte.

Nun bemerkt Kant sehr treffend: „Im Grunde können wir uns Gott nicht anders denken, als wenn wir alles Reale, was wir bei uns selbst an-

*) Über Böhme und Paracelsus sagt Hagenbach („Wesen und Geschichte der Reformation“, 1837) manches Gute.

treffen, ohne alle Schranken ihm beilegen." Infolgedessen meint z. B. Luther, daß Gott nicht wirklich zu zürnen vermöge, „wenn man gleich meynet, er zürne und strafe". Der Mensch hält jeden Haß und Zorn für eine Schlechtigkeit und legt daher Gott eine unbegrenzte Liebe bei. Daß er mit seinem „Gewissen" vor „Gott" zittert, beweist nur, daß des Menschen eigenes Wesen mit dem Göttlichen identisch ist, weshalb er jede „Sünde" schmerzlich empfindet als ein Abweichen vom natürlichen Wege. Andrerseits aber vertritt Christus als der große Sündenvergeber das eigentlich Menschliche, während das Gesetz und die Moral durch ihre ganze Artung ins Gebiet des Unmenschlichen ausschweifen. Deshalb liegt in Lavaters Spruch auch ein schöner Sinn: „Wir bedürfen eines willkürlichen Gottes".

Anthropomorphistisch bleibt die Vorstellung eines persönlichen Gottes immer: Der Mensch bezieht alles auf sich. Er beglückt mit naiver Anmaßung die göttliche Liebe mit gnädiger Gegenliebe: „Lasset uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebt." (1 Johannis 4, 19.) Andrerseits spiegelt die christliche Religion des Leides die gleiche Gegenseitigkeit von Gott und Mensch in anderer Weise wieder: Da Gott in Christo gelitten hat, so sind wir verpflichtet zum Leiden. Kurz und bündig sagt Luther: „Übles leiden weit besser ist als Gutes thun", wohl das Unzweideutigste, was in dieser Hinsicht gesprochen: hiernach ist keine Vereinbarung zwischen weltlicher Macht-Herrlichkeit und christlichem Lebenswandel möglich. Ein König, ein Reicher kann wohl unter Umständen Gutes thun: „weit besser" aber ist's für den geringsten seiner Unterthanen, wenn er seufzt unter dem Druck der Staatsselbstsucht. Das sind eben klare Thatsachen der christlichen Religion, von denen Kirche und Staat mit ihrer sogenannten „Religion" keine Ahnung zu haben scheinen! —

Mit Bolingbroke begann die seichte Verständelei mit ihrer Halbbildungs-Skepsis: Der Mensch kann nur wissen, was ihm seine Sinne lehren! Sehr richtig urteilt der strenge Schlosser („Gesch. d. 18. J." I, 424): „Ein Publikum von Unwissenheiten folgt der Mode, heute Bolingbroke und Voltaire, morgen ihren heftigsten Gegnern." Die leichtfertige Art Voltaires setzte sich dann in direkter Linie, wenn auch unter andrer Schminke, bis auf Strauß und Renan fort. Die Borniertheit, mit welcher Voltaires plumper Witz die Bibel erläuterte, verdient nur ein Lächeln. Entschieden achtunggebietender durch ihre rücksichtslose Konsequenz wirkt die krasse Doktrin der Helvetius und Holbach, ja sogar des wüsten La Mettrie. Dieser Materialismus brachte in ein System „das Geheimnis von jedermann", wie Frau v. Genlis sich ausdrückte: Egoismus als alleinige Triebfeder, die Sinne als einziges Wesen, der „Geist" nur ein Spiel derselben. Diese Anschauungsweise hat — leugne es, wer kann! — sich heute der Gesamt-

maſſe Ungebildeter und Halbgebildeter bemächtigt. Phraſen wie „Darwinismus“ (es *giebt* gar keinen, als Lehre verſtanden!) täuſchen darüber nicht weg.

Da iſt es nun merkwürdig, den deiſtiſchen Revolutionär Rouſſeau mit leidenſchaftlicher Wärme ſeine ſonſtigen politiſchen Kameraden bekämpfen zu ſehen. Er glaubt noch an Gewiſſen und Selbſtverantwortlichkeit und an Ausgleich in einem Jenſeits, wo die „Seele“ ihres Körpergefängniſſes entledigt; auch könne der Menſch jederzeit glücklich ſein, wenn er nur der Natur folge. Dieſer Idealismus hat damals, unbewußt durch Schillers Pathos weitergetragen, ſehr ſegensreich gewirkt und bezeugt die ſtete Doppelſeitigkeit eines Zeitgeiſtes. Heutzutage droht dem reinen Materialismus kein andrer gefährlicher Gegner als der Altruismus der ſozialiſtiſchen Doktrin, der mit religiöſem Gefühl doch blutwenig gemein hat. Der Deismus in Voltaires Sinne friſtet heut nur noch ein ſchattenhaftes Daſein nebſt ſeinem Ableger, dem Spinoziſtiſch-Schellingſchen Schemen-Pantheismus. Der unkirchliche Idealismus aber, welcher den Glauben an Gott und Unſterblichkeit noch nicht fahren läßt, flüchtet ſich glücklich in den Spiritismus hinein, welcher doch etwas Reales bieten will. Denn der konfeſſionsloſe abſtrakte Gottbegriff, der heute im Munde aller Gimpel ſpukt, bedeutet nur eine Selbſttäuſchung, in Wahrheit ein Erlöſchen des religiöſen Gefühls. Was fangen wir an mit einem ſolchen Gotte! Da ſteckt doch mehr gediegene Nahrung im reſoluten Atheismus eines kühnen Verſtandes und in reſoluter Kirchengläubigkeit eines kindlich frommen Gemütes. Ein Gott, zu welchem ich keinerlei Verhältnis habe, zu welchem ein Gebet niemals empordränge — und ſchon jedes erhabene Gefühl des Unendlichen wird unwillkürlich zum Gebet —, exiſtierte beſſer gar nicht. Da iſt mir die blindwaltende Notwendigkeit der Materie lieber, denn ihre Fühlloſigkeit macht mich ſelber fühllos, panzert mich in kalter Reſignation gegen die bangen Zweifelfragen des Wie und Warum. Ein Gott, deſſen Allmacht mir nicht hilft, iſt ein liebloſer, grauſamer Gott, der meinen Haß verdient. Darum reinliche Scheidung: Hie Atheismus, hie perſönlich eingreifende Gottheit. Mit Deismus und Pantheismus laſſe man mich ungeſchoren. Denn wenn Gott iſt, ſo iſt Ihm *nichts* unmöglich. Warum ſollte er alſo nicht Wunder thun, und wie Er mich perſönlich leitet, ſo auch die Menſchheit durch die chriſtlichen Myſterien erlöſen wollen? *Kann* Gott nichts für mich thun, ſo iſt er für mich nicht da und ich habe mich nicht um ihn zu kümmern. Es kommt alſo lediglich darauf an, ob mein Denkprozeß mir den Gottbegriff, aus welchem dann alle andern religiöſen Myſterien mit Notwendigkeit folgen, wahrſcheinlich und relativ gewiß macht oder nicht. Wenn nicht, ſo werde ich mich ehrlich zum Atheismus bekennen. Alles, was dazwiſchen liegt, das iſt vom Übel.

Und genau das Gleiche gilt vom Wesen des Christentums.

Sobald man die Person Christi ihrer Göttlichkeit und die Evangelien ihrer wahren Bedeutung entkleidet, taumelt man aus einer rationalistischen Auslegung in die andre. Bei Strauß und Renan werden die Evangelien fromme Mythendichtungen; in den berühmten „Wolfenbüttelschen Fragmenten" Lessings (1774—77) stellt sich hingegen die Skepsis auf historischen Boden. Danach hätte Jesus wirklich den Zweck verfolgt, ein irdisches Messiasreich gegen Rom aufzurichten, und erst nach Scheitern dieses Planes hätten die Jünger dem „Reiche Gottes" eine reingeistige Deutung untergeschoben und dafür auch nachträglich die Auferstehungsmythe erfunden. In dem entbrennenden kritischen Zwiste ist nun zwar der Pastor Götze bekanntlich Lessings schneidender Dialektik erlegen. Aber Lessing selbst bot nur Kritik, nichts Systematisches, und er selbst beschied sich, daß Religion nicht Sache des Verstandes, sondern des Herzens sei. Und das „Herz", d. h. der Wille und das Wesen des Menschen, ist eben der Mensch selbst, der „Verstand" in diesem Sinne nur ein Funktionieren von Gehirnanlagen. In tiefem Verständnis für diese Wahrheit hat Lessing sogar die „Offenbarung" gelten lassen. Ihm erscheinen die Offenbarungslehren als Geheimnisse, in welche die menschliche Vernunft eindringen und sie als selbsterkannte Wahrheiten sich zu eigen machen soll.

Hierin begegnete sich Lessing bekanntlich vollkommen mit den größten Naturforschern jener Epoche, mit Newton und den Schweizern Haller und Euler. Besonders letzterer, auch im Leben ein echter Christ unter schweren Leiden, hat mit warmem Eifer die Offenbarung verteidigt und mit besonderem Nachdruck betont, daß dieselbe sich nicht an den klügelnden Verstand, sondern an den sittlichen Willen richte, dessen Besserung erzielt werden müsse. Er vermutet sehr tristig, daß die Abneigung gegen die christlichen Offenbarungen fast immer ihren Sitz im bösen unsittlichen Willen habe, welchem die Religion lästig fällt; eine Anschauungsweise, welche in gewissem Sinne den Kern der Schopenhauerschen Philosophie vorwegnimmt.

Einen Konflikt zwischen Religion und Naturwissenschaft giebt es gar nicht, sondern nur eine Philosophie der Naturwissenschaft, deren Religionsfeindschaft auch nur von beweislosen Hypothesen ausgeht und im Grunde gleichfalls Sache des Glaubens ist. Der Atheismus hat seine dogmatischen Zeloten genau so gut wie die Kirche. So aber lehren nur unreife Jünger, nicht die schöpferischen Meister der Naturwissenschaften seit Kepler und Bacon bis auf die jüngste Zeit. Denn jede ehrliche Logik des Naturerkennens macht bald vor unübersteiglicher Schranke Halt.

Ob der Schöpfungsbegriff aus Gotteskraft erklärbar oder ob die ewige in sich beruhende Materie das Sein bedingt, über das ursprünglichste Woher

und Warum tönt uns nimmer eine Antwort entgegen. Selbst die tägliche Geburt-Entstehung des Lebens überhaupt blieb undurchdringliches Geheimnis, und wie soll man sich da erst vorstellen können, wie der uranfängliche Lebenskeim sich bildete! Der physikalische Materialismus sucht den Urgrund in chaotischen Urstoffen oder in der zufälligen Verbindung von Atomen. Die Bewegung ist das einzige Weltbildungsprinzip und alles Leben ist Stoffwechsel. Dies „Wunder des Kreislaufs" lehrt Moleschott am rückhaltlosesten und Karl Vogt bezeichnet geradezu als Grenze jedes Denkens die Grenzen der bloß sinnlichen Erfahrung. Alle Thoren beten das heute nach. Für den Tiefergebildeten heißt es fast Eulen nach Athen tragen, alle Gegengründe wider den Materialismus aufzuzählen. Doch für unsern Zweck ist solche Wiederholung nicht überflüssig.

Woher ist der Stoff? Er ist eben! Genau so antwortet die kirchliche Dogmatik und verbietet weiteres Fragen. Der Stoff ist ewig? Weshalb, wer weiß denn das? Keine Antwort. Also die Ewigkeit ist an sich ein Gesetz der Materie? Und die ebenso unbekannte Größe der „Kraft" führt ein phantastisches Zwitterdasein; denn sie ist nicht der Stoff selbst und doch gehört sie dem Stoffe an. Woher kennt auch der Materialismus seine unendlichen Atome? Man kann nie eins wahrnehmen, weil unsere Sinne dafür zu schwach, laut Vogt. Und eine solche phantastische Deduktion einer vorgefaßten Idee wagt man uns als wissenschaftliche These aufzuschwatzen.

Woher verbinden sich die Atome? Woher ihre Bewegung? Durch Attraktion? Aber diese Eigenschaft will doch erst erklärt sein. Woher die Gesetzmäßigkeit all dieser Erscheinungen? Woher der lebende Organismus der Einzelwesen und ihre wechselseitige Beziehung, welcher jeder bloß mechanischen Kraft unerreichbar? Sobald wir aber Zweckbeziehungen annehmen, taucht notgedrungen vor unserer Logik das Bild einer dahinter stehenden und lenkenden Centralintelligenz auf. Alles Hadern wider solche „Teleologie" fruchtet nicht: der Zweckbegriff ist unsrer gesamten Denkweise immanent, überall tritt er uns entgegen. Und ebenso selbstverständlich folgert unsre Logik, daß aus lebloser Materie nicht Lebendes selbständig entstehen könne, und die Naturwissenschaft bestätigt das. Kein chemisches Laboratorium kann eine belebte Zelle herstellen.

Auch die verschwindende Kleinheit der Erde im Universum will wenig besagen, da die andern Planeten überhaupt kein oder nur verkrüppeltes organisches Leben zustande bringen. Unsere kleine Erde hat also ebensowenig wie ihr Mensch einen Grund zu falscher Bescheidenheit, wie naturwissenschaftliche Halbbildung sie predigt. Bezüglich der Geologie, auf welcher Darwins Theorie eigentlich fußt, widersprechen sich alle Forscher seit Cuvier in der drolligsten Weise und lassen uns die Wahl, ob wir 5000, 35000

oder 10 Millionen Jahre für das bisherige Dasein des Menschengeschlechts aufsetzen sollen.

Immer noch gilt Rousseaus Wort (Emile IV u. II): „Nous nous ignorons nous-mêmes; nous ne connaissons ni notre nature ni notre principe actif.“ Gleichfalls drückt Pascal (Pensées II, 88) unser aller Empfinden aus: „Nous avons une idée du bonheur et ne pouvons y arriver; nous sentons une image de la vérité et ne possédons que le mensonge.“ Und doch sagt Luthardt mit Recht (I, 28): „Man muß die Wahrheit erkennen *wollen*.“ „Die Erkenntnis der Wahrheit ist eine sittliche That.“ Fichte und Goethe äußern sich ähnlich mit größter Bestimmtheit. Auffallend genug, daß selten jemand mit kräftigerem Nachdruck gegen den Materialismus als Welterklärung und für das Christentum sich ausgesprochen hat, als Bonaparte in Ägypten und auf St. Helena.

Thatsächlich kennt die Naturwissenschaft kein Entstehen aus Nichts und kein Vergehen zu Nichts. Der Mensch gewinnt aber wenig bei *dem* Etwas, das seinen toten Körper in andere Lebewesen auflöst. Und wenn Trendelenburg fragt: „Eine bewußtlose Zweckmäßigkeit ist zwar das Faktum der bildenden Natur, aber nicht mehr als ein Faktum: denn wie kann die tiefsinnige Zweckmäßigkeit bewußtlos und blind gedacht werden?“, so muß man entgegenhalten, daß unsre menschliche Vernunft ja möglichenfalls nicht ausreicht, um den Begriff bewußtloser Zweckmäßigkeit sich vorzustellen. Hingegen ist längst der materialistische Aberglaube besonders von Liebig widerlegt, daß organisches Leben ohne Mitwirkung bereits gegebener Organismen entstehen könne. Da nun die Temperatur der Erde einst jedes organische Leben unmöglich machte, so muß letzteres auf unserm Planeten einen bestimmten zeitlichen Anfang gehabt haben, und hierzu bedurfte es einer außermateriellen Kraft. Die Atomenlehre wird mit Fug und Recht als „Konglomerat von Widersprüchen“ bezeichnet, und Moleschotts „Physiologie des Stoffwechsels“ hat keine Ahnung davon, daß man seine Konsequenzen genau umkehren kann. Nicht ist der „Geist“ ein Produkt der Sinne, sondern die Sinne selber leisten ihre Wahrnehmungen nur vermöge des „Geistes“, dessen unbekannte letzte Ursache unerklärbar bleibt. Dies ist auch von Naturwissenschaftlern wie Preyer und Dubois-Reymond bereitwillig zugestanden worden. Das „Bewußtsein“ kann selbst in seinen untersten Erscheinungsformen, wie Lust und Unlust, mechanisch *nicht* erklärt werden.

Was hilft also „der Haß gegen das Übernatürliche“, welchen Guizot in seiner Polemik gegen Comtes Positivismus als Grundzug der modernen Bewegung bezeichnet? Die uralte Einteilung des Aristoteles in vegetative, sensitiv-lokomotive und vernünftige Kräfte, die den menschlichen Organismus ausmachen, ist noch durch keine Kraftstofflei erschüttert worden. Es bleibt

ein Letztes im Gehirnleben, das sich nicht im Condillacschen Sinne („Juger ce n'est proprement que sentir") als unfrei-maschinenmäßig auslöst. Und was hilft die schönste abstrakte Tirade eines David Strauß, wie sie nur ein philosophischer Straußenmagen verdauen kann, solange Montesquieu (L'esprit des lois XXIV, 3) recht behält: „Wunderbar: das Christentum, das nur das Glück des Jenseits zu behandeln scheint, begründet auch das Glück des Diesseits!"

Goethe war nicht ganz auf den Kopf gefallen und er sagte bekanntlich zu Eckermann, daß er den Menschen nur als ein Werkzeug betrachte, „als ein würdig gefundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses," sobald er große Gedanken und Produktivitäten empfange; solches stehe „in niemandes Gewalt und ist über alle irdische Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhofftes Geschenk von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Danke zu verehren hat." Mögen die Vogt sich vor Zorn überschlagen: das hat Goethe gesagt. Und klingt es nicht ähnlich, wenn Rousseau in den „Briefen vom Berge" einmal fragt: „Wer hätte je geleugnet, daß Gott Wunder thun kann?" Und ist es nicht sehr sonderbar, daß Sueton ausdrücklich bezeugt hat: im ganzen Orient habe sich die feste Überzeugung verbreitet, daß gerade damals aus dem verachteten Judäa Männer hervorgehen würden, die sich der Weltherrschaft bemächtigen würden? Der tiefere Denker ahnt hier ein ungeheures Mysterium, insofern die alte Welt thatsächlich ruckweise der Heilandserscheinung entgegengeführt wurde und, darauf vorbereitet in dunkler Ahnung, die geistige Erlösungsthat als etwas Erwartetes-Naturgemäßes entgegennahm. Auch hier verschwimmen Ursache und Wirkung, Ursprung und Zweck, Milieu und Held, traumhaft ineinander. Alles gelenkt von einem unbegreiflichen allmächtigen Gesetz, das nur einer Centralintelligenz entspringen kann. Ob wir dieselbe „Gott" nennen, gilt gleich. Jedenfalls unterscheidet sie sich gänzlich von der blinden Mechanik des Materialismus und schweift über das scheinbar Notwendige oft ins Wunderbare hinaus. So kennt auch die Natur nur in den beweislosen Hypothesen Darwins eine regelrecht gleichmäßige Entwickelung. In Wahrheit geht sie sprungweise mit dämonisch elementarer Genialität vor, zermalmend und aufbauend, und zieht der Evolution bei weitem die Revolution vor.

Neuerdings hat jüdische Unverschämtheit zwar die Sage verbreitet, welche von allen „Kundigen" nachgebetet wird, Christus habe nur die Pharisäer und besonders den Talmudisten Hillel nachgeahmt. Es ist aber daran nicht ein wahres Wort, vielmehr steht die Erscheinung Christi plötzlich und unvermittelt vor uns da. Es scheint gar nicht unmöglich, daß er nochmals auf Erden erscheinen wird in einer Zeit, wo Proudhon mit Recht den Sozialismus la philosophie de la misère genannt hat.

Daß in Christus das tiefste Mysterium sich offenbart hat, haben auch Spinoza und Hegel nicht zu leugnen vermocht. Indem sie das historische Bild als belanglos verwerfen, während der seichte Rationalismus die wahre Idee Christi ablehnt und nur ein moralisches Genie in ihm ehrt, halten die großen Denker — in diesem Falle auch Ludwig Feuerbach — die Idee fest: Gott und Mensch *eins*, daher in der Gestalt des Gottes- und Menschensohnes die Verkörperung der letzten Erkenntnis, soll heißen: der Anthropomorphie „Gottes".

Aber so einladend das klingt, erschöpft es doch keineswegs die Tiefen der Heilandsperson. Denn unstreitig fühlte Christus den „Vater" als eine ihm zwar immanente, aber auch transcendente Kraft, und die Übermenschlichkeit seiner Seelenhoheit entfernt ihn aus dem Bereich anthropomorphistischer Religionsausdeutung. Idee und thatsächliche Person sind bei ihm nicht zu trennen. Das heißt: Die „Einheit" Gottes mit der Menschheit in Christus ist doch eigentlich mehr eine Einigung, bei welcher Christus in der Mitte steht, weshalb der Ausdruck „Vermittler" so richtig erfunden wurde.

Deshalb gehört auch die Auferstehung und Himmelfahrt eng zum christlichen Glauben. Es soll uns eine Bürgschaft dafür sein, daß der in Gott ruhende Mensch keinen Tod zu fürchten hat, sondern das Leben selber darstellt. Der Unsterblichkeitsglaube ist so alt wie die Menschheit und offenbar dem Gottesglauben verschwistert. Doch hat dieser Glaube unstreitig erst durch das Christentum seine scharf ausgeprägte Form angenommen. Daher kennt der spätere Muhamedanismus ein persönliches „Paradies", die indische vorchristliche Religion im Grunde nur die Seelenwanderung und das unpersönliche Nirwana. Was man hofft, glaubt man. Daher die Ableugnung der Unsterblichkeit von Seiten unserer modernen abgehetzten Nervosität, der es eben lieb wäre, wenn ein ewiger Ruheschlaf uns von all der Unruhe befreite. Je langweiliger und genußloser das Leben, desto größer die geheime Abneigung gegen seine Fortdauer, wenn auch in anderen Formen. Es kommt aber hierauf ebenso wenig an, wie auf die gemeine Sehnsucht des Sinnenmenschen nach einem steten Genuß persönlicher Lüste und seines allerwertesten Ichs. Die Wünsche und Neigungen des Menschen sind ohne Belang, obschon die These Schopenhauers viel für sich hat: Der persönliche Wille zum Leben gebäre sich aus eigener Kraft stets aufs neue, falls er nicht zu seiner eigenen Verneinung gelangt. — Alles dreht sich um die Frage: Ist ein Gott? Ist eine allmächtige Weltweisheit? *Dann* mögen wir ihr getrost anheimstellen, alle Dinge weise für uns einzurichten, da die höchste Vernunft auch die höchste Liebe enthalten muß. *Dann* verfolgt auch das Elend dieses Erdenlebens ein bestimmtes Ziel und die persönliche oder unpersönliche Unsterblichkeit wird uns zu teil werden, *falls*

ſolches für uns paſſend iſt, mögen wir ſelbſt ſie nun wünſchen oder ablehnen. Gott iſt ein verborgener Gott, aber kein unbekannter. Er offenbart ſich unabläſſig dem, der ihn ſehen will. Deshalb iſt auch die Wundergeſtalt des Jeſus von Nazareth eine Offenbarung, die im Verborgenen ſchon lange dem denkenden Menſchengeiſte immanent war. Denn ſchon der alte Äſchylus verkündigt ſeinem Prometheus (V, 1026) einen „Stellvertreter deiner Qual" als Erlöſer.

Ich geſtehe ehrlich, daß ich im Determinismus keinen Widerſpruch gegen die „ſittliche Weltordnung" — mit Verlaub Meiſter Carrières! — entdecken kann. Wenn Buckle mit gewohnter Einſeitigkeit dekretiert: „In einem beſtimmten Zuſtand der Geſellſchaft muß eine gewiſſe Anzahl von Menſchen ihrem Leben ſelbſt ein Ende machen . . . daß weder die Liebe zum Leben noch die Furcht vor dem Jenſeits den geringſten Einfluß auszuüben vermag," ſo entſpricht dies nur dem naturnotwendigen Kauſalnexus. Aber die urſachliche Selbſtbeſtimmung, d. h. die angebliche Freiheit des Willens, würde ja der feſtgefugten ſittlichen Weltordnung erſt recht widerſprechen. Stahl faßt in ſeinem „Fundament einer chriſtlichen Philoſophie" die Gerechtigkeit als die Idee der ſittlichen Welt als ſolcher auf. Und in der That wird ein ſolcher Weltwille überall ſichtbar — jene allausgleichende Nemeſis, welche übrigens auch Giordano Bruno anerkannte und für welche die Franzoſen das Wort „immanente Gerechtigkeit der Dinge" fanden.

Alle die Braven, welche wider die Willensunfreiheit fabeln und dabei in hohen Moralgefühlen ſchwelgen (ſiehe des ſonſt hochgeſchätzten Carrière bedeutſames Buch über die „Sittliche Weltordnung", 177—219), haben vom Weſen des Chriſtentums keine Ahnung. Das Übel iſt uranfänglich, daher die Erbſünde und die Prädeſtination. Die Anlagen zum „Guten" oder „Böſen" ſind von Vererbung und Milieu alleine abhängig und werden ſich entfalten wohl oder übel. Mit der ſittlichen Freiheit der griechiſchen Stoiker iſt es nichts. Was aber dem Menſchen abſolut freiſteht, das iſt die Erkenntnis ſeiner Sündhaftigkeit, wie ſie gerade in den ärgſten Verbrechern hervorbricht. Deshalb geht der Weg zum Chriſtentum faſt immer wie beim h. Auguſtin durch die Sünde und die Heiden warfen den Chriſten direkt vor, daß ſie ſich begeiſtert an die Sünder wendeten. Schuldbewußtſein iſt Chriſtentum.

Es braucht kaum wiederholt zu werden, daß alles dies ſich mit dem Staatsbegriff niemals verträgt.

Die Lehre vom Geſellſchaftsvertrag hat durch Rouſſeaus Predigt allerorts Wurzel gefaßt und unſre konſtitutionellen Parlamentsſtaaten bildeten ſich nach dieſer Anſchauung, welche nichtsdeſtoweniger das wahre Weſen des Staates fälſcht und über deſſen Gewalt-Urſprung nicht zu täuſchen vermag. Jene

päpstlichen Schriftsteller haben ganz recht, wenn sie die Notwendigkeit des Papsttums als Schutz der Völker gegen Fürstenwillkür ins Licht stellen. Je drückender die Staatsgewalt, desto reifer wachsen die Aussichten der römischen Kirche für die Zukunft. Wie sehr sich der protestantische Kirchenlehrer Chr. E. Luthardt im 7. Vortrag des 3. Bandes seiner „Apologie des Christentums" auch winden und quälen mag, den Staat als gottwohlgefällige und mit der christlichen Liebe vereinbare Institution auszulegen, es will ihm nicht gelingen und er selbst kommt zu dem Endergebnis: „Es sind zwei verschiedene Welten, die Welt des Evangeliums und die Welt des Rechts." Das Recht?! Nun ja, was man so nennt. Jeder legt es in seiner Weise aus, vor allem der Sozialismus. J. B. v. Schweitzer in „Zeitgeist und Christentum (1861) prophezeit mit Begeisterung: „Als das wahre und wirkliche Palladium der öffentlichen Sicherheit, der bürgerlichen Ruhe und Ordnung erscheint demnach nicht die Religion, sondern das Strafgesetzbuch"!! Wirklich? Und dann wird (p. 266) „ein Zeitalter der Toleranz und Humanität" anbrechen? Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber, die Sibylle der kosmopolitischen Demokratie heischt von uns einen wahren Ammenglauben an die Wunderthätigkeit ihrer Ideale. Also eine Welt, in welcher jenes Strafgesetzbuch herrscht, das in seiner heutigen Gestaltung den Sozialdemokraten und allen Wahrheitsprechern nur zu bekannt ist — die wird Toleranz und Humanität pflegen? Wenn dies geschieht und dies je möglich würde, so hätte das Strafgesetzbuch ja schon sein ganzes Wesen verleugnet und wäre selbst eine Religionslehre geworden. Das einzige Strafgesetzbuch, dessen Erfüllung die Menschheit bessern und veredeln könnte, heißt „die Bergpredigt". Wer möchte aber glauben, daß je ein Staat freier Bürger, so lange er überhaupt Staat bleibt und sich Rechtsbefugnisse anmaßt, zu dieser Erfüllung des Sittengesetzes seinen amtlichen Segen erteilen werde!

So lange die „Sünde" als solche im Menschen bleibt und die wahre „Strafe" eines unerklärlichen Schuldbewußtseins an sich selbst vollstreckt, werden die hohlen Deklamationen des Sozialismus keinen Ersatz für die Religion bieten. Vielmehr tönt aus diesem philisterhaften Pathos mittelmäßigen Halbwissens sehr deutlich ein neues Kettenklirren und Knutensausen heraus. Es ist wieder der „Staat" und sein Ideal — das Strafgesetzbuch! Das wird eine erbauliche Erlösung der Menschheit geben! Solche großmäuligen Philister und unreifen Thoren, für welche die Idee der Wiedergeburt und der Selbsterlösung, wie sie selbst noch in Byron gewaltig sich ausprägt, ein Buch mit sieben Siegeln — das sind die künftigen Welterlöser an Stelle des gekreuzigten Genius der wahren Freiheit!

Nein, wenn eine Unterwerfung für die Durchschnittsmassen nötig und

eine ſichtbar äußerliche Verkörperung der höchſten leitenden Macht, ſo wenden wir uns lieber zu jener Weltanſchauung zurück, wie ſie in den lateiniſchen Briefen der Päpſte Gregor VII. und Innocenz III. lebt.

Heinrich v. Sybel zeichnet die Völkerwanderung: „Wenn wir uns das damalige Ineinanderfließen der römiſchen und der deutſchen Welt vergegenwärtigen, ſo erſcheint uns ein ganz providentielles Verhältnis der gegenſeitigen Ergänzung.“ Dieſe wechſelwirkende Beziehung zeigt ſich überall in der Geſchichte. Und ſo wird auch jetzt die Wechſelwirkung des Sozialismus und der neuerſtarkten römiſchen Kirche eine Revolution des menſchlichen Geiſtes ſchaffen, die triumphierend das Kreuz des alten Heilands mit Siegeskränzen eines friſchgereinigten religiöſen Bewußtſeins ziert.

Anna Ritschke.

Von Paul Barſch.

(Breslau.)

Hut ab vor einer Dichterin! Sie wohnt in dem Städtchen Ohlau, dem ſchleſiſchen Havana, wo der berühmte Paſtorenknaſter gedeiht und die Leimſiederei in Blüte ſteht, und ſie hat ein Buch geſchrieben, das ſehr ſchön mit Goldſchnitt verziert iſt und den neuen, vielverheißenden Titel „Freudvoll und Leidvoll“ führt. Wer mit vollem Magen und leerem Herzen in dieſem Buche lieſt, wird daraus erfahren, daß das Liebesglück eine angenehme, das Herzeleid dagegen eine unangenehme und der Zweifel eine böſe Sache iſt; er wird finden, daß die Natur mancherlei Reize beſitzt, daß die Sterne des Himmels Stoff zu ſymboliſchen Betrachtungen bieten, und daß die Verfaſſerin Neigung zum Philoſophieren hat. Doch er wird keinen Widerhall vernehmen von dem wilden Kampfgetümmel, das auf dem Schlachtfelde der Arbeit tobt, und kaum ein leiſer Ton wird ihm entgegenklingen von dem gewaltigen Notſchrei der aus tauſend Übeln nach Erlöſung ringenden Volksſeele.

Ich war im höchſten Grade überraſcht, als ich den Auftrag erhielt, über meine liebenswürdige Landsmännin einen Artikel für die „Geſellſchaft“ zu ſchreiben. Wie kommt das Bild einer ſolchen Dichterin in eine Zeitſchrift, die der Kunſt neue Bahnen weiſen und der ſchwindſuchtblaſſen, engbrüſtigen Dame Äſthetik neues Blut einflößen will, auf daß ſie wieder

jung und schön, kräftig und lebenswarm erblühe? in eine Zeitschrift, die da fordert, daß der Dichter das Gewissen und der Priester der Menschheit sei, der alle Sünden und Verirrungen seiner Zeit rücksichtslos aufdeckt und geißelt, und zugleich die Mittel und Wege des Heils verkündet; die von ihm verlangt, daß er als würdiger Sohn des Maschinenzeitalters alle die großen Errungenschaften des Geistes in den Bannkreis seiner Kunst zieht, und daß seine Lieder Weckrufe seien zu kühnen, welterlösenden Thaten?! — — Wie kommt Saulus unter die Propheten? wie die Sängerin von „Freudvoll und Leidvoll" unter die Realisten? . . .

Nun, der geistvolle Redakteur dieser Zeitschrift wußte wohl, was er that, als er sein Augenmerk nach dem schlesischen Städtchen lenkte, in welchem unsere Dichterin, unbekannt der großen Menge, still und bescheiden, wie Dornröschen in seiner Rosenhecke, den uralten Traum der Liebe träumt; er wußte, daß diese Dame trotz ihres engbegrenzten und im Übermaß kultivierten Stoffgebietes das volle Anrecht hat, in Wort und Bild in der „Gesellschaft" zu prangen. Nachdem ich mich nun von meiner Überraschung über den mir erteilten Auftrag erholt habe, lasse ich meine letzten Silberlinge springen und trinke auf das Wohl der poetischen Gerechtigkeit eine Flasche goldig leuchtenden Rheinweines. —

Das ist das Geheimnis, das endlich jedem kund sein sollte, und das gar so wenige fassen können: Der *echte* Poet ist stets eigenartig, zeitgemäß und realistisch; er ist stets ein Priester der Menschheit; er wird allezeit schönheitstrunkene Gemüter berauschen und veredeln und denkende Geister befriedigen, auch wenn er von den alltäglichsten Dingen singen und sagen sollte; ist er ein *wirklicher* Dichter, so wird keine Wahrheit so landläufig, keine Melodie so verbraucht sein, als daß sie nicht aus seinem Munde neu und überraschend klänge. Mittelmäßige Poeten, die nie genau wissen, ob ihre Dichtungen aus eigenen Empfindungen oder fremden Anklängen entstanden sind, sind gezwungen, originell und geistreich zu sein, sonst finden sie keine Geltung; andere jedoch, die uns mit flammender Leidenschaft ihr ureigenes Seelenleben offenbaren und die Gebilde ihrer Phantasie und ihres Geistes in ungetrübter Reinheit und mit ungekünstelten Worten in eine künstlerische Form zu bringen wissen, finden diese Geltung auch dann, wenn sie, wie Anna Nitschke, nur von Liebe, Freundschaft und Natur singen. Die junge deutsche Poesie hat in mir einen begeisterten Schwärmer, ich liebe den frischen Lufthauch, der sie durchweht und jauchze den wonnetrunkenen, kecken Sängern, die in prächtigen, volltönenden Akkorden das Evangelium des Lebensgenusses verkünden und die Geißel schwingen gegen Prüderie und Unnatur, meinen Beifall zu; ich liebe die streitbaren Poeten, die voll reicher Menschenliebe das Wort für die Armen und Unterdrückten

führen, die ihrem Volke die Pfade zu einer ſchöneren Zukunft weiſen möchten, die lerchenhell der Sonne der Freiheit entgegenjubeln und einen großen, ſchönen Menſchheitsmorgen, einen Tag des Friedens und der Beglückung verkünden; doch ich lauſche auch gern der Nachtigall, die in ſtiller Einſamkeit ihre melodiſchen Weiſen ſingt und die ſeligſten Gefühle der Liebe, des Troſtes und der milden Sehnſucht im Menſchenherzen erweckt. Und Jahre hindurch verdroß es mich, daß in dem wilden Kampfe „um die neue Dichtung“ die Nachtigallenlieder der Ohlauer Dichterin ſpurlos verhallten. Das ſcheint nun anders werden zu ſollen. Proſit, Herr Hans Merian! — Prophezeien iſt eine billige und bequeme Sache, doch ich kann nicht umhin, meiner Überzeugung Ausdruck zu geben, daß die Lieder der jetzt ſo herzlich unbekannten Sängerin einſt noch vollwertig im Kurſe ſtehen werden, wenn man viele der gegenwärtig hochgeprieſenen Versbücher von „Neutönern“ nur noch als Raritäten bei litterariſchen Sammlern finden wird. Trotz ihrer Schlichtheit haftet den meiſten Poeſien Anna Nitſchkes jenes Gepräge der Dauer an, von welchem Johannes Scherr ſpricht. Klein iſt das von ihr beherrſchte Stoffgebiet, doch ſie iſt auf dieſem Gebiet eine ſouveräne Fürſtin; um ihre Stirne ſchlingt ſich das blitzende Diadem des Gedankens, um ihre Schultern wallt der Purpurmantel der Schönheit.

Anna Nitſchke wurde am 31. Januar 1858 in Ohlau geboren. Sie war ein blutjunges Geſchöpf und hatte von ihrem Dichterberuf faſt noch gar keine Ahnung, als ſie freundſchaftlichem Drängen nachgab und aus ihrem Tagebuche die Herzensergüſſe drucken ließ, die in dem Buche „Freudvoll und Leidvoll“ vereinigt ſind. Das Buch fand nur wenige Beurteiler, dieſe wenigen aber — darunter der geniale „Wotan“ Heinrich Ritter von Reder, der prächtige Theobald Nöthig und der feinſinnige Dr. Adolf Brieger — waren begeiſtert und begrüßten ſie als eine der ihrigen. Oskar Linke verhieß ihr in der Romanzeitung eine ſchöne Zukunft und Heinrich Hart nannte ſie in einem Feuilleton eine „eigenherrliche Dichterin“. Trotzalledem fand ſie keine Gemeinde, und wohl deshalb nicht, weil das geſchmackvolle deutſche Publikum der Meinung war, daß jemand, der in den Gefilden der Schönheit wandelt, nicht Nitſchke heißen dürfe. Sie hat ſeitdem noch mehrere poetiſche Tagebücher geſchrieben und auch hie und da einzelne Gedichte veröffentlicht, doch zur Herausgabe eines neuen Buches konnte ſie ſich nach dem erſten kargen Erfolge in ihrer Beſcheidenheit nicht entſchließen. In den letzten Jahren hat ſie durch einen Roman, mehrere Novellen, hauptſächlich aber durch wiſſenſchaftliche und beſonders philoſophiſche Abhandlungen, die ſie unter verſchiedenen Namen für Zeitſchriften und Zeitungen ſchrieb, einige klingende Erfolge erzielt, wodurch ſie ſich bewogen fühlte, gänzlich die litterariſche Laufbahn einzuſchlagen. Als Proſaiſtin ſchreibt ſie

geiſtreich und feſſelnd, wahrhaft bedeutend iſt ſie jedoch nur in der Lyrik. Ihre Muſe gemahnt mich an eine friſche, halberſchloſſene rote Roſe, um die ein großer Trauerfalter gaukelt. Sie ſingt von unermeſſener Liebesſeligkeit, in ihr Wonnejauchzen aber miſchen ſich ſchwermütige, elegiſche Klänge; ſie bannt all das namenloſe Glück und Leid der Liebe in weiche, zarte, überwältigende Worte, grübelt über „ſchwindeltiefe Rätſelfragen“ nach, verſenkt ſich, wenn ihre Phantaſie keinen Halt mehr findet, voll ſtiller Ergebung in das Weſen Gottes und preiſt in ſüßen, volltönenden Weiſen das Myſterium der Liebe.

Die Liebe formt ſich nicht aus Duft und Glanz
Und hält doch Duft und Glanz in ſich geſchloſſen.
Die Liebe ſchmückt kein blühender Roſenkranz
Und doch iſt ſie von Roſengiut umfloſſen.

Die Liebe birgt ſich nicht, ein Diamant,
Im dunklen Schacht, im ſpröden Felſenſteine,
Und doch iſt ſie dem Edelſtein verwandt
An hehrer Schönheit und an ew'ger Reine.

Die Liebe leuchtet nicht, ein Sternenſtrahl,
Hoch über unſerm Haupt in Himmelsweiten,
Und doch ſieht man im finſt'ren Lebensthal
Hell ihren Schimmer durch die Ferne gleiten.

Es gleicht die Liebe keinem Erdentrieb
Und wurzelt doch im irdiſchen Getriebe.
„Die Lieb' iſt ewig!“ Gottes Finger ſchrieb.
Wir ſchreiben taſtend nach: Gott iſt die Liebe.

Sie ſelbſt charakteriſiert ſich folgendermaßen:

Mein Herz iſt eine zweite Welt
Mit Werden und Verblühen,
Bald meerestief und ſturmgeſchwellt,
Bald Eis und Alpengrühen!
Bald froſterſtarrt im Winter ſteht's,
Bald voller Frühlingstriebe —
Doch immer um die Sonne geht's:
Die heiße, heiße Liebe!

Und an einer anderen Stelle klagt ſie:

Täglich möcht ich Lieder ſingen
Von des Lenzes Blütenpracht,
Von der Menſchheit Kämpfen, Ringen,
Und vom Schwermutsbann der Nacht.
Möchte alles Edle, Schöne,
Das da webt im weiten All,
Bannen in das Reich der Töne
Als des Herzens Widerhall.
Doch ein vielgetreues Bildnis
Übet ſeine Tyrannei —
Ach, mein Herz iſt eine Wildnis,
Eine Liebeswüſtenei!

Neben der erotiſchen Liebe ſchwelgt ſie in der Liebe zur Kunſt und Schönheit. Sie ſtrebt mit ihren Gedanken hinaus ins Univerſum und ſtaunt die

Wunder an, mit denen ſich ihre Phantaſie die Unendlichkeit, die Ewigkeit ausſchmückt. Bezeichnend für dieſe Gemütsverfaſſung ſind folgende Strophen:

Aufwärts drängt mit voller Kraft
Meines Herzens Leidenſchaft.
Über alle Erdenſchranken
Weiſen jubelnd die Gedanken.
Über Zeit und über Räume
Herrſchen meine Frühlingsträume,
Öffnen mir des Grabes Thor:
Excelſior!

Seele, darum ſei nicht bang,
Ob der letzte Ton verklang;
Ob das Auge nichts mehr findet,
Was an Stoff und Form ſich bindet.
Biſt doch ſelber nur ein Tönen
Aus dem Himmelreich des Schönen,
Und zum Schönen ſtreb' empor:
Excelſior!

Oft erſcheint ihr plötzlich das, was ſie als Glück empfand, als trügeriſches Scheinen; ſie ſucht ein anderes, unfaßbares, unverſtandenes Glück und kann es weder im Reiche der Schönheit, noch im realen Leben finden. Zahlreiche Lieder zeugen von ſchweren Herzenskämpfen, und als Probe mögen die folgenden Verſe gelten:

Wie doch das Herz ſo wild bewegt,
So ſehnſuchtsmächtig in mir ſchlägt!
Welch banges unverſtand'nes Sehnen.
Welch ungeſtümes Hoffen, Wähnen!
Wie es nach Thränen, Worten ringt
Und eins das andre niederzwingt,
Wie's bebend nach Gebeten ſucht
Und leere Formeln niederflucht! —

Du dunkles Herz, du dunkle Qual,
Du unverſtand'nes Ringen!
Es weicht die Nacht, der Morgenſtrahl
Wird durch die Zweifel dringen.
Dann wird die Dornenkrone dir
Zu deines Daſeins höchſter Zier,
Und lernſt du nicht entſagen,
So lernſt du doch ertragen! — — —

Die Hand aufs Herz! o welche Glut!
Die Hand aufs Herz! wie wohl das thut!
„Und lernſt du nicht entſagen,
So lernſt du doch ertragen!"

Zuweilen gerät ſie in einen Seelenzuſtand, in dem düſtere Hoffnungsloſigkeit, ſtilles Ergeben in das Unvermeidliche, frohe Zuverſicht und märchenhafte Traumſeligkeit raſch wie Aprilwetter wechſeln, und in ſolchen Momenten weiß ſie die flüchtigen Stimmungen der Seele in feine, oft überraſchend ſchöne Bilder zu bannen. Dann wieder kommen Stunden, in denen ihre Grüblernatur ſiegesmächtig hervortritt und all das unſtete Zigeunervolk der Stimmungen zu erhaſchen und nach Weſen und Herkunft auszuforſchen ſucht. Sie philoſophiert dann über abſtrakte Begriffe, ſchlägt aber dabei niemals einen lehrhaften Ton an, ſondern bewegt ſich mit erſtaunlicher Sicherheit ſtets in den Grenzen reiner Lyrik. Die Angſt ſchildert ſie folgendermaßen:

Das iſt die Angſt: Aus blauem Himmel ſtürzt es
Gleichwie ein Geier pfeilgeſchwind hernieder.
Du ſiehſt ihn kommen und ein Todesſchreck
Lähmt dein Bewußtſein, lähmet deine Glieder.

Du möchteſt wehren dich, zum ſchwachen Schutze
Die Hände decken vor das Angeſicht;
Du ringſt im Beben und du bebſt im Ringen,
Doch deine Hände kannſt du heben nicht.
Du fühlſt den kalten Druck des Flügelſchlags.
Die Krallen, die ſich in das Fleiſch dir ſchlagen;
Du fühlſt das heiße Blut aus Wunden tief —
Und kraftlos doch, den Quäler zu verjagen!
Es iſt des Sterbens wild entbrannter Kampf.
Ein langſames Verſinken in die Gruft,
Indes das Herz noch leiſe, leiſe pocht — —
Ein taumelnd Fallen in die Höllenkluft.
Die Nattern ſiehſt du giftig nach dir züngeln,
Fühlſt ihre Glätte deinen Leib umringeln
Und weißt, daß du nicht nur auf Stunden bangſt,
Nein — eine Ewigkeit! — Das iſt die Angſt.

Ihre Liebeslieder tönen ſo innig, ſo glutvoll, ſo wunderbar ergreifend, daß es nicht zu viel behauptet iſt, wenn ich ſage, daß viele derſelben den beſten Liedern beizuzählen ſind, die jemals über das unerſchöpfliche Thema „Liebe“ geſungen wurden. Ich greife einige Verſe heraus, die man ſich weihevoller, zarter und inniger gar nicht denken kann:

Aus Einſamkeit, die traulich mich umſchließt,
Mein Liebling du! ſei tauſendmal gegrüßt.
In meiner Stille, welches Raunen hier?
Gedanken ſind's, ſie plaudern nur von dir.
Sie rauſchen wie der Quell am Bergeshang
Und ſteigen jubelnd auf wie Lerchenſang.

Aus Einſamkeit drängt meine Seele weit
Zu dir, zu dir!
O, wunderſchöne Zeit,
Als ich dein Haupt in meine Hände ſchloß,
Du meiner Kindheit fröhlichſter Genoſſ'.
Nun biſt du fern. — Die Dämm'rung ſinkt herab;
Sie, die mir ſonſt den hehrſten Frieden gab,
Erſchreckt mich nun, als ob in ihrem Grau
Ich unſ're Zukunft ſchau . . .

Das Auge ſchließt ſich vor dem trüben Flor.
Sekunden nur — dann blickt's zu Gott empor,
Und ſieh! am nächt'gen Horizont in Pracht
Sind tauſend ew'ge Sterne aufgewacht.
Nicht farbenglühend, wie die Roſen blüh'n,
Nein, rein und mild, wie Opferkerzen glühn.

Gott ſeg'ne dich!
Im milden Sternenſchein
Schläft meine tieferregte Seele ein.

Schön sind auch die Lieder der Klage, die sie dem treulosen Geliebten widmet. Sinnend betrachtet sie sein Bild und kommt zu folgenden Gedanken.

Dein Herz hat Treue nicht gekannt,
Nur wandelbares Lieben,
Du hast dich von mir abgewandt,
Dein Bild ist mir geblieben.

Das schaut so frisch und farbensatt
Als könnt' es nie verblassen.
Dies einst so heiß begehrte Blatt
Mag ich noch heut nicht hassen.

Und jeden Tag fleh' ich aufs neu',
Daß Gott sich dein erbarme —
Du bist ja doch, weil ohne Treu',
Viel ärmer als ich Arme!

Anmutig ist:

Wasserrose.

Wär' ich der Wasserrose gleich
Und ständ' im stillen Waldesteich
Verborgen —
Mich grüßte doch der Sonne Glanz
Durch grünen Schilfes dichten Kranz
Am Morgen.

Du streckest beide Arme aus,
Mich aus dem dunklen Wasserhaus
Zu ziehen.
Ich aber rief' die Nixen her,
Und es gelänge dir nimmermehr,
Zu fliehen.

Der Himmel selbst, so wolkenlos,
Umspielte mir in Wassers Schoß
Die Glieder —
Und alle Bäume rings im Kreis,
Sie neigten grüßend zu mir leis
Sich nieder.

Sie schlössen eine dichte Rund'
Und zögen dich zum Wassergrund.
Hinunter . . .
Doch lange wärst du nicht allein,
Ich tauchte, um bei dir zu sein,
Bald unter.

Doch kämst du je zum stillen Ort,
Treuloser, dessen Liebeswort
Sich wandte . . .
In hehrer Schöne säh'st du mich,
Mein Blütenzauber sicherlich
Dich bannte.

So lägen wir im feuchten Grab
— Kein Menschenauge dringt hinab —
Gemeinsam.
Wär' ich der Wasserrose gleich
Und ständ' im stillen Waldesteich
So einsam! —

Ihre Muse ist keusch, doch Prüderie ist ihr ein Gräuel. Auch sie hat zuweilen den Hohn und die Verachtung erdulden müssen, die von seichten Gemütern jedem hochstrebenden Geiste zu teil werden, doch sie fühlt sich nicht gekränkt, sondern ruft den Leuten, die ihre „Schritte tadeln" mit stolzer Gelassenheit in dem herrlichen Gedicht „Aspasia" die Worte zu:

Geht immer eure Straße
Im Trott von Haus zu Haus —
Ihr meßt mit engem Maße
Mein weites Herz nicht aus.

Dieser vornehme Trotz gehört zum Grundton ihres Wesens, und so erklärt sie auch, „wenn der Leidenschaft Gewalten sie in ihren Wirbel ziehen" und die Frage an sie herantritt, ob sie dem Wetter standhalten solle, mit kühner Entschlossenheit:

„Nicht allein der Sonnenschimmer,
Auch der Blitz ist Himmelslicht."

Ach, ich möchte immer weiter Gedichte citieren — noch viele Seiten lang, doch der mir gewährte Raum iſt zu Ende. Nur noch eins — nicht eines der ſchönſten, doch ein ſolches, welches ein Beiſpiel dafür iſt, wie plaſtiſch und anſchaulich Anna Nitſchke zu ſchildern weiß:

In der Dämmerſtunde.

Dämmerung webe deine Schleier
Dichter um die Träumerin.
Der Gedanken Sabbathfeier
Bannt das Herz und bannt den Sinn.
Nebel wallen hin und wieder,
Träume ſteigen ab und auf,
Und im Schmucke weicher Glieder
Steigt die Kindheit mir herauf.

Mit den kleinen, bloßen Füßen
Schwebt ſie über jedes Leid,
Ihre Wunderaugen grüßen
Wie die Waldeseinſamkeit.
Ihre vollen Wangen leuchten
Wie der Junirosen Pracht,
Und der Mund gleich einer feuchten
Taubeperlten Knoſpe lacht.

Ihre weißen Arme winken
Koſend wie zu Spiel und Scherz,
Und ſie läßt mich Lethe trinken
— Einz'ge Heilung für mein Herz.
Lächelnd grüß' ich die Erkannte,
Die mich, ach, ſo bald! verließ:
Jugend, führe die Verbannte
Wieder in dein Paradies!

Laß mich glauben, was dein Walten
Kindlichem Gemüt verſpricht;
Deines Lichtgewandes Falten
Schmiege um mein Angeſicht!
Sieh, nun hat das Aug' geblendet
Ein verklärter Silberſchein —
Doch wie ich den Blick gewendet,
Iſt's der Mond — ich bin allein!

Anna Nitſchke iſt eine ganze Dichterin!

Unſer Dichteralbum.

Abendglück.

Es neigt der Tag ſich ſeinem Ende.
Das Sonnengold verliſcht im Fluß.
Noch einmal reiche mir die Hände
Zu leiſem Druck, zu liebem Kuß.

Noch einmal laß das Haupt mich neigen
An deine Schulter, teurer Mann,
Daß ich in wonneſüßem Schweigen
Die Stunde voll genießen kann.

Wie Zauber ſpinnt's um meine Sinne,
Wie Maienduft umweht's mich leicht —
Es iſt der Zauber ſel'ger Minne
Der koſend durch die Seele ſtreicht;

Es iſt der Duft der Herzensblüte,
Die ſonnumſtrahlt die Knoſpe brach;
Es iſt ein Hauch der reinen Güte,
Die klar aus deinem Auge ſprach.

In Wonne ſchließen ſich die Lider,
Nach innen ſchaut der Blick in Luſt.
Das ſüße Beben meiner Glieder,
Es iſt nur dir, nur mir bewußt.

Ich bin dein Eigen, Lieb! dein Eigen —
Ich fühl' es, doch ich weiß es kaum ...
Laß mich im holden Abendſchweigen
Zu Ende träumen meinen Traum.

Verhängnis.

Meine Seele ſucht die deine,
Fliegt durch Nacht und Qual und Grauen,
Will noch einmal in die reine
Flamme deines Auges ſchauen.

Ob ich taumelnd niederfalle,
Lichtgefeſſelt, lichtgeblendet,
Wenn in deinen Kreis ich walle — —
Fragt der Falter, wie er endet?

Ohlau. Anna Nitſchke.

Aus „Die Inſel Ahasvers“.*)

(Weltuntergang.)

Der Morgenmond gießt Silber auf das Feld.
Tauwolken dampfen lautlos um die Welt.

Der Weizen wogt im Morgentraume lind
Und Wachtelſchlag tönt leiſe in den Wind.

Da naht der Welt in Duft und Morgenreif
Ein Lichtphantom mit rieſenhaftem Schweif!!!

Und Regen rauſcht. In ſilbergrauem Duft
Wie Adlerflügel ſpannt ſich's durch die Luft!

Es trinkt die Wolken, platzt mit Donnerhall
Und ſtürzt zur Erde als ein Waſſerfall. — — —

Dann kurze Stille. Jäh entflieht die Welt
Der Sonnenbahn, die ſie gefangen hält . . . . .

Dann wieder Donnerhall und Sturmeswut.
Hochaufgetürmte ſchmutzig-gelbe Flut.

Sie rollt heran in Wellen breit und ſchwer
Und wälzt ſich brandend über Wälder her.

Dort wird ein Dorf im Sturm dahingefegt,
Ein Tannenwald daneben umgelegt,

Gleich grünen Schwaden, die der Schnitter mäht,
In breiten Wellen ſauſend hingeweht.

*) Bruchſtück aus einer demnächſt erſcheinenden größeren epiſchen Dichtung, in welcher M. R. v. Stern ſich in ſymboliſcher Form über faſt alle großen politiſchen, ſozialen, religiöſen und philoſophiſchen Zeitfragen in Geſtalt großer al fresco gemalter Bilder ausſpricht. Das Problem, welches er ſich ſtellt, iſt die Befreiung des Menſchen durch Konzentration auf ſich ſelbſt, alſo nach individualiſtiſcher Maxime. Durch ſtreng logiſche Analyſe der äußeren und inneren Bedingungen gelangt er endlich zum Nachweis der Unmöglichkeit des ſtrengen Individualismus, als der kollektiviſtiſch angelegten Natur des Menſchen zuwiderlaufend. Der als Träger des individualiſtiſchen Gedankens gezeichnete Typus der kämpfenden und leidenden Menſchheit geht ſchließlich an unfreiwilliger Beſchränkung auf ſich ſelbſt kläglich zu Grunde.

Das ſtürzt dahin wie eine braune Wand!
Das rauft und rodet wie 'ne Rieſenhand!

Die Bäume knicken, hingemäht im Scherz,
Die Wipfel erd-, die Wurzeln himmelwärts.

Da fliegt ein Rehlein ſauſend durchs Geäſt,
Ein Mann, ein Igel und ein Storchenneſt.

Ein Bäuerlein voll Angſt und Staunen blickt
Vom Pflug empor zur Sonne — und erſtickt.

Im Waſſerdröhnen ſtirbt das Schmerzgebrüll — —
Hingiſchtend drüber kreiſcht die Woge ſchrill.

Und mitten aus dem Waſſer ſchlägt hervor
Das loh'nde Feuer, züngelnd hoch empor!

Und Feuer miſcht mit Waſſer ſich in eins —
Vermählt iſt nun das Element des Seins.

In brünſt'ger Luſt, es kämpft und ſtöhnt und fällt
Hin auf ſein Brautbett, — die zerſtörte Welt.

In Wolluſtkrämpfen Bruſt an Bruſt zerdrückt
Der Erde Roſen, die ein Gott gepflückt!

Nun wälzt es ſich auf ſeiner Lagerſtatt
Und wirft ſich jauchzend auf die ew'ge Stadt.

Noch ſummt gedämpft der Großſtadt dumpfer Lärm —
Schon wühlt die Woge ſich in ihr Gedärm.

Paläſte wanken. Säulen ſtürzen um,
Dazwiſchen tönt's wie Telegraph-Geſumm.

Durch offne Thore in den Petersdom
Stürzt ſich in Strudeln der empörte Strom,

Bringt in den Hallen, ſpülend zum Altar,
Als Opfer Patagonier-Leichen dar.

Ein Knall — ein Blitzſtrahl, ſchwefelich-gelben Scheins:
Und Vatikan und Quirinal iſt eins!

In Flammenwogen weiter leckt die Flut
Durch Steppenſand und über Wüſtenglut.

Das Mittelmeer mitnehmend, rollt der Brand
Im Wellenſchaum auf afrikan'ſchen Sand.

Dem großen Urwald wälzt er nun ſein Grab;
Verſengte Vögel taumeln jäh herab.

Aus wilden Zwergen, Affen, Palmen, Kot
Miſcht ſich den Feſtſalat der Schlemmer Tod.

Dazwiſchen gleißt der Alpen ew'ger Glanz —
An Gletſcher klatſcht der Krokodilenſchwanz.

Glutfeuer löſcht den ew'gen Firnenſchnee;
Voll Eskimos der Albert-Njanza-See.

Tier, Pflanzen, Menſchen, feſtgeknäult, durchwühlt,
Im Maëſtrom um den Erdenball geſpüiti

Da ſpaltet ſich die Erde! Gurgelnd ſackt
Sich tief darin der Rieſenkatarakt.

Hinüberleckend, flackert aufgeſtört
Erdinn're Glut, gereizt, verdrängt, empört!

Dann wieder glättet ſich der Waſſer Lauf,
Feiſen und Steine ſchwimmen oben auf.

Verſengtes Fleiſch, Meerſalz und Blumenduft:
Zerriſſ'ne Schlangen fliegen durch die Luft.

Ein wilder Reiter mit geſträubtem Haar,
Auf Nilpferdrücken ſchwimmt ein Jaguar.

Dann wandert mit Gebrüll, das klagend gellt,
Die Würgerin Erſtickung durch die Welt.

Die bebt. Die zuckt. Und knatternd explodiert
Der Erde Luft, die ſich ins Nichts verliert.

Und blauverzerrt, Schaum vor dem gähnenden Mund,
Erſtickt mit eins die Lebewelt im Rund.

Ein Blitz, ein Donnerſchlag, ein dumpfer Knall — —
Raketengleich zerſtiebt der Erdenball.

Urnebel, Nebel, ſchwindend in das Nichts.
Am Horizont ein Garbenſpiel des Lichts.

Gott ſchaut von oben friedevoll herab.
Dampf. Ruhe. Sternenſchein. Im All ein Grab!

Befriedigt atmet auf der weite Raum.
Und ausgeträumt iſt Gottes ſchöner Traum.

Zürich. Maurice von Stern.

Die Möwe.

Die Wolken hingen auf den See
Wie Trauerſchleier nieder.
Ich ſah nur einen lichten Fleck,
Der Möwe weiß Gefieder.

Die tauchte da und dorten auf
Im Spiel mit Wind und Wellen.
Ich hörte ihren ſchrillen Schrei,
Den Sturm verkündend, gellen.

Mit einemmale war ſie fort,
In Wetternacht verſchwunden,
Sie hat wohl einen ſichern Port
Zu rechter Zeit gefunden.

Ich fuhr zu lang der Möwe nach,
Verloren in Gedanken —
Nun liegt am Felſenſtrand mein Boot
Mit ſturmzerſchlagnen Planken.

Seeſtille.

Jetzt gleicht mein Herz dem tiefen See,
Von Berg und Wald umſäumt,
Der hell, von keinem Hauch bewegt,
Im Mondenſcheine träumt.

Der Sturm hat oft erregt die Flut,
Bis ſtill ſie ward und klar.
Bedünken will mich's, daß dazu
Das Stürmen nötig war.

Der Falter.

Einen Falter ſah ich fliegen
Mitten auf dem weiten See,
Konnte mit den müden Schwingen
Fern das Ufer nicht erringen
Und ſein Kämpfen that mir weh.

Raſch das Ruder ließ ich ſinken,
Daß er finden möge Raſt.
Als er nieder ſich gelaſſen,
Mocht ich's nicht ſogleich erfaſſen,
Denn mich freute dieſer Gaſt.

Als er auf den Bug des Bootes
Weiter flatternd ſich geſetzt,
Fuhr ich langſam nach dem Strande,
Nach dem ſichern, feſten Lande,
Wo die Roſen duften jetzt.

Dorten flog der Falter weiter
Und ich konnt ihn nicht mehr ſehn.
Daß ich ihn mit meinem Boote
Hab errettet von dem Tode,
Wird mein gutes Kind verſtehn.

Denn es liebt die Schmetterlinge,
Weil's belebte Blumen ſind,
Die gelöſt von ihrem Stiele
Gaukeln durch die Luft im Spiele,
Fortgetragen von dem Wind.

München. Heinrich v. Reder.

Moderne Dichter.

Als jüngſt einmal in der Geſellſchaft
Auf Kunſt die Unterhaltung kam,
Und man zu dem und jenem Streben
Im Wortgefechte Stellung nahm,
Da ſchlug in all das Wortgepantſche
Im hellen Nu ein Blitzſtrahl ein,
„Moderne Dichter" klang der Donner
Wie Weltengrollen hinterdrein.
— Mein Lieb mit ſeinen klugen Augen
Stieß ſanft mich an: „Was heißt modern?
Wie ſind denn die modernen Dichter?
O ſag's mir doch! Wüßt' es zu gern!"
Ein Stühlerücken — Mahlzeitwünſchen,
Ein Opernklimpern vom Klavier
Zerſtörte unſre leiſe Zwieſprach':
„Im Garten draußen ſag' ich's Dir."
— — — Die Flügelthüren ſtanden offen,
Es lockte uns die Juninacht;
Bald ſtanden wir im weiten Garten
Mit ſeiner ſchwülen Sommerpracht.
— Ein langer Kuß, ein weich Umhalſen,
Ein zitternd Ineinanderflehn,
Wir fühlten wohl der Liebe Adler
Ob unſerm Haupt die Kreiſe zieh'n.
„Und nun, mein Lieb, will ich Dir ſagen,
Wie die modernen Dichter ſind;
Was ſie mit ihrem Streben wollen." —
Da lauſchte ſtumm mein kluges Kind:
„Ein brennendheißes Wahrheitsſtreben,
Ein Durſt nach rauher Wirklichkeit,
Ein Sichvertiefen in das Leben,
Erkenntnis unſrer heut'gen Zeit, —
Mit ſchroffem Ernſt und welchem Herzen
Der Menſchheit in das Inn're ſeh'n,
Verſchönern nichts und nichts auch ſchwärzen,
Ein jegliches Gefühl verſtehn: —
Das ſind die ernſten Forderungen,
Die die moderne Dichtkunſt ſtellt,

Digitized by Google

Das iſt die herbe Kunſt der „Jungen",
Das iſt die Zukunftskunſt der Welt.
Die tauſendjähr'gen Schleier lüften,
Die Menſchenlüge wob ſo dicht.
Fort mit dem Dunſt aus Leichengrüften
Und Raum für ſcharfes Sonnenlicht!
Hei, wie die Mumien jäh zerſtauben,
— Gedankenreſte früh'rer That —
Wenn mit den blanken Eiſenhauben
Modernes, ſonnig Denken naht.
Den Kampf dem eitlen Weltſchmerzwinſeln,
Kampf denen, die der Wirklichkeit
Mit ihren ſtumpfen, feigen Pinſeln
Nachſtümpern nur! Friſchauf zum Streit!
Nach freier Menſchengröße geht das Ringen,
Für jedes Ding das rechte Wort bereit,
So werden wir trotz Lug und Trug erringen
Das Recht der wahrhaft großen Sittlichkeit.
Und mögt ihr auch die Hände nach uns heben,
Wer wirft von euch auf uns den erſten Stein?
Wer dünkt ſo edler ſich denn unſer Streben?
— Er trete vor und werfe ſeinen Stein!"
— — — — Wie glänzten meiner Liebſten Himmelslichter,
Ein leuchtend Wort aus ihrer Seele ſtieg:
„Biſt ſelbſt am Ende ſolch moderner Dichter!"
— Ich aber küßte innig ſie — und ſchwieg. —

Köln. Georg Barthel Roth.

Geld.

Miljeppa auf dem Seile,
Er tanzt ſo leicht und flott,
Das Volk hat ſeine Freude
An dieſem Gauklergott.

Miljeppa auf dem Seile
Dehnt ſeinen glitzernden Leib,
So freundlich und ſo lächelnd —
Er denkt an's kranke Weib.

Sein Weib und ſeine Kinder
Weiß er auf nacktem Stroh —
Drum tanzt Miljeppa ſtrahlend,
Drum lächelt er ſo froh.

Ahnung.

Wenn traumhaft gleitet über das Nachtgefild
Der Frühling, von dem Silbergewölk entſandt,
Natur, der ſchlafenden, zu träufeln
Liebend ins Herz die verjüngte Freude:

Sinkt auf den Scheitel heilige Andacht mir,
Und meine Seele zittert in holder Luſt,
Denn mich durchſchauert hehr ein Ahnen
Leiſe von Glück, das ich nie gekoſtet.

Konſtanz. Emanuel von Bodman.

Litteratur-Gelehrter.

An ſeinem Schreibtiſch ſitzt er ſtolz,
Vor Rührung ſeine Seele ſchmolz,
Er ſchreibt: „Ja, ja, denkt man daran,
Daß unterging ein ſolcher Mann,
Ein Dichter-Heros, ein Genie,
Dem deutſchen Volk verzeiht man's nie!
Im Irrenhauſe ſtarb der Arme,
's iſt eine Schmach — daß Gott erbarme! —
Hätt' man ihn unterſtützt, geehrt,
Nicht wär' ſo bald ſein Geiſt verzehrt,

Er ſpendete noch ſchönes Gold,
Das reich in ſeinen Verſen rollt;
Die Teilnahmloſigkeit, ſo muß ich taufen
Der heut'gen großen Menſchen Scheiterhaufen." . . .

Da ſchellt es plötzlich, und die Poſt
Erſcheint aus Nord, Süd, Weſt und Oſt.
Sie bringt dem Herren Litteraten
Die allerneuſten Federthaten.
Er blättert gierig, manchmal ſtumm,
Manchmal mit Lächeln und Gebrumm,
Und ruft dann plötzlich: „Was? Gedichte?
Zum Teufel! Was ſoll die Geſchichte?
Wir haben ja die Nibelungen,
Wir haben Klopſtock, Leſſing, Goethe,
Wer iſt's, der da noch Neues böte?
Ich leſe nichts von grünen Jungen!"
Und in die Ecke fliegt das Buch.
Doch ſieh, da klappt ſich auf der Spruch:
Die Thoren ſitzen am Katheder
Und triefen von Weisheit und rühren die Feder,
Ihr Ohr iſt verſtopft, ihr Auge verhüllt,
Sie merken nichts von dem heiligen Geiſt,
Der wie ein Adler die Luft durchkreiſt
Und brauſend auch unſere Zeit erfüllt.

Berlin. Max Hoffmann.

Angiolina.

I.

In einſamen Nächten,
Wenn die Sehnſucht mich foltert,
Und ermattet auf ſchwülem Lager
Meine Glieder ſich dehnen,
Flieht meine Seele zu Dir.

Vom Sturmwind des Begehrens
Ewig erfaßt,
Am Wahn des Genuſſes
Mich ewig berauſchend,
Ringe ich raſtlos
Und irre und irre,
Ein friedloſer Pilger des Lebens.

Nur Du biſt mir Heimat
Und Frieden und Andacht,
Meine bleiche Heilige Du
Mit dem tiefſchwarzen Auge,
Der ernſten Stirn
Und dem weichen tröſtenden Herzen.

Wenn in jauchzender Luſt
Ein Blitz die Schwefelwolken durchſchießt,
Dann ſchlage drei Kreuze über der Bruſt,
Gedenke meiner und bete für mich.

Ich fürchte, ein blutroter Todespfeil
Des Schickſals
Verſenkt dereinſt mich.

II.

Auf roten Syringen
Und Roſenknoſpen gebettet,
Eine Wunderblume,
Der göttliche Liebe entſtrömt,
Schauſt Du mich an.

Unter weißem Battiſt
Schillert die ſeidene Haut,
Unter den Sammetwimpern
Locken die Augen,
Und ein myſtiſches Lächeln
Umſpielt Deine Lippen.

Mein Dämon, heiliger Dämon
Aus Deinen Händen
Nehm' ich den Tod.

III.

Auf weicher Moosbank
Im Tannenhaag
Lag ich im Zwielicht.
In blaſſen Farben
Die Abendröte zerrann,
Auf blaufahlem Grunde
Stand ſilbern der Mond.

Die Äſte knarrten,
Vogelſittige ſtreiften die Blätter,
Wie weiße Gewänder
Zog's durch die Lüfte,
Es träufelte über die Zweige.
Wie Schneekryſtalle.

Digitized by Google

Ein wohliges Ahnen
Beſchlich mich.
Ich ſah Dein bleiches Antlitz
Von kniſternden
Schwarzen Locken umrahmt,
Lichtfäden von Seide,
Ein ſüßer Madonnenſchein,
Umſpannen Dich.

Deiner dunklen Augen
Saugende Sterne
Bohrten ſich in mein Herz,
Du beugteſt Dich über mich,
Und mir netzte die Stirn
Eine keuſche,
Heiße Thräne der Sehnſucht.

Leipzig. Hugo Grothe-Harkányi.

Kritik der Urteilskraft.

Kein Kopf, kein Fuß in dieſem Alltagsſtücke,
Der Aufbau tölpelhaft und roh die Sprache,
Der ethiſche Gehalt —? daß ich nicht lache,
Mehr Ethik wohnt fürwahr in einer Mücke.

Und erſt die Charaktere —! die Perücke
Und jener Zopf ſind ja von gleicher Mache,
Ob namentlich verſchieden auch die Sache,
Ob mehr, ob weniger beglückt vom Glücke.

Der Autor —? iſt ein Skribifax geweſen,
Und dieſes iſt ſein ſchwächſtes Werkchen eben,
Wie rings im Buch der Schöpfung ſteht zu leſen.

Es war kein Gott — ſeht doch die Frömmler beben! —
Der dieſes Stück ſchuf voll verkehrter Theſen,
Dies Schickſalsſtück, betitelt „Menſchenleben".

Olmütz. Ottokar Stauf von der March.

Kleine Winterlandſchaft.

(Buch von den Königen.)

Hart am Ufer ſteht mein Fuß,
Drüben, horizontdurchlaſſend,
Friert am Strand ein ſchmales Wäldchen,
Nirgends eine Spur von Haus und Menſchen.

Klatſchend ſteht die Ente auf,
Mißtrauiſch durch meine Nähe,
Bald, mit vorgeſtemmten Rudern,
Fällt ſie wieder ein nach raſchem Fluge.

Nebel zieht und hüllt gemach
Erſt das Wäldchen, dann die Welle,
Hüllt mich ſelbſt in ſeinen Mantel,
Nicht mehr ſichtbar quakt ein braver Erpel.

Gleich Elias' Wolke ſinkt's,
Jener Wolke des Propheten,
Die zum Himmel ihn entführte,
Als vor Iſebel er flüchten mußte.

Ach, Jehova, laß mich noch,
Laß mich noch auf deiner Erde,
Iſebel, die ſchöne Fürſtin,
Lieb' ich, und ſie liebt mich zärtlich wieder.

Altona-Hamburg. Detlev von Liliencron.

Zwei Phantaſieen von Swinburne.

Übertragen von Hedwig Lachmann.
(Berlin.)

I. Ein Lied des Lebens.

Ich fand im Traume einen Ort der Raſt
Mit ſüßen Blumen, duftigem Gerank;
Im weichen Sommerwinde bog ſich ſchwank
Mit lieblichem Geflüſter Aſt zu Aſt.
Inmitten ſaß ein Weib, weiß angethan,
In meinen Adern flammte und gerann
Das Blut — denn ſie war wunderſam —
In ihren Augen ſchwamm ein ſanftes Weh,
Auf ihren Lippen lag ein Glück von eh,
Ein milder Gram.

Sie hielt in ihrer Hand ein Inſtrument,
Das war von Gold und glänzte zauberhaft,
Aus eines Spielmanns Hinterlaſſenſchaft
Vielleicht, den längſt die Nachwelt nicht mehr kennt.
Die Saiten hatten Namen — Kräften gleich
Der Menſchenbruſt; die erſte ſchien ſo weich,
Sie hieß Barmherzigkeit und weinte bloß;
Traum, Freude, Kummer auf den andern ſtand
Und Liebe, dem Erbarmen ſo verwandt
Und ſo erbarmungslos.

Drei Männer hielten ſich im Hintergrund,
Gehüllt in rote Mäntel, Gold daran;
Gold klebte auch an ihren Schuhen, und
Gepflückte Ähren hingen ihnen an.
Des erſten Mannes Haar war auf dem Haupt
Leicht aufgewunden, ſein Gewand verſtaubt,
Die Wangen glühten fieberiſch und hohl,
Und ſeine Brauen waren halb verdeckt
Von einem Tuch in Fetzen und befleckt:
Der Luſt Symbol.

Schmach hieß der zweite — fahl war ſein Geſicht
Wie grünes Holz, an dem die Flamme zehrt,
Die dünnen Füße wankten wie beſchwert,
Als trügen ſie die leichte Bürde nicht;
Sein Antlitz war uralten Grauens voll,
Mit jedem Kreislauf ſeines Blutes ſchwoll
Das Unmaß ſeiner Qual. Dem dritten lag
Das Haar ins Auge — dieſer war zu ſchaun
Starr wie der Tod; er war das Graun,
Der Blutsgenoß der Schmach.

Da ſprach in mir mein Herz: O wunderbar!
Kein Blick ins All kann ſtaunenswerter ſein;
Ja, ſelbſt der Sonne Huld nicht — wenn es wahr,
Daß auch der Sünde gilt ihr milder Schein;
O ſeltſam Rätſel! Und ich frug danach
Die Frau'n, die jener huldigten. Da ſprach
Von den drei Männern erſt das Graun:
„Sieh mich,
Ich bin geſtorbene Barmherzigkeit."
Sprach Schmach: „Ich bin getröſtet Herzeleid."
Sprach Luſt: „Die Liebe ich."

Hierauf berührte ſie ihr Saitenſpiel
Und ſang in fremden Lauten lieblich leis,
Und alle Angeſichter wurden weiß
Von ſüßem Schmerz, und alle weinten ſtill.
Von den drei Männern aber fiel das Kleid
Des Elends ab, die Augen wurden weit,
Durch ihre Wangen floß in friſchem Lauf
Das Blut, die Glieder füllte neues Mark,
Als ſtänden ſie von den Begrabnen, ſtark
Und jung, zum Leben auf.

Da ſprach ich: Wahrlich, Herz, nun ſei gewiß,
Daß meiner Herrin leuchtet Gottes Huld,
Daß Gott verklärt der Erde Bitternis,
Der Erde Tod und Sündenſchuld,
Daß meine Herrin heilig iſt und rein
Wie ihrer Stirne, ihrer Lippen Schein,
Dran meine ganze Seele bebend hängt,
Und daß ich ſelber ohne Fehl gleich ihr,
Wenn ſie nur bis zum Tode mir
Ihr Mitleid ſchenkt.

Hinan, mein Lied! mein ſtolzes Lied, hinan!
Nimm Roſen in den Arm, ſo viel er trägt,
Dein purpurgolden Sängerkleid leg' an,
Das königliche Falten um dich ſchlägt —
So tritt vor meine Herrin hin und ſprich:
„Borgia, Dein golden Haar brennt mir
Im Sinn,
Nach Deiner Lippen Glut gelüſtet mich,
Küſſ' mich ſo vielmals, als ich durſtig bin!
Borgia, ſieh hier mein duftend Angebind,
Küſſ' mich ſo vielmals, als hier Roſen ſind!"
Vielleicht, wenn ſie ſo hold und ſtolz dich
ſieht,
Daß ſie ſich lieblich zu dir niederneigt,
Wie eine ſchlanke Rebe dich umzweigt,
Dich lachend küßt auf Wang' und Mund,
mein Lied;
Vielleicht, mein Lied ....

II. Ein Lied des Todes.

O Liebe, nieder in den Staub, und Flor
Um dich! Umgürte deine Luſt mit Qual
Und mit dem Widerhall
Von Wehgeſchrei und Klage füll' dein Ohr!
Mach' ein Gewand aus Seufzerdunſt und
Harm.
Und hülle dich wollüſtig feſt
In ſein Gewebe ein,
Und ſchmiede Ketten dir für Hals und Arm
Aus ſpitzem Schmerz und jeglichem Gebreſt
Und Höllenpein!

O Liebesharfe, die du im Gefild
Der Todeslande hangen bliebſt verwaiſt,
Zeit, Liebe, Sünde, Buhlen wild,
Wie habt ihr einſt von Ihrem Ruhm gekreißt!
Herolde meiner Jubrunſt, die ſich jach
Aus euerm Schoß riß, gleich dem Flammenguß,
Den Feuerberge ſpein —
Auf ihren Pfaden wurden Lenze wach,
Und ſüß und heiß war ihres Mundes Kuß
Wie Wein.

O Liebe, ſag', ob ſie dir lieblich däuchte!
Zeit, ſändeſt du in deinem weiten Reich,
Bis du aus Händen wirfſt die Sonnenleuchte,
Ein Weib ihr gleich?
Und Sünde, wurde nicht dein frecher Mut
Auf ihren reinen Lippen ſcheu und zag,
Schmolz dein Gelüſt
Nicht hin an ihrer Scham, hold wie die Glut,
Die über Roſen gleitet, wenn der Tag
Sie auf die Wangen küßt. . . .

Nachts trat zu mir Frau Venus — Todesſchweiß
Bedeckte ihre Stirn — darunter ſchlich
Langſam und ſiech
Das Blut, und ihre Schläfen glühten heiß.
Des Meeres Schein und goldenes Geſtirr
Und ſeine Woge war in ihrem Haar,
Im Auge ſchwamm
Ein wellenfeuchter Glanz, unſtät und irr,
Und das Geſtein an ihren Füßen war
Leuchtend und wunderſam.

In ihr Gewand gewoben war der Liebe
Myſteriſch Alphabet, ihr Sinn und Sein
Und tauſendfach Getriebe,
Draus Wonne lachte, wie aus Trauben
Wein,
Schämige Lippen, Wangen weich und glatt,
Blutende Herzen, die Cupido traf
Mit ſeinem Pfeil,
Und weinende Geſichter, todesmatt
Von taumelndem Genuß, lüſtern nach Schlaf
Und ewig geil.

Sie weinte, weinte — durch das helle Naß
Der Thränen rollte dunkelrotes Blut,
Flüſſige Glut,
Die auf mein Antlitz fiel und es zerfraß.
Sie ſprach zu mir: „Fürwahr, es blieb dir
nichts" —
Selbſt ſie, für die der höchſte Preis, den nur
Die Erde beut,
Ein einz'ger Strahl in einer Welt des Lichts,
Ein einz'ger Strahl nur, eine flücht'ge
Spur
In trunkner Ewigkeit;

Selbſt ſie, auf deren herriſchen Befehl
Die Liebe lauſcht, der Könige ehrfurchtsvoll
Sich nahn, den Zoll
Der Schönheit bietend, Wein und würzig Öl;

Selbſt ſie, auf deren Mund der Kuß zu Brand
Und Weihrauch wird und purpurn wie der Gleiſch
Im Sonnenlicht;
Sie, deren Haar wie königlich Gewand
Und deren Auge wie der Morgen keuſch,
Wenn er der Nacht entbricht.

Da traf mein Blick zu meiner Rechten, weh,
Das Abbild der Geliebten, ſtill und tot.
Noch ſüß, doch nicht mehr rot
War der geſchloſſ'ne Mund, ſo ſiegreich eh —
Und ſüß, doch trüb wie mattes Gold ihr Haar,
Und ſüß die Lider, deren Kern das Licht
Der Seele trug,
Und ſüß, doch fremd in ſeinen Farben war
Ihr Leib, um den ein dunkler Schatten dicht
Die Schwingen ſchlug.

Weh, meiner Thränen Fluten rannen heiß
Auf ihrer Bruſt erſtarrte Blume hin,
Die marmorn ſchien
In ihrem kalten, fleckenloſen Weiß;
Weh, meiner Thränen heiße Welle floß
Auf die erſtarrte Blüte, deren Duft
Nun, ach, verflog,
Die Blüte, die ſich lieblich einſt erſchloß
Wie eine Lilie, die aus Frühlingsluft
Den Atem ſog.

O, in den Tagen, da mir Gott noch Huld
Erwies, war jeder Teil an ihr geweiht,
Ihr Mund Barmherzigkeit,
Des Mundes Lächeln reinigend von Schuld
Zu jener Zeit, da wir in Gottes Hut
Gewandelt, goß auf ihren Leib
Sein Licht der Liebe Stern,
War ihre ganze Hülle ſchön und gut
Und frommer als in jedem andern Weib
Der Seele Kern.

Flieg aus, mein Lied, ſuch' einen gellen Ort,
Den niedrig wucherndes Gewächs umflicht,
Brich Diſtelkraut und Dornenſträucher dort,
Verfaultes Gras und wild Vergißmeinnicht,
Und ſammle roten Mohn und Rosmarin —
So ſuche dir des Todes Angeſicht
Und tritt, dich tief verbeugend, vor ihn hin
Und laß ihn ſehn, wie du dich härmſt und weinſt
Und ſprich zu ihm: „Mein Herr, der dermaleinſt
Der Liebe Lehnsmann war, verſpricht ſich Euch!"
Doch zaudre nicht auf deinem Wege, fleuch;
Denn wahrlich, eh der Sonnenball verſinkt,
Blickt er vielleicht von ſelbſt zur Thür herein
Und ſtarrt und grinſt und harret mein
Und winkt und winkt . . . . .

Büßende Liebe.

Aus deinen grauen Augen droht,
mir ſo vertraut,
wie ein erſtarrter Klagelaut
mit bleichen Zügen ein Verbot;
ich weiß, auch du . . . Du warſt einſt Braut.

Das hat in deinen Blick gebracht
dies fahle Licht,
das durch die ſchwarzen Wimpern bricht;
mir iſt, als ſahſt du einſt die Nacht
von Angeſicht zu Angeſicht.

O komm und gieb mir deine Hand;
für dein ſchwarz Haar
nimm dieſe rote Lilie dar,
und für dein dunkelblau Gewand
dies goldne Gürtelſchlangenpaar.

So führe mich, indes du weinſt,
den langen Pfad.
So kommen wir der Nacht genaht
und beten beide: Mutter, einſt,
wir übten beide ſchon Verrat.

Dann legt, indes wir niederknien,
dann legt die Nacht
auf deines Haares ſchwere Pracht
die Hand und flüſtert: Liebe ihn,
der ſich und andre friedlos macht!

Dann hören deine Thränen auf,
dann kommt ein Stern;
der winkt ſo neu, ſo neu, ſo fern,
dein graues Auge ſchaut hinauf,
dein dunkles Auge . . . Sinke, Stern!

Die zweite Nacht.

Drum komm, o komm, noch einmal ſchweigt
ſo voll ins Feld, ſo weiß und weit
der Mond ins Feld, noch einmal zeigt
die weite Nacht,
die zweite Nacht,
uns unſre nackte Seligkeit.

O komm, o komm, ich will dich ſehn —
und ſilbern rauſcht der Eichenhain;
die langen Wieſenhalme ſtehn
ſo ſtill, ſo weich
am kleinen Teich,
und ſchimmernd tauchen wir hinein.

Und ſchimmernd, ſchimmernd heb' ich dich
heraus ins dunkelgrüne Kraut,
dein ſchwarzes Haar umrieſelt mich,
der Tau wird warm,
und Arm um Arm
erkennt den Bräutigam die Braut.

Und dann, o komm, o flieh, denn dann —
wir haben Schoß in Schoß geruht:
von einer gelben Blüte rann
ſo blaß, ſo rein
im bleichen Schein
ein Tropfen Blut — Dein Tropfen Blut.

Berlin. Richard Dehmel.

Dämmerung.

Die Sonne war untergegangen.

Leiſe kam mit ſeidenem Fittig der Abend.

Die bläulichen Dunſtſchleier der Dämmerung lagerten ſich durchſichtig auf die Berge, die Felder vor mir. —

Aus der Ferne, um die Stadt hin, drangen abgebrochen ſchwache, unentwirrbare Töne herüber. —

Stiller wurde es.

Nur noch vereinzelte Laute. Schwerfällig holperte ein Wagen auf der unten liegenden Chauſſee der Stadt zu. Dahinter ein paar Arbeiter, müde, ſchweren Trittes. —

Im Buſch zwitſcherte eine Ammer zärtliche Zwieſprache mit ihrem Ehegeſpons.

Ruhe, Frieden.

Ein ſanfter Wind bewegte die ſtehende, glühende Hitze des Tages zu ruhigen, rythmiſchen Wellen: ein regelmäßiges Auf- und Niederwogen, wie der warme, weiche Buſen eines ſchlummernden Mädchens. —

Der Tag ſchlief ein.

In der Ferne wurde es nebelig grau, dichter, feſter der Schleier.

Scharf zeichneten ſich die Fichten auf dem Hügel zu meiner Seite vom hellen Abendhimmel ab, flächenhaft, wie Silhouetten.

Darüber rötliche, keck zerfranſte kleine Wolken. —

Ich ſchloß die Augen und ruhig atmete ich mit der Natur, wie ein Kind an der treuen Bruſt der Mutter. — Lange lag ich ſo.

Und da teilten ſich die Nebelſchleier, purpurn leuchtete es hinter dem zerriſſenen Vorhang und in ſtrahlender Helle ſah ich ein hehres Weib. Auf ſchimmernden Wolken, in leuchtendem Glanze ſchritt es auf mich zu, lächelnd. — War es das Glück? — Ich breitete die Arme aus und ſchrie: Komm, o komm! — Da wurde das Lächeln zu verächtlichem, kaltem Lachen und ich erwachte.

Es war faſt dunkel. Nur in der Höhe noch ſchimmernde Wölkchen. —

Jena. Arnold Genthe.

Seelenverkauf.

Skizze nach dem Leben von Dr. L. Koch.

(Bremerhaven.)

Der Begründer und langjährige Leiter der angesehenen Verlagsbuchhandlung C. Wechsler & Co. war nach kurzem Krankenlager gestorben. Es war ein kalter, lichter Wintertag, an dem sich vor dem Garten seiner Villa die große Zahl seiner Freunde und aller derer zusammenfand, die zu dem Verblichenen in persönlichen Beziehungen gestanden hatten und nun ihm die letzte Ehre zu erweisen für eine Sache des Anstandes, ja für eine heilige Pflicht hielten.

Der Gesang eines Knabenchors, den man soeben vom Wintergarten her vernahm, unterbrach das eifrige Gespräch der draußen Harrenden und deutete an, daß die Totenfeier im Hause ihren Abschluß gefunden. Da wurde auch schon, reich mit kostbaren Palmen und Kränzen geschmückt, der prunkvolle Sarg von Angestellten des Hauses auf den Leichenwagen gehoben, den alsbald sechs herrliche Rappen unter dem Geläute der Glocken der nahen Michaeliskirche in Bewegung setzten. Unter den Leidtragenden bemerkte man vor allem die Söhne des Verschiedenen, den einen in Civil, den andern in der Uniform der Stendaler Husaren, beides jugendkräftige hochgewachsene Gestalten, ferner die Schwiegersöhne und den einzigen Bruder Wechslers. Von weither waren sie herbeigeeilt, um vor der Welt zu bekunden, wie viel sie in dem Heimgegangenen verloren. Ja, es hatte an nichts gefehlt, nicht durch das Geringste war die feierliche Stimmung gestört worden, die ganze Stadt würde mit voller Befriedigung Kenntnis nehmen von dem Verlauf der Bestattung des um Kirche und Gemeinde hochverdienten, wegen der Rechtlichkeit seines Lebenswandels und der Führung seiner Geschäfte gepriesenen Ehrenmannes — das Gefühl mußte ein jeder Teilnehmer am Geleite mit sich nehmen, als er von dem hochragenden in Granit und Marmor aufgetürmten Mausoleum der Familie Wechsler schied, das erst vor kurzem von dem heute beigesetzten Haupt der Familie mit einem schönen Bronzerelief geschmückt worden war: einem Sinnbild der Nächstenliebe . . . . . —

—„Was meinen Sie nun, was wird? Von den Söhnen kann keiner das Geschäft übernehmen, es müßte denn sein, daß der Husar sein frisches, fröhliches Leben mit dem alltäglichen Einerlei des Bureaudienstes zu vertauschen Lust hätte, von dem anderen, dem Taugenichts der Familie Wechsler,

gar nicht zu reden. Und von der übrigen Gesellschaft versteht auch nicht einer etwas von der Sache."

„Ist auch nicht nötig," entgegnete der Angeredete, ein feiner Herr in grauem Pelz, seinem Begleiter, der mit lebhafter Geste zu seiner Linken einherschritt — „und zwar deshalb nicht nötig, da die Führung der Geschäfte seit langen Jahren durch die damit betrauten Leute ganz selbständig besorgt worden ist. Der alte Krapp genießt in der ganzen Geschäftswelt das höchste Vertrauen, seit dreißig Jahren dient er dem Hause Wechsler mit ganzer Treue und ich glaube, daß die Erben, ja ich nehme mit Bestimmtheit an, daß sie so klug sind, sich den verdienten Mann durch Gewährung der Teilhaberschaft zu sichern."

„Sie sind der Ansicht, daß das noch nicht geschehen ist und sagen, daß Krapp dreißig Jahre der eigentliche Leiter gewesen?" fiel ihm der andere ins Wort.

„Wenigstens ist darüber nichts bekannt geworden. So viel ich mich erinnere, ist dem Alten nicht einmal die Prokura übertragen worden. Allein ich kann mich irren — und jedenfalls wird man nachholen, wenn etwas versäumt sein sollte."

Die beiden Herren gingen eben an einer Gruppe vorüber, deren Mittelpunkt ein etwa siebenzigjähriger Mann bildete, den der Herr im Pelz freundlich als Herrn Krapp grüßte. Sein Begleiter wendete sich schnell um, als wäre ihm die Aufschrift eines Grabsteins im Vorübergehen nicht ganz deutlich geworden und faßte dabei den Mann, der eben Gegenstand der Unterhaltung gewesen war, fest ins Auge. Ein Blick genügte, ihn davon zu überzeugen, daß er da keinen vom Glück begünstigten Sterblichen vor sich sah. Die mittelgroße Gestalt Krapps war schon leise gebeugt, der ausdrucksvolle Kopf mit der großen ein wenig gebogenen Nase, den kleinen grauen ernsten Augen, und verhältnismäßig frischen Farben, war von schlichtem, silberweißem Haar eingerahmt, das noch mehr als die zahlreichen feinen Furchen im Gesicht die hohe Zahl der Jahre verriet. Das Äußere des Alten war untadelhaft, jedoch bemerkte ein geübtes Auge sofort, daß der Träger der bereits stark abgebürsteten Kleidung und des nicht mehr der Mode entsprechenden Cylinders durchaus nicht glänzend gestellt sein könne.

„Das also ist der Krapp!" äußerte der kleine Lebhafte, sich wieder zu seinem Freunde wendend, „der muß doch seine siebenzig auf der Schulter haben!"

„Oder mehr," lautete die Erwiderung, „und es ist mir stets unbegreiflich gewesen, aus welchem Jugendborn der Alte, der sich Zeit seines Lebens nie eine Erholung gönnen konnte, der den Mauern unsrer Stadt nicht einmal den Rücken zugekehrt, doch die bewundernswerte Kraft schöpft, mit der er alle Obliegenheiten erledigt."

„Donnerwetter!“ fluchte der Kleine laut, „siebenzig Jahre — den hätte Wechsler doch längst in den Ruhestand versetzen müssen. Ein Mann, der ihm ein ganzes Menschenalter hindurch zu seinem Reichtum verholfen, den mußte er so stellen, daß der Alte gar nicht erst auf seines Chefs Nächstenliebe — ja das bedeutete doch das Relief am Mausoleum — auf dessen Nächstenliebe zu warten nötig hatte.“

„De mortuis nil nisi bene!“ begütigte der Vornehmere von beiden.

„Ach ja!“ wies ihn jener ärgerlich zurück, „gehen Sie mir mit dem nichtsnutzigen Wort. Wo Kritik am Platz ist, darf ihr weder Ort noch Zeit Beschränkung auferlegen. Gutes über den Toten, wenn er es verdient!“

„Ich gebe Ihnen zu, daß Ihr lebhaftes Interesse, und ich darf wohl sagen Mitleid mit dem braven Krapp gerecht und billig ist. Allein urteilen oder verurteilen Sie erst, wenn das Testament Wechslers geöffnet ist.“

„Nun gut! wir werden ja sehen,“ — mit diesen Worten verloren sich die beiden Trauernden in dem am Ausgang des Friedhofs dichter werdenden Gedränge.

— — Und das Testament war geöffnet. In dem alten Geschäftshaus im Innern der Stadt bildete es heute das einzige Thema im Gespräch aller Angestellten. Im großen Privatkontor der ersten Etage waren die Erben versammelt und teilten jedem der Beamten mit, was ihm nach dem letzten Willen des Erblassers als Vermächtnis zugefallen. Mit Spannung sah man dem Augenblick entgegen, wo wieder einer den interessanten Raum verließ und aus seinen Mienen suchte man die Größe des Geschenkes zu ermitteln, ehe man mit Fragen in den Beglückten drang.

Als Herr Krapp am Abend dieses ereignisvollen Tages seine Arbeitsstätte verließ, wurde er von zwei Markthelfern, die noch eben eifrig aufeinander losredeten, sehr ehrerbietig gegrüßt. Dann fuhr der eine, indem er mit dem Daumen über die rechte Schulter nach dem sich eben entfernenden Vorgesetzten wies, gedämpften Tones fort: „Wahr muß es sein! Uns Markthelfers alle und was die Commis sein, hat der Alte reichlich bedacht. Fünfhundert Mark is for unser eenen keene Kleenigkeet nich. Aber sagen muß ich's, mei Lebtag versteh ich's nich, wie er unsern ollen Krapp so schuftig hat behandeln können!“

„Nu? weeßt Du denn, was er jekriecht hat?“ — „J nu freilich weeß ich's! Ä simples Bild von Wechslern in eenem noch simplern Rahmen un än schwarzen Pelz, den der Herr selbst halb abgetragen. Ne, alles was recht is, aber so was geht über die Hutschnur!“

— Es war ein Glück, daß Krapp nichts von dem hörte, was da eben ausgesprochen wurde. Hätte es doch nur dazu beigetragen, sein Gemüt noch trauriger zu stimmen, als es durch die neue Enttäuschung, die ihm heute

widerfahren, ohnehin ſchon war. Viel ſchmerzlicher hatte es ihn ja berührt, daß ihm vor einem Jahre noch ein Jüngerer als Prokuriſt vorgeſetzt war, ihm, mit dem der Cheſ des Hauſes ſo lange Jahre hindurch alle Maßregeln beraten hatte, die zur Aufrechterhaltung der Größe und Würde des Hauſes unerläßlich ſchienen. Aber trug er nicht ſelbſt ſchuld an dem Beſtand ſeines Geſchickes? War es nicht ein thörichter Stolz, Mangel an Selbſtbewußtſein geweſen, daß er nicht ſchon vor zehn, zwanzig Jahren vor ſeinen Herrn hintrat und eine Bezahlung forderte, die ſeinen Kenntniſſen und Leiſtungen angemeſſen geweſen wäre. Ja, jetzt ſah er es ein, daß in dieſer Welt der Stolz nicht am Platze ſei, wo das gute Recht auf Anſprüche vorhanden. — Immer im ſtillen hatte er gehofft, ſein Herr würde ihm die beſcheidene Summe erhöhen, die er ſo lange bezogen. Aber der Grundſatz „niemandem mehr geben, als er fordert" mochte auch für Wechsler beſtimmend geweſen ſein. Und wie immer, wenn ihm Widriges zugeſtoßen, ſuchte Krapp ſich Entſchuldigungen und Gründe ausfindig zu machen, warum und daß es ſo und nicht anders hatte kommen müſſen. — Und ſo hatte er ſich aus der gedrückten Stimmung, in der er das Geſchäft verlaſſen, zu ſeiner alten Seelenruhe zurückgeführt und die Seinen nahmen nicht wahr, welcher Schmerz das Innere des braven Mannes durchtobte, als ihm auch nach dem Tode Wechslers die gebührende Anerkennung für treue Arbeit verſagt blieb.

Allein dieſem harten Schlag folgte bald ein zweiter, deſſen Wucht der Alte nicht mehr gewachſen war . . . . . .

Monate waren ſeitdem vergangen. Wie immer ſtand Krapp an ſeinem Pulte, ſichtete die mit der letzten Poſt eingetroffenen Briefe und verteilte die Arbeit an die jungen Leute, die ihm wegen ſeiner großen Liebenswürdigkeit und ſeines ſtrengen Gerechtigkeitsgefühls herzlich zugethan waren. Der Prokuriſt befand ſich wie ſeit mehreren Tagen um dieſelbe Stunde im Privatkabinett des Chefs, wo man den Inhaber der größten Buchhandlung am Platze zu wer weiß welch geheimnisvollen Unterhandlungen erwartete. Ein elegantes Coupé von zwei ſtattlichen Füchſen gezogen hielt vor dem Hauptportal des Geſchäftshauſes. Der Herr, der es nicht ohne einige Beſchwerde verließ, war von unterſetzter Geſtalt. Das dicke gerötete Geſicht nicht minder als der behäbige Leib verrieten den Schüler Epikurs. Nachdem er in kurzen Worten den Kutſcher bedeutet, die erhitzten Roſſe nicht ſtehen zu laſſen, ſondern in nicht zu großen Entfernungen auf- und abzufahren, ſchritt er auf ein dickes Rohr geſtützt der zu den Geſchäftsräumen der Firma C. Wechsler & Co. führenden bequemen Treppe zu. Mit flüchtigem Gruß bewegte er ſich an den emſig arbeitenden Commis vorüber nach dem hell erleuchteten Privatkabinett, wo ihn der Vertreter der Erben Wechslers,

Dr. Fedeler, einer der Schwiegersöhne, mit verbindlichem Lächeln bewillkommnete.

„Wollen Sie gefälligst diesen Stuhl benutzen, Herr Kelter? Der Platz am Ofen wird Ihnen nach der Fahrt durch die noch immer scharfe Luft nicht unangenehm sein.“ Und mit einer Handbewegung wies er dem eben eingetretenen Geschäftsfreund den bevorzugten Platz an. „Wenn es Ihnen recht ist, lassen Sie uns heute die letzten Dinge erledigen, damit wir bereits morgen dem Notar die formelle Ausführung unserer Angelegenheit übertragen können.“ — „Haben Sie die erforderlichen Bücher und von Herrn Kelter gestern erbetenen Papiere zur Hand, Herr Helbig?“ wendete sich Dr. Fedeler an den Prokuristen, der mit der Erteilung der gewünschten Auskunft alsbald begann. Die Unterhandlungen währten heute nur kurze Zeit; es waren nur Formalitäten im Vertrag, deren endgültige Feststellung nicht auf den geringsten Widerstand bei den Beteiligten stieß. Als der Prokurist die Bücher unterm Arm das Kabinett verließ, war der Verkauf des wichtigsten Teiles des großen Geschäfts, der Commissionshandlung, zur Thatsache geworden. Helbig wurde von den Erben zum Führer der Geschäfte der Verlagshandlung ernannt und ihm außer einem glänzenden Gehalt auch ein ansehnlicher Teil an dem Reingewinn zugesichert. Eine jugendfrische Kraft mußte dem Geschäft besonders in so schwierigen Verhältnissen um jeden Preis erhalten werden. —

„Na! was haben Sie denn noch für Schmerzen, lieber Fedeler,“ begann Kelter in seiner jovialen Weise, als Helbig die beiden Herren verlassen hatte.

Der Angeredete schien um die Antwort verlegen. Wenigstens ging er, in nervöser Unruhe seinen Bart zwiebelnd und mit der Rechten in der Tasche die Schlüssel schüttelnd, mit großen Schritten in dem überheißen Raume auf und ab. Endlich warf er sich in seinen Stuhl zurück und erwiderte in etwas unsicherem Tone: „Sie werden begreifen, daß ich nicht gern über diesen Punkt in Helbigs Gegenwart sprechen mochte. Betrifft es doch einen seiner Kollegen, Herrn Krapp.“

„So, so?“ — ließ sich Kelter vernehmen — „wollte Sie doch schon fragen, was Sie mit dem für Absichten haben?“

„Im Namen sämtlicher Erben habe ich Ihnen mitzuteilen, daß der von uns soeben abgeschlossene Verkauf noch an die eine von Ihnen sehr leicht zu erfüllende Bedingung geknüpft ist —“

„Daß ich Herrn Krapp mit kaufe,“ fiel ihm der andere mit schneidender Schärfe ins Wort.

„Bitte! nicht diesen Ton, verehrter Kelter. Der Mann geht dem Abschluß seines zweiundsiebenzigsten Jahres entgegen. Über dreißig Jahre ist

er im Kommissionsgeschäft unseres Hauses thätig gewesen. Sie werden mir zugeben, daß wir den alten Mann im Verlagsgeschäft nicht gebrauchen können. Müßte er sich doch erst in eine ganz andere Welt hineinfinden."

„Eine Zwischenfrage erlauben Sie mir wohl? Welches Gehalt hat Herr Krapp in dieser Zeit bei Ihnen bezogen?" —

„So viel ich aus den Büchern ersehen habe, ist er von 400 Thalern auf 800 gesteigert worden."

„Eine enorme Bezahlung in der That!" spottete Kelter, „und Sie verlangen, daß ich diese von Ihnen aufgebrauchte Kraft in meinen Dienst nehme? Ich muß gestehen, daß ich die zarte Fürsorge Ihrer Familie für Herrn Krapp bewundere, daß ich mich aber nicht entschließen kann, den Alten in meine Dienste zu nehmen. Wenn ich Ihnen meine offene und ehrliche Meinung sagen soll, so wäre es schon Wechslers Pflicht gewesen —"

„Weiß schon, weiß schon!" unterbrach ihn Fedeler erregt. „Allein wie kommen wir dazu, das gut zu machen, was unser Herr Schwiegerpapa versäumt? Es wäre ja auch nicht nötig, daß Sie Krapp so stellten, wie er bisher gestanden. Wenn Sie ihn auf ein Jahr vorläufig behielten mit 600 Thalern, mit Rücksicht darauf, daß er in Ihrem Hause sich doch ganz andere Prinzipien zu eigen machen muß."

„Das ist's ja eben!" fuhr Kelter auf, „in Ihrer schönen Menschlichkeit scheuen Sie sich, dem alten treuen Diener des Hauses wie einem Hunde einen Fußtritt zu geben und muten ihm zu, was Sie ihm angeblich ersparen wollen, daß der alte Baum sich noch einmal versetzen lassen soll in ein Terrain, das ihm wer weiß wie bekommen wird."

„Mißverstehen Sie uns nicht!" bat der andere. — „Da ist nichts mißzuverstehen." — Kelter erhob sich. — „Sie haben keine Lust, von dem Gelde, das Ihnen jetzt zugefallen ist, soviel abzugeben, als dem Alten nicht zwar von sogenannten Rechtswegen, aber auf Grund einer anständigen Gesinnung schon längst gebührte. Und darum verschmähen Sie es nicht, Ihre Pflichten mir zu unterstellen, indem Sie an die Seele des Krapp unseren ganzen Handel knüpften. Das nenne ich Seelenverkauf, mein Herr, an dem ich keinen Teil haben will. Ich kaufe das Geschäft zu den abgemachten Bedingungen. Können Sie Herrn Krapp bewegen, in mein Haus überzutreten, gleichviel zu welchen Bedingungen — sofern sie der vorteilhaften Fortführung der Geschäfte nicht im Wege sind," fügte er schnell besonnen hinzu — „ich bin einverstanden. Aber verlangen Sie nicht von mir, daß ich die nötigen Schritte thue. Morgen erwarte ich Ihren Bescheid." Und mit flüchtigem Gruße war Kelter davongeeilt. —

Seelenverkauf! donnerte es dem Zurückgebliebenen noch in den Ohren. Aber mit geringschätzigem Lächeln erwehrte sich Fedeler der Regungen seines

Herzens, die einen Moment, aber auch nur einen, den Sieg über seinen kalt berechnenden Sinn zu gewinnen drohten. „Alberner Moralpauker," murmelte er zwischen den Zähnen. „Was liegt uns an der Achtung des alten Krapp, mit dem wir — die Erben — ja nie in persönlichen Beziehungen gestanden haben. Die Maschine ist ausgeleiert, die Feder, die sie in Bewegung erhielt, verrostet. Vier Geschwister sind's, käme auf jeden 200 Thaler, bare 600 Mark, die uns die Erhaltung dieser für uns wertlosen Existenz kosten würde. Geben wir diesem sentimentalen Kelter erwünschte Gelegenheit, seine Nächstenliebe zu bethätigen, für die er so mächtig reden konnte."

Er drückte auf einen Knopf neben der Thüre des Comptoirs. „Ich lasse Herrn Krapp noch auf wenige Minuten bitten." Der Comptoirdiener verschwand, und bald erschien auf der Schwelle der Alte, der in der späten Abendstunde fast noch der einzige Arbeiter in dem weiten Bureauraume war. Die jüngeren Commis und die Buchhalter hatten ihren Platz schon längst geräumt.

„Setzen Sie sich, Herr Krapp. Bitte! — Was ich Ihnen jetzt mitteilen muß, wollen Sie gefälligst nicht als meinen persönlichen Entschluß, sondern als das Resultat langwieriger Auseinandersetzungen in der Familie Ihres langjährigen Chefs ansehen. Ich schicke das voraus, um mir etwaige Vorwürfe zu ersparen."

Mit weit aufgerissenen Augen, in vorgebeugter Haltung, in spannender Erwartung sah Krapp dem entgegen, was da kommen sollte. Daß es nichts gutes sein konnte, deuteten ihm die letzten Worte des Dr. Fedeler klar an. Aber Vorwürfe? — Was konnte man ihm anhaben wollen, der sich nie aufgelehnt, alles, selbst das Drückendste ohne Murren hingenommen?

„Vom 1. Juli dieses Jahres ab sehen wir uns, so leid es uns thut, durch die Umstände gezwungen, auf Ihre so schätzenswerten Dienste zu verzichten."

Krapp fuhr bei diesem Worte zurück, ihm flimmerte vor den Augen, er schwankte im Sessel hin und her, einer Ohnmacht nahe. Seine Hände klammerten sich förmlich an die Armlehnen, als wollten sie es verhindern, daß Krapp losgerissen würde von dem teuren Boden, auf dem er so lange Jahre gewurzelt.

Sein Gegenüber schien nichts von alledem zu merken. Mit fester Stimme fuhr er fort: „Herr Kelter hat uns das Kommissionsgeschäft abgenommen. Da wir Ihnen im Verlagshandel begreiflicher Weise keine Stellung zuweisen konnten, glaubten wir in Ihrem Sinne zu handeln, wenn wir Herrn Kelter ersuchten, Sie auf Ihrem Posten zu belassen." — Krapp hatte sich erhoben. Mit geballten Fäusten stand er, bebend am ganzen Leibe, vor Fedeler. Einen Augenblick schien es, als wolle er seinen Gegner

zermalmen, so blitzte sein Auge. — Unbeirrt, nur eine Nuance schärfer im Tone, gerade vor sich hinstarrend, deklamierte Fedeler weiter: „Vorausgesetzt, daß Sie sich mit einem Gehalte von 600 Thalern zufrieden erklären, ist unser Geschäftsfreund auch bereit, Sie vorläufig auf ein Jahr zu beschäftigen.“ —

„O, diese Gemeinheit!“ stieß Krapp röchelnd hervor, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß das Schreibzeug umstürzte und ein Strom von Tinte, untermischt mit Sand, sich über die Verkaufsbedingungen ergoß, die noch ungeschlossen auf dem Tische lagen.

„Herr!“ — schrie Fedeler auf. Aber schon hatte sich Krapp, der erschöpft in den Stuhl zurückgesunken war, als brenne ihm der Boden unter den Füßen, aus dem Kabinett entfernt. Eiligst ergriff er Hut und Stock und, so schnell es die alten Glieder erlaubten, mit hochgehender Brust jagte er durch das Menschengewühl durch die schon erleuchteten Straßen seiner Wohnung zu. „Verzichten“, stöhnte er, „vorläufig“, „auf ein Jahr“, „600 Thaler“, „was dann? was dann?“ kam es unausgesetzt von seinen Lippen, sodaß die Vorübergehenden auf den Lautsprechenden aufmerksam wurden.

Mit zufriedenem Blick überflog eben die Gattin Krapps, eine hochgewachsene Frau mit fein geschnittenem Gesicht, den einfachen, aber sauber gedeckten Abendtisch und prüfte, ob auch nichts, was der Bequemlichkeit des Alten dienen könnte, fehle. Als sie sich, von rastlosem Schaffen erschöpft, in ihren bequemen Lehnstuhl niederließ, sagte sie sich — wie sie es oft zu ihrer Beruhigung und Erquickung that —, daß sie jedem etwaigen Vorwurf hausfräulicher Kritik gelassen entgegensehen könne. In der That blitzte das geräumige, wenn auch etwas niedrige Zimmer vor Sauberkeit. Die alten, in ihrer Form unschönen Möbel waren in Glanz und Reinlichkeit untadelhaft, die weißen Gardinen in ihrer leise bläulichen Färbung und ungekünstelten Schürzung erinnerten daran, wie fest die Frau des Hauses an der Art der Mutter, an dem Brauch der älteren Zeit, hielt. — Frau Krapp fuhr auf — sie sah nach der Uhr — allerdings war das die Stunde, wo sie ihn erwarten mußte — aber das ist nicht sein Gang, so hastig, so ungestüm. Da hörte sie ihn schon an der Saalthür, eilte auf den schmalen Korridor hinaus, um den lieben, immer gleich freundlichen Mann zu begrüßen. Heute aber stürmte er, immer mit den Armen herumfuchtelnd, an ihr vorüber, hing Hut und Stock an den Haken am Ende des Korridors auf und war schon im nächsten Augenblick in der Stube, wo er auf dem Sofa zusammenbrach und, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, in lautes Weinen verfiel. Wie gelähmt vor Schreck hatte Frau Krapp dagestanden, jetzt beugte sie sich zu dem Alten nieder, strich zärtlich über das weiße Haar und bat ihn in den liebevollsten Worten um Aufschluß über den Schmerz,

der ihn in nie gesehener Größe erschütterte. — Allmählich — stockend unterbrochen von Aufwallungen ohnmächtiger Wut war seine Rede gewesen, als er der treuen Lebensgenossin die brutale Behandlung erzählte, die ihm widerfahren. Als wäre sie dem Unglück nicht gewachsen, saß auch die Frau stumm, regungslos, die Hände gefaltet neben dem Alten.

Nun trat auch der Sohn ein, ein junger hübscher Mensch von etwa fünfundzwanzig Jahren, der seine Eltern mit wahrhaft kindlicher Liebe verehrte, aber von seinem Vater einen Fehler in seinem ganzen Umfang geerbt hatte: den Fatalismus, den Glauben an ein blindes Walten des Schicksals, dem zu entgehen kein Mensch versuchen müsse. Gutherzig, energielos. Kaum hatte er von seines Vaters schmählicher Entlassung und Degradation gehört, als auch in ihm das Blut in Wallung kam. Wie ein Besessener lief er in der Stube einher, kurze Sätze ausstoßend: „Ich lasse meinen Vater so nicht behandeln" — „Himmel und Erde in Bewegung setzen" — „Gemeine Bande" — und mit einem Male faßte er nach einem Teller und schleuderte ihn in wildem Grimme zur Erde, dann ein Glas und wieder einen Teller — und nach wenigen Augenblicken stürzte er aus dem Zimmer, um schließlich gleichfalls in schwächliches Weinen auszubrechen. Das war alles! Von einem Handeln konnte weder bei dem Alten, noch bei dem Sohne die Rede sein. Aber wie schon so oft kam auch in diesem Falle der schwergeprüften Frau der rettende Gedanke, aus dem sich, unterstützt durch eine feste Willenskraft und besonnene Entschlossenheit, die befreiende That hervorrang.

Am folgenden Tage mußte Krapp das Bett hüten. Der herbeigerufene Arzt verordnete starke Weine, nährende Speisen und größtmöglichste Schonung. Eine ledige Schwester Krapps teilte sich mit seiner Gattin in die Pflege. Als in den späteren Nachmittagsstunden der Greis in einen tiefen Schlaf verfiel, entfernte sich seine Frau unter dem Vorwand, in der Stadt noch Besorgungen machen zu müssen und mit der an ihre Schwägerin gerichteten Bitte, ihren Gatten bei seinem Erwachen auf ihr baldiges Wiederkommen zu vertrösten.

Mit einem Blick voll Liebe und Leides auf den Kranken verließ sie das Gemach, legte schnell ihr vielgetragenes schwarzseidenes Kleid an, setzte einen mit schwarzen Spitzen besetzten Hut auf das dünne Haar und stieg geräuschlos die drei Stiegen des großen Miethauses hinab. —

An einer langen Reihe von Gemächern vorüber wurde Frau Krapp in ein kleines, trauliches Zimmer geführt, von dem aus man einen unbehinderten Ausblick auf das frische Grün des nahen Stadtparks hatte. Ihr war Zeit genug vergönnt, sich in dem reich ausgestatteten Raume umzusehen, da die gnädige Frau sich noch auf einen Augenblick hatte entschuldigen

laſſen. Ihr Auge entdeckte trotz des Halbdunkels, das im Gemache wegen der herabgelaſſenen Jalouſien herrſchte, zwei Bilder an der Wand, die ihr bekannt waren: das Portrait Wechslers und eine Photographie der Familiengruft mit dem deutlich erkennbaren Relief „Nächſtenliebe“. Dieſer Anblick feſtigte wieder ihren Mut, der ſchon zu ſinken drohte, als ſie ſich an ihrem Ziele ſah. Da öffnete ſich auch die Thüre und mit freundlichem Gruß trat Wechslers älteſte Tochter, eine Frau von ſehr anmutiger Erſcheinung, auf ſie zu.

„Frau Krapp!? Es iſt ſo freundlich, daß Sie mich auch einmal aufſuchen. Es hat ſich vieles geändert ſeit unſres guten Vaters Tode.“

Frau Krapp war verlegen. Sollte ihr Gegenüber wirklich keine Ahnung von dem Zweck ihres Beſuches haben, da ſie ihn augenſcheinlich als Condolationsviſite auffaßte? Das mußte ſich ja aber gleich herausſtellen. — Sie erwiderte daher: „Ja vieles hat ſich verändert. Und dieſer Veränderung wegen komme ich heute zu Ihnen, verehrte Frau Doktor, denn wir ſind davon wohl am ſchwerſten betroffen.“

„Wieſo? ich verſtehe nicht,“ verſetzte etwas enttäuſcht Fedelers Gattin.

„Es iſt Ihnen doch zweifellos bekannt, daß Ihres Herrn Vaters Erben von dem Geſchäft die Kommiſſionshandlung abgezweigt und an Herrn Kelter verkauft haben?“

„Gewiß! ſeit geſtern — und nun?“

„Nun mein Mann, der über dreißig Jahre —“

„O Gott, Herr Krapp!“ unterbrach ſie Frau Dr. Fedeler, „was iſt mit ihm, er iſt doch gut verſorgt?“

„Ich ſehe, daß Sie von dem Bitterſten keine Kenntnis haben. — Konnte mir's auch kaum denken, daß eine Frau dabei im Spiele wäre.“ Sie trocknete ihr Auge. —

„Meinem Mann iſt gekündigt auf den 1. Juli und ihm die Ausſicht eröffnet worden, in der Stellung, die er bisher bekleidet, verbleiben zu können, wenn er ſich mit einer Kürzung ſeines Gehaltes einverſtanden erkläre.“

„Unmöglich!“ rief die junge Frau aus und ſtampfte zornerregt mit dem Fuße auf. „Und wer? wer, ſagen Sie, hat Ihrem Gatten dieſes Anerbieten gemacht?“

„Im Namen ſämtlicher Erben — Ihr Herr Gemahl!“ — Frau Dr. Fedeler ſchien ſprachlos. Sie ſtarrte vor ſich hin — als ſänne ſie den Gründen zu ſolcher Handlungsweiſe nach.

„Und Ihr Gatte hat natürlich abgelehnt?“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort.

„Mein Mann iſt durch die Mitteilung von ſeiner Entlaſſung ſo erſchüttert, daß ich ſehr ſeinetwegen beſorgt bin. Er liegt zu Bett und weiß

nichts von meinem Hierſein. Ich bitte Sie herzlich, ihm nichts von dieſem meinen Schritt verraten zu wollen. — Er hat — wie ich weiß — noch gar nicht geantwortet — iſt im Gefühl ſchwerer Kränkung davongeeilt und wird — ſein Ehrgefühl iſt zu groß — die Schwelle des Kelterſchen Geſchäfts nicht überſchreiten, wenn — ja wenn von dem neuen Herrn ihm kein Zeichen des Vertrauens entgegengebracht wird."

„Wenn das aber nicht geſchieht — was dann?"

„Das geringe Einkommen iſt ſtets aufgebraucht — dann fallen wir unſerm Sohne zur Laſt," jammerte die Alte, von neuem Thränen vergießend. —

„Seien Sie beruhigt," redete Ihr Frau Dr. Fedeler begütigend zu, — ich verſpreche Ihnen, liebe Frau Krapp, noch heute zu Herrn Kelter zu fahren und ihn zu bitten, in Gemeinſchaft mit mir Ihren Gatten zu verſöhnen. Für alle Fälle aber ſichere ich Ihnen außerdem zu, daß ich meinen Mann bewegen werde, auch die andern Glieder unſrer Familie zur Zahlung einer Penſion zu veranlaſſen, die Sie wenigſtens vor der Not zu ſchützen imſtande iſt."

„Das wollten Sie thun, liebe verehrte Frau!" rief Frau Krapp mit vor Freude geröteten Wangen. „Ja, erkennen Sie denn eine Verpflichtung Ihrer Familie dazu an? Und es bedurfte keines Wortes von meiner Seite, dieſe Überzeugung in Ihnen herbeizuführen? Ach wenn er nur in ſeiner Thätigkeit nicht geſtört wird, ſein Beruf erhält ihn am Leben," und dankbar ergriff ſie die Hand der jungen Frau und drückte ſie an ihre Bruſt. —

Freudige Gefühle durchwogten ihr Herz, als ſie ſich heimwärts begab und als ſie Krapp begrüßte, wußte ſie ſo zuverſichtlich von einer endlichen glücklichen Löſung der böſen Frage zu reden, daß auch auf ihn etwas von ihrer frohen Stimmung überging.

Am Abend des folgenden Tages war er gar überraſcht und beglückt, als ihm ſeine Frau erzählte, daß der neue Herr vorgeſprochen habe und ihr in den zuvorkommendſten Worten ſein Bedauern ausgedrückt habe, daß Herr Krapp, deſſen Verbleiben im Geſchäft von allen auswärtigen Geſchäftsfreunden als geſichert angenommen werde, nicht von ihm perſönlich begrüßt werden könne. Er hoffe jedoch, daß das Unwohlſein bald gehoben ſein werde und ihm dann Gelegenheit gegeben ſei, Herrn Krapp um ſeine fernere Thätigkeit im Geſchäft zu bitten. Krapp vermochte das unerwartete Glück, das ihm der Beſuch ſeines zukünftigen Chefs bedeutete, noch nicht zu faſſen, als ein neues ihn völlig außer Faſſung brachte. — Ein Brief von der Firma Wechsler & Co.!! — Was hatte der zu bedeuten nach der geſtrigen Scene im Comptoir des Prinzipals? — Haſtig und mit zitternden Händen öffnete er das Schreiben — er überflog es — legte es hin — nahm es wieder — fuhr mit der Hand übers Auge — ja da ſtand es doch: die Erben fühlen

ſich in Hinblick auf Krapps langjähriges Wirken im Hauſe Wechsler & Co. bewogen, ihm eine jährliche Penſion auszuſetzen, die ſeinem Gehalt, den er bis zum 1. Juli bezogen, gleich kommen ſolle. — Das war zuviel des Glücks! Endlich eine Anerkennung ſeines treuen Schaffens, eine Anerkennung ſeiner Verdienſte um das alte liebe Haus Wechsler. — Hatte er wirklich das verdient? — Dieſe Frage durchzuckte mit einem Male ſein Hirn und ſtörte vorübergehend ſeine Freude. — Es überkam ihn plötzlich wie Scham darüber, daß er dem Vertreter der Erben gegenüber ſich ſo weit hatte gehen laſſen. Und er beſchloß, ſich ſolcher Anerkennung würdig zu zeigen und die Erben von dem innigen Dankgefühl zu vergewiſſern, das ſie durch ihre hochherzige Zuwendung in ihm erweckt hätten.

Ja es war eitel Licht und Freude in Krapps Hauſe und in ſeinem Herzen! —

Aber lange ſollte leider dieſe glückliche Stimmung nicht Beſtand haben. Die Beſuche, die er bei der Familie Wechslers gemacht, ernüchterten ihn einigermaßen. Nur durch Frau Dr. Fedelers Auftreten fühlte er ſich angezogen und veranlaßt, die Penſion wirklich anzunehmen. Seine Thätigkeit im Hauſe Kelter war ihm anfangs ſehr angenehm geweſen. Bald jedoch trat eine Änderung ein. Die Selbſtändigkeit, die er im Hauſe Wechsler genoſſen, fehlte hier. Alles, auch das Kleinſte war der Beſtimmung Kelters vorbehalten, der ſich freilich in vielen Dingen als pedantiſch und faſt mißtrauiſch erwies. Auch die fremden Geſichter, die Krapp jetzt um ſich ſah, die veränderte Umgebung trugen nicht dazu bei, dem alten Mann die frühere ſchöne Zeit vergeſſen zu machen. Jeder ging ſeiner Arbeit nach, ohne ſich viel um den andern zu bekümmern, und niemand ließ dem Alten beſondere Beachtung zu teil werden. — Das that weh! — In höherem Maße jedoch ſchmerzte ihn das Bewußtſein, nicht in jeder Hinſicht fremde Unterſtützung entbehren zu können. Krapp war nicht ſchwindelfrei und nun ſollte er die hohen Leitern beſteigen und aus den oberſten Fächern der mächtigen Regale die gewünſchten Exemplare von Büchern herabholen. Er ſcheute ſich, ſeine jüngeren Kollegen zu bitten, ihm behilflich zu ſein, und konnte ſich doch nicht ohne Gefahr ſelbſt dieſer Mühe unterziehen. Das rief denn oft in ihm arge Mißſtimmung hervor, die, weil ſie häufiger wiederkehrte, auch länger vorhielt als früher. Seine Frau bemerkte mit großer Trauer, wie ſchnell ſich ihr Gatte veränderte. Er hatte — auch aus ſeinen Äußerungen ging das oft hervor — keine rechte Freude mehr am Beruf und keine am Leben. Ihre Bemühungen, ihn aufzuheitern, aufzurichten, ſollten bald auf immer vereitelt werden.

Der Zufall machte eines Tages Krapp zum Zeugen eines Geſprächs, das er nie hätte hören dürfen, das aber ſo laut geführt wurde, daß es

faſt darauf berechnet ſchien, von ihm vernommen zu werden. Er war eben im Begriff, vom Lagerraum aus in das Geſchäftszimmer Kelters zu gehen, als er darin mehrere Stimmen hörte, unter denen er die Dr. Fedelers deutlich unterſcheiden konnte. Nicht zu ſtören, wollte er wieder zurücktreten, aber wie gebannt blieb er ſtehen, als er ſeinen Namen ausſprechen hörte.

„Ja! Ja! Sie können mir's glauben — ſo wird's gemacht" — das war Fedelers Organ — „am Mittwoch Abend in blinder Wut davongelaufen, ſchickt er ſchon am Donnerstag, — er natürlich mußte ſich, um die Sache recht ergreifend zu geſtalten, der alte Fuchs! ſchwer krank ſtellen — ſchickt alſo ſeine Alte meiner Frau auf den Hals, die natürlich von dem ganzen Geſchäftskram keine Ahnung hat. In ihrer unverzeihlichen Gutmütigkeit —"

Hier wurde der Sprecher von einer gedämpften Stimme unterbrochen — dann hörte Krapp ihn laut weiter reden: „Ah — was iſt es anderes als Gutmütigkeit — ſie läßt ſich von der alten Krapp ſoweit übertölpeln, daß ſie ihr alle möglichen Verſprechungen macht. Natürlich gingen meine Schwäger nicht darauf ein, ihrerſeits zur Zahlung der Penſion an Krapp beizutragen und ich, ich ſitze daran. Sie können mir's wahrhaftig nicht verdenken, wenn ich möglichſt bald davon loszukommen ſuche — nur meine Frau darf nichts davon merken — ſie hat eben Begriffe, wie ſie Frauen meiſt haben: ſentimental, Gefühl, Nächſtenliebe und was der Dinge mehr ſind. Übrigens Kelter ſoll ſelbſt ſehr unzufrieden ſein über Krapps Gebahren und Thätigkeit — ich erwarte ihn eben, um mich mit ihm zu beſprechen. Leider war ich es, der Kelter veranlaßte, den alten Griesgram probeweiſe zu übernehmen und was ich nicht fertig brachte, hat gleichfalls meine Frau bewirkt, die Kelter ſogar vermocht hat, in die Höhle des beleidigten Löwen ſich zu wagen — — — So? — ich will nachſehen —"

Als Dr. Fedeler die Thür öffnete, fand er niemand im Nebenraum. Krapp hatte ſich leiſe davongeſchlichen, und hinter den Büchergeſtellen geborgen lehnte er müde und matt an einer der großen Leitern. Ihm vergingen die Sinne von alle dem, was er da eben gehört hatte. — Alſo alles Täuſchung; was er für freiwillige Anerkennung ſeines treuen Wirkens gehalten, war erzwungenes, von ſeiner Frau erzwungenes Almoſen geweſen. Was ihn ſo unſäglich glücklich gemacht hatte, den Beſuch ſeines neuen Herrn verdankte er der Frau des Mannes, der eben in ſo tödlich verwundender Weiſe von ihm geſprochen, und was da geäußert wurde von ſeiner Zukunft — nicht zu ertragende Roheit, mit der man entſchloſſen war, ihn bei Seite zu ſchieben — o da wäre es wahrhaftig beſſer — —

Es ſchauderte ihn bei dem Gedanken, Hand an ſich zu legen — er ſah ſein Weib — ſeinen Sohn im Geiſte — ein ſonderbares Lächeln

huſchte über ſeine eben noch tieftraurigen Züge. Er hörte Stimmen auf ſich zukommen — wie wenn er mitten im eifrigſten Arbeiten ſei, ſtellte er die Leiter ſteil am Regale empor — war aber ſchon nicht mehr Herr ſeiner ſelbſt, als er die zahlreichen Stufen emporſtieg — ihm wirbelte vor den Augen — aber höher, immer höher ſtieg er — jetzt mußte er am Ziele ſein — „alter Fuchs“ bebten ſeine Lippen, da — war die Leiter nicht ſenkrecht geſtellt? — fühlte er ein Schwanken, wollte zugreifen, aber vermochte keinen Halt zu finden — ein ſchwerer dumpfer Fall — von allen Seiten eilte man herbei — Krapp lag unter der ſchweren Leiter leblos. —

Der Arzt konſtatierte doppelten Schädelbruch, der den ſofortigen Tod zur Folge hatte. —

So war denn allen geholfen! dem alten, müden Pilger die Ruhe zu teil geworden, die man ihm hinieden nicht gegönnt. Sein neuer Herr brauchte ſich nicht mehr zu ereifern über die verbrauchte Kraft, die er zu erhalten habe; die Zahler der Penſion hatten nicht nötig, nach Ausflüchten und Mitteln zu ſuchen, ihm die kärgliche Summe vorzuenthalten. In den Zeitungen aber — da ſtand in überſchwenglichen Worten die Trauer des Hauſes verzeichnet, dem er dreißig Jahre ein treuer Helfer geweſen. Da war es auch rührend zu leſen, wie der Vertreter des Hauſes Wechsler & Co. einen prachtvollen Kranz am Grabe des verdienten Mannes niedergelegt hätte. — Das Grab — ja das Grab liegt nicht weit von dem hochragenden Mauſoleum mit dem ſchönen Relief: Nächſtenliebe!

Beim Amtsvorſteher.

Von Anna v. Rode.

Das Weib
ſoll dem Manne unterthan ſein.

Es war ein wunderſchöner Frühlingsmorgen. Die Erde prangte im Schmuck des jungen Grüns und der erſten bunten Blüten. Der Himmel breitete, wolkenlos, ſein blaues Zeltdach mit der leuchtenden, warmen Sonne darüber, und Blütendüfte und Sonnenſtrahlen ſtiegen auf und nieder, gute Kameradſchaft ſchließend. Sie erfüllten die ganze Atmoſphäre, ſpiegelten ſich in Regenbogenfarben im Tau der Gräſer und machten die jungen Falter trunken und kopflos, daß ſie ohne Rückſicht auf ihr kurz-

bemessenes Leben zwischen Blumen und Sonnenstrahlen hintaumelten. Aus den üppigen Saaten stiegen Lerchen empor zum blauen Himmel, zur goldnen Sonne, sangen von den Wonnen des Frühlings und der Schönheit der Erde; sangen von Glauben und Hoffnung, von Liebe und Einklang; vom Erwachen der Menschenseelen aus langen dumpfen Winterträumen.

„Du liebe, süße Lerche! wie erhebend tönt Dein Lied aus himmlischer Höhe zu den Menschen nieder! Wie unermüdlich bist Du bestrebt, sie mit Dir hinaufzuziehen aus dem Jammerthal ihrer Sorgen und Mühen! Aber nur hin und wieder gelingt es Dir mit einem Sonntagskinde, das den Staub von seinen Füßen schüttelt, sich ins Grüne streckt, um Dir mit Aug' und Ohr, mit seinem ganzen Denken und Empfinden hinauf zur blauen Ferne zu folgen." Die meisten Menschen sind aber keine Sonntagskinder, sie dürfen nicht die Hände in den Schoß legen und ins Blaue starren. Die meisten sind Alltagskinder und haben sich längst abgefunden mit ihrem harten Schicksalsspruch: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen."

Auf den ersten Blick erkennt man, daß jene beiden Menschen, der Mann und die Frau, welche jetzt von der staubigen Landstraße, in den duftenden, lichtdurchfunkelten Waldweg einbiegen, keine Sonntagskinder sind. Wahrscheinlich haben sie in ihrem Leben kaum einmal diese Benennung gehört, und nie darüber nachgedacht, was für Wesen das eigentlich sind. Wahrscheinlich haben sie sich überhaupt niemals mit dem unfruchtbaren Geschäft des Denkens abgegeben; dazu haben sie sicherlich nie Zeit gehabt. Sie haben immer nur gearbeitet, immer nur im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot gegessen.

Und doch sind sie glücklich gewesen; vielleicht glücklicher als irgend eines der bevorzugten Sonntagskinder; glücklich, bis am Abend ihres Lebens ein fürchterlicher Gedanke auch über sie hereinbrach, und sofort zur That geworden ihre Ruhe und Eintracht raubte.

„Das ist nicht länger zum Aushalten! und wenn der Sternbergsche gnäd'ge Herr nicht noch Rat schafft, dann ist auch aller Rat aus!"

Der „Sternbergsche gnäd'ge Herr" war der Amtsvorsteher und Standesbeamte des ersten Bezirkes vom F'schen Kreise, der sich großer Beliebtheit und großen Vertrauens unter seinen Amtsinsassen erfreute.

„Ja wenn er nicht Rat weiß, wer soll denn wissen!? Er ist ja studiert und kalkuliert sich das aus die Bücher, und was einmal geschrieben steht, das ist wahr und bleibt wahr!"

Dies ist die Ansicht der Leute von ihrem Amtsvorsteher, der in seiner Gutmütigkeit und Liebenswürdigkeit ihnen gegenüber sich nicht auf die

Verpflichtungen seines Amtes beschränkte, sondern stets bereit war, auch in privaten Angelegenheiten mit Rat und That Hilfe zu spenden. Fast täglich hatte er Streitigkeiten zu schlichten, Ratschläge zu geben, Briefe an Behörden oder Versicherungsgesellschaften zu schreiben; kurz den lieben Leutchen mehr Zeit zu opfern, als ihm oft lieb, geschweige angenehm war. Oftmals wurde dabei seiner Nase keine kleine Prüfung auferlegt, zumal wenn sich ein ganzes Dutzend Thranstiefel versammelten, die sich, dem gnäd'gen Herrn zu Ehren, ganz frisch und besonders reichlich eingethrant hatten und mit athemraubendem Duft das kleine elegante Arbeitszimmer anfüllten, so daß weder stundenlanges Lüften, noch Zerstäuben von Ambra denselben so bald wieder zu bannen vermochten.

Das Paar, welches in den Waldweg einbog und eiligen Schrittes Sternberg zustrebte, unterschied sich kaum von den andern ländlichen Arbeitern, weder in der Physiognomie, noch in der Kleidung; außer, daß ihre Bewegungen flinker und erregter waren, als es im allgemeinen bei unsrer arbeitenden Klasse der Fall ist. Der Mann hatte kaum das Maß der durchschnittlichen Mittelgröße erreicht. Sein hagrer, etwas gekrümmter Oberkörper war mit einem schweren, blauen Wandrock bekleidet; seine windschiefen Beine steckten in leinenen Drillichhosen, eignen häuslichen Fabrikats, über welche unterhalb bis zum Knie bewußte Thranstiefel reichten, während ein buntes baumwollenes Halstuch und ein alter, ziemlich verrutscht im Nacken sitzender Filzhut den Anzug vervollständigten. Aus dem unbeschatteten Gesicht blitzten ein Paar energische Augen unter ergrauten Brauen. In der einen Hand trug er den dicken „Krückstock", mit dem er unablässig in der Luft herumsuchtelte, während er die andre, bald zur Faust geballt, bald alle fünf Finger ausspreizend, zornig zu dem Weibe erhob oder wie im Ringen nach Selbstbeherrschung in die Hosentasche vergrub. Diese Hände waren vielleicht das einzige Außergewöhnliche bei dem Manne, d. h. weniger im Vergleich mit den Händen seiner Standesgenossen, obgleich diese Art wohl auch selten unter ihnen sein mag, als mit dem, was man im allgemeinen unter diesem Ausdruck versteht. Die biedre Rechte dieses Arbeiters hatte gänzlich ihre ursprüngliche Form und Farbe verloren. Ihre Breite übertraf beträchtlich das Maß ihrer Länge und jeder Finger hatte noch einen oder mehrere verkrüppelte Nebenfinger in Gestalt schwieliger Knorren und Auswüchse. Die Farbe war vollends undefinierbar. Jeder Tag hatte seine Runen hineingegraben, hatte gearbeitet, Farbe und Form dieser Hand zu bilden; und da ihr Eigentümer, wie man so sagt, nur von der Hand in den Mund lebte und diese Hand außer dem eignen noch zehn Mäuler zu versorgen hatte, so mußte sie sich recht sehr in die Breite dehnen, um besser „fluschen" und sich verschlagsamer füllen zu können.

Dem Äußern des Mannes entsprach das des Weibes. Sie war groß und kräftig gebaut. Der dunkle Rock, die anschließende Jacke, sowie die Schürze waren von dem festen, kernigen Leinenstoff, den sich hier die Landleute von dem eigens gebauten Flachs selber spinnen und weben. Ein helles Kattuntuch, kürzlich erst beim Wanderjuden erstanden, verhüllte Brust und Schultern, ein zweites deckte schauerartig den ganzen Kopf. Auch ihre Füße steckten in dicken, thranigen Lederschuhen. In der Hand hielt sie ein sauber zusammengelegtes Taschentuch, das Zeichen des Sonntagsstaates bei dieser Art Leute, während ein Schürzenzipfel seine eigentliche Bestimmung ersetzt. Die Hand der Frau, obgleich braun und hart gearbeitet, hatte sich ihre kleine, edle Form erhalten, welche die Nordländerin von der Süddeutschen auszeichnet. Und wo die neueren Physiologen den Charakter des Menschen aus seiner Hand zu erkennen vorgeben, so werden sie auch in der kleinen, festen Hand des Norddeutschen sein stolzes herrisches Wesen gekennzeichnet finden, das ihn nur zu oft den Südländern unleidlich macht.

Unser Paar hatte aber durchaus keinen Sinn von Schönheitslinien oder Schönheitsregeln. Es war ihm, dem Manne, nur bewußt, daß sie, sein Weib, „ein tüchtig Weib sei", und ihr, daß er, der Mann, „ein ganzer Kerl"! Bedurfte es da wohl noch eines andern Lobes für einander? Schloß das nicht in sich, daß ihre Wirtschaft auf's beste bestellt, daß ihre Kuh die meiste Milch gab, ihre Schweine und Gänse das meiste Fett hatten, ihr Gespinnst, ihr Gewebe stets das allerschönste sei? Kurz, daß die Sorge für des Leibes Nahrung und Kleidung, sowie die Erziehung der Kinder in keinen besseren Händen ruhen konnte?

Trotz alledem durchwanderte dieses Paar schimpfend und gestikulierend den Wald, ohne auch nur einen Blick für die Frühlingswunder, ein Ohr für die süßen Lieder der Waldvögel zu haben. Sie gingen, nachdem der Wald durchschritten, die steile Anhöhe hinan, und standen bald, verschnaufend, an der Hausthür des alten Sternbergschen Herrenhauses.

„Ist der gnäd'ge Herr zu Haus?" fragte der Mann das öffnende Mädchen und fügte hinzu, während das Weib ihr Weinen einstellte und mit der flachen Hand den Staub von seinem Rocke zu bürsten begann: „Melden Sie mich und die Frau an, wir müssen ihn in dringlichen Angelegenheiten sprechen."

„Was giebt es denn? was wollt Ihr denn vom gnäd'gen Herrn?" fragte neugierig das Mädchen, erhielt aber eine sehr lakonische, fast grobe Antwort; sie solle es erfahren, wenn sie mal selbst Herr Amtsvorsteher geworden, vorher gehe sie seine Sach' nichts an und habe sie ihn beim gnäd'gen Herrn einfach zu melden.

Wenige Minuten darauf öffnete Herr Sternberg, eine große, stattliche

Erſcheinung, die Thür ſeines Zimmers und ließ das Paar eintreten. Ehrerbietig, den Ärmel ſeines Rockes zum Gruße mit den Lippen berührend, traten beide gleich wieder vor ihm zurück und harrten beſcheiden an der Thüre auf des Herrn Anrede.

„Wie heißt Ihr?“ lautete dieſelbe, zum Manne gewandt.

„Auguſt Waſchwill.“

„Und Ihr?“ zur Frau ſich wendend.

„Amalie Waſchwill. Ich bin die Frau.“

„Kinder, weshalb kommt Ihr denn gleich beide? Es genügt ja, wenn zum Anmelden einer ins Amt kommt.“

„O wir haben ja nichts anzugeben,“ ſchluchzte die Frau, das zuſammengelegte Taſchentuch in den Fingern windend und den Schürzenzipfel zu Naſe und Augen führend. „Die Kinder ſind ja, Gott ſei Dank, alle geſund und am Leben, und ans Freien hat ſonſt ja auch noch kei nes weiter gedacht. Das iſt man von wegen dem Kerl, daß ich hier bin.“

„Ja, das iſt man von wegen das infamigte Weib, daß ich hier bin,“ platzte nun auch der Mann heraus.

Sternberg aber, der heute gar nicht zu Privatangelegenheiten der Art aufgelegt, da er lieben Beſuch bei ſich im Hauſe hatte und mit dieſem ſich ganz dem Genuß des ſchönen Frühlings hinzugeben wünſchte, ſchnitt ihm energiſch das Wort ab.

„Leute, mit ſolchen Zänkereien laßt mich heute ungeſchoren, damit geht zum Schiedsmann, wenn Ihr Euch nicht aus eigener Einſicht vertragen könnt, was Gott geklagt ſei, bei Eueren Jahren.“

„Na ſiehſt's, ſagt' ich Dir das nicht?“ wandte ſich hierauf der Mann zu ſeinem Weibe. „Aber gnäd'ger Herr, ſo ein Frauenzimmer muß allwegens ihr Stück durchſetzen; muß immer klüger ſein als der Mann, und wenn ſie ſich gleich auf den Kopf ſtellt. Nu' hat ſie mich hierher geſchleppt und nu' ſoll's von hier zum Schiedsmann geh'n, von dem zum Landrat, von dem zum Kreisausſchuß, und wenn das ſo weiter nach ihr ging, dann ſchleppt' ſie mich am liebſten gleich bis vor unſern allergnädigſten Herrn König ſelbſt. So'n verfluchtes Weib! Das nich' mal weiß, was ihr zukommt und was unſ' Herrgott ihr ſchon in der Bibel anbefohlen hat! Denn ſagen Sie mal, gnäd'ger Herr, ſteht das nich' in der Bibel: Das Weib ſoll dem Manne unterthan ſein und er ſoll ihr Herr ſein?“

Sternberg, deſſen Aufmerkſamkeit durch die Ungewöhnlichkeit dieſer Frage angeregt, antwortete lächelnd: „Ja, ja, das ſteht wohl in der Bibel! Aber damit iſt nicht etwa geſagt, daß der Mann die Frau mißhandeln und ſchlagen, oder ſie zu ſchlechten Handlungen zwingen darf.“

„Na nun hörſt's auch vom gnäd'gen Herrn,“ hub wieder weinend die

Frau an. „Ich sagt's ja: wenn noch einer, dann schafft der gnäd'ge Herr Sternberg Rat. So war das auch nicht länger zum Aushalten! Tag für Tag nichts als Gezank! Das schönste Essen schmeißt er mir an den Kopf; die Kinder schlägt er zu Schanden, und mich selbst schlägt er nicht bloß, denn wenn er mich schlägt, da sag ich nichts, denn schlagen darf er mich, dafür ist er Mann; aber er würgt mich!"

Heulend barg sie ihr Antlitz in die Schürze, während der Mann zornfunkelnd das Wort ergriff:

„Nein! nein! Leut', hört einer bloß das vermaledeite Weib an! Ist das mit solchem Mensch länger auszuhalten?! Unterfängt sich, vor meinen eignen Ohren mich vor unserm gnäd'gen Herrn Amtsvorsteher zu versuchsschwänzen! Da muß ich mich denn doch verdefendieren! — Sehen Sie, gnäd'ger Herr; was sein muß, muß sein! Fragen Sie sie selbst, ob ich lügen thu', das nichtsnutz'ge Weib kount' sich weder über Schlagen, noch Würgen beschweren, solang' sie ihre Pflicht und Schuldigkeit that, und sich nicht mit meine alleinige Angelegenheiten mengelierte. Fragen Sie sie selbst, gnäd'ger Herr, ob sie in die dreißig Jahr, die wir zusammen hausen, bislang über mich klagen konnt? Ob ich einmal besoffen gewesen, sie einmal geschlagen oder gewürgt hab? — Gott bewahr! wir hausten zusammen accurat wie Brautleute, und was sie anstellte, war mir allemal recht; wenn sie sagte: ‚Mann, wir müssen unsre Kuh zum Markt treiben, sie taugt mehr zu nichts,' sagt ich: ‚gut! geh hin und kauf Dir 'ne bessre.' Und sagte sie: ‚Mann, ich habe heute vormittags unsre Schwein' an den Schweinstreiber verkauft,' sagt ich: ‚schön, Du wirst das Geld schon brauchen,' und fiel mir nie nicht ein zu fragen: was hat er gegeben? Wenn aber der Erste kam, brachte ich mein' ganzen Verdienst; und in die dreißig Jahr wird wohl dran nie nicht ein Dittchen gefehlt haben, wenn ich sagte: Da hast, zähl nach. Und was sie wollt', war mir all lang recht, und was sie gekocht hatte, hat mir immer schmeckt; und in dreißig Jahr hatt' ich mir in den Kopf gesetzt, daß kein Mann solch tücht'ges Weib hätt' als ich, und war dreißig Jahre mir ein Plaisier für sie und die sieben eigne und darnach auch für die zwei fremden Kinder zu raggen, die sie sich vor neun Jahren aufhalsen that, obschonst sie uns nichts angingen. ‚Na,' sagt ich, ‚man zu, wenn Du an Deine eignen sieben Bälg' noch nicht genug hast.' Und nu' muß ich sie doch noch als den abgeseimten Satan selbst erkennen!"

Er schwieg und fuhr sich mit der Riesenhand über die Stirn, um die Schweißtropfen abzuwischen und an der Hosennaht zu trocknen, während er unversöhnlich sein schluchzendes Weib anblickte.

Sternberg, den die Sache zu interessieren begann, warf halb amüsiert ein: „Die alte Geschichte: Die Weiber, die Weiber machen dem bravsten

Mann den Kopf heiß!" und erkundigte sich bei der Frau, womit sie den trefflichen Mann erzürnt habe, und weshalb sie ihn nicht mehr leiden könne, nachdem sie doch dreißig Jahre zusammen glücklich gelebt?

„Nicht leiden!? Ich meinen Mann nicht leiden? Wer kann das von mir sagen?!" fuhr das Weib auf. „Ich geh für ihn durch Wasser und Feuer! und das braucht mir keiner zu sagen, daß ich, die Waschwillsche, meinen alten Waschwill nicht leiden soll, weil er nach dreißig Jahr Ruh und Frieden eines Tags den Koller kriegte und falsch und granhaftig wurd. Mag er mich schlagen, auch würgen! ich bin ihm in dreißig Jahren gut gewesen und bin es noch zur Stund."

„Ja," sagte Sternberg, indem er teils belustigt, teils ratlos das sonderbare Ehepaar betrachtete, „an Euerm Streite sind dann wohl gar die Kinder Schuld? Gewiß verlangt der Vater, der Junge soll werden, was er selbst ist, Knecht oder Gärtner, die Mutter will ihn dagegen vornehmer, als Tischler oder Schneider sehn. Und da zanken und prügeln sich gar die beiden Alten um den Bengel, der weder eines noch das andre wird, sondern, nachdem er ausgedient, beim Militär bleibt und wenn er tüchtig, auch klug daran thut, und sein Glück machen kann; oder," schloß er seine Frage, „sind gar die fremden Kinder zum Zankapfel geworden?"

„Ach! gnäd'ger Herr, über die Kinder ist nichts zu klagen; die sind uns alle sieben gut eingeschlagen; die haben das vierte Gebot nicht umsonst gelernt, und da ist nicht eines, das einen andern Willen als Vater und Mutter hätt'," erklärten beide fast einstimmig und huben abwechselnd an, ihren Kummer ganz vergessend, die Tugend der Kinder zu preisen.

Da war der Älteste, der Karl, als schmucker Kutscher auf einem Gute bei Königsberg, wo er das Stubenmädchen geheiratet, und mit dem die Herrschaft all so sehr zufrieden, daß sie ihm gleich Lohn zulegten, als er letztes Jahr fort wollte, um den Eltern näher zu ziehn. Dann rühmten sie die vortreffliche Tochter Mine, die in der Stadt schon vier Jahre auf derselben Stelle als Köchin diene, und deren Frau gesagt, sie solle bei ihr bleiben, bis sie mal heirate, sie werde ihr dann die Hochzeit ausrichten. Darauf folgten die Jette und die Auguste, die ja beide, wie der gnäd'ge Herr sich besinnen wird, im Herbst gefreit haben. Und der Offizierbursche Friederich war sicherlich keine geringe Persönlichkeit, während der Franz erst nächstes Jahr zum Militär ginge, und bis dahin es gut in R. bei den jungen Pferden angetroffen. Dann war noch die Jüngste, die Liese, die halbwegs schwächlich und sich die Schneiderei gelehrt, auch schon ihre eigne Maschine habe und bei ihr Lehrfräulein zur Aushilf' geblieben. So waren die sieben eignen Kinder ganz nach Wunsch geraten und gut versorgt; und was gar die fremden betraf, „na, die sind all wahrhaftig keinem zur Last gewesen,"

schloß das Weib die langatmige Mitteilung, mit Seufzern und Thränen sich wieder der Gegenwart erinnernd, während ihr Mann bestätigte: „Nein, nein, das braucht all keiner nicht zu sagen, daß sie mir zur Last wurden! Sie wurden mir zu lauter Freud'. Und nun, weil die andern alle aus dem Haus, wäre das schlimm für uns Alte, wenn wir nicht den Michel und die Hanne hätten. Ich kann auch bloß sagen, sie sind mir wie die eignen Kinder ans Herz gewachsen und glauben auch selbst nicht anders, als daß sie unsre leiblichen Kinder sind." Darauf verstummte auch er und verfiel wieder in seinen alten Trotz.

Sternberg war an seinem Schreibtische in Nachdenken versunken. Er hatte ja täglich schon seit vielen Jahren mit diesen einfachen Leuten zu thun gehabt; hatte ihre Angelegenheiten, ihre Schicksale, ihren Gedankenkreis zur Genüge kennen gelernt; sie waren sich alle so gleich wie ein Ei dem andern und vermochten kaum ein flüchtiges Interesse zu erwecken. Sollte er hier eine Ausnahme finden? Sternberg vergaß ganz den lieben Gast, vergaß den lachenden, lockenden Frühlingsmorgen, und was fast noch mehr sagen will, vergaß den abscheulichen Geruch der Thranstiefel. Nach einigem Schweigen fragte er freundlich, wie es denn gekommen, daß sie trotz der sieben eignen Kinder noch zwei fremde angenommen, wozu sich doch unverpflichtet keiner so leicht verstehen werde.

„Das ist ja eben an dem, gnäd'ger Herr," antwortete die Frau; während der alte Trotzkopf schweigend vor sich hinstarrte; „das ist ja eben an dem, und ich werd' den schrecklichen Tag mein Lebenlang nicht vergessen. Um Martin' sind das nun neun Jahr. Der Sturm heulte man immer so um das Haus herum und klabasterte unterm Dach mit dem alten Gerümpel. Hagel mit Regen schlug ans Fenster, daß ich zu ihm sagt': ‚na mich soll wundern,' sagt' ich, ‚wie lang das Ding noch aushalten wird'. Und in der Stub' war das ein Rauch und Dampf; der Ofen war kalt und das Feuer wollt' nicht brennen, weder im Ofen noch im Schornstein. Die Kinder greinten und wühlten sich herum, bis auf den Franz und die Liese, die beiden jüngst', die an der großen Hitz' im Bett lagen. Und am selben Tag war mir auch die Kuh draufgegangen, und ich hockt' am kalten Ofen und greinte mich satt und mühte mich um meine schöne Kuh, und dacht' so: ‚Wenn der liebe Herrgott dir doch lieber die beiden Kinder genommen, die wären dann gut versorgt! Was thust du nu' aber bloß ohne Kuh!' Da sprang die Thür auf und gleich mit 'nem ganzen Plantsch Hagel und Regen standen die zwei fremden Kinder in der Stub'. Nein! nein, was ich mich erschreckt und wie die all aussahen! accurat als halb ersäufte, halb erfrorene junge Katzen. ‚Du lieber Gott,' sagt' ich, ‚wo kommt Ihr denn her? und wo trägt Euch der Deiwel bei dem Wetter hin?'"

„Ja, gnäd'ger Herr," fiel hier der Mann ein, „fragen that ſie ſie nach dieſ' und das, aber Antwort kriegte ſie nicht, denn alle beide waren ganz erklamt und ganz zu Schanden. Da half denn ſchon nichts; ich muß man zuſehn, daß ich das Feuer anblies und ſchnell Waſſerſupp' kochte; Milch hatten wir ja keine; währenddem ſie ihnen die Plundern vom Leib zog, und ſie ins Bett ſteckte."

„Darnach, als ſie aufgetaut," ſetzte die Frau ihren Bericht fort, „erzählten ſie uns, daß ſie aus Triaken zu Haus wären, wo ihr Vater vor einigen Jahren, als die Mutter geſtorben, eine nichtsnutz'ge Perſon gefreit, die mit den Kindern wie ein Racker verfahren. Vor acht Tagen war nun auch der Vater geſtorben, und da hing das ſchlimme Weib den armen Waiſenkindern den Pracherſack um und gebot ihnen, ſich nun ſelbſt durch die Welt zu ſchlagen und zu ernähren."

Bei dieſen Erinnerungen wurde das alte Ehepaar immer mitteilſamer, heiterer und verſöhnlicher. Sie berichteten, wie es ja natürlich geweſen, daß ſie bei dem Hundewetter die Kinder nicht fortgeſchickt hätten, daß ſich die Frau daher gleich herangemacht, ihre Kleidungsſtücke, nur zerriſſene, ſchmutzige Lumpen, zu flicken und zu reinigen und wo das nicht mehr ging, durch Zeug der eigenen Kinder zu ergänzen. Es ſei ja ſo natürlich, ſo ſelbſtverſtändlich, was ſie gethan; ſicherlich handle kein Chriſtenmenſch anders! Jeder, der eigne Kinder habe, könne ja nie wiſſen, ob Gott dieſelben nicht auch einmal ſo verlaſſen in der Welt ſtehen läßt und ſie auf die Barmherzigkeit fremder Leute anweiſe. Der Gedanke war noch heute furchtbar, wo doch dieſe Gefahr nicht mehr in Rechnung kommen konnte, und das Mutterherz griff bewegt zum Schürzenzipfel, während ſie weiter berichtete, wie ein harter, kalter Winter die Kinder immer länger bei ihnen feſtgehalten, obgleich das Brot knapp, die Kartoffeln ſchlecht geraten, die Kuh krepiert und alle ſieben Kinder noch im Hauſe waren. Auf ihr, des Weibes, Zureden habe ſich daher zum Frühjahr hin Vater Waſchwill nach Triaken aufgemacht, wo er der Kinder Ausſage vollkommen beſtätigt fand. Aber die brave Stiefmutter fand er nicht mehr; ſie war „oben 'rauf" gezogen. Für die Kinder hätte nun wohl die Ortſchaft ſorgen müſſen, „aber die hingen nun Mal wie die Kletten an uns und das war ein Gezeter und Gelamentier, als ſie fortgebracht werden ſollten, daß das gar nicht zum Aushalten war, und da ſagt ich denn: ‚Na, Vater, wenn Dir das zuwider iſt, dann laß ſie man in Gottsnam' bleiben.'" Und Vater Waſchwill, der bei dieſen Erinnerungen ganz heiter geworden und ſelbſtzufrieden lächelte, hatte geantwortet: „Na Mutter, wenn Du an Deine eignen ſieben noch nicht genug haſt, denn man immer zu, mein'twegen laß ſie man bleiben. Und ſo kam das," ſchloß er ſeine Rede.

Tief bewegt blickte Sternberg das seltene barmherzige Menschenpaar vor sich an.

„Leute, das war brav von Euch," sagte er, „und Gottes Güte hat Eure Barmherzigkeit an den eignen Kindern wohl schon reichlich vergolten, kann ich aber etwas für Euch thun, so soll es mit Freuden geschehen. Sagt mir also, womit ich Euch dienen kann; welch ein Anliegen Euch hergeführt? was meine schwachen Kräfte vermögen, soll geschehen, den Wunsch so guter biedrer Menschen zu erfüllen."

Aber mit dieser Frage war die kaum hergestellte Harmonie wieder mit einem Schlage zerstört. Vater Waschwill kehrte gleich den gekränkten, beleidigten, männlichen Stolz und den alten Trotz heraus, während das arme Weib bald ihr Tüchlein in den Fingern drehte, bald den Schürzenzipfel zu Nase und Augen führte.

„Na, Alter! so redet doch," ermahnte Sternberg. „Was hat sein Weib denn so Schweres verbrochen, daß Ihr ihr garnicht mehr verzeihen wollt?"

„Gnäd'ger Herr, ich sagt' es ja schon, sie hat sich mit meine ganz alleinige Angelegenheiten mengeliert, und das soll und muß nicht sein! das laß ich mir von keinem Menschen gefallen, und von dem eignen Weib all garnicht, von wegen daß schon in der Bibel steht, ‚das Weib soll dem Manne unterthan sein, und er soll ihr Herr sein!'"

Sternberg fing an, nachgerade etwas nervös zu werden, und wandte sich energisch an die Frau. „So heult doch nicht immer, sondern sagt mir endlich, welches die Angelegenheiten sind, in die Ihr Euch unbefugter Weise eingemischt?"

„Ach Herr, du mein Gott!" schluchzte sie krampfhaft heraus, „gnädigster Herr, er ist auf mich so falsch, weil ich ihn abgeschnitten!"

„Was habt Ihr gethan?" fragte Sternberg gespannt, dem die Antwort mehr denn unklar war.

„Das könnt' nun alles aus und vorbei sein," brummte der Alte halb vor sich hin.

„Was habt Ihr gethan, liebe Frau? Was habt Ihr abgeschnitten?" wiederholte Sternberg.

„Ach schönstes, gnäd'ges Herrchen! was denn andres als ihn selbst."

„Was ihn selbst? Euern Mann! Euch Alten hat sie abgeschnitten? Hattet ihr Euch denn aufgehängt?" rief Sternberg erschrocken.

Das unglückliche Weib konnte nur mit Nicken und lautem Weinen antworten, doch der Alte, dessen Trotz sich fast zu herausfordernder Frechheit steigerte, rief zornig:

„Ja, Herr Amtsvorsteher, ich hatt' mich aufgehängt, und alles könnt'

längſt aus und vorbei ſein, wenn das verfluchte Weib nicht dazu gekommen und mich abgeſchnitten hätt'. Ob ich leben bleib oder ſterben will, das ſind meine alleinige Angelegenheiten, um die ich keinen zu fragen brauche, um die ſich keiner zu kümmern braucht, zu allerletzt aber das eigne Weib, das dem Mann unterthan ſein ſoll!"

„Mann, Ihr ſeid verrückt!" entfuhr es dem Amtsvorſteher in der Erregung. „So nehmt doch Vernunft an und dankt Eurer Frau, daß ſie Euch vor dem Selbſtmorde bewahrt hat."

„Was! ihr noch danken ſoll ich!?" ſchrie der Alte. „Hab ich ihr in dreißig Jahren nicht lang genug Gutes gethan? Nu' iſt aber genug geraggt! nu' hab ich genug gelebt und will meine Ruh' haben! Und gerad' als der Entſchluß ausgeführt und das Schwerſte überſtanden, wie mir das ſchon ſo ſüß in die Ohren klingert, als hört' ich dem lieben Herrgott ſeine Engelchens ſingen; — wie ich ſo denk: nu' mach' man bloß die Augen auf, dann wirſt du gleich die ganze Himmelsſeligkeit zu ſehn kriegen — und wie ich dann die Augen aufreiß' ſo groß ich man kann — da guckt ich in das verheulte Geſicht von dem verfluchten Weib, und lag in dem alten Bett und die beiden Rangen lamentierten lauthalſig um mich herum. Aber mit dem lieben Herrgott und ſeine Engelchens und mit den Paradieſesſeligkeiten war das für dieſes Mal nichts."

Der Alte ſchwieg und fuhr ſich wütend mit beiden Händen durch die ergrauten Haare, während das arme Weib ſchluchzte und jammerte: „Ach Gottchen! Ach ſchönſtes Gottchen, was wird bloß noch daraus werden!?"

Der Beamte verſuchte zu tröſten und zu beruhigen, dem Alten die Sünde des Selbſtmordes klar zu machen, ihn abzuſchrecken. Er verſicherte ihm ſogar, daß der Selbſtmörder ganz vergebens auf Paradieſesfreuden hoffe, daß ſtatt ihrer ihm ſchwere Höllenſtrafen drohen, nach den Prophezeihungen frommer Männer, die darüber ganze Bücher voll geſchrieben. Alles vergebens. Vater Waſchwill lächelte dazu nur überlegen und meinte: „So genau konnten die das doch auch nicht wiſſen; wenn ſie mich man nicht abgeſchnitten, dann wüßt' ich das zur Stund aber ganz genau!"

Auf Sternbergs Erkundigung, wie und wo die Frau die ſchreckliche Entdeckung gemacht habe, berichtete ſie, oft von Thränen unterbrochen:

„Ach, gnädiger Herr! das war Sonntag, heut' vor vier Tagen. Ich hatte mein Mittag auf dem Tiſch, zu dem er mir noch Holz und Waſſer beſorgt, und ich und die Kinder ſaßen in der Stub' und lauerten auf ihn; und wie er dann nicht kam und nicht kam und das Eſſen ſchon ganz kalt wurd', da ging ich ihn rufen und ſuchen. Und ich ging nach dem Stall, zu der Kuh und zum Schwein, und ſchrie immer: ‚Vater, Vater!' und wie ich drauf keine Antwort kriegte, bekam ich das ſo mit der Angſt, und

rannt' gleich ins Schauer, das am Stall ſteht, wo wir unſern Flachs untergebracht haben, und da lag an der Erd' — ſeine Mütz'! Da ſagt ich gleich zu mir: ‚Na wo die Mütz liegt, da iſt der Kerl nicht weit,' und wie ich mich ſo herumguck' — da hing er am Balken! — und ich fiel hin vor Schreck und dachte gleich in die Erd' zu verſinken. Wie ich dabei aber ſo lauthalſig aufſchrie, kam der Michel angerannt und hatte, Gott ſei Dank, ſein Meſſer in der Taſch', mit dem wirs ihn abſchnitten, und dann für tot in die Stube ſchleppten. Ach du ſchönſtes, gnäd'ges Herrchen, was hab' ich nicht alles aufgeſtellt, um ihn wieder ins Leben zu bringen. Auch die andern Leut' kamen alle gleich angerannt, und welche halfen mir an ihm herumbürſten und ihm heiße Suppe und Schnaps einfülltrieren, welche aber hatten ihre Bücher und fingen ſchon an ihn zu beſingen. Ich bin gleich mit geſtorben, wie er ſo dalag, mein eigner, lieber, traut'ſter Mann!" verſicherte ſie. „Ich kann ohn' ihn nicht leben! und wie er dann die Augchens aufmacht' und mich wieder anguckt', da hätt' ich gleich vor Freud närriſch werden kount! Und nu ſehn der gnäd'ge Herr ſelbſt, wie ſchlecht, wie gramhaft er mit mir iſt! Das iſt nicht zum Sagen und nicht zum Aushalten!"

„Aber Mann, Mann!" wandte ſich Sternberg an dieſen; „ſo nehmt doch Vernunft an. Wie könnt Ihr ſo verſtockt ſein und das treue, alte Weib ſich um Euch ſo grämen ſehen!"

„Was hat ſie ſich mit meine alleinige Angelegenheiten zu befaſſen!" war die mürriſche Erwiderung.

„Um alles in der Welt, was hattet Ihr denn für einen Grund zu ſolch verzweifeltem Schritt, an Euer Leben ſelbſt Hand anzulegen?"

„Ich ſagt' es ja ſchon, ich hatt' genug geſchafft und wollt' meine Ruh haben. Was hat ſie mich daran zu hindern? Ihr ging ja nichts ab; die Kinder werden ſchon für ſie ſorgen; ſie braucht mich durchaus nicht."

„Ganz recht! ganz recht!" beſtätigte hierauf Sternberg, dem ein Gedanke aufſtieg, dem wunderlichen Kautze doch noch beizukommen. „Aber Eure Frau konnte ja nicht wiſſen, daß Ihr Euch ſelbſt aufgehängt; es konnte ja auch irgend ein Schuft gethan haben, der Euch aus dem Wege räumen wollte!"

„Ach du lieber Gott!" ſchluchzte die Frau, „wie konnt' ich mir auch denken, daß er es ſelbſt gethan hätt'! Er, der nie nicht geklagt oder geſtöhnt hat, der immer ruhig und zufrieden war!"

Auf dieſe Wendung der Dinge war der Alte nicht vorbereitet, und die letzte Einwendung machte ſichtbar Eindruck. Er riß die Augen groß auf, zog die buſchigen Brauen feſt zuſammen und überlegte.

Eine Weile herrſchte in dem kleinen Arbeitszimmer lautloſe Stille. Sternberg betrachtete den Alten aufmerkſam, und als er ihn nachdenken und endlich an der Richtigkeit ſeiner Anſicht zweifeln ſah, ließ er noch manch begütigendes Wort fallen und hatte die Genugthuung, den harten Trotz gebrochen zu ſehn.

„Na, Mutter!“ kam es langſam, faſt verſchämt aus des Alten Munde, „warum ſagteſt mir das nicht gleich? Es iſt ja wahr, Du konnteſt nicht wiſſen, daß ich das ſelbſt gewollt! Wenn Du Dir das gedacht, hätteſt Dich nicht mit meine alleinige Angelegenheiten befaßt, und daß ich Dich dafür ſchlug, müht mich auch all ſehr. — Aber was geſchehn iſt, iſt geſchehn, und wird wohl auch noch nicht an die rechte Zeit geweſen ſein. Na, wie Gott will! wie Gott will! — Nu' laß man Dein Greinen und mach', daß wir nach Hans kommen und dem gnäd'gen Herrn nicht allzulang beſchwerlich fallen. — Die Kinder werden auch ſchon auf uns warten!“

Der Amtsvorſteher Sternberg atmete auf. „Alter,“ ſagte er, als dieſer ſich zum Adjes ſeines Rockärmels wieder küſſend nahte, „Alter, verſprecht mir brav und vernünftig zu ſein, Euer altes, treues Weib nicht mehr zu quälen, kurz, „keine Dummheiten“ zu wiederholen!“

„Sie ſoll ſich über mich nicht beklagen! Und ganz wie Gott will! ganz wie Gott will!“ verſicherte er noch beim Hinausgehen.

„Ach ſchönſter, beſter gnäd'ger Herr, ich ſagte es gleich, wenn noch Einer, dann kann mir bloß noch der gnäd'ge Herr Sternberg helfen! Und der gnäd'ge Herr hat mir geholfen in meinem größten Wehleid. Das wird Ihnen der liebe Gottchen tauſendfach vergelten; Tag und Nacht werd ich ihn drum bitten.“

Durch die Frühlingspracht der Fluren wanderten eiligen Schrittes die beiden Alltagsmenſchen wieder heimwärts. Der Mann geſtikulierte nicht mehr mit Hand und Stock, wie auf dem Herwege. Sein Kopf, mit dem tief in die Augen gedrückten Filzhut, war ſchwer nach vorn niedergebeugt. Hinter ihm her ſchritt, noch immer weinend, das Weib, aber die Thränen, die ſie jetzt in den Schürzenzipfel barg, waren Freudenthränen.

Auf dem Balkon ſeines Hauſes ſtand der Amtsvorſteher Sternberg. Er hatte den Gaſt vergeſſen und die Freude am Frühlingsmorgen verloren, denn er war allein und achtete weder auf die grüne Erde, noch auf den blauen Himmel, weder auf Blütenduft noch Sonnengefunkel, noch auf die ſüßen Lerchenlieder. „Mich ſollt's wundern,“ flüſterte er halblaut, „wenn der alte Sonderling ſeinen mißglückten Verſuch nicht dennoch ausführt,“ und ſinnend ſchaute er dem Paare nach, bis es im Dunkel des Waldes ſeinen Blicken entſchwand.

* * *

Schon nach wenigen Tagen trug Herr Sternberg als Standesbeamter in sein Sterberegister den Selbstmord durch Erhängen des fünfundfünfzig Jahre alten August Waschwill ein, den seine Ehefrau, die sich nicht zum zweiten Male um des Mannes alleinige Angelegenheiten zu kümmern gewagt, in stumpfsinniger Ergebung selber anzeigen kam.

Ein weibliches Vorbild.

Von Richard Dehmel.

(Berlin.)

Ausgewählte Gedichte von Edgar Allan Poe. Übertragen von Hedwig Lachmann. Berlin, Bibliographisches Bureau, 1891.

Dies „Übertragen" auf dem Titelblatt ist offenbar aus einer stolzen Absicht gewählt. In der That: wir haben eine Nachdichtung vor uns, keine Übersetzung. Alle Stimmungseigentümlichkeiten des Dichters, der ganze mondsüchtige Zauber seines melancholischen Empfindens, seiner raffinierten Phantasie, sind in Wort und Ton mit feinstem Nachgefühl aufs neue in Gestalt gebracht.

Ich möchte eine allgemeine Bemerkung nicht unterdrücken, zu der das Buch mir unwillkürlich Anlaß giebt. Ich liebe das Weib, das den Mann liebt, das vom Manne empfängt, was es zur Welt bringt. Die zeugende Phantasie des Weibes scheint mir für die Zukunft immer unfruchtbar. Selbst eine Dichterin wie Eliot konnte nur Gestalten schaffen, deren Mutterboden alte Pflichten, Triebe und Begriffe sind; ein Mann mit dieser seltenen Gestaltungsgabe würde Bahnen gebrochen haben. Eine junge Zeit beginnt, und die Frau will mitarbeiten an dieser Zeit. Gut! Stelle sie ihr wundersamstes Eigentum, ihre Fähigkeit, den Instinkt des Mannes liebend zu begreifen, in den Dienst der ideellen Internationale! sei sie die Vermittlerin des männlichen Geistes der Völker! So befruchtet sie aus der Vergangenheit die Zukunft und — verschwendet keine Kulturenergie in der Gegenwart. Unsre dichtenden Damen (es sind echte Künstlerinnen darunter) könnten ihre weibliche Eigentümlichkeit wahrhaftig nicht besser und dankenswerter bethätigen, als durch Ausbildung dieser intimen Anpassungskraft; es thäte endlich not, die großen Poeten des Auslands wesenstreuer und formlebendiger bei uns einzubürgern, als das leider heutzutage so nebenher verbrochen wird.

Zumal für lyrische Talente ist das Feld da unabsehbar. Was weiß man von den lebenden Engländern: den Swinburne, Morris, Browning? was von den Spaniern und Russen? von den jüngeren Franzosen, einem Paul Verlaine vor Allen! was von Dänemark? Mit jeder halbwegs künstlerischen Prosaschrift überfallen uns die Übersetzer; der Vers geht leer aus. Man wende nur nicht ein: die „Menge" will davon nichts wissen. Wer das meint, ist selbst noch „Menge". Und der Geist und Sinne konzentrierende Zwang, den der echte Verspoet auf Andre übt, weil er ihn sich selber anthun muß, würde doch recht heilsam sein für den oberflächlichen Geschmack der breiten Masse; steigert nur die Einfuhr, gute Ware findet guten Markt.

Und recht heilsam würde solche Einfuhr auch auf manchen deutschen Durchschnittsdichter wirken, ich meine masculini generis. Es ist sehr belustigend, was man so seit zwei drei Jahren von neusten deutschen Lyrikern als „modern" und „original" zu lesen kriegt. Ein Metzer Freund von mir hat sich eine Sammlung solcher „deutschen" Originalgedichte angelegt, ein gutes Hundert, alle mit der kurzen Randbemerkung Pavans à la ...., zu deutsch etwa: Breitgetreten nach .... dem und dem Ausländer, vom jüngsten Franzosen bis zum ältesten Britten. Es wäre unserm Publikum doch sehr zu gönnen, daß es gleichfalls aus den Quellen schöpfen könnte! —

Auch Fräulein Lachmann hätte in dem Vorwort, das sie ihrem Buche mitgegeben hat, sehr wohl auf die Anleihen hinweisen dürfen, die neuerdings, besonders in Frankreich und daher natürlich auch sofort in Deutschland, grade bei Poe gemacht worden sind, nicht etwa in vertiefender Entwickelung seiner intensiven Suggestionsmittel, sondern meistens bloß in flacher Ausbeutung seiner stilistischen und metrischen Künsteleien. Es ist die alte Geschichte: das Genie übt seinen Reiz, die konzentrierende Seele seines Blickes hat man nicht, also guckt man sein nervöses Geräusper ab; das reizt dann gleichfalls und — macht Schule. Diesen Weibern wider Willen sollte die begabte Frau das Handwerk legen; eben durch bewußte, produktive Züchtung ihrer Auempfindungskraft an das männliche Genie.

Jene intensive Konzentration auf das Neue in der Zeit und in sich selbst scheint der weiblichen Begabung nun einmal versagt zu sein. Selbst wenn man Dichterinnen wie Maria Janitschek und Alberta v. Puttkamer liest, bedauert man in Einem fort die pompöse Geste vor dem Manco an Gehirn und Rückenmark. Und andrerseits: eine Dichterin wie Annette v. Droste, der gewiß kein Mann die großartige Plastik und Farbe ihres Ausdrucks, die Neuheit und Fruchtbarkeit ihrer rhythmischen Stimmungsreize bemäkeln wird: aber ihr Empfindungsleben, ihr ganzes Denk- und Phantasiegebiet lag im dunkelsten Mittelalter, und fast allenthalben sieht

man auch bei ihr den organischen Eindruck ihrer größeren Gebilde durch die Überüppigkeit der Einzelglieder gestört. Man halte nur daneben, was ein männlicher Poet wie Julius Hart, der ja unter Drosteus Einfluß groß geworden ist, in der ersten Reife seines Schaffens noch mit ähnlichen Kunstmitteln, wirklich Neues an Empfindungswerten und an Weltanschauung in die Lyrik einerworben hat.

Auch z. B. unsre Hedwig Lachmann: wo sie zu Anfang ihrer sonst sehr seelenvollen Lebensskizze Poe's die alte Frage „Wahnsinn und Genie" aus Eigenem beleuchten will, kann sie's nicht vermeiden, eine Allerweltsweisheit mit unergründlich klingenden Dunkelheiten zu verbrämen. Tiefsinn und Trivialität haben eben eine gefährliche Verwandtschaft; sie sind beide „sehr wahr", nur soll sich das Triviale seiner Einfachheit nicht schämen, derselben Einfachheit, die des Tiefsinns höchste Krone ist. Im Übrigen aber scheint die Dichterin zu jenen Frauen zu gehören, die umso inniger begreifen, je verständiger und scheinbar kühler sie betrachten. Einen Dank für diese liebevolle Auferweckung des amerikanischen Todesphantasten!

Den „größten Logiker des Unlogischen" hat Hermann Bahr mit seinem kitzelsüchtigen Blick für alles technische Raffinement den Dichter halb erschöpfend gewertet; als dekadenter Enkel sehr treffend. Nachdem ich diese Übertragung seiner intensivsten Poesieen gelesen habe, ist mir aber der Eindruck seiner seltsam analytischen Technik weit zurückgetreten hinter den seiner synthetischen Phantasie. Er ist der erste Dichter der metaphysischen Sinnlichkeit mit allen ihren Lüsten und Schmerzen; als solcher ein Nachkömmling der Shelley, Byron und des alten Goethe, aber ohne ihre Sehnsucht nach der transcendenten Abstraktion, eben sinnlicher, und der Vorfahr aller neueren und neusten Stimmungs-Mystiker und — Mystifikatoren. Für die meisten wohl natürlich unbewußt; in England, Dänemark, Spanien via Mexico und seit 1870 etwa auch in Frankreich, aber wohl direkt studiert. Er und Heine, der Rückenmärker.

Mir ist das Werkchen (es enthält „nur" 20 Gedichte) geradezu ein ästhetisches Erlebnis gewesen. Ich kannte von den Poe'schen Verspoëmen bisher bloß den „Raben"; deutsch, mehrfach deutsch, und — zum Glück auch englisch. Diese neue Übertragung aber schafft thatsächlich einen deutschen Poe, trotz und wegen ihrer „Freiheit". Es ist ganz unbeschreiblich, eben wirklich dichterische That, wie hier zum ersten Male die sonderbar melodische Sanftheit des Urbilds bei aller malerischen Bizarrheit, die Lebensdeutlichkeit des visionären Vorgangs bei aller romantischen Traumhaftigkeit, die berechnete, fast spöttisch nüchterne Kunst des Reim- und Strophenbaues bei allem unwillkürlichen Zauber des phonetischen Schmelzes, wie all diese eintönig farbige Schönheit, dies Grauen und Schauen, durch deutsche Laut- und Sinnwerte wiedererzeugt ist.

Und allenthalben so. Denn eine leichte Ermüdung durch gewisse breit kokette Eigenheiten des Stropheustils, gewisse Nebelschwelgereien und Laternamagica-Effekte der Stimmungsrhythmik muß man ja dem Dichter selbst zu gute halten, ihm und seinem Lebensunglück: Alkohol und Nerven. Höchstens an einzelnen Stellen, die jedoch bei einer zweiten Ausgabe ohne Mühe zu beseitigen wären, stört mitunter eine prosaische Leerheit, ein bloß metrisches Wort das rhythmische Tongefüge. Ich will ein Beispiel geben, zugleich für die Reize der Übertragung: den Anfang des Gedichtes „Ulalume".

Die Wolken türmten sich mächtig,
Die Blätter waren verdorrt,
Sie waren kraus und verdorrt;
Es war Oktober und nächtig,
An einem unseligen Ort.
Es war nahe dem bleiernen Wasser,
Das da so verschlafen steht,
Am Hain, wo des Nachts sich ein blasser
Hohläugiger Schwarm ergeht.

Ich würde „bei Nacht" im Zusammenhange dieser Zeilen, dem Klange wie dem Bildwert nach, ausdrucksvoller finden oder lieber noch die ganze Stelle anders wenden; das „des" wirkt unerträglich und das „ts s" in einer Weise unheimlich, die durchaus nicht stimmungsvoll zu nennen ist. Eine Künstlerin wie Diese darf sich Derlei doch nicht durchgehn lassen. Auch die trübe süße „Annabel Lee" müßte daraufhin noch Einmal zärtlich durchempfunden werden.

Ein wahres Kleinod lyrischer Nachgestaltung aber ist das erste Gedicht: „An Helene". Hier, fühlt man, hat sich weibliches Geblüt an dem schmachtenden Entzücken eines Mannes bis ins Dunkelste mitentzückt.

„O welche Märchen standen da geschrieben!
Ein Weh, wie tief! ein Stolz, wie machtbewußt!
O abgrundtiefe Fähigkeit zu lieben!"

Erklärung.

Von Richard Dehmel.

(Berlin.)

Ich nehme die Gelegenheit wahr, einen bedauerlichen Irrtum richtig zu stellen, der in meinem Aufsatz über die „neue deutsche Alltagstragödie" (s. das Aprilheft der „Gesellschaft") eine arge Ungerechtigkeit verursacht hat; ich meine mein Urteil über die Herren Holz und Schlaf.

Ich kannte bei Niederschrift des Aufsatzes die dramatischen Schriften der Beiden nur aus den Sonderausgaben oder aus gelegentlicher Journallektüre, nicht aus der Sammelausgabe „Neue Gleise". Diese ist mir nun vor kurzem in die Hand geraten, und die chronologischen Notizen in dem Buche zeigten mir, daß ich mich — und vielen Andern wird es ebenso gegangen sein — über die Zeitfolge jener litterarischen Revolutionsereignisse ganz und gar in Unkenntnis befand. Die „Familie Selicke" sowohl, wie die kleineren dialogischen Skizzen der Beiden, sind vor Hauptmanns erstem Drama entstanden, und nur die ökonomische Misère, in der Deutschland seine Künstler leben läßt, scheint der Grund gewesen zu sein, daß Holz und Schlaf als Bühnendichter erst nach ihrem Freunde Hauptmann, der „es dazu hatte", vor die Leute kamen.

Demnach gehen alle meine Äußerungen über Art und Wert und Eigenheit dieser neuen dramatischen Technik eigentlich auf Rechnung der „Firma Holz & Schlaf", für welchen Ausdruck ich hiermit gleichfalls um Verzeihung bitte; denn natürlich wäre auch der Ton, in dem ich über diese beiden Künstler sprach, anders ausgefallen, hätte ich sie nicht für bloße Nach- und Bessermacher gehalten, wo sie in Wahrheit die Macher waren.

Damit will ich selbstverständlich weder etwas gegen Hauptmanns dichterische Werte gesagt haben, noch hat sich meine Meinung über die dramatische Unzulänglichkeit jener Technik geändert. Hierfür war mir wieder sehr beweisend Schlafs neues Drama „Meister Oelze". Mir scheint es das bedeutendste Erzeugnis dieser ganzen Stilmethode; besonders das Wesen des Meisters selbst, die Geschlossenheit der Entwickelung und der letzte Akt des Stückes sind das Tiefste, was für mein Empfinden diese Technik bis auf heut geboten hat und überhaupt zu bieten vermag. Aber Hand aufs Herz, Herr Schlaf! wie vieler Verstöße gegen ihr geliebtes Stilprinzip, um diese Tiefe zu erreichen, sind Sie sich bewußt?! Zwei Mandel langt nich..... Und ich wette, der Meister wäre noch wesensvoller

und der Sinn des Stückes noch neulebenstiefer geraten, wenn diese Technik des dezentrierten Außenlebens mehr Raum für den Ausdruck des konzentrierten Innenlebens verstattet hätte. So wirken jene wesentlichen Offenbarungen auf den ersten Augenblick öfters leider nur als „Drucker". Zumal der zweite Akt, wundervoll durch seine plötzliche Vertiefung der Pauline und die ideelle Vorbereitung auf den dritten Akt: aber der ewige Stilwechsel zur Erzielung dieser Effekte ist manchmal gradezu beleidigend für Künstleraugen. Also bitte, meine Herren: reiten Sie nicht länger auf dem Aristoteles herum als konsequenteste Naturnachahmer! Es widerspricht Ihrer eigenen Natur, die tiefer ist, als Sie zu wissen scheinen, und feiner als alles, was Sie mit Ihren paar Sinnen auseinanderhalten können. „Wieder die Natur sein", wie Arno Holz es mystisch ausdrückt, das ist ebensosehr was Andres, als einzelne Eindrücke aus der Natur „richtig" wiedergeben. Näheres darüber bitte ich in Stanislaus Przybyszewski's glänzenden Schriften „Zur Psychologie des Individuums" (Berlin bei Fontane) nachzulesen, nur daß auch er noch nicht genug das sogenannte Pathologische der Gegenwart als Quelle einer neuen sinnlichen wie sittlichen Gesundheit aufdeckt und daß ich mich mit seinem subjektiven Entzücken über Ola Hanssons analytische Unterbewußtseins-Schilderungen nicht so sehr befreunden kann.

Und noch Ein Buch ist mir inzwischen in die Hand geraten, das leider gleichfalls erst erschien, nachdem mein Aufsatz fertig war. Sonst hätte ich die Ehre gehabt, nicht bloß aus dem deduktiven Handgelenk heraus, sondern klar an einer wahr und wirklich schon vorhandenen Dichtung zeigen zu können, wie das Drama der Zukunft etwa aussehn wird, — das Drama der wirklich modernen Charaktere mit aller ihrer stetigen Bewußtheit und stets variabeln Unbewußtheit, ihrer urnaiven Selbstverständlichkeit und raffinierten Selbstgewißheit, ihrer neuen Sinnlichkeit und differenzierten Sittlichkeit, ihren einzigartigen Freuden und ihrem Leide an der Gattung, ihrer liebenden Brutalität und Menschlichkeit.

Nur ein Dichter dieser Art könnte auch die Form zu Wege bringen, die das neue Kunstwerk braucht; denn ohne neues Wesen keine neue Gestalt. Nur aus solchen neuen Charakteren kann das neue Drama, kann die neue Technik dieses Dramas wachsen: eine Technik, die auch eine neue Bühne schaffen wird. Eine Technik, die da weiß, daß die Bühne nicht ein Boden ist wie ein Ort der Wirklichkeit, sondern ein Boden, insceniert zum Zwecke stärkerer Empfindungssuggestion charakteristischer Geschicke: ein konzentrisch stilisierter Ort, der sie immer bleiben wird, — ein Ort für hundert oder tausend Eingeladene, nicht für heimliche Belauschung durch ein Schlüsselloch. Eine Technik also, die aus logischer wie psychologischer Vernunft von vorn herein darauf verzichtet, eine doch nie darstellbare „Illusion

der Wirklichkeit“ erregen zu wollen, wie sie bloß ein Mensch von schwacher Geistesgegenwart vor der Bühne überhaupt erwarten kann. Darum aber grade eine Technik, die zwar nicht auf eine täuschende Nachbildung exakt kontrollierbarer peripherer Sinneseindrücke ausgeht, die aber umso zweckbewußter aus der centralen Gefühlsumbildung solcher Eindrücke jenen konzentrierten Ausdruck schöpft, durch den allein der dargestellte Charakter mir sein eigenes centrales Gefühlsleben, sein wirkliches Wesen, zu suggerieren vermag. Freilich, die schematische Verwendung dieser Technik ist so alt wie das Drama selbst; aber, meine Herrn, das Schema Mensch ist noch älter! Und trotzdem fühlen wir den neuen Menschen, die neue Sinnlichkeit, die Naturgeburt des neuen Gehirns; und also wird uns auch der neue Dramatiker, der einer ist, in sein altes technisches Schema eine neue Seele blasen, die ein neues Gesicht gebären wird.

Und auf dem Wege zu dieser neuen Technik: dieser neuen Sprache des persönlichst differenzierten, aber nie konstanten Individuums, dieser neuen Komposition seiner centralen Gefühlsnüancen aus allen ihren dunklen Stimmungstrieben und grellbewußten Willensblitzen, dieser neuen scenischen Entwickelung seiner eigentümlichsten Beziehungen zur Außenwelt und Überwelt, d. h. seines sittlichen Schicksals: auf dem Wege dazu, wenn auch künstlerisch noch nicht mit sichern Schritten, ist der Dichter, den ich meine: er heißt Frank Wedekind und schrieb das Drama „Frühlingserwachen, eine Kindertragödie“, und schuf darin den Menschen Melchi Gabor, den Knaben der Gegenwart mit dem Hammer der Zukunft, — ja nicht zu vergessen Moritz Stiefel, den Märtyrer, und Hänschen Rilow, den Traubenpflücker.

Aber Eines, Eines fürchte ich für diesen großen sensitiven Dichter in dieser ironischen Zeit. Ein Zerstörter, der an sich und dieser Zeit zu Grunde ging, schrieb mit seiner letzten Kraft auch für Ihn die flehentlichen Blicke:

„wirf den Helden in Deiner Seele
„nicht weg!
„halte heilig Deine höchste Tugend!“

Damit er fruchtbar werde, auch Männer zu machen, und — damit er ein Künstler werde. Damit sein dichterischer Trieb zum künstlerischen Berufe reife, — und zu jedem Beruf gehört Charakter, Glaube an den Zweck und Ernst des Daseins.

Wie die Genossen von Shakespeare in der alten Reichsstadt Frankfurt ästimieret wurden.

Von Heinrich Becker.

(Frankfurt am Main.)

1. Die geistlichen und weltlichen Marktschreier. — 2. Die Königlich Engelländischen „Hof“ Komödianten. — 3. Shakespeare in Frankfurt.

Von dem alten Demòdokos, dem blinden Sänger der Phäaken, erzählt Homer: Er saß an einer Säule, getrennt von den anderen, an einem Tischchen. Nachdem er die Thaten der Achaier vor Troja besungen, waren alle Phäaken von Staunen und Schrecken erfaßt. Odysseus aber, dem göttlichen Dulder, rannen die Thränen in des Mantels purpurne Falten. Er stand auf und sprach: „Weil du, Demòdokos, der Achaier Thaten so herrlich besangest, drum nimm und iß und freue dich der Gabe, die ich dir spende.“ Sprach's und brach das Stück vom Rückgrat des weißzahnigen Schweines, das der Herold ihm hatte gegeben, mitten entzwei und reichte dem Demòdokos die eine Hälfte. Demòdokos aber freute sich darob und aß.

Ein Schelm giebt mehr als er hat; Odysseus aber hatte damals nicht mehr. Es war genug, wenn er die Hälfte von seinem Vermögen spendete, und war mindestens so viel wert als das, was ein Schauspieler vor hundert und mehr Jahren davon trug, nachdem er in der Reichsstadt Frankfurt den Renner Achilleus auf den Brettern agiert hatte, oder den grimmen Ajax oder den Städteverwüster Odysseus.

Der historische Verein zu Frankfurt hat vor einigen Jahren eine Geschichte der Frankfurter Schauspielkunst herausgegeben. Sie ist von einer Frau Menzel verfaßt. Es sind Abschriften und Auszüge von Rats-Protokollen u. a. Akten-Stücken. Fehlt auch die kritische Sonderung, so sind die Stücke immerhin lehrreich genug. Denn wir sehen, wie hochgebildet unsere Altvorderen vor wenig Menschenaltern schon waren, nachdem ihre germanischen Vorgänger ohne Homer, Herodot und Cäsar den Ruhm von Städteverwüstern sich errungen hatten.

Aus diesem Werke erfahren wir, daß die ersten Schauspiele zu Frankfurt im Stift des heiligen Bartholomäus (im Dome) aufgeführt wurden. Die Krönungskirche bot den passenden Schauplatz: auf erhöhtem Chor das Schauspiel von dem Martyrium Christi — ähnlich den heutigen Oberammerganer Spielen —; in dem Querhaus davor die Priester und Kapel-

lane, die mit ihren Liturgien in die Handlung eingriffen — wie dies in Bachs Oratorien noch erhalten ist —; in dem Langhaus die Gemeine, die — wie bei Bach — ihr „Haupt voll Blut und Wunden" darein sang.

Diese Martyrien übten aber mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts, als das Luthertum nach Frankfurt drang, keinen Reiz mehr. Man griff nach weltlichen Stoffen, die dem Geschmack der abtrünnigen Gläubigen mehr entsprachen. Man baute eine Schaubütte auf dem Römerberg, ähnlich den Meßbütten, die heute noch die Kappe vom 16. Jahrhundert tragen. Ein paar Pfosten trugen ein Schaugerüst, ringsher Bretter oder Leinwand, oben drüber ein großes Wetterdach, das war die ganze Schaubühne. Auf dem weiten Platz, an den Fenstern der anstoßenden Häuser, standen die Zuschauer.

Ihr Berichterstatter hat ein paar Jahre an diesem berühmten Platze gewohnt. Er hat selbst im Jahre 1863, wenn nicht eine Kaiser-Krönung, so doch die Auffahrt vom Fürsten-Kongreß von seinem Fenster aus gesehen. Die alten Häuser am Römerberg stammen noch aus dem 16. Jahrhundert; sie hatten in jedem Stockwerk nur eine Stube, aber Fenster an Fenster, bis zum Giebel eine einzige Laterne. Bis zum „Gaup-Loch" hinauf, zum sechsten Stockwerke, alle Fenster mit Dutzenden von Menschenköpfen besetzt — in unsrer geräumigen Stube allein 36 Zuschauer an zwei Fenstern! — Wer noch keinen Murilloschen Himmel mit Engelsköpfen gesehen hat, hier konnte er in wunderbarster Gestalt ihn sehen.

Für dieses weitschichtige Publikum mußte auch in Fraktur geschrieben und geredet werden. Die Judith, die den Heiden Holofernes berückt, ihn einschläfert, dann des Hauptes beraubt, war ein recht passendes Objekt. Auch die Esther ließ sich sechs Monde lang schminken und salben, bis sie wohl duftend zu ihrem Sultan Ahasverus gelangen und die Vergunst von Hamans Baumelung erlangen konnte. Noch reizender war die Geschichte von der Susanna, die im Bade überrascht wird. Denn so wie man heute im neuen „Krachbein" zwei langbärtige „Armenier" als „Karyatiden" an das Portal setzte — um anzudeuten, daß Armenier die Last des Hauses auf ihre Schultern nahmen — so hat auch im 16. Jahrhundert ein schlauer Kapellanus verstanden, seinen zwei Richtern eine am Römerberg wohl bekannte Maske zu geben.

Die Komödianten waren geistliche Scholaren, die auf diese Weise für ihren künftigen Beruf wohl vorbereitet wurden. Der hohe Rat, sowie die Stiftsherren schauten von dem Kaisersaale aus dem Schauspiele zu. Es zwinkerte und blinzelte mancher ob der derben Lektion, die hier einem „Kollegen" gegeben war. Danach aber, — „weil der Rat sich gar grau-

jämlich luſtieret hatte" — ſchenkte er den Scholaren 6 Gulden zur „Verehrung", für die ein „guter Tag" ihnen erlaubt wurde. Der Komtur vom Deutſch-Herren-Stift fügte noch 2 Thaler nebſt 4 Flaſchen Wein hinzu, zum Zeichen, daß auch ſeine „Verehrung" ernſthaft ſei.

Nachdem die Krönungsſtadt von den Kurfürſten von Sachſen, dem Markgrafen von Brandenburg und anderen proteſtantiſchen Herren belagert und zum „Augspurgiſchen Bekenntniß" gezwungen war, hatte das geiſtliche Spiel ein Ende. Es traten nun weltliche Scholaren auf die Bretter, die Schuſtergeſellen und die Jünger Gutenbergs, die damals ſchon fühlten, daß ſie zu was höherem geboren ſeien. Hans Sachſens „Heiß Eiſen", in dem die Frau unter Androhung des heiß glühenden „Gottes-Urteils" zu dem Bekenntnis gezwungen wird — „Fünf Männer haſt du gehabt, und den du jetzt haſt, der iſt auch nicht dein Mann!" —, die „ehrliche Bäckin", die ihre Liebhaber in Mehlſäcke verſtecket, u. a. dergleichen Stücke geben Zeugnis für die Motive, die den hohen Rat bewogen, nicht eine kleine „Verehrung", wohl aber ein reales „Trinkgeld" zu gewähren.

Mitten in dieſes viel bewunderte Dilettanten-Spiel kommt nun auf einmal gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine Geſellſchaft von „Profeſſions-Komödianten". Sie kamen geraden Wegs aus London. Ob ſie mit und unter Shakeſpeare agiert hatten, wird nicht geſagt. Denn der Rat hätte auf die Empfehlung „eines gewiſſen Herrn Shakeſpeare" nicht viel gegeben. Läßt doch zweihundert Jahre ſpäter der Herr Geheime Rat von Goethe in „Hermann und Dorothea" noch den Kaufmann „in usum Delphini" verkünden: „Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?" Für den hochedlen Rat war wichtiger die Empfehlung des Herzogs Moritz von Oranien, der als wohlanſtändige „Königlich Engelländiſche Hof-Komödianten" ſie empfiehlt.

Es wird eine Hütte auf dem Römerberg aufgeſchlagen; eine Rats-Deputation, beſtehend aus zwei Schöffen, dem Syndikus und einem Abgeſandten vom Geiſtlichen Miniſterio, wohnt einer Probe-Vorſtellung bei. Es kommt zwar nach jedem Akt der Clown, der ſeine derben Späße macht; auch wird am Ende auf dem Seil getanzt; an dieſe Dinge war man aber durch den Hanswurſt der Schuſter-Geſellen — und den Mardochai der Scholaren — ſchon gewöhnt. Man giebt alſo die gnädigſte Erlaubnis und geſtattet ſogar den Ratsfreunden, das Schauſpiel zu beſuchen.

Eine „Verehrung" oder „Trinkgeld" erhielten dieſe Leute nicht. Es wurde ihnen aber geſtattet, „Geld aufzuheben", mit dem Beding, „von den Jungen ſollten ſie nicht ſo viel nehmen, wie von den Alten". Es ging alſo in den Pauſen der Hanswurſt umher mit der Sammelbüchſe — es giebt heute noch ſolche für den Almoſen-Kaſten — der hob das Geld auf:

von den Jungen einen halben, von den Alten einen ganzen Albus. Das waren 1 und 2 Kreuzer „Frankfurter Währung", nach heutiger Reichsmünze 3 und 6 Pfennig.

Der Rat gab kein „Trinkgeld"; ein jeder Ratsfreund, der dem Schauspiel zusah, zahlte seinen Albus. Weil aber die Leute „Geld aufhoben", also „Meß-Nutzen" davontrugen, mußten sie auch ihre Obligation gegen die Stadt erfüllen und, gleich den übrigen Meßfremden, ein festes „Standgeld" bezahlen.

Das Schauspiel aber gefiel und den Komödianten gefiel es auch in Frankfurt. Es währt indes nicht lange, so beschweren sich die Anwohner vom Römerberg über die Ausländer, die ihnen die Kunden abspannten und das Geld ins Ausland trügen, während sie doch Frankfurter Bürger seien, die auf den Schutz des Rates, insonderheit auf die Kaiserlichen Privilegien, die der Frankfurter Messe zu Gunsten gegeben seien, Anspruch hätten. Der Rat also weist die Komödianten an, einen Platz sich zu suchen, „an dem Niemand beschweret würde".

Wirtshäuser mit Sälen gab es im alten Frankfurt nicht. Ein Haus am Römerberg, am Markt, — wo die Meßhütten aufgeschlagen waren — hatte 2 Klafter Breite, d. h., es war zweimal so breit, wie ein Mann mit seinen Armen klaftern konnte. Da war nur eine Stube in einem Stock, schmal genug für eine Familie, und ein Hof, dessen Wände man im Umdrehen betasten konnte. Also wohin mit der Freude?

Es stand aber hinter dem „Römer" ein großes Haus, das einer adeligen Familie gehörte. Ein Renaissance-Portal mit Rustica-Quadern und einem durchbrochenen Tympanon zeugen noch für den vornehmen Bau des 16. Jahrhunderts. Ein Karpfen und ein Glas, sowie zwei Fahrbäume deuten vielleicht auf den Ahnherren, auf den Vergen Karls des Großen, der am Fahrthor das Überfahrtrecht übte. Im übrigen hatte das Haus einen großen Hof ringsum mit Gallerien und Fenstern. Daher ward es der „Gläsern Hof" genannt.

In diesem Hof erhielten die Komödianten die Erlaubnis zu spielen. Dort agierten sie auch während ein oder zwei Messen. Aber auch hier kamen die Nachbarn, denen durch den umschlossenen Hof der „freie Guck" verwehrt war und erschwerten ihnen das Spiel durch Verunreinigung der Zugänge und Getös vor dem Haus. Dann beschwerten sie sich bei dem Rat über das „liederlich Comedianten-Gelicht", das den guten Ruf der „Kerben"- und „Karpfen-Gasse" verderbe. Die Leute waren damals noch nicht so tolerant, wie im 19. Jahrhundert, in dem der „Gläsern Hof" als Polizei-Bureau zur Schau der „Permittierten" eingerichtet war. Die Komödianten mußten weichen.

In der folgenden Meſſe überließen die Gauerben vom „Alten Limpurg“, eine vornehme Adelsgeſellſchaft, den Schauſpielern den „Nürnberger Hof“. Der lag auf der anderen Seite vom Römer, an der Marktſproſſe, die zum Dome führt. Es war ein alter Mainarm geweſen, der im Norden vom Dome die alte Dominſel umfloß. Zwei doppelte Portale aus dem 15. und 16. Jahrhundert bezeugen noch, daß man hier von zwei Seiten zum Waſſer hinabſtieg. Im 17. Jahrhundert war der Mainarm bereits vertrocknet, doch ſtieg im Frühjahr und Herbſt noch der geſchwollene Main zu dieſer Antauche herauf.

In dieſem Sumpfloche, das nur einen anſtändigeren Namen führte, als der „Pfuhlhof“ am Roßmarkt, (in den ſie ſpäter getrieben wurden) ſchlugen die Schauſpieler ihre Bühne auf. Der Hof war etwas größer als der „Gläſerne“; er maß 18:30 Schritte und konnte, nebſt den Gängen, 2- bis 300 „Standesperſonen“ faſſen. Auch wurde das Entree von einem Albus auf einen Batzen erhöht (4 Kreuzer oder 12 deutſche Reichspfennige). Trotzdem gab es allabendlich ein „groß Gedrücke“ vor und in dem Hofe. Die Anwohner aus der „Goldnen Hutgaſſe“, der „Gückelsgaſſe“, „Rapurzelgaſſe“, und wie ſie alle hießen, verſperrten den Beſuchern auf jegliche Weiſe den Weg und machten ein Gedräng und Geſchrei. Als dann einer bei ſolchem Gedrücke ſein Wams verlor und bei dem hohen Rat ſich beſchwerte, verlangte dieſer eine Kaution. Weil aber die Komödianten dazu kein Geld hatten und die Gauerben vom Hauſe Limpurg ſich nicht „Müheus machen“ wollten, ſo mußten die armen Kerle abermals auswandern.

Nun war Alt-England in Not. In der ganzen Altſtadt, am Römerberg, Markt und Domplatz kein Wirtshaus mit Saal oder größerem Hof. Sie flüchteten alſo nach dem Oſtende hin. Dort war ſeit der Hohenſtaufenzeit mit der ſteinernen Brücke eine Straße angelegt, die anfangs außer der Stadt herlief, dann zur Stadt gezogen wurde, die Fahrgaſſe. Sie war im Laufe der Zeit eine berühmte Straße geworden; denn durch ſie ging der einzige Paß von Baſel längs dem Rheinthal über den Main nach Hamburg, wie nach Leipzig u. ſ. w.

Hier waren ſchon Häuſer von 4 Klaftern Breite angelegt (8 Schritte). Die faßten eine große Stube im Erdgeſchoß nebſt großer Küche und zwei Stuben im zweiten und dritten Stocke, ſowie eine Anzahl Kammern im dreiſtöckigen Giebel. Da konnte ſchon eine Wirtsſtube beſtehen, Schlafſtuben für die Familie und Logierſtuben für ein paar Gäſte; im Hofe der Stall für einige verträgliche Pferde. Als dann der Wirt zum „Krachbein“, welcher der Mündung von Schaargaſſe und Johanniter-Kirche gegenüber wohnte, die nebenliegende „Sanduhr“ dazu kaufte, da ward „Polen offen“.

Denn jetzt hatte man eine Gaſtſtube gleicher Erde — „da kehrten alle

Fuhrleut' ein" — und daneben, über ein Treppchen, das durch die Wand zur „Sanduhr" führte, eine „Herrenstube". Der Herr Ratsschreiber, der Herr Protokollführer, der Herr Aktuarius vom Rechenei-Amt und wie die Herren alle hießen, konnten jetzt ebensogut, wie die Gesellschaft „zum alten Limpurg", oder die „uralt adelig Gesellschaft zum Frauenstein" „unter sich" sein und „gleich' mit gleichen sich gesellen".*)

In dieses Haus lud nun der Wirt zum „Krachbein" die englischen Gäste. Mit seinem Fuhrwerk holte er sie am Fahrthor ab. Es waren 15 englische Komödianten mit Frauen und Kindern, dazu 7 italienische Musikanten, die sich zu den Engländern gesellt hatten, ein wenig Garderobe, Waffen und anderes Rüstzeug. Sie wurden von den Stammgästen im „Krachbein" gebührlich empfangen, als alte Bekannte begrüßt, dann abends in der Herrenstube in der „Sanduhr" mit „Geleitsbrätzeln" und süßem Wein traktiert.

In dem Hof wurde die Bühne aufgeschlagen. Die Wand zwischen den beiden Höfen war durchgebrochen und ein Hof, gleich dem „Nürnberger" hergestellt. Er war etwas trockener und heller als jener. Im Hintergrund wurde die Schaubühne errichtet. Sie hatte noch die Form der Meßhütte, ein erhöhtes Brettergerüst, ringsum mit „Knoten-Tüchern" umhüllt (auf denen der Wirt im Herbst seine Lein-Knoten dörrte). Sie dienten zugleich anstatt der „Dekorationen". Dann wurden einige „Prosceniun-Logen" hergestellt, d. h. Sitze auf der Bühne für die Ratsfreunde und andere distingnierte Liebhaber der schönen Komödien. Davor einige Reihen Bänke (Pfähle mit darüber genagelten Dielen, wie man sie heute noch bei der Kirmes aufschlägt) für die „feineren Herren", und vorn neben dem Eingang ein Gerüst für „Standes-Personen". Den „Ständen" entsprechend wurde auch das Entree erhoben, für einen Platz auf der Bühne 2 Batzen, für einen Sitz im Parterre 1 ½ Batzen, für den Platz auf dem Gerüst oder im Gange 1 Batzen.

Hier wurden zum ersten Male des großen Briten große Tragödien aufgeführt. „Romeo und Julia", „Julius Caesar", „Hamlet", „Lear, König von Engelland" und andere Stücke passierten hier vor dem ans Gruselige gewöhnten Publikum. Von allen soll am besten gefallen haben der „Jud von Venedig". Denn Venetianer und Mailänder kamen damals vielfach nach Frankfurt. Die Familie Brentano („von der Brenta"), welcher der berühmte Dichter entstammt, Milani („Mailänder") u. a. hatten sich zu Frankfurt niedergelassen. Es mochte mancher „Shylok" mit unterlaufen sein, der in den Gewölben des „Ghetto" hinter dem „Krachbein" sein

*) „Gleich und gleich gesellt sich gern" ist ein altfränkisches Sprüchwort, das ich erst vor kurzem von einem rheinischen Adeligen mit dieser Betonung vernahm.

unheimlich Weſen trieb. Auch mochte manch ein Schöffe durch eine kluge „Portia" erſt zur Findung ſeines Urteils bewogen worden ſein.

Am meiſten regte aber wohl der „Julius Caeſar" auf. Wir haben leider keinen Theaterbericht aus jener Zeit; denn das „Frankfurter Journal" war zwar ſchon gegründet, die „Didaskalia" (die „Theater-Rezenſionen") kamen aber erſt ſpäter in Schwung. Die Kämpfe zwiſchen „Patriziern" und „Plebejern" müſſen eine große Erregung hervorgerufen haben. Denn mit dem Ehrennamen der „Patrizier" ließen die Ratsfreunde, nach großem Vorbilde, von ihren Geſchichtſchreibern ſich gern nennen, während ſie den Schuſtern und Lohgerbern oft genug den „Plebs" ins Angeſicht ſchleuderten. Es mag auch ein Volkstribun an dieſem Feuer ſeine Fackel entzündet haben; denn wenige Jahre nachher erhob der Führer der Handwerker — Vincenz Fettmilch geheißen — die Fahne des Aufruhrs, die faſt mit dem Sturz der Patrizier geendet hätte.

Fettmilch war kein Ravachol, ſonſt hätte er ſeinem Henker: „Auch du Brutus!?" zugerufen. Die Ratsakten ſchweigen hierüber und die Tradition der Stammgäſte vom alten „Krachbein", vom „Schwarzen Bock" und von der „Eul'" läßt uns im Stich. Wir erfahren aber aus den Ratsakten, daß der Tod des Kaiſers Rudolf II. als Vorwand benutzt wurde, um die engliſche Komödie zu verbieten. Das Motiv — „weil die Handwerker mehr als gut ihr zugeloffen" — läßt aber doch den Pferdefuß erkennen.

Es währt ein paar Jahre, bis der alte Komödiant — Robertus Browne — wieder auf den Brettern erſcheint. Das Leben aber wird ihm immer ſaurer gemacht. Die beginnenden Wirren, die zum 30jährigen Krieg führen, der geringere Beſuch der Meſſen, die Geſchäftsloſigkeit wirkt auch auf die Schaubühne. Der Rat will ihn deshalb nicht mehr zulaſſen. In de- und wehmütigen Bittſchriften ſuppliziert er um die Vergunſt des Spielens.

Der Berichterſtatter hat ſich die Mühe genommen, den Hof zum alten „Krachbein" auszumeſſen, ehe er zum heutigen „König von England" umgebaut wurde. Er mochte in allem 2—300 Zuſchauer faſſen, wenn „das Gedrücke ſo groß wurde, daß einer ſein Wams verlor". Nehmen wir den mittleren Ertrag zu 1½ Batzen, dann ertrug eine Vorſtellung 3—400 Batzen oder 20—25 Gulden (35—40 Mark). In den drei Wochen einer Meſſe waren — die drei Sonntage und zwei Vorſtellungen für das Spital und die Armen abgerechnet — nur 16 Vorſtellungen. Dieſe ertrugen „bei vollem Hofe" insgeſamt 3—400 Gulden.

Für den Schauplatz hatten ſie 40—50 Gulden Zins zu zahlen; für das Auf- und Abſchlagen der Bühne 20 Gulden. Inſerat-Gebühren für Annoncen und Reklamen — welche heute die Einnahme der Schauſpiel-Direktoren dezimieren — hatten ſie noch keine; denn der Rat läßt ſie ver-

warnen, sich „des übermäßigen Trommelns und Trompetens", bei der Ankündigung der Vorstellung, sowie der Marktschreierei zu enthalten. Dafür aber hatten sie dem Rat ein „Standgeld" von 50 Gulden zu entrichten, sowie bei Überschreitung polizeilicher Vorschriften noch Strafen bis zu 20 und 50 Gulden. Es blieben also knapp 200 Gulden als Ertrag von drei Wochen Meß-Vorstellungen. Wenn sie auch zweimal im Tage spielten, so kam doch, die kalten und regnerischen Tage abgerechnet, im Durchschnitt nicht mehr zur Kasse.

Mit diesem Rest sollte die Gesellschaft einen Monat in Frankfurt und einen Monat auf der Reise leben. (Von Leiden oder Köln nach Frankfurt, von da nach Nürnberg, Cassel oder Leipzig.) Die Gesellschaft hatte 12 bis 15 Schauspieler (einmal kamen 19 Schauspieler und 15 Musikanten), dazu die Frauen und Kinder. 6—8 Pferde brauchten sie zum Transport. Unterwegs — bei dem Mangel an jeglichen Steinstraßen*) — brachen in den Hohlwegen die Axen und Räder; dann wuchsen die Ausgaben ins Endlose. Rechnen wir auch dem Geld einen fünffachen Wert zu, dann war dies knapp so viel, daß sie — nach Art der heutigen Zigeuner, Gaukler und Possenmacher — von Ort zu Ort sich fortschleppen konnten.

Der alte Komödiant, der hier wohl gelitten war, stellte dies und anderes dem Rate in demütiger Bitte vor. Er versprach auch eine ernsthafte Komödie aufzuführen, „denen Melancholicis zur Rekreation, denen Cholericis ein Oblektamentum und denen Sanguinicis zu tugendhafter Lehr'". Er versprach eine Komödie für das Spital und eine für die Armen, sowie gewissenhafte Zahlung des Standgeldes. Dann, sagte er, müssen wir das meiste Geld zu unserer Nahrung und Notdurft hier lassen; demnach dem gemeinen Wesen kein Abbruch geschieht. — Es war alles umsonst. Der Rat, die Vorwürfe der Geistlichkeit fürchtend, verweigerte jedwede Erlaubnis.

Da kam, als Deus ex machina, die brave Wirtin vom „Krachbein", Frau Anna Katharina Klaufin, mit ihren Kindern und that eine devote Fürbitte. Ihr Mann war gestorben; er hatte sie nicht in glänzenden Verhältnissen gelassen. Die Komödianten waren viele Jahre bei ihm eingekehrt, hatten gegessen und getrunken, aber oft selber nichts verdient. Der Wirt hatte ein billig Einsehen; die Leute waren brav und ihre Komödien ernst- und tugendhaft. Aber zwanzig, dreißig Personen, wie sollte er die alle Tage verköstigen? Es blieb ihm keine Wahl, wollte er nicht herzlos sie hinausstoßen, als selber Schulden machen und auf bessere Zeiten warten, wann der alte Komödiant wieder zu Kräften komme. Jetzt, da er nun wieder kam und einen Teil von seiner Schuld abtragen wollte, wies ihn

*) Napoleon I. danken wir die erste Steinstraße. Sie wurde 1808 von Frankfurt nach Leipzig gebaut.

der Rat vor die Thüre. Damit aber kam die Witwe ſelber in Not; denn die Gläubiger waren ſchon lang auf dieſen „Meßnutzen“ vertröſtet worden und wollten nicht länger warten.

Dies und anderes ſtellte Frau Katharina dem Herrn Schultheißen vor. Sie hatte überdies einen guten Fürſprecher in dem Herrn Protokollführer, ihrem geſchätzten Stammgaſt. Der ſagte den Herren vom Rate, wenn die Engländer auch „hergeloffene Kerle“ ſeien, ſo dürften ſie doch eine ehrlich Bürger-Wittib nicht in Schuld und Schanden geraten laſſen. Als dann Frau Katharina noch erklärte, ſie ſei nun Herrin im Hauſe, ſie wolle ebenſogut wie ihr Mann die Hand über die Engländer halten, daß nichts Unehrbares im Hauſe geſchehe, da fühlte der Rat ſein Gewiſſen beſchwichtigt. Er war dem geiſtlichen Miniſterio gegenüber entlaſtet und hatte keinen Grund mehr zum Neinſagen. Was er dem alten ehrbaren Komödianten verweigerte, das billigte er der braven Frau zu. Es war die letzte Gunſt, die er dem alten Rodbertus vergönnte, denn er kam nicht wieder. Alter, Entbehrung, der Kampf gegen die böſen Kriegswirren brachten ſeine eigene Lebenskomödie zum tragiſchen Schluß. —

Demódokos, der alte Rhapſode, war ein „Hofſänger“ der Phäaken geweſen. Als blinder Greis nahm er die Broſamen, die von des Reichen Tiſche fielen, er freute ſich darob und aß. Walther von der Vogelweide war ein Hofſänger des Landgrafen von Thüringen. Er ſagt von ſeinem Schutzpatron: „Ich glaub', wenn das Fuder Wm tuſent gulten gölt, der Landgrav ließ vom Rin in holen, die ſinger und pfeifler zu halten.“ Der alte Rodbertus war ein freier „Hofkomödiant“ im alten „Krachbein“. Kein Rückgrat vom weißzahnigen Schweine, kein Wm vom Rine wird ihm gereicht. Der hohe Rat aber nimmt die Kontribution von dem „Fremden“, der Geld hier verdient. Zum Danke für ſeine Kunſt belohnt er ihn, wie ſeiner Zeit der „Künik Ruodolf“, den der „Unverzagte“ mit unſterblichen Worten verherrlicht:

„Der Künik Ruodolf eret Got
Unt alle werte Frouwen,
Der Künik Ruodolf lät ſich dikke
In hoën êren ſchouwen.
Ich gan im wol daz im noch ſiner
Milte heil geſchiht,
Der ſinger gigen, ſingen, ſagen
Daz horet er, und git in darümbe niht.“

Panem et circenses!

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Vor Zeiten, als ich noch in die Schule ging, da packte mich immer ein gewisses wollüstiges Gruseln, wenn der Lehrer uns von der furchtbaren Sittenverderbnis der römischen Kaiserzeit erzählte. Und der alte vertrocknete Magister wußte all diese Schauergeschichten so lebendig auszumalen und mit so grellen Farben zu versehen, daß es uns dabei kalt über den Rücken lief — ungefähr wie einem guten alten Weiblein, das abends bei der Lampe Schein den „Generalanzeiger" oder sonst ein menschenbildendes Wurstblättlein studiert. Ganz erschrecklich aber war es anzuhören, wie damals der Pöbel so verworfen gewesen sei, daß er den sonst schon genug geplagten Imperatoren auch noch mit dem unerquicklichen Rufe „Panem et circenses" in den Ohren lag. Daß die Leute Brot verlangten, das war schließlich noch zu begreifen, — sie hatten eben Hunger, und Hunger thut weh; aber daß sie auch noch „Circenses", „Spiele", haben wollten, das ging denn doch übers Bohnenlied! Was sich die Leutchen nur einbildeten? Das Gebrüll nach Brot war schon nicht schön: dieser Populus Romanus hätte lieber arbeiten und sich etwas verdienen sollen, das wäre gescheiter und jedenfalls anständiger gewesen. Aber nichts thun — und dann noch ins Theater wollen oder gar in den Cirkus — das war geradezu unmoralisch! Überhaupt, was brauchen gemeine Leute solche Lustbarkeiten, bei denen der Mensch nur an seinem Seelenheil Schaden erleidet? Sie verstehen ja doch nichts davon und nehmen sich höchstens überall das Schlechte heraus. Bei den Vornehmen und Gebildeten, ja da ist es natürlich ganz was anderes. Die haben nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, sich an den Leistungen der Kunst zu ergötzen — auf das jeweilige Genre kommt es dabei gar nicht an. Die — nämlich die Vornehmen und Gebildeten — nehmen sich bei allem natürlich stets nur das Beste heraus.

So ungefähr dozierte unser würdiger Magister, und ich war denn auch von der haarsträubenden Unersättlichkeit des römischen Pöbels völlig überzeugt.

Nun ist es, wie gesagt, schon lange her, daß ich in die Schule ging, und der gute alte Magister, der uns im Baseler Gymnasium Geschichte dozierte, schläft unter dem grünen Rasen und ruht aus von den Sorgen und Qualen, die ihm so manche ungelehrige Schülergeneration bereitet.

Und ich? Nun ich habe manches verschwitzt von den mir mit so großer Mühe eingepankten Geschichtszahlen, Herrschernamen und Schlachtberichten. Ja sogar meine Ansichten über das römische Kaiserreich und den Pöbel der damaligen Zeit haben sich im Laufe der Jahre einigermaßen geändert. Und wie ich z. B. den Kaiser Nero nicht mehr für ein solches Scheusal halten kann wie früher, so erscheint mir nun auch der Ruf „Panem et circenses“ in einem anderen Lichte.

Und „Panem et circenses!“ — Brot und Spiele! — erschallt auch heute wieder der Ruf der nach materiellen und ideellen Gütern hungrigen Volksmassen. Wie? — sind jene Zeiten roher Pöbelherrschaft wiedergekehrt? ist auch unsere Kultur, gleich der des Imperium Romanum, dem Untergang geweiht? bedrohen auch uns wilde Barbarenhorden, die schelen Blickes nur auf den günstigen Augenblick lauern, wo sie über uns herfallen und unsere so hochgepriesene Kulturherrlichkeit in Trümmer schlagen können, neue Vandalen, moderne Hunnen? Es will manchmal fast so scheinen; denn wiederum prunkt die Üppigkeit an der Seite des Elends, wiederum stoßen sich aufgedonnertes Protzentum und nackteste Armut auf der Gasse, wiederum schließt der große Pan seufzend die Augen und ein Göttergeschlecht sinkt in den Staub, obgleich die urältesten Mysterien und die abgebrauchtesten Zauberformeln hervorgesucht werden, um den entschlafenen Walter der Welt neu zu beleben. Gleichgültig und teilnahmlos schaut die große Menge dem verhängnisvollen Sturze zu, während witzige Köpfe den klaffend aufgähnenden Welten-Abgrund mit fein ausgeklügelten Systemen und allerlei spitzfindig ersonnenen „neuen Wahrheiten“, „Umwertungen“ und anderem solchen „Gedankenklein“ ausfüllen zu können wähnen. Abseits von der großen Heerstraße aber errichten auch heute wieder einzelne den Altar „dem unbekannten Gotte“. Ist also der Unterschied so groß zwischen heute und vor neunzehnhundert Jahren?

Brot! Brot! Gebt uns Brot, wir verhungern! — Wie schauerlich das klingt! — Auf Gummirädern, sanft in den Polstern seines Wagens gewiegt, fährt der reiche Prasser vorüber, der von seinen Renten — d. h. vom sauren Schweiße der arbeitenden Menschheit lebt. — „Platz da, Lumpengesindel!“ — Seht ihr nicht, daß der Herr sich nicht in der glücklichen Verdauung seines feinen Diners stören lassen darf? Ach du mein Gott! das Verdauen ist auch ein Geschäft und manchmal dazu noch ein recht schweres. Auf solch einen Pâté de foie gras aux truffes, solch einen köstlichen Chateaubriand — natürlich einen kulinarischen, nicht etwa einen litterarischen! — und solchen himmlischen Rheinlachs (sauce hollandaise) muß man sich, zur Anregung der Lebensgeister das neueste Prachtballet ansehen — und nach dem Ballet eine fesche Balleteuse. Das versteht sich ja ganz von selbst

Also weg da, Gesindel, aus dem Weg! Ihr stört dem Herrn die Verdauung!

Und vor den Theatern und Festsälen stehen sie, die Hände in den Hosentaschen, und auf den Bänken der Promenaden lungern sie herum am hellen lichten Tage, die muskelkräftigen jungen Männergestalten, — und mit Erstaunen erblickt der Vorübergehende unter diesen „Pennern" und „Tagedieben" statt der gewohnten Verkommenheit und der üblichen Schnapsnasen manchen saubergekleideten Burschen und manches intelligente Gesicht. „Wie sich doch die Stromer vermehren," sagt Fräulein X. zu Madame Y., „man kann sich im Rosenthal nicht einmal mehr auf eine Bank setzen, überall lungert das Gesindel herum." — „Ja, Sie haben recht, meine Beste, die Welt wird täglich schlechter, und mein Mann hat schon zweimal ein Eingesandt ans Tageblatt geschickt, damit der Rat diesen Menschen verbiete, überall herumzusitzen und anständigen Leuten den Platz zu versperren. Aber leider half es nichts."

Ja leider hilft dergleichen nichts. Die Leute stehen da und sitzen da und lauern auf Arbeit. Jeder ihrer Blicke ist eine stumme Bitte um Brot; — „und der Mensch lebt nicht vom Brote allein!"

„Es ist wahr, keine Arbeit haben ist ein Unglück. Aber sehen Sie nun die Andern an, die Arbeit und also ihr Brot haben. Sind die etwa zufrieden? Gott bewahre! Sobald so einer nur ein wenig verschnaufen kann, so verlangt er schon Gott weiß was für Geschichten. Das Nötige und Nützliche ist ihm dann schon lange nicht mehr gut genug. Solch ein ganz gewöhnlicher Arbeiter, jeder Maurer, jeder Schlosser, jeder Steinetreiber will nicht nur sein täglich Brot haben, sondern auch sein tägliches Bier, seinen Schnaps, sein Kartenspiel, seine Vergnügungen, ja sogar seinen Anteil an den Kunstgenüssen. Das Volk ist eben unersättlich, und wenn man ihm den kleinen Finger giebt, so nimmt es — wie der Teufel — gleich die ganze Hand. Da verlangt man Volksbühnen, volkstümliche Konzerte, Kunstausstellungen und wer weiß was sonst noch alles für den süßen Pöbel. Als ob das „Volk" von der Kunst was verstände! — Das kommt aber nur von dem rohen Materialismus, von der ungezügelten Genußsucht!"

Wie oft kann man diese und ähnliche abgedroschene Redensarten hören, in wie viel Zeitungen kann man sie tagtäglich lesen? Dabei hat sich aber noch niemand Mühe gegeben, diese Sache auch nur einigermaßen genauer zu untersuchen.

Und nun kommt plötzlich ein Vertreter der gebildeten Klassen, ein Privatdozent an der k. k. Universität zu Wien, und erhebt denselben Ruf: Panem et circenses! Und auf das Wort „Circenses", auf die „Spiele" legt er sogar den Hauptaccent. Dr. Emil Reich heißt der mutige Mann

und sein Buch, das soeben im Verlage von Wilhelm Friedrich erschienen ist, führt den Titel „Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen".

Das Buch verdient es, daß wir ihm in der „Gesellschaft" eine eingehende Betrachtung widmen; es verdient diese Auszeichnung nicht nur, weil es eine ganz vorzügliche Arbeit ist, sondern auch deshalb, weil wir daraus ersehen können, daß sich endlich in den bürgerlichen Kreisen etwas von Dem zu regen beginnt, was wir schon so lange predigen und wofür unsere Zeitschrift unablässig kämpft: Verständnis für die künstlerischen und sozialen Bestrebungen unserer, der „modernen" Zeit.

Reich knüpft seine Betrachtungen an das Bild Danhausers „Der Prasser" an, das sich im kunsthistorischen Museum in Wien befindet und das Gleichnis vom armen Lazarus aus dem Lukas-Evangelium in modernem Gewand darstellt.

„Diese Schöpfung Danhausers," sagt Reich von dem schon im Jahre 1836 entstandenen Gemälde, „ist gegenwärtig mindestens ebenso aktuell, als bei Lebzeiten des Malers und sie war es damals ebensosehr, als in der Zeit des heiligen Lukas, denn immer noch wie vor 1800 Jahren liegt der arme Lazarus am Notwendigsten Mangel leidend vor der Thür des Reichen und hofft umsonst auf echtes Mitgefühl. Man liebt es nicht an seine Existenz erinnert zu werden, er möge draußen, im Staub der Straße bleiben, wo er hingehört, und sich nicht frech ins Zimmer drängen. Es ist das ein gar merkwürdiges Dilemma: Schweigt der arme Mann und erwartet, was man ihm freiwillig spenden werde, so vergißt man ihn, erhebt er aber seine Stimme, so findet er erst recht kein Gehör, denn man darf sich doch nichts abtrotzen lassen, wohin käme es sonst mit aller Autorität? Seit die Arbeiterbewegung in allen Staaten so mächtig angeschwollen ist, daß man mit diesem Faktor als einem eventuell sogar ausschlaggebenden zu rechnen sich gezwungen sieht, beginnt man zwar (mehr der Not, als dem eigenen Triebe gehorchend) wenigstens auf politischem Gebiet, freilich langsam und zögernd genug, die Forderungen der Enterbten auf ihren berechtigten Kern hin zu prüfen, doch kann kein Unbefangener zu jenen sonderbaren Schwärmern zählen, welche, kaum daß einige Anfänge gemacht wurden, ein paar Spatenstiche geschahen, bereits von der „Krönung des Gebäudes" phantasieren und die soziale Reformarbeit schon an ihrem Ziele glauben. Wie weit wir hiervon noch entfernt sind, dafür zeugte vor kurzem mit erschreckender Deutlichkeit die Schrift eines hervorragenden Gelehrten, des Wiener Universitätsprofessors Anton Menger „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen".

„Das Bild Danhauser's nun kann, wenn dies auch gar nicht die Ab-

ſicht des Künſtlers war, als ſymboliſch gelten, ſowohl für die Haltung, welche die große Mehrzahl der Beſitzenden den Beſitzloſen gegenüber einzunehmen pflegt, als für die Stellung, welche der ſozialen Frage in der Kunſt zugewieſen wird. Sie erſcheint, wo ſie ſich meldet, als ein zudringlicher Bettler, der die Feſte und den Frohſinn der im Beſitz Schwelgenden ſtört, als ein unwillkommener Eindringling, den man mit einer Miſchung von Grauen und Abſcheu betrachtet und ſo ſchnell als möglich zu entfernen ſtrebt. Dies iſt ja das Verfahren, welches die Begünſtigten, die Genießenden von jeher gegen die Nachdrängenden einſchlugen, die draußen ſtehenden Hungerleider, welche den Saal zu überfallen drohten, wo man ſo köſtlich tafelte. Seit jenem Feſtmahl zu Babylon, wo König Belſazar beim Schmauſe ſaß, wiederholt ſich ſtets das gleiche Schauſpiel, die entartete Klaſſe der Herrſcher oder herrſchende Klaſſe verſpottet die Ideale der Unterdrückten und verhöhnt ihre ſehnſüchtigen Hoffnungen, während ſie die eigene Ohnmacht für ewig befeſtigt glaubt, zugleich aber leuchtet an der hellen Wand drohend die Flammenſchrift auf: Mene Tekel Upharsin (Gezählt, gewogen und zu leicht befunden). Nur pflegen die modernen Belſazars nicht nach Sterndeutern und Propheten auszuſenden, ſie ſind durch die unangenehmen Erfahrungen gewitzigt, welche Babels Monarch mit dem „frechen Juden" Daniel machte, ſie beſtreben ſich alſo lieber, der unliebſamen Mahnung den Rücken zu kehren und durch verdoppelt laute Luſt die unruhvolle Bewegung des Innern zu übertäuben, ſo gut es eben gehen will. Und gelingt dies in der realen Welt nicht mehr, weil die ehernen Schritte der ſich organiſierenden Arbeiterbataillone allzu vernehmlich erdröhnen, die Kommandorufe der ſozialiſtiſchen Führer allzu grell die Luft durchſchneidend mißtönig an verzärtelte Ohren dringen, dann flüchtet man „aus des Lebens engen Schranken in der Ideale Reich", dann ſoll die Kunſt das freundliche Aſyl bieten, wo „die Waffen ruhn, des Krieges Stürme ſchweigen", denn, um nochmals mit Schiller zu ſprechen, wenn die Bourgeoiſie ſich auch genötigt ſieht auf manchem anderen Gebiete Konzeſſionen zu machen, ſo kann ſie doch ſtolz ausrufen: „Die Kunſt, o Menſch, haſt Du allein." Menſchen im wahren Sinne nämlich ſind nur die kunſtſinnigen Gebildeten und Beſitzenden, nicht die wimmelnden Maſſen der kunſtfeindlichen Barbaren des Proletariats. Und in der That! Wie die bürgerlichen Klaſſen ſich das Recht nach ihren Bedürfniſſen zugeſchnitten haben, ſo wußten ſie auch die Kunſt ſich dienſtbar zu machen. Die bürgerliche Kunſt ſteht den beſitzloſen Volksklaſſen nicht minder feindlich gegenüber als das bürgerliche Recht und es verlohnt ſich wohl die Thatſache zum deutlichen Bewußtſein zu bringen, deren ſich jeder Denkende dunkel bewußt iſt, daß unſere Kunſt in erſter Linie für die Bedürfniſſe der Beſitzenden arbeitet und in erſter Linie auch

nur für dieſe vorhanden ſei, daß die Kunſtkenntnis der Mittelloſen womöglich noch geringer iſt als ihre Rechtskenntnis."

Dieſe Worte bilden gleichſam das Programm des Buches, und wer wollte ſie nicht voll oder ganz unterſchreiben? Natürlich verwahrt ſich Reich auch gegen die alte Annahme, daß in dem geheiligten Gebiete der Kunſt nichts wiedertönen dürfe von dem Ringen und Kämpfen der Zeit und ſucht — wie wir es auch ſchon an verſchiedenen Orten gethan — nachzuweiſen, daß die Kunſt immer nur im Boden ihrer Zeit wurzeln könne und daß ſie in allen Epochen immer ein getreues, ja das getreueſte Spiegelbild ihrer Zeit geweſen.

„Die Großen der Erde, die Herrſchenden, verſtanden es auch von jeher die Kunſt in ihren Dienſt zu ziehen und an ſich zu feſſeln, ſie verſtanden es ſo gründlich, daß ſchließlich die merkwürdige Behauptung zu allgemeinem Anſehen gelangen konnte, es gebe für die Kunſt gar kein ehrenderes Verhältnis als dieſes, ſie könne nur dort gedeihen, wo ein prächtiger Hof und die glanzliebende Kirche, eine Ariſtokratie der Abſtammung oder des Geldes, ihr Schutz und Stütze gewähre. Und ſo war es ja auch thatſächlich, die Kunſt diente im Mittelalter der Kirche zunächſt, ſodann dem Rittertum, in der Renaiſſancezeit änderte ſich nichts daran, die römiſchen Päpſte wie die kleinen Gewaltherrſcher waren die eifrigſten Förderer der ſchönen Künſte, die ſich dafür dankbar ganz ihrem Dienſte weihten, die franzöſiſche Kunſt der Zeit Ludwigs XIV. kannte nur ein oberſtes Ziel, die Verherrlichung des roi soleil, wie die ſpaniſche vor allem dem Kult des abſoluten Königtums und der katholiſchen Kirche huldigte.

„Naturgemäß blieb dies nicht ohne Rückwirkungen, und die Reformatoren wandten ſich oft zornig gegen dieſe entartete Kunſt, indem ſie die zeitliche Erſcheinungsform mit dem Weſen der Sache verwechſelnd in der Kunſt als ſolcher nur ein Werkzeug in der Hand ihrer Gegner erblickten. So trug der Proteſtantismus, in welchem ſich ſonſt die beſten freiheitlichen Regungen des 16. Jahrhunderts verkörperten, überall zunächſt ein entſchieden kunſtfeindliches Gepräge, ſo zerſtörten auch ſpäterhin empörte Volksmaſſen mit Vorliebe das, wovon ſie wußten, daß es ihren Gebietern zur beſonderen Freude gereicht habe, alſo Kunſtwerke jeder Art. Die populäre Bewegung des finſteren Fanatikers Savonarola zu Florenz vernichtete alle Kunſtſachen, deren ſie habhaft werden konnte, die Mediceer hingegen ſchirmten und hegten die Kunſt als ſtolzeſtes Juwel ihres Reiches, wer kann da zweifeln auf welche Seite damals wie heute die Kunſt zu treten habe? Wie, aber wenn dieſer angebliche Kunſthaß nichts wäre als verſteckte, heiße Kunſtliebe, die das zerſtört, was ihr ſelbſt zu genießen verboten iſt? Wir werden noch ſehen, wie begierig dieſe vorgeblich allen Kulturerrungenſchaften ſo ſpinne-

feind gesinnte Masse jeden Hauch von Kunst und Wissenschaft, der sich zu ihr verirrt, einatmet, während der Bildungsstolz und Kunstsinn der herrschenden Klassen oft genug, wenn auch glücklicherweise keineswegs immer, nur hohle Masken sind, unter denen blasierte Langeweile und brutale Genußsucht gähnen."

Reich weist nun in glänzender Weise nach, wie seit der französischen Revolution und dem Emporkommen des „dritten Standes" die Künste unter der Herrschaft des Bürgertums immer mehr verflachten. Der „Bourgeois", dessen höchstes Ziel und Streben immer nur der Gelderwerb ist, verliert allmählich jeden Sinn für das Rein-Ideale. Jeder große Gedanke, jede erhabene Idee ist ihm zuwider, dergleichen erscheint ihm „überspannt", auch liebt er es nicht, seinen in den aufreibenden Tagesgeschäften abgespannten Geist mit künstlerischen Problemen anzustrengen, bei denen man etwas denken muß. Die Kunst ist dem Mittelstande nichts weiter als Ergötzen. Darum muß sie — wenn sie in unserer „bürgerlichen" Gesellschaft gefallen, d. h. wenn sie nicht verhungern will — in allen ihren Disziplinen das Genrehafte bevorzugen und darf sich ja nicht etwa einfallen lassen sogenannte große Probleme oder überhaupt Ideen zu kultivieren, die über den gewöhnlichen, sehr engbegrenzten Horizont dieser Herrschaften auch nur ein Weniges hinausgehen.

Aber die Kunst versandet und versumpft nicht nur in der bürgerlichen Gesellschaft, sie wird auch ihrem eigentlichen Zwecke völlig entfremdet. Sie ist nicht mehr Gemeingut Aller, ein Bildungsmittel des ganzen Volkes, sondern die gehorsame Dienerin, die entwürdigte Sklavin einiger Weniger, und zwar einiger Weniger, die sie ihrem inneren Wesen nach eigentlich gar nicht einmal recht verstehen können, eben jener berühmten oberen Zehntausend . . . . . .

Wodurch soll nun aber diesem doppelten Übelstande, daß die Kunst einerseits versandet und daß andererseits der bei weitem größere Teil aller Menschen keinen Teil an ihr, also an einem der höchsten Lebensgüter hat, wirksam abgeholfen werden? Reich sagt dadurch, daß man „eine Kunst für das Volk" und ebenso „ein Volk für die Kunst" zu schaffen sucht, und diese beiden Gesichtspunkte, „Die Kunst für das Volk" und „Das Volk für die Kunst", bilden die beiden Hauptabschnitte seines Werkes.

Besonders interessant ist der Abschnitt „Die Kunst für das Volk", weil hier der Verfasser zum ersten Male eine allgemeine Übersicht derjenigen Kunstwerke — und zwar in den bildenden wie in den redenden Künsten — zu geben versucht, die, abweichend von dem alleinseligmachenden Genre bürgerlicher Selbstzufriedenheit, die großen sozialen Probleme zu behandeln und künstlerisch zu lösen versuchten, die die Menschheit seit der großen Re-

volution bis auf den heutigen Tag bewegten. Alle Kunstgebiete, alle Nationalitäten läßt er Revue passieren, und staunend sehen wir, daß, obgleich die große Mehrzahl der Künstler natürlich fast ausschließlich dem verdorbenen Geschmack der Bourgeoisie huldigt und demgemäß „heitere", „anmutige" oder — — „pikante" Werke produziert, weil diese eben leichter einen Käufer finden und besser bezahlt werden, es doch selbst in unserem Jahrhundert eine ganz stattliche Anzahl echter, wirklich gottbegnadeter Künstler gab und noch giebt, die den Tanz um das goldene Kalb nicht mitmachen und, allein und einzig ihrem innersten Drange, ihrem künstlerischen Gewissen folgend, das schildern, was sie vor Augen sehen, nicht nur die Freude, sondern auch die Not der Zeit. Natürlich sind bei dieser „Rückkehr zum Volke" in allen Kunstgebieten die eigentlichen „modernen" Richtungen am stärksten vertreten, das neue Stoffgebiet und die neue Technik gehen gewöhnlich Hand in Hand. Doch sind wir Modernen keineswegs die ersten, die das Kunstschaffen auf diese Bahnen zu führen suchten; unter den heute antiquierten klassizistischen, idealistischen und romantischen Richtungen besitzen wir schon zahlreiche Vorgänger. Und gerade die Zusammenstellung dieser Bestrebungen in der „vorrealistischen" Zeit — wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf — ist hoch interessant, wie sie uns Reich vor Augen führt. — Natürlich kann es sich hier nur um eine ganz allgemeine Übersicht handeln; denn der Verfasser, der ein Volksbuch im besten Sinne schreiben wollte, — und ein solches darf bekanntlich weder sehr umfangreich noch teuer sein — konnte nirgends in die Breite gehen und mußte sich auch an solchen Stellen kurz fassen, wo er vielleicht gerne etwas ausführlicher gewesen wäre. Auch ist das Gebiet ein so großes und fehlt es so an allen Vorarbeiten, daß eine genaue Übersicht der einzelnen Kunstgebiete sehr schwierig ist. So laufen ihm besonders in der modernen Litteratur einige kleine Ungenauigkeiten mit unter. Bleibtreu, den er nur kurz in der Gefolgschaft Albertis citiert (Alberti ist höchstens ein Nachahmer Bleibtreus, aber nicht umgekehrt), hätte eingehendere Behandlung verdient. Ebenso ist der „Gesellschaft" gar nicht gedacht, obgleich unsere Zeitschrift nunmehr schon seit acht Jahren frei und offen für die sozialen Bestrebungen auf allen Kunstgebieten eintritt, und der Verfasser gerade beim Durchblättern unserer Jahrgänge mannigfaltiges Material für seine Zwecke hätte finden können. Doch wir wollen Herrn Dr. Reich dieses Übergangenwerden nicht nachtragen; denn es ist keine leere Phrase, wenn wir behaupten, daß es uns stets nur um die Sache und nicht um die oder jene Person zu thun war und ist. Und daß die Sache, für die wir kämpfen, wie Dr. Reichs Buch beweist, endlich auch in den Universitätskreisen, die bis jetzt unseren Bestrebungen so kühl gegenübergestanden haben, streitbare und ehrliche An-

hänger gewinnt, das kann uns nur aufrichtig freuen, und darum begrüßen wir Dr. Reichs Schrift als die erste Bresche, die in die Hochburg antiquierter Vorurteile, nämlich in das deutsche Professorentum, geschossen worden. Darum wollen wir auch über Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten nicht mit dem Verfasser rechten; sein Buch ist eine mutige That, und das ist die große Hauptsache, die unsere vollste Anerkennung verdient.

Aber die „Kunst für das Volk" genügt noch nicht, es muß auch ein Volk für die Kunst geschaffen werden. Das heißt, den breiten Massen der arbeitenden Bevölkerung müssen die Kunstschätze nicht nur leicht zugänglich gemacht werden, nein, diese Massen selber müssen auf eine Stufe emporgehoben werden, die es ihnen ermöglicht, die Schöpfungen der Kunst zu verstehen und zu genießen. Das kann natürlich nicht geschehen, wenn alle physischen Kräfte des Arbeiters vom Frohndienst des Tages völlig erschöpft sind, wie das heute bei den arbeitenden Klassen ausnahmslos der Fall ist. Hier streift der Sozialästhetiker die Forderung einer verminderten Arbeitszeit.

„Auch ohne die Ansicht Lafargues zu teilen", sagt Reich, „daß die Arbeit nur eine Würze der Vergnügungen der Faulheit sein solle, muß eine unbefangene Weltbetrachtung dahin führen, zu erkennen, daß die Pflicht zur Arbeit nur dann aufrecht erhalten werden kann, wenn man ihr das Recht auf Genuß als Ergänzung beifügt. Der Genuß als Lohn der Arbeit ist die gerechteste Forderung, ja man könnte sogar behaupten, daß jedermann die Pflicht zum Genuß obliege, sowohl sich selbst als der Gesamtheit gegenüber, weil nur der — natürlich vernünftig geregelte — Genuß ihm die Lebensfreudigkeit und Arbeitsfähigkeit zu gewähren vermöge, deren er bedarf, um seinen Aufgaben, an dem Platze, wo ihn die Gesellschaft hinstellte, willig und würdig nachzukommen. Die Pflicht zur Arbeit kann nur dann gern erfüllt werden, wenn die Pflicht zum Genuß zur Überwindung von Anstrengungen befähigte. Das Recht auf Arbeit darf nur dann als wahrhaft sozialreformatorische Forderung gelten, wenn zugleich auch das Recht auf Genuß verlangt wird. — Und wenn die sogenannten niederen Volksschichten vorläufig meist nur materielle Genüsse kennen, fällt nicht die Schuld daran in erster Linie jenen zu, deren Aufgabe es gewesen wäre, ihnen geistige Genüsse zu vermitteln, ihr Verständnis für solche zu wecken, ihr Verlangen darnach zu erregen und es auch zu erfüllen? Die vielbeklagte Genußsucht ist nicht an und für sich zu verurteilen, sondern bloß dort, wo sie in falsche Bahnen einlenkt; ich möchte vielmehr behaupten, daß es eine gute und nützliche That sein kann, die gefürchtete Begehrlichkeit der unteren Stände aufzustacheln und zur Flamme zu entfachen, was jetzt bloß als vereinzelte Funken unter der Asche glüht, das Begehren nämlich nach Teilnahme an dem Kulturleben der höheren Stände, das ein gerecht-

fertigtes ist und aus allen Kräften gefördert zu werden verdient. — Das Hinaufgelangen der ungünstig gestellten Volksklassen auf ein höheres materielles und geistiges Niveau ist ein Vorgang, den jeder Menschenfreund nicht nur herbeisehnen, bei dem er mithelfen muß. Die Versuche des Proletariats sich emporzuarbeiten werden früher oder später doch von Erfolg begleitet sein, je früher dies dadurch geschieht, daß die Obenstehenden willig mithelfen, die mühsam Ringenden emporzuheben, desto besser für alle Teile. Leider war das Verhalten der Begünstigten bisher in der Regel ganz anders geartet, sie sahen teilnamslos den Bemühungen des „Pöbels" zu, der eben etwas andres zu werden strebte als Pöbel. Das Benehmen der besitzenden Klassen den besitzlosen gegenüber war ein engherzig egoistisches, dessen einzige Entschuldigung darin besteht, daß es meistens völlig naiv geübt wurde, weil es der Mehrzahl der Begüterten gar nicht zum Bewußtsein kam, wie wenig ihre Lebensführung dem Humanitätsideal entspreche; hieran knüpft sich auch die Hoffnung auf Änderung dieses Verhaltens, sobald seine sittliche Verwerflichkeit weiten Kreisen einleuchtet. — Man hatte sich so sehr daran gewöhnt, die unteren Stände als kulturlose Barbaren, ja als kulturfeindlichen Mob zu betrachten, daß man bei unermüdlicher Wiederholung solcher Phrasen nie daran dachte, sich darüber Rechenschaft abzulegen, warum diese breiten Schichten eigentlich der Kunst so fremd gegenüberständen. Ohne Zweifel gebührt dem liberalen Bürgertum das unvergängliche Verdienst, durch die allgemeine Schulpflicht für die Verbreitung der notwendigsten Kenntnisse im Volke gesorgt zu haben, ein Verdienst, das ihm auch dann nicht bestritten werden soll, wenn man erkennt, daß diese That zugleich seinen eigenen Interessen dienlich war, da intelligente Arbeiter besser zu verwenden sind, als völlig unwissende. „Wissen ist Macht", dieser Schlagsatz des landläufigen Liberalismus enthält zugleich seine Kritik in sich. Wissen ist eine Waffe im Lebenskampf, die stärkste vielleicht von allen, allein beim größten Wissen können Herz und Gemüt leer ausgehen, die Wissenschaft wirkt auf den Verstand, die Kunst auf das Gefühl. Die einseitige Pflege des Wissens, der nützlichen Kenntnisse, züchtet die kalten Verstandesmenschen, an denen unsere Zeit so überreich ist, der wahre Mensch, der Vollmensch aber ist nur jener, dessen Anlagen harmonisch ausgebildet sind. Es soll keinesfalls einer Einschränkung des Wissens das Wort geredet werden, wohl aber muß entschieden Protest eingelegt werden gegen die Verkümmerung des Kunsttriebes, die künstliche Verkrüppelung der Kunstliebe, die in jeder Brust ursprünglich lebt, dort aber, wo ihr kein Raum zur Bethätigung vergönnt wird, allmählich erlischt oder sich zu niedrigen, unedlen Regungen umbildet. — Wir sahen, wie wenig die bürgerliche Kunst bereit und geneigt war, sich der besitzlosen

Volksklassen anzunehmen, man müßte nun wenigstens erwarten, daß man ihnen um so bereitwilliger die Möglichkeit geboten hätte, an dieser unschädlich gemachten Kunst teilzunehmen, was ja sozialpolitisch völlig gefahrlos und unbedenklich gewesen wäre. Fragen wir uns jedoch, was die maßgebenden Kreise thaten, um dieser von ihnen selbst approbierten Kunst den Weg zu den niedern Bevölkerungsschichten zu bahnen und so in das klägliche dunkle Dasein derselben einen erhellenden und erfreuenden Strahl höherer Kultur zu werfen, so muß die Antwort leider kurz und bündig lauten: fast gar nichts. Ja noch mehr als das! Nicht bloß die Masse des Volkes, das Proletariat, ist bei der modernen Kunstpflege unberücksichtigt geblieben, in den letzten Jahrzehnten werden auch die mittleren Schichten des Besitzes, die von mäßigem Gehalt lebenden Beamten, die kleinen Kaufleute und Gewerbetreibenden, immer mehr von dem beständig teurer werdenden Kunstgenuß ausgeschlossen, den sich heute bloß sehr wohlhabende Kreise unbefangen gestatten können, die Kunst ist mit einem Wort ein Privilegium der Reichen."

Solche Worte sind von solcher Stelle aus noch nie gehört worden. Und daß Reich mit dem was er sagt vollständig recht hat, das weiß jeder, der es der Mühe wert hielt, sich über die thatsächlichen Verhältnisse der arbeitenden Klassen zu unterrichten und ihre Lebensweise zu studieren. Wie ernsthaft der Bildungstrieb dieser Leute, wie leidenschaftlich ihre Lernbegier, davon hat die sogenannte „gute Gesellschaft" gar keine Vorstellung. Dieser Ernst wäre manchem Bürgersöhnchen zu wünschen, das hochnäsig auf den gemeinen Mann herabsieht, weil ihm die Mittel seines Vaters gestatten, so und soviele Semester hindurch an den verschiedensten Universitäten die Kollege zu schwänzen. Und ebenso stark ist der Kunsttrieb des Volkes, sobald er nur durch den geringsten Anstoß geweckt wird. Das Volk hungert nach dem geistigen Brot des Kunstgenusses, das wir ihm völlig vorenthalten, ebensosehr wie nach der leiblichen Nahrung, die wir ihm bekanntlich auch nur so spärlich wie möglich zukommen lassen. Wie oft habe ich z. B. im Theater die Beobachtung machen können, daß bei Klassikervorstellungen die oberen, billigen Ränge gedrängt voll sind, während die vornehmen Plätze eine gähnende Leere zeigen. Und wie anders gestaltet sich das Verhältnis, sobald ein französisches Zotenstück, eine zweideutige Operette oder sonst irgend ein beliebter Schund gegeben wird, nun sind plötzlich Balkon, Logen und Parkett dicht besetzt, während auf den oberen Rängen die ungebildeten Proletarier durch Abwesenheit glänzen, und zwar „glänzen" in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Giebt dieser Umstand nicht zu denken?

..... Und da der König das Mahl bereitet hatte, und die geladenen vornehmen Gäste nicht kommen wollten, weil ihnen an einem guten Essen,

das sie ja täglich haben konnten, nichts lag, und sie auch allerlei andere, wichtigere Geschäfte, wie Ochsenkaufen, Bodenwucher und ähnlichen Schacher betreiben, wer weiß? vielleicht auch an einem palästinensisch-ägyptischen Distanzritt teilnehmen und ein paar arme Gäule zutodehetzen mußten, — da ließ der König seine Herolde hinausgehen auf alle Landstraßen und an alle Kreuzwege und ließ laden alle Hungernden, Kranken und Bedürftigen, und die Säle des Königs füllten sich alle. Und siehe da, die Hungernden wurden satt, die Kranken gesund und den Bedürftigen ward geholfen. Als aber die zuerst Geladenen, nachdem sie ihre Äcker erschachert, ihre Pferde zutodegehetzt, und ihre sonstigen Geschäfte verrichtet hatten, müde und hungrig nach der Königsburg hinaufzogen, um nun doch noch teilzunehmen am Mahle, weil es ihnen nun gerade paßte, da fanden sie die Thüren verschlossen, und die Wächter ließen sie nicht ein; denn der König war ein konsequenter und charaktervoller Mann. Und über ein Kleines, da feilschten sie weder um Ochsen noch um Äcker, hetzten auch keine Pferde mehr zutod; denn siehe, nun lagen sie selber an der Landstraße, hungrig, krank und arm . . . . . .

Das heutige Bürgertum hat in seiner ewigen und alleinigen Sorge um den Gelderwerb jedes Ideal und damit auch allen Sinn für wahre Kunst verloren. Darum muß die Kunst ins Volk hinüber gerettet werden. Man öffne also, so verlangt Reich, die Museen, die Konzert- und Theatersäle dem kleinen Manne, dem Arbeiter, kurz, eben dem Volke.

Da könnte nun der und jener behaupten, das geschehe ja schon. Sind die Museen an bestimmten Tagen nicht gratis geöffnet und also jedermann zugänglich? giebt es nicht Bierkonzerte für billiges Geld? haben die Theater nicht einen Olymp? Was wollt ihr also mehr? Ihr könnt doch nicht verlangen, daß wir die Herren Proletarier ins Parkett oder auf den Mittelbalkon setzen sollen.

Und warum sollten wir etwas ähnliches nicht verlangen? besonders da es mit euern berühmten Veranstaltungen, dem Volke die Kunst zugänglich zu machen, nicht so weit her ist, wie es beim ersten Anblick den Anschein haben könnte. Die Museen sind, wie Reich nachweist, meistens zu solchen Tagesstunden geöffnet, wo der Mann aus dem Volke bei der Arbeit schwitzen muß; auf dem Olymp sitzt man bekanntlich sehr unbequem und sieht zudem nicht viel von dem, was auf der Bühne vorgeht; die Bier- und andere volkstümliche z. B. Militärkonzerte sind in den meisten Fällen mehr Getöse als Musik — ja die Musik hat heutzutage vor ihren Schwesterkünsten noch einige ganz besonders kapriziöse Schrullen voraus, sie gebärdet sich nämlich äußerst ceremoniös, und an den Stellen, wo sie wirklich in einiger Vollendung vor den Hörer tritt, will sie sich merkwürdigerweise nicht anders

als „en grande toilette“ genießen lassen. Im Leipzger Gewandhaus z. B. kann man manchmal darüber im Zweifel sein, was hier das Wichtigere ist, die zu Gehör gebrachten Meisterwerke der Komponisten oder die allgemeine Kleider- und Putzausstellung; es erschien mir oft, als ob beinahe letzteres der Fall sein sollte. „Ah, deshalb nennt man das Institut „Gewand“-Haus?“ meinte unlängst ein naiver Provinzler, der sich nicht zur hiesigen musikalischen Kunsthöhe emporzuschwingen vermochte. —

Doch Spaß beiseite! Reichs Vorschläge, die unentgeltlichen Besuchsstunden der öffentlichen Museen und Kunstsammlungen zu vermehren, Theatervorstellungen, besonders klassischer Stücke, zu so billigen Eintrittspreisen zu veranstalten, daß es auch der arbeitenden Klasse möglich wird, ein gutes Schauspiel von einem „guten“ — nicht teuren — Platze aus zu genießen u. s. w., die man in der interessanten Schrift selber nachlesen mag, sind nichts weniger als übertrieben. Sie bedeuten auch nach des Verfassers Ansicht nur den Anfang dieser Bestrebungen, nur das was zuallererst und unverzüglich zu geschehen hat. In einem Punkte jedoch, kann ich Reichs Meinung nicht teilen: er hofft auf Unterstützung seiner Bestrebungen von oben, und wendet sich deshalb direkt an den Kaiser von Österreich. Das ist meines Erachtens ein etwas zu idealistischer Standpunkt; denn ein Monarch, und wenn er auch den besten Willen hätte, kann, wie die Dinge nun einmal liegen, in dieser Sache heute auch nicht mehr thun, als dem Volke hie und da ein „Kunstalmosen“ hinwerfen — wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf —, den Vollbesitz der Kunst aber, das Eigentumsrecht an allem was der Menschengeist Schönes und Erhabenes geschaffen hat, das kann sich das Volk nur selber erringen durch eigene Arbeit und durch eigene Thatkraft. Es verhält sich eben damit wie mit allen übrigen Dingen, die das Volk zur Verbesserung seiner Lage anstrebt: das Meiste muß von unten herauf geschehen, und das Beste, was man von oben zur glücklichen Durchführung dieser Pläne beitragen kann, wäre, daß man das Volk in seinen gesunden Bestrebungen wenigstens nicht hindert, und am allerwenigsten durch die leider so beliebten Polizeischikanen. — Ich habe unlängst im Leipziger Arbeiter-Fortbildungsverein, einer von den Arbeitern selbst geschaffenen Institution, die nur segensreich wirken kann, der Aufführung eines von einem Arbeiter geschriebenen und von Arbeitern dargestellten Schauspiels beigewohnt, und war mehr als unangenehm überrascht, als ich sehen mußte, daß nicht nur an den Abenden, wo wissenschaftliche Vorträge gehalten werden, sondern auch bei diesem nicht öffentlichen, sondern durchaus privaten und gewiß recht harmlosen Vereinsvergnügen polizeiliche Überwachung zugegen war. Wenn unsere Bürgersöhnchen in ihren Vereinen — wie es thatsächlich hier im Saxoniaklub passierte — sich zu einem sogenannten Herrenabend, mit dem

ſie ihre Gäſte erfreuen wollen, Proſtituierte kommen laſſen, um in Gemeinſchaft mit dieſen Damen auf einer improviſierten Bühne unzüchtige Scenen aufzuführen, die ſich hier gar nicht näher beſchreiben laſſen, ſo darf natürlich kein Polizeiorgan zugegen ſein und ſein Veto gegen derartige Kunſtleiſtungen einlegen, aber in einem Arbeiterverein, obgleich die Tendenz dieſes Vereins an und für ſich ſchon dafür bürgt, daß die Leute lediglich zu Bildungszwecken, alſo zu einem nur lobenswerten Beſtreben zuſammenkommen, da muß Polizei her. Was hilft es, wenn ſich der betreffende Beamte auch noch ſo taktvoll benimmt und ſich ſo wenig wie möglich bemerkbar macht, — es iſt eben doch zweierlei Maß — und wir mögen nun darüber denken wie wir wollen, jedenfalls iſt es höchſt ſonderbar, daß der Staat einzelne ſeiner Bürger, die ebenſo ihre Steuern bezahlen wie alle andern und ebenſo ihre Pflichten gegen die Geſamtheit erfüllen, dafür, daß ſie ſich die höchſten Güter der Menſchheit nach Kräften anzueignen ſtreben und nach des Tages Müh und Laſten, ſtatt in die Kneipe zu laufen, an ihrer Weiterbildung arbeiten, — unter Polizeiaufſicht ſtellt. In dieſer Beziehung ſollte und könnte von oben Rat geſchafft werden.

Reichs Buch iſt keine Hetzſchrift, dafür bürgt ſchon die Perſon des Verfaſſers, ſondern die ernſthafte und ruhige Darlegung eines Mannes, der von dem, was er ſchreibt, völlig überzeugt iſt. Einen „Mahnruf“, einen „Alarmſchuß in der Stunde der Gefahr“, einen „Notſchrei“ nennt Reich ſeine Schrift, und nicht mit Unrecht; denn die Verhältniſſe von denen er ſpricht, verlangen dringend Abhilfe, und dieſe Abhilfe kann und ſoll ſobald wie möglich wenigſtens angebahnt werden. Das müſſen Alle wünſchen, denen an einer geſunden Fortentwickelung unſerer Kultur gelegen iſt, welcher politiſchen Partei, welcher künſtleriſchen Richtung der Einzelne immer angehören möge. Es handelt ſich hier im eigentlichen Sinne um eine Kulturfrage und nicht um irgend einen Parteiſtandpunkt.

Wenn in dieſen Dingen Wandel geſchaffen werden ſoll, dann braucht es ſicherlich des feſten und guten Willens Aller. Iſt dieſer feſte und gute Wille aber vorhanden, ſo glauben wir zuverſichtlich mit Dr. Reich: „Wo ein Wille iſt, da iſt auch ein Weg.“

Das Duell.

Eine Replik von H. Häſker.*)

(Bremen.)

Von juriſtiſch-gelehrter Seite iſt viel über die Frage geſchrieben worden, ohne daß eine der bezüglichen Arbeiten aktuell populär geworden wäre — und das richtet ſie. Wir können jedenfalls ſicher ſein, in ſolchen Facharbeiten nichts Neues zu finden, höchſtens neues ſtatiſtiſches „Material", aber keine neue Meinung.

Mag ſich das Duellweſen noch ſo ſehr aus den mittelalterlichen Zweikämpfen entwickelt haben — das mag Gelegenheit geben zu ſehr intereſſanten geſchichtlichen Entwickelungen; wir müſſen mit der Einrichtung als etwas Fertigem, für ſich Daſtehendem rechnen. Im Mittelalter wollte man aus dem Ausgange des Zweikampfes über Schuld und Unſchuld der Parteien ein Urteil finden: der Gerechtigkeit diente dieſe Art des Gottesgerichts. Und heute handelt es ſich bekanntlich nicht um Gerechtigkeit im Duell, ſondern um die Ehre, und das iſt zweierlei.

Sobald es feſtſteht, daß von den beiden Kontrahenten der eine wirklich auch nach eigner Überzeugung im Unrecht, der andre im Recht iſt, iſt jedes Duell hinfällig. Erſt dann tritt es in ſein Recht, wenn beide Teile überzeugt ſind oder zu ſein behaupten, beleidigt zu ſein; und dann erwartet man vom Ausgang nicht Aufſchluß über die wahre Verteilung von Schuld und Unſchuld — wie ſchon die Zuläſſigkeit von Piſtolenduells beweiſt — man erwartet überhaupt weder perſönliche Genugthuung in juridiſchem Sinne — indem etwa die Todesangſt oder ein Tröpfchen Blut des Einen dem Andern Genugthuung für die erlittene Schmach ſei; das iſt Unſinn — noch überhaupt irgend etwas, das mit der urſächlichen Beleidigung in direktem Zuſammenhange ſteht. Nein, der Duellant kämpft nicht für ſich, ſondern für die Ehre als ſittlichen Begriff; er glaubt die Ehre in ſich oder in Andern (z. B. einer Dame) beleidigt, und tritt mit ſeiner ganzen Perſon, ſogar ſeinem Leben, für die Ehre — nicht für ſich oder die andre Perſon — ein. Wie ſchon Goethe bei dem Duell ſeines Sohnes ſagte**): es handelt ſich hier gar nicht um meinen Schmerz oder den irgend einer Perſon, ſondern es handelt ſich um den Begriff der Ehre, der, auch um den Preis eines Menſchenlebens, aufrecht erhalten werden

*) Siehe den Aufſatz „Beleidigung und Sühne" von Karl Bleibtreu im Auguſtheft dieſes Jahrganges der „Geſellſchaft".

**) Ich glaube in Kanzler Müllers Geſprächen; ich kann nicht wörtlich citieren.

ſoll. Daher iſt es ganz gleichgültig, ob der eine der Duellanten wirklich im Unrecht, wirklich ſeine Ehre nicht verletzt iſt: ſolange der Duellant in der Überzeugung handelt, ſie ſei verletzt, ſo tritt er für dieſen — mit Recht oder mit Unrecht vorausgeſetzten — Zuſtand des Ehrbegriffes ſozuſagen ein.

Daß da das Gericht nichts zu ſuchen hat, iſt ſelbſtverſtändlich. Das Gericht will nur Genugthuung für den Geſchädigten und entſprechende Unſchädlichmachung des Schuldigen, — was hat das Gericht mit dem Duell zu thun?

Aber auch ein „Ehrengericht", für das Bleibtreu eintritt, kann nicht an Stelle des Duells treten. Es kann in zweifelhaften Fällen zur Feſtſtellung der Thatſache beizutragen ſuchen, ob eine Ehrverletzung vorliege, in welchem Falle es den Schuldigen davon zu überzeugen und zum Eingeſtändnis zu bringen verſuchen wird — in dem Eingeſtändniſſe liegt dann die Genugthuung, die der Schuldige dem verletzten Ehrbegriff giebt — oder das Ehrengericht kann die Überzeugung haben, es liege keine Ehrverletzung vor, und den Fordernden davon überzeugen; letzterer wird dann die Forderung zurückziehen und ſeinen Irrtum eingeſtehen — worin eine Genugthuung gegen die im Andern durch die Forderung und Vorausſetzung ſeiner Ehrverletzung enthaltene Kränkung des Ehrbegriffs liegt. Aber wenn auch ein Ehrengericht von 3000 ehrenwerten Männern erkennt, der Fordernde ſei nicht beleidigt durch die und die Äußerung des Geforderten, und der Fordernde bleibt dennoch bei ſeiner Meinung, und der Gegner anerkennt nicht die Beleidigung und zieht ſie nicht zurück — ſo wird trotzdem das Duell vor ſich gehen müſſen. Denn wer weiß es, was in den Herzen zweier Menſchen, nur ihnen bekannt, in dem Augenblicke der Beleidigung vorging, — der Beleidigung, die den Herren Richtern vielleicht nur als ein ganz harmloſer Witz vorkam? Niemand kann darüber urteilen als die Kontrahenten ſelbſt, ob die Ehre in einem von Beiden verletzt ſei; und wenn ſie es glauben, ſo haben ſie die Pflicht, ihr alles für die Ehre einzuſetzen.

Ich habe bis jetzt nur rein theoretiſch über dieſe Sache geſprochen; jetzt komme ich an die praktiſche Seite.

Da ergiebt ſich nun zunächſt natürlich, daß nur da das Duell praktiſch ausführbar iſt, wo beide Duellanten wirklich ihre Ehre ſtets und immerdar rein erhalten haben und rein erhalten können. Der Kaufmann, der um Pfennige feilſcht und die Regungen des Herzens überhört um des Geſchäftes willen, der Lehrer, der Jungen prügelt, wenn ſie nicht gehorchen, die Frau, die im Thee klatſcht — ſie alle haben hundert und tauſend Mal am Tage ihre Ehre befleckt; der Begriff der Ehre, der z. B. unter dem Offizierſtande unbedingt aufrecht erhalten werden kann, aus ganz praktiſchen Gründen, iſt viel zu zart, um im gewöhnlichen Leben aufrecht erhalten werden zu können.

Zum Geburtstag unserer Angehörigen machen wir hundert Notlügen, die wir durchaus nicht als Sünde betrachten wollen, die aber jedenfalls für ein Duell uns unfähig machen. Wenn Nachbar Hinz sagt, Nachbar Kunz sei ein Esel und sagt es ihm ins Gesicht, so kann Nachbar Kunz trotzdem nicht für die in ihm verletzte Ehre eintreten, denn er hat sie selbst hundert Mal verletzt, indem er von Hinz heimlich dasselbe gesagt hat. Das ist ja auch ganz klar und praktisch nie bezweifelt; es handelt sich hier auch nur um die theoretische Darlegung, und ich stimme Bleibtreu ganz zu, wenn er in dem Duell von Häringskrämern nur Eitelkeit als Untergrund findet.

Bei den Studenten hat das Duell zwar nicht im Prinzip, aber in der Praxis eine ganz andere Bedeutung: vor allem ist es, selbst in sehr ernsthaften Fällen, eine körperliche Übung, die den jungen Herren sehr gut thut. Und was Bleibtreu da von dem magern fleißigen Studenten sagt, der von dem dicken faulen Raufbold in die Pfanne gehauen wird, das zeugt mir, mit Ehrfurcht gesagt, von allzu lebhafter Phantasie: im Falle thatsächlicher Beleidigung kommt es, wie schon gesagt, darauf gar nicht an; eine sehr geringe Verwundung gilt heutzutage — eben aus dem im Beispiel eintreffenden rein praktischen Grunde — für völlig genügend: man nimmt den Anfang des Kampfes für den Beweis des guten Willens und des Mutes beider Parteien, der Ehre sich zu opfern. Bloßen sinnlosen Raufereien mit dicken faulen Studenten kann sich aber jeder magere fleißige Student heutzutage jederzeit auf sehr ehrenvolle Weise entziehen.

Für die Berechtigung des Duells zwischen höheren Ständen, wie überhaupt immer — außerhalb des Offizierstandes, wo die völlige Reinheit der Ehre jedes Angehörigen Voraussetzung ist — kommt es auf die Überzeugung der Kontrahenten an, ob sie selbst von so völlig makelloser Ehre sind, daß sie den Kampf aufnehmen können. Wenn das ein praktisches Ergebnis ist, daß Mancher dadurch, daß er sich bei jeder begangenen Ehrverletzung auf die Forderung hin schlägt, sein äußeres Ansehen dauernd erhält, so beweist das nur, daß eben nicht jeder Berechtigte und dadurch Verpflichtete seines Amtes als Ehrenwart waltet: sonst würde ein als ehrloses Bekannter überhaupt nicht aus den Duellen herauskommen und thatsächlich seine moralische Beschmutzung zuletzt zugeben müssen.

Wie ich „im gewöhnlichen Leben", weil da kaum Einer satisfaktionsfähig ist, dem Duell nimmer das Wort reden möchte, so auch an einem andern Ort nicht: bei den Trägern und Vorkämpfern einer sittlichen Individualität, mit einem Worte: bei den Künstlern. Das Wesen, der Lebensnerv des Künstlers — ich rede nicht von den vielen Tausenden, die als Kunsthandwerker sozusagen überall herumlaufen, sondern nur von einzelnen, den Sternen und Führern der Kunst: — ihr Wesen, ihr Lebensnerv ist die

Individualität, eine individuelle Auffassung der Kunst, der Sittlichkeit, aller geistigen Disziplinen; sie versuchen neue Wege zu finden, auch zum Ziele der Sittlichkeit, sie haben daher ihre eigenen — mehr oder minder einseitigen, aber von Laien durchaus unbeurteilbaren — Ehrbegriffe, Ehrbegriffe, die im Leben der Masse noch keinen Anhang gefunden haben, die aber neu sind oder etwas Neues suchen und richtig und besser als die der Masse *sein können*, die sozusagen noch in der Entwicklung begriffen sind. Für solche Künstler ist alles der Ehre gemäß, was sie ihrer Überzeugung nach thun, und das kann auch niemanden beleidigen, wenn es auch, von andern ausgehend, unbedingt eine Beleidigung sein würde. Alle, die nicht nur Individuen sind — das wollen wir ja endlich alle sein —, sondern auch wirklich anders als andre sind, und für dies Andre mit ihrer ganzen Kraft eintreten: die stehen außerhalb des Duells. Wer sich dazu zählen will, wird die Berechtigung früher oder später — wenigstens einmal in seinem Leben nachweisen müssen.

Standesunterschiede, die durch praktische Gründe begründet und durch praktische Verhältnisse gekennzeichnet sind, giebt es zur Zeit, und ich denke, es ist nicht zu wünschen, daß sie fortkommen. Freiheit und Brot allen, *und diejenige Bildung, die der Aufnahmefähigkeit ihrer Seele* — die durch physische Verhältnisse unverrückbar begrenzt ist — *gemäß ist!* Dahin wollen wir und muß jeder Ehrliche streben. Wenn wir aber das Duell beurteilen wollen, so können wir nicht darüber streiten, wie es im Jahre 2500 *sein sollte*, sondern wie es jetzt ist; und da ist es, meines Erachtens, in den bezeichneten Grenzen sehr nötig und segensreich; denn je heftiger die kritischen und negierenden Elemente unserer Zeit gerade jetzt an den Säulen der Sittlichkeit rütteln, weil sie gefunden haben, daß jede Politur unterm Mikroskop rauh aussieht — desto notwendiger ist es, daß ein fester Stamm jugendlicher „Alten" das Bestehende, solange es noch gilt, recht festhalte; denn nur wenn der Gegner *steht*, kann man ihn *besiegen*.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die VI. große internationale Kunstausstellung.

(Fortsetzung.)

Und an demselbigen Tage wurden Herodes und Pilatus Freunde, heißt's im Evangelium. An dem Tage nämlich, wo sie den Nazarener seinen Henkern ausgeliefert hatten.

So treffen sich auch alljährlich auf unseren Ausstellungen Alte und Junge und grinsen sich freundlich an, wenn sie den Nazarener wieder einmal nach einem bewährten Schema in Farben abgethan haben. Dem furchtbaren Drama gegenüber bleiben sie kühl bis ans Herz hinan, es ist ihnen nur ein dankbarer Vorwurf, ein vorteilhafter Stoff, ein Kniff, mit dem sie sich bei allen frommen Philistern, Pharisäern und Sadduzäern in Respekt zu setzen vermögen, zumal heute, wo die Religiosität zum vornehmen Sport und Drill und als most stylish zur Mode gehört. Weil aber meist die künstlerische Urkraft einer wahrhaft heroisch und religiös gestimmten Seele fehlt, im Christusdrama das Gewaltige zu erfassen und auszudrücken, so flüchtet man sich ins Gewaltsame und Spektakulierende, wie bei Franz Stuck, oder ins modernisiert Akademisch-Klassizistische, wie bei Fritz August Kaulbach.

Bei Stuck spürt man wenigstens auch in der Verzerrung noch eine ungeheuere Individualität mit einem erstaunlichen koloristischen Können, während bei Fritz August Kaulbach das Individuelle nur zerblasen und verschwommen in einem Bilde zum Ausdruck kommt, dem seine künstlerische Kraft nicht gewachsen ist. Kaulbach ist sicher ein feiner und geistreicher Künstler und in einem beschränkten Stoffgebiet auch ein durchaus moderner Empfinder und Darsteller, allein seine „Beweinung Christi" liegt weit ab von moderner Kunst. Der Leichnam Christi ist ein vorzüglich gemalter Akt, wie man dies bei einem Münchener Akademie-Direktor billig erwarten darf, die übrigen Figuren jedoch sind flaue Nachklänge aus alter italienischer Zeit, denen kein Modernitätsfirnis ein wahres Leben, aus der Seele ihres Schöpfers geboren, anzutäuschen vermag. Wer für den Salon und Boccaccio von der Natur ausgestattet ist, der soll nicht an Schädelstätten, Grüfte und Evangelienbuch rühren. Der bayerische Staat hat sich übrigens dieser „Beweinung Christi" erbarmt und das Kaulbachsche Bild gegen gute Bezahlung für die Pinakothek erworben. Ich möchte es nicht geschenkt haben, denn nichts ist mir zuwiderer als ein religiöses Kunstwerk, das volle Überzeugung und Eigenart vermissen läßt.

Da sehe man sich daneben einmal die „Legende der heiligen Julia" von Albert Keller an! Diesem Künstler fehlt es sicher nicht an Modernität und Mondainetät (ich weiß kein deutsches Wort dafür); er ist so geistreich und elegant und pointiert wie irgend ein Kaulbach. Aber welche Seelenwandlung, wenn er sich einem heiligen Stoff widmet, welcher keusche Tiefsinn, welche Poesie des Schmerzes, welche visionäre Kraft der Erklärung und Verklärung! Niemals hat die Hypnose des Schmerzes von einem modernen Künstler von feinster Nervosität eine überzeugendere und edlere Darstellung gefunden als im Leibe dieser Märtyrin. Man muß schon zu den allerbesten Engländern

und Amerikanern gehen, wenn man überdies wie bei Albert Keller eine solche merkwürdige Vereinigung von Naivetät und Raffinement finden will, eine Phantasie von solcher Beweglichkeit und Stimmungskraft.

Wie plump und schwer, um dies hier nur in Parenthese zu sagen, spricht uns z. B. Lenbach an, wenn man direkt von Albert Keller kommt! Und selbst wenn Lenbach, wie er es bei seinem diesjährigen Bismarck im Fackelschein versucht, auch einmal unter die Koloristen geht und beweisen will, daß er nicht nur für Seelendeutung und Charakterschilderung, sondern auch für malerischen Reiz schlechtweg Auge und Hand hat. Womit nicht geleugnet werden soll, daß dieser neueste Bismarck in der That ein farbenreizendes Meisterstück in einem so gesucht hohen Grade ist, daß von feinerer Porträttreue bei diesem wuchtigen Bildnis nicht mehr geredet werden kann. Der lebendige Bismarck ist im Glaspalast selbst davor gestanden und hat sich geschmeichelt gefühlt, in solcher Auffassung auf die Nachwelt zu kommen, aber man weiß ja wie — höflich der Altreichskanzler und „ehrliche Makler" a. D. sein kann. Und damit schließe ich die Parenthese.

Von religiösen, legendenhaften und frommsymbolischen Darstellungen ist diesmal wenig mehr vorhanden, das zur Besprechung reizte. Etwas von der Größe und Schönheit wie z. B. der „heilige Georg" von Herterich im Vorjahr sucht man heuer vergebens. Wilhelm Räuber und Graf v. Rex haben sich an die Legende von der letzten Pürsch des heiligen Hubertus gemacht, dem im Dickicht des Waldes der wunderbar bekreuzte Hirsch erscheint, aber ich kann nicht finden, daß sie mehr als gute Bilder ohne hervorragende Besonderheit fertig gebracht haben. Räuber hat sich in der Waldstimmung offenbar an das Herterichsche Georg-Bild erinnert, ist aber in der Gewalt des Visionären und Tiefpoetischen weit hinter Herterich zurückgeblieben. Den Kern der frommen Sage hat Rex besser getroffen. Offengestanden, die Modernen haben mit diesen Frömmeleien der legendenhaften Weltkinder kein rechtes Glück. Es ist kein rechter Zug und Drang des Herzens darin, dafür oft eine nüchterne Objektivität, die verstimmend wirkt. Wenn man mit solchen Gegenständen nicht packen, hinreißen, begeistern kann, sollte man's besser bleiben lassen. Man malt dergleichen doch nicht, damit's gemalt ist? Aber es aus Spekulation zu malen, wäre doch nicht mehr volle Kunst, sondern unehrlich Handwerk. Und es will mich fast dünken, als ob in unserer heutigen deutschen Kunst die Spekulation auf geistige Zeitschwächen und zahlungsfähige Liebhabereien exklusiver Kreise mehr zu Wort käme, als für ein freies, reines Kunstschaffen gut ist.

* * *

Den schärfsten Gegensatz zu den Modernen und Halbmodernen in der Heiligenmalerei des In- und Auslandes bildet wohl Eduard v. Gebhardt. Von dem sozialistischen Zug, der in der Religion nur das Erlösungsbedürfnis aus Grauen, Not und Unterdrückung, und in der Frömmigkeit nur die schlichte Herzenseinfalt der Armen und Elenden einseitig betont, ist bei ihm nichts zu spüren. Bei ihm ist Religion jene Lebensverklärung durch mystische Idealität, die auch der Gebildete, Wohlhabende, Reiche und Hochgestellte in seinem Gemüte nicht missen mag. Ein wenig boshaft ausgedrückt: Gebhardt erfaßt die Religion als die Sonntagsvisite, die sich Mensch und Gott gegenseitig machen, um sich nach den Regeln des guten Tones nach dem werten Befinden zu erkundigen und sich in freundschaftlich empfehlende Erinnerung zu bringen. Noch boshafter: Religion als Requisit in der Ausstattung der guten Stube, des Bourgeois-Salons. In dieser Auffassung sowohl wie auch in seiner zeichnerischen und malerischen Technik giebt er sich so gut und bieder deutsch, daß man bei einigem guten

Willen seinen Stammbaum bis ins Mittelalter oder wenigstens bis zu Dürer und Rembrandt zurückverfolgen kann.

Mit dieser Eigenart des Biderb-Bürgerlich-Mittelalterlichen mußte Gebhardt, der jetzt schon an die zwanzig Jahre am Werke ist, zwar von dem florierenden Klassizismus des Italienertums, das unsere Heiligenmalerei, namentlich als Kirchen- und Altarschmuck, seit Jahrhunderten beherrscht, sich scharf abheben als entschieden nationale Reaktion gegen flache Auslandsnachahmerei und Verwälschung, allein einen durchgreifenden Erfolg konnte er nicht damit erzielen. Ich glaube, daß er von der protestantischen Bourgeoisie, von Superintendenten und Konsistorialräten so wenig Aufträge zu häuslichen und kirchlichen Schmuck- und Andachtsbildern erhalten haben wird, als von der katholischen Klerikokratie, die schon durch ihren römischen Papismus an die italienische Bildertradition gewiesen ist. Für wahrhaft deutschinnige Kunst und Art ist da kein Raum und kein Bedürfnis. Eduard v. Gebhardt ist zwar sinnig und schalkhaft, zuweilen sogar humorvoll in seiner frommen Bürger-Behäbigkeit, aber er hat nichts von der religiösen Theatralik, von der pathetischen Pikanterie und Sinnlichkeit der Formen, welche unsere offiziell Religiösen aus alter Gewöhnung und Erziehung so sehr lieben.

Aber auch auf unseren Künstler-Nachwuchs hat Gebhardt nicht durch direkte Vorbildlichkeit gewirkt. Er hat so gut wie keinen Schüler gefunden. Und das ist gleichfalls erklärlich. Denn seine Kunst ist zu sehr Kunst der Reflexion, ohne die elementare Kraft der Leidenschaft, ohne die Reizung eines exzessiven Temperaments. Es ist also im Grunde doch nur Kunst aus zweiter Hand, Zeugung aus fremdem Samen. Und damit macht man glücklicherweise keine Schule in heutiger Zeit, die sich bei allen wahrhaft starken Talenten doch immer rücksichtsloser und selbstherrlicher auf ursprüngliche Eigenart und wagemutigen Individualismus stellt. Und in der Kunst soll unserer Zeit und unseren Menschen zu ihrem Rechte verholfen werden und nicht irgend einer, wenn auch noch so volkstümlichen Vergangenheit. Darum konnte Eduard v. Gebhardt zwar ein Mahner und Wegzeiger für deutsche Art werden, aber er selbst mußte mit seiner deutschen Mittelalterlichkeit vereinsamen.

Wie stark die modern gerichtete persönliche Besonderheit durchschlägt und über Nachahmerei und studierte Verflachung den Sieg davonträgt, das sieht man recht deutlich bei den Franzosen. Des Akademikers Bouguereau „Heilige Frauen am Grabe Christi" sind ein Muster klassischer Langweile, so eminent auch ihre Zeichnung ist. Es ist vollendete Kunstschulmeisterei. Dagegen wirkt die „Rast in Ägypten" von Hippolyt Flameng groß und tief durch ihre Stimmungsgewalt, wie sie nur aus einer reichen und stolzen Schöpferseele brechen kann. Es ist ein Werk, das sich würdig den besten Bildern anreiht, mit denen in den letzten Jahren Bouveret und Adrien Demont so bedeutungsvoll hervorgetreten sind und die religiöse Malerei der modernen Franzosen bei aller Welt in Respekt gesetzt haben.

Natürlich zeigt sich auch bei den Franzosen am deutlichsten, wohin es führt, wenn die Originalität sich selber überschlägt und in gigerlhafte Originalitätssucht ausartet. Ein Muster dieser Modernitäts-Sorte hat heuer Jean Béraud mit einer „Kreuzabnahme" geliefert. Der arme Heiland muß zu einer schauerlichen Komödie herhalten, mitten im heutigen Paris, auf dem Montmartre. So wird aus Vernunft Unsinn, sobald ein richtiges Prinzip zum Fahnenbild der Effektpossenreißerei entweiht wird. Ein großer Macher und ein großer Künstler, dazwischen liegt ein Abgrund, mag er zeitweilig auch noch so geschickt maskiert sein.

* * *

Da ist der Monsieur Georges Rochegrosse mit seinem Spektakelstück in Riesenformat „Das Ende Babylons“ heuer richtig bis zur Auszeichnung mit der großen Goldenen emporgeklettert. Nach meinem Geschmack und Urteil hätte der Sensationsprofitausschlachter mit dieser Leinwand, die sich zweckmäßig als Theatervorhang für eine Pariser Boulevardbühne verwenden ließe oder als spanische Wand für einen fürstlichen — Hirschpark, nicht einmal eine ehrenvolle Erwähnung verdient, so in die Augen springend ist die unkünstlerische Absicht des Spekulanten vom Pinsel. Ja, ein großes und schwieriges Stück Arbeit hat er geleistet, und Kosten und Mühen hat er sicher nicht gescheut, um sein Kapital an technischem Können bei den Maulaffen beider Hemisphären höchst verzinslich anzulegen. Aber dabei hat er nicht einmal die Frechheiten ausgebeutet, die ihm das Sujet: der Schluß der Orgie an Belsazars Hof, in verschwenderischer Fülle lieferte. Das Bild ist trotz seiner Masse nackten Weiberfleisches eine prüde Lüge, ein geiler Humbug. Von ehrlichem Naturalismus ist nirgends die Spur. Kalt berechneter Schwindel. Nichts weiter. — —

(Schluß folgt.)

Wiener Brief.

Von Karl Kraus.

(Wien.)

Mitte Oktober und wir stecken schon tief in der Saison. Fast alle Theater haben schon „Ereignisse“ hinter sich. Die Bedeutung der Sache erfordert es, daß ich zuerst von der Musik und Theaterausstellung spreche, Raummangel, daß ich mich sehr kurz fasse. Sie liegt hinter uns. Am 9. Oktober hat sie ihre Pforten geschlossen. Es war ein großartig angelegtes Unternehmen, das leider nicht alles gehalten hat, was es versprach. In mancher Hinsicht zwar hat man zuviel gethan, mehr als interessieren konnte, aber in anderen Punkten blieb das Interesse unbefriedigt, und man hat leider mehr des Guten zu wenig als zu viel gethan. Gewiß nicht gar zu bedeutende, aber markante, bezeichnende Details werde ich erwähnen. Vor allem, — die Exposition der Gemälde bekannter und unbekannter Dramatiker war höchst ungeschickt angeordnet. Franz Keim neben Gerhart Hauptmann — es war ein possierlicher Anblick. Wen aber zum Kuckuck soll ein Dramenmanuskript Julius Grosses oder das Bild des Nixen- und Hexenmeisters Triesch interessieren? Da hätten sich bessere Leute anbringen lassen. Karl Bleibtreu, Liliencron, M. G. Conrad, das sind ja auch Dramatiker und nicht einmal so schlechte, gewiß aber tausendmal größere als Herr Gustav Triesch. Oder, wie viel Raum hätte man erspart, wenn man nicht jedem kleinsten und unbekanntesten Mimen ein Ehrenplätzchen eingeräumt hätte! Freilich, das mußte alles sein, und die Korsette, Waden, Strümpfe, Frisuren, Unterhosen, Toiletten, samt der „individualisierenden Mode der Schriftstellerin Sidonie Grünwald-Zerkovitz“ mußten auch da sein. Abscheulich, eines so ernsten Unternehmens unwürdig war der Tingltanglcharakter, den man der Ausstellung zumal in der letzten Zeit, da Defizitgefahr im Zuge war, zu verleihen bemüht war. Jahrmarkt, Wurstelprater, „Eldorado“ — so sah dann unsere

Theaterausstellung aus, mit dem ordinären Konfetti- und Koriandoliwerfen, mit den unzähligen Musikbanden, Kunstpfeifern und Bänkelsängern und Viertelweltsdamen und Gigerln. Im Ausstellungstheater, welches seinen Zweck total verfehlt hat, feierten zuletzt die Italiener und die Ungarn wahre Triumphe. Daß letztere auf dem Theater wirklich Großes leisten könnten, hätte ich mir nie gedacht.

Die Medea der Jaffai soll unvergleichlich größer sein als die der Wolter. Das glaub' ich übrigens gern. Es ist ein Jammer, daß so wenig deutsche Dichter zu Worte kamen, von modernen Dramatikern nicht zu reden. Das geplante, leider nur geplante Reichergastspiel hätte in dieser Beziehung wenig geändert; er wollte ja nur Augier, Daudet, Antropow und von den Deutschen nur Bahr bringen, während wir vor allem das „Friedensfest" gewünscht hätten. Dagegen langweilte uns ein Ballet gegen 50 Mal. Vorüber. Vielleicht, daß die große, erhabene Idee noch einmal später zu exakter Durchführung gelangt. Ich möchte es wünschen.

Im Burgtheater ist man bedächtiger, langsamer geworden. Die trägen Schlußmonate der Vorsaison haben ihre unerquickliche Fortsetzung gefunden; kein „peinlicher" Moderner rüttelt mehr unser Publikum aus seinem Sommer- und Winterschlafe auf. Wir haben überhaupt bis jetzt noch keine Neuaufführung zu verzeichnen, als erste ist für Ende Oktober „Der Meister von Palmyra" in Aussicht genommen. Adolph Wilbrandt ist zu den Proben nach Wien gekommen. Aber seine Verehrer werden enttäuscht sein, sie werden den idealen Rembrandtkopf vergebens suchen. Ja, man darf nur immer die Pose auf dem Bilde betrachten, hinter die Koulissen aber darf man eben nicht schauen; denn da sieht man entweder, wie's in Wirklichkeit aussieht oder wie's gemacht wird. Übrigens, auch das Burgtheater hat schon seine „Ereignisse", aber nur tieftraurige. Bevor es seine Thore öffnete, starb der Besten Einer, in jungen Jahren, Robert Hübner, einsam, ohne Hilfe, auf den freien Höhen des Semmering. Man hat sich merkwürdig rasch getröstet. Was man in ihm verloren hat, das weiß weder unser herziges Publikum noch unsere noble Kritik zu würdigen; das nicht, dafür aber hat sich letztere (in einem Teile wenigstens) sehr rücksichtslos benommen. Eine empfindliche Lücke hinterläßt er nicht, unersetzlich ist er nicht, aber, zwar, doch, wenn, nun, wir geben ja zu, daß — — usw. usw. O, du göttlicher Zeitungsmichel! Wann wirst du nur ein wenig Verstand annehmen und quousque tandem Catilina, abutere patientia nostra? Ich brauche nicht den ciceronianischen Wortschwall, aber wahr ist es und traurig ist es. Unsere hochweisen Kritikhäringe sagen, Hübner habe Gutes im „Salonfache" (!) geleistet, in „klassischen Rollen" (!) aber habe er versagt, denn es haben ihm „Gestalt" (!) und vor allem „Organ" (!) gefehlt; das sei zu „klassischen Rollen" „erforderlich". Bravo, Gänsekiel! Und der arme Robert Hübner wußte so oft durch sein hinreißendes Temperament zu bezaubern. Nicht, Michel? Wie angegossen paßten ihm die „klassischen" Jünglinge, die er sehr natürlich spielte, während er anderseits im modernen Rocke durch seinen köstlichen Humor entzückte. Er war jung durch und durch und du, frostiger Michel, bist alt, durch und durch, und weil du ein Philister bist, so bist du fett und lebst, er aber ist gestorben. Herr von Reimers, der, nicht wahr, der gefällt dir gar sehr, der ist ja zu deinen „klassischen Rollen" geeignet, der hat ja das hierfür erforderliche Maß, „Gestalt" und vor allem — „Organ". Wir aber, wir wollen, wenn wir zusehen müssen, wie Herr Georges Reimers eine „klassische Rolle" verhunzt, mit Wehmut Hübners gedenken. Welch eine Meisterleistung war sein Franz in „Götz", wie riß er mit seinem „Beim edlen Herrn von Wanzenau — —" hin, wie feurig war sein „Bursch" in Heinrich V., wie kernfrisch sein köstlicher Fernand in „Umkehr", in diesen faden, alten Thränenkomödie, die er einzig und allein möglich machte. Sein Peter, der junge Priester in den „Kronprätendenten", war eine mächtige

Leistung. Wie er zum sterbenden Bagierbischof Nikolas, den Lewinsky meisterhaft gab, die Worte sprach: „Es sind die himmlischen Glocken, die Euch heimrufen; — was da blitzt und funkelt, sind die Altarkerzen, welche Gottes Engel für Euch angezündet haben" — ich will das nicht vergessen. Aber man hat ihn schon bei Lebzeiten schlecht belohnt, man ließ ihn, der immer brav und bescheiden war und sich nie komödiantisch vordrängte, selten hervortreten; dagegen überhäufte man ihn mit den dümmsten, nichtssagendsten Rollen, man ließ ihn den Oktavius in „Julius Cäsar" spielen und Oktavius ward natürlich eine Puppe, die auf Stelzen deklamierend einherging; und die letzte Rolle, die er überhaupt gespielt hat — er mußte als Boleslas Lasinsky in dem Schauereffektpistolendrama „Fedora" von Sardou figurieren, die Rolle eines Statisten übernehmen. Ist das nicht Ironie? Nicht wahr, kritischer Michel?! Nun, ich glaub's nicht, daß er sich so leicht wird ersetzen lassen, ich glaub's nicht, daß die Lücke nicht so empfindlich sein wird. Die Tragödie Josephine Wessely hat sich bei Hübner wiederholt; damit du's nur weißt, allerheiligster Michel. Gott segne dich und erhalte dich bei Kräften!

Unlängst starb auch ein ehemaliges Mitglied der Hofbühne, der pensionierte Hofschauspieler Konrad Adolf Hallenstein. Er war ein Mann. Die kräftigen, derben, markigen Menschen waren einst sein Ressort, der Männerschlag, der sich stets ganz und voll ausgiebt. Es war ein trefflicher Mensch und die Trauer um ihn wäre gewiß eine nicht minder herzliche gewesen, wäre uns die Tragikomödie der „Schlaraffia", der er angehört hatte, erspart geblieben.

Durchaus rühmenswert ist der Entschluß der Intendanz, jeden Sonntag volkstümliche Matineen zu veranstalten. Endlich! Lange hat sich die prüde Vornehmheit der Hofbühne den ärmeren Klassen verschlossen. Hoffentlich wird auch das Repertoir ein anständiges und „volkstümliches" sein. Man sagt, die wackere Einrichtung verdanke ihre Entstehung dem Einflusse des bei Friedrich erschienenen sensationellen Buches „Panem et Circenses!" von Dr. Emil Reich. Wenn doch alle guten Bücher Gutes wirken möchten! Nun wird auch der arme Teufel die Darbietungen des Hoftheaters genießen dürfen, wir gönnen es ihm, mag es auch noch so sehr den Herrn Commerzienrat samt Gemahlin und werter Familie am Abend in der Loge jucken, wo am Nachmittage der Plebejer gesessen hat. Das ist für den Gefühls- und Geistesplebejer ganz gesund!

In der Hofoper hat „Gringoire" von J. Brüll Erfolg gehabt. Im Deutschen Volkstheater haben Scribe- und Sardou-Ausgrabungen stattgefunden. Der tote Anzengruber kam mit einer Jugendarbeit „Brave Leute vom Grund" zu Worte, Voß mit „Wehe dem Besiegten", ein Herr Nordmann mit „Gefallene Engel". Das erste vermittelte uns die Bekanntschaft mit einer trefflichen Schauspielerin Frl. Glöckner aus Berlin, einer feschen Volksstückdarstellerin mit espritvollen, herbpikanten Zügen. Das zweite ist eines der unglücklichsten Effektstücke von Herrn Voß; im Mittelpunkte der langweiligen Handlung steht ein hochtrabender Theaternapoleon, der, wie Edmund Wengraf treffend sagte, immer im Stile seiner Proklamationen spricht, „ein Zerrbild des historischen" Übermenschen. Das dritte ist ein tüchtiges Werk, das frisch und keck Scenen aus dem Wiener Leben zum Besten giebt, mit unerbittlicher Wahrheit schildert, auch die Aristokratie gelegentlich gut herumnimmt, nur noch sehr naiv und voller Schablone in der Technik. Es hielt lange die Wiener in Atem, weil der unbekannte Autor aus dem Verstecke seines Pseudonyms nicht herauswill und — es soll doch eine „hochgestellte Persönlichkeit" sein. Die Presse nannte natürlich gleich eine Menge Namen, „es sei nun fast gewiß, daß — — —", „ein Gewährsmann teilt uns mit, daß — — —", und dergl. Schwefel mehr; natürlich nach jedem neuen Namen ein neues Dementi. So sind die Wiener. Nach dem Mascagnirummel kam das große Volkstheaterrätsel und gegenwärtig haben

ſie ſchon wieder einen anderen Sport. Ja, es giebt jetzt Wichtiges zu thun; ſie reiten nämlich Diſtanz um ein paar preußiſche Offiziere, ſie begucken und bewundern und begaffen und ſtürmen nach, wenn ſo ein „ſchneidiger“ Monocle-Huſar ſich auf der Gaſſe zeigt.

Es giebt drei Theater in Wien, die ſich gegenſeitig an Dummheit zu überbieten ſuchen und im Wettkampfe um den Preis — alle den Sieg davontragen. So trägt man in Wien allerorts zur Volksbildung bei. Wir lechzen förmlich ſchon nach dem Raimundtheater.

Sonſt giebt es in Wien nicht viel neues, auch nicht litterariſch. Eine anſtändige Litteraturzeitung giebt es hier noch immer nicht; aber eine Litteraturzeitung giebt es und in der ſpuckt Frau Carola Bruch-Sinn. Alles trottet ruhig und fromm ſeinen Weg fort.

Hermann Bahr ſitzt fleißig im Grienſteidl, zupft auf ſeiner Nervenguitarre und erſinnt — neue Bezeichnungen, neue Senſationen für die Saiſon und überwindet; ich glaube, er überwindet jetzt den Symbolismus, übrigens kann man das bei ihm nie genau wiſſen: unſer Hermann Bahr thut immer „heimlich“.

Im Carltheater, welches eines aus der großen Drei iſt, gaſtiert jetzt Frau Sarah Bernhardt. Vor einiger Zeit veröffentlichte die „N. Fr. Pr.“ das Interview, das ein Amſterdamer Theaterrezenſent an Frau Bernhardt, als ſie dort ſpielte, verübt hat.

„Und was denken Sie in Zukunft zu ſpielen, Madame?“

„Etwas von Allem, auch die Klaſſiker, und nicht nur Phädra allein!“

„Darf ich noch eine Frage an Sie richten, Madame? Verſchiedentlich ſtrebt man jetzt auf dem Theater eine neue Richtung an; wie iſt Ihre Meinung darüber? Das Théâtre Libre — — —“

„Gehen Sie mir mit dem Théâtre Libre! Ich begreife nicht, wie man an ſolchen Dingen Intereſſe haben kann.“

„Aber Sie ſelber ſind mit dem Beſtehenden doch nicht zufrieden und haben Stücke für ſich allein ſchreiben laſſen — — —“

„Das wird immer geſagt, aber was iſt denn Gutes in den Stücken? Was die Zukunft auch bringen mag, ich glaube ſicher, man wird ſchließlich zu dem allein Herrlichen, Schönen kommen, zur Lyrik, zur Romantik, die das Herz erfreuen, dem Auge Genuß verſchaffen und Entzücken bereiten.“

„Und werden Sie die Salomé von Wilde ſpielen?“

„Ich hatte die Abſicht, aber es wurde mir in England verboten. Oh, das iſt ein ſchönes Werk, ultraromantiſch und lyriſch. Wilde iſt wahrlich ein Talent. Er ſchreibt für einen Fremden ein auffallend gutes Franzöſiſch.“

„Und Ibſen, Madame?“

„Ich habe, glaube ich, ſämtliche Dramen von ihm geleſen, aber ...“

Hier wurde das Geſpräch abgebrochen.“

Gott ſei Dank! Sonſt hätten wir den Blödſinn noch weiter leſen müſſen. Die größte Poſeurin des Jahrhunderts, die einſt die unglaubliche Frechheit beſeſſen haben ſoll, ihr Auftreten im Reiche von der Bedingung abhängig zu machen, daß die Deutſchen den Franzoſen den Elſaß wiedergäben, beſagte Poſeurin, die auch bei uns nicht neue Stücke — wer wird denn „an ſolchen Dingen Intereſſe haben“ —, nein, ſich ſelbſt und neue Prachttoiletten aufzuführen gedenkt, hat ein weiſer Reporter über neue Litteratur befragt. Und ſie hat wirklich entzückend dumm geantwortet. Es erinnert an den Un-

ſinn, den unſer guter, braver Sonnenthal zuſammenredete, als ihn ein geſchäftiger Berliner Reporter um ſeine Anſicht über Bühnennaturalismus befragte, iſt aber noch viel dümmer. Ja, aber die Frau Bernhardt hat ganz recht; wir leben in einer tollen Zeit, in einer Zeit, wo man Komödianten Millionengehalte auszahlt und Künſtler hungern läßt. Wenn ich von Komödianten und Dummheit ſpreche — zwei Sachen, die ſich bekanntlich ſehr gut miteinander vertragen — ſo müßte ich noch ſo viel, ach, ſo viel ſagen, und weil es ſo viel iſt und weil es auch ſchade um den koſtbaren Raum wäre, ſo pfeif' ich drauf — ein Liedl von unſerm Detlev:

„Das Publikum, das Publikum'"
Ja, hat ſich was mit Publikum'
„Der Kritikus, der Kritikus'"
Ja, das iſt erſt der Hochgenuß'

Beſonders der von der „Neuen Freien Preſſe".

Kritik.

Romane und Novellen.

Ein außerordentliches Vergnügen gewährt dem unverdorbenen Leſer Traugott Pilſ mit ſeiner erſten Novellenſammlung „Glück im Vorübergehen" (Dresden, Pierſon. 130 S.). Das ſauſt und pfeift in dieſen kleinen Geſchichten und Skizzen wie Frühlingsſturm, der im Bunde mit der jungen Sonne durch den alten, vereiſten, vergrämten Wald bricht. Ein ſo herrliches Stück genial urwüchſiger Kritik, wie ſie der Skizze „Auch ein Idealiſt" einverleibt iſt, habe ich ſchon lange nicht mehr geleſen. Da können die armen Gemüter, die ſich ſo reich an Chamiſſos Frauenliebe in Schumannſcher Muſik erlaben, einen ſchönen Schreck kriegen. Das iſt das Auszeichnende an Traugott Pilſ: das ſiegfriedhaft Furchtloſe, das lachend kühne Hinwegturnen über alle Bedenklichkeiten und dabei doch jugendliche Reinheit und herzinniges Gemüt. Eine echt deutſche Natur, mit einem Wort. Der Mann mit der Kindesſeele. Held und Träumer. Ich grüße ihn mit Dank und ſtolzer Erwartung. M. G. C.

Joſef Clemens Kreibig hat in ſeinen pſychologiſchen Novellen und Legenden „Seelenwanderungen" (Dresden, Pierſon. 144 S.) ſüßen neuen Wiſſens- und Dichtungswein in alte Kunſtſchläuche gefaßt. Ein Heyſe kann nicht ſtilvoller und äſthetiſch reiner ſein als Kreibig in ſeiner vornehm alten Vortragskunſt. Aber warum dem neuen Geiſt nicht auch einen neuen Leib? Es iſt offenbar ein Verſteckſpiel, das der Dichter mit dem Leſer treibt. Zeige er ſich uns doch auch als Künſtler in ſeiner urſprünglichen Natur! Die iſt ſchön und ſtark genug und bedarf keiner Maskerade. Wieviel kraftvoll Modernes liegt z. B. ſchon in dieſer originellen „Verſuchung des heiligen Antonius", dem beſten Stück der Sammlung! Oder ſollte der Verfaſſer ſeine eigene Art und Stärke noch gar nicht entdeckt haben? Er iſt ein Öſterreicher, dem trau ich's zu! M. G. C.

Alexander Engel, Wiener Aquarelle: „Eva in der Großſtadt" (Novelletten). Leipzig, Litterariſche Anſtalt Auguſt Schulze (Wien, Buchhandlung Schulze), 1892. — Der Verfaſſer des „Buch der Eva" giebt jetzt bei Schulze Novelletten- und Skizzen-Sammlungen, betitelt „Wiener Aquarelle", heraus. Bisher ſind zwei kleine, hübſch ausgeſtattete Büchlein er-

schienen, ein drittes, „Moderne Ehen", erscheint demnächst.

„Mimis Biographie" waren anspruchslose, sehr amüsante Geschichtchen. „Eva in der Großstadt" kann dagegen auch auf litterarischen Wert Anspruch erheben. Die Wahrheit, die dort der Witz oft nicht zu Worte kommen ließ, nimmt hier den Platz ein, der ihr gebührt. Engel offenbart hier eine beachtenswerte Erzählerbegabung, in den Dialogstücken („Warum?", „Eine Quadrille") ein liebenswürdiges Lustspieltalent. Wenn auch manches, z. B. die Skizze „Gekämpft", noch etwas Schablone und gewaltsame Effekthascherei verrät, die Mehrzahl der kleinen Arbeiten sind, an und für sich natürlich, auch mit lebendiger Realistik ausgeführt; da denke ich vor allem an das treffliche „Platonisch", ein kleines Kabinettstück naturalistischer Darstellung. Auch in „Eva in der Großstadt" bringt Engel ein Intermezzo, Aphorismen „Vom Küssen". Das ist und bleibt seine force. Dazu drängt es ihn immer wieder und auch unter diesen kurzatmigen Dingelchen findet man manch' prächtige Geistesrakete. Ein liebes Büchlein, das sich leicht lesen läßt und das auch jeder gerne lesen wird

Karl Kraus.

Sünden von Hans Land. Berlin und Leipzig. Alfred H. Fried & Cie. 1892. — Hans Land entrollt in seinen, fünf Erzählungen und ein kräftiges Nachwort umfassenden „Sünden" düstere Bilder aus dem sozialen Leben unserer Zeit. Man fühlt, daß der Autor mit blutendem Herzen und voll des innigsten Mitgefühls für alle Leidenden und Bedrückten, aber auch beseelt von dem unerschütterlichen, hoffnungsfreudigen Glauben an eine bessere, schönere Zukunft der Menschheit diese Erzählungen niederschrieb. Wie groß auch die Summe des Leides sei, dem Menschen unentrinnbar durch Krankheiten und Unglücksfälle preisgegeben sind, sie ist doch verschwindend klein gegen das permanente, mit eisernem Drucke auf Millionen lastende Elend, das durch die aus den Klassengegensätzen entspringenden Übel, wie Neid, Haß, Geiz, Gleichgültigkeit gegen fremdes Leid, verursacht wird. Die Beseitigung sozialer Übelstände und Schaffung gesunder Verhältnisse bessert die Menschen, weil sie die Wurzeln vieler Laster abschneidet, vermindert dadurch das Elend und vermehrt Glück und Freude. Daher bedarf es zunächst klarer Einsicht in die sozialen Übelstände, ehe Hand angelegt werden kann an das große Werk der Erlösung der Geknechteten. Wir begrüßen nun in Hans Land einen wackeren, begeisterten, selbstlosen Kämpfer, der durch die überzeugende Wahrheit seiner Schilderungen und durch die packende Kraft seines Wortes in vielen Menschen diese Erkenntnis fördern und viele bisher Gleichgültige und Laue zum Wirken im Dienste der Menschlichkeit anspornen kann. Jedem rufen wir daher zu: „Nimm und lies!" J. G. St.

„Fin de siecle." Novellen und Skizzen von Theo Dorek. (Straßburg i. E. Verlag von H. Friedemann Nachf.) — Hermann Bahr ist mit seinem „Fin de siècle", das sich die allerhöchste Ungnade der Polizei zugezogen hat, also nicht allein geblieben. In einem kleinen Buch von sehr mageren Dimensionen bemüht sich Theo Dorek Gestalten der Jahrhundertneige zu zeichnen. Die sechs kleinen Novelletten scheinen mir mit Ausnahme der letzten, die recht matt geschrieben ist, viel Talent zu bekunden. Sie sind leicht und pikant vorgetragen auf einer schweren, tragischen Unterlage, die darum gerade so wirkungsvoll hervortritt, weil es der Autor vermieden hat, moralische Randbemerkungen anzuhängen, zu denen solch ein Stoff leicht verführt. Der Charakter der Frau in der ersten Novellette: „Une femme de la fin du siècle" erinnert an Ibsens „Hedda Gabler". Diese Arbeit überrascht durch die energische Art der Pinselführung und hat die Überzeugung der Lebenswahrheit für sich. Nr. 2 „Enge Stiefel" ist leichter und pikanter geschrieben und hat weniger tragischen Hintergrund. Nr. 3 „Altes

Eisen" berührt die alte, nie rostende Liebe eines jungen Mädchens, das ein Leben lang ihrem ungetreuen Bräutigam treu bleibt. Auch hier hat der Autor seinem Stoff Leben abgewonnen und die Lösung des Problems ist nicht ohne erschütternden Humor. Nr. 4 „Edmunds Pech" klinge recht fabelhaft und ist in der Ausführung zu konventionell gehalten. Nr. 5 „Eine Lüge" ist vielleicht die beste der sechs Erzählungen. Hier wirkt der tragische Humor wahrhaft erschütternd und doch versöhnend. Nr. 6 „Ein Mißverständnis" ist zu kurz und zu salopp ausgeführt. Im allgemeinen aber sind diese fin de siècle-Geschichten gut geschrieben, sehr kurz und sehr knapp, aber ohne Sentimentalität und ohne Moralisiererei. Es wäre zu wünschen gewesen, daß sich das Büchlein stattlicher repräsentiert hätte. A. v. Sommerfeld.

Krieg und Frieden, historischer Roman von Graf Leo Tolstoi. (Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.) Universal-Bibliothek: 2966—2975. Preis 2 Mk. — Dieser Roman, der als Kunstwerk eigentlich ein Monstrum, bietet in seinen Einzelheiten doch eine Fülle grandios hingeworfener und mit vollendeter Meisterschaft gezeichneter Bilder. Tolstoi war, als er dieses Werk schrieb, noch nicht der „Heilige", der Verkünder eines neuen Evangeliums, als welchen er sich heute giebt. Damals war er noch ganz Poet voll glühender Gestaltungsfreude, der heutige Asket mit dem Entsagungswahlspruch „ihr sollt dem Übel nicht widerstreben" liebte damals hauptsächlich die Männer der That, Rossegestampf und Schlachtendonner. Die Haupttriebfeder seines Schaffens aber war begeisterter Patriotismus, und dieser Patriotismus war so übermächtig, daß er dem jungen Hitzkopf und Stockrussen jede Kritik und jedes Unterscheidungsvermögen raubte und so seinen sogenannten „historischen" Roman zu einer wahren Cheopspyramide des Chauvinismus gestaltete. Vorzüglich und tüchtig sind in diesem Roman überhaupt nur die Russen; die Angehörigen aller anderen Nationen dagegen sind ausnahmslos Trottel. Bei dieser Gesinnung ist die großartige Gestalt Napoleons unter den Händen des Autors zu einem ungeheuerlichen Zerrbild geworden, zu einer Karikatur, die in ihrer über alle Begriffe gehenden Verzerrtheit beinahe wieder an's Erhabene grenzt und so gewissermaßen etwas michelangeleskes hat. Mit der „Historie" ist es also in diesem Opus übel bestellt; um so prächtiger aber sind die rein menschlichen Konflikte herausgearbeitet, und — ein Werk von Tolstoi ist eben immer interessant — trotz allem. Die Übersetzung von Dr. Ernst Strenge liest sich gut. H. M.

Schweizerische Volksschriftsteiler. Aus einem wertvollen Aufsatze von Karl Spitteler über die Volkserzählung in der Schweiz erfahren wir, daß Joseph Joachim zur Zeit der gelesenste Schriftsteller der Deutschschweizer ist. Die Verleger streiten sich um seine Werke. Mit Karl Biedermann, dem Volksschriftsteller der Schweiz, erlangt er die höchsten Honorare, die ein schweizerischer Verleger überhaupt gewährt. Joseph Joachim wohnt in einem weltentlegenen Dörfchen des Kantons Solothurn und arbeitet, trotz seiner vorgerückten Jahre, auf dem Felde wie jeder andere Bauer. In seinen jungen Jahren ist er Schullehrer gewesen. Als seine besten Werke werden genannt: „Lonny die Heimatlose" und „Die Brüder". — Der größte Meister des Dialekts, den die Schweiz jemals besessen, Gotthelf kaum ausgenommen, ist nach Spittelers Schätzung der junge geniale Meinrad Lienert, Notar des Bezirkes Einsiedeln. Seine Arbeiten sind bis jetzt nur zum kleinsten Teile im Buch erschienen. — Als großes Talent hat sich Fritz Marti bewährt, zur Zeit Dorfschullehrer im Kanton Argau. Seine realistische Studie „Die Feuersbrunst" in der „Schweizerischen Rundschau" gilt als stilistisches Virtuosenstück ersten

Ranges. Marti faßt nach Spittelers Versicherung den schriftstellerischen Beruf beispiellos ernst auf, ein Umstand, der bei dem starken Talent des jungen Mannes feste Hoffnung auf eine glänzende litterarische Entwicklung erweckt. M. G. C.

Lyrische und epische Dichtungen.

Hugo Grothe: „Welt und Seele". (Pierson, Dresden 1892.)

Bücher zu besprechen, in denen unbefleckte Menschenkinder das dünne Zuckerwasser ihres Schädelinhalts zu Buchdruckersyrup verkocht haben, ist eine herzlich langweilige Geschichte. Je mehr die Menschheit genötigt ist, in Büchern zu waten, desto mehr begreift man ihren klagenden Ruf nach Menschen. Menschen nämlich, welche Leben haben und Bücher nicht dazu mißbrauchen, um darin zu Persönlichkeiten sich aufzustapeln, die sie wahrhaft nicht sind. Sondern Menschen, die im Buch einen Notbehelf sehen, um aus den Fetzen dieser niedergeschlagenen Geistigkeit auf den großen schöpfenden Urheber schließen zu lassen.

Zumeist gilt dies von der Dichterei. Was da nicht alle für Periendichter jüngster Tage ins Kraut geschossen sind, welche die Bücher zu Mikroskopiervergrößerungen ihrer Wurmpersönlichkeiten machen, ist unglaublich. Es ist mir darum eine Art Erfrischung, dem geneigten Leser in Hugo Grothe einen Dichter vorzustellen, der mehr Persönlichkeit hat, als er in einem guten Buche beweist.

Grothe ist ein merkwürdiges Gewächs im Wildpark der deutschen Lyrik. Mißtrauischen Auges sehen die Eichen auf ihn, ihm fehlt für den deutschen Wald der knorrig harte Stamm und das gemächlich dunkelgrüne Blatt. Auch die Buchen mit dem lachenden hellen Laub schrecken an ihm zurück, denn seine langen blaugrünen Nadeln hauchen den Saftduft melancholischer Schwere aus, und fremd ist seine Art zu Klima und Boden.

Grothe ist nicht das Ergebnis eines einheitlichen Werdeprozesses. Verschiedene Sonnen haben auf ihn herabgeschienen und verschiedene Nervensaiten, wie von deutscher Geige und ungarischem Cymbal, sind in ihm aufgespannt. Das Originale seiner Entwickelung liegt in seiner Bedeutung als Keimprodukt eines rasseverschmelzenden Gefühlsinternationalismus. Er ist der erste Stimmungsbeherrscher einer überspannten Verkehrsepoche, die sich in all den Mosaikelementen seiner Dichtung spiegelt. Der Wert seiner Schöpfungen liegt ferner in der merkwürdigen Divinationsgabe seiner hysterischen Gefühls- und Stimmungsdissonanzen. Hier in dem vorliegenden Band, in dem er die lyrische Laute schlägt, sehen wir die hohen Vorzüge des formbegabten Hysterikers: Gefühlsfeinheit, die oft bis zu gekünstelt erscheinenden Empfindungsspaltungen führt, scharfe und vielseitige eklektische Instinkte und erschreckende Gemütskontraste. Grothe ist in den harten und vielfarbigen Schattierungen seiner Erscheinung eine in hohem Maße interessante Figur, und er mag als ein wohlthätiges Ferment in der jungen Litteratur dienen gegenüber den rasseverbohrten wie den rasseverschleiernden Elementen ohne befreienden Horizont. Ferner ist Grothe durch die Feinheit seiner Gefühlsschwingungen wie durch eine gewisse Weichheit seiner Seele als Dichter zum „Frauenlob" prädestiniert. Die feine nervös männliche Weiberseele wird stets auf ihn schwören. Man findet viele feminine Potenzen in ihm, aber sie sind in stimmungsabrupten Übergängen heilsam ergänzt durch eine oscillierende Raubtiermännlichkeit. Was den Reiz seiner Persönlichkeit nicht unwesentlich erhöht, ist ein begrenzter, aber krallenscharfer Intellekt, der mit seinem Gefühlsleben in nur wenigem kontakt steht. In diesem letzteren heben ataviſtische Erdteile nach, die oft tief aus der dunklen Pforte des Unbewußten hervorbrechen. So eine dem erotischen Genußcynismus unvermittelt gegenüberstehende, plötzliche, heilige Gefühlsandacht. Aus dieser Kenntnis der Persönlichkeit wird der günstige Leser, der Grothes Gedichte zur Hand nimmt, leicht jene Kriterien sich geben können, die noch im Einzelnen bei ihm auffallen. Faik Schupp.

Dichtungen von Karl Michter.*) (Viktor Ottmann, Leipzig.) — Karl Michler? — mir ganz unbekannte Größe, jedenfalls ein „homo novus" — schade, daß ich Kürschners Federvolkmatrikel nicht zur Hand habe! — Aber: Buch auf! — Was Tausend — ein Porträt des Autors?! — hm, also doch kein Anfänger, so viel Selbstbewußtsein und, daß ich's grad herausſage: so viel Taktloſigkeit beſitzt wohl keiner. Und hier: „Zweite Auflage vom ‚Buch der Gefühle'" — sapperment! 2. Auflage von Gefühlsbüchern: ein weißer Rabe im zeitgenöſſiſchen Dichterwald (Sektion: Deutſchland). Das Waſſer läuft mir ſchon im Maul zuſammen . . . Ein leeres Blatt mit einer Umrahmung in der Mitte — aha, für allenfallſige Widmungen, werd' zum Schluß etwas hineinſchreiben . . . . Inhalt: „Lieder der Weihe. — Andacht. — Jugend und Heimatsklänge. — Patriotiſche Lieder. — Bunte Blätter. — Dichtergrüße" klingt zwar ziemlich altfränkiſch, aber wer kann wiſſen, was in einer Löſchpapierdüte ſteckt: ob Chokoladezelteln oder Teufelsdreck . . . Rrr! I. Akt: „Lieder der Weihe". Nu, weihevoll bin ich ſchon geſtimmt, „aber alles Gute ſchmeckt nach mehr", wie der Dichter Hoyos verſichert. — „Erwartung." Prächtig! Sehr angenehm berührt einen die naive Eitelkeit: „Ich bin die Blume und ſie (die Geliebte) iſt ihr Duft", welcher Duft „vertraulich aus Herzensgrunde kommt" — wie er das anſtellt, weiß ich nicht. Dann frägt uns der wahrſcheinlich von Halluzinationen befangene Dichter: „Tritt denn nicht dort aus der Föhren-Kreiſe — ſiehe! ein Stern in die halbe Nacht?" (Wo nur die andere Halbſcheid geblieben ſein mag?) Kein Wunder, daß in Folge deſſen: „Tage und Leiſe bete ich an in ſeliger Weiſe fromm, was ſo ſtolz, wie ein König mich macht". Über dem Fromm- und Stolzſein iſt die Grammatik zum Teufel gegangen, aber was thut's? — reimb dich oder ich freß' dich, ſagt der luſtige Pater Abraham von St. Clara. — Nun, ⅔ der Weihe wären bereits zum Teufel, doch nach einem ſchlechten Stuhlbein darf man den Tiſchlermeiſter nicht beurteilen. Weiter. — „Hier fand ich vor Jahren", natürlich ein „liebes Kind", juſt, als über die Stoppeln geſegt „ein herbſtlicher Wind", dann iſt ſelbes Kind zu einem „Edelſteine" geworden, dann eine „Blume", und — Ende gut, alles gut — eine „Eiche". Na, iſt das nicht originell, verehrtes Publikum? ſo weit bringt es kaum eine einzige, verwandlungsluſtige Perſönlichkeit in Ovids Metamorphoſen. — Weiters erſcheint eine „herrlichſte der Frauen", die Herr Michler leider „nur von ferne ſchauen" darf und das „beneidenswerte" Glück hat, von ihm in unverfälſchtem Jüdiſch-Deutſch beſungen zu werden. Auch erfahren wir, daß ſein „Herze klaget", ſintemalen er „nur ein armer Knabe" iſt. Wie ſchön charakteriſiert! Er — ein Knabe, folglich ſeine Poeſie knabenhaft — gewiß ſehr logiſch und ſtimmt aufs Haar! Eigentlich hätte er beſſer geſagt — pardon, geſungen: „Bin ja nur ein Wickelkind". Nachdem wir dies zur Kenntnis genommen, wird dem Knaben wohl niemand übelnehmen, daß ihm, „im Herzen ein kleines Blümelein" ſproßt und er „eine Königin gefunden hat" —: sunt pueri pueri, puerilia agunt — eben ſowenig, als, daß er „auf ein zartes Weſen" (Menſch oder Tier — unbekannt) Gedichte ſchreibt, deren „Worte die Gluten der flammenden Liebe gezeugt", als er „zu den goldenen Fluten der Liebe die Seele gebeugt" — für einen ‚Knaben' iſt das allerdings etwas bald — aber nicht genug vermag man die Frivolität zu tadeln, die — Gott ſei Dank! — nur hie und da emporzuckt — — — ein Knabe und Frivolität — o tempora, o mores! — oder iſt das vielleicht nicht frivol, ich möchte faſt ſagen cyniſch, wenn Herr Michler ſingt: „Die letzte Hülle ſtreifet ab die Lieb' und ſtrömt ins Freie". Eine hüllenloſe Liebe — man denke! — Minniglicheſ Jungfräulein,

*) 120 Seiten, geh. 2,50 Mark, fein geb. 4.— Mark, Als „Geſchenk ſehr empfehlenswert", wie der Verleger will.

fällst du nicht in Ohnmacht?! — Wo bleibt da die Zensur, die Kastrierkommission? Hermann Proteus Bahr konfisziert man sans façon und Karl Tulisäntchen Michler läßt man frei herumlaufen — o tempora, o mores, lederner Cicero! — Schließlich „umschlingt" der Knabe „sein Weib" — (ein schöner ‚Knabe' — was?) und fordert es auf, mit ihm zu singen, wozu ich allerseits gratuliere! — Rrr! II. Aktus: „Andacht." (Zum Gebet! Kappe ab!) Eine „Stille duftend vom Vater geweiht" (also mit moschusduftigen Händen?) und eine Massenküsserei der Blumen — NB.: die „Kelche küssen sich selbst"! ansonsten ein greuliches „Meergebraus", wobei dem Zuhörer resp. Zuschauer löblicherweise angeraten wird, die „Angst zu betten" (wo hinein, Herr Michler?) und welches mit den eines Stöcker würdigen Brusttönen schließt: „Kannst du beten nicht, Um der Rettung Sternenlicht, dann — weine!" (Von was soll man gerettet werden — doch nicht am Ende von der Lektüre dieser Geistesprodukte?) Aber nicht genug davon, Herr Michler ist auch ein großes Licht in der Sozialpolitik und stellt es, eingedenk der heiligen Schrift, hoch auf den Scheffel. Beispiel: Der tiefdurchdachte Beitrag zu einer endgültigen Lösung der sozialen Frage, welchen ich jedermänniglich empfehle (S. 43):

„Blicke dach die Armen
Nicht verächtlich an,
Freundlich mit dem warmen*)
Blicke sei's gethan,
Dach der Blick, das blasse
Ansehn nicht genügt,**)
Mach', daß sich das graße
Herz dem Drange fügt." . . .

Die 8 ferneren Verse salbadern, daß man den „Gotteskindern" doch das „heilige Brot" geben soll, zumal „Mitleid steht in allen Ehren dir so schön und fein" . . .

„Kannst du hart und höhnisch sagen:
Hungert nur mit Beben,
Dann verdienst du ohne Fragen***)
Nie ein schönes Leben"

*) Mit dem Erdäpfel sacht.
**) Ei, ei, ich dächte doch!
***) Gewiß, da hört sich das Fragen auf!

Amen. Prächtig, was? Das Herz puppert einem vor Mitleid mit — dem Verfasser. Auch exzellenter Spruchdichter ist Herr Michler. Vergl. 548 „Sprüche" (für alte Weiber):

„Geh' bedächtig deine Wege,
Wiege sorgsam Schritt um Schritt
Mit Verstand, dach sei nicht träge†)
Denn die Trägheit kommt nicht mit."††)

Kurz darauf erteilt er den sehr vernünftigen Rat: „Ras' nicht, schon nach kurzer Welle drücken sonst die Wanderschuhe", womit die famose „Andacht" zu Ende ist . . . Rrr! III. Aktus: „Jugend- und Heimatsklänge", enthaltend: rührende Erinnerung an die Kinderjahre, Anfingung von Bettlern („Und der süße Klang des Lebens — Meinem Herz ist Rabenschrei"). Reimungen wie Lust—Brust, Liebe—Triebe (schad', daß keine ‚Hiebe' dabei sind, das wäre dann ein entzückender Dreiklang), einmal freut sich der inzwischen zum „Fischerknaben" avancierte ‚Knabe' „seiner kleinen (Weihnachts-)Gabe königlich", dann steht er wieder (inzwischen ist er — weshalb wissen wir nicht — „wild" geworden) am „Wasserfall" und giebt „Herbst-" und „Winterlieder" zum Besten, wie auch „Novemberabende", während welcher „Reinen Taktes Stricknadeln klappern hell" —, endlich versichert uns „was ich vor Jahren stammelte, sang, will ich bewahren treulich im Klang" — sehr tröstlich! sogar, was er damals, wo er noch in den glücklichen Windeln lag, will er uns nicht vorenthalten — ein charmanter junger Mann! Na, seien Sie versichert, daß wir uns solcher Gaben nicht weniger „königlich" freuen, als Ihr Fischerknabe . . . Rrr! IV. Aktus: „Patriotische Lieder" (Tambour, den Parademarsch und die Volkshymne!). „Am Körnergrab zu Wöbbelin" erinnert sehr lebhaft an den köstlichen Prolog des Schulmeisters und teutschen Barden Bacherl in Hamerlings ausgezeichnetem ‚Teut' — gerade so nach dem ‚Allg. teutschen Reim-

†) Hörst Du!'
††) Merk's'

lexikon zusammenjebrodelt'. „Dem Tyraun" (ein ganz infamer Tyrann das!) Napoleon wird ganz tüchtig heimgesackeit und die „Freialtäre" (verwandt mit ‚Freitische'?!) des Vaterlandes hochgepriesen. Dann kriegt der „deutsche Bürger" ein Privatissimum, u. a. möge er „um's deutsche Reich, um die deutschen Lande mit dem Herzen weich (weichgekocht wahrscheinlich) schlingen Rosenbande". Also Herr Bourgeois! Sehr herzstärkend liest sich: „Süße, deutsche Minne hat der Herr so gern." (Herr Michler etwa?) Folgt Aufforderung auf „Vaterland und Kaisers Wohlergehen" anzustoßen, nebst einer echten Bacherl-Hymne auf „Alldeutschland" . . . Nrr. V. Aktus (Gottlob!): „Bunte Blätter." Inhalt wahrhaftig kunterbunt; einem Hirtenknaben, der „Liebe hegt zum Heimatduft" (zum Kuhstall also?), „starrt" die „junge Seele in die Ferne" (sehr flegelhafter Knabe das!), dann erscheint die „Freundschaft" in tadelloser — Pokalform, wie derlei Glaserarbeiten die zweite schlesische Schule gepflegt hat, weiters adelt „Weichheit die Gefühle" und „Seele und Gewissen" werden „in Fleiß gelegt" (Metapher für: Gurken in Essig). Nach der naiven Frage: „welcher Mann will Sklave sein?" erhalten wir einen ‚guten Rat', daß man auf alles — „gefaßt" sein soll. Ein recht unfreundlicher Mensch, der Herr Michler — wie leicht hätt' er uns z. B. nicht einen ‚guten Rat' erteilen können, ‚wie man gute Verse macht', denn daß er wirklich gute Verse fabriziert, das steht ganz außer Frage, wie sig. „Lied von der Zeit" zeigt, ein Gedicht, gegen welches Holz' und Sterns Zeitpoesie das reinste Blech ist. Zuerst konstatiert er da die Thatsache: „Minuten fliehn dahin, dahin, gehalten nicht selbst durch der Liebe urgoldne Seligkeit", dann grübelt er über die Rätsel der Natur: „Wann wird der Tag der Tage kommen, der ewig-hell und ewig währt?" Doch „Tag in die dunklen Nächte bringt selbst der weise Forscher nicht" und „keiner Menschenhand (ist's) gegeben zu lüften jenen Schleier nur" — trotzdem werden wir älter; „wir werden alt" (ei, ei!) und „schwankender wird des Lebens Halt" (wer schreit da nicht ‚Halt'?!), zum Schluß modert unser „kaltes Gebein" (Huh! der arme Toms friert!) und „die Gräber schmücket der Leichenstein" (danke für die Schmückerei!) — Der Schluß des markerschütternden Gedudels ist: „O wär' das Leben doch gebunden an lauter schöne Morgenstunden" (die Binderei gefiele wohl jedem). — Ein Vierzeiler: „Glaube":

„Was den Fluren frischer Tau,
Was der Saft der Traube,
Was dem Bau das Fundament,*)
Ist dem Mensch der Glaube." **)

Nrr! Nachspiel: „Dichtergrüße", zu deutsch: Anleierungen diverser Größen. 1) „K. Gerok" — Nachruf à la Bacherl-Reimlexikon. 2) „E. Silva", noch etwas schlechter, dafür desto ‚gerührter'. 3) „F. v. Bodenstedt", angeblich „von Begeisterung durchglüht" (hab' nichts davon verspürt). — Damit schließt die „Zweite Auflage des ‚Buchs der Gefühle'" (besser, wenn es ‚unaufgelegt' oder am besten, wenn es ‚ungelegt' geblieben wäre). — Nun muß man aber den Menschen, der solch eine Todsünde wider den heiligen Geist und die selige Vernunft zu Stande bringt, ansehen . . . Ein ganz hübscher, junger Mann, nach dem Bilde zu schließen, möcht's ihm gar nicht ansehen, daß — — na, ich will nicht unhöflich werden. Aber es kommt schon 'mal vor: Sokrates z. B. erfreute sich eines höchst dummen Gesichtes und dachte so sehr Gescheites, Schiller war nicht sonderlich schön und dichtete viel Schönes — warum könnt' es nicht auch einmal umgekehrt sein, daß ein gescheit aussehender und fast schöner Mann so viel — — na, ich will nicht grob werden.

Sehen Sie, Herr Karl Michler: mit dem Dichten verhält sich's etwas anders, als mit Wurstbacken oder Tütendrehen. —

*) Warum nicht: ‚Was dem Fundament der Bau', auf daß sich's reimt?

**) Dem Mensch? Plural: die Menscher — was?

Schlechte Verse zu machen ist leichter, als gute Würste zu fabrizieren, gute Verse zu schreiben ist aber schwerer, als schlechte Düten zu drehen . . . Sie citieren ein Kabinettschreiben „Sr. Hoheit des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha", welches besagt, daß Sie Talent haben, ebenso urteilen die Herren Bodenstedt („anergische Eigenart"), Stelter und Gerok — können Sie aber schwören, daß diese Herrschaften wirklich Ihre Werke gelesen haben? . . . Man verdirbt sich's ja mit niemand, wenn man jedem recht giebt, ergo —. Allerdings, ob er mit diesem „Ja" Schlechtes stiftet, z. B. den Größenwahn großzieht, das geht den Betreffenden nichts an; die Kontrahenten sind abgefertigt und das ist die Hauptsache. Schließlich, Verehrtester, ist die Autorität der ehrlichen Kritik gegenüber eitel Wischiwaschi. Was die zweite Auflage betrifft, so kann ich unmöglich glauben, daß ein normal-geistiger Mensch solch ein poetisch-unpoetisches, gereimt-ungereimtes Hackemacksüllsel gekauft hat, solch einen ungebrauten Hirsebrei für lyrische Säuglinge im besonderen und litterarische Päppelkinder im allgemeinen! — Zur Ehre des deutschen Publikums kann ich's nicht glauben! Und somit — doch halt! Da fällt mir ein, daß Sie sich jüngsthin eine Besprechung*), eine schwungvolle, aber desto niederschmetterndere Besprechung geleistet haben. Hier: „Wieder ein Erstlingswerk! Ohne Bergung irgend einer Eigenart, ohne das Moderne, oder das ewige Lied der Liebe in glückberauschender, hervorragender Weise zu streifen . . . sind diese Gedichte für den Büchermarkt zu unbedeutend. Es ist heutzutage, in unserer feingeistigen Zeit der Verwöhnung, durchaus nicht ratsam mit Produkten, welche den Mittelmäßigkeitsgrad nicht erreichen, den großen Weg der Öffentlichkeit zu begehen." Facit: „Ohne besondere Glut und ohne jene feurige Empfindung, welche den Stempel der reinen Begeisterung, des echten Talents aufweist . . . möge sich die Dichterin" ꝛc. — Na, aufrichtiger kann man wohl nimmermehr sein! — so eine gediegene Selbstrezension! — Gratuliere dazu! — wahrhaftig, wär' mir das früher beigekommen: ich hätte einzig und allein dieses ‚mea culpa' citiert. Es genügt vollkommen!

Und nun, Herr Michler, zürnen Sie mir nicht ob dieser Auseinandersetzung — hätten Sie nachweislich näher bezeichnet, für wen Ihre ‚Dichtungen' bestimmt sind, etwa „für poetische Grasaffen" oder „litterarische Adeschützen" oder endlich „zum Gebrauch lyrischer Ammen" — mein Ehrenwort: es wär' mir nicht im Traum eingefallen, darüber einen Federstrich zu verlieren. — Was ich auf das Widmungsblattel schreibe? Steht im Terenz (Varro III 16. 13), hierher geschrieben könnt' es als Verbalinjurie aufgefaßt werden. Und somit Gott befohlen, Herr Michler, hoffentlich sehen wir einander nicht sobald wieder, und merken Sie sich für alle Zukunft das Sprüchlein des deutschen Demokrit: „Caecatum non est pictum!"

Stauf von der March.

*) Über Clara Forstenheim, Gedichte.

Reclams Universal-Bibliothek. 2980. — Die Meyeriade. Humoristisches Epos aus dem Gymnasialleben von Oskar Kraus.

In nicht sehr glatten aber drolligen Hexametern erzählt Kraus die lieben, altbekannten Schnurren aus dem Klassenleben des Pennals, all jene Possen und Streiche, die übermütige Jugend einem beschränkten aber gutmütigen alten Lehrer spielt. Das wäre nichts Neues, wenn auch die der Ilias nachgebildete Form sich originell genug ausnimmt. Was aber das bescheidene Opusculum weit über ähnliche Produkte emporhebt, das ist der echte, ungezwungene und ungesuchte Humor, der das ganze durchzieht und sogar aus dem „besungenen" Prof. Meyer, der hilflosen Zielscheibe aller

Witze, nicht eine häßliche Karikatur zimmert, sondern diesen gequälten Pädagogen trotz seiner Unfähigkeit und seinem komischen Äußeren als einen liebenswürdigen, herzensguten Menschen schildert. Die Gesänge von Meyers Tod und Himmelfahrt (22.—24. Ges.) zeugen von ganz respektablem poetischem Talent des Verfassers. Die Art, wie Wirkliches und Phantastisches verschmolzen wird und wie sich der Verfasser selber als Mitschüler der berühmten „zweiernährenden Sexta" einführt, giebt dem Erzählten einen Anstrich von packender Realität. In unserer Zeit, wo sich der trostlose, kalauernde Berliner Wortwitz zum Humor aufbläht, freut einen solch ein liebenswürdiges, frisches Stückchen echten Humors doppelt. Merian.

Dramen.

Paul Heyses Schnelldichtungskunst schüttelt vielbändige Romane und den Abend füllende Theaterstücke nur so aus dem Ärmel. Die Masse und für die Masse! scheint Heyses Losung zu sein. Das ist zwar mehr handwerkerlich als künstlerisch, mehr piebejisch als vornehm, aber es ist so. Es ist ganz unglaublich, welche schwere Menge leichter und seichter Theaterware der in seiner Jugend berühmt gewesene Schriftsteller in den letzten Jahren zusammengeschrieben hat. Mit seinem jüngsten Schnellerzeugnis, dem Lustspiel „Ein unbeschriebenes Blatt" ist er nun glücklich bei der Leistungsfähigkeit unserer banalsten Schwankfirmen angelangt und er darf sich mit Größen wie Moser und Rosen auf eine Bank setzen. Da mag er sich aber festhalten, denn noch tiefer zu rutschen, wäre doch ein schauerlicher Anblick. Man hat uns vorgeworfen, daß wir in Heyse den „Gr[illegible]nd", die „bête noire" sehen. Nichts ist falscher. Wir sehen in Heyse nichts als die jammervolle Unzulänglichkeit ein großer Dichter, ein großer Denker, ein großer Herzenskündiger zu sein, als welchen er sich in seiner Selbsteinschätzung und in der Bewunderung seiner „Freunde" geben möchte. Er hat gar nichts von dem Dichter-Denker, wie er unserem Volke und unserer Zeit not thut. Und trotzdem ließ er nicht nach, seiner Natur Zwang anzuthun und sich als zweiten Goethe aufzuspielen. Das war seine Immoralität. Wir sehen in Heyse einen Scheinkünstler, der in unserer Litteratur ungeheueren Schaden angerichtet hat. Nun erntet er, was er gesät. Die Welt des Scheins, das Theater, schickt ihn mit einer Serie von Scheinerfolgen heim.

M. G. C.

„Mahomet." Religiöses Drama von Adolf Schaffheitlin. (Zürich, J. Schabelitz.) — Glatte Versprache, beleidigend glatt, nicht ganz ungeschickter Aufbau der dramatischen Handlung; guter Druck, gutes Papier. So ziemlich alles, was über das Drama zu sagen ist. Im übrigen halte ich die Zeit für nutzlos, die man einer solchen dramatischen Arbeit widmet, sei es als Verfasser oder als Kritiker. Das Talent des Verfassers ist mir allzu mittelmäßig, der Stoff zu entlegen. A. v. S—d.

Schönwissenschaftliches und Litteraturgeschichte.

Eine richtige Salonprofessorenschrift hat uns Walter Bormann in seiner „Kunst und Nachahmung" beschert („Gegen den Materialismus", gemeinfaßliche Flugschriften Nr. 5. Stuttgart, K. Krabbe.) — Alles was an schulmäßiger Belesenheit und philosophischer Haarspalterei von Aristoteles bis Moritz Carrière zusammenzubringen und mit schönen Worten und bestechenden Geberden vor dem kunstsinnigen und weisheitsdurstigen Publikum auszubreiten war, hat Doktor Bormann in der Behandlung seines Themas geleistet. Wir erachten solche Bemühungen heute wenigstens für überflüssig. Dieses Reden über „Kunst" und „Nachahmung" von der Höhe ästhetischer Schulbegriffe herab hört sich ja wohl sehr tiefsinnig und gelehrt an, ist aber für Kunst, Künstler und wahre Kunstfreunde durchaus zwecklos. Nicht als philosophische, sondern als naturwissenschaftliche

Disziplin will die moderne Ästhetik behandelt sein, wenn sie der Welt etwas mehr als Wortklauberei, Haarspalterei und scholastische Systemreiterei bieten will. Doktor Bormann ist gewiß ein sehr belesener und sehr feinsinniger Kopf, allein sein Schriftchen über „Kunst und Nachahmung" hat keinen positiveren Wert als etwa eine scholastische Abhandlung über die Frage, wieviel Seelchen auf einer Nadelspitze Platz haben. „Gegen den Materialismus" aber ist mit solchen schön- und klugrednerischen Arbeiten erst recht nichts ausgerichtet. Da thut ganz anderes not! M. G. C.

Der Naturalismus in kritischer Beleuchtung von Peter Philipp. — 2. Auflage. — Litt. Anstalt Aug. Schulze, 1892, Leipzig. — Eine deutsche Hausfrau, die zufälligerweise generis masculini ist und ebenfalls ganz zufälligerweise den traditionellen Kochtöffel mit der bekannten rosig-rostig-ideatistischen Feder, den wässerigen und nicht minder tradltionellen Bliemchenkaffee mit der altererdten Veilchentinte vertauschte und so manches ihren begeistertschwutstigen Kostgängern vorsetzte, hat sich nun, wie ja natürlich, demüßigt gesehen, den Naturalismus oder — was hier angemessener wäre — den Kot-ismus „kritisch zu beleuchten". Heiliger Edison! Wenn du diese „Beleuchtung" ansehen würdest! Vielleicht wärest du ebenso sittlich entrüstet und „in den dämonischen Abgründen deiner Menschenbrust" auf das Unmoralischste empört! Das ist ja nicht einmal — Talgtichtbeleuchtung! Darüber waren ja derelts unsere wackeren behäbig-biederen Altvordern hinaus, als sie mit schmunzelnder Philistermiene ihre Öllämpchen anzündeten und diese armselige Neuerung für die unübertrefflichste Errungenschaft des modern-gelahrten Erfindergeistes hielten! Und dies bringt man uns heute! Heute, wo selbst die beschränktesten Spekulationskrämer durch ihr Geschäftslokal elektrisches Glühtlcht spucken lassen!

Es fällt uns gar nicht ein, das Amt irgend einer Touristenprüfungskommission zu übernehmen. Insofern nämlich, als jene deutsche Hausfrau es sich nicht nehmen ließ, in undeholsenem Lodenkostüm — man hörte förmlich das Klappern der lächerlich bissigen Nagel-Bergschuhe — „den Chimborasso von Gemeinheit", den sie „in einem dickleidigen Roman eines vielgenannten Heros der naturallstischen Litteratur" zu finden glaubte, „in einem Atem zu erklimmen", obgleich ihr auch — wie sie selbst gesteht — dazu die hypernormale „psychische Kraft" fehlte. Wir sind ebensowenig Spezialärzte für interne Medizln, als daß wir feststellen könnten, ob jener „vielgenannte Heros" thatsächtich physisch gezwungen war, „eine gewisse Anzahl von Schlammbädern zu nehmen"; auch fehlt es uns an nötiger psychologischer Erfahrung, um angeben zu können, ob derjenige, welcher dies ohne Schaden an Leib und Seele ertragen kann — nämlich: „Schlamm und wieder Schlamm, vom Anfang bis zum Ende" — „gewiß nicht viel auf moralische Reinlichkeit hält". Wir sind schließlich nicht prüde genug, um die Geh. Comm. S. Kohnschen Reize dieser Hausfrau (denn so stelle ich mir die Dame vor) kathederhaft-ernst zu zergliedern, wie sie es mit unseren Kloakenräumerreizen gethan. Doch, Gott sei Dank — noch können wir mit Richard Dehmel und allen Gleichgesinnten lachen, herzlich lachen . . . mit dem ‚Großmut eines Löwen!' Glaubt denn ein wandelndes Familienjournal — oder wie man sonst unsere biederen Hausfrauen generis masculini nennen könnte —, daß es ernst zu nehmen sei!? Und wenn uns ein litterarischer Kochlöffel, uns, die wir mehr weniger zur Gilde der „naturalistisch angehauchten Dichter" resp. deren Anhängern gehören, — „Mangel an Kunstvermögen", „modern ästhetische Barbarei", Handinhandgehen mit „rohem egolstischem Materiatismus", „Vorliebe für physischen und moralischen Schmutz", Mangel an naivem (!) ursprünglichem Kunsttrieb", „Kultus des Häßlichen, Rohen, Unmoralischen", „naturallstische Effekthascherei" (scheint term. techn. zu sein!), „einseitige

Geſchmacksrichtung", Mangel an poetiſchem Vermögen" ꝛc. ꝛc. vorwirft; wenn ferner ebenderſelbe litterariſche Kochlöffel dieſchuldbeladenen Opfer ſeiner (immer noch Euphemismus!) — Holzſpandeleuchtung „naturaliſtiſche Querköpfe", „platt", „läppiſch", „ungezwungen" (!?), „ſehr ungeniert", „unanſtändig", „unverſchämt" ꝛc. nennt: wir lachen wie jener Lektor in unſerer Burleske und ſchwingen — doch nein, es iſt ja nicht einmal der Mühe wert! — im Geiſte . . . die Kardatſche! Glaubt denn unſer geſtrenger Herr Sittenrichterin, daß wir nicht Takt genug hätten, um zu wiſſen, wie man ſich einer deutſchen Hausfrau generis masculini (neutrius wäre vielleicht beſſer!?) gegenüber zu benehmen hat!? Ja, wozu hätten wir denn (Knigges „Umgang mit Menſchen" kenne ich leider nicht) — „die beiden Schweſtern" geleſen! Nun — man tächelt, wenn ſie uns ihre derben Kochkunſtprodukte, die ſie eigenhändig und nach bekannten Rezepten verfertigt, vorſetzt, nimmt geduldig die unſchuldige Doſis Sauerkrautdunſt ein, die ſchon von weitem ihr Erſcheinen kennzeichnet, würgt eventuell, wenn nicht anders möglich, einige Biſſen Schweinsbraten reſp. Rindsfilet hinunter und — empfiehlt ſich unter unendlichem Bedauern ꝛc. ꝛc. ‚Meine Hochachtung, gnädige Frau!' Dann ſteckt man noch in Eile einige „Kloakenräumer" oder dgl. ein und geht ſeiner Wege. — — Zu Hauſe angelangt, ſchreibt man, wenn man gerade Luſt oder Briefpapier hat, ungefähr folgende Zeilen an die gaſtfreundliche Dame:

Verehrte gnädige Frau!

Ich erſuche Sie auf das höflichſte, mich künftighin mit ähnlichen Boeuf à la mode-Traktierungen (nota bene: noch dazu in dickflüſſiger Milchbreikleiſterſauce und mit allerhand fettſtrotzenden, ſchweißgebeizten Phraſenſchwall-Subſtanzen garniert) — zu verſchonen! Ich gebe ja zu, daß ihr „ſittlicher Eifer" ꝛc. ꝛc. — — — — —, aber — — — — —.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr

Anton Lindner.

Der Materialismus in der Litteratur. Von Ota Hanſſon. Stuttgart. Karl Kradde. 1892. — Was heißt Materialismus? Büchners plumpe Kraftſtoffelei oder Eugen Dührings natürliche Dialektik? — „Beides, aber damit nicht genug," erwidert Herr Hans Schmidkunz, der Herausgeber einer neuen Flugſchriftenfolge, die dieſem Todfeinde aller Geſpenſtergläubigen den Garaus machen ſoll. „Sein Vaterland muß größer ſein." — Alſo Feuerbachs hegelſcher Atheismus? Oder Darwins Entſtehung der Arten? Oder die Utilitätsmoral der Engländer? Oder Karl Marxens materialiſtiſche Geſchichtsauffaſſung? Oder die Magenfrage des modernen Sozialismus? Oder gar Fechners Pſychophyſik und Wundts phyſiologiſche Pſychologie? Oder der Naturalismus in der Kunſt, die Freilichtmalerei und Zola? Oder am Ende Nietzſche, der mit einem Schlage den lieben Gott, die Metaphyſik, die modernen Ideen und den Sozialismus totſchlägt? Oder —? Oder —? — „Gewiß, gewiß, das alles zuſammen, und tauſend andere ſchöne Dinge dazu!" erwidert ſchmunzelnd Herr Schmidkunz. — Und wer ſoll dieſem widerſpruchsvollen, Geſtalt und Farbe ſtündlich wechſelnden Geſchöpf, das Ihr auf den Namen Materialismus getauft habt, zu Leibe: Der Prieſter mit Gottes Wort und Sakrament? Der Philoſoph mit Kants Kritik der reinen Vernunft? Der Spiritiſt mit ſeinen Dunkelſitzungen? Der Äſthetiker mit Ariſtoteles und Leſſing? — „Alle zuſammen! Je mehr ihrer ſind, um ſo eher beſiegen ſie den gemeinſamen Feind," ſchmunzelt Herr Schmidkunz. — Aber wenn ſie ſich nun untereinander prügeln? Wenn der Prieſter den Philoſophen, der Spiritiſt den Prieſter und der Philoſoph alle beide ſchlägt? — „Gleichviel! Der gemeinſame Feind wird mit Füßen getreten, und das iſt die Hauptſache," verſichert Herr Schmidkunz. „Das Übrige mögen die Herren unter ſich abmachen." — Aha! Ich verſtehe. Der Zweck heiligt die Mittel, ſagte

ein gewiſſer Ignatius Loyola. Und der Zweck? Nun, den ſpricht man nicht aus, den denkt man bloß im ſtillen: Die geheime Vehme aller „Gebildeten“ ſoll den böſen Sozialismus hinrichten! Dazu verſammeln ſich in rührender Eintracht Theologen, Philoſophen, Spiritiſten, Staatsmänner und Äſthetiker, gerade wie bei großen Überſchwemmungen Hund, Katze und Maus auf demſelben Brett in friedlicher Todesangſt beieinander kauern.

Von dieſer heiligen Liga wider den Sozialismus erhielt Ola Hanſſon den wenig dankbaren Auftrag, gegen den Materialismus in der Litteratur, gegen den Naturalismus oder, wie der Freiherr v. Binder-Krieglſtein ſo ſchön ſagt, gegen das litterariſche Manifeſt der Kommune zu Felde zu ziehen, und dank der Unklarheit und Verſchwommenheit ſeines Denkens erledigte ſich der nordiſche Kritiker ſeiner Aufgabe auf das Trefflichſte. Nietzſche hat eben doch, man kann ſagen, was man will, unter den jungen Köpfen großes Unheil angerichtet. Seit er von der geiſtigen Höhe ſeines krankhaften Ichs herab geſundheitheuchelnd die „modernen Ideen“ belächelte, glauben ſeine Nachbeter, der wahrhaft freie Geiſt müſſe jede ehrliche, wiſſenſchaftliche Arbeit verachten; es genüge, wenn er ſeine flüchtigen Einfälle, ſeine wechſelnden Empfindungen, die zudem nur ein Abklatſch Nietzſcheſcher Aphorismen ſind, unter geheimnisvoll klingendem Namen als tiefſinnige Offenbarungen ſeiner Perſönlichkeit auf den Markt werfe. Sie vergeſſen dabei ganz, daß ihr Herr und Meiſter in einer ſeiner weihevollſten Stunden den „Buckel“ der Gelehrten, der getreuen Arbeiter im Garten der Wiſſenſchaft, ſegnete. Sie berauſchen ſich am Feuerweine, den ihr Lehrer ihnen kredenzt, und meinen in der Trunkenheit, ſie ſelber ſeien der Lehrer. Es iſt traurig, aber wahr und muß daher ausgeſprochen werden: Nietzſche ſpielt in gewiſſen Kreiſen jetzt dieſelbe Rolle, die zum Verhängnis Deutſchlands ſchon lange die Muſik ſpielte: Er verdummt! Nicht der bohrende Grübler, nicht der haarſcharfe Gedankenzergliederer, nicht der vernichtungsfreudige Revolutionär der Philoſophie, den wir in Nietzſche bewundern, iſt das Vorbild der jungen Generation geworden, ſondern der dionyſiſche Orakelmenſch, der von ſeinen eigenen Worten trunkene Zarathuſtra. Und nun hält ſich jeder dieſer Kleinen, die den Großen nachäffen, für ein Weltorakel und murmelt geheimnisvolle Zauberſprüche. Aber quod licet Jovi, non licet bovi, zu deutſch: was uns an Nietzſche entzückt, langweilt uns bei Herrn Ola Hanſſon. Und gewiß nicht ohne Grund! Ein Menſch, der, ohne Zahnweh zu bekommen, in derſelben Sekunde Nietzſche und Rembrandt als Erzieher in den Mund nehmen kann, verrät einen ſolchen Mangel an gutem Geſchmack, daß man ihn fürder als Kritiker nicht mehr ernſt nehmen darf. Ola Hanſſon hat ſonſt ohne Zweifel ein feines, künſtleriſches Empfinden und eine bisweilen ans Komiſche ſtreifende Begeiſterungsfähigkeit; aber wo es Gedanken zu zergliedern gilt, da zeigt er ſich hilflos wie ein Kind und wirft, um dieſe Schwäche zu verbergen, mit myſtiſchen Schlagwörtern um ſich. Daß ein ſolcher Kritiker dem modernen Naturalismus nicht gerecht werden kann, verſteht ſich von ſelbſt. Anſtatt in ihm das feſte Fundament zu erblicken, auf dem ſich der Bau der Zukunftsdichtung erheben muß, ſieht er in den Meiſterwerken eines Zola, eines Ibſen, eines Doſtojewski, eines Gerhard Hauptmann nichts als ein grobes Mißverſtändnis, nichts als einen ſchnöden Verrat an der heiligen Sache der Kunſt. Ich bin gewiß der Letzte, der im heutigen Naturalismus den Höhepunkt des künſtleriſchen Schaffens erblickt; allein wie jede große Philoſophie des ſicheren Unterbaues eines exakten Naturerkennens bedarf, ſo auch jede Dichtung. Es iſt keineswegs gleichgültig, wie ſie ſieht und hört; denn da ſie die Innenwelt unſeres geſamten Empfindungslebens eben körperlich veranſchaulichen ſoll, ſo beruht jeder ihrer Fortſchritte ebenſogut

auf der Verschärfung unserer Seh- und Hörorgane, wie auf der Bereicherung unserer Gedankenwelt. Beides ist notwendig. Und wenn der heutige Naturalismus sich hauptsächlich damit beschäftigt, sich neue Augen heranzuzüchten, um die körperlichen Spiegelungen unserer Seele in ihren schwächsten Reflexen festzuhalten, so thut er wohl daran. Daß damit das Wesen der Kunst nicht erschöpft ist, weiß ich ebenso gut wie Ola Hansson. Haben wir aber erst das rechte Gefäß, so wird sich der große Zeitinhalt ganz von selbst hineinergießen.

Gewiß hat Ola Hansson recht, wenn er gegenüber der banalen Ansicht, als sei beim modernen künstlerischen Schaffen die Subjektivität des Künstlers Nebensache, gerade in der festgeschlossenen Persönlichkeit des Dichters den Quell aller wahren Dichtung erblickt. Aber wer hat, abgesehen von einigen unreifen Kritikern, gegen die zu streiten sich wahrlich nicht lohnt, das Gegenteil behauptet? Weiß der nordische Kritiker nicht, wie sich das Werk betitelt, mit dem in Deutschland der litterarische Kampf auf der ganzen Linie eröffnet wurde? „Moderne Dichtercharaktere" heißt das Buch — ich denke, das ist deutlich genug. Wo nicht, so hätte Hansson nur das erste beste Heft der „Gesellschaft" zu lesen brauchen, in der jahraus, jahrein dasselbe Evangelium gepredigt wird, das er uns heute als neueste Weisheit auftischt. Nur in Einem geht der nordische Kritiker weiter als wir Alle. Uns genügt es, wenn die Dichtung ein getreues Spiegelbild unserer Zeit mit allen ihren Kämpfen, Strebungen und Hoffnungen ist; er aber möchte die Poesie in Prophetie verwandeln. Hier redet offenbar wieder der kleine Nachahmer des großen Zarathustra, dem das Wahrsagen über alles geht.

Edgar Steiger.

Heinrich Leuthold, Ein Dichterporträt, von Adolph Wilhelm (Hamburg, Conrad Cloße 1891).

Der Weizen des Genies blüht erst, wenn das Gras über den Hügel des bei Lebzeiten Unterdrückten wächst. Beweis wieder einmal der Schweizer Leuthold! Wohl ihm, er hat wenigstens postmortal einen Musterbiographen erhalten! Wilhelm hat seine Aufgabe so gut wie nur möglich erfaßt, nämlich mit dem Herzen. Das hat ihm gleichzeitig von egoistischer Geistreichigkeit, vom Schimmern- und Leuchtenlassen des eignen Geisteslichtes auf Kosten objektiver Darstellung und von philologischen Kleinklauberkünsten fern gehalten. Das Buch ist der schönste Denkstein auf dem Grabe des einstigen Genossen des Münchener „Symposions". W. A—t.

Philosophie.

„Die Aussichtslosigkeit des Moralismus" von Adolf Gerecke. 226 Seiten. (Zürich 1892, Verlagsmagazin, J. Schabelitz). — Man scheint dem Moralismus jetzt ernstlich zu Leibe gehen zu wollen. Gereckes Buch ist eine tüchtige Leistung und seine Abrechnung mit dem Moralismus eine ziemlich gründliche. Es giebt ja auch kaum etwas Aiberneres als den Begriff Moral, heute nach Stirner und Nietzsche könnten wir uns das wirklich sagen. Gerecke ist ein guter Kenner der menschlichen Natur. Er weiß, daß im Menschen immer etwas Animalisches stecken bleibt und daß es halt vergebliche Versuche sind, wenn man aus den Menschen Engel machen will. Sein Buch zeigt Lebenspraxis und viel gesunden Verstand. Schade, daß er immer so viel schweres Geschütz auffährt! Ein wenig mehr Leichtigkeit und flüssigerer Stil hätten dem Buche nichts geschadet! Trotzdem begrüße ich seine Arbeit als eine wirklich verdienstvolle Leistung, denn nichts ist mir verhaßter auf Gottes schönem Erdboden als die „Moral" und die „Regierung", eine Privatansicht, die sehr fest wurzelt. Manches wahre und schöne Wort Gereckes läßt sich dem Buche entnehmen. „Darum ist, die Weltgeschichte lehrt es uns, ein moralisches Volk immer ein geistloses Volk, es schafft nichts Neues, schreitet nicht fort. Die

Gelüste, das Verlangen nach Genuß und die intensive Empfindung desselben ohne moralische Bedenken, das ist es, was den Humusboden bildet, aus dem die herrlichsten Blüten des Geistes emporsprießen." — „Das Erregungsvermögen der Menschen des neunzehnten Jahrhunderts ist teils durch Unmäßigkeit im Genuß, teils durch Unmäßigkeit in der Arbeit, verbunden mit ungenügender Nahrung, verkümmert. So kommt es denn, daß die gegenwärtigen Menschen schwer mit antipathischen oder sympathischen Affekten zu erregen sind, und noch schwerer sich dazu aufraffen können, nach ihren Affekten zu handeln. Trotz alledem ist auch diese verkümmerte Menschheit nicht befähigt, obgleich es der Moralismus will, antipathischen Personen mit Liebe zu begegnen." So ließen sich diesem Buche noch viel gute Citate entnehmen. In manchen Sachen reizt der Verfasser zum Widerspruch. So erscheint mir z. B. die Beurteilung „blutdürstiger Tyrannen", Gerecke führt Nero und Tiberius an, und namentlich die Zurückführung ihrer Tyrannei auf eine gewisse mitleidsverwandte Begierde *), einseitig, wenn nicht kleinlich und kurzsichtig. Ich habe das Buch gern und mit Interesse gelesen, denn es ist aus modernem Geiste herausgeschrieben und erhebt gewaltigen Widerspruch gegen alle moralische Saldaderei. Wenn er sich in seinen Ausführungen manchmal zu breit ergeht, so kann man auch diesen Fehler gern mit in Kauf nehmen. Im übrigen scheint mir Gerecke ganz frei vom Einfluß Nietzsches gewesen zu sein, den er kaum gekannt haben wird, was für sein Buch sicher nicht von schlechtem Einfluß gewesen ist. Es wäre zu wünschen, daß dasselbe stehen bleibe und nicht mit anderen Tageserscheinungen der Vergessenheit anheimfalle, die es sicher nicht verdient.

A. v. Sommerfeld.

Ein Herr P. v. Lind fing vor einem Jahre etwa Kant zu studieren an — und nun ist er bereits so der neuen Weisheit voll, daß er Broschüren schreibt, um Kant gegen Du Prel in Schutz zu nehmen. Herr v. Lind, jetzt Du Prels Gegner, gab sich vor kurzem noch als dessen Verehrer. Er schrieb dem Münchener Philosophen einmal einen langen Brief, um ihm einen neuesten, selbstentdeckten und unwiderleglichen Beweis für das Dasein Gottes mitzuteilen. Du Prel antwortete, mein verehrter Herr v. Lind, das ist nicht der neueste, sondern älteste Beweis, der kosmologische geheißen, der taugt aber nichts, aus Gründen, die Sie bei Kant und Schopenhauer hätten finden können. Das verschnupfte offenbar den jungen philosophischen Entdecker des neuesten Gottesbeweises. Und nun schreibt er Broschüren gegen Du Prel und spielt seinen Kant gegen den Du Prel'schen Kant aus, ein Kunststück, das sich jeder beliebige cand. philos. leisten kann, wenn er mit seiner Größe nichts Besseres anzufangen weiß.

M. G. C.

Englische Litteratur.

Ein charakteristisches Merkmal für englische Litteratur aufzufinden, ist mir bisher unmöglich gewesen. Je länger, je mehr wird der Charakter der modernen Litteratur international. Was wir Deutschen schon längere Zeit thun, nämlich das Aneignen der fremden Litteratur aller Zeiten und Völker, das thun jetzt auch die anderen Nationen. Doch scheint es mir, als ob die Engländer von der zeitgenössischen Litteratur mehr die französischen Erzeugnisse beachteten und übersetzten, als die deutschen. Die Franzosen sind eben pikanter als wir. In den öffentlichen Blättern Englands jedoch wird das Französische nicht gelobt; das wäre gegen den christ-

*) Auch Gerecke's Beurteilung des Mitleids ist oft recht willkürlich. Z. B. „Mitleid ist die Reflexerkenntnis von eigenem längst vergangenem Leiden, hervorgebracht durch materielle Anstöße von außen (Buch, Bild, leidenden Menschen, Tier)" ist ein Satz von sicher nicht allgemeiner Wahrheit.

lichen Anſtand. Charakteriſtiſch für die öffentliche Meinung Englands iſt die Art, wie man über den kürzlich verſtorbenen Renan urteilt. Man lobt ſeinen melodiſchen Stil, ſeinen feinen Humor, ſeine große Gelehrſamkeit, lobt auch die Kunſt, mit der das menſchliche Charakterbild Jeſu von ihm gezeichnet, meint aber erſtens, daß dieſes Bild nicht zutreffend ſei, und zweitens, daß es im günſtigſten Falle uns es erleichtere, die göttliche Natur Jeſu als Ergänzung dieſes menſchlichen Bildes zu erfaſſen. Ein anderer Paſtor, der die Verteidigung des Chriſtentums ſich zur Aufgabe gemacht hat, meint, man könne auch vom Feind hier und da etwas lernen. In dieſem Buche „Kirche und Skeptizismus“ hält es der Verfaſſer für geboten, zu beweiſen, daß Tanzen, Billardſpielen und Lawn Tenis keine Sünde ſei für einen guten Chriſten. Auch meint er, man ſolle einen Knaben deswegen noch nicht für einen armen Sünder halten, weil er etwa den orthodoxen Inſpirationsbegriff nicht recht verdauen könne. Ein anderer unterſucht in einer Schrift „Down in the Flats“ die Frage, ob ein armer Mann, der Hunger hat, wohl großes Vergnügen an einer Bildergalerie empfinde und meint, allein das Chriſtentum könne den armen Leuten bieten, was ſie brauchen. Schon etwas vernünftiger iſt ein anderer, der über Pädagogik ſchreibt und fordert, daß mehr der Verſtand als das Gedächtnis in den Schulen geübt werden ſollte und daß neue Sprachen und Naturwiſſenſchaften mehr als bisher in den humaniſtiſchen Schulen getrieben werden ſollten. Langſam fängt die freie Geiſtesluft des Kontinents auch in England zu wehen an. Wer meint, England ſei das Land der Freiheit, kennt England nicht. Wahre Geiſtesfreiheit herrſcht in Deutſchland auf allen Gebieten, ſo auch in der Litteratur, weit eher, als in England und Amerika. In einem Buche über Naturwiſſenſchaften leichteren Stiles beweiſt ein Engländer, daß die Affen in der That auch eine artikulierte Sprache haben; ob es wahr iſt, muß ich andere entſcheiden laſſen. Und in Savoyen hat ein Lord darüber Studien gemacht, ob Hannibal bei ſeinem Zuge über die Alpen in der That mit Eſſig „aceto“ die Felſen aufgelöſt habe; er hat gefunden, daß aceto der Name für eine ſeit alters dort einheimiſche Axt iſt. Enorm iſt jahraus jahrein die Litteratur über Reiſen, beſonders in fernen Ländern. Hier kann wohl kein Land irgend mit den Engländern konkurrieren. Der Engländer iſt, ſo ſeltſam er auch oft uns auf dem Kontinent erſcheinen mag, meiſt ein objektiver Beobachter. Die Stärke der meiſten Novelliſten und der zahlreichen Novelliſtinnen Englands liegt mehr und mehr in dieſem realiſtiſchen Zuge; aber es iſt faſt nie die witzloſe Beſchreibung einer Sache, ſondern ein feiner Humor ſpielt ſtets dazwiſchen und das erſt macht ja die Sache künſtleriſch wertvoll. Albert Traey hat über Japan ein hübſches Buch geſchrieben „Rambles through Japan“ und findet wohl mit Recht, daß die Japaneſen auf dem Lande glücklicher ſind ohne die europäiſche Kultur, die das gemütvolle Leben nur ſtört, die Armen noch ärmer und die Reichen nicht glücklicher macht. Auch hebt er mit Recht hervor, daß, was natürliche Gutherzigkeit und Friedensliebe betrifft, die Japaneſen uns Europäer tief beſchämen. Endlich plaidiert er für Aufhebung der ungerechten, die Japaneſen um ihr Geld bringenden Handelsverträge, welche durch die Kulturvölker des Weſtens ihnen betrügeriſcher Weiſe aufgezwungen wurden. Hier möge auch ein gutes Buch eines Amerikaners, des Herrn Markham, über die Geſchichte Perus erwähnt werden, das in Chicago bei Sergel & Co. herausgekommen iſt. Ein beliebtes Genre in England ſind auch Memoiren und Anekdoten aus dem Leben berühmter Perſönlichkeiten. Hier mag ein zweibändiges Werk genannt werden „Gossip of the Century“, bei Ward and Downey erſchienen, und 42 Shillings koſtend, worin man erfährt, daß

Disraeli am 31. Juli 1817 getauft wurde in der St. Andreaskirche in Holborn, London, und daß im Jahre 1838 Gladstone eine Rheinreise machte mit einem Sir Glynn und dessen zwei schlanken Schwestern, deren ältere bald darauf die Frau des „grand old man" wurde. Auch erfahren wir, daß am 31. März 1851 der Herzog von Braunschweig von Hastings in einem Luftballon nach Frankreich gefahren ist, und um nicht im Kanal zu ertrinken, aus Vorsicht zwei Dampfer in aller Stille gemietet hat, die dem Ballon folgen mußten. Von der Catalani weiß das teure Buch auch einige Schnurren, z. B. daß sie ihren unwürdigen Gemahl nur deswegen geheiratet hat, weil er sie darum ersuchte, während die sonstigen portugiesischen Prinzen und Grafen ihr nur immer von Liebe, nie von Heirat sprachen. Mrs. Leith Adams hat einen dreibändigen Roman geschrieben, betitelt „The Peyton Romance", der von der englischen Kritik außerordentlich gelobt wird. Am stärksten ist diese Dame in Schilderungen englischen Dorflebens und kleinstädtischer Spießbürgerei. Köstlich ist die Beschreibung einer feingebildeten, leider alles durch den „Zwicker" betrachtenden Dame, die ein englischer Landpastor unerwarteter Weise von einer Reise nach der Riviera mitgebracht hat als seine Frau Pastorin; und die Wirkung gar, die das auf die gute Gemeinde macht, ist drollig beschrieben, so wahr, daß es ebenso gut bei uns hätte passieren können. Fast ebenso drollig, nur im Sinne unfreiwilliger Komik, sind gewisse Gedichte eines Herrn Armshong, der unter anderem ein dreibändiges Werk — drei Bände scheinen bei englischen Autoren von Gewicht sehr beliebt zu sein — geschrieben, betitelt „The Tragedy of Israel", und handelnd von Saul, David und Salomon; David redet seitenlang, wie ein blumenreicher Pastor. Und den Mephisto eines gewissen Herrn Wolfgang Goethe übertrumpft Herr Armshong, indem er diesen Mephisto im Rotten Row im Hydepark Londons aufstellt und alberne Bemerkungen machen läßt über die dort sich bewegende feine Welt Englands. Um doch auch die Lyrik zu streifen, so möchte ich die Freunde süßer und saurer Orangen hinweisen auf ein Gedicht „An Orange", das Marcus Rickards in seinen Lyrical Studies aufweist; der Dichter zeigt uns die auffallende Ähnlichkeit der Orange mit der Erdkugel, und wie saure Orangen, so sei auch irdisches Glück mehrstenteils säuerlich-süß. Doch enthält das 4 Schilling kostende Buch natürlich noch andere Gedichte, z. B. „der gemangte, d. i. der gedrehrollte Wurm" und Ähnliches. Doch da vom Lächerlichen zum Erhabenen nur Ein Schritt ist, so sei mir erlaubt, hier anzufügen, daß der poëta laureatus Tennyson der berühmte Verfasser von Enoch Arden, gestorben und im Westminster bestattet worden ist, und daß Scharen von Menschen dorthin wallfahren.

Dr. Adolf Brodbeck.

Obwohl ich hörte, daß Mrs. Humphry Ward in England großes Aufsehen mache und fabelhafte Honorare beziehe, konnte ich mich doch nicht entschließen, ihren umfangreichen Roman „Robert Elsmere" zu lesen. Einzelne Stichproben, die ich vorsichtig gemacht, schreckten mich immer wieder von einer Durcharbeitung des Werkes zurück. Nein, die Verfasserin war offenbar nicht imstande, mich künstlerisch zu interessieren. Selbst die Bewunderung, die der biedere Gladstone ihrem Werke zollte, vermochte mich so wenig zu besserer Gesinnung umzustimmen, als die eifrige Anerkennung, welche die Fürstin Bismarck, nach der Versicherung des Herrn Max Bewer, dem „Robert Elsmere" angedeihen ließ. Im Gegenteil! Jetzt kam mir dieses Romanbuch erst recht als eine künstlerisch wenig bedeutende, aber als Propagandaschrift höchst verwendbare Arbeit im Dienste altväterischer Anschauung verdächtig vor. Aber gerade dieser Verdacht war's nun, der mich stachelte, der Sache durch eigene Prüfung auf den Grund zu kommen, und ich begann regelrecht zu lesen. Das war eine härtere Arbeit, als ich mir vorgestellt. Ach, diese

gute Mrs. Ward, die man als eine zweite George Eliot preist, ist eine zähe Dichterin. Ich glaube, wir können ihr wirres, dickes Durcheinander von Roman und Philosophie ruhig ihren Landsleuten überlassen. Über die Wahrheiten, die dieser Held von einem religiösen Freidenker wider Willen mühsam produziert, sind wir im Lande eines Feuerbach und Strauß längst hinausgewachsen. Unsere geistige Atmosphäre ist trotz aller Pfafferei und Rückwärtserei eine unendlich viel freiere und bewegtere, als die Englands. Also der Inhalt dieses „Robert Elsmere" vermag uns so wenig zu imponieren, als der künstlerische Vortrag uns zu erwärmen vermag. Die eigentlich dichterische Begabung der Frau Ward ist eine auffallend geringe. Trotzdem wurde, wie ich höre, das Buch in England in 70,000 Exemplaren verkauft, ungerechnet die vielen Auflagen, welche die Tauchnitz-Edition erzielte, und bei Schorer in Berlin ist zu allem Überfluß noch eine deutsche Übersetzung in zwei dicken Bänden erschienen. Ich werde so frei sein, das neueste Werk der Frau Ward, von dem jetzt alle englischen Blätter widerhallen, links liegen zu lassen. Womit ich nicht verneinen will, daß sich wieder massenhaft Deutsche finden werden, die mit Begeisterung auf diesen englischen Leim kriechen. Namentlich in dem klugen Berlin. Für die Preußen scheint es ja Ehrensache, sich von den Engländern in allen Stücken leimen zu lassen.

M. G. C.

Skandinavische Litteratur.

Karl Larsen, dessen beide kleine dramatische Arbeiten „Ehre" und „Frauen" (in deutscher Übersetzung von mir im „Magazin f. Litteratur" 1891, Nr. 30/32 erschienen) und kleine Erzählungen wie „Latinskoldreng" allen litterarischen Feinschmeckern Freude bereitet und den Verfasser als einen feinen Beobachter und charakteristischen Stilisten gezeigt hatten, veröffentlicht soeben eine neue Arbeit, die von dieser letzten Seite seiner Begabung ein besonders kräftiges Zeugnis ablegt. War schon in seinen früheren Schöpfungen sein Bestreben darauf gerichtet gewesen, jede Person in möglichst charakteristischer Weise sprechen zu lassen, so hat er dieses in seiner neuesten Schöpfung „Den brogede Bog" (Kjöbenhavn, Gyldendals Forlag. Umschlag, Initialen und Vignetten nach Zeichnungen von Mimi Schwarzkopf) in der Weise erweitert, daß er die in demselben enthaltenen Erzählungen in einem angenommenen fremden Tone durchführt.

Larsen will in seinem Buche zeigen, daß Stil und Darstellungsweise nur Laune oder Modesache ist, und der Künstler sich bei energischem Willen in jeden finden kann. Er will hier bald dieser, bald jener sein, aber niemals er selbst, wie das Motto schon andeutet:

„Je ne suis roy, ne duc, ne comte aussi,
Je suis le sire de Coucy."

So erzählt er die alte Mär von „Ritter Tristan und Frau Isoldens Leben und Tod", als hätte sie der Mönch Eginhard, „welchen Gott in seinem 28. Jahre abberief", gedichtet, und ist hierin der Ton dieses frommen Bruders mit ebensolcher historischer Treue wiedergegeben, wie der pedantische Ton eines sehr weisen Herrn Ratsschreibers Heinrich in der Erzählung von „Spragling eller Rottefaengeren i Hameln". Larsen hat durch diesen fremden Ton beiden Erzählungen einen eigenartigen Reiz und ein besonderes litterarisches Interesse eingehaucht.

Die aus „einer weltlichen Chronik" entnommene Erzählung von „Wilhelm dem Scherfenberger und seinen Gelübden" handelt von einem eidbrüchigen Grafen. Hier würde eine schärfere Herausarbeitung der tragischen Folge seiner That mehr unsere künstlerische Befriedigung erregen.

Ein prächtiger Humor ruht über der Klostererzählung von „Ridder Walthers Liv og salige Ende i Klostret Novalese". Das wertvollste sind aber die „Danske Natter" betitelten Prosadichtungen, deren

stilistischen Zauber keine Übersetzung völlig wiederzugeben vermöchte, und das grandiose Gemälde des jüngsten Gerichtes in „Ahasveri Dom“ mit dem tiefsinnigen Schlusse, daß Ahasveros der Einzige ist, der sterben darf.

Trotzdem Karl Larsen von seinem Können und seiner sprachlichen Meisterschaft in diesem Buche eine treffliche Probe geboten hat, halte ich dasselbe doch für eine Verirrung und wünschte dem hochbegabten Autor bald wieder auf dem Gebiete seiner feinen Gesellschaftsbeobachtung und Darstellung zu begegnen.

E. Brausewetter.

Vermischtes.

Von Joseph Sattler und Gustav Henry in Straßburg, Nikolausstaden 16, wird ein fliegender Bilderbogen „Die Quelle“ herausgegeben. Bis jetzt liegen vier Blätter vor: Nr. 1: Das hohe Orakel, die öffentliche Meinung, Nr. 2 (ohne Unterschrift), Nr. 3: Jour fixe, Nr. 4: Der Philosoph. Die besten Nummern sind 2 und 4. Nr. 2 stellt eine Art vom heiligen Hubertus dar in Gestalt eines Biedermaiers, der mit dem Spieße durch den Wald rennt, plötzlich aber wie vom Blitz gerührt zusammenbricht vor der geheimnisvollen Erscheinung — nicht des bekannten Hirsches mit dem schimmernden Kreuz im Geweih, sondern eines Esels mit einem riesigen Heiligenschein. Die Deutung ergiebt sich auch ohne Unterschrift, die im Großherzogtum von — Gerolstein (also glücklicherweise wenigstens nicht im deutschen Kaiserreich!) doch nur irritierend auf die Staatsanwälte wirken könnte. Dieses Blatt ist vorzüglich gezeichnet und komponiert (in altdeutscher Manier) und macht dem künstlerischen Witz und Schick der Quellenmänner alle Ehre. Am schwächsten ist Jour fixe. So etwas macht Oberländer unendlich viel besser. Und dann: mit niedlichen Harmlosigkeiten erreicht ein fliegendes Blatt nichts. Also möglichst viel Schärfe und Treffsicherheit in allem Aktuellen.

M. G. C.

In Paris wird von A. Rousseau und J. Singer (Rue de Courcelles 179) ein Unternehmen vorbereitet, auf das unsere Leser jetzt schon aufmerksam zu machen wir nicht versäumen wollen. Es handelt sich um die Herausgabe einer „Allgemeinen Encyklopädie für die Geschichte und Wissenschaft des Judentums“ im großen Stile. Vierhundert der namhaftesten jüdischen und nichtjüdischen Fachgelehrten sind als Mitarbeiter gewonnen. Es wird als Aufgabe betrachtet, mit der erreichbar größten wissenschaftlichen Unparteilichkeit die Kulturgeschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart zu schreiben. Damit soll zugleich auf Grund authentischer geschichtlicher Dokumente der Beweis erbracht werden, daß die Juden überall, wo man ihrer geistigen Entwicklung keine Schranken setzte, ganz und voll in der nationalen Kultur ihres respektiven Vaterlandes aufgehen. Dieser Beweis wird sehr interessant sein und allein schon die aufmerksame Beachtung des Werkes herausfordern bei Freund und Feind. Das alphabetisch geordnete Werk soll in 12—15 Bänden im Umfang und in der Ausstattung des Brockhausschen Konversationslexikons erscheinen, 3—4 Bände im Jahre. Wir werden nicht verfehlen, dem Werke eine unbefangene Kritik zu widmen.

M. G. C.

Wieder Eine! — „Es geht aber auch schon faktisch über alle menschlichen Begriffe, was heute alles für „Dichtung“ ausgeboten wird und was für Früchte Größenwahn und Geltungshunger bei geistigem Unvermögen zeitigen, in diesem günstigen Klima des fin de siècle.“ So läßt sich Frau Carola Bruch-Sinn in einer der letzten Nummern der „Wiener Litteratur-Zeitung“ über „Herrn Baron von Liliencrons“ „militärische Poesie“ vernehmen. Die Dame wird u. a. von einer allzu eifrigen Spekulationsfirma im Gewande eines für alles Gute und Schöne entbrannten Monats-

blattes den „hervorragenden Schriftstellern und Kritikern“ beigezählt, ist überdies „eine bekannte Wiener Schriftstellerin“, bemüht sich als solche zum Verständnisse diverser „Rezensionsexemplare“ beizutragen, leistet Erkleckliches in Gelegenheits- und Maigedichten, bereichert unsere arme, geschlechtslose Litteratur durch dezente Skizzen und noch dezentere Novellettchen, unterstützt in echt weiblicher Barmherzigkeit eines unserer Wiener Witzblätter bedenklichsten Kalibers mit G'stanz'ln, Schnadahüpfl'n und dergl. Lyrik, schleudert nach bewährter Methode ihre kritischen Donnerkeile auf die Herren vom Naturalismus und — habeat sibi — deren „unflätigsten Gossenbrei“, ihre „Schmutzdramen“, die „liederliche Schundtechnik der Tagesgrößen“, den „Modeimpressionismus“, den Mangel an „Anstands- und Zartgefühl“ die „trostlose Herzensöde“ und den „ansteckenden Pessimismus“, jener „Buben der Moderne“, die „den Schmutz absichtlich angreifen“(!), „um sich und ihre Leser damit zu besudeln“, die ferner „aus Staub und Spucke formen“ und „mit dem Materiale ihrer Industrie unnötig um sich werfen“, die schließlich „unter genialer Bestialität verbergen, daß es ihnen gänzlich an Genie gebricht“. Die Dame fordert ferner — man muß doch unbedingt, wenn auch in lächerlich-hysterischer Weise, so hin und wieder geistreich sein, insbesondere als Kritikerin! — von einem „Talente“, resp. von einem „Charakter im litterarischen Sinne“, daß er „die psychopathologische Wirkung auf die Lesernerven verschmähe und nicht auf diese, wohl aber auf die innerliche Wirkung, also die Psyche allein, abziele“. Wir wollen beileibe nicht die Mühe, die Frau Sinn ohne Zweifel zur Konstruktion dieses Satzgefüges aufgewandt, mit schnödem Undank vergelten; doch sei es uns gestattet, beschämt zu bemerken, daß unsere Dickschädel den Sinn dieser allem Anscheine nach sinnigen Worte absolut nicht kapieren wollten. Um so erfreulicher schien es uns, als die nämliche Dame an anderer Stelle die bedenklichen Schwingen ihrer geflügelten Worte ein wenig stutzte und wieder menschlich, gemeinverständlich zu sprechen begann. Diesmal zu Heinz Tovote, der übrigens „eine geniale Ausnahme unter den Modernen“ sei, da er „Geist, vielleicht zu viel Geist“ besitze. Allerdings müsse sie auch an ihm „maßlose, ans Komische grenzende Manieriertheit“ — „eine fragwürdige Überkommenschaft von den Franzosen“ — konstatieren; es scheine ihr übrigens „die Rückwirkung dieser Nichttechnik auf die Stimmung“ wichtig genug, „den Autor darauf aufmerksam zu machen“. Sie möchte ihm daher zurufen: „Saulus, kehre um!“ Also — Herr Heinz Tovote, nehm' er sich das zu Herzen! . . . .

Ob wir es hier nicht wieder mit einer Richard-Dehmelschen Geheimen Kommerzienrätin S. von Kohn zu thun haben!? Der Typus bleibt doch derselbe, mag die Dame nun Kohn oder Sinn oder gar Unsinn heißen . . .

Anton Lindner.

Karl Bleibtreu's Napoleondrama „Schicksal“ ist am 5. Oktober im Stadttheater zu Bremen mit großem Erfolge aufgeführt worden. Der Aufführung war die erste Bearbeitung des Stückes, die mit der Rückkehr Napoleons aus dem italienischen Feldzug schließt, zugrunde gelegt worden, und demgemäß führte das Drama den Titel „Napoleons Anfang“. Ernst Possart spielte den Napoleon. Wie wir hören haben eine große Anzahl von Bühnen das Drama bereits zur Aufführung angenommen, u. a. die Hoftheater in München und Stuttgart. — Das Eis ist also endlich gebrochen. —

Am Stadttheater in Leipzig ging ein neues Drama von Richard Voß, „Unebenbürtig“ betitelt, ebenfalls mit großem Erfolg in Scene. Wir werden an anderer Stelle darauf zurückkommen. M.

Von dem bekannten Dichter Franz Held soll in Berlin unter dem Namen

„Fresko-Bühne“ ein Verein ins Leben gerufen werden, der es sich zur Aufgabe setzt, große, stark bewegte, handlungsreiche Bühnenkunst zu pflegen. In ihrer Ankündigung verspricht diese neue „Freie Bühne“: „Der Verein hat in seiner Benennung Bezug genommen auf die gewaltige Freskokunst, weil er, im entschlossenen Ankampf gegen die von der Mehrzahl der bisherigen Bühnen-Vereine zum tyrannischen Dogma erhobene Alltags-Trivialität, nur solche bisher nicht dargestellten Stücke zur Aufführung bringen will, in denen sich eine große Weltanschauung durch groß angelegte Charaktere wuchtig verkörpert, in denen sich bedeutsame Schicksale rasch und leidenschaftlich vollziehen. — Unsere riesenhafte Zeit, mit ihrem ins Ungeheure gesteigerten Geistes-Ringen, kann ihren wahrhaftigen Ausdruck nur in dem stürmischen Wellenschlag mächtiger Stoffe finden, und solche Stoffe fordern eine Konturenkunst. Nur monumentale Gestalten können die erhabenen Ideen dieser epochalen Kulturwende versinnbildlichen. Nur scharfe Umrisse, erschütternde Scenen können ein Bett abgeben für den ungestüm über die konventionellen Ufer getretenen Strom modernen Menschheit-Ahnens. Das Drängen nach den herrlichen neuen Zielen, die wie ferne Leuchttürme über den nächtigen Horizont der Jahrhundertwende zu uns hinüberschimmern, hat den Pulsschlag unserer Zeit zu fieberhafter Reformlust beschleunigt, und kräftiges Frohgefühl der nahenden Welt-Erneuerung durchströmt uns. Nun und nimmermehr ist der phlegmatisch schleichende Trivialismus, der, durch Usurpation des Namens „Naturalismus“ die große Natur beschimpfend, bisher fast allein bei den „freien“ Bühnen zu Wort kam (wenigstens soweit ihre Darbietungen überhaupt künstlerisch ernst zu nehmen waren) — nun und nimmermehr ist diese verärgerte, verekelte und entgötterte Landregen-Stimmung der Herz-Takt unseres enthusiastischen, allem kraftvoll Werdenden entgegen jubelnden Zeit-Temperaments. Die Bühnendichtkunst hat von je benötigt und wird in alle Zukunft benötigen: weithin sichtbare Freskogestalten, schnell übersichtliche und schnellflüssige Handlung, elementare Gemütserschütterungen. Die Bühnendarstellungskunst will einen granitenen Stil, als Sprachrohr für das flüchtig zarte Wort. Und rückwirkend muß dieser den dichterischen Stil rethorischer machen.“ Das sind stolze Worte, denen hoffentlich ebenso stolze Thaten folgen. Doch immer zu! Alle diese vielfachen Bühnen-Experimente, welche die Reichshauptstadt gegenwärtig zutage fördert, mögen sie auf der Flugmaschine des Gelingens zum Schnürboden des Erfolges emporsteigen, oder in jener großen Versenkung verschwinden, wo da herrschet Nacht und Grauen, Pfeifen und Füßetrampeln, so beweisen sie doch, daß in die deutsche Schauspielkunst, die so lange Zeit geschlafen hatte, wieder Fluß und Leben gekommen. Und wer weiß, aus vielen mißlungenen Experimenten schält sich vielleicht zum Schlusse doch heraus, was wir erstreben: Das Drama und das Theater der Zukunft! Der Verein will mit einem sozialen Drama von Franz Held debutieren, das den etwas sensationell klingenden Titel führt: „Manometer auf 99!“ Außerdem sollen Arbeiten von Max Halbe, Wolfgang Kirchbach, Julius Brandt und Fritz Lienhardt in Aussicht genommen sein. Merian.

Der Hypnotismus in gemeinfaßlicher Darstellung. Von Dr. Hans Schmidkunz, Privatdozent der Philosophie an der Universität München. Mit einer somnambulen Krankengeschichte. Stuttgart, A. Zimmers Verlag. 266 S.

Der Nachdruck ist auf die gemeinfaßliche Darstellung zu legen, auf die Eindringlichkeit des pädagogischen Tones, der dem Leser die Ohren für die verborgensten und schwierigsten Noten des Hypnotismus öffnen soll. Schmidkunz erweist sich hier

in der That als ein Meister der Verständlichmachung für alle, gelehrt und ungelehrt, die bei ihm ernsthaft Aufschluß suchen. Er hat uns mit diesem Werkchen das beste Lehrbuch zum Selbstunterricht in allen Hauptstücken des Hypnotismus gegeben.

M. G. C.

Dr. Moritz Schwalb, Prediger an der reformierten Kirche St. Martini in Bremen, als Redner wie als Schriftsteller gleich hervorragend, giebt jetzt (bei Eduard Hampe in Bremen) in kleinen billigen Heften zu 5—6 Druckbogen unter dem Titel „Religiöse Zeitfragen" Kanzelreden und Vorträge heraus. Das erste Heft enthält acht Stücke, die folgende Gegenstände behandeln: „Unsere Seligmacher" (gegen den religiösen Sport und konfessionellen Drill von Oben gerichtet), „Religion und Sittlichkeit" (Nachweis, daß Frömmigkeit und Tugend ganz verschiedene Dinge sind, daß man ein strammer Gläubiger und zugleich ein Quadratlump sein kann), „Ein kirchlicher Dreibund" (Pack verträgt sich, Pack schlägt sich — siehe die ultramontanen und evangelischen Orthodoxen in der Reichspolitik!), „Christentum oder Atheismus?" (gegen den Reichsapostel Caprivi), „Eine Predigt Spurgeons", „Was ist kindisch?" (gegen den Wahn, daß das Volk mit frommen Lügen und Täuschungen regalliert werden müsse, damit es lenkbar bleibe), „Die Freiheit ein Deckmantel der Bosheit" (gegen die Verlästerer der Freiheit, die das Volk ewig am Gängelband halten wollen), „Das preußische Volksschulgesetz" (eine Meisterrede, gleich ausgezeichnet durch Schärfe und Klarheit der Gedanken, Tiefe des Gemüts und Salz des Witzes und der Ironie). — Ich wüßte im deutschen Reich ein paar hundert hochgestellte Leute, denen ich die Schwalbschen Reden gratis ins Haus stiften möchte. Aber ich bin zur Zeit wieder ein so arger Pessimist, daß ich glaube, an diesen Herrschaften ist Hopfen und Malz und jedes vernünftige Wort verloren, denn wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit und Taubheit. Die göttliche Gerechtigkeit soll ihren Beruf haben, wir wollen dem allmächtigen Gott nicht in den Arm fallen. Also abwarten und Schwalb fleißig lesen, das ist Herzstärkung. M. G. C.

Friedrich Theodor Vischer. Erinnerungsblätter der Dankbarkeit von Ottomar Keindl. Zum Besten des Denkmalsfonds. (Prag, 1888, bei G. Neugebauer.)

Die Broschüre, 48 S. stark, war ursprünglich als Manuskript gedruckt. Daß sie öffentlich bekannt wurde, ist freudig zu begrüßen. Der Verfasser war mit Vischer befreundet und konnte manche dankenswerte Erklärung zu dem Wirken des Dichters und Philosophen geben. Die „Denk- und Dankschrift" wird deshalb den zahlreichen Lesern der Vischerschen Werke sehr willkommen sein. —r.

Deutscher Journal-Katalog für 1893. Zusammenstellung von über 2690 Titeln deutscher Zeitschriften, systematisch in 38 Rubriken geordnet. 29. Jahrgang. Herausgegeben von O. Gracklauers bibliographischem Auskunftsbureau zu Leipzig.

Der Katalog enthält die Zeitschriften, die auf dem Buchhändlerwege bezogen werden können und bildet ein nützliches Nachschlagebuch. X.

Unter dem Titel „Menschliche Tragödie" giebt Arnold Garde in Verbindung mit Max Apfelstädt, Hermann Löns, Peter Merwin, Valentin Traudt und Julius Vanselow eine Sammlung Gedichte heraus, welche im Verlage von E. Pierson in Dresden und Leipzig erscheinen soll.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Berlin, Wien, München.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Wir führen hier vorläufig zu Ende, was wir im vorigen Heft unter der nämlichen Überschrift begonnen: Zusammenstellung drastischer Beweisstücke für des deutschen Volkes fortschreitende Entdeutschung seit dem letzten Kriege 1870/71. Um ein vollkommenes Bild der volksseelischen Entartung der zwei größten deutschen Städte Wien und Berlin zu geben, dazu fehlt es uns jetzt an Raum und Zeit. Doch mag das hier Vorgebrachte vorerst genügen, den aufmerksamen Leser zu eigener eingehenderer Betrachtung des deutschnationalen Degenerationsbildes zu veranlassen, das heute Wien und Berlin allen unbefangenen Augen bieten.

Wenn unsere patriotischen Festbummler an allen politischen Feiertagen im Reiche mit wonnigem Behagen uns vordeklamieren, wie das führende Preußen uns nicht nur die Einheit der deutschen Völker geschaffen, sondern auch die jahrhundertlang losgetrennten Volksstämme wieder mit dem Mutterlande vereinigt habe, so ist hier neben einem Körnchen Wahrheit ein riesiges Übermaß von Flunkerei und Aufschneiderei zu unterscheiden.

Das neue Reich stellt sich in Wahrheit als ein Groß-Preußen dar, in welchem 25 oder 26 regierende Fürsten unter der preußischen Pickelhaube bundesstaatlich vereinigt worden sind zu einem staatsrechtlich und historisch höchst merkwürdigen Gebilde, dem ein hohenzollerischer Erbkaiser mit dem Titel „Deutscher Kaiser“ präsidiert. Wir haben keinen Reichsfinanzminister — kontrahieren aber fortgesetzt Reichsschulden; wir haben keinen Reichskultusminister — formen aber unter dem Druck der preußischen Militär-

gewalt unsere Mittel- und Hochschulen nach preußischem Muster aus Rücksichten der militärischen Berechtigungen kraft des modernen Bildungspatents; wir haben keinen Reichskriegsminister — aber der König von Preußen ist als Erbkaiser oberster Feldherr im Kriegsfalle, und was er im Frieden wünscht, wird ihm kein Fürst versagen, und wenn Preußen die Schiffe der deutschen Reichsmarine kurzweg „Seiner Majestät des Kaisers Schiff R. R." nennt, so erfolgt nirgends Widerspruch, obgleich die Bezeichnung vielleicht nicht korrekt ist, denn in einem Staatenbund giebt es keine persönliche kaiserliche Marine; wir haben kein Reichsverkehrsministerium, wohl aber ein Stück Reichseisenbahnen und Reichspost, woneben die Königreiche Bayern und Württemberg in eigener Herrlichkeit und auf eigene Rechnung kutschieren und Briefmarken verschleißen dürfen, was jedoch z. B. dem Königreich Sachsen wieder nicht gestattet ist; wir haben kein Reichsjustizministerium, dafür aber ein oberstes Reichsgericht mit dem Sitze in Sachsen; wir haben auch kein Reichshandelsministerium — ist auch gar nicht nötig, denn den Handel besorgen die Börsen und die Kartelle und Spekulantenringe, und bei dem Abschlusse von offiziellen Handelsverträgen mit fremden Ländern haben wir einen Reichskanzler, der zur Zeit Graf Caprivi heißt und seines Zeichens General der Infanterie ist. Neben dem Reichskanzler haben wir auch einen Reichstag, aber es ist besser, von diesem sogenannten Reichstag überhaupt nicht zu reden; denn von allem Fragwürdigen im Reich ist dieser „Tag" das Fragwürdigste.

Wem dieses Gebilde „Deutsches Reich", das weder Fisch noch Fleisch, etwas Klares, Wahres, Organisches ist, der soll von uns um seinen schlichten Natursinn nicht beneidet werden. Wer davon befriedigt ist, als von einer staatsmännischen Meisterleistung echt deutscher Art und gesunden Charakters, der darf auch, biblisch zu reden, Mücken seihen und Kameele verschlucken, es wird ihm nicht übel bekommen. „Damals war eben nicht mehr zu erlangen!" rufen uns die Zufriedenen zu. Sehr richtig. Es war nicht mehr zu erlangen, damals, bei der Gründung schon, versagten uns die nationalen Kräfte — und Groß-Preußen begnügte sich mit dem, was eben zu kriegen war. Preußens Beruf und Mission zeigte sich nie in idealerer Beleuchtung. Für besondere Einzelheiten siehe die berühmten Tagebücher des Kronprinzen Friedrich, Edition Geffken, und „Bismarck und seine Leute" von Busch.

Zur Proklamierung der Kaiserwürde erkor sich König Wilhelm den 18. Januar 1871 als den 170. Jahrestag der Krönung Friedrichs III. zum König von Preußen. Die Feier fand im Festsaale des berüchtigten Schlosses zu Versailles statt und war durch die Anwesenheit vieler Fürsten, Minister, Generale und militärischer Deputationen mit äußerem Prunk um-

geben — aber vom deutschen Volk als Volk war bei diesem fürstlich-militärischen Akt nichts zu entdecken.

Dieses großpreußische Reich ist eben nach der ganzen Art seines Zustandekommens ein kompromißliches Militärreich, eine Notschöpfung mit Blut und Eisen und allerlei Gewaltzangen der Diplomatie. Damit ist ihm seine Artung und sein Entwicklungsweg vorgeschrieben. Es ist mit dem Panzer bekleidet wie mit einem Nessusgewand. Und damals in Versailles bei der Gründung wurde mit feierlichen Gesängen und einer Predigt begonnen, also die Theologen waren gleich dabei, und die Kirche ist auch bis zum heutigen Tag nicht zu kurz gekommen und wird bei normaler Entwicklung dieses Militärreiches noch fette Bissen genug zu erwarten haben, denn auch zwischen Säbel und Krummstab erhalten die bewußten „kleinen Geschenke" die Freundschaft. Und Bismarck verlas damals die sehr charakteristische „Proklamation an das deutsche Volk", woran alles im richtigen Militärstil war, bis auf den Schlußsatz, wo Gott angerufen wurde zu verleihen, daß die Inhaber der neuen Kaiserkrone allezeit Mehrer des deutschen Reiches nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung sein mögen. Wohlfahrt — siehe die rasend wachsenden Steuern und ins Fabelhafte gesteigerten Kriegslasten im Frieden! Freiheit — siehe die Unsumme von Preßprozessen, von Verurteilungen wegen freier Überzeugungsaussprache in sittlichen, politischen, religiösen und sozialen Dingen, von Verboten und Bedrückungen durch die Polizei-Censur in Litteratur und Kunst, von jahrelangen Ausnahme- und Verbannungsgesetzen! Gesittung — siehe die schauderhaften Soldatenmißhandlungen an allen Ecken und Enden des Reiches, die Verfolgung von Civilisten durch Militärs, den Distanzritt von Berlin nach Wien, wobei Dutzende der edelsten Pferde sportsmäßig zutote geritten und die humanen Empfindungen der Christenheit mit Füßen getreten wurden in Kot und Blut!

Das bißchen Land und Leute, was Preußen in Schleswig, Elsaß-Lothringen und zuletzt in Helgoland ans Reich gebracht, wird mehr als aufgewogen durch die Abtrennung der uralten deutsch-österreichischen Reichesteile, durch Gewährenlassen der Russifizierung mit Knute und Kerker in tüchtigen deutschen Volksstämmen an der Ostsee, durch den Verlust weiter, mit deutschem Gut und Mut gewonnener Kolonialgebiete in Afrika u. s. w.

So sieht das mächtige herrliche Militärreich Groß-Preußens seit zweiundzwanzig Jahren aus. Nicht einmal zur Rechtseinheit haben wir's in diesem Zeitraum gebracht; denn das bürgerliche Gesetzbuch ist noch nicht im Entwurf fertig, und die Vereinheitlichung des Militärgerichtswesens scheitert noch immer an dem berechtigten Einspruch des Königreichs Bayern,

das sein bewährtes Verfahren mit Öffentlichkeit und Mündlichkeit nicht gegen das preußische Vehmgericht hinter Schloß und Riegel vertauschen will. Freilich zetert man bei solchen Gelegenheiten in Preußen jedesmal über den unausrottbaren Partikularismus der Bundesstaaten und verhöhnt die „berechtigten Eigentümlichkeiten" Bayerns insonderheit, weil wir es nicht als Pflicht der Vaterlandsliebe und vernünftiger Politik empfinden, uns von Preußen das Geringere bieten zu lassen, wenn wir schon das Bessere im eigenen Hause haben. Imgrunde ist es gerade eine Eigentümlichkeit des preußischen Partikularismus, voll thörichter Selbstüberhebung sich gegen alles zu wehren, was aus der „Provinz" stammt, und in gefährlicher Nachahmung eines für Deutschland vollständig unpassenden französischen Musters die Kapitale Berlin als Kulturcentralsonne gegen die übrigen Kulturcentren deutschen Landes und Lebens als gegen unfähige und unvermögende Provinznester auszuspielen.

Durch den Krieg 1866 und die militärisch-mechanische Reichsbildung 1871 wurde Österreich als germanische Vormacht im Osten gebrochen und Wien als deutsche Stadt verloren. Mit der Entdeutschung der österreichischen Monarchie ist unserer ganzen östlichen Reichsgrenze der natürliche Schutz genommen, und kein dreibündiges Diplomatenstücklein vermag diese Kultursünde wieder gut zu machen. Die Vertschechung, Verslavung und Verjudung Österreichs macht von Jahr zu Jahr reißendere Fortschritte — und Preußen wird niemals weder Rat noch That wissen, die preisgegebene deutsche Kultur im Osten vor vollständigem Verderb und Niedergang zu retten.

„Das sind nun einmal historisch gewordene Verhältnisse und daran ist nichts mehr zu ändern!" belehren uns die Klugen und Resignierten. Sehr richtig. Aber es bleibt zu merken, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern, und daß man alle Freude an deutschem Wesen und allen Instinkt für deutsche Zukunft verloren haben müßte, wollte man sich über die Entdeutschung deutscher Kernlande in der österreichisch-ungarischen Monarchie leichten Herzens hinwegsetzen. Auch diese modische Leichtherzigkeit allen bedeutsamen Vorgängen gegenüber ist ein Kennzeichen immer tiefer fressender Entartung und schweren Rassenverfalls.

Kurz nach 1871 mit seinem mammonistischen Taumeltrank des fünffachen Milliardensegens brach eine Pestbeule nach der anderen am jungen Reichskörper mit nicht geringerem Gestank wie am Leibe der umliegenden Länder auf — Beweis, daß die militärpolitischen Ereignisse der Kriegsjahre keine Verjüngung im Blut und Gehirn der abendländischen Völker bedeuteten, daß die ethischen Wirkungen der momentan siegreichen Blut- und Eisenpolitik für das höhere Leben Europas gleich Null waren. Mit dem Jahre 1872 begann der sogenannte „wirtschaftliche Aufschwung", das heißt

in Wahrheit eine Periode des Schwindels, der Korruption, der Gottverlassenheit und aller babylonischen Laster, wie man dergleichen in solchem Umfang und solcher Schamlosigkeit nur in den allertraurigsten Niedergangszeiten der Weltgeschichte beobachtet hat.

Der Skandal war gleich groß in Paris, in Berlin, in Wien — Fingerzeig genug, wie wenig die ausschließlich politischen Umwälzungen und Neuformungen für den Geist der Menschheit bedeuten und wie die großartigsten äußerlichen Ereignisse in Siegen und Niederlagen, im Heben und Stürzen von Kaiserreichen, im Begründen von Republiken und dergleichen den Verfall der Völker nicht aufzuhalten vermögen, wenn einmal das Blut verdorben und der Boden durchseucht und die Atmosphäre vergiftet ist. Mit dem „wirtschaftlichen Aufschwung" kam zugleich der „Kulturkampf", dann der „Krach", dann „Canossa", dann der Kampf der „staatserhaltenden Parteien" gegen Sozialdemokratie und „Umsturz", dann die wildeste Reaktion auf der ganzen Linie des politischen, wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Lebens — kurzum ein Wirrwarr in allen europäischen, internationalen und nationalen Dingen und Verhältnissen, daß sich der Teufel nicht mehr auskennt. Der Papst und der Zar und die Republik flogen sich brünstig in die Arme, ein Vermählungsfest zwischen Weihwasser, Fusel und Dreck und Feuer zu feiern, Deutschland, Österreich und Italien gründeten Bündnisse auf Tod und Leben, die Fürsten reisten hin und her und tauschten Bruderküsse auf die rechte und linke Wange und inscenierten Reformkongresse — aber das Elend blieb wie ein Riesenkropf den Völkern am Halse hängen und über das Allheilmittel „Militär, Militär, Militär — Steuern, Steuern, Steuern" sind unsere genialsten Staatsdoktoren und Rezeptverschreiber noch nicht hinausgekommen.

Welch eine entzückende Welt, aus der Herrgottsperspektive gesehen! Welch eine Christenheit, bei der Friede, Freude und Wohlgefallen wohnen bis an der Welt Ende!

Ich glaube an das Blut. Ich glaube an die Scholle. Aber Blut und Scholle sind verdorben. „Was ist deutsch?" fragen die Deutschen und sind ratlos im eigenen Hause und rennen gegeneinander los mit verbundenen Augen wie im Blindekuhspiel. Denn der Deutsche ist des Deutschen schlimmster Feind von je gewesen, sobald er von seiner rechten Art gewichen, um den Gott in seiner Brust zu verraten, um vor Baal zu knien und allen Götzen der Macht und Gewalt zu opfern.

Und mit der Entdeutschung geht die Entmännlichung und Verweibsung der Kultur und Sitte Hand in Hand. Das können wir am besten an der Mischmasch-Civilisation in Österreich und namentlich in Wien studieren. Wie kurios frauenzimmerlich sich da alles artet, Kunst und Dichtung, Gesellschaft

und Verkehr, dafür bietet uns das entdeutschte Wien Beispiele in Hülle und Fülle, denn das Frauenzimmerliche ist wie die Fahne auf dem Dache und allen fremden Winden und Einflüsterungen und Verführungen unterthan.

Ich schlage die erste beste Zeitung auf und lese da vom „Franzosentum in Wien". Ich will den Artikel hersetzen, denn er ist ein Dokument und stammt aus dem Spätsommer dieses Jahres des Heils 1892. Also hier:

„Eine mehr als sonderbare Depesche kommt heute aus Wien; das „Herold-Bureau" telegraphiert: „Französische Einflüsse verhinderten angeblich aus lokalen, thatsächlich aus politischen Gründen die Aufführung des Schauspiels „Andreas Hofer" durch die Brixlegger Volksschauspieler im Ausstellungs-Theater." Wir wären versucht, diese Meldung für einen sehr verspäteten Aprilscherz zu halten, wenn wir nicht wüßten, daß die unglückselige Theaterausstellung in Wien, abgesehen von ihrem materiellen und ideellen Mißerfolg, auch noch ganz merkwürdige politische Blüten gezeitigt hat. Der Ausspruch „Mulier taceat in ecclesia" (das Weib schweige in der Versammlung) hat sich noch niemals so sehr bewahrheitet, als anläßlich der soeben genannten Ausstellung, an der thatsächlich manches genug „auszustellen" ist: das „Patronessen"-Unwesen, d. h. die Sucht vergnügungsmüder Weltdamen, heute Mascagni, morgen herrenlose Katzen und übermorgen vielleicht einen erblindeten Schriftsteller zu „patronisieren", hat in Wien einen Grad erreicht, der vom „groben Unfug" nicht mehr weit entfernt ist — und darauf basierte auch die Wiener Theater- und Musik-Ausstellung, die, von Fürstin Metternich, der „Patronesse in Permanenz", ins Leben gerufen, Millionen gekostet und alle Welt mit aller Welt verfeindet hat — eine echte und rechte Weiberwirtschaft. Dieses „Privatvergnügen" der Fürstin Pauline würde jedoch kaum einen politischen Gesprächsstoff ergeben haben, wenn man im „Patronessenwinkel" der Ausstellung nicht angefangen hätte, eine „Franzosenei" zu treiben, die geradezu unerhört ist. Das deutsche Ausstellungskomitee in der deutschen Stadt Wien hat dem deutschen gastierenden Theater, kurz gesagt, den Rücken gekehrt. Man hat es nicht einmal für nötig befunden, den vom Komitee eingeladenen Künstlern vor deren Abreise ein Lebewohl zuzurufen — die Patronessen hatten ja alle Hände voll zu thun, um die — — Pariser Schauspieler am Bahnhof mit einem „erhabenen" Empfang (der vom lächerlichen nicht einmal einen Schritt weit entfernt war) zu beehren; man trieb mit den Parisern einen geradezu dummen Kultus und bedankte sich für jede empfangene echte pariserisch-gaminenhaft-chauvinistische Impertinenz; der mitgekommene Theaterrezensent der Pariser „Temps" hätte, wenn ihm das Unglück passiert wäre, in Wien seinen Geist auszuhauchen, gleich Chopin die physikalisch merkwürdige Legende

hinterlassen können, sein sterbendes Haupt habe auf dem Schoße aller Gräfinnen Europas geruht. . . Es war eine Harlequinade in höchster Potenz. Daß man das schönste Restaurant auf dem Ausstellungsplatze einem Pariser überlassen hat, der den Gästen dreimal die Haut über den Kopf zieht, versteht sich unter solchen Umständen von selbst.

„Und nun kommt die Krone der ganzen Schöpfung, eine gröbliche Verletzung jedes politischen Anstandes, bei der man faktisch nicht weiß, ob man hier mehr die Dummheit oder Arroganz „bewundern" soll. „Französische Einflüsse" verhindern in Österreichs Hauptstadt die Aufführung eines österreichischen patriotischen Volksschauspieles — giebt es etwas Widersinnigeres und Demütigenderes? Daß die geistig übersättigten Patronessinnen lieber »Frou-Frou« als „Andreas Hofer" sehen, glauben wir gern; aber hat sich denn im ganzen großen Wien niemand gefunden, der die männlichen und weiblichen Verehrer des geistigen Faulobstes auf das Gefährliche und — — Lächerliche ihres ganzen Vorgehens hätte aufmerksam machen können? War es denn wirklich nötig, der ganzen gebildeten Welt ein tragikomisches Schauspiel darzubieten, über das jeder vernünftige Franzose wohl am meisten lachen wird? . .

„In Wien geschieht leider so manches, über das nur ein »Nil admirari« (sich über nichts wundern) hinwegsetzen kann: in der Volksvertretung sucht die Faust das gesprochene Wort überflüssig zu machen, der Tschechenknüppel und der ungarische „Fokos" sind zu politischen Grundsätzen erhoben worden, die Herren Südslaven à la Spincic und Genossen schleudern dem erhabenen Monarchen Impertinenzen ins Gesicht und begrüßen die Regierungsvertreter mit einem Pereat. . . Aber das sind alles schließlich „interne" Angelegenheiten, die die übrige Welt nichts angehen, wenn auch jeden Freund Österreichs tief bekümmern müssen. Anders mit der „Französelei", die sich in Wien immer mehr und mehr einbürgert. Wir wollen hoffen und vielleicht auch zugeben, daß der Franzosenkultus an der Donau unbewußt getrieben wird — aber ungefährlich ist er nicht, schon deshalb nicht, weil die beweihräucherten Franzosen Komplimente mit Komplimenten vergelten und die „österreichischen Sympathien" gegen Deutschland ausspielen — die Pariser Zeitungen haben dieses Taschenspieler-Kunststückchen während der Wiener Ausstellung des Öfteren vorgeführt.

„Die auswärtige Politik und die Volksstimmungen, auf denen sie beruht, setzen sich aus tausenderlei kleinen, unwägbaren Teilchen zusammen, die an sich fast unsichtbar sind, aber in ihrer Zusammensetzung Heil und Unheil bringen. Die Französelei im Wiener Ausstellungsgebäude ist auch eine derartige, scheinbar nicht beachtenswerte Kleinigkeit. . ." —

So stand der Artikel, zahm genug stilisiert, in einem Münchener Blatt.

Und in einem Tiroler Blatt war dieses erbauliche Stückchen deutscher Selbstentwürdigung folgendermaßen dargestellt:

„Man hat es hier zu Lande durchaus nicht mit ungeteiltem Beifalle aufgenommen und vielfach recht mißmutig den Kopf geschüttelt, als es hieß, die Brixlegger wollten mit ihrem „Gastspiel" zur großen Jahrmarkts-Ausstellung nach Wien; als es sich aber doch bewahrheitete, daß die Leitung der „Internationalen Ausstellung für Musik- und Theaterwesen" mit ihnen einen Vertrag über mehrere Vorstellungen abgeschlossen habe, trösteten sich die Bekämpfer einer solchen geschäftsmäßigen Übertragung des in einheimischem Boden festwurzelnden, daraus seine Kraft ziehenden, volkstümlichen Bauernspieles auf diese nur vom Drange nach Neuem, Sensationellem beherrschte Ausstellungs-Bühne der Weltstadt damit, daß die Brixlegger mit ihrer Darstellung des „Andreas Hofer" sich und dem Lande gewiß Ehre machen würden. Mit regem Anteile sah man daher den Berichten über den Eindruck des Hofer-Dramas, aufgeführt durch schlichte Leute aus dem Volke des Helden, auf die Wiener entgegen. Welche Enttäuschung aber, als man vernahm, daß „Andreas Hofer" gar nicht zur Darstellung gelangte, sondern dafür ein gänzlich unbekanntes klägliches Machwerk: „Die Tanzlektion auf der Alm", das nur durch das flotte Singen, Zitherschlagen und Schuhplatt'ln der etlichen Mitwirkenden vor einem gänzlichen Mißerfolge zu bewahren war und sogar noch Beifall zu erringen vermochte. Daß den Brixleggern unter solchen Umständen in der Presse im besten Falle nur eine freundliche Erwähnung zu teil werden konnte, ist begreiflich. Aber warum haben die Brixlegger den „Andreas Hofer" nicht gespielt? Diese Frage vermögen wir heute zu beantworten. Wenige Tage vor der Abreise nach Wien traf von der Direktion der Theaterausstellung ein Brief ein, gezeichnet von Franz Jauner, worin es wörtlich heißt:

„Von der Aufführung des Stückes „Andreas Hofer" mußte aus lokalen und politischen Gründen auf Anordnung des Herrn Vicepräsidenten (Baron Bourgoing) Abstand genommen werden."

„Also „Andreas Hofer" darf in Wien aus politischen Gründen nicht gegeben werden. Ob der französische Gesandte im Namen der großen Nation Verwahrung dagegen eingelegt hat, wissen wir nicht, sicheren Quellen nach soll es aber so hohen Einschreitens gar nicht bedurft haben, sondern ein anderer Sohn Frankreichs, der auf seinen Besuchkarten eine mehrzackige Krone führt und sich bei Gelegenheit einer klingenden Unterstützung an die darüber hocherfreute Ausstellungskasse einen gewissen Einfluß auf die Entschließungen der Direktion vorbehalten hat, diesen Einfluß zur nochmaligen Hinrichtung des „Andreas Hofer" benützt haben. Rache ist süß, besonders so heldenhafte! Daß die Fremdländerei, die Anbetung von Allem,

was nicht deutsch ist, bei dem hohen fürstlich Metternichschen Generalstabe erste Tugend, die Verletzung eines französisch parlierenden Wesens das höchste Staatsverbrechen sei, wußte der Einsichtige schon längst; und so konnte es nicht Wunder nehmen, daß dem „Andreas Hofer" aus „politischen Rücksichten" der Eintritt in Wien versperrt wurde.

„Es soll dieser Vorgang nur gekennzeichnet, nicht bedauert werden. Besser, daß unser Nationalheld nicht mit jenen Brettern in Verbindung gebracht wurde, wo kurz vorher Madame Réjane aus Paris, die „Muse der Frivolität", ihren Cancan unter dem jubelnden Beifall der „besten Gesellschaft" getanzt, den abgestumpften sinnlichen Kitzel der Lebewelt mit unbeschreiblichen frivolen Kunstmitteln in unverhülltester Weise aufgestachelt hatte. Ja, dies Weib, ganz Französin, war für die Ausstellung geschaffen, gegen sie konnte weder Fürstin Metternich, noch der Herr Vicepräsident etwas aus lokalen, geschweige denn politischen Gründen einwenden; sie paßte, wie für die Ausstellung erschaffen. Was wollte der plumpe tiroler Bauernführer in dieser so noblen, zartfühlenden, parfümierten Welt! Und dann war es ja — horreur — ein Feind der Franzosen gewesen!"

Was Wunder, wenn diese — Österreicherei dem Rest kerndeutscher Tiroler, die ohnehin im Süden ihres Heimatlandes die Verwelschung Tag für Tag vor Augen haben, über den Spaß geht!

Aber sind wir nicht im deutschen Reiche selbst in wichtigen nationalpolitischen Angelegenheiten im Schlepptau auswärtiger Einflüsse? Fliegen nicht Diplomaten und Volksvertreter, Preßhusaren, Reichstagsboten und verkappte Jesuiten zwischen Berlin und Rom hin und her, um mit der vatikanischen Egeria kosende Zwiesprache zu pflegen und suggestive Einwirkungen auf deutsche Gesetzgebungs-Vorgänge zu erbitten? Spekulierte man mit dem preußischen Schulgesetzentwurf unseligen Angedenkens nicht auf römische Gunst, schielte man in der Kolonialpolitik nicht auf das Mienenspiel der englischen Vettern und Basen? Ja, unsere Kolonialpolitik! Hat man nicht nach unsäglichen Opfern an Gut und Blut unserer Landsleute an leitender Stelle in Berlin die Parole ausgegeben: „Je weniger wir von Afrika besitzen, desto besser"?

Da lese ich in der „Täglichen Rundschau" in einem Aufsatze über deutsche Kolonialpolitik (28. September 1892):

„Von Deutsch-Südwestafrika vermeidet man schon seit geraumer Zeit überhaupt zu sprechen. Jeder Patriot schämt sich des Verhaltens der deutschen Reichsregierung, die ein großes Land unter ihren Schutz stellt, dann auf 12000 Quadratmeilen 50 — schreibe fünfzig — Mann Schutztruppe anstellt und diesen den Befehl giebt, keinenfalls von ihrer Schußwaffe Gebrauch zu machen, oder wie der Reichskanzler fein bemerkte „das Schießen zu kriegen". Unter deutschem Schutze geht Raub und Mord seinen

Gang, als ob sich das ganz so gehörte. (Wir haben Privatberichte von einem zuverlässigen und ganz kühl denkenden Manne, welche diese Sachlage mit Ausdrücken der Entrüstung und des patriotischen Schmerzes bestätigen. D. Herausg.) Im gegenwärtigen Augenblick werden von einer Privatgesellschaft (der deutschen Kolonialgesellschaft) 30 — schreibe dreißig — Familien hinausgeführt, um in Windhoek, dem einzigen Platze, der durch die Schutztruppe gesichert ist, angesiedelt zu werden. Die Kolonialverwaltung ist dabei kaum beteiligt, sie läßt es einfach geschehen.

„Das nennt man bei uns: die deutsche Auswanderungsfrage anschneiden, die deutsche Auswanderung in nationale Bahnen lenken! Die Regierung sieht gleichgültig zu, wie Jahr für Jahr über 100000 zumeist junge, arbeitskräftige Leute auswandern und fremden Landen ihre Arbeitskraft zugute kommen lassen. Sie weiß nach untrüglicher Statistik, daß Jahr für Jahr die Bevölkerung Deutschlands um ½ Million Seelen zunimmt, daß unter diesen Bedingungen das Deutsche Reich 1940 nicht 50, sondern 75 Millionen Einwohner haben wird. Aber trotz alledem zögert sie mit der Vorlage eines energischen, umfassenden Auswanderungsgesetzes, ist noch nichts für die Gewinnung von Auswanderungskolonien geschehen, und das einzige als solche brauchbare Gebiet, Südwestafrika, bis heute kläglich vernachlässigt. Solche Fragen sind der Diplomatie zu unwichtig.

„Deutsch-Ostafrika! Seit sieben Jahren ist es deutsches Schutzgebiet, seit zwei Jahren steht es unter Kaiserlicher Verwaltung. Was ist in diesen zwei Jahren geschehen? Das Ansehen des deutschen Namens, der dank Wißmanns schneidigen Thaten an der Küste und dank Peters kühnem Argonautenzuge, der uns Uganda sicherte, vor zwei Jahren turmhoch stand, ist inzwischen tief gesunken. Die deutsche Politik im Schlepptau der englischen hat uns in Witu die Ehre, am Kilimandscharo neuestens eine grausam blutige Lehre gekostet."

Und so weiter mit Grazie im Pech.

Der vor wenigen Jahren verstorbene ehemalige Tübinger Universitätskanzler Gustav Rümelin, ein besonnener Achtundvierziger und wärmster Verehrer Bismarcks, schrieb in seinen Frankfurter Tagen das Urteil nieder: „Man kann mit voller Wahrheit sagen, daß die preußische Politik im verflossenen Jahr nach außen ängstlich, nach innen gewaltthätig, nach beiden Seiten widersprechend, zweideutig und unzuverlässig war . . ." Hat dieses Urteil nicht auch heute noch, in der gepriesenen Zeit des „neuen Kurses", seine Berechtigung?

Wie soll uns da Hilfe werden? Wie sollen wir herauskommen aus diesem Durcheinander der Entartung und Zersetzung, der Irrtümer und Sünden zu einer Erlösungsthat von gesund jugendlicher Lebenskraft?

Wohl, der guten Meinungen und Ratschläge sind viele, und die trefflichsten kommen, weil nun einmal die Extreme sich berühren, aus Berlin selbst. So schreibt Dr. Friedrich Lange in einem quellfrischen Aufsatz „Vom deutschen Reiche zum deutschen Vaterlande“:

„Die Deutschen von ehemals hatten ein deutsches Reich nur in ihren Träumen, aber sich selber, ihre Sitten und Gebräuche, ihr Sprechen, Denken und Empfinden, ihr Behagen und ihre Neigungen besaßen sie sicherer als wir. Wir dagegen haben zwar ein deutsches Reich gewonnen, aber unser Deutschsein im geistigen und edeln Begriffe des Wortes beginnen wir zu verlieren. Unser echtes deutsches Behagen haben wir seit dem großen Umzuge in den Neubau noch nicht wiedergefunden.“

Seine Heilgedanken gipfeln in folgenden Ausführungen:

„Was uns not thut, ist eine große Vereinigung der ehrlich und mutig Deutschgesinnten, welche sich weder auf eine konservative, noch liberale, noch irgendwelche politische oder kirchliche Schablone eingattern läßt, dafür aber alles bewilligt, was das Deutschtum nach innen und außen festigt, alles verneint, was es zersplittert und schwächt. Eine Nationalpartei also schlechthin, die ihre Waffen aus der modernen Zeit und ihren Bedürfnissen, nicht aus irgend welchem Arsenal der Vergangenheit holt und sich in allen konkreten Fragen von der Überzeugung leiten läßt, daß wir auf dieser Erde kein heiligeres Ziel haben können als 1) uns selber mit aller Kraft auf unserm Eigenen zu behaupten, 2) dieses natürliche und notwendige Selbstinteresse dadurch zu adeln und vor dem Geiste der Menschheit zu rechtfertigen, daß wir in Erkenntnissen und Empfindungen nicht das Kleine und Niedrige, sondern allzeit das Größte und Edelste aus unserm Volkscharakter emporfördern. Ich glaube zuversichtlich, und auf dieser Überzeugung stehen alle meine Hoffnungen und Wünsche für eine deutsche Zukunfts-Kultur, daß wir viel mehr, als es bis jetzt geschehen, uns in allen einzelnen praktischen Fragen auf das deutsche Gewissen und Empfinden in jeder einzelnen Brust verlassen können, wenn wir nur erst den Mut gefunden haben werden, ihm freie Bahn zu lassen. Dann werden wir manche Form in unserm politischen Organismus zerschlagen, der wir als ausländischem Gewächs uns mühsam angepaßt haben, weil es uns an Vertrauen zum eigenen Wesen fehlte; manche auch werden wir uns neuschaffen, unbekümmert um die theoretischen Forderungen andersgearteter Völker, und wir werden uns dabei wohlfühlen, weil weder der Einzelne noch ein ganzes Volk besseres thun kann, als sich selber getreu zu sein — nach dem Spruche: „Sei getreu bis in den Tod“, das heißt sei dir selber getreu, „so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Denn die Krone des Lebens ist das Vollgefühl,

in dem alle Kräfte wachsend gedeihen, daß ein jeder seine Natur rein und ungehindert ausleben kann."

Das ist schön gedacht und herrlich gesagt, aber doch nur aus der einseitigen Gegensatz-Empfindung zum Judentum heraus, dessen Stellung in Berlin nachgerade allerdings eine so maßgebende geworden, daß ängstliche Gemüter aufschreien und sich fragen: Gehört die deutsche Reichshauptstadt den Germanen oder den Semiten? Wann wird es vom Schicksale Wiens ereilt werden? — Man scheint zu glauben, daß wir im deutschen Reiche preußischer Zurichtung sofort wie in der besten aller deutschen Welten leben könnten, wenn nur die semitische Übermacht beseitigt wäre. Oder so: Hören die jüdischen Schmerzen auf, so ist die Gesundheit der Reichsdeutschen von selbst wieder da.

Diesen Glauben vermag ich nicht zu teilen.

Die Wissenschaft lehrt, daß ein Giftkeim nicht mir nichts dir nichts ein gesundes, widerstandsfähiges Lebewesen, also auch nicht einen Volkskörper von starkem, eigenkräftigem Lebensinstinkt verwüsten kann. Es müssen immer Vorbedingungen erfüllt sein, dem Giftkeim Boden, Nahrung, Wachstum, Ausbreitung zu sichern. Die Entdeutschung deutschen Geistes und Lebens, deutschen Handels und Wandels, der Einbruch jüdischer Korruption in deutsche Politik, Presse, Gesetzgebung, Kritik, Kunst, Litteratur u. s. w. ist nicht als ein ursächlicher Giftkeim, als ein primärer Krankheitserreger aus dem Semitismus, sondern als eine bereits entwickelte Krankheitsform zu betrachten. Nicht der bürgerlich emanzipierte und gleichberechtigte Jude hat den Deutschen heruntergebracht, sondern der in seinem Germanentum bereits heruntergebrachte und geschwächte Deutsche hat dem Juden hinaufgeholfen auf die gefährliche Schwindelhöhe; weit über das Niveau der anständigen und vernünftigen Gleichberechtigung hinaus hat er dem semitischen Streber- und Herrschsuchtsgeist die Leiter gehalten. Der Deutsche war in geistiger und ethischer Sonderart, in Rasse und Nationalitätsbewußtsein bereits faul, als die semitische Impfung mit Gleichheitslymphe begann nach dem Rezept des doktrinär verblödeten Liberalismus: „Jedem das Gleiche", statt nach dem Sinn der Natur und einer weisen Kulturpolitik: „Jedem das Seine und nach seiner eigenen Art." Die gelehrte und kirchliche Schulung der Deutschen, das höfische Beispiel und die Denkweise und Lebenspraxis der herrschenden Stände waren seit Jahrhunderten bereits in nationaler Dekadenz und in einer Verfassung, die das, was man heute Verjudung nennt, geradezu mit magnetischer Gewalt herbeiziehen mußte. Unser akademischer Pseudohumanismus, unsere Vergriechelung, Verrömelung und Verfranzöselung in den gelehrten und vornehmen Schulen, unsere staatlich vorgeschriebene Fütterung und Vollstopfung

der Volksjugend in den deutschen Elementarschulen mit jüdischen Bibelgeschichten, unsere ganze Versklavung des Geistes und Gemütes in der Lüge der „klassischen Bildung“ — alles das wirkte jahrhundertelang rassezerstörend, antideutsch. Und dazu dieser verfluchte deutsche Dusel-Idealismus, der uns immer von der eigenen Wirklichkeit weg in die Irre und Fremde trieb! Daß Deutsche schlankweg Deutsche sein sollen, daß das von Gottes und Rechts wegen ihre heilige Pflicht und Schuldigkeit ist auf Erden und sonst nichts, das war diesen Idealitäts-Narren viel zu wenig und viel zu gemein!

„Deutsche Phantasten“! Richtig, da haben wir's wieder. Mit dem Datum Oktober 1892 geht soeben von Berlin — natürlich von Berlin! — die Verkündigung in die Welt, daß es höchste Zeit und „geradezu modern“ sei, in Kunst und Dichtung „dem realen Leben und allen Wirklichkeitsinteressen den Rücken zu kehren,“ daß wir „in Deutschland einer äußerst heftig (!) andringenden Litteraturströmung entgegengehen, deren phantastischer Charakter überall klar zu Tage tritt; auch der phantastische Grundzug des Deutschen komme der neuen litterarischen Richtung entgegen“! Folgt ein Verzeichnis von jungdeutschen Autoren, „die der Phantastik immer näher zu kommen scheinen“ — 27 Mann hoch, darunter einige Frauen und Fräulein! Wenn das am grünen Holz geschieht, was soll am dürren werden? Eine andere Gruppe von Jungberlinern will ein „Fresko-Theater“ gründen und verspricht: „Nicht das mühselig käferhafte Hinaufklettern an den Einzelerscheinungen werden wir bieten, sondern den Genuß des Panoramas von der Gletscherspitze herab. Der Naturalismus ist unser Bergstock. Wo er in der Gletscher-Region des Leidenschaftföhns unbrauchbar wird, da greifen wir zur Eishacke souveräner Pathetik, und die pfiffigsten Murmeltiere sollen es schallen und krachen hören!“ u. s. w.

Ist in diesem Unsinns-Schwulst auch nur eine einzige Faser gesund deutschen Sinnens und Beginnens? Und wie all diese Sonderbündler in ästhetisierende Spitalbrüderschaften die Köpfe zusammstecken, wie Schafherden, wenn am Himmel ein Gewitter aufzieht, ist das nicht der helle Jammer? Und damit glauben diese Phantasten von der traurigen Gestalt noch der Welt zu imponieren!

Das Heil kommt nicht von den Juden, es kommt aber von diesem phantastischen Jung-Berlin obensowenig wie von dem offiziellen Alt-Berlin. Als es jüngst in der Kunstgenossenschaft von München sezessionistisch zu rumoren begann und eine Reihe begabter Maler nichts geringeres als einen Auszug aus der alten Isarstadt plante, da machte wohl Dresden Miene, die Flüchtigen gastlich zu empfangen, aber in Berlin, das so gut etwas von dem überschüssigen Saft der Kunststadt München zur Auffrischung und

Bereicherung seines verarmten Blutes brauchen könnte, rührte sich nicht der leiseste Hauch. Warum? Offenbar darum, weil das offizielle Alt-Berlin die starken, selbstbewußten Geister aus dem Süden als Zuwachs zu seinen eigenen Unzufriedenen fürchtet. Die großen gemeinsamen deutschen Kunstthaten, zu denen das offizielle Berlin vor einigen Jahren die schöpferischen nationalen Geister aufrief, um den ersten neuen deutschen Kaiser zu verherrlichen, was ist daraus geworden?

Man höre doch, wie der geniale Karl Stauffer-Bern in seinen Briefen über Berlin und München als Stätten künstlerischer Anregung und Wirksamkeit sich ausspricht!

Zwar als ein Siebzehnjähriger findet er, daß München „die langweiligste Gegend ist, die man sich denken kann: eben wie ein Topf, soweit Du sehen kannst, Matten und Tannenwälder." Doch von Berlin aus, wo er, „weil unter den Blinden der Einäugige König ist, halt einen solchen bedeutenden Erfolg gehabt", schreibt er: „Ich gebe es jetzt sehr nobel, soupiere immer für einen Thaler, und trotzdem sehne ich mich so zurück nach dem alten Kunstwinkel an der Isar, wo ich für 10 Pfennig Wurst und Käse zu Abend aß." „Wir haben in Deutschland lauter verschiedene Akademien, Kunststädte, die einander mehr oder weniger in den Haaren liegen, nichts gemeinsam großes schaffen, lauter Flickwerk, der einzige Ort, wo man was erzielt hat, ist München." „Ja, ein schneidiges Künstlerfest mit prachtvollen Kostümen und herrlicher Dekoration, wie wir sie in München gefeiert haben, wo man glaubte, wirklich in eine andere Welt versetzt zu sein! Aber hier in Berlin, wo der Geschmack noch eine so junge Pflanze, besonders der gute, wo auf Künstlerfesten die eine Hälfte im Frack herumläuft und die andere Hälfte in Kostümen aus den Maskengarderoben, da soll hingehen wer mag." — Und als er wieder einmal von München wegfährt, nimmt er „thränenreichen Abschied von der alten lieben Musenstadt". Im Juli 1887 schreibt er aus Berlin: „Man zieht mir eben den Speck durchs Maul, wegen einer Professur in München . . . . . ich kann mir nicht denken, daß die Münchner sich gefallen ließen, einen aus Berlin berufenen Menschen hinzubekommen . . . . wenn ich daran denke an die Möglichkeit, in der Nähe der Berge zu leben, nahe der Schweiz in einer billigen Stadt, in der ich die ersten großen Eindrücke, die für das Leben maßgebend blieben, erhalten habe, dann zieht es mir wie Frühling durch die Glieder . . . . . Sieben Jahre bin ich in dieser Stadt (Berlin), wo es die schlechtesten Maler und die besten Soldaten giebt." Fünf Monate später erzählt er: „München, welche Fülle von Erinnerungen, und lauter fröhliche, tauchen mit einem Male auf . . . . . es ist mir immer die teuerste Stadt, aber ich passe nicht mehr hin . . . . . Kommt man in eine Kneipe,

so sitzen an einem Tisch die, welche den ‚Realismus' auf ihre Fahne gemalt haben, am andern Tisch sitzen nur die, welche Sachen aus dem dreißigjährigen Kriege verfertigen, an einem dritten Tisch die, welche nur glückliche Liebespaare oder Mutterglücke malen, an einem vierten Tisch die, welche Salonscenen darstellen u. s. w., und alle beachselzucken sich gegenseitig oder hassen sich gar. Daneben giebt es natürlich Ausnahmen."

Jawohl, die giebt es, diese fröhlichen, tapferen Ausnahmen und auf ihnen beruht die Zukunft dieser herrlich eigenartigen und trotz Juden und Judengenossen und Gästen aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist, sich selbst so treuen Stadt. „Die Stadt des Bieres!" höhnen zuweilen die Zugereisten aus den Schnaps- und Fuselländern. Gewiß, die Stadt des Bieres. Alles riecht hier nach gesundem Bier, nach Malz und Hopfen, aber auch nach Hochland, Urgebirg, Freiluft und wildschäumendem Wasser und strotzt trotz aller modernen Verfeinerung und Bereicherung von bajuvarischer Kraft und Gesundheit. Und unser Bier-Verstand macht mit unserm Bier-Versandt die Eroberungsreise um die Welt. Und darüber schwebt der Geist einer kraftvoll nationalen Kunst, soviel Protzentum, Cliquentum, Heuchelei, Kritikkleriset sich darin breitmachen möchte. Wir haben zwar keinen Berliner Witz, aber wir versorgen die Menschheit mit dem viel wertvolleren fliegenden Blätter-Humor. Wir grinsen nicht, wir lachen aus voller Kehle und frischer Brust, ergo sind wir gesund und wünschen uns langes Leben. Ja, München, die oberdeutsche Großstadt — und doch das große, dicke, gemütliche Dorf der Kunstbauern, trotz der hie und da aufwimmelnden Kunstgigerln nach der modernsten internationalen Schneidermode. Die bajuvarischen Kunstbauern bleiben die Sieger. Alles ist bäuerisch bei uns, sogar unsere höchsten Aristokraten, selbst wenn sie französisch parlieren, sogar unsere Bürgermeister in Cylinderpose, sogar unsere geriebensten Pfaffen und Zeitungsschreiber.

Zwar, damit wir nicht allzulustig und übermütig werden, hat uns der Himmel mancherlei Heimsuchung geschickt. Auch hat sich allerlei Ungeziefer in unseren Hochwald hineingefressen. Aber noch stehen Buchen an Buchen, Tannen an Tannen, Eichen an Eichen, denen der Sturm und das Ungeziefer und die Mistel nichts anhaben kann. Abzuwehren ist nur eine große Gefahr, die ich bereits oben in dem tragischen Spruch angedeutet: Der Deutsche ist des Deutschen schlimmster Feind. Wer es fassen kann, der fasse es, und wer da steht, der sehe wohl zu, daß er nicht falle. So hat der Geist der Menschheit es geordnet, daß nicht das ganze Volk verrotte und entarte. Dazu hilft uns auch der nicht entjudete Jude, durch die zwingende Kraft seines Beispiels, was eine Rasse vermag, wenn sie durch den Wechsel der Jahrtausende sich selbst treu geblieben im Guten und Schlimmen. Das

erachte ich für die hohe Mission und Zukunft der Juden: nach den Zeiten der Zersetzung und Verderbnis die Nationen wieder zur Wiedergeburt zu zwingen im Glauben an die Heiligkeit des Blutes. Jedem das Seine in allen Stücken, Gerechtigkeit für Alle. Herr im eigenen Hause wird nur das Volk sein, das seiner eigenen Seele in Reinheit gewiß. —

Das Ur- und Grundrecht des Menschen.

Von Wilhelm Emanuel Backhaus.

(Bremen.)

Die gewaltige soziale Bewegung des gegenwärtigen Zeitalters hat allen politisch-ökonomischen Wahngebilden und Irrlehren die Seele genommen, und alle Scheinmittel zu einer Reform der staatlichen Gesellschaft in das große Museum der Weltgeschichte verwiesen. Ihre Denker und Führer sind durchdrungen von der Erkenntnis, daß ein wirkliches Menschen- und Freiheitsrecht kein abstrakter Begriff, nichts ausschließlich Ideales, auch nicht ein im Weltraum schwebendes unerreichbares und mit den Naturgesetzen unvereinbares Ding ist und sein kann, sondern notwendig eine Potenz sein muß, welche mit der Wirklichkeit der Dinge innig verbunden ist, und deren freies Walten geradezu die Lebensbedingung für die Existenz und Fortentwickelung ebensowohl des einzelmenschlichen, wie des menschheitlichen Daseins ist. Freiheit und Recht müssen sich dergestalt einheitlich durchdringen, daß die Freiheit sich als eine Notwendigkeit für das Recht, und das Recht sich als eine Notwendigkeit für die Freiheit erweist. Denn wir sind nicht frei, wenn ein jeder thun und lassen kann, was er will, sondern wenn ein jeder das will und thut, was zu seinem und seiner Mitmenschen Wohlergehen ersprießlich ist, und zu diesem Endzwecke niemand an dem Gebrauch und der Entwickelung seiner geistigen, sittlichen und körperlichen Kräfte gehindert wird.

Das wahre Recht muß daher einerseits tief in dem Wesen des Menschen gegründet sein, und andererseits muß es, da der Mensch ein Wesen der Natur ist, auf die Natur und ihr heiliges Gesetz sich gründen. Des Menschen Recht auf sein Dasein, seine Freiheit, auf die Bethätigung und Entwickelung seiner Vernunft und der durch sie bedingten Kräfte, sowie auf sein gesamtes Wohlergehen innerhalb der Schranken der Natur und derjenigen Rücksichten, welche der eine dem andern zur Erreichung dieser Zwecke schuldig ist, —

dieses Recht ist eben das Recht seiner Natur, sein Ur- und Grundrecht. Gleichwie Kraft und Stoff, das Ideale und das Reale einheitlich verbunden sind, und sie sich mithin nur in dieser ihrer Wesenseinheit manifestieren können: also ist auch des Menschen Recht auf das Recht der Natur gegründet und beide sind so innig mit einander verwachsen, daß ein wirkliches Menschenrecht undenkbar sein würde, welches nicht die Wurzeln seines Lebens und seiner Kraft in dem Rechte und dem Gesetze der Natur fände. Der Geist der Natur durchdringt alle Dinge, ist in jedem organischen Wesen lebendig, lebt und webt und offenbart sich also auch im Geiste des Menschen. Wir Menschen sind und leben daher ebensowohl im Allgeiste, wie der Allgeist in uns ist und lebt: wir sind von Gott-Natur das, was wir sind, und als göttliche Naturwesen haben wir vom Weltgeiste unser Recht empfangen; es ist uns von ihm eingepflanzt; woraus folgt, daß das wahre menschliche Recht das wahre göttliche Recht sein muß.

Das Ur- und Grundrecht des Menschen gründet sich mithin auf sein Daseinsrecht als Naturwesen; und insofern es sich bethätigt, also als Kraft sich manifestiert, ist diese Kraft ein wirkender Teil der Kraft, die „alles wirkt und alles schafft", welcher, wie jeder Einzelkraft im Weltganzen, der unwiderstehliche Drang innewohnt, sich geltend zu machen. Der Erdgeist ist es, welcher die Worte spricht:

In Lebensfluten, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!

Um so weniger die Kraft im Menschen gebunden ist, um so ursprünglicher sie sich entwickelt und um so sicherer und naturgemäßer die Grundlage ist, auf welcher diese Entwickelung und Geltendmachung vor sich geht, desto mehr kommt das Recht des Menschen zu seinem Rechte und desto vorzüglicher wird der Mensch befähigt sein, Zweck und Ziel seines Lebens zu erreichen.

Gleichwie nun der Mensch ein Produkt der Erde, „von Erde genommen", und seine ganze Kraft, sein Sein und Werden, mit ihr auf immer und ewig verknüpft ist, so muß auch das wahre, unverfälschte Menschenrecht ein Recht sein, dessen Lebenswurzeln in der Erde, im Besitz der Erde, seiner einzigen Heimat, sowie in der Benutzung und Nutznießung aller, das Leben der Erde und ihrer Erzeugnisse bedingenden Kräfte der Natur, dieses einzig echten Gartens Eden, gegründet sind. Ohne die Ausübung dieses wirklichen Ur- und Grundrechtes wäre des Menschen Dasein einfach unmöglich, und könnte sein Naturrecht keine Erfüllung finden, keine Realität haben. In gleicher Weise muß des Menschen ursprüngliches Recht aber auch auf das Gesetz der Entwickelung gegründet sein. Es keimt und erwächst auf

dem tiefsten Grunde seiner Seele und heischt mit ihr nicht nur Dasein und Erhaltung des Daseins, sondern auch Entwickelung aller seiner Kräfte, stetige Vervollkommnung des ganzen Menschen. Auch in dieser Beziehung ist es unzertrennlich von der menschlichen Natur, ist Grundbedingung der geistigen und leiblichen Gesundheit und Wohlfahrt jedes einzelnen Menschen.

Nur derjenige Staat kann mithin ein Kulturstaat genannt werden, welcher durch seine Gesetze und Einrichtungen alle seine Bürger, keinen einzigen ausgenommen, in den Stand setzt, von ihrem Grundrecht in beiderlei Hinsicht Gebrauch zu machen. Wenn jeder einzelne Mensch sein Ur- und Grundrecht gesichert weiß und er in der Lage ist, die Lebensbedingungen seines physischen Daseins erleichtern zu können; wenn er die Bürgschaft in sich trägt, alles das durch Arbeit in genügendem Maße erwerben zu können, dessen er zu seinem Wohlbefinden benötigt ist; wenn er ferner sich durch niemand und nichts gehindert sieht, seine Kraft und alle seine Fähigkeiten voll entfalten und verwerten zu können: so wird das große Problem unseres Jahrhunderts gelöst und ein Zustand innerhalb der menschlichen Gesellschaft hergestellt worden sein, welchen die Staatsphilosophen mit dem Heilsworte „Glückseligkeit" bezeichnen.

Man kann demnach sagen, daß es zwei Grundrechte des Menschen giebt. Das eine innenmenschliche dieser Rechte ist wirklich, wie schon unsere klassischen Dichter sangen, mit jedem Menschen geboren, ist wirklich unveräußerlich, weil es untrennbar mit seinem ganzen Ich verbunden, sein Atem und seine Seele ist. Das andere außenmenschliche Recht ist zwar nicht mit dem Menschen geboren, aber es ist für den Menschen, gleichwie für alle irdischen Wesen, geschaffen und fest gegründet in der Mutter Erde, und bildet mit den übrigen Heilsstoffen und Heilskräften des Weltganzen die elementare und unentbehrliche Grundlage seiner Existenz, sowie die unerläßliche Voraussetzung der Geltendmachung jenes dem Menschen eingeborenen Rechts. Jenes ist das Recht des Menschen auf den freien Gebrauch seiner Vernunft und aller seiner geistigen Kräfte, sowie auf die gesicherte und ungehinderte Entwickelung seiner ganzen Persönlichkeit; dieses ist das unbedingte Recht des Menschen auf den Mitbesitz und Mitgenuß aller ihm unentbehrlichen natürlichen Güter. Das eine dieser Grundrechte besteht also darin, daß ein jeglicher in der Lage sei, sein Ich bis zur höchstmöglichen Vervollkommnung auszugestalten, und zwar ein jeder sowohl für sich, als auch für seine Mitmenschen; das andere besteht darin, daß allen Gliedern eines Staatswesens die Teilnahme an der Benutzung und Nutznießung der heimatlichen Erde, als des Ur- und einzigen Quells aller Güter,

ermöglicht werde. Diese beiden Grundrechte gehören zusammen wie Geist und Materie, wie Seele und Leib, wie Licht und Wärme, wie Wirkung und Ursache, wie Gesetzeserfüllung und Gesetz. Ist jeder einzelne Mensch befähigt, von diesen seinen Ur- und Grundrechten den ausgiebigsten Gebrauch zu machen, so ist jeder einzelne Mensch auch in der Lage, seinen Teil von geistiger und physischer Wohlfahrt als Glied eines Volksganzen vollauf zu genießen; und weil sämtliche Glieder einer Volksgemeinschaft eben den Staat ausmachen, so ist ein aus solchen Gliedern bestehender Staat als ein glückseliger Staat zu bezeichnen.

Im tiefsten Grunde genommen, hat der Mensch eigentlich nur ein einziges Ur- und Grundrecht, nämlich das Recht, Persönlichkeit zu sein und als Persönlichkeit sich zu manifestieren. Denn die ungehinderte Ausübung dieses Rechts seitens eines Individuums setzt das Recht, da zu sein, vernünftigerweise voraus, weil sie nicht geschehen könnte, wenn es sich nicht im vollen Besitze derjenigen Mittel befände, welche zur Geltendmachung jenes Rechts unbedingt erforderlich sind. Der Mensch kann sich mithin nur dann als freie Persönlichkeit bezeugen, wenn er Anteil hat an den natürlichen Gütern, sämtliche Produktionsmittel ihm, je nach seinem Bedürfnis, zugänglich sind und die staatliche Rechts- und Werkordnung diejenige Beschaffenheit hat, welche der Entfaltung der Persönlichkeit am förderlichsten ist. Nur als eigenartige Persönlichkeit kann der Mensch ein — Mensch sein; denn nur als geistige Persönlichkeit ist er im Stande, die Erde zu beherrschen und Herr zu sein über die Sache; und daß jeder einzelne Mensch ein solcher Herr sei, je nach dem Maße sowohl seiner Kraft, wie seines Bedürfens, ist einfach eine Forderung seiner Natur. Dieses Recht des Menschen auf die Freiheit und Wertbezeugung seiner Persönlichkeit beschränken und verkümmern, oder gar Mittel in Anwendung bringen, es zu unterdrücken, heißt: das universale Entwickelungsgesetz, das ununterbrochene Werden in allem Sein, die Erneuerung der Erde, das Leben des Weltalls verleugnen; heißt: die heilige Quelle verunreinigen und verstopfen, aus welcher alle Erkenntnis fließt, all unser Denken und Empfinden, all unser Wissen, unser Wollen und Können kommt; heißt: das innerste Heiligtum des Menschen schänden, den Grund entweihen, auf welchem das Edle, das Erhabene und das Schöne erblüht; heißt: die göttliche Kraft im Menschen brach legen und sie nicht erkennen wollen, weder in der uns umgebenden Natur, noch überall im Weltganzen. Kann aber kein vernünftiger Mensch dieses Grund- und Primärrecht, seinem Sinne und seiner Bedeutung nach, in Frage stellen, und ist es Frevelmut und Auflehnung gegen die Weltordnung, in bewußter Absicht irgend etwas, der Ausübung dieses Rechts nachteiliges zu unternehmen: so muß auch zugestanden werden, daß der

Staat nicht nur kein Recht hatte, sondern sogar eine ungeheuere Thorheit beging, als er es für ersprießlich fand, der überwiegenden Mehrheit seiner Glieder die Mittel zur Ausübung dieses Rechts zu entziehen, oder zu verweigern, oder zuzulassen, daß eine kleine Minderheit sich erdreisten durfte, dies zu thun!

Conrad Ferdinand Meyer.

Von S. Sänger.

(Berlin.)

Conrad Ferdinand Meyer steht jetzt im siebenundsechzigsten Jahre seines Lebens. Das große Kriegsjahr sah seine erste Veröffentlichung, ein Bändchen „Romanzen und Bilder", das bei Haessel in Leipzig erschien. Es folgten im nächsten Jahre „Huttens letzte Tage" und fanden, wie der Dichter sagt, ein Publikum. Seitdem gehört Meyer der Litteratur an.

In langsamer Folge erschienen sodann seine übrigen Werke. Nicht zahlreich und auch nicht umfangreich, brachten sie doch ihrem Urheber den Namen eines echten, wahren Dichters ein. Aber es fehlte viel, daß sein Name und seine Werke weit über den Kreis derer, welchen der Beruf die Beschäftigung mit der Litteratur zur Pflicht macht, gedrungen wäre; auch kann man nicht sagen, daß, trotz mancher eingehenden und verständnisvollen Würdigung seiner Schöpfungen, trotz bewundernder Anerkennung seiner Bedeutung, ihm in der Person eines großen Kritikers ein Wecker erstanden wäre, wie ihn etwa Heyse oder Storm oder Keller oder Auerbach gefunden haben. Und hier gerade hätte die Kritik die so dankbare Aufgabe zu erfüllen: wie einerseits den richtungsbedürftigen Geschmack des Publikums, das in ästhetischer Hinsicht nie aufhören wird, seine nature moutonnière zu verleugnen, durch begründenden Hinweis auf einen großen Dichter zu läutern, so andererseits durch Vertiefung in die Eigenart seiner Dichtungen ihre Grundlage, die ästhetische Theorie, erfahrungsmäßig zu erweitern.

I.

Ein Band Gedichte, in dem die meisten Balladen und Romanzen sich ungeschmolzen wiederfinden, das Idyll „Engelberg“ und „Huttens letzte Tage“ sind alles, was der Dichter in gebundener Rede geschrieben oder wenigstens bisher bekannt gegeben hat. Alle drei Werke, vornehmlich das erste und das dritte, hatten neben einem echten litterarischen Erfolg auch einen buchhändlerischen. Doch beruht Meyers litterarischer Ruhm zum wenigsten auf ihnen, und die Erklärung dafür liegt nahe. Denn abgesehen davon, daß Meyers großes episches Talent in ihnen nicht am vollsten und mächtigsten zum Ausdruck kommt, hat die Prosa als künstlerisches Darstellungsmittel die gebundene Rede so gut wie aus dem Felde geschlagen. Zweifelten Dichter und Theoretiker der klassischen Zeit noch daran, ob der Roman und die Prosa-Erzählung reine Kunstwerke sein könnten, weil der Mangel der poetischen Form die der Epopöe angemessene Grundstimmung nicht aufkommen lasse, den „Zustand der allgemeinen Beschauung“, wie Humboldt ihn nennt, aus dem sie geboren werde, so hat die Erfahrung eines ganzen Jahrhunderts ihre Zweifel gehoben. Übrigens darf man vielleicht in diesem Wandel der Darstellungsweisen eher einen Gewinn als einen Nachteil, eher einen tieferen Einblick in das Wesen der Kunst als eine Laune des Geschmacks erblicken, denn wenn die äußeren Mittel der künstlerischen Arbeit, ihre Erscheinungsformen, einzeln genommen, sich von denen der natürlichen Wirklichkeit nicht entfernen, wenn sie, wie die Wörter in ihrer Verknüpfung zur Prosa, wegen der ungeheuren Häufigkeit ihres unkünstlerischen Gebrauchs die ästhetische Stimmung eher verscheuchen als sie erzeugen, so muß die künstlerische Wirkung einem bloß inneren Moment, der Zweckthätigkeit der Phantasie, zu danken sein, einem Moment, das stark genug ist, die mit jenen Mitteln gewohnheitsmäßig associierten Stimmungen zu verdrängen.

Doch wenden wir uns Meyers Gedichten zu. Bummelliedern und der „Kopflyrik“ begegnet man in ihnen ebenso wenig wie dem minneseligen Reimgedudel, das, zu Mären und Aventiuren verarbeitet, jungen Damen eine „anständige“ Lektüre bietet. Aber auch von der echten und eigentlichen Stimmungslyrik, der Lyrik im engsten Sinne, von dem anakreontischen und dem Lied im Volkston, wie deren manches auch nach Goethe noch gelang, findet sich nicht viel in ihnen. Meyers Phantasie ist zu umfassend, zu sehr runden und ganzen Bildern zustrebend, um rasch im beweglichen Spiel den zarten Liederseelen Körper zu geben, welche die flüchtige Gunst der Stunde zuführt; die in ihm vorherrschende Stimmung zu tief beschaulich, um wenig nachhaltigen, aber desto intensiveren Augenblicksempfindungen

Raum zu geben. Darum ist ein Lied von leichterem Pulsschlag und heiterem Geblüt, wie das folgende, eine Seltenheit.

In diesen Liedern suche du
Nach keinem ernsten Ziel!
Ein wenig Schmerz, ein wenig Lust
Und alles war ein Spiel.

Besonders forsche nicht danach,
Welch Antlitz mir gefiel,
Wohl leuchten Augen viele d'rin,
Doch alles war ein Spiel.

Und ob verstohlen auf ein Blatt
Auch eine Thräne fiel,
Getrocknet ist die Thräne längst
Und alles war ein Spiel.

Nicht fremd dagegen ist ihm die klingende, vollsaftige Rhetorik des Schillerschen Pathos, wie bei diesem verbunden mit großer epigrammatischer Kürze und Sachlichkeit des Ausdrucks:

Ein ärmlich düster brennend Fackelpaar, das Sturm
Und Regen jeden Augenblick zu löschen droht.
Ein flatternd Bahrtuch. Ein gemeiner Tannensarg
Mit keinem Kranz, dem kargsten nicht, und kein Geleit!
Als brächte eilig einen Frevel man zu Grab.
Die Träger hasteten. Ein Unbekannter nur,
Von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht,
Schritt dieser Bahre nach. Der Menschheit Genius war's.

(Schillers Bestattung.)

Voller aber und ergiebiger entfaltet sich Meyers poetische Kraft, wo das Anschauliche des Bildes sich mit dem Ahnungsvollen der Stimmung vereinigt, wo das Gemüt die Formen beseelt, welche die Phantasie schafft, wo die Klarheit der Situation sich mit der Zartheit und Keuschheit der Empfindung paart, die, mehr angedeutet als ausgeführt, eher anregt als erschöpft. Selbst die gedankenvolle Reflexion mit ihren übersinnlichen Beziehungen wird versinnlicht, und dadurch wird die Kälte des Begriffs überwunden. So in dem Gedicht „das Heute":

Das Heut ist einem jungen Weibe gleich.
Schlag Mitternacht wird ihm die Wange bleich.
Es schaudert. Einen vollen Becher fasst
Es gierig noch und schlürft in toller Hast.
Der üpp'ge Mund, indem er lechzt und trinkt,
Entfärbt sich und verwelkt. Der Becher sinkt.
Langsam zieht es den Kranz sich aus dem Haar.
Das Haar ergraut, das eben braun noch war.
Tief runzelt sich das schöne schuld'ge Haupt.
Zusammenbricht das Knie, der Kraft beraubt.
Die Horen kleiden dicht in Schleier ein
Und führen weg ein greises Mütterlein.

Es wäre leicht, Gedichte ausfindig zu machen, die im Schematismus landläufiger Allgemeinheiten unter die Köpfe: Liebe und Leben, Zeit und

Ewigkeit, Gegenwart und Vergangenheit, Natur und Geſchichte, Glauben und Wiſſen u. ſ. w. eingereiht werden könnten; aber wie derlei Abſtraktionen das Weſen der Kunſt nicht treffen, wenn man es darin erblicken wollte, ſo würde man dadurch auch die Kunſt Meyers, die Kunſt konkreter Geſtaltung, uncharakteriſiert laſſen. Denn in Meyers Weſen drängt alles zur epiſchen Geſtaltung des „ungeheueren Weltſtoffes", wie er in einem Briefe ſagt, weiſt alles auf die Ballade als die ihm adäquateſte dichteriſche Form. Die knappe Sachlichkeit des Ausdrucks, die an der zu verarbeitenden Materie alles fortläßt, was nicht charakteriſiert, die nach dem Prinzip dramatiſcher Steigerung bewirkte Anordnung ſeiner Einzelheiten, welche in den Verlauf der Handlung beſchleunigte Bewegung, in unſere Teilnahme ſtetig anwachſende Spannung bringt, ſowie ähnliche Eigenſchaften, welche die Meyerſchen Balladen auszeichnen, berechtigen den Ausſpruch Reitlers, Meyer ſei der Tacitus der Ballade. Mit keinem Wort drängt ſich der Künſtler zwiſchen den Leſer und das Darzuſtellende, es kommentierend und des Leſers Gefühl in eine beſtimmte Richtung drängend; er läßt einfach die Thatſachen ſprechen, iſt wirklich objektiv. Direkt ſpricht ſeine Perſönlichkeit als ſolche nur aus der Wahl des Themas, und dieſe iſt bezeichnend genug. Keine ſinnlich-überſinnliche Welt, wie ſie die altengliſche Ballade, wie ſie ein Bürger in lebhafteſter, ja beängſtigender Sinnfälligkeit uns vor das Auge ſtellt; nicht das ſchlotternde Gebein der Toten, nicht Geiſterſchritt und Hexenritt bereiten uns in Meyers Balladen einen qualvoll erhabenen Genuß; vielmehr ſind es die Helden der That, des Glaubens, der Kunſt, die ſeine Balladen und Romanzen, wie ſeine Proſadichtungen, zur neuer Wirklichkeit und Wirkſamkeit erwecken. Uhlandſche Weichheit erſetzen ſie durch einen herben, männlich ernſten Ton, welcher die Teilnahme ſteigert, indem er ſie nicht herausfordert. „Das Lied der Parzen", „Der Ritt in den Tod", „Das Geiſterroß", „Der Gaukler", „Der Pilger und die Sarazenin", „Die Söhne Harons", „Kaiſer Friedrich der Zweite", „Der Mars von Florenz", „Mit zwei Worten" und viele andere bereichern wirklich die Litteratur. Leider iſt es unmöglich, in flüchtiger Skizze den Verſuch einer kritiſch-vergleichenden Analyſe derſelben zu wagen, ohne die Gedichte anzuführen. Doch darf ein von köſtlichem Humor belebtes Gedicht, „Alte Schweizer" betitelt, ſelbſt der flüchtigſten Skizze nicht fehlen. Es behandelt die Palaſtrevolte der Schweizer wegen des ihnen aus Sparſamkeitsgründen vorenthaltenen Geſchenks anläßlich der Thronbeſteigung Leos XIII.

Sie kommen mit dröhnenden Schritten entlang
Den von Raphaels Fresken verherrlichten Gang,
In der puffigen alten geſchichtlichen Tracht,
Als riefe das Horn ſie zu Murtener Schlacht:

„Herr Heiliger Vater, der Gläubigen Hort,
So kann es nicht geh'n und so geht es nicht fort!
Du sparst an den Kohlen, Du knickerst am Licht —
An Deinen Helvetiern knaus're Du nicht!

Wenn den Himmel ein Heiliger Vater gewann,
Ergiebt es elf Thaler für jeglichen Mann!
So galt's und so gilt's von Geschlecht zu Geschlecht,
Wir pochen auf unser historisches Recht!

Herr Heiliger Vater, Du weißt, wer wir sind!
Bescheidene Leute von Ahne zu Kind!
Doch werden wir an den Moneten gekürzt,
Wir kommen wie brüllende Löwen gestürzt!

Herr Heiliger Vater, die Thaler heraus!
Sonst räumen wir Kisten und Kasten im Haus —
Potz Donner und Hagel und höllischer Pfuhl!
Wir versteigern Dir den apostolischen Stuhl!"

Der Heilige Vater bekreuzt sich entsetzt
Und zaudert und langt in die Tasche zuletzt —
Da werden die Löwen zu Lämmern im Nu:
„Herr Heiliger Vater, jetzt segne uns Du!" —

„Huttens letzte Tage", Meyers größte Dichtung in gebundener Rede, erschien 1871 und erlebte bisher sieben Auflagen. Hören wir über ihre Entstehung den Dichter selbst: „1870 war für mich das kritische Jahr. Der große Krieg, der bei uns in der Schweiz die Gemüter zwiespältig aufgeregt, entschied auch einen Krieg in meiner Seele. Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig ergriffen, that ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlasse das französische Wesen ab und innerlich genötigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich „Huttens letzte Tage". Ein zweites Moment dieser Dichtung war meine Vereinsamung in der eigenen Heimat. Die Insel Ufenau lag mir sehr nahe und ebenso nahe lag es meinem Gemüte, den dort einsam gestorbenen Hutten als meinen Helden zu wählen." Meyers warme Sympathien für Deutschland, die bei einem Dichter in deutscher Sprache natürlich sind, treten besonders in den schönen Versen hervor, von denen nur die vier letzten in der neuen Bearbeitung des Gedichts ihren Platz haben:

Heimat, aus der ich, hart verfehmt, entwich,
Mit laut erhob'ner Stimme segn' ich dich!
Ich segne dich, du schroffe deutsche Stirn,
Die du nach Licht verlangst, wie dort die Firn!
Du Geisterheimat, mein germanisch Land,
Ich segne dich mit kampfesmüder Hand!

Dein Wesen bleibe lauter, tief und klar,
Wie dieses Alpenwasser immerdar!
Vergiß nicht, Deutschland, wer dem Hutten bot
Die letzte Freistatt und das letzte Brot!
Ich bin zu arm zu einem Gastgeschenk,
So bleibe meiner Schuld du eingedenk!

Hutten als Gegenstand einer größeren epischen Dichtung ist kein eigentlich dankbarer Stoff. Zwar nicht darum, weil, wie der Verfasser einer Studie über Meyer, A. Reitler, meint, die Wechselfälle von Huttens ereignisreichem Leben keine *unmittelbaren* Folgen einer inneren Entwicklung sind, sondern „äußere Schicksalsschläge, die nicht die Sühne einer tragischen Schuld sind". Von äußeren Schicksalsschlägen ist *kein* Leben frei: sie begleiten und durchkreuzen mit ihrem zweckfremden Wesen als „Zufälle" die Regungen unseres Willens, der durch Zweckvorstellungen motiviert wird, und machen, als *glückliche* oder *unglückliche*, das in unserem Leben aus, was weder zu unserem inneren Wesen, noch zu unserer ethischen Bewertung in notwendiger Beziehung steht. Ein Leben *ohne* eine ununterbrochene Kette dieser Zufälle ist somit unmöglich, denn sie bilden die äußeren Bedingungen für die Bethätigung unseres Willens, der auf sie reagiert und Handlungen auslöst. Das ist der typische psychologische Vorgang. Durch die stetig sich gleich bleibende Beschaffenheit der Reaktionen des *individuellen* Willens, durch die stetige Richtung seiner Handlungen kommt das zustande, was man Charakter nennt. Jeder sogenannte Zufall hat darum *die* notwendige Beziehung zum Willen, daß er ihn zwingt, sich — als Charakter — zu offenbaren. Mit Hutten verhält es sich in dieser Hinsicht genau so wie mit jedem andern Menschen. Über das Buch der Vergangenheit, den zweiten Abschnitt des Werkes, wo jedes „äußere" Ereignis in seiner *Wirkung* auf Huttens inneres Wesen, als *Erlebnis* aufgezeigt wird, bis daß der Würfel gefallen und Hutten — Hutten ist: über dieses Buch könnte man das Schopenhauersche „operari sequitur esse" als Motto setzen, denn seine hohe künstlerische Bedeutung gründet sich auf die psychologische Wahrheit.

Anders aber verhält es sich mit der Art von Zufällen, die in unser Leben eingreifen, unseren Willen *bilden*. Sind sie von der Art jener, welche man, einzeln oder zusammengenommen, als gewaltiges Unglück zu bezeichnen pflegt, so nennt man das Leben, in das sie fallen, ein tragisches und den Menschen, der ihnen nicht oder nicht leicht erliegt, einen Helden. Und Hutten war ein Held, von denen, die sich den Fortschritt über Verderbtheit, Beschränktheit und Vorurteile hinaus ihr Lebensglück kosten ließen. Somit kann die Schwierigkeit für einen Dichter, welcher seine Kunst an einem solchen Helden versuchen will, nicht aus jenen „äußeren Schicksals-

schlägen" herrühren, die seinen Lebensweg durchkreuzen; denn daß er sie, und die Art, wie er sie zu Zwecken gestaltet, schaffen sein Heldentum. Die Schwierigkeit liegt vielmehr darin, daß Klio selbst das Amt ihrer Schwester Kalliope übernimmt, daß die Geschichte, selbst in ihrer schmucklosen Erzählung eines Lebens wie des Huttens, zum Epos, zum Drama wird. Daher reden die Thatsachen, von denen David Strauß' herrliches Buch über Hutten berichtet, eine so beredte Sprache, daß die Gewalt ihrer Wirkung schon darum nicht leicht von der durch künstlerische Mittel bezweckten erreicht werden kann, weil die Kunst auf die directe Darstellung eines durchweg so bewegten Lebens aus begreiflichen Gründen verzichten muß; beschränkt sie sich hingegen auf diejenige einzelner Episoden desselben, so läuft sie, seien sie noch so bedeutsam und ihre künstlerische Formung noch so wirkungsvoll, Gefahr, den lückenlosen Zusammenhang sämtlicher Lebensakte Huttens willkürlich zu zerstören, oder kann, wenn sie durch ein indirektes Verfahren, durch Rekapitulation alles Früheren und alles Späteren, ihn herstellen will, die frische Anschaulichkeit der einfach chronologisch verfahrenden Geschichtschreibung schwerlich erreichen. Diese große Schwierigkeit nun, welche Hutten der epischen Behandlung bietet, überwindet Meyer durch einen ausgezeichneten Kunstgriff. Huttens letzte Tage, sein Aufenthalt auf der Insel Ufenau im Züricher See, bilden seinen Vorwurf. Der nimmermüde Kämpe für Recht und Wahrheit, verfehmt und gehetzt, wie er ist, und einer aufgezwungenen Ruhe in der Einsamkeit genießend, ist gewiß ein rührendes Bild. Aber nur ein Bild, und damit kämen wir über ein Idyll oder ein Mosaik von Nachtgedanken oder Klageoden nicht hinaus, denn ein Epos braucht Bewegung, braucht Handlung. Da jedoch Hutten die Ruhe nicht als Wohlthat, sondern als Zwang, als Hemmung seines angeborenen Wesens empfindet, das sich lieber in rastlosem Streben und Handeln aufreibt, als in Unthätigkeit gedeiht, so wird ihm die Ruhe zur Beunruhigung. In dieser beunruhigenden Ruhe greift er, zur Beruhigung, nach allem, was ihn die Schranken der Einsamkeit kann vergessen machen; er horcht gespannt auf den dünnen Klang des jenseitigen Kapellenglöckleins und den leisen Ruderakt der vorübergleitenden Schiffe, ob sie ihm nicht Kunde geben können von der Welt da draußen, dem glücklich unglücklichen Schauplatz seiner Kämpfe; und wenn alles ringsum schweigt und die Sinne ihm nichts verkünden, dann wühlt er die durchlebte, durchgerungene Vergangenheit wieder auf, und, durch die intensive Kraft der Erinnerung sie zur Gegenwart machend, kämpft er seine Kämpfe und lebt er die längst verflossenen Freuden und Leiden von neuem. So wird das Idyll zum Epos, ohne daß es aufhört, Idyll zu sein; denn natürlich giebt die Gegenwart den Einsamen nicht ganz aus ihren Händen, sondern bemächtigt sich seiner mit den Gedanken, die sie

anregt, und den Stimmungen, die sie erzeugt. Man dürfte darum „Huttens letzte Tage“ nicht unpassend mit Scherr ein heroisches Idyll nennen.

Der erste Abschnitt der Dichtung, „Die Ufenau“, macht uns mit dem Jetzt, der Insel, deren enger Bezirk von nun an dem Verbannten die Welt sein soll, seinem Hausrat, seinen Hausgenossen vertraut. In dem folgenden Abschnitt, dem „Buch der Vergangenheit“, schwelgt er im Gestern, um dem leidigen Heute sich zu entrücken, und die Erlebnisse aus guten und schlechten Tagen ergreifen seinen Geist und sein Gemüt. Er denkt und fühlt den ganzen Inhalt der großen Zeit, soweit sie in hervorragenden Personen und Ereignissen sich offenbart und soweit er, wirklich oder ideell, mit ihnen in Beziehung gestanden hat. Es ist wie ein Hauch aus jenen Tagen, der uns aus den Versen entgegenweht:

„Herr Kopernik beweist mit bünd'gem Schluß,
Daß — staunet — unsre Erde wandern muß!
Wißt, um die Fürstin Sonne kreisen wir
Und glaubten dienend uns umkreist von ihr!
Ihr meint, wir sitzen ruhig hier? Erlaubt
Wir schweben, wie von Adlerkraft geraubt!
Ein Kreis von Pilgern ist's, der uns umringt,
Von denen jeder sanft den andern zwingt,
Und unser Sternlein ist in dieser Schar
Wohl einer der geringsten Pilger gar.
Wir nahmen Welt und Himmel uns zum Raub,
Wir wähnten uns das All und sind ein Staub.
Doch besser als ein König und allein
Ist Bürger eines großen Reichs zu sein.
Mit höhern Welten bringt uns unser Gang
In einen leuchtenden Zusammenhang!“

Nie wohl ist die gewaltige Aussicht auf ein neues Wissen und ein neues Leben mit demütigerer, echt religiöser Bescheidenheit in dichterischem Bilde verklärt worden! In ähnlich vollendeten Bildern wird der gewaltigen Männer gedacht, welche das neue Denken und das neue Empfinden schufen, der Luther und Zwingli, der Sickingen und Fundsberg, der Erasmus und Paracelsus, der Dante und Ariost; aber auch der Rückschrittsmächte, welche sich in feindlichen Ringen ihnen entgegenstellten, vor allem des Pfaffentums, Roms, der „cloaca maxima“, des Weibes, „das mit sich handeln ließ — das man die allgemeine Kirche hieß“. Jedes Wort charakterisiert sowohl den Mann, wie die Zeit und die Institution. Über Luther ist nie Schöneres gesagt worden; wenige Verse nur, die wie Bücher reden.

Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
Je mächtiger rührt er unsere Menschlichkeit.

Der selber ich der Zelle früh entsprang,
Mir graut, wie lang der Luther drinnen rang!
Er trug in seiner Brust den Kampf verhüllt,
Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt.
Er brach in Todesnot den Klosterdann —
Das Große thut nur wer nicht anders kann!
Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch
Und fest umklammert er sein Bibelbuch.
In seiner Seele kämpft, was wird und war,
Ein keuchend hart verschlungen Ringerpaar.
Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet —
Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht.

Künstlerisch nicht weniger bedeutend ist der Monolog „Erasmus". Er liest sich fast wie ein Disput zwischen den beiden sittlichen Antipoden Erasmus und Hutten. Der feige Musenliebling, der sich nicht schämt, zu munkeln, zu deuteln, zu heucheln, der mit seinem glatten Latein die zwiespältige Seele zu bergen sucht, ist der rechte Mann, um Huttens Ehrlichkeit, welche ihn den Lorbeerkranz des poeta laureatus mit schwerem Gewissen tragen läßt, in Harnisch zu bringen, um seine Waffen, die Klinge und die Feder, mobil zu machen. Und wie ergreifend sind die Eingangsverse dieses Monologs!

„Frau Schwermut setzt sich heute neben mich
Und raunt mir zu: „Die Menschen lassen dich.
Du bist ein halb zertrümmert Kriegsgerät,
An dem man achtungslos vorübergeht.
Die Freunde wenden sich von dir mit Scheu,
Nur deine Feinde bleiben dir getreu.
Du warst zu kühn und, streckst du dich erbleicht,
So wird es dir und wird den andern leicht." . . .

Ja, er beginnt sich zu strecken, aber es wird ihm nicht leicht. Als ein Zug von warmen Tagen sich einstellt, um den Müden zu den Todesschatten zu begleiten, als die Erde sich mit all ihren Reizen bekleidet, eben da der Gebrochene sich zur letzten Wanderung anschickt, da umfangen ihn böse Dämonen und flüstern ihm Lästerungen zu:

„Hei, Hutten, der vom Wellenschaum umsprüht,
Auf einer öden Klosterinsel sitzt!
Du gleichst dem Helden deines Scherzgedichts,
Du bist der Niemand und zerrinnst in nichts!
Der du gedurstet und gehungert hast,
Hinweg! Mach Raum für einen klügern Gast!
Dir schlag ich eine Grabesinschrift vor:
„Er focht für Wotken und er war ein Thor.""

Aber der für Glauben und Wahrheit, für die Wahrhaftigkeit im Glauben gefochten hat, ihm raunen freundlichere Dämonen zu, mit Gott im Himmel nicht zu hadern, und er vertraut ihren Tröstungen:

„Ich glaube nicht an alter Zeiten Glück!
Ich breche durch und schaue nicht zurück!
Hinüber retten wir in neue Zeit
Und edle Form den Hort der Frömmigkeit . . .
Wir ziehn! Die Trommel schlägt! Die Fahne weht!
Nicht weiß ich, welchen Weg die Heerfahrt geht.
Genug, daß ihn der Herr des Krieges weiß!
Sein Plan und Losung! unser Kampf und Schweiß!
Gesiegt! Doch schwer! Mir keucht die Brust so bang
Wie einem Menschen, der mit Riesen rang.

Der Niemand bleibt, wie jeder echte Held, er selbst, bleibt Hutten bis zum Ende. Und mutig und gefaßt, wie er durchs Leben gegangen, sieht er ins bleiche Geisterland hinaus, ruft er selbst Charons leichten Nachen herbei:

„Ein langer hagrer Ferge rudert dort . . .
Hehe! Hierher! Es will ein Wand'rer fort!
Was hältst du, Freund, mich an die Brust gepreßt?
Bin ich ein Sklave, der sich fesseln läßt?
Gieb frei! Gieb frei! Zurück! Ich spring' ins Boot . . .
Fährmann, ich kenne dich! Du bist —
Der Tod."

II.

In einem kurzen Abriß seines Lebens vom Dichter selbst lesen wir, er habe, nach vergeblichem Versuch, aus den Kollegien Nutzen zu ziehn, unendlich viel gelesen, sich leidenschaftlich, aber ohne Ziel und Methode, in historische Studien vertieft, manche Chronik durchstöbert und sich mit dem Geist der verschiedenen Jahrhunderte aus den Quellen bekannt gemacht. Er fährt fort: „Auch davon ist mir etwas geblieben, der historische Boden und die mäßig angewendete Lokalfarbe, die ich später allen meinen Dichtungen habe geben können, ohne ein Buch nachzuschlagen." So phänomenal ein solches Vermögen ist, Meyer besitzt es. Mit den Geschehnissen selbst der bewegtesten, verwickeltesten Vergangenheit wie mit denen der selbstdurchlebten Gegenwart vertraut, weiß er ihnen in Wort, Bild und Handlung eine Wirklichkeit zu geben, die ihre Wirkung auf das teilnehmende Gemüt nicht verfehlt. Denn was er uns vorführt, das was einst war und in die starre Nacht verflossener Zeiten versunken ist, atmet das selig unselige Leben mit seinen wechselnden Pulsen, das auch uns bald erfreut und bald erschreckt,

bald jauchzen und bald verzagen macht. In die erstarrten Formen des Einst gießt Meyer die sinnlich-lebendige Glut des Jetzt, und so erlebt die Vergangenheit durch Meyers Werke ihre Auferstehung in dem schönen Reiche der Kunst, das wir in unsern Herzen tragen. Nichts in ihnen erinnert an eine dürre, nach Thatsachen gierige Historie, nichts an das Besserwissen einer verstaubten, pedantischen Gelehrsamkeit, noch an die gequälten Versuche der psychologisierenden Geschichtsforschung, die oft das zweite, das wahre Gesicht des einst Gewesenen durch Einsetzung von noch Unbekannterem an die Stelle von Unbekanntem zu rekonstruieren sucht. So ehrlich diese Bestrebungen sind, so unvermögend sind sie zu ersetzen oder überflüssig zu machen, was nur die schöpferische Synthese des Dichters vermag.

Deß zur Erläuterung wollen wir auf einige wenige Erzählungen des Dichters hinweisen, die sich für eine beschreibende Analyse besonders eignen und am meisten zur nachprüfenden Lektüre reizen.

Da ist ein Thema, das einfach Alltägliches behandelt. Was kann uns das „Leiden eines Knaben", das heroische Bemühen eines jungen, blühenden Lebens voll Kraft und Schönheit der äußeren Bildung, die Leere seines Blondkopfs zu überwinden, Neues bieten? Dieser Kampf, der jede Lust und jede Freude am Leben frühzeitig erstickt, dieses Leiden ist so alt, als es unbegabte Kinder und eitle oder ehrgeizige oder durch eine kurzsichtige Pädagogik falsch beratene Eltern giebt. Und doch wird niemand Meyers Novelle lesen, ohne ergriffen zu sein. Sohn einer der vornehmsten und festesten Stützen der französischen Monarchie, des Marschalls Boufflenr, tritt ihr Held aus den Armen von Ehre, Reichtum und Einfluß in das Leben, das ihn, fühllos wie es ist, enttäuscht. Er wächst sich schon früh in die Formen hinein, welche ihm ohne eignes Zuthun die Neigung zärtlicher weiblicher Herzen einbringen werden, tritt aber mit seinem Verstande nie aus dem Kreise jener geistig Unmündigen, für welche das biblische Versprechen jenseitiger Seligkeit ein schwacher Trost ist. Aber das Gemüt ist zarter Regungen voll und läßt ihn die spielende Überlegenheit der Altersgenossen, den rohen Spott der Erwachsenen, die grausame Rücksichtslosigkeit der Jesuiten, die ihn unterrichten, tief empfinden. Mit eindringendem psychologischen Blick hat Meyer das feine Geflecht der Empfindungen dieser edlen Knabenseele gezeichnet, mit sicherer Kunst für ihre Verarbeitung in einer Fabel einen Halt geschaffen, in welche die interessantesten Persönlichkeiten des Roi Soleil verflochten sind. Schießen nun auch diese zu einem vollkommen anschaulichen Hof- und Zeitbild zusammen, wie es der giftigen Feder eines Saint-Simon sich zum Vorwurf bot, so verliert sich doch das Leiden des Knaben nie aus unserem Interesse, das gerade gut genug ist, die in der traulichen Häuslichkeit der Maintenon verbrachte Mußezeit des alternden Sonnenkönigs zu

verkürzen. Weniger tendenziös als sachlich berechtigt sind die bissigen Ausfälle des Erzählers Fayon gegen die Jesuiten, deren unehrliche Selbstsucht das Verhängnis im Geschick des Knaben herbeigeführt hat. Und gehören nicht auch Jesuitenmoral und Jesuiten in eine Erzählung, in welcher alle Fäden vom Könige ausgehen und zu ihm zurückführen, einem Manne, den Mauern von Vorurteilen gegen ihre Schäden blind machten?

Da ist ein Thema, dem auch nicht gerade der Reiz der Neuheit innewohnt, wenn man es allgemein faßt. Wechsel des Berufs aus Zwang der Verhältnisse! Wer die wunderbare Novelle, die „Hochzeit des Mönchs", auf die wir hinweisen, gelesen hat, die mit den schillernden Farben ihres Kolorits, mit der eine Fülle von Personen und Ereignissen meisternden Form in der Weltlitteratur ihresgleichen sucht, dem muß die Formel lächerlich vorkommen, die für Fleisch und Blut einen leeren Schatten giebt. Wie vergewaltigt sie nicht mit ihrer faden Allgemeinheit ein weit und breit ausgesponnenes, an Ort und Zeit und bestimmte Personen gebundenes Leben! Ein Mönch, dem sonder Müh und Arbeit die Barmherzigkeit und der Gehorsam die zwei Leitsterne seines Lebens geworden sind, der nie nach den Freuden des Lebens begehrt, weil er sie nicht gekannt, er gelangt wie von ungefähr, durch eine böse Laune des Schicksals, zu einem Weibe. Ein päpstliches Breve gestattet ihm, mit der Kutte seine bisherige Wesenheit hinter sich zu werfen, ohne daß er weiß, wie ihm anders oder gar besser zu Mute sein könne. Aber diese Zeit des Überganges von der einen Art zu fühlen zu der andern verfliegt mit Windeseile, und es ist die große Kunst Meyers, in der Erzählung der sich rasch drängenden Ereignisse, die ihn herbeiführen, damit sie sich nicht überstürzen, durch Vorschieben der gegenwärtigen Beziehungen, welche ihren Erzähler Dante mit dem erlauchten Kreis seiner Hörer verknüpfen, Ruhepausen für den Leser zu schaffen. Sie müssen ihm die Fassung und die Besinnung wiedergeben, welche der Fortgang der zur Katastrophe drängenden erzählten Handlung ihm zu rauben drohen. Diese Handlung ist kurz folgende: Astorres, des Mönches Vater, ist ein absterbender Greis, der das Erlöschen seines Geschlechts und den Übergang seines Reichtums in fremde Hände mehr als den Tod fürchtet. Durch eine List zwingt er den Mönch, den letzten überlebenden von vier Söhnen, mit Diana, die seinem ertrunkenen Bruder zugedachte Braut, ein Verlöbnis einzugehen, um, über die dem Orden geschworene Treue sich hinwegsetzend, die Familienkette um einen Ring weiterzuschmieden. Da ist ihm, „als stände er auf einer Turmhöhe und sähe die Geländer plötzlich weichen," und wie eine verhängnisvolle Ankündigung der Gefahren, welche das ihm bevorstehende Leben mit freiem, selbständigem Willen über ihn bringen wird, müssen ihm die Worte seines alten Freundes, seines neuen Schwagers, seines baldigen

Feindes Germano in die Ohren klingen: „Verletzte Treue, gebrochenes Wort, Fahnenflucht und so weiter, dem giebt man in Germanien grobe Namen . . . Du hast ganz hübsch gehandelt, doch wäre das Gegenteil noch hübscher gewesen.“ Und wie eine Fügung des Schicksals ihn um den letzten Bruder und zu dessen Weib gebracht, so führte es ihm wie ein Kuppler den keuschen, flüchtigen Traum seiner Jugend, Antiope, zu, deren gereifte, doch edle Schönheit die lang verhaltene Männlichkeit in ihm entzündet, in dem Augenblicke, da die eben erlangte freie Verfügung über sie aufgehört hat, — frei zu sein. Und dieser Kuppler, der die Überraschungen liebt, betreibt sein Geschäft mit seltener Kunst; er steckt einen Diana zugedachten Ring an Antiopes Finger; er läßt den Geist ihrer Mutter zerrüttet sein, damit sie das sinnlose Spiel für Ernst nehme; und der Mönch, im Unklaren über das, was Heyses „Frau von F.“ das andere Ich nennt, in dem die Sinnlichkeit gebettet liegt, er fordert dieses andere Ich geradezu zur Auflehnung gegen den schulmeisternden Willen heraus, indem er die schöne Versuchung mit ihrer gestörten Mutter, deren Unglück auch ihre tragische Geschichte hat, seiner Trauung mit Diana beizuwohnen einlädt. Und die im Begriff steht, Raub an Dianen „fast wie in Unschuld“ zu begehen, „denn sie hatte weder Gewissen mehr noch auch nur Selbstbewußtsein“, erscheint mit ihrer unheimlichen Begleitung. Die vornehmen Festgenossen sind beisammen; der Trauakt beginnt, die Ringe werden gewechselt: da bricht der Wahn von Antiopes Mutter hervor. Dianen schmähend, preist sie die blendende Schönheit der eigenen Tochter in unkeuschen Worten. Ein bleicher Jähzorn packte und übermannte da Dianen. „„Hündin!“ schrie sie und schlug — in Antiopes Angesicht; denn das verzweifelnde und beherzte Mädchen hatte sich vor die Mutter geworfen. Antiope stieß einen Laut aus, der den Saal und alle Herzen erschütterte.“ — Der ehrliche, gerade Germano will das Unrecht der Schwester wieder gut machen, indem er sich selbst der schmachvoll Beleidigten zum Gemahl anbietet. Dem Mönche aber scholl das Ehrgefühl des Kriegers wie ein heller Ruf durch die Wildnis seiner Seele. Er wurde wieder seiner selbst mächtig, wurde wieder eine Vernunft und ein Wille. Doch — „dieser Wille war nicht frei und diese Tugend nicht selbstlos, denn sie klammerte sich an einen gefährlichen Sophismus: nicht anders als ich selbst eine Ungeliebte umarmen werde, tröstete sich Astorre, wird auch Antiope von einem Manne sich umfangen lassen, welcher sie kurzer Dinge freit, um fremdes Unrecht gut zu machen. Wir verzichten Alle! Entsagung und Kasteiung in der Welt wie im Kloster!“ In dieser Selbsttäuschung befangen, versucht der Mönch wieder das Unmögliche; wieder bringt er das vernunftlose Element, das andere Ich, in den Machtkreis der Versuchung. Er will Germano — Antiope erringen

helfen. Eine Scene, wie sie wunderbarer nicht gedacht werden kann, veranschaulicht die seltsame Werbung:

„Der wolkenlose Tag verglomm in einem reinglühenden Abendgolde und horch! es läutete Ave. Der Mönch sprach innerlich die Gewohnheitsgebete. Auch er wurde des allgemeinen Friedens teilhaft. Da traf sein Blick das Gesicht des Freundes und ruhte auf den wetterharten Zügen. Sie waren hell und freudig, von erfüllter Pflicht ohne Zweifel, aber doch auch von dem unbewußten oder unbewachten Glück, unter dem von Ehre geschwellten Segel einer ritterlichen Handlung den Port einer seligen Insel zu erreichen. „Du süße Unschuld!" seufzte der Krieger. Rasend schnell begriff der Mönch, daß der Bruder Dianens sich selbst täuschte, wenn er sich für uneigennützig hielt, daß Germano Antiope zu lieben begann und sein Nebenbuhler war .... Sie erreichten den Palast und durchschritten ungemeldet eine Reihe schon dämmernder Gemächer: vor der Schwelle der letzten Kammer hielten sie stille, denn die junge Antiope saß am Fenster. Sein in den Umriß eines Kleeblattes endigender Bogen war voller Abendglorie, welche die liebreizende Gestalt im Halbkreise von Brust und Nacken umfing. Ihre zerzauste Haarkrone ähnelte den Spitzen eines Dornenkranzes und die schmachtenden Lippen schlürften den Himmel. Das geschlagene Mädchen lag müde unter dem Druck der erduldeten Schande, mit zugefallenen Augendeckeln und erschlafften Armen; aber in der Stille des Herzens frohlockte sie und pries ihre Schmach, denn sie hatte sie mit Astorre vereinigt. ... Germano klirrte leise mit dem Schwert an den Panzer. Antiope schrak zusammen, erblickte sie, erhob sich und stand, den Rücken gegen das Fenster gewendet, mit dunklem Antlitz den sich im Dämmerlichte vor ihr verbeugenden Männern gegenüber. „Sei getrost, Antiope Canossa!" redete Germano. „Ich bin gekommen, Dich von Dir selbst zum Weibe zu begehren. Meine Schwester hat sich gegen Dich vergessen und ich bin da, gut zu machen, was die Schwester schlecht gemacht hat. Diana mit Astorre, Du mit mir, so werdet Ihr Euch die Hände geben." Das empfindliche Gemüt des lauschenden Mönchs verwundete diese rohe Gleichstellung des Mißhandelns und des Leidens, der Schlagenden und der Geschlagenen. „Germano, so wirbt man nicht!" raunte er dem Gepanzerten zu. Dieser fühlte, daß er weicher werden sollte, und redete barscher. „Ihr werdet nicht zum anderen Male vor ganz Padua beschämt und geschlagen werden wollen! Gebt Euch mir, wie Ihr seid, und ich schirme Euch vom Wirbel bis zur Zehe!" Astorre fand diese Werbung von empörender Härte. „So wirbt man nicht, Germano!" keuchte er. Dieser wendete sich halb. „Wenn Du es besser verstehst," sagte er mißmutig, „wirb Du für mich, Schwager." Da näherte sich Astorre, das Knie gebogen, hob die Hände mit sich einander berührenden

Fingerſpitzen und ſeine langen Blicke befragten das zarte Haupt auf dem blaſſen Goldgrunde. „Findet Liebe Worte?“ ſtammelte er. Dämmerung und Schweigen. Endlich liſpelte Antiope: „Für wen wirbſt Du, Aſtorre?“ „Für dieſen hier,“ preßte er hervor. Da barg ſie das Antlitz mit den Händen. Jetzt riß Germano die Geduld. „Kurz und gut,“ ließ er das Mädchen rauh an, „wirſt Du mein Weib oder nicht?“ Antiope wiegte das kleine Haupt ſanft und ſachte, aber trotz der wachſenden Nacht mit deutlicher Verneinung. Germano verließ den Saal. Der Mönch aber folgte ihm nicht. Aſtorre verharrte in flehender Stellung. Dann ergriff er, ſelbſt zitternd, Antiopes zitternde Hände und löſte ſie von dem Antlitz. Welcher Mund den andern ſuchte, weiß ich nicht, denn die Kammer war völlig finſter geworden.“

Nach dem Geſetz der pſychophyſiſchen Affinität laſſen ſich Aſtorre und Antiope nun nicht mehr von einander ſcheiden, obwohl der Name des Mönchs „Aſtorre“ wie eine Aufforderung klingt, es zu durchbrechen. Ein feiler Barfüßler iſt zufällig zur Stelle und traut ſie. Eggelin, der Tyrann Paduas, die zufällige Veranlaſſung all dieſer Zufälligkeiten, aus denen ſich ein Verhängnis zuſammenwebt, welcher von der Feindſchaft der beiden edlen Geſchlechter, denen Aſtorre und Diana angehören, für ſeine Herrſchaft Gefahr fürchtet, verſucht ihre Verſöhnung. Allein das Schickſal geht ſtets wie es ſoll und geht ſchneller, als Worte beſchreiben können; und als es alle die Lieben, an denen unſer Herz hängt, in ſeinen Schlund gezogen hat, ſtehen wir erſchüttert vor den zerfetzten Leben, die in das Räderwerk der grauſen Macht geraten ſind. Giebt es ihnen gegenüber ein Urteilen, ein Verabſcheuen oder Verdammen? Ja, wenn es ein Verſtehen gäbe! So aber bleibt nichts als ein ſchwankendes Gefühl, das ſich bald dieſem, bald jenem zuneigt, und ich fürchte, wären wir unter der „blinden“ Menge, welche das vereinte Paar vor den Richterſtuhl des Tyrannen ziehen ſieht, unſer Urteil machte die gleichen Wandlungen durch wie das der Menge: „Jetzt erhob ſich drunten auf dem Platze ein Murren, ein Schelten, ein Verwünſchen, ein Drohen. „Mordet den Mönch!“ reizten einzelne Stimmen, doch da ſie ſich in einen einzelnen allgemeinen Schrei vereinigen wollten, ging der Volkszorn auf eine ſeltſame Weiſe in ein erſtauntes und bewunderndes „Ach!“ über. „Ach, wie ſchön iſt ſie!“ Der Tyrann und Aſcanio konnten durch ihr Fenſter den Auftritt bequem beobachten: Sarazenen auf ſchlanken Berbern, den Mönch Aſtorre und ſein junges Weib, die von Maultieren getragen wurden, umringend. Die neue Vicedomini ritt verhüllt. Aber wie die tauſend Fäuſte des Volks ſich gegen den Mönch, ihren Gemahl, ballten, hatte ſie ſich leidenſchaftlich vor ihn geworfen. Die liebende Geberde zerriß den Schleier. Es war nicht der Reiz ihres Antlitzes allein,

noch die Jugend ihres Wuchſes, ſondern das volle Spiel der Seele, das geſtaltete Gefühl, der Atem des Lebens, was die Menge entwaffnete und hinriß, wie geſtern den Mönch, der jetzt als ein blühender Triumphator ohne die leiſeſte Furcht, denn er glaubte ſich gefeſtet und gefeit, mit ſeiner warmen Beute einherzog.“ —

Mit einem Worte wollen wir noch der gegenwärtigen Beziehungen gedenken, welche den Erzähler mit ſeinen Hörern verknüpfen. Trotz der naturgemäßen Beſchränktheit ihrer Darlegung ſind ſie ſelbſtändig genug, um auf den großen Florentiner in ſeiner einſamen Größe und die vornehme Hofgeſellſchaft Caugrandes, ſeines Gönners und Gaſtherrn, ein mehr als flüchtiges Augenmerk zu lenken. Jeder Wendepunkt der Erzählung wird in lebhafter Rede und Gegenrede erörtert; die Jugend und das Alter, der Prieſter und der Laie, der Höfling und der Krieger, der Fürſt und ſein Gaſtfreund, die Fürſtin und die ſchöne Freundin: ſie alle ergreifen abwechſelnd das Wort, und die Art des Intereſſes, das ſie an der Handlung und den Figuren der Erzählung nehmen, zeichnet ihr eigenes Weſen. Natürlich aber iſt *Dante* für uns die anziehendſte Perſon. Wenn die Hand, welche die wahrheitſchwangeren Terzinen der göttlichen Komödie geſchmiedet hat, das Spielzeug eines kurzweiligen Geſchichtchens zwiſchen ihre Finger nimmt, *nicht*, um eine wahre Geſchichte, eine Geſchichte nach Dokumenten, zu erzählen, ſondern eine Geſchichte aus einer lakoniſchen Inſchrift zu *entwickeln*, ſo wendet ſich notwendig unſere geſpannteſte Aufmerkſamkeit der Perſon des tiefſinnigen Mannes ſelbſt zu, der die Komödie des menſchlichen Durcheinanders zum Vorwand genommen hat, um die Myſterien des Himmels und der Hölle zu deuten. Er rückt uns um ſo näher, als er in der Novelle eine höchſt eigenartige, indirekte Charakteriſtik erfährt. Man dürfte erwarten, daß Dante, eine Geſchichte entwickelnd, nicht erzählend, uns das Uhrwerk wird ſchauen laſſen, welches den Ablauf der Ereigniſſe erwirkt. Aber der in dem Himmel ſeines Glaubens den feſten Punkt in der Erſcheinungen Flucht gefunden zu haben glaubt, wird, unmerklich und ihm unbewußt, von der *unerklärlichen* Verkettung der Ereigniſſe überwältigt und muß durch den Mund ſeines Eggelin die Macht des Zufalls verkünden laſſen, der die Harmonie der Weltordnung und damit den *Glauben* zerſtört. *Dieſer* Dante macht nie von dem Erklärungsprinzip Gebrauch, das ihm ſonſt geläufig iſt.

Es iſt, wie man ſieht, keine archäologiſche Spielſucht, die Meyer ſeine Themata in die Hände führt, noch auch eine Kunſt, die auf dem Boden der Gelehrſamkeit erwachſen iſt, welche das Urteil zu beſtechen ſucht. Vielleicht allerdings kann man das Gefühl, das man jetzt häufiger ausſprechen hört, und welches ſich an unſern beſten hiſtoriſchen Romanen nicht zu er-

wärmen vermag, nicht ungesund nennen. Weder ein lebhaftes Zeitkolorit allein, noch auch die Kunst der Erzählung vermag unser Innerstes tief zu erregen. Meyers Novellen mit geschichtlichem Hintergrund haben dagegen die Eigenschaft, unser Gemüt in jene mitfühlenden Schwingungen zu versetzen, welche sonst nur die der gegenwärtigen Wirklichkeit entnommenen Handlungen zu begleiten pflegen, welche der moderne realistische Roman vorführt. Diese Eigenschaft rührt wohl daher, daß Meyer, erstens, seine Stoffe nicht erfindet, sondern dem entnimmt, was einst wirklich war; sodann, daß er aus dem, was einst wirklich war, das sucht, was ebensosehr unser stoffliches Interesse befriedigt, wie es unser psychologisches Interesse anregt. Durch den ersten Punkt genügt er unserem Wirklichkeitsbedürfnis, das nur den echten Kindern der Romantik ganz gefehlt zu haben scheint, in realistischen Naturen nur dann nicht vorhanden zu sein pflegt, wenn die Fabel geschmackvoll, d. h. nach dem Prinzip künstlerischer Zweckmäßigkeit erfunden ist. Der zweite, bei weitem wichtigere Punkt trifft die ideale Seite der Kunst. Mehr nämlich denn je sind wir von einer Problemsucht befallen aus innerer und äußerer Nötigung zugleich, und was uns das Leben beschwert, wollen wir von der Kunst nicht behutsam umgangen sehen. Haben einst die Not und die Bedürfnisse des Lebens die Religion erzeugt, so bieten jetzt die Not und die Bedürfnisse des Lebens den besten Nährboden für Kunst und Philosophie. Und darum kann, jetzt und immerdar, nur die Kunst, welche Probleme behandelt, die in die Tiefen der Seele hinuntergreifen, wo das Empfinden zwiespältig wird und die Gedanken wie vor Abgründen stehen bleiben, den Mittelpunkt des ideellen Lebens einnehmen. So ähnlich läßt Meyer selbst mit dem ihm eigentümlichen Tiefsinn, der mehr erhellt als — worin gewöhnlich das Merkmal des Tiefsinns gefunden wird — verschleiert, den Armbruster in seinem „Heiligen" sprechen, und damit erschließt er uns selbst den Zauber seiner Werke auf ästhetisch gestimmte Seelen. Aus einem gestaltenden Gefühl heraus neu geboren, haben ihre Personen die Kraft, im Leser Sympathien und Antipathien, Liebe und Haß zu erzeugen, wie nur je lebendige Menschen; das heißt, um mit dem Trivialen das Wahre zu treffen, sie leben, wenn anders das lebt, was der Liebe und dem Haß Gelegenheit sich zu bethätigen giebt.

Keine Novelle läßt die eben berührten Eigenheiten der Meyerschen Kunst mehr hervortreten als sein „Heiliger", ein Werk, das Reitler, dem einsichtsvollen Beurteiler des Dichters, am genialsten konzipiert und am glänzendsten durchgeführt zu sein scheint. Meyer selbst bekundet: „Aus der Histoire de la conquête de l'Angleterre war mir die rätselhafte Figur des Thomas Becket entgegengetreten, und ich habe so lange an ihr herumgebildet, bis sie mir fast quälend vor den Augen stand. Ich entledigte

mich dieſes Phantoms durch den Heiligen.“ Nun, zwar kein Phantom, aber doch ein den Menſchenwitz neckendes Rätſel iſt der Heilige auch manchem Hiſtoriker, den Mommſen, Thierry, Reuter, Robertſon u. a. geweſen, ohne daß er ſich ihrer Pſychologie geoffenbart hat. Aus welchem Geſichtswinkel nun der Dichter dieſes pſychologiſche Rätſel zu löſen geſucht, geht aus den Worten hervor, welche er dem Erzähler der Novelle, dem Armbruſter, auf die Frage ſeines Hörers in den Mund legt, er ſchalte mit den Daten der Chroniken willkürlich: „Bleibt mir vom Leibe mit den nichtigen Zahlen. Ein Anderes iſt's, ob einer im Tagewerke und in der Zeit ſteht, oder ob der Tod ſein Lebensbuch geſchloſſen hat. Iſt einmal das letzte Sandkorn verrollt, ſo tritt der Menſch aus der Reihe der Tage und Stunden hinaus und ſteht als ein fertiges und deutliches Weſen vor dem Gerichte Gottes und der Menſchen. Beide haben Recht und Unrecht, Eure Chronik und mein Gedächtnis, jene mit ihren auf Pergament gezeichneten Buchſtaben, ich mit den Zeichen, die in mein Herz eingegraben ſind.“ Der einzige Kommentar zu dieſen Worten, den wir zu geben haben, beſteht in der Gegenüberſtellung des hiſtoriſchen Materials und ſeiner dichteriſchen Bearbeitung. Beginnen wir mit den hiſtoriſchen Daten:

Thomas Becket, von einer frömmelnden Mutter im Marienglauben erzogen, vom Erzbiſchof Theobald von Canterbury früh geweiht, gerät zeitig in das Schwanken zwiſchen Kirche und Staat, in welches eine große, aber ehrgeizige Natur in den Zeiten geraten konnte, da weder die Kirche rein den Glauben, noch der Staat rein die Macht verkörperte. Als Kanzler Heinrichs des Zweiten von England ſcheint er jedoch die Stellung erreicht zu haben, welche für die angemeſſene Bethätigung ſeines Lebensdranges die äußere Bedingung iſt. Da ergreift ihn, den Kanzler, mitten in dem heiter angeregten und anregenden Hofleben, mitten im Beſitz der Macht, welche mit einer Krone ſpielen darf, indem ſie ſich ihr ergeben ſtellt, ein Nichtigkeitsgefühl, und wenn in einer ſolchen Weltſchmerzſtimmung König Heinrich ſeinem Kanzler den erledigten Erzbiſchofſtuhl von Canterbury anbietet, ſo kann die Annahme des Primats ſeitens des Kanzlers nicht wunder nehmen, da der Peſſimismus, wenn er echt iſt, wie die Paradoxie im Ausdruck, ſo die Gegenſätzlichkeit im Handeln liebt. Und nun entwickelt ſich alles Folgende mit natürlicher Konſequenz: der Kampf zwiſchen dem Kirchenfürſten, welcher den Staat dem Willen der Kirche zu unterwerfen ſtrebt, und dem König, welcher in jenem die bare Verkörperung des Undanks erblicken muß, die Ermordung des aufſäſſigen Prieſters durch vier normänniſche Barone, die Werkzeuge des königlichen Zornes; endlich die Heiligſprechung des Märtyrers für Kirchenrechte durch den Papſt und die demütigende Buße König Heinrichs an ſeinem Grabe.

So oder ungefähr so stellt sich dieses Heiligenleben dar, wenn wir aus Reuters „Alexander III. und die Kirche seiner Zeit“ die Summe ziehn.

Aber die Sache hat ihre Schwierigkeit, und jedermann sieht, wo sie liegt. Ist der Pessimismus einmal da, so erklärt er, sagten wir, den Umschlag der Gefühle und Stimmungen, aber er erklärt sich selbst nicht, sein eigenes Vorhandensein, sein Auftauchen an einem überreifen Manne, dem er bisher fremd gewesen ist. Erklärt aber wird sein plötzliches Auftreten, wenn er entweder als Charakter- oder Gemütsanlage nachgewiesen wird, und diesen Nachweis führt die Geschichte nicht; oder wenn man ihn an ein Ereignis, ein Erlebnis heftet, so unerhört, so wider alle Regel und Ordnung, daß es Himmel und Hölle aufrührt; eines von denen, die, wie der Gläubige sagt, zur Prüfung gesandt werden, von jenen, über welchen nur der seinen Verstand nicht verliert, der keinen zu verlieren hat. An ein solches Ereignis knüpft nun Meyer die Wandlung Beckets vom weltläufigen Kanzler zum gottergebenen Heiligen.

Der Thomas Becket der Erzählung ist der Sohn jener sarazenischen Emirstochter, deren Liebe über Meer und Land mit den zwei Worten „Gilbert“ und „London“ ihren Gemahl und Beckets Vater fand. So stellt die Dichtung in sinnvollem Vorausblick auf des Heiligen Ende die Liebe an die Pforten seiner Lebensanfänge, aber nicht wie ein Erbe in Gut und Geld, das man erbt, um es zu genießen, sondern wie ein solches, das man erwerben muß, um es zu besitzen. Und weil der Weg wie zur Wahrheit so zur Liebe schwer ist, so zweifeln wir, ob er ihn gehen wird. Denn der Kanzler Thomas ist taub gegen die Bitten eines verzweifelnden Sachsen, der für die Schändung seiner Tochter bei dem Mächtigen um Vergeltung fleht, und offenbart noch nichts von den Regungen der Liebe, welche die Thränen stillt des Geängsteten und die Schmerzen lindert des Beladenen. „Ich kann es nicht vergessen,“ ruft der Erzähler aus, „ich kann es nicht vergessen, wie dieser gelassen und unbewegt, ohne eine Miene zu verziehen, den Geängsteten kaum mit einem dunklen Blicke aus seinen halbgeschlossenen Augen streifte, das Pferd langsam an ihm vorüberlenkend.“ Und wie die Befangenheit in den Welthändeln ihm das Mitleiden wehrt mit den Leiden der geknechteten Menschheit, so verlegt ihm die Skepsis, welche die halbe Wahrheit ist, den Weg zum Glauben, welcher die halbe Liebe ist. Meyer läßt den Armbruster betonen, daß der ein Heiliger werden soll, anfänglich ein Heide gewesen ist oder als solcher gegolten hat. Aber auch das Heidentum, der Unglaube ist ein ererbtes — sagen wir: Übel, denn die Mauren, zu denen ihn die Mischung seines Blutes in der Jugend gezogen, haben eine hochmütige Philosophie, sind im Besitz von Astronomie, Mathematik und derlei Teufelswerk. Darum antwortet er, von König Hein-

rich, dem christlichen Gewissen von Engelland, verdächtigt, daß er eine Hexe aus dem Kerker habe entschlüpfen lassen, mit dem Humor, der Heiden, auch christlichen, nicht fremd zu sein pflegt: das sei ein Blendwerk der Hölle, so gut wie alles Frühere. Diesen Unglauben Beckets behalte man im Auge, denn er erklärt die spezifische Nüance seines Heiligentums, die Modifikation von Liebe, die später den Märtyrer macht.

Nun weiß man aus der Geschichte, daß Becket und König Heinrich zusammengehören und die Wechselfälle ihres Lebens aus ihrem Zusammenwirken zu erklären sind. Erfährt man dazu, daß Heinrichs Gemahl, Ellenor, die geschiedene Königin Ludwigs des Heiligen von Frankreich, mit der Mischung von Sinnlichkeit, Bigotterie und Eifersucht, die ihr Wesen ausmacht, dem Könige keine Ruhe und kein Vergnügen gewähren konnte, so daß er gezwungen wurde, gleich König Salomo, unter den Töchtern seiner Länder diesseits und jenseits des Meeres häufige Umschau zu halten, so rührt man an das Ereignis, „das zwar, ein Geheimnis der Ungerechtigkeit, in keiner Chronik wird verzeichnet stehen, aber doch die Grabschaufel ist, die Herrn Thomas und Herrn Heinrich, einem nach dem andern, seine Grube gemacht hat." Nun können wir uns kurz fassen. Becket hat eine Tochter, Gnade, die er auf einem abgelegenen, versteckten Schlößchen verwahrt, doch nicht gut genug, um sie vor den Launen des Zufalls und der unbezähmbaren Begehrlichkeit der Majestät zu sichern. An ihrem kaum reifen Leibe, schön genug, um der Unschuld zum Tempel zu dienen, begeht Heinrich eine Todsünde und versucht sodann, sich die schuldig Unschuldige vor der aufgescheuchten Besorglichkeit des liebenden Vaters wie vor der nachspürenden Eifersucht Ellenors an einen sicheren Ort zu retten. Und nun vollenden die Wächter, die der Vater seinem Kinde gegeben, ihres Gebieters Unglück. „Es war eine böse Nacht, die schlimmste meines Lebens. . . Ich holte die zitternde Gnade, hob sie auf meinen Arm und lief mit ihr, was ich konnte dem Walde zu. Plötzlich wurde es licht und lichter; ein Wolkenbild ward vom Winde so heftig getrieben, daß der Mond aus seiner Schleppe hervor wollte. Ein Pfiff und sausender Schwung! Das leichte Wesen in meinen Armen ergriff krampfhaft meinen Hals. Warmes Blut überströmte mich und die hervordringende Spitze des Pfeiles, der dem Kinde des Kanzlers die Kehle durchbohrt hatte, ritzte meine Wange. Ein ersticktes Röcheln, und es war mit Gnade zu Ende!"

Das ist das Herzeleid, das dem Kanzler zugefügt ward, das Geheimnis der Ungerechtigkeit, von dem die Rede war. Läßt jenes sich vergessen, darf dieses ungesühnt bleiben? Der König glaubt's. Er schreibt dem Kanzler sein Gemüt; schreibt ihm, daß er ihn mit Gunst und Gnaden überhäufen wolle, daß er mehr denn je zuvor seinem Throne und —

seinem Herzen der Nächste sei. Der Armbruster, ein braver Diener seines Herrn auf den Pfaden des Rechts und des Frevels, eilt mit diesem billiger Bekenntnis zu dem Kanzler und erzählt mit wunderbar ergreifender Anschaulichkeit, in welchem Zustande er ihn angetroffen hat: „Ich schaute in das Halbdunkel der Burgkapelle. Aber da war kein Crucifixus und kein ewiges Licht und statt eines heiligen Leichnams unter dem Altare lag in einem Schreine vor demselben ebenso reich geschmückt die tote Gnade. Ein Lichtstrom, der durch das einzige, hoch gelegene Fenster sich ergoß, beleuchtete ihre überirdische Schönheit. Ihr Haupt ruhte auf einem Purpurkissen und trug ein Krönchen von blitzendem Edelgestein. Der zarte Körper verschwand in den von Goldstickerei und Perlen starrenden Falten ihres über die Wände des Schreines ausgebreiteten Gewandes. Die kleinen, durchsichtigen Hände lagen auf der Brust gekreuzt und hielten keusch den schwarzen Schleier ihres Haares zusammen, der vom Scheitel fließend die zarten Wangen einrahmte und, die zwei Wunden des Halses bedeckend, sich unter dem blassen Marmorkreuz ihrer Arme wieder vereinigte.

„Neben dem lieblichen Todesantlitz aber lag ein anderes hingesunken, von demselben Sonnenstrahle gebadet, lebloser und gestorbener als das der Leiche, ein Antlitz, über das die Sterbenot der Verzweiflung gegangen und von dem sie, nach dem gethanen Werke, wieder gewichen. Es war der Kanzler, der mit zerrauftem Haar und aufgerissenem Gewande neben dem Sarge lag, die Arme auf den Rand desselben stützend."

Und dieser gramzerrissene Mann bleibt der Diener seines Herrn. Ob auch ein treuer? Er *will* es sein, denn er betet zum Gekreuzigten: „Auch Du hast gelitten und wohl so grausig, als Du hier in der Marter schwebst! . . . Sie haben Dich geschlagen, angespieen, gemartert. . . Du aber beharrtest in der Tapferkeit der Liebe und batest am Kreuze für Deine Mörder. . . . Verscheuche den Geier des unversöhnlichen Grams, der mein Herz verzehrt! . . . Damit ich in Deine Stapfen trete. . . Ich bin der Ärmste und Elendeste der Sterblichen. . . . Siehe, ich gehöre Dir zu und kann nicht von Dir lassen, Du geduldiger König der verhöhnten und gekreuzigten Menschheit." So scheint das Leiden den *Glauben* vorzubereiten, obwohl, wie der Armbruster sagt, die Worte nicht allesamt christlich sind.

Aber noch ist der Kanzler ein Anfänger in der Kunst der Vergebung, und als der König ihm den verwaisten Erzbischofstuhl anbietet, der darum von solcher Bedeutung ist, weil es sein Inhaber in der Hand hat, die geistliche Gerichtsbarkeit aufzuheben und dadurch den Kampf zwischen Kirche und Staat zu Gunsten der ersteren zu entscheiden, spricht er warnend die bedeutsamen Worte: Wenn Ich durch ein Wunder ein *wahrer* Bischof würde? Offenbar fühlt Becket die Gewalt der natürlichsten Triebe noch zu

ſtark und will, in aufrichtiger Nacheiferung ſeines Ideals, der Verſuchung ausweichen, die angebotene Macht ſeinem Haſſe, alſo jenen Trieben, dienſtbar zu machen. Aber der König läßt nicht ab, in ihn zu dringen, und der Kanzler geht in die Verſuchung, ohne ſeiner Natur Meiſter zu ſein. Wie aber kann der Menſch ein Jünger der Liebe werden, ohne ſeine Natur getötet, ein Sohn des reinen Geiſtes werden, ohne ſeinen Leib zum Abſterben gebracht zu haben?

Erinnern wir uns jener Worte: „wenn ich durch ein Wunder zum wahren Biſchof würde?“ Wie kann man ein wahrer Biſchof werden? Nicht dadurch, daß man dem Papſte in Rom dient. Thomas ſelbſt weiſt das zurück. Aber er deutet mit den hageren Armen gen Himmel, zum Meiſter hinauf, an dem keine Ungerechtigkeit befunden wurde, dem will er dienen. Ihn fragt er, als der König in ihn dringt, die geiſtliche Gerichtsbarkeit auszuliefern, ob er ihm die in die Klöſter geflüchteten Sachſen ihren Peinigern hinzugeben gebietet, ihm glaubt er zu folgen, wenn er dieſe Frage verneint, ſich damit in offene Feindſchaft zum König ſtellend. Nicht des Latiners Knecht bin ich, ruft er dabei aus, ſondern ein Diener und Bruder des Nazareners. Ja, ſo glaubt er, knüpft denn aber, muß man fragen, ein Diener und Bruder des Nazareners ſeine Vergebung an eine Bedingung? Das aber thut Becket. Er kommt aus der Verbannung nach England zurück, um dem König den Friedenskuß zu geben; doch als ſich dieſer, von aufrichtiger Empfindung übermannt, ihm an die Lippen drängt, — da ſtößt er ihn, der ein wahrer Biſchof, ein Bruder des Nazareners ſein will, mit Entſetzen zurück. Denn er zweifelt, ob er, die Unſchuld und die Liebe ſelbſt, der ſeinen Verräter Judas geküßt, einen Mund geküßt hätte, der die Seele ſeines Kindes vergiftete und den Leib der Unſchuld verdarb. Er aber will thun, was ſein Meiſter nicht vermocht hätte. „Und doch, es ſoll geſchehen. Aber um ein Löſegeld. Siehe, ich habe noch andere Kinder, Deine Sachſen. . . Ich vergebe Dir den Tod Gnades und Deine Läſterung, wenn Du meine Brüder, die Sachſen, freigiebſt . . .“ Klingt jener Zweifel an der Fähigkeit ſeines Meiſters, bedingungslos zu vergeben, nicht einer Läſterung gleich? Und ſinkt er nicht, der ein Bruder des Nazareners ſein will, indem er für ſeine Vergebung ein Löſegeld fordert und ſeinen Frieden an Bedingungen knüpft, in die Grenzen der Menſchlichkeit zurück? Nein, er kommt ſeinem Ideal nicht gleich. Seinen Peinigern zu vergeben, vermag ein bloßer Menſch nicht: ſolches iſt göttlich. Der Heilige in Becket wird begreiflich, indem er vermenſchlicht wird. Durch all das Mitleid mit den geknechteten Brüdern, den Sachſen, drängt ſich das Leid um die geſchändete Tochter immer wieder hindurch: an dem Haß gegen ihren Verderber entzündet ſich

Thomas' Nächstenliebe. Er gelangt, um philosophisch zu reden, zum Altruismus auf dem menschlich-natürlichen Wege des Egoismus, und die prophetischen Worte Bertrams de Born kurz vor Schluß der Erzählung „Du duldest wie Dein Meister und lässest Dich töten wie er: Du glaubst der Liebe zu dienen; aber der Haß ist der mächtigere" klingen wie die Moral von der Geschichte.

Die psychologische Analyse des Helden der Novelle mußte für unsere Zwecke in den Vordergrund treten, weil sie die wichtigste Seite des dichterischen Könnens, die Fähigkeit des Schauens, seine Seherkraft, beleuchtet. Was Meyer in diesem Werke davon offenbart, macht es zu einem der tiefsinnigsten Werke der modernen Kunst. Kann es daher überraschen, daß die von der litterarischen Kritik vorgetragenen Auffassungen des Meyerschen Thomas Becket, wie des der Geschichte, in einem, wenn auch geringem, Gegensatz stehen? Meyers Tiefsinn ist zwar durchaus deutungsfähig, aber darum doch auch vieldeutig. —

Mit diesem Werke nehmen wir für diesmal von dem großen Dichter Abschied. Ein ganzer Band Novellen, die Versuchung des Pescara, die Bündnergeschichte „Jürg Jenatsch" und sein neuestes Buch „Angela Borgia" bleiben unberücksichtigt, wie vieles, was eine eingehende Besprechung der erwähnten Werke hätte berücksichtigen müssen. Aber es ist nicht möglich, bei der ersten Bekanntschaft mit einer erhabenen Gebirgswelt ihre sämtlichen Gipfel kennen zu lernen, und fast jedes einzelne von Meyers nicht zahlreichen Werken kommt einem solchen Bergriesen gleich, jedes einzelne hat seine besonderen Reize, seine unvergleichlichen Fernsichten. Gedenken müßte man der Mannigfaltigkeit und Einzigartigkeit der Charaktere wie ihrer auf Kontraste berechneten Gruppierung; des Reichtums an gesund und natürlich erfundenen Fabeln; der Kunst, das Zeitkolorit zu schaffen, ohne die Details zu häufen, wie des schriftstellerischen Ausdrucks, der mit seiner monumentalen Wucht und Gedrungenheit der Stetigkeit des räumlich Koexistierenden, mit seiner sich anschmiegenden Gelenkigkeit dem Wechsel der sich im Bewußtsein schiebenden und verdrängenden Gedanken, Stimmungen und Gefühle gewachsen ist; der Beimischung des Humors, der einem Vischer einer eigenen Betrachtung wert schien, zu dem Tragischen, und vieler anderen Dinge, um ein anschauliches Bild der besprochenen Dichterphysiognomie herzustellen. Hoffentlich aber genügen auch diese beschränkten Ausführungen, um den Leser zu überzeugen, daß Meyer das Ziel der Vollendung, das in seiner Kunst verborgen liegt, erreicht hat.

Unſer Dichteralbum.

An Conrad Ferdinand Meyer.

Vom Kilchberg blickſt Du heiter ins Gefilde;
Es blaut der See; fern ſtarrt der Alpen Kranz.
Humor und Stolz, viel Macht, gepaart mit Milde —
Auf Deiner Seele ruht der Heimat Glanz!

Der Glanz der See'n, der Berge ſtolze Stille —
Beſänft'gend und erſchütternd wirkt Dein Lied,
Weil Deiner Anmut ein gewalt'ger Wille
Die ſtarken Grenzen wahrer Schönheit zieht.

Wohl mag die Zeit Dir ew'gen Lorbeer winden.
Gar ſelt'ne Blumen birgt Dein voller Kranz;
Denn meiſterlich verſtehſt Du zu verbinden
Mit deutſcher Tiefe welſche Eleganz.

Der Tod und das Mädchen.

Traf der Tod in den Gaſſen
Ein Mädchen ſo jung;
Da mußt' es erblaſſen
Und hatte genung.

Es flüſtert' ein Sätzchen
Und bettelte ſüß —
„Papperlapapp, mein Schätzchen,
Sterben iſt ſüß!"

Und beugt ſich hinüber
Und küßt ſeinen Raub.
Die Augen wurden ihr trüber,
Sie ſank in den Staub.

Zürich. Maurice von Stern.

Großſtadtgeſpenſt.

Es klingelt heiſer, ſchrill die Pferdebahn.
Die Wagen raſſeln. Droſchken rollen hin.
Und ſchneidend pfeift der harte Winterſturm
ſchneewirbelnd um die Gaslaternen hin.

Das Elend irrt die Straßen auf und ab
und ſtarrt den Reichen an mit wüſtem Blick.
Es ballt die Fäuſte drohend und — es ſchweigt —
und bettelt nicht um Eſſen noch um Glück.

Es hockt ſich frierend vor des Reichen Thür;
der Fluch umklammert ſeinen bleichen Mund —
Der Tod geht übers Pflaſter dran vorbei —
Und durch die Straßen bellt der Hungerhund.

Hexe.

Pechſchwarze Strähnen
zerwühlten Haars
umwirren den Kopf dir.
Deine bleichen Lippen
zucken wie im Fieber.
Groß und ſtier
ſtarrt mich dein dunkles
blauumrändertes Auge an —
Wolluſtlüſtern und todbegehrend
zuckt es drin auf —
Und mich packt ein Grauſen
mit bebenden Griffen,
daß es mir bangt,
dir ins nachtheiße Auge zu ſehn.
Ein Schauer erfaßt mich:
Dieſe Wangen,
die todesblaſſen,
weiß wie Winterſchnee,
ſie tragen der wildeſten,
glühendſten Leidenſchaft
hingehauchte
purpurne Blüten. —
Weib! zum Tode
biſt du verdammt!
Aber dennoch
reißt du wild
mit Dämonengewalt
die Opfer an dich.
Wen du erſchauſt
mit den wunderſchrecklichen Augen,
er iſt dir verfallen
mit Leib und Seele.
Nimm mich denn hin,
du luſtdurchwühlte,
todgeweihte,
dämoniſche Hexe!
Wie im Fieber
ſtarrſt du mich an.
Pechſchwarze Strähnen
zerwühlten Haars
umwirren den Kopf dir. —
Weib, mit den nachtheißen Augen,
nimm mich denn hin!

Berlin. Franz Evers.

Letzte Bitte.

Küſſ' mich nicht mehr, ich müßt' daran vergehen,
Mein armes Herz trüg' nicht des Glückes Überlaſt . . .
Nein, küſſ' mich nicht! Laſſ' ſtill beiſeit mich ſtehen,
Am Leidensweg, zu kurzer Schmerzensraſt . . .

O küſſ' mich doch! Laſſ' mich im Kuß verſcheiden
An deinem Mund, an deiner Lippen ſüßer Glut!
Umfange mich, hier, unter Trauerweiden
Küſſ' mich zu tot! Mein Gott, wie biſt du gut . . .

In Blitz und Brand voll tötlich ſüßer Schrecken,
Im Flammenſturm erdrücke mich an deiner Bruſt . . .
So will ich jäh zum ewigen Schlaf mich ſtrecken . . .
O Todes Seligkeit, o Lebens höchſte Luſt!

München. Michael Georg Conrad.

Geſtändnis.

Ich glaubte ernſtlich dich zu lieben.
Doch ach! Der Zeiten ſchneller Flug,
Er lehrte fühlen mich und wiſſen:
„Es war nur eitel Lug und Trug!“

Und all mein ſtürmiſch wildes Küſſen
Entſprang dem heiligſten Gefühl
Der Liebe nicht. Was mich entflammte,
War nur der Wolluſt trüg'riſch Spiel.

Vergiß mich drum! Was hilft dein Lieben?
Vergiß! Der Zeiten ſchneller Flug,
Er lehrte fühlen mich und wiſſen:
„Es war nur eitel Lug und Trug!“

Roßlau (Anhalt). Conrad Ketſchau.

Der Miſſionar.

Ein Gleichnis.

I.

Grauer Himmel, graue Wellen!
Graue, öde Langeweile!
Grau in grau gemaltes Land,
Grau in grau gemalte Leute!

Grämlich nüchtern, kleinlich ſündlos,
Nur Fanatiker der Bibel,
Fragen ſie nach Sonnenländern
Ihres Glaubens grauen Nebel.

In dem ſchmucklos kahlen Kirchlein
Weißgetünchte, kahle Wände.
Nur ein rohgeſchnitztes Bildnis
Des Erlöſers ziert den Altar.

Aus der Wunde in der Seite
Quillt das Blut in grellem Blaurot,
Und verzerrt zu einer Fratze
Iſt das Antlitz Jeſu Chriſti.

Dumpfe Luft von naſſen Kleidern
Füllt das Kirchlein. Vor dem Altar
Kniet ein junger Bauernburſche,
Den man zum Apoſtel weihte.

Wohlgenährt ſind ſeine Glieder,
Blau die Augen, blond die Haare,
Kindiſch ungelenk die Geſten,
Plump der Gang und plump die Sprache.

Morgen ſegelt er von dannen
Nach der Südſeeinſel Kaika,
Um die armen, blinden Heiden
Zu befrei'n aus Satans Krallen.

Ausgeteilt iſt ſchon der Segen
Von dem Prieſter, einem dürren,
Putrig kahlen, greiſen Männchen
Mit verkniffenem Geſichte.

Die verſtimmte Orgel wimmert,
Und mit krächzendem Geſange
Fallen Männlein ein und Weiblein:
„Gott, erbarme Dich der Heiden!“

II.

Himmel nur und blaue Wogen,
Die der Steamer raſch durchſchneidet!
Wechſelnd an dem Himmelszelt
Sonnenlicht und Mondenſchimmer!

Tag um Tag dem andern folgend,
Schon dahin zwei lange Wochen!
Abgeſondert von den Menſchen
Lebt der junge Miſſionar.

Morgens lieſt er die Epiſteln,
Nachmittags die Evangelien,
Von dem alten Teſtamente
Höchſtens nur noch die Propheten.

Abends ſpielt er auf der Geige,
Mehr mit Liebe als Begabung:
„Weil ich Jeſu Lämmchen bin!“ —
Und dergleichen hübſche Lieder. — — —

Himmel nur und blaue Wogen,
Die der Steamer raſch durchſchneidet!
Wechſelnd an dem Himmelszelt
Sonnenlicht und Sternenſchimmer.

Tag um Tag dem andern folgend,
Schon dahin vier lange Wochen!
Mit den Paſſagieren ſpricht
Hie und da der fromme Jüngling.

Morgens lieſt er in der Bibel.
Doch vom neuen Teſtamente
Iſt er kundig jeden Verſes,
Und ſo nimmt er denn das alte.

Von dem König David lieſt er
Und der Königin von Saba.
Salomonis hohes Lied
Lieſt er ſchon zum zehnten Male.

Und das reizende Hiſtörchen
Von der niedlichen Suſanne
Und ſo manches andre. — Himmel,
Ach wie wird dem guten Jungen!

Abends ſpielt er auf der Geige,
Mehr mit Liebe, als Begabung:
„Leiſe flehen meine Lieder!“
Und die Loreley von Heine. — — — —

Himmel nur und blaue Wogen,
Die der Steamer raſch durchſchneidet!
Wechſelnd an dem Himmelszelt
Sonnenlicht und Mondenſchimmer.

Tag um Tag dem andern folgend,
Schon dahin ſechs lange Wochen!
Juſt wie alle auf dem Dampfer
Tollt der junge Miſſionar.

Nicht mehr lieſt er in der Bibel,
Nicht im neuen Teſtamente,
Leider auch nicht mehr im alten,
Andre Bücher lieſt er jetzt.

In den dunklen Augen einer
Allerliebſten Portugieſin,
Reizen Schelmenhieroglyphen
Seinen Scharfſinn zum enträtſeln.

Morgens fängt er an zu raten,
Nachmittags dann repetiert er,
Was er Vormittags entziffert.
Ob er wohl die Löſung findet!

Abends lernt er von der Kleinen
Die lasciven Melodieen
Offenbachſcher Operetten,
Und des Nachts? — Das weiß der Himmel! —

Ohn' Ermatten keucht der Steamer.
Leuchtend aus der blauen Flut
Steigt die Südſeeinſel Kaika,
Und nun gilt es Abſchied nehmen.

„Lebe wohl denn, kleines Mädchen!“ —
Von dem Strande ſieht der Burſche
Lange noch ein weißes Tüchlein
Flattern am Verdeck des Steamers.

III.

In der einen Hand die Bibel,
In der andern Hand die Geige,
Steht der junge Miſſionar
Traumverſunken am Geſtade.

Vor ihm breitet ſich das Weltmeer,
Flimmernd in der Abendſonne.
Wolkenlos ſpannt ſich der Himmel,
Öſtlich graut der blaſſe Mond.

Sinnberückende Gerüche
Weht zu ihm der Hauch des Windes.
Hohe Palmen ſieht er ragen,
Unter denen Mädchen tanzen.

Schlankgebaute, nackte Mädchen,
Roſen kränzen ihre Leiber.
Schimmernd von der braunen Haut
Heben ſich die weißen Blüten. — —

In den Riffen ſchäumt die Welle.
Überſprüht von ihrem Giſchte
Steht der Jüngling. Starren Auges
Blickt er auf den Feuerball.

Und dann ſprechen ſeine Lippen:
„Geh denn unter, große Sonne
Meiner Jugend, in die Flut
Ewigen Vergeſſens tauche!“

In die Brandung mächt'gen Schwunges
Schleudert er hinab die Bibel,
An den Hals preßt er die Geige,
Spielend naht er ſich den Mädchen.

Digitized by Google

Und die ſchlanken, braunen Mädchen
Schreiten tanzend ihm entgegen.
Um das Haupt und um den Nacken
Schlingen ſie ihm Roſenkränze.

Tiefe, dunkle Augen ſtrahlen,
Weiche Schmeichellaute tönen,
Halbgebrochen, koſend, girrend
Um Erhörung, wolluſtſtammelnd.

Um die Palmen webt das Mondlicht,
Zitternd bricht es durch die Büſche,
Feurig glimmt es in dem Mooſe,
Funken ſprüht der Ocean.

Ans Geſtade ſchlägt die Brandung.
Auf des Meeres Rieſenorgel,
Jauchzend, grollend, ſpielt der Nachtwind
Seine Urweltsmelodieen.

Jenen alten Hymnus ſpielt er,
Welcher ſchon das Meer durchrauſchte,
Als aus ſeinem Wellenſchaume
Lächelnd Aphrodite ſtieg.

New-York. Gottlieb Steger.

Im Sommer.

Gehüllt ſind Berg und Wald und Thal
In graue Nebelſchleier,
Und leiſe gurgelt über mir
Der alte Waſſerſpeier.

Das Taubenvolk im Kobel ſteckt
Die Köpfchen ins Gefieder,
Es hängen triefend vom Spalier
Die grünen Ranken nieder.

Gar ſüße Langeweile liegt
In ſolchem Sommerregen,
Und wie ein ſchläfrig Kind möcht ich
Mein Herz zur Ruhe legen.

Im Winter.

Nur einmal lache wieder,
Wie du dereinſt gelacht,
Als Roſen noch und Flieder
Geblüht in voller Pracht.

Die Roſen ſind verdorben,
Längſt iſt der Frühling aus
Und ſtumm biſt du geworden
In meinem düſtern Haus.

Der Schnee auf meinem Haupte
That deinem Herzen weh,
Doch, daß an Glück ich glaubte,
Verzeih mir's, eh ich geh.

Schlag auf die Augenlider
Und ſchau mich gütig an —
Leb wohl — und lache wieder,
Wie du es einſt gethan.

München. Heinz Oſſer.

Herbſtabend.

Gelbrot wiegt ſich in Lüften
Das Laub um Baum und Strauch,
Es ſchleicht ein welkes Düften
In der Verweſung Hauch.

Das Waſſer im ſtillen Teiche
Glänzt noch mit blaſſem Licht,
Sterbend der Tag, der bleiche,
Seine letzten Roſen bricht. . . .

Zürich. A. v. Sommerfeld.

Winternacht.

Kampfmilde wie ein Held verſinkt die Sonne
Im Purpurmeer der düſter'n Abendglut,
Und auf dem Berge ſtarr'n im Eis die Tannen,
Wie Schwerterſpitzen, eingetaucht in Blut.

Dann wallt der Mond am fernen Horizonte
Aus Silberwolken ſeinen Pfad hinan,
Als ſtieg die Seele eines toten Sängers
Aus ihres Marmorſteines kaltem Bann.

Und wie er langſam durch die Wolken gleitet,
Da iſt's, als winkt ſein Auge ſtumm und ſchwer,
Da ſteigen aus den Grüften die Genoſſen
Zur ſtillen Fahrt, der bleichen Sterne Heer.

Und ſchweigend ſtarrt die winterliche Erde
Hinauf zur lichten, ew'gen Sternenpracht;
Da war es ihr, als tönten Weltenklänge
Uralter Zeiten leiſe durch die Nacht,

Als ſummten Mond und Sterne Wiegenlieder
Von ihrer eiſ'gen Kindheit durch den Raum . . .
Und ſchlummertrunken dehnt ſie ihre Glieder
Auf weißem Pfühl und ſinkt in ſchweren Traum.

Berlin. Hans Benzmann.

Schlittenfahrt.

Hoiho! Klingling und Peitſchenknall!
Und ſchneidig muß es gehen!
Gelt, Schatz, das iſt ſo unſer Fall, —
Weil wir das Ding verſtehen!
Juch, wie ſie ſchlagen den ſtiebenden Schnee,
Die herrlichen, braven Tiere,
Und werfen mir heute die Köpfe zur Höh',
Daß ich ſie kaum regiere. —

Und über die Bahn hinfliegt das Gefährt,
Leicht, wie die Möwen ſchweben.
Von den liebſten Lippen hab' ich gehört
Ein kurzes Wörtlein eben,
Drob jauchzet wie toll der Schellen Getön,
Wie die Rappen die Hälſe rütteln! —
Die Menſchen am Wege bleiben ſtehn,
Und viele die Köpfe ſchütteln.

Gottlob, ſie wiſſen's, ſie ahnen's ja nicht,
Was mir's für Luſt bedeutet,
Wenn Froſt und Freude das ſüße Geſicht
Mit roſigem Schleier kleidet,
Wenn ſo die Gäule in dampfender Hatz
Auswerfend die Hufe traben — —
Sonſt wollten ſie alle meinen Schatz
Und meine Pferde haben.

Leipzig. Walter Harlan.

Maſcha.

Wir kramten närriſch wie zwei Kinder heut
In deinen Siebenſachen, die zerſtreut
Auf Sofa, Stühlen und am Boden lagen.
Bunt durcheinander rollte Schleif' und Band —
Es mußt' Marias ſchwarzes Samtgewand
Sich mit Eliſabeths Barret vertragen!

Auf Lady Milfords Seidenſchleppe liegt
Luiſens ſchlichtes Wollenkleid — es ſchmiegt
Der Geierwally ſilberblinkend Leibchen
Sich an das Prachtkoſtüm der Pompadour,
Und dort ſchlingt gar ſich eine Perlenſchnur
Liebkoſend um dein Morgenhäubchen!

Und wie ich ſo verwundert vor dir ſtand
Und wie ein Krämer mit bedächt'ger Hand
Jedwedes Stück ließ durch die Finger gleiten:
Da blitzt' dein Auge, wie am Sommertag
Des ſonnenfrohen Meeres Wellenſchlag,
Und ſieh! Du ſprachſt von alten Zeiten:

„Freudloſe Kindheit! — Weißt du, was es heißt,
Das eine, kleine, kurze Wort: verwaiſt?
Des Ärmſten Glück — mir war es nicht beſchieden!
Denn ſie, die treu des Kindes Schmerz verſüßt
Und ihm die Thränen aus den Augen küßt,
Ich hab' ſie nie gekannt hienieden!

„Ja, nie hab' ich auf ſtiller Burg gehauſt —
Das Leben packte mich mit roher Fauſt —
Ich mußte ſelbſt mein Glück mir ſchmieden!
Der Weiber Neid, der Männer wilde Gier
Vereinten ſich zum Todeskampf mit mir —
Doch Gott ſei Dank! Jetzt hab' ich Frieden!

„Und ob mich auch die Meute lang gehetzt,
Was ich gewollt, ich hab' es durchgeſetzt!
Gold, Samt und Seide harrten nicht vergebens!
Mit ihnen ſchmück' ich meinen jungen Leib —
Aus jeder Hülle ſteigt ein ander Weib
In all der Vollkraft warmen Lebens!

„Das iſt mein Reich und das iſt meine Welt!
Sie ſchaff' ich täglich neu, wie's mir gefällt,
Und alle Menſchen ſchauen mich und ſtaunen!
Du aber blickſt mich heut ſo ſeltſam an —
Was meinſt denn du, treufeſter, guter Mann,
Zu meinen tollen Schöpferlaunen?“

So fragteſt du. Auf deiner Stirne ruht'
Ein Sonnenſtrahl, und in des Auges Flut
Erzittert's auch wie warmer Sonnenſchimmer.
Zu meinen Füßen lag ein blaues Band —
Ich hob es auf und hielt es in der Hand:
„Du weißt es ja! Was fragſt du immer?"

Leipzig. Edgar Steiger.

Spuren im Tau.

Es ſteht das duftende Mattenthal
In blitzenden Demantperlen,
Und purpurn prangen im Frührotſtrahl
Am Bach die Weiden und Erlen.

Still iſt's. Nur hie und da ein Hahn
Verkündet im Dorf den Morgen.
Ich ſchreite dahin durch den Wieſenplan,
Die Sinne voll junger Sorgen.

Sieh da: Hier zeigt ſich eine Spur
Im Gras von flüchtigen Tritten! —
Wer hat wohl ſo früh die taulge Flur
Einſamen Fußes durchſchritten?

Es treibt mich zu folgen mit ſpähender Haſt,
Jetzt führt es mich hinter die Hecken: —
Da läßt es ſich wahrlich bei ſtiller Raſt
Zum Träumen prächtig verſtecken.

Und ſchau, ei ſchau: Zwei Fährten gar! —
Hier münden ſie juſt in eine,
Und am Buſch dort flattert ein Frauenhaar
Flachsgolden im Dämmerſcheine. — —

Nun wird es mir klar: Hier kündet ſich neu
Das thränenſonnige Märchen. —
Halt aus, halt aus trotzmutig und treu,
Du hoffnungsſeliges Pärchen!

Straßburg i. E. Chriſtian Schmitt.

Nirwana?

Noch nie ſah ich den Sommer ſchwinden
So traurig wie in dieſem Jahr,
Vielleicht, weil ahnend mein Empfinden
Mir ſagt, daß es mein letzter war.

Wohl hörtet ihr mich oftmals klagen,
Daß unerfüllt manch Hoffen blieb,
Und doch! — wie ſchwer iſt's zu entſagen
Für immer Allem, was uns lieb.

Wie ſchwer ins Unerforſchte ſchreiten,
Eh' der Erkenntnis Stunde ſchlug,
Nicht wiſſend: Sind die Ewigkeiten,
Die uns verheißnen, Traum und Trug.

Und wie du fragſt — ſiehſt du verdunkeln
Sich eines Sternes lichte Pracht —
Wird er auf neuen Bahnen funkeln,
Sank er dahin in ew'ge Nacht?

So fragſt du auch — wenn im Erblinden
Das Aug' ſich ſchließt vorm Strahl des Lichts —
Heißt Sterben Teure wiederfinden,
Oder verſinken in das Nichts?

Dresden. Günther Walling.

Der Kampf um die neue Dichtung.

Es ſchallt ein Kampfruf durchs deutſche Land,
Rings flammen blutrote Gluten,
Eine heiße, wogende Schlacht iſt entbrannt,
Mit Donnerzorn branden die Fluten.

Was wollen die Krieger, was ruft ſie zum Streit,
Was treibt ſie zu Tod und Vernichtung? —
Der Kampf gilt der Eigenherrlichkeit
Der neuen, deutſchen Dichtung. —

Der neuen Zeit ein neues Lied!
Was wollen die Alten es wehren? —
Sie mögen den Wildſtrom, der brauſend zieht,
Zu des Wieſenbachs Sanftmut bekehren. —

Mietersheim.

So kämpfe nur tapfer, du junges Geſchlecht,
Du mußt ja den Feind bezwingen
Und als Preis des Sieges das heilige Recht
Der neuen Dichtung erringen.

Emil Hauth.

Nekrolog.

Strömt denn hin, ihr Thränenfluten!
Laßt uns weinen, laßt uns klagen
Um den Mann, den braven, guten,
Den wir heut zu Grabe tragen.

Freunde weint, die ihr ihm teuer,
Weint, bis ſich die Augen röten!
Nie vergaß der Brave euer,
Wenn er ſich befand in Nöten.

Lügen, Unrecht, ſchwarzen Saaten
Schwur er bis zum Tode Fehde,
Wenn auch weniger in Thaten,
Umſomehr doch in der Rede.

Seinen Mediceerſinnen
Lag auch ſtets die Kunſt am Herzen,
Insbeſonders Tänzerinnen
Machten ihm viel Liebesſchmerzen.

Niemals hat er euch, ihr Armen,
Um ein Stückchen Brot betrogen,
Sondern immer voll Erbarmen
Saft'gen Braten vorgezogen.

Feſte, die zugut euch kamen,
Hat er glänzend arrangieret
Und ſich in des Elends Namen
Immer köſtlich amüſieret.

Weint, ihr Armen, um den Beſten,
Euer Heiland iſt geſtorben,
Weil er bei den vielen Feſten
Sich den Magen hat verdorben.

Reicht ihm eine Heil'gen-Krone,
Hochgeprieſen ſei ſein Namen!
Güt'ger Gott, gieb ihm zum Lohne
Ew'gen Himmelsfrieden. Amen!

Braunſeifen (Mähren).

Joſef Schmid-Braunfels.

Die drei Freunde.

Drei junge Freunde reichten
Sich feierlich die Hand:
„Wir wollen im ganzen Leben
Nach Gutem und Wahrem ſtreben
Für Ehre und Vaterland!"

Dann machten ſie ihr Examen
Und trennten ſich zugleich.
Der Eine wurde Krämer
Und kühner Unternehmer,
Und iſt heut ſchrecklich reich.

Der Zweite war von jeher
Ein großer Dummrian;
Und gegenwärtig iſt er
Sehr nahe am Miniſter
Und ein gar mächt'ger Mann.

Der Dritte hat gehalten
Sein Wort zu jeder Stund.
Er hat gelebt — geſtritten —
Unſägliches gelitten —
Und ging auch bald zu Grund.

München.

Georg Raediſch.

Epigramme.

Von Dr. Karl Schmidt (Hannover).

Unſere Reformen.

In Todesangſt ſchwimmt Excellenz auf morſchem, grünem Boot;
Bevor die nächſte Fahrt er wagt, ſtreicht er das Fahrzeug rot.

An den Verein „Chriſtlicher Geſchäftſchutz“.

Doktor Itzig hat betrogen. Sage mir, Geſchäftſchutz-Rat:
Stahl der Advokat als Jude? Stahl der Jud' als Advokat?

Geſchäftschriſtentum.

„Selig die Einfalt!“ hört dein Ohr im Predigtſchwalle.
Dein Geiſt denkt: Noch ſind nicht, Gott Lob, die Dummen alle.

Der Strafpalaſt.

Hier pranget zwiſchen Elend und Geſtank
Ein Herrenſchloß, geräumig, ſpiegelblank.
Wer wohnt in dieſen warmen, ſaubren Stuben?
Spitzbuben. —

Wer iſt Gott?

Max kommt um Gut und Ehr infolge Falles
Der Bank. Nichts iſt der Menſch, der Geldſack Alles.

Der erſte und der letzte Streik.

Wer hat zuerſt geſtreikt? Im Interdikt die Pfaffen.
Wie lang, ach, warten wir noch auf den Streik der Waffen!

Konfirmandenſtunde.

Mit Schlägen auf das Hirn betäubt
Hab ich das Kind, und ſieh, es gläubt!

Volksſchulgeſetz.

Dummheit erſtarkt durch Unterricht, ich geb ihr friſchen Samen.
Hier ſteh ich, anders kann ich nicht, ich muß Gott helfen. Amen.

Abolitions- und Kolonialſchwindel.

Wißmann ſchützt Sklaven fern in Afrika.
Ins Vogtland war wohl kein Wegweiſer da?

Manchester.

Arbeit ſei die Quelle alles Wertes?
Glaubt's nicht! — der reiche Faulpelz lehrt es.

Reliquien.

Manch Totenbein ſich hoch verzinſt —
Geiſtliches Fleiſch hat ſtets Verdienſt.

Skizze.

Von G. Morgenſtern.

(Kopenhagen.)

An einem Juninachmittag ging ich ſeelenvergnügt durch die Straßen. Ich hatte ein großes Quartheft unterm Arm, meine Doktorarbeit: der alte Prokanzellar hatte mir vor ein paar Minuten gratuliert. Und nun ging ich, Träume ſpinnend, meinen Weg, wie man ſo träumt im Glücke. Wie ich aber ſo ſpann und ſpann, überkam mich eine alte Sehnſucht, und ſtärker als je, einmal ihn zu ſehn, ihn zu ſprechen — meinen Vater. Meine Mutter war ja auch eine Frau, und Herrgott die Weiber — ich war nicht umſonſt 23 Jahre alt. Er war vielleicht gar nicht ſo ſchlimm.

Als ich kurz darauf eine Studienreiſe antrat, war es wie ſelbſtverſtändlich, daß ich über Dresden reiſte. Aus dem einen Tag Aufenthalt wurden zwei, wurden drei — eine ganze Woche, und noch hatte ich mich nicht entſchließen können, ins Adreßbuch zu ſehn. Da ſitz' ich eines Nachmittags im Café König und leſe das Tageblatt. Plötzlich hinter mir eine Stimme: „Guten Tag, Doktor!" — „„Ah, guten Tag, Richter."" — „Na, Du kommſt doch heute abend zu Horns Abſchiedsfäßchen?" — „„Natürlich; in die Pilſner, nicht wahr?"" — „Ja. Sag mal, wie lange bleibſt Du denn eigentlich hier? Es iſt doch ſchon eine ganze Woche —" Ich muß

puterrot geworden sein. „„Ja, weißt Du — die Prager Straße —.““ Richter merkt meine Verlegenheit. „Ja, das ist richtig. Ich wollte Dich bloß an heute abend erinnern. Ich muß um 3 in der Neustadt sein. Also, auf Wiedersehn, alter Junge!“ — „„Auf Wiedersehn.““

Ich war doch zu dumm gewesen. Was ging mich denn die Prager Straße an? Und heute abend werden sie wieder fragen. Das muß ein Ende haben. Ich rief den Kellner. Die Adresse ist bald gefunden. Dann sitze ich im Pferdebahnwagen. Ob ich eigentlich den Kellner bezahlt habe? Ja, er hat „danke“ gesagt. Der Schaffner ruft: „Prinzenstraße!“ Ich steige aus.

Ich muß wohl falsch gelaufen sein. Dort steht ein Kohlenwagen, obenauf ein Weib mit rotem Kopftuch. Sie hilft einem Mann einen Korb auf den Rücken. Ich frage nach dem Rentier Meinhardt. Der Mann weiß Bescheid. „Ja, dort rechts um die Ecke, dann linker Hand das zweite Haus; Villa Salve.“

Salve! Salve! Ist das eine Vorbedeutung?

Dann stehe ich vor einer Thür und lese auf dem Messingschild: G. A. Meinhardt; ich lese Buchstabe für Buchstabe. Alles wie auf meiner Visitenkarte. Auch dt.

Ich habe geklingelt. Langsame, behäbige Schritte. Langsam, behäbig wird die Thür geöffnet. Ich stehe vor einem wohlgenährten, etwa 50jährigen Manne. Er hat offenbar eben ausgeschlafen.

„Ich möchte Herrn Meinhardt sprechen.“

Der Mann guckt mich müde an: „„Mit wem hab ich die Ehre?““

„Mein Name — ist auch — Meinhardt.“

Der Mann stiert mich an, er ist munter geworden. „„— Aus Leipzig —?““

„Ja, aus Leipzig.“

Der Mann zieht die Oberlippe hoch, die Nüstern zittern: „„Thut mir leid!““ Die Thür wird zugeschmissen. Ich lese wieder: G. A. Meinhardt, ganz wie auf meiner Visitenkarte.

Dann gehe ich langsam, Stufe für Stufe, die Treppe hinunter.

Ich denke nichts.

Vor dem Hause eine junge Frau mit einem Kinderwagen. Was guckt mich denn die alberne Trutschel an?

Ich komme an dem Kohlenmanne vorüber. Der Mann frägt über die Straße weg: „War's richtig?“ — „„Ja, danke.““ Was glotzt mich denn das alberne Idiotenpack an?

Ich steige in den Pferdebahnwagen. Ich bleibe auf dem Vorderplatz stehn. Nur wenige Fahrgäste. Ich stehe in meiner Ecke und denke nichts.

Da sehe ich nach der andern Seite. Richtig, da glotzen mich der Schaffner und ein Fahrgast wieder an. Und plötzlich legt sich mir eine Schlinge um den Hals. Ich hatte ja meinen Vater zum ersten Male gesehn, zum letzten Male. Die Schlinge zieht sich fester.

Ich greife nach dem Geländer, springe ab, gehe der Fahrrichtung entgegengesetzt.

Das Lumpenpack soll doch nicht sehn, wie ich heule. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Heute trommelt mir der Regen aufs Mansardenfenster. Warum kommen die alten Erinnerungen wieder? Der Mann ist ja tot, einen ganzen Monat schon. Nur nicht sentimental, alter Junge! Es war doch auch eine Dummheit, sich seinem Vater mit 23 Jahren als Sohn präsentieren zu wollen! Ich soll ja das Buch über die angelsächsischen Casus rezensieren. Ich muß heute fertig werden. Also, wie war's doch? Ja — „es ist nicht richtig, wenn der Verfasser behauptet, daß im Nominativ Singularis —" —.

Schulbank und Arbeitskittel.

Eine Skizze von Otto von Leitgeb.

(Görz.)

Wer kennt nicht den Reiz des Feierabends, wenn die Sonne hinabtaucht zu einer anderen Hemisphäre, und ihre letzten roten Strahlen weither über das Land wirft; wenn jeder Atemzug der Natur das eine Wort spricht: Ruhe. Von den Kirchtürmen der Dörfer läuten die Glocken den „Angelus", die Leute nehmen die Hüte vom Kopfe und bekreuzen sich, von den Feldern kehren die Pflüger heim; die Mäher schultern ihre Sippen, die Tiere auf der Weide verlassen die Wiesen und gehen, behaglich brummend, ihren Ställen zu.

In den großen Fabriken ist freilich kein Stillstand eingetreten. Jene Räder und Walzen und Hämmer rollen, dröhnen, stampfen jahraus jahrein, die Riemen schwirren, die Dampfrohre, die Hebel, die Kolben keuchen, pusten, arbeiten jahraus jahrein. Und die Menschen, die sie bedienen, thun wie diese Maschinen selbst ihren Dienst, heben, wälzen, hämmern, keuchen — wie die Maschinen. Sie heißen Arbeiter. Die Sprache hat keine weitere Unterscheidung für sie, — Arbeiter schlechthin. Sie sind zu nichts geschaffen, sie erhoffen, sie erwarten, sie kennen nichts, als Arbeit.

Digitized by Google

Aber der Feierabend hat in jenen Hallen doch eine Veränderung gebracht. Man hat die Arbeiter-Maschinen gewechselt. Die ermüdeten dürfen nach Hause gehen, dürfen sich hinstrecken und sollen für morgen neue Kräfte sammeln. Indes sind andere auf ihre Posten getreten und während die Kameraden ruhen, bedienen sie die Maschinen, heben, wälzen, keuchen — wie die Maschinen selbst. Hin und wieder bricht aber doch ein Rad, lockert sich doch eine Schraube. Der letzte Atemzug der Maschine bricht ab, sie steht. Aber es ist bald Abhilfe getroffen; das Rad wird durch ein neues ersetzt, die Schraube wird fester angezogen. Wieder bewegt sich der Kolben, wieder pfeifen die Riemen, wieder sausen die Räder, — der Schaden ist gutgemacht. Hin und wieder bricht auch ein Rad, lockert sich auch eine Schraube in einer der Arbeiter-Maschinen und sie steht. Das Rad ist nicht zu ersetzen, die Schraube kann nicht mehr fest angezogen werden, die Maschine ist unbrauchbar geworden. Aber es macht nichts, eine andere stellt sich auf ihren Platz, und die Arbeit kann fortgehen, fort wie früher, jahraus jahrein. Jetzt am Feierabend drängen sich die Leute aus den Thoren hinaus, hinaus aus der dumpfen, öligen Luft ins Freie, nach Haus. Männer, Weiber, Kinder, alles eilt und läuft, denn von der freien Zeit ist keine Minute zu kostbar. Und wie schön ist es im Freien! Wie ruhig die Natur, wie balsamisch die Luft. Die Stunden der Arbeit und des Schweißes sind vergessen; die Mädchen stimmen heitere Lieder an, so heiter, daß man nicht begreift, wie mancher bleiche Mund sie singen kann, wie manches müde, farblose Gesicht dazu lachen kann. Aber sie singen und lachen doch, — es ist ja Feierabend!

Die Jüngsten, die am wenigsten Ermüdung fühlen, sind den anderen voraus, dann kommen die Älteren und die Frauen und Mädchen, und rückwärts gehen die Alten nach, so schnell sie vermögen. Wie viele, viele Jahre sind sie schon so am Feierabend nach Hause gewandert. Einstens, ja einstens waren sie auch immer die Ersten, mit der Zeit aber sind die Schrauben lockerer und die Räder müde geworden, und so sind sie die Letzten, — nach einem Bibelwort. Auch Kinder sind da, Knaben und Mädchen, aber sie haben keine Kindergesichter, sondern ernste, alte Züge, fast wie Männer. Nur ein Knabe, den ein großer, bleicher Mann in blauem Arbeitskittel an der Hand führt, gehört nicht zu ihnen. Er hat ein feines, frisches Gesichtchen und saubere, wenn auch ärmliche Kleider.

„Habt Ihr ihn wieder zu Hause, Hartel?“ fragt ein alter Kamerad, der hinter dem großen Manne geht. „Ja, Müller, er ist heut' auf Ferien gekommen, und bleibt zwei Monate. Ist ein braver Bursch, gelt Karl? Und heuer kommt er schon ins Gymnasium, da lernt er Lateinisch. Ich hab' meine rechte Freude an ihm, und so Gott will, soll er was Rechtes werden.“

„Was wollt Ihr denn aus ihm machen, Hartel?"

„Ich weiß noch nicht. Arzt, oder Professor, oder Pfarrer. Zu seiner Zeit kann er wählen, wozu er am meisten Lust hat."

„Recht so," sagte der Alte. „Ja, es ist ein Glück — aber es kostet viele Opfer."

„Je nun, aber eine Freude ist's doch, und er kann ein besseres Brot finden einmal, als sein Vater."

„Ja, ja!" sagte der Alte nachdenklich. „Mein Robert, — was könnte der schon sein! hat auch immer so brav gelernt, aber — nun, nun! Gott hat's gewollt, ich will nicht klagen!"

Der Knabe hatte indes die Hand seines Vaters losgelassen und am Wege einen Käfer gefunden, den er aufhob und sorgfältig betrachtete. Von der Gruppe der Jungen, die ganz vorne gingen, blieb einer zurück, ein stämmiger Bursche von sechzehn, achtzehn Jahren mit derbem Gesichte und brandroten Haaren.

„He, was machst Du da, Bruder Student?" rief er den Knaben an. „Hier wirst Du das Studieren wohl bleiben lassen müssen, auch sind's ja Ferien. Wirf das Zeug weg!"

„Laß ihn, Gustav!" rief der Vater, und der rothaarige Bursche drehte sich lachend um, und eilte wieder zu seinen Genossen.

„Der rote Gustav hat vom Studieren nichts wissen wollen, wie?" fragte der alte Müller.

„Ja der!" sagte der Vater, setzt aber nichts hinzu, sondern faßte nur die Hand seines Knaben wieder fester, und sah zu ihm hinab, als wollte er sagen: „Du aber wirst mir mehr Freude machen, gelt?"

Er hat es nicht ausgesprochen, aber der Knabe hat vielleicht den Gedanken in den Augen des Vaters gelesen. Er sah ihn an und drückte seine Hand. — — — — — — — — —

Diese Ferien waren für den Schüler eine glückliche Zeit. Er konnte in Wald und Feld herumstreifen, er konnte Blumen pflücken, Käfer und Insekten sammeln, er konnte den Vater des Abends beim großen Fabrikthore erwarten, und dann mit ihm nach Hause gehen. Schön war das Alles! — Und oft ging er zu dem alten silberhaarigen Pfarrer, der das artige Kind gerne hatte, ihm immer freundlich auf den Kopf klopfte und all die schönen Dinge zeigte, die das kleine Pfarrhaus beherbergte. Da waren besonders ausgestopfte Tiere, Vögel, Schlangen, Feldmäuse und Eichhörnchen, dann aber auch getrocknete und hübsch gepreßte Blumen, Gräser und Blätter, sowie allerlei Gesteinarten, Erze und Metalle; denn der alte Pfarrer war ein großer Naturliebhaber und ein gebildeter Naturkenner, und er hatte die Vorliebe und die schönen Anlagen des Knaben bald bemerkt,

ſo daß es ihm eine Freude war, das Kind zu belehren. Auch fing Karl an, die Anfangsgründe des Lateiniſchen mit des Pfarrers Hilfe vorzunehmen. —

Einmal hatte ihn der Vater in die Fabrik mitgenommen, und ihm alle die Maſchinen und rätſelhaften Vorrichtungen gezeigt. Aber er fühlte ſich ſehr unbehaglich in den großen Räumen, in welchen es fortwährend ſtaubte, nach Öl roch und ſo lärmte, daß der Vater, um ihm etwas zu ſagen, ſich immer ganz zu ihm herabbeugen und die Worte dann laut in ſeine Ohren rufen mußte, ſonſt hätte er nichts verſtanden. Er war betäubt und verwirrt von dem Summen, Stampfen und Krachen, und ſein Bruder, der rote Guſtav, dem ſie auf ihrer Wanderung begegneten, mochte nicht ſo unrecht haben, als er ſpöttiſch lachend ſtehen blieb und ihm laut zuſchrie: „He, der Lateinſchüler! — Was machſt denn Du hier? — Führ' ihn lieber hinaus, Vater, er ſieht ja ganz unwohl aus, armes Bübchen. — Freilich! Beim Herrn Pfarrer und in der Schule iſt wohl kein ſolcher Höllenſpektakel, gelt? — Glaub's gern!" Und damit ging er weiter. —

Zu Hauſe war die Mutter, eine einſilbige, nicht gar zu freundliche Frau, und Grete, die Schweſter. Die arme Grete war ein unglückliches, von der Schöpfung verkürztes Weſen. Ein Höcker entſtellte ihre kleine, ſchmächtige Geſtalt und das Geſicht hätte mit ſeinen Falten und Runzeln und ſeinem alten Ausdrucke einer bejahrteren Frau angehören können, trotzdem ſie nur wenig älter war, als Guſtav. Aber ſie war Karls beſte Freundin. Sie war es, die ſeine Kleider in Ordnung hielt, die ihm eine Lade für ſeine Bücher und ſeine kleinen Sammlungen gegeben hatte, die am öfteſten, wenn der Vater nicht zu Hauſe war, mit ihm ſprach und immer freundlich war und ſich, außer dem Vater, am meiſten freute, daß er nun in die Lateinſchule ſollte. Und dann waren die Ferien zu Ende und er kam nun wirklich ins Gymnaſium. Welche Freude das war! Und wie gern und fleißig er lernte! Bei ſeinen Büchern, auf der Schulbank und mit ſeinen kleinen Sammlungen beſchäftigt, flogen die Monate nur ſo hin.

Ein großer Schmerz erwartete ihn, als er wieder zu den Ferien heimkam. Der alte Pfarrer war geſtorben. Alſo nichts konnte er mehr von ihm lernen und auch die vielen ſchönen Tiere kamen fort, die Steine, die Pflanzen, die Bücher, alles. Es war der erſte Schmerz, den ihm das Leben zudachte. —

Zu Hauſe ging alles im ſelben Geleiſe fort. Die Mutter war ſtill und einſilbig, der rote Guſtav barſch und lärmend, Grete kränklich und lieb wie immer, und der Vater! — Ach der gute teure Vater war ja immer der gleiche. Wieder konnte er ihn des Abends am Fabrikthor abholen, oder er begegnete, wenn er ſich etwas verſpätet hatte, dem Trupp der heimkehren-

den Arbeiter, und einer oder der andere rief ihm dann zu: „Dein Vater geht rückwärts mit dem alten Müller!“ Dann sah er auch schon seine große, etwas gebückte Gestalt und den gelben Bart, der das Gesicht noch bleicher erscheinen ließ. Wenn aber der Werkführer seines Knaben ansichtig wurde, flog stets ein freundliches Lächeln über seine Züge, er nahm ihn dann bei der Hand, wie früher immer, fragte, was er tagsüber gemacht, und plauderte mit seinem Kinde und mit dem alten Müller, der jetzt noch langsamer ging als früher.

Eines Tages gab es aber eine unliebsame Scene.

Der rote Gustav war zu Hause geblieben, denn er hatte sich die Hand verletzt, mußte den Arm in der Schlinge tragen und konnte keine Arbeit thun. Karl kam am Feierabend wie gewöhnlich mit dem Vater nach Hause, und als sie in die niedere Stube traten, die zugleich die Küche war, da merkte er gleich, daß es irgend etwas gegeben haben mußte. Denn die Mutter lärmte mit dem Geschirr bei ihrem Eintritte mehr als nötig, Grete saß in einem Fenster und hatte rot geweinte Augen und Gustav ging mit zornigem, erhitztem Gesichte in dem kleinen Raume auf und ab. Als sie kamen blieb er stehen und rief Karl an:

„Nun, da bist Du ja, Lateinschüler! Wir haben gerade von Dir gesprochen. Das Schmarotzen und Nichtsthuerleben schmeckt wohl prächtig, was?“

„Laß' ihn in Ruhe, Gustav! Was soll denn das?“ rief der Vater.

„Ach, wir haben von ihm gesprochen,“ sagte Gustav. „Das wird ja Gott sei Dank nicht häufig vorkommen, daß ein Arbeiter sein Kind in der Stadt erhaltet, damit der Junge in die Schule gehen kann, wo er ohnehin nur unnützes Zeug lernt. Und was das Geld kostet! — Wie lange soll es denn noch so fortgehen, Vater? Wir bringen uns so kümmerlich durch und müssen uns allesamt fast am Munde absparen was er braucht. Das ist eine schöne Bescherung; und was haben wir davon? Ein Unrecht ist's, sag' ich!“

Bis dahin hatte der Werkführer stumm zugehört. Bei den letzten Worten aber war er zornig errötet und nun rief er:

„Schweig, Gustav! Es geht Dich gar nichts an. Solange ich lebe wird er in die Schule gehen, und sollte ich's nicht erleben, daß er fertig wird, so werden sich andere Mittel finden. Ihr seid nie um einen Löffel Suppe verkürzt worden, Du am wenigsten!“

„Ach, Vater,“ sagte Gustav „willst Du mich glauben machen, daß es ganz so glatt abgeht? Wo wäre dann das Opfer, von dem Du selbst so oft gesprochen?“

Er verstummte, denn die Züge des Vaters waren drohender als er sie

seit lange gesehen, und selbst der rote Gustav hatte immer einen gewissen scheuen Respekt vor dieser strengen Miene.

„Schweig sag' ich," rief der Werkführer. Er selbst entgegnete nichts mehr, sondern ging in die Ecke, wo er seine Pfeife stehen hatte, stopfte sie, und legte sie dann auf das Fensterbrett. Karl aber war zu Grete gegangen, sie hatte ihn zu sich gezogen und strich ihm liebevoll das Haar aus der Stirn.

„Kränk' Dich nicht," sagte sie dabei leise. Er bedurfte ihres Trostes, denn er war erschreckt und verwirrt. Nie früher war ihm ja der Gedanke gekommen, wie viel oder ob es überhaupt was koste, daß er in die Schule ging. Jetzt aber durchfuhr ihn dieser Gedanke wie ein Blitz und er konnte ihn nicht mehr abschütteln.

Am nächsten Vormittage schlich er traurig auf sein Lieblingsplätzchen am Bache, wo er so manche Stunde schon in ungestörter Einsamkeit verbracht. Heute aber hatte er kein Buch mitgenommen, seine eigenen Gedanken beschäftigten ihn genug. Er lag am Rücken und starrte ins Himmelblaue hinein, aber heute sah er keinen der Schmetterlinge, die vor ihm über die Blumen flogen, keinen der Käfer, die über seinen Kopf summten, keine der Libellen, die ruhelos den Bach hinauf- und hinabschossen. Immer und immer wieder quälte ihn der Gedanke: daß er lernte war ein Opfer für den Vater! Damit er lernte, mußten die Anderen entbehren! —

Lieber Gott, was war er ihnen dann für eine Freude? War da nicht Gustav viel besser, der sich schon fast allein ernähren konnte? — Und wie viele Jahre sollte es noch so fortgehen! Wann wird er dann, und wird er jemals das Opfer auch vergelten können? —

Traurig und niedergeschlagen kam er nach Hause zurück. Der einzige Trost war ihm der liebe Gruß Gretens, und wie sie mit ihm sprach, wobei sie kein Wort von gestern erwähnte. Als er abends den Vater abholte, lachte ihm der Werkführer so freundlich wie immer entgegen, führte ihn wie immer an der Hand und plauderte so gut und lieb wie sonst mit seinem Knaben.

Sollte ihm Karl nicht sagen, daß er nicht mehr in die Schule gehen, daß er, sowie Gustav, ein Arbeiter werden wolle, um sich schneller sein Brot verdienen zu lernen? — Ach, von all den Büchern scheiden, nichts mehr lernen können und sein ganzes Leben in den dumpfen, staubigen Räumen im Getöse der Maschinen verbringen müssen! Es war ihm so schwer, es war ihm unmöglich. — Und dann waren die Ferien zu Ende und er saß nun doch neuerdings in der Schule. Rasch, wie früher, flogen die Monate hin. Der Winter kam und ging, der Frühling, dann der Sommer und die Ferien, sie kehrten wieder. Wieder war er nun ein Jahr älter geworden,

Digitized by Google

wieder hatte er Vieles gelernt, — er fühlte sich reifer und größer, wieder holte er den Vater ab an den Feierabenden, wenn die Dorfglocken läuteten, wenn die Leute von den Feldern heimkehrten, wenn die Herden behaglich brummend ihre Ställe aufsuchten und die Sonne über das ganze immer so gleiche und doch immer so verschiedene Bild ihre roten Strahlen warf, bevor sie untersank. Eines Abends aber kam der Vater nach Hause, bevor Karl zur Fabrik gehen konnte, ja, lange vor der Stunde, zu der die Arbeiter sonst entlassen wurden. Er kam aber nicht gegangen, sondern vier Männer trugen ihn in einer Bahre, und als sie an dem Knaben vorüberkamen, hörte er sie sprechen. Er hatte am Weg hinter den Sträuchern gelegen, so daß sie ihn nicht sehen konnten.

„Er war gleich mausetot," sagte einer der Männer, die rückwärts nachkamen, „wir konnten ihn auch garnicht herausreißen."

Dem Knaben fuhr es siedendheiß durch das Gehirn. Das war sein Vater, den sie da trugen, er hatte es ja gehört, und sein Vater war tot, mausetot! Im ersten Augenblick kam es über ihn wie eine Lähmung. Er konnte sich nicht regen, kaum ging sein Atem. Mausetot, — sein Vater! —

Endlich erhob er sich und taumelte mehr als er ging, wie ein Träumender, dem kleinen Hause zu. Seine Augen waren trocken, noch hatte er keine lindernde Thräne gefunden. Spät erst kamen sie, als er sich über den toten Vater hinwarf. — — Dann hoben ihn die Männer und Gretchen, das gute arme Gretchen empor. Er aber fühlte, daß er allein sein müsse und ging hinaus, schneller und schneller. Vor der Fabrik stand eine große Scheune, der Weg führte durch sie hindurch. Oben verkroch er sich in das Heu, und nun hatte er Thränen, bittere, zahllose Thränen!

Gegen Abend, — draußen war es schon ganz finster, — gingen unten viele Leute durch. Er wußte wohl, wohin sie gingen und von wo sie dann kamen! Zuletzt waren es wenige, zwei, drei. Sie blieben gerade unter ihm stehen und er hörte jedes Wort, das sie zu einander sprachen.

„So war es," sagte der Eine. „Sie wissen, Herr Chef, wie bei dem kleinsten Fehlgriffe ein Unglück geschehen kann. Nun war aber Hartel nicht nur unser bester und verläßlichster, sondern auch unser vorsichtigster Mann. Er war eben unterrichteter als die anderen und kannte die Gefahr. Weiß Gott, wie es gekommen! Aber mit einem Male war er von dem Rade erfaßt und zerdrückt; — er kann gar nicht gelitten haben, nicht eine Minute."

„Ja," sagte der Chef, „ich bedauere es sehr, sehr. Nur müssen Sie sofort einen passenden Ersatz für den Posten finden, Herr Werner; gerade hier könnte eine unfähige Kraft bedeutenden Schaden anrichten. Ja, der arme Hartel thut mir herzlich leid, er war einer unserer Bravsten!"

Dann entfernten sich die Schritte, und der Knabe oben weinte heißer noch als früher und schluchzte, als müsse ihm das Herz brechen. — Wie die langen Stunden der Nacht vergangen, ob er geschlafen, ob er mit offenen Augen dagelegen, er wußte es nicht. Auch in den nächsten Tagen, wo er am Grab des Vaters stand, kam er zu keinem klaren Bewußtsein. Ihm war, als hätte er einen schweren Sturz gethan, der ihm die Sprache und das Denken geraubt.

Zu Hause war es totenstill, niemand sprach ein Wort, auch Gretchen nicht. Um sein Kommen und Gehen kümmerte sich niemand; so war er meist draußen in den Feldern, am Bache. Die Natur gab ihm noch den meisten Trost. — Eines Abends aber sehnte er sich nach seinen Büchern. Als er nach Hause kam, war Gretchen nicht in der Stube, aber die Mutter und Gustav saßen beim Fenster. — Er zog seine Lade auf, wo die Bücher lagen; — wo waren sie aber hingekommen? Bestürzt blickte er nieder: alle waren weg. Da sprach ihn Gustav an:

„Du suchst umsonst, mein Junge. Ich habe die Scharteken samt und sonders ins Feuer geworfen. So ist es auch besser für Dich, so kriegst Du die Schrullen leichter aus dem Kopf. — Ja, ja! Mit dem Studieren muß es nun aus sein!"

Der Knabe rang fast nach Luft.

„Ich soll nichts mehr lernen können? — Du hast meine Bücher alle verbrannt?" stammelte er.

„Nun natürlich," entgegnete Gustav. „Das hat sich der arme Vater so gedacht, aber wie soll sich das thun lassen? — Du mußt jetzt arbeiten wie ich und ich werde Dich morgen in die Fabrik führen. Ich habe schon mit Herrn Werner gesprochen. Er wird Dich ganz gut brauchen können. Es geht schon nicht anders."

Und als Karl schwieg, fuhr er fort:

„Mutter kann nicht viel arbeiten und Grete ist ja so krank; wir müssen Brot schaffen."

„Ja, ja, mein Kind!" sagte die Mutter, „es geht nun einmal nicht anders, Du mußt arbeiten!"

Er antwortete nicht, er ging hinaus zu Grete. Sie wußte, was sie ihm gesagt hatten. Sie zog ihn zu sich und küßte ihm die Thränen von den Augen. Dabei fielen ihre eigenen auf seine Wangen.

„Wenn's nicht anders geht, Karlchen? — O, wenn ich es machen könnte! Aber ich bin so arm und schwach!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Diese großen Fabriken mit den qualmenden, zum Himmel ragenden Schloten, mit den vielen Hunderten von Männern und Frauen, die zwischen

den sausenden Maschinen arbeiten, besitzen schon seit Jahren einen braven, tüchtigen Werkführer. Er kennt sich aus, denn er arbeitet von Kindesbeinen auf in ihrem Dienste. Die anderen Arbeiter sind wie Uhrwerke, die der Hunger aufzieht und die Gewohnheit im Gang erhält. Bei ihm ist es vielleicht etwas mehr, denn wenn die Vorgesetzten einmal aus dem großen Haufen lebender Maschinen seinen Namen nennen, so sagen sie wohl: „Der Karl Hartel ist ein ganz intelligenter Mensch, er ist recht brauchbar." Einmal hat er eine große Freude erlebt. Der Chef rief ihn zu sich und sagte:

„Ich habe öfter Ihre schöne Handschrift gesehen. Hier habe ich eine höchst dringende Arbeit. Herr Werner soll Sie für einen Tag frei machen, ich werde es ihm selbst sagen. Trachten Sie damit fertig zu werden."

Dann hatte er die Arbeit pünktlich und zu voller Zufriedenheit abgeliefert. Als ihn der Chef fragte, was er denn gelernt, war er tief errötet; — es hatte so alte Erinnerungen in ihm geweckt. . . . .

Wenn er immer im Comptoir sein könnte! Es war doch etwas Besseres, Menschenwürdigeres. Zwar hatte er sich längst gewöhnt an das Getöse, an das Sausen der Riemen, an das Surren der Räder und das Stampfen der Kolben, — jede Maschine gewöhnt sich an ihren Dienst, — aber hin und wieder kamen doch die Pläne der Kindheit mächtig über ihn. Einmal sprach er sogar davon zu Herrn Werner.

„Ach gehen Sie mir, Hartel!" antwortete der, „das könnten wir brauchen, — unser bester Werkführer! Da würde sich der Chef bedanken!" —

Wenn der Feierabend kommt, wenn die Sonne, bevor sie hinuntersinkt, noch ihre letzten roten Strahlen herüberwirft über das Land, dann läuten die Dorfglocken, dann schultern die Mäher ihre Sippen, und die Ackersleute kehren vom Felde heim und die Rinder suchen behaglich brummend ihre Ställe auf. Aus den Thoren der großen Fabriken strömen aber wie einst die heimkehrenden Arbeiter, Männer, Frauen und Kinder. Und unter ihnen geht ein junger kräftiger Mann im blauen Kittel. In den Augen und unter dem blonden Barte liegen noch viele Züge versteckt von dem Knaben, der am Bache lag und das Leben der Natur belauschte. Dazu hat er jetzt keine Zeit mehr. Höchstens daß er daheim mit Grete davon spricht. Sonst ist niemand da, und so können sie manchmal lange Gespräche führen, die selbst seinen Schlaf und seine Müdigkeit überwinden.

Im übrigen wirkt er mit den anderen da drin, bei Radwerk und Kesseln. —

Hin und wieder bricht ein Rad, lockert sich eine Schraube.

Die Maschine thut den letzten Atemzug, sie steht. Aber es ist bald Abhilfe getroffen; das Rad wird durch ein neues ersetzt; die Schraube wird fester angezogen. Wieder bewegt sich der Kolben, wieder pfeifen die Riemen,

wieder ſauſen die Räder, — der Schaden iſt gut gemacht. Hin und wieder bricht auch ein Rad, lockert ſich eine Schraube in einer der Arbeiter-Maſchinen, und ſie ſteht.

Das Rad iſt nicht zu erſetzen, die Schraube kann nicht mehr angezogen werden, die Maſchine iſt unbrauchbar geworden. Aber es macht nichts: eine andere ſtellt ſich auf ihren Platz und die Arbeit kann fortgehen, fort wie früher, — jahraus, jahrein!

Ding „Mensch".

Seelendrama von Peter Merwin.

(Magdeburg.)

I.

Der Proletarier.

So Tag für Tag, den langen lieben Tag,
Von Sieben früh bis ſpät zum Siebenſchlag,
Geraſpelt und gefeilt in der Fabrik
Bei Räderwerks Geſurre und Gequiek
Iſt meines Daſeins Handlung und Muſik.
Und doch —, wie wohl war mir jahraus, jahrein
Bei dieſes ew'gen Trittrads ew'gem Schnarren:
So mußt' es ja —, nicht konnt' es anders ſein, — —
Bis ſie auf ſolch einſpänn'gem Leichenkarren
Mein liebes Weib und meinen Buben
Mir jüngſt begruben.
Seitdem hör' ich das Seil nur immer knarren,
Und hör' den Sarg — und ſeh' ihn grabwärts ſchurren. —
Zum Ekel ward mir nun dies Schurren,
Das ew'ge Trittrad macht mich noch zum Narren.
Mir iſt, als ob mir damals eine Feder
Im Uhrwerk wär' geſprengt, ſo lahm jetzt haſpeln
Fühl' ich's hier drin wie groß' und kleine Räder, — — —
Zu ſatt hab' ich das Trittrad und das Raſpeln!
O, daß ich aus der Menſchheit Daſeinsöde
Doch auch erſt fort wär' und drei Klafter tief
Auch, wie mein liebes Weib und Bübchen, ſchlief!
Ach, ſchlafen! — ja, ich ſollt' die karge Schicht,
Die nach zehn Stunden Schweiß mir zugemeſſen,
Verwachen nicht und ſo vergrübeln nicht:
Schnell ſollt' ich ſchlafen, eſſen und vergeſſen,
Damit zum Tagwerk ich, der Arbeit Sklave,
Mich wieder rüſtig eſſe, rüſtig ſchlafe;
Statt deſſen, — da es Neun jetzt eben ſchlug, —
Noch ſitz' ich bei ſolch Unſchlitt-Lichtſchein wach,
So ſpäte über ſolch tiefſinn'gem Buch,
Und grüble über Sein und Nichtſein nach; —
Ich — grübeln, — Proletarier von der Fauſt! —
Was überm Stall ſo, auf Dachkammern hauſt,
Soll gläubig ſich vertiefen in die Bibel:
Nicht in ſolch Buch, — in glaubenslos Gegrübel. —
Ich — Proletarier! Ja, das iſt mein Fluch,

Das hängt mir an bis unters Leichentuch!
Ja, wär' ich auch
Vorher bestimmt gewesen, schon als Küken,
Zum Haupthahn mit gespreizten Federspulen,
Gehätschelt, großgewiegt von Domestiken —,
Hätt' ich die Bänk' auf höhern, hohen Schulen
Zwölf Jahr gedrückt, Kunst, Wissenschaft schmarutzend:
Aus mir wär' ganz was andres noch geworden,
Als solch ein Exemplar, geschnürt aufs Dutzend,
Solch Stück vom Staatshämorrhoidarien-Orden,
Der ausgern löffelt die ägypt'schen Töpfe, —
Ja, andres als solch akadem'sche Tröpfe,
Beamtet und besternt! —
Von meinem Ruhm ging' durch die Welt ein Raunen,
Ihn sollte jede Zeitung ausposaunen
Ans Menschheitsende, weltentfernt. —
Den Adler Geist fühl' ich die Schwinge heben:
Nur stößt sie sich an Käfigs Gitterstäben — — —,
Ach, hätt' ich was gelernt! — —
Wie steckt' ich gern
In meines dazumal Milchbruders Felle,
Den meine Mutter einst als seine Amme
Getränkt hat aus derselben Lebensquelle
Wie mich, ihr Elendswurm vom eig'nen Stamme!
Sein Vater hat hier wo 'ne hohe Stelle. — —
Wie meine Mutter als solch schmier'ge Bettel
Mit mir als solchem Jungen schon von Zwölfen, —
Noch weiß ich's! — bei den Leuten ging auf Bettel:
Mein Lumpenaufzug sollte dabei helfen.
Dann stand sein Junge, wie das von Gymnasien
Wohl solche Flegel machen, die hochnas'gen —
Er stand dabei, die Hände auf dem Rücken,
Und glotzt mich an mit frechem Augenzwicken,
Als wollt' er merken sich für ew'ge Zeiten,
Wie Pack sich ausnimmt bei vornehmen Leuten. —
Dann hab' ich oft noch ihn gesehn von fern
Als jungen einst — und dann als großen Herrn,
Patent geschniegelt, mit frisiertem Scheitel —
Von Kopf zu Füßen alles an ihm eitel!
Gestopfte Waden, auf der Nas' den Kneifer,
Mit Akten unterm Arm, in höherm Eifer
Umrennend Holzhacker und Scheerenschleifer.
Gesehn auch hab' ich manchmal ihn vom weiten
Daher als solch ein schneid'ger Leutnant reiten.
Ja, mein Milchbruder spielt solch vornehm Früchtchen:
So'n Ordnungspfeiler, für den Staat so wicht'gen,
Ja, einen Mann, — zur richt'gen Zeit den richt'gen —
Und über alles Lob gesinnungstücht'gen. —
So Einer, dem schon in die Windeln blind
Von dem Geschick Staatsämter, Ansehn, Würde,
Staatstugend, Sitten eingebündelt sind:
Kurzsinnig müßte sein, wer da nichts würde!
Doch Unsereins, elendes Findelkind,
Ist schon verdorben gleich in der Verpackung,
Zeitlebens gut zu Schinderei und Zwackung,
Sein Schicksal vorbestimmt zur Abwärtssackung. —
Daß ich meines Vaters, meiner Mutter Sohn:
Das, — eh ich da war, war mein Unglück schon:
Sie, wie's heißt, von je 'ne Erzspitzbübin,
Verrufne Schwindlerin und Ladendiebin,
Hat fast ihr ganzes Leben zugebracht
An solchen Orten,
Wo hinter Einem eich'ne Pforten
Nur von Staatswegen werden zugemacht;
Jüngst wieder hat man mit freigeb'gen Händen
Mit Zuchthaushaft so reichlich sie bedacht,
Daß eh'r ihr Leben als die Haft wird enden.
Mein Vater, — ach, wer weiß, wer der wohl war!
Kaum meine Mutter selber weiß es gar.

Wem ſo beſchieden war ſolch Elternpaar,
Dem ſteht's geſchrieben — in den Sternen nicht,
Nein, in der Liſte der Behörden,
Bei Polizei und bei Gericht:
„Du kannſt was andres mal auf Erden
Als ſolch ein Vagabunde nimmer werden!“ —
Zwar, in des Daſeins ewiger Bedrängnis
Hab' ich recht ehrlich gegen ſolch Verhängnis
Gewehrt mich: gegen Strolchtum und Gefängnis;
Das Rad getreten hab' ich unverdroſſen,
Mich fern gehalten von den Streikgenoſſen,
Wenn ſie mit Gift und Galle übergoſſen
Die Menſchheit hoch zu Roß und in Karoſſen.
Ihr hemmt ja doch nicht Weltlaufs Schaumgeſpritz:
Taucht unter mit der Fauſt jetzt den Beſitz,
Und haltet ſie dann fort, dann, wie der Blitz, —
Ihr ſollt es ſehn: wie hoch dann wieder ſchießt
Geſchulte Wiſſenſchaft, zähleb'ger Witz, —
Er, der auf Einfalts Koſten flott genießt,
Indes Gewalt, — roh, ungeſchult, —
Für ihn, ſo lang die Welt ſteht, Schweiß vergießt,
Für ihn ſich müde hämmert, feilt und ſpult;
Ob auch in ſchwachem Leibe, — kluge Geiſter,
Sie bleiben ewig dieſer Menſchheit Meiſter.
Drum neid' ich Reichen nie die Schätz' in Käſten —,
Die Schätze nie, womit in Feuerfeſten
So gern ſie raſcheln, wohlgefällig klirrn:
Die neid' ich ihnen, die in ihrem Hirn —,
Nur die Gedanken, die da lautlos ſchwirrn.
O, gebt mir einzig, wo ich lernen kann:
Und, hungernd, ſchwärm' ich doch in Sternen dann!
Nie ſtand mein Sinn nach reichem Haben:
Nach reichem Sein nur, nur nach Geiſtesgaben, — — —
Doch iſt auch das vorbei jetzt —, auch begraben
Mit meinem lieben Weibe, meinem Knaben:
Jetzt frag' ich nichts nach Wiſſen mehr,
Nach Trittrad, Raſpeln, Feilen nichts —, nach gar nichts;
Mir gähnt die Welt in Finſterniſſen, — leer:
Mir iſt nichts drin und wird nichts ſein und war nichts, —
Doch — Eins! Doch — Zwei noch giebt es hier im Stübchen: —
Da — auf dem Stuhl dort ſitzt mein Weib, mein Liebchen,
Und ſtopft und flickt;
Daneben ſitzt und malt mein Bübchen,
Gar emſig übers Schreibebuch gebückt, — —
Und jetzt — — ſieh da! — hu! in der düſtern Ecke —,
Sieh, da, — im Bette unter weißer Decke,
Ach, dieſes letzte Strecken und Gerecke,
Und in den Kiſſen das Geſicht dort, — — eines! —
Nein, zweie — —, da! ein großes und ein kleines; —
Da, — Aug'entgleiſung, überirdiſch Lächeln, —
Dies Stöhnen, horch! das war ihr letztes Röcheln — — —,
Da! — — dort! — — — —
Fort von der öden Bodenkammer! — fort!
Ich werde noch verrückt von den Geſichten; —
Doch, weh! ſie folgen mir an jeden Ort;
Wohin noch ſoll ich mich vor ihnen flüchten! — —
Dies furchtbar Schauen kann ich nur vernichten
Mitſamt der ganzen Mechanik von Denken!
Ich geh, in Bier —, in Bier es zu ertränken!
Ja Glas auf Glas und Glas will ich jetzt trinken:
In Rauſches Nichtſein werd' ich dann verſinken.

II.

Der Mann von Diſtinktion.

Dem Himmel Dank! jetzt außerhalb Gefahr
Iſt unſer einz'ger Oskar ganz und gar:
Er hat bei ſeinem Sturz vom Pferde
Erlitten keine innere Verletzung;
Jetzt gilt es nur noch ſeines Beins Verſetzung,
Daß das im Lauf von Wochen wieder werde.

Ganz sicher ist jetzt seines Beines Heilung:
Des Fußes Schwellung ist schon in Verteilung.
Erst stand es zwar bedenklich nach dem Sturz,
Weil grade der das rechte Bein betroffen,
Von je etwas verkümmert und zu kurz:
„Kein rechter Wechsel drin von Säft' und Stoffen, —
Geburtsfehl!“ sagt der Arzt; — das mag wohl sein.
Ganz dunkel ist es mir: von solchem Bein
War einstens, — damals in der Zeiten Öde,
Als Oskar mir geboren ward, die Rede:
„Das rechte Bein ist schwächer,“ — so, genau
Klingt mir Erinn'rung noch, metallisch spröde;
Noch seh' ich, die es sprach, die Wickelfrau,
Ein altes Weib, Kinn spitz, die Augen blöde. —
Beinah wär' um dies rechte Bein, dies leid'ge,
Mein Oskar nicht zum Militär genommen
Und um die Herrlichkeit, die blitzend schneid'ge —,
Um den Reserveleutenant gekommen;
Hebt doch mit dem „Reserveleutnant und“
Erst rechte Menschheit an: der Rest ist Schund.
Jetzt freilich ist es mit dem schneid'gen Flimmer,
Mit Degen, Epauletts vorbei für immer,
Und froh bin ich, daß ich bald wieder gehn
Ihn darf mit leiblich heilen Gliedern sehn. — — —
Zur Sitzung muß ich bald, — die Zeit wird knapp,
Sonst wartet' ich noch gern den Doktor ab;
Daß ich sie auch so früh schon angesetzt!
Um Zehn bereits, — dreiviertel ist es jetzt.
Es werden ungeduldig auf mich warten
Schon meine Rät' und Assessoren, — — —
Das hab ich auch gemußt; ei, laß sie warten!
Ich hab' mir sauer auch verdient die Sporen.
Noch weiß ich, wie die Herren Einen narrten. — —
Ja, hätt' ich nur dies Zeug schon durchgelesen,
Die ganzen Stöße dicker Akten;
Berichten soll ich übers Kneipenwesen
Und über hies'ge Feierabendstunde
Ans Ministerium. — Euch vertrakten —,
Zahm machen will ich schon euch frechen Hunde!
Hinbring' ich noch mit Amtes ganzer Wucht
Euch Bürgerpack zu frommer Zucht! — —
Nur bin ich froh, daß ich jetzt ohne Sorgen
Kann in den Dienst gehn: Oskar ist geborgen! —
Herr Gott! als sie für tot da ihn mir brachten,
Mir war's, als ob die Weltentrümmer krachten,
Als wollten die, begrabend, mich umnachten.
Wär' er gestorben —, still! ich fühl im Hirn
Bei dem Gedanken schon mir Wahnsinn schwirrn. —
Wie lieb' ich ihn! — wenn ich ihn sehe, schwillt
Mir schon das Herz: — er ist mein Ebenbild!
Von seiner Mutter, meiner ersten Frau, —
Der Ärmsten, — hat er gar nichts mitgebracht:
Tiefsinnig stets, sah sie nur Grau in Grau,
Vorahnend ihres Sterbens frühe Nacht. —
Das war ein Elend: auf 'ner Ferienreise
In ödem Flecken, ferne, in der Fremde
Der Neugebor'ne — mutterlose Waise,
Die junge Mutter, — ach! — im Totenhemde!
Woher die Nährerin im fremden Städtchen —,
Woher sie nehmen für das arme Wurm?
Da fand, zum Glück, sich solch' verwahrlost' Mädchen,
Die auch jüngst Mutter ward, im — — Kerkerturm;
Nun, lieber doch, — in meiner Angst — so Eine —,
Zum Nähren irgend Eine nur, als Keine. —
Das Weibsen hat — danach — samt ihrem Banker
Sich an die Fersen mir gehängt mit blanker,
Mit barer Bettelei. Aus meinem Leben —,
Mir aus den Augen ist sie lang' entschwunden;
Wer weiß es, hinter welchen Gitterstäben
Sie längst ihr kläglich Ende hat gefunden!
Vor Augen mir geblieben ist ihr Banker;

Ob er mich kennt? — ich ſeh noch oft den Kunden:
Er iſt ſo'n Plebs, der gern mit frei und ſranker
Miſere prunkt, — am Menſchheitsleib ſolch Kanker. —
Milchbruder Oskars! — heut noch wird mir ſchwach,
Ruft mir ſein Anblick jene Zeiten wach;
Doch, Gott ſei Dank! jetzt wächſt darüber Moos:
Und Oskar doch bekam ich dabei groß.
Not hab' ich zwar noch viel mit ihm gehabt;
Schon auf der Schul' hat's nie mit ihm geklappt,
Oft war's Verſetzen vor ihm abgeſchnappt;
Die Reifeprüfung ging ihm gegen den Strich,
Schwer hat er ſie beſtanden — — — ganz wie ich!
Und dann der Kummer: gar nicht gut erſt that er, —
Der Wildfang! — an der Bruſt der alma mater.
Buch? — iſt nicht! — Gaslaternen eingeſchmiſſen, —
Fechtboden bloß, Frühſchoppen, — ew'ger Kater;
Den Rock verkeilt, — Thürſchilder abgeriſſen, —
Philiſtervolk genzt, — — — ganz wie ſein Vater!
In ihm von damals ſeh ich mich noch heut
Als flotten Studio wieder: ſel'ge Zeit! —
Für Amtes Wüſte mit verbranntem Graſe
Muß flotter Burſchenherrlichkeit Oaſe
Für lebenslang die Ideale liefern,
Daß wir, — der ſchönen Zeit ſo fern, —
Wir alten Herr'n,
Auf dieſem Weg voll Kieſeln und voll Schiefern,
An der Erinnerung, — Hand über'n Augen, —
Rückſchauend uns voll ſüßer Sehnſucht ſaugen.
Drum pflegt die akadem'ſchen Ideale:
Nur einmal blühn ſie hier im Erdenthale! —
Zwar hat es Oskar auch gewagt, auf Wechſeln
Gar kunſtreich meinen Namen nachzudrechſeln;
Das war nicht ſchön; doch, pſt! ja davon ſchweigen!
Noch wer that's auch, — ich will nicht auf ihn zeigen. —
Auch iſt ihm der „Aſſeſſor" nicht gelungen:
Hat nur der Arzt erſt wieder heil den Jungen,
Wird ins Examen wieder friſch geſprungen;
Doch macht er auch dann gleich den „Doktor" mit.
Sonſt hieß nur Doktor, wer verſchrieb und ſchnitt;
Wer jetzt ins Leben ohne „Doktor" tritt,
Iſt Muſter ohne Wert, er zählt nicht mit.
Das zweite Mal — per nefas et per fas —
Wird's — wie bei mir damals, — da wird es was! —
Nur gut, daß er von Hauſe ſo geſtellt iſt:
Sein Vater iſt ja doch ein Mann,
Der warten —, der's mit anſehn kann,
Bis daß ſein Sohn was Rechtes auf der Welt iſt;
Iſt's nicht von dreißig —, wenn er dann, — ja dann
Von vierzig endlich nur feſt angeſtellt iſt.
Derweil hat er die Hörner abgelaufen,
Das Lüdern ſatt bekommen und das — Trinken;
Dann ſtellt er, — angeſehen, hochachtbar, —
Solch Stückchen Menſchheit in der Menſchheit dar,
Das immer angeſehen, ehrbar war:
Daß er gelüdert einſt, iſt nimmer wahr.
Schon als Aſſeſſor, wenn auch unbeſoldet,
Iſt er das reine Gold, nicht bloß vergoldet.
Mit Leutnant und Aſſeſſor in die Wicken
Geht's freilich jetzt; ſolch Sturz hat ſeine Tücken,
Wie ſchade drum: ſolch Epauletts und Degen, —
Der reine Gott! — für ewig abzulegen. —
Es war vor einer ruppigen Geſtalt,
Wie Oskar ſagt, ſein Pferd zurückgeprallt;
Nach der Beſchreibung war's der Banker wieder.
So oft ich dieſen Menſchen ſehe,
Iſt's ſicher, daß auch etwas, mir zuwider,

Am selb'gen Tage noch geschehe, —
Ob nun im Dienst Verdruß, was Schief' und Krummes,
Ob nun zu Hause Mißgeschick und Dummes. —
Schwebt gegen mich auf eine Beschwerde,
Die Sache bei der oberen Behörde,
Regierung oder Ministerium,
Und ich, — besorgt, was daraus werde, —
Mich frage: geht das gerade oder krumm? —
Wenn dann der Proletarier mir begegnet,
Dann weiß ich: in die Bud' hat's mir geregnet!
Und richtig, selb'gen Tags mit großem Siegel
Kommt mir ein Wischer, — wie ein Punktum sicher! —
Den steck' ich nimmer hintern Spiegel,
Ihn lesen alle Schreiber mit Gekicher;
Und in den sorglich beigepackten —,
Schon vor dem Öffnen weiß ich's — in den Akten
Auf allen Blättern, — Himmel und Regierung! —
Wie wimmelt's da von allerlei Verzierung,
Von groß impertinenten Fragezeichen,
Von höchst nichtsnutz'gen Glossen an den Rändern,
Von doppelt blau und rotem Unterstreichen,
Durchstreichen, um's in pejus abzuändern.
So kommt mir dann aus höherer Instanz
Die Arbeit heim, von mir von Herzen ganz
Recht abgefaßt mit allem Wissensglanz.
So ist's: bei uns wohnt, eine Treppe höher,
Dummheit der Weisheit eine Treppe näher. —
Und als ich dazumal die Sonntagsruh
Einführen wollt mit Amtes ganzer Kraft:
„Von früh bis spät hait' eure Buden zu!“
Und ich schon jubelte: „du hast's geschafft,
Du hast, der Polizei gewalt'ger Chef,
Besiegt der Judenpresse wild Gekläff, —
Doch da bekam die Sach' erst ihren Schwanz,
Kam vor's Gericht bis in die höchst' Instanz. —
Noch weiß ich, wie mein Herz in Sturmesschlägen
Dem Tage der Entscheidung pulst' entgegen —
Dem Tage vor dem Reichsgericht.
Der Tag war da, — da treff' ich jenen Wicht, —
Da wußt' ich gleich, was mir da oben
Die hatten eingedrockt, und — richtig:
Zur selben Stunde ward mir aufgehoben
Mein Leibstück von Verordnung, — null und nichtig!
„Nun, Krämer, wieder auf mit euern Buden!“ —
Hei, wie mit Spott und Hohn mich da beluden
Die Zeitungen des Freisinns, — diese Juden! — — —
Wär dieser Strolch doch bei den Botokuden! —
Jüngst ward ich um die Präsidentenstelle
In der Residenz: schön alles war im Zug,
Es floß mir hohe Gunst aus hoher Quelle, —
Nun steck' ich in das Schalter das Gesuch.
Da seines Weges kommt daher in schwanker
M-Linie mein Proletarier-Banker,
Und gleich auch weiß ich's: Abfall ist dir sicher, —
Hör' meines bösen Geistes Hohngekicher.
Und richtig kommt nach ewig langer Zeit
Trotz hoher Gunst ablehnender Bescheid. —
Ja, dieser Mensch ist mein Verhängnis.
O, daß auch meine Wege solche Brut
Gekreuzt hat in den Tagen der Bedrängnis! —
Mit dem, — das merk' ich, — wird es auch nicht gut;
Hieher bekomm' ich noch ihn ins Gefängnis. —
Wenn ich vor Jahren ihn noch öfter traf,
Da schien er mir ja noch so leidlich brav;
Doch später, als noch Oskar weiß und grün
Die Schülermütze trug, da sah ich ihn
Beweidt einher mit Kind und Kegel ziehn. —
So ist dies Pack: wenn's nicht mehr Hunger hat,
Heiratet's, — hat's auch kaum für einen satt.
So ist's, wenn schon so'n Junge Jungens hat,
So'n Stall voll Krabben, voll gesund' und kranker;
Das setzt wie mikroskop'sche Lebewelt
Dann weit'res in die Welt: eh'lich und Banker.
Wer zahlt? — Wir, die es haben, zahlen's Geld
Für dieses immer zeugende Gesindel,

Das nicht mal Wiege, Wäsch' hat oder Windel
Für seine Brut; das schleppt's herum im Bündel,
Das zeugt und zeugt, als ob es so sein müßte, —
Für das Spital, Gefängnis, Armenhaus,
Und wir bezahlen ihre tierischen Lüste
Als Steuer, zahlen aus Erbarmen aus.
Das lebt von Hand zu Mund, von heut zu morgen,
Und naht dann Not: laß die, die's haben, sorgen!
Das amüsiert sich flott mit Weib und Kind
Auf Maskenball, Tanzboden, in den Kneipen;
Da sieht man nicht, daß schlechte Zeiten sind!
Sieht man dies Pack so, möchte man es stänpen. —
„Und sind wir tot, ist's aus; drum immer flott!"
Das Volk hat keinen Heiland, keinen Gott,
Nicht in die Kirche geht's, die heil'gen Priester,
Die Sakramente sind ihm nur ein Spott;
So lebt das hin, — es lebt das Tier nicht wüster.
Es hat die Sorte ohne Religion
Ehrfurcht vor nichts, es ist ihr alles Hohn,
Sie wissen nichts von Idealen, —
Die trifft man eh'r in Hottentottenkralen. —
Durch Beispiels Macht zu bessern diese Massen,
Sind wir, — dem Altar nah, des Thrones Stufen, —
Wir bessre Menschheit, höh're Klassen, —
Von jeher eigentlich dazu berufen:
Doch, wie ihr, ach! als Vorbild nichtig seid,
Du Gläubigkeit, Gesinnungstüchtigkeit!
Des Pöbelvolks Verderbnis liegt im Blut:
Nicht Lehr' und Beispiel macht das wieder gut,
Das ist von Vaters Vater her vererbt, —
Schon ungeboren ist dies Volk verderbt;
Nicht erst ist die Unsittlichkeit erworben
Durch schlechte Zucht, — nicht ist es erst verdorben.
Das Blut —, das Blut macht's! — Laßt in Lumpen bandeln
Den Hochgebornen: edel wird er handeln;
Schenkt eine Grafschaft solchem Strolchensohne:
Lump wird er sein auch mit der Grafenkrone. — —
So war mein Kismet-Banker auch verloren,
Schon ehe er geboren:
Die Mutter eine Vagabundin,
Spitzbübin, Zuchthauskundin,
Wer weiß: sein Vater, — hinter welcher Hecke
Der längst verendet ist, — in welcher Ecke!
Er selbst schon Säufer: dies der erst' Erfolg, —
Buschklepper dann, und Vagabunde, Strolch,
Spitzbube dann und endlich — —,
Ich seh' in unsrer Zell' ihn — unabwendlich. — — —
Zehn Uhr!
Schon ist die akadem'sche Viertelstunde
Vorüber; Schuld dran ist der Vagabunde. —
Zur Sitzung! — keine Zeit nun mehr verloren,
Sonst wird's zu viel für Rät' und Assessoren.

III.

Der Proletarier.

Dies also ist auf meiner Bodenkammer
Der letzte Abend. Ich verlasse jetzt
Das kleine Reich, an Freuden reich und Jammer,
Eh mich der Hauswirt auf die Gasse setzt.
'raus setzt mich morgen der Gerichtsvollzieher,
Drum geh' ich heut von selbst, gutwillig früher.
Kein Obdach wieder nun mit Thür und Fenster
Bezieh' ich, nein, — doch auch die Gasse nicht:
Mein Heim, — soich' Fleck, von Wänden nicht begrenzter,
Frei für das Spiel von Himmels Massenlicht,
Wo ich nur fürcht' als Wirt die Polizei. —
Nun bin ich frei, nun bin ich vogelfrei. —
Entlassen bin ich als ein Trunkenbold;

Und nicht verdenken kann ich's meinem Chef:
Ich ſelbſt behlette Keinen, der da ſöff'.
Iſt doch ſchon niemand Einem hold, —
Und ſtarrt er auch von Silber und von Gold, —
Der da umhertappt als Sichſelbſt-Betrüſer:
Iſt gar nun ſolch Landauf-Landnieder-Läufer, —
Wie ich ſolch Erdenwurm, — ein Branntweinſäufer!
Bier iſt zu teuer für unſereinen Lumpen:
Das giebt noch keinen Rauſch für teures Geld;
Dazu gehören würden ganze Humpen,
Mein Ich drin zu verſäufen und die Welt.
Es balgt das Ich, — im Rauſch von Seideln voll, —
Im Schlafe noch, in Wirbeln wild und toll
Herum ſich mit wahnſinn'gen Traumgeſtalten,
Die wacher noch, als wär' es wach, es halten.
Dagegen lullt für ein Zehnpfennigſtück
Schnaps einen Tag lang uns in Todſeins Glück;
Schnaps für 'nen Groſchen giebt auch Traumgebilden
So tiefen Schlaf ein, daß ſie ihre wilden
Rundtänze taſſen auf den Schlafgefilden:
Das Elend alles Elends lullt der Schnapseln,
Schnaps iſt die Opfergab' auf Schmerzes Grabſtein. — — —
Hervor, du Seligkeit, aus meiner Taſche,
Daß bill'ges Nichtſein ich aus dieſer Flaſche —
Schluck! Schluck! — für eine Nacht mir ſchlürfe, naſche.
Ein Hoch dem Schnaps! es leben hoch die Schnäpſe,
Vergeſſenstrunk dem leidgeſchlag'nen Plebſe! — —
Doch nein, — hinein, du Branntweinflaſche!
Für jetzt noch einmal gleit' in deine Taſche, —
Magſt du verlockend mir auch noch ſo blinken —,
Zum Schluck, zum Schluck verführeriſch mir winken:
Nicht hier mehr — nicht mehr hier jetzt will ich trinken;
Dies letzte Stündchen hier gehört dem trüben,
Wehmüt'gen Abſchied noch von meinen Lieben:
Die laſſ' ich hier. — Euch, die ihr nimmer folgt
Dem Unglückswurm, wenn er als Vagabunde
Herum, in den Gebüſchen nächt'gend, ſtrolcht, —
Ja, euch gehört noch dieſe Weiheſtunde. —
Ade, ihr lieben Schatten, die ihr hockt
Unſichtbar — dort! — in ausgeräumten Ecken!
Wenn's hieher euch aus euern Gräbern lockt,
Dann werdet ſpukend Fremde ihr hier ſchrecken.
Ade! — —
Schon habe ich in grünem Paradieſe
Mir auserſehn ein liebes Fleckchen; —
An hohem Ufer unſrer Inſelwieſe
Hab' ich entdeckt ſolch tauſchiges Verſteckchen:
Wo Weide, Binſ' und Schilf zu Gruß und Kuß
Sich flüſternd wiegen, nickend ſchmiegen, ſäuſeln
Hinab zur Murmelwelle in den Fluß:
Da — hinter Weidenwehen und Gekräuſel
Weiß ich mir eine ſtill geheime Höhle;
Am Trittrad, beim Geſurre der Maſchine,
Wie oft hat da ſich meine müde Seele
Für Stündchen nur geſehnt in dieſes Grüne:
Jetzt werd' ich immer, alle Tage, hauſen
Bei Schilfs Gemurmel, bei des Stromes Brauſen.
Wenn, meine Lieben, an dem ſtillen Ort
Ihr mich beſucht — — doch nein, bleibt weg! bleibt fort! —
Da ich das Trittrad nie mehr trete, nimmer:
Iſt's doch im Auge mir wie Wehmutsflimmer;
Jetzt, da ich nicht mehr ſeilen, haſpeln ſoll,
Nicht mehr die Räder wirbeln ſehen ſoll,
Iſt recht das Ohr erſt mir vom Raſpeln voll,
Mein Aug' erſt recht vom Räderdrehen voll.
Schön war das Schuften und das Schanzen doch:

„Dein Weib, dein Junge, — nur drei Stunden noch,
Dann ſtrecken ſie entgegen dir die Hände:
„Der Vater kommt!“ — o Freude ohne Ende!“
„Ein Stündchen noch, dann haſt du Feierabend,
Biſt nicht mehr Arbeitsſklav, am Trittrad trabend.“
„Und, ha! ſchon wieder morgen früh
Bricht an ſolch' kleiner Sonntagnachmittag — — —,“
Was iſt mir Sonntag, — iſt mir Feierabend!
Die ganze Herrlichkeit mit Ach, mit Krach
Zerſprang mitſamt der Zaubermelodie,
Noch klirrt Erinnerung — — —; hervor du, Schnaps,
Verſäuf' dies Elend mir, begrab's!
Nun trink' ich köſtlich Nichtmehrſein, Vergeſſen, —
In Trümmer mag die Welt gehn unterdeſſen — — — —,
Nein, jetzt trink nicht! Du Flaſche, fort vom Munde! — —
Ich will ja von der Seligkeit bloß nippen; — — —
Nein, angeſetzt, heißt: ſie geleert zum Grunde —
Nein, Flaſche, bleibe fort von meinen Lippen
In dieſer heil'gen Abſchiedsſtunde;
Und winkſt du auch noch ſo verführeriſch,
Für jetzt noch einmal, Flaſche,
Zurück in deine Taſche;
Mach' die Begier mir nicht aufrühreriſch!
Ich mache mit dem Schnäpfern eine Pauſe,
Bis ich heut' Nacht als Vagabunde hauſe
In meiner Reſidenz, der graſig bium'gen —
Und was wird *dann* aus mir? — Nun, was da wird
Aus Kön'gen, Kaiſern! — Nein, die werden Mumien,
Und unſereins wird vom Gewürm der Wirt. —
Ein Stündchen aufgeſchrieben iſt für jeden,
Dann iſt ja doch das alles nur *geweſen*:
Gottmenſchenſtolz, Elend der Daſeinsöden,
Die guten Tage alle und die böſen.
Stets denk' ich in *die* Stunde mich hinein:
Vom ganzen Leben gilt's *die* Stund' allein;
Was zwiſchen ihr liegt und Geborenwerden,
Das hat ja alles keinen Zweck auf Erden. —
Ha! „Daſeinszweck“, das iſt das Wort!
Ja, zum Gedankenwuſt, der hier gebrodelt
Schon lange unter dieſer Schädeldecke,
Fand ſich das Wort;
Es hat zur Formel endlich ſich gemodelt
Die Schauerfrage nach dem Daſeinszwecke:
„Kein Daſein, — ob zerlumpt, ob vornehm edel, —
Hat einen Zweck: 's iſt nur ſolch Eingeſädel,
Zerriſſen, hui! — 's iſt nur zweckloſer Trödel.“ —
Doch nein, dies Wort, — wie wäre wohl der Ort,
Wo das geboren wurde —, wo es ward,
Hier unter dieſem Schädel,
So plebſig und ſo dick, ſo eiſenhart:
Es hat hier dieſes Buch
Mir aufgedeckt den Menſchheitsfluch:
„Vergebens, Menſch, nach deinem Zwecke ſuch.“ —
Seitdem uns übern Sternen dort, im Himmel,
Verſchwunden der dreiein'ge, liebe Gott,
Und Menſchheit nur ſolch unregiert Gewimmel
Zu Wagen, Roß, mit Sack und Pack im Trott —,
Seitdem's für das, was ſich hier unten liebt,
Kein Droben und kein Wiederſehn mehr giebt:
Seitdem iſt letzter Zweck von Niedrig, Edel
In Augenhöhlen ſolch ein Wurmgeſchlängel,
Seitdem ſind in Geripp und Totenſchädel
Im Grabe unſre Lieben, unſre Engel. —
„Urſach und Wirkung“, „Kraft nicht ohne Stoff“,
Gebracht hat dieſe Formel mich zum Soff. —
Daß mir die Hand der Liebe lieb verdecke
Die Abgrundsfrage nach dem Daſeinszwecke,
Dazu berufen war mir Weib und Kind;
Jedoch ſeitdem *die* um des Daſeins Ecke
Für ewig mir entſchwunden —, nicht mehr *ſind*:
Gähnt aus dem Abgrund mir das ew'ge Nichts
Entgegen in die Welt des Sonnenlichts —,
Fluch' ich dem Raſpein abermals und aber.

Wozu dies Schuſten? Hier um den Kadaver? — — —
Du Flaſche in der Taſche thuſt 'n Ruck, —
Nein, jetzo nicht! noch warte mit Schluck, Schluck! —
Die Flaſche und das Buch bei meinem Ziehn
Als einz'ges nehm' ich's mit zu Mutter Grün. —
Ob's wahr iſt, was drin ſteht? — 's iſt, — leider, ja! —
Etwas, was jeder Seh'nde wiſſen kann, —
Wozu gleich Schuſter ſagt und Schneider: „Ja!“ —
Was Prieſter lehrt, der höh're Wiſſensmann,
Das kann ja Keiner wiſſen, — leider, nein! —
So wenig Biſchof wie das Schneiderlein;
Sein wollen dieſe Gottesmänner — ſein,
Von Dingen ſachverſtänd'ge Kenner ſein,
Die doch kein Menſchenkind weiß, — leider, nein! —
Was der hier troſtlos uns zuſchleudert da,
Als ob er ſchon des Todes Düſter ſah,
Das klingt drum eher wahr noch, — leider, ja! —
Als was uns Bibel und die Prieſter — ja! —
Von Wiederſehn in ewig heiterm Licht
Verheißen: ach, das glauben wir — leider! — nicht. — —
Wie ich, ſo einer aus den Strolcherklaſſen,
Die doch das Denken als das Schlimmſte haſſen,
Verfallen konnt' in ſolch ein ſchwer Gegrübel
Hier über dieſes Buch hier und die Bibel! —
Die Mutter muß, — wer weiß, wo —, Kuhhaar ſpinnen,
Mein Vater fuhr wo hinterm Zaun von hinnen:
Es iſt, als müßte von ganz andern Leuten
Blut mir Plebejer durch die Adern gleiten. —
Wenn andern ſonſt von meiner Menſchenſorte
Was Liebes heimgeht durch die ſchwarze Pforte,
Dann trauert das nicht lange Wochen dumpf;
Nach heißt's wie vorher: „Bier her! — Kreuz iſt Trumpf!“
Im Todesfalle iſt ihr ſchwerſtes Grämen:
Woher die Koſten fürs Begräbnis nehmen? —
Nach Jahresfriſt, — wenn unſereins Geſindel
Sein Weib und Kind verloren, —
Stopft eine andre Frau ihm Hoſ' und Strumpf
Und wäſcht am Bottich aus die Windel
Für andres Jüngſtes, jüngſt von ihr geboren.
Das plätſchert luſtig nach wie vor im Sumpf. —
Ich weiß nicht, woher ich das gerade habe:
Nicht zu vergeſſen meine Lieb' im Grabe?
Vergißt das vornehm' Volk wohl auch ſo bald?
Im Wogenſchaum der Luſt, in der ſie plätſchern,
Zerſchwimmt ſolch grabentſtiegene Geſtalt,
Zerſtiebt im Duſt, von Ball, Salon und Gletſchern.
Noch andre tröſten ſich mit was Gedachtem,
Für ihren Schmerz eigens Zurechtgemachtem,
Sie drehn, beſehen ihn von allen Ecken,
Bis endlich ſie zu ihrem Troſt entdecken:
„Das Ding iſt doch ja lange kein ſo ſchlimmes,
Als erſt du dachteſt; — wie es iſt, ſo nimm es!“
Mich dünkt, ſie nennen das Philoſophie;
Man ſagt: den Glauben gar erſetze die. —
Hätt' ich auf hohen Schulen auch geſeſſen,
Würd' ich die Lieb' im Grabe auch vergeſſen;
Doch ſo! —
Bloß Leſen, Schreiben, Rechnen bis zu Brüchen,
Feſt in Geſangbuchverſen, Bibelſprüchen;
Als Luxus: brandenburgiſche Geſchichte,
Und ſo'n paar vaterländiſche Gedichte! —
Ich Banker —, nichts von all den Geiſtesſchätzen,
Die Jenſeits mir, den lieben Gott erſetzen!
Nicht üpp'ge Luſt als Schwermutsheiler — Götzen —
Wie durft' ich Plebs, — ſtatt bibelfeſt zu glauben,
Statt fortzukneipen trotz — trotz Sarg und Grab, —
Den Luxus mir des Herzeleids erlauben?

Mein Herzleid brachte mich zum Strolch hinab. —
Bei Unſereinem heißt es: die Minuten
Nimm wahr, um fortzupumpen Drangſals Fluten;
Denn feierſt du mit Pumpen Eine Stunde,
Steigt Daſeinsnot empor dir bis zum Munde.
Ich habe geſtern eingeſtellt das Pumpen
Aus Herzeleid, drum ward ich heut zum Lumpen. — —
Wie weiter wird's mit dieſem Daſeinsſchund?
Die Welt regiert? Nach welcher Laune,
Wenn ohne lieben Gott im Hintergrund?
Mein Weib, mein Bube, —
Mein Einz'ges in der Grube! —
Und was aus mir wird? — Hinterm Gartenzaune
Verend' ich eines Nachts wie'n alter Hund! — — —
Heraus aus deiner Taſche,
Göttliche Flaſche! —
Mag dröhnen nun die letzte Weltpoſaune, —
Ich hör's nicht: ſauge Seligkeit, mein Mund! —
Kluck! Kluck! Kluck! Kluck!
Schluck! Schluck! Schluck! Schluck!
Ah! — — Ah!
Als ob ich in ein neues Leben ſtaune,
So ſpür' ich alter Adam Daſeins Schwund
Und Neues mich durchziehn mit Einem Ruck. —
Kluck! Kluck! Kluck! Kluck!
Schluck! Schluck! Schluck! Schluck!
Ah! — — Ah! — — Schon hör' ich rings um mich Geraune,
Als thut von anderswo ſich Höh'res kund.
Die Welt nimmt Farbe an ſo graulich braune,
Und vor den Augen — zuck! zuck! zuck!
Geht's mir dazwiſchen flackerflämmchenbunt. — — —
Kluck! Kluck! Kluck! Kluck!
Schluck! Schluck! Schluck! Schluck!
Ah! — — Ah! — — Jetzt dröhnt von dort und dort Kartaune, —
Ich falle, — halt! die Erde geht ja rund, — — — —
Nichts drin mehr? Leer von Wonne bis zum Grund? — —
Jetzt ſchmettert, horch! die letzte Weltpoſaune;
Es ſchwebt mein Liebes aus den Grüften,
Leilak' um Haupt und Hüften;
Das winkt, — will draußen ſein Geheimnis lüften.
Ich komme —, bin jetzt in der rechten Laune, — —
Halt! nicht ſo raſch! — paßt auf, wenn ich euch haſche! —
Zurück in deine Taſche,
Du wonneleere Flaſche,
Auch du, mein Buch: ihr meine einz'gen Güter! — — — —
Zu Mutter Grün zieht jetzt ihr neuer Mieter.

IV.

Der Mann von Diſtinktion.

Uff! iſt mir dies Geſchäft doch widerlich:
Haftzellen revidieren! und doch fehlen
Nicht darf die Aufſicht; werden lüderlich
Zu leicht doch dieſe Subalternenſeelen,
Ja, auch die beſten, — die am meiſten taugen, —
Wenn unbewacht von eines Höhern Augen.
Nur Ideale akadem'ſcher Züchtung, —
Zumal wenn ihnen militär'ſche Ehre
Gegeben hat die eigentliche Richtung, —
Erkennen Pflichtgefühl, das wahre, höh're. —
Jetzt wird's mir erſt bewußt, da ich vom Drange
Des Amtsgeſchäfts an zu verſchnaufen fange:
Der Banker auch war untern Bettlerhorden;
Was aus Dem werden mußt', iſt er geworden, —
Des Strolches Anblick bringt mir böſen Segen;
Da iſt mir heute wieder was entgegen. —
's iſt Aberglauben; niemand darf es hören,
Doch iſt es wirklich ſo: ich will drauf ſchwören.
O ſchlöſſe ſich die Eichenthüre zu
Doch hinter dieſem Menſchen erſt auf Jahre,
Dann hätt' ich doch auf Jahre vor ihm Ruh. —

Neugierig bin ich, was ich heut erfahre. — —
Herein! — — Das Unheil, jetzt durchbricht's den Damm,
Das lautlos mir gedroht — —; — ein Telegramm! —
Von Oskar? alſo dennoch durchgefallen? —
„Beſtanden, — mit dem Doktor auch, — mit Allem!“ — —
Beſtanden! — Der Gedanken wilde Flut,
In der mein Geiſt daran war zu ertrinken,
Strömt rückwärts; wie nach Fliegen iſt mir nun zu Mut. —
Er — durchgefallen! — all die Zeit dies Denken
Wollt' meinen Geiſt in Schwermut ſchier ertränken;
Er — nochmals durchgefallen durch's Examen:
Was wär' aus ihm geworden, — unſerm Namen!
Es waren von uralt her meine Väter
Ein Stückchen Weltordnung, des Staates Halt,
Geſetzes vielvermögende Vertreter,
Die Bronzeſäule ew'ger Staatsgewalt;
Ein mächt'ger Mann, — noch weiß ich's, — war mein Vater,
Die Zeit war jene demokratiſch wühl'ge,
Er war des Fürſten ſchneidiger Berater.
Kein Sproß ſchlug jemals fehl in der Familie.
Die hundert Jahr: von Neunzig bis zu Neunz'gen; —
Wär' Er mir durch's Examen jetzt gefallen,
Dann hätt' ich ihren Sproſſen, meinen Einz'gen
Zu Plebs — zum einzigen von ihnen allen
Verrotten ſehn, — zum Proletarierorden:
Was wär' aus meinem Einz'gen dann geworden! —
Bureauvorſteher bei 'nem Rechtsanwalt! —
Ich, deren Einer, die dem Throne näher
Als niedrer Menſchheit, — ich, des Staates Halt, —
Stück Weltordnung ich ſelbſt und Brüder, Schwäher, —
Ich, deren Einer auf kurul'ſchen Seſſeln:
Er bei 'nem Rechtsanwalt Bureauvorſteher,
Solch ſublaterner Kehricht, Unkraut, Neſſeln!
Ich — Staates Schutzwehr vor dem innern Düppel, —
Mein ſchneid'ger Sprößling ſo'n ſozialer Krüppel,
Dreiviertel gar nichts, etwas halb und halb:
Das hat bis jetzt gedrückt mich wie ein Alp,
Die Welt lag mir im Dämmer, lichtlos, falb.
Noch lieber, wie als ſolchen Plebs, verlornen,
Hätt' ich ihn totgeſehn als Neugebornen —,
Eh'r hätten noch bei jenem Sturz vom Pferde
Sie ihn nach Haus mir bringen können — — tot! — —
Jetzt, da vorbei iſt die und die Gefährde,
Darf ich dran denken, — an die ſchlimme Not. — —
Es mußte ja ſo kommen! — ich Kleinmüt'ger,
Der alles gleich von ſchlimmſter Seite nimmt!
Stets gegen unſer Haus war Gott ein güt'ger:
Der gute Ausgang war vorausbeſtimmt.
Das ſagt mir wieder dies Zuſammentreffen
Mit dieſem Strolch; — doch bracht' er ſchlimme Zeitung
Ja diesmal nicht: will mich mein Glauben äffen?
Und doch — es ſtimmt: es iſt 'ne Vorbedeutung,
Wenn ich ihn ſehe, für mich immer,
Nur heut von guter — morgen wohl von ſchlimmer. —
's iſt Aberglaub' —, ich muß mich deſſen ſchämen.
Und doch: ſo iſt's, ich laß es mir nicht nehmen,
Wenn's Aberglauben iſt, kann ich mich tröſten
Mit dem Napoleon und ſolchen Leuten,
Mit Goethe, Leſſing und mit andern Größten,
Die glaubten feſt auch an ein Vorbedeuten. — — —
Der arme Strolch, da er mir ſo was Gut's
Bedeutet hat, — faſt leid mir thut's,
Daß ich den Elendswurm der Büſch' und Gaſſen
Nicht habe wieder laufen laſſen.
Doch ob man mild iſt gegen ſolche Brut,

Ob hart, — ob Gut's man, — Böſes ihnen thut:
's iſt alles eins — das Strolchtum liegt im Blut.
Sie ſind ſolch mikroſkop'ſcher Menſchheitsſchleim,
So namenlos wie'n Tropfen in der Flut,
Und Strolch iſt jedes ſchon als Mutterkeim;
Es iſt Naturgeſetz: nie werden ſolche
Und Brut von ſolchen andres was wie Strolche.
Faſt wär's die Frage, ob's auch Menſchen ſind:
Eh' züchten ſich den Pferden und den Hunden
Die Sitten an von einem Menſchenkind,
Als ſolchem eingebor'nen Vagabunden. —
Trunkſuchtsgeſetze gilt's jetzt auszuklügeln;
Eins giebt's nur gegen ihre tier'ſchen Triebe,
Ein jedes Straferkenntnis zu beſiegeln:
„Der Menſch kriegt täglich ſo und ſoviel Hiebe!" —
Ich als der Polizei erfahr'ner Chef
Weiß: Dieb wird keiner, der zuerſt nicht ſöff':
An hebt mit Trunkſucht vor dem Schöffenrichter
Verbrechertums dramatiſcher Verlauf;
Wie eins aufs andre folgt bei dem Gelichter,
Hab' ich ſtudiert an dem hier von kleinauf.
Nun kommt das Stehlen. —
Doch mir iſt, als ob mich Hunger plage,
Das erſte Mal ſeit der Examenfrage;
Schon angeſagt ein wahres Kochkunſtwunder
Hat mir die Frau: Rehrücken in Burgunder.
Die feinſte Marke ſoll dazu der Keller
Herleih'n — zu Oskars glänzendem Erfolg; — —
Die Schüſſeln ſeh' ich dampfen ſchon und Teller. —
Nach Hauſe! — — Daß „Examensklemme", „Strolch"
Und all dies Zeug für immer ſich verwiſche
Aus der Erinn'rung. Fort! — zu Tiſch! zu Tiſche!

V.

Der Proletarier.

Mond, der du jetzt dein ſalbes Lichtgerinnſel
Herab zur Erde, deiner Baſe,
Aus deiner Weltlaterne ſcheinen läßt, —
Jetzt ſind'ſt du hier mich auf der Wieſeninſel
Noch aufrecht ſtehn im Uſergraſe,
Wenn zwar auch kaum noch auf den Beinen feſt.
Sprich, ob du wohl — und wann — dereinſt
Mich langgeſtreckt als Leiche auf dem Raſen, —
Mit kaltem Licht den kalten Mann, — beſcheinſt,
Ja, oder ob, verſtreut von Eiſengittern,
Einſt deine Lichter ſpielend werden zittern
Auf meinem Leib, gereckt auf rauhen Brettern, —
Auf meinem Leib, den Ratten frech beklettern? — — —
Hier möcht' ich enden! — Und wenn zehnmal noch
Auf ihrer Razzia mich die Polizei
Abfaßt und einſperrt in ihr gräßlich Loch:
Zum elften Mal, aus dem Gefängnis frei,
Kehr' ich hieher als alter Kunde heim
In dieſes grüne Vagabundenheim. —
Hier enden möcht' ich — — —; warum end' ich's nicht —,
Ich — es, dies Leid —, mit eig'nen Händen nicht?
Mit eig'nem Fuß? — — Ein Sprung! — keck zugeſprungen,
Und all das Elend — klatſch! — iſt ausgerungen! —
Ja, warum thu' ich's nicht? warum, warum
Macht' ich nicht längſt ſchon dieſen Jammer ſtumm? — —
Was aus der Menſchheit in Papiermanſchetten
In ſolche Welt hier ohne Thür und Hausthür —,
In fenſterloſe, ewig heil'ge Stätten
Sich fortſtiehlt —, ärmſte Menſchheit unterm Haustier:
Von alle dem, was ſcheu ſich ſucht zu retten
Vorm Menſchentum, — unſäglichſte Geſchöpfe! —

Bin ich — bin ich das kläglichste Geschöpf.
Kaum will das matt Gebeine mich noch tragen;
Vor Leerheit, wie ein hungrig Untier schnappt's
Mir in den Eingeweiden: seit fünf Tagen
Kein Bissen Brot und — acht — kein Tropfen Schnaps! —
Und warum thust du's nicht? — O Schimpf und Schande,
Daß hier dein Elend noch so lange seufzt! —
Was hindert dich, daß du — ein Sprung vom Laude,
Ein Gurgeln! — du es hier im Strom versäufst? —
Ja, warum nicht? — Weil ich am Leben hange?
Fort würf' ich's — ha! — wie eine gift'ge Schlange, —
Wenn's nur mir nicht so festgewachsen wäre,
Wenn nur mein Ich nicht Weltalls Axe wäre! —
So steht's im Buch hier — — —
Ich könnt' es nicht? — Herr, Himmel und die Hölle!
Ich thu's! — ich will's mir zeigen — auf der Stelle;
Jetzt bin ich recht gestimmt! „Komm!“ winkt die Welle; —
Pst! — leis'! — ich überrumple mich, — pst! still! —
Nun los! — ein Sprung, — hinab! — ich will! ich will! — —
Ich kann nicht —! kann den letzten Sprung nicht springen;
Die Knie mir füht' ich unterm Leibe beben —,
Den Angstschweiß mir aus allen Poren dringen;
Mein Fuß ist starr, ich kann ihn nicht mehr heben:
Ihn lähmt der Augenblick, da's von den Dingen
Abschied zu nehmen gitt, gilt auszuleben. — —
Ich denke viel zu viel: es ist mein Denken,
Was stets mich hemmt, mein Elend zu ertränken.
Nicht kann das Tier sich selbst vom martervollen
Dasein befrei'n: nicht denken kann's, nicht wollen;
Der Mensch kann's wollen: seine Tage mindern, —
Gedanken wieder sind's, die ihn dran hindern.
Mein Hirn hier will; doch sagt der Fuß hier: „Nein“
Hartnäckig, tierisch: „nein, ich thu's nicht, — nein!“
Bereit zu jeder Regung, wird er störrisch,
Gilt's: „in den Strom!“ — will Will' auch noch so herrisch. —
Das ist's: es liegt das Thun im tierisch Niedern;
Im Hirn nur Will', — Ausführung in den Gliedern:
So haben Sehnen, die bestialisch starren,
Das vielbesung'ne Wollen, Hirn zum Narren. —
So steht's im Buch hier. — — — —
Was nun? — Als letztes Loch war mir noch offen:
„Bald drunten liegt, von mir versäuft, — versoffen,
Mein Leib, mein Leib;“ vorbei ist nun dies Hoffen
Und immer — — —
Was auf Mondscheins Flimmerbrücke
Ist das, was auf den Wassern dort sich kräuselt? — —
Mein Weib, mein Bub' ist's — mit verglastem Blicke,
Mit starrem Leibe, was da zitternd kreiselt, —
Und was ist das, was glitzernd in der Mitte
Umhertreibt auf den Wassern, — dieses Dritte?
Das ist mein eig'ner Leib, — das bin ich selber,
In Flut umhergewälzt, in mondscheingelber. — — —
Ich mach die Augen zu: da schießen, — weh!
Auch wieder die Gesichte in die Höh; — —
Hu, was ich mit geschloss'nen Augen seh!!
Mich selber wieder, auf des Stromes Grund,
Seh' ich sich drehen wirbelrund,
Und an mir, schwänzelnd sind die Fische

Luſtig zu Tiſche. — — — —
Worin verſäuf' ich dieſen wirbelköpf'gen,
Wahnſinn'gen Spuk? — Das Fläſchchen — öde klappt's,
Drin iſt ſeit hundert Jahr nicht mehr ein Tröpfchen. —
Iſt Gnad' im Himmel, dann beſcher mir Schnaps!
Den Hunger, — daß ich Wochen nichts gegeſſen, —
Mein ganzes Daſein laß mich, ach! vergeſſen!
Wird Schnaps blödſinnig nicht mein Elend machen,
Dann macht das Elend mich verrückt im Wachen, —
Ich ſelber krieg's ja vorhernicht zum Krachen.
Erſt gtomm mir noch ſolch Hoffnungsſunken:
Betrunken ſei ſich's leicht ertrunken.
Ich hab's verſucht: zu ſolchem Dämmer-Wollen
Im tiefen Rauſch mich aufgerafft:
Mich in die Flut zu wälzen ſo, zu rollen, —
Hinein zu taumeln; hatt' ich's dann geſchafft
Bis an das Waſſer —, bis zu wen'gen Zollen,
Dann ward mein Denken wach zu wilder Kraft,
Wie'n Untier ſprungbereit mit düſterm Grollen;
Erſt recht dann jählings war ich wieder nüchtern:
Mich ſelbſt in einer dicht' und immerdichtern
Verkörperung mit allertei Geſichtern
Dann ſeh' ich auf 'ner Sandbank hängend ſchwanken.
Wenn's gilt die That zu thun, dann einzuſchüchtern
Durch Trinken ſuch' umſonſt ich die Gedanken. — — — —
Wie ſettſam geht's doch her auf dem Planeten:
Indes der Ein' in Daſeins höchſten Nöten
Sich muß ſein armes Hirn zerſinnen,
Ob —, wie es, ſelbſtgelenkt, ſich fährt von hinnen:
Wird jener Andre, der an gleichen Brüſten
Sich Leben ſog, — jetzt Staates Bronzeſelſen, —
Wohl ſchwimmen jetzt in Üppigkeit und Lüſten,
Sein Mütchen kühlen an Weinflaſchenhälſen
Und zierlich liſpeln mit duftreichen Elſen.
Milchbruderihm, ward ich ſolch Vagabunde,
Vor dem die Pferde ſcheu'n und flieh'n die Hunde. — —
Ich muß dahinter durch Gegrübel kommen,
Wie man kann los vom Daſeinsübel kommen;
Wenn's mir nicht glückt, dann werd' ich noch verrückt, —
O wär' ich's ſchon: verrückt, dem Leid entrückt! —
Vielleicht, daß ſich der Haken finden läßt,
Woran das Leben ſitzt untösbar feſt, — —
Heraus dann, Haken, ſamt dem Daſeinsreſt! —
Nicht die Gedanken ſind's ja, die verneinen:
Der böſe Wille liegt in Hand und Beinen, —
Wer nieſt, muß hochſchau'nd zu die Augen machen,
Und wer gekitzelt wird, muß lachen;
Und mit der Wimper zuckt,
Wem auf die Augen zu ein Finger ruckt:
Er muß, — und wär' die Welt auch im Zerkrachen.
Gähnt jäh ein Abgrund wem entgegen,
(Ein Schritt noch, — drunten hätte er gelegen,)
Der prallt zurück, — ſtarr wird ihm jedes Regen, —
Und doch iſt das nur äußerlich Ereignis.
Will gar nun, — im Naturlauf ohne Gleichnis, —
Sich einer ſolch Ereignis ſelber ſchaffen
Und, was ihm ſonſt geſchieht, an ſich vollbringen,
Dem muß die Seele als ein Abgrund klaffen,
Deß Zackenwänd' es gilt zuſammenzwingen:
Ein ſchwach' Nichtkönnen hier, dort wüſter Wille;
Wie müſſen da im Kampf ſich Kräfte bäumen! —
Die unerkannt ſonſt ruhten, ewig ſtille,
Die werden aufgeſtört aus ew'gen Träumen.
So ſteht's im Buch hier. —
Natur hat mit weltfernem, tiefem Schlummer,

Mit Weltentrücktheit, — blinder, fühllos ſtummer, —
Des Sterbens hochgeheime Thür verhängt:
Nichts weiß von ſich, wer da hindurch ſich zwängt.
Wer thun will, was zu thun es mich jetzt drängt, —
Wer handelt, wo ſonſt einem was geſchieht,
Der pocht erſt an: mit überwachen Sinnen
Horcht das und lauſcht und ſpäht, ob es nichts ſieht,
Nichts hört und fühlt, nichts Graſſes von da hinnen.
Im Buch hier ſteht es ſo,
Und, — ja! — mir geht es ſo!
Was iſt das nur: bei dieſem Lauſchen zieht
Es mir wie Angſt, — Angſt über mein Beginnen, —
Zieht mir das Denken zu die trockne Kehle; — — —
Doch alſo Denken! — Daß das niemals fehle,
Sieht's zu, daß es dem Menſchen in die Seele
Sich unbemerkt durch jede Ritze ſtehle.
So ſteht's im Buch hier. — — — —
Und doch, — ſo viele thun es: und die Kranken
Doch ſicherlich, wie ich auch, an Gedanken. — — — —
Herr! Himmel! Was ſelbſt Menſchengötter können,
Das kann ich auch, ich Vagabond;
„Komm!“ winkt's herauf; „fort!“ grinſt der Mond, —
Flugs, heißt es, — blindlings jetzt ins Waſſer rennen! — —
Ich kann's nicht, — — ach!
Der Fuß verſagt, — das Bein ſchleppt nach. — — —
Dem letzten Denken, das mich hielt umſchauert,
(Sein ſollt's mein letztes!) hab' ich's abgelauert,
Was mir beim Sprung ſo feſt die Füße mauert.
In ſolchem Augenblick: „jetzt gilt's!“
Dehnt ſich das Ich, zum Weltall ſchwillt's.
Du, Weltall, ſchmilz
Zu meinem einz'gen Ich zuſammen;
In jenem Augenblick: „ich will's, ich will's!“
Zuckt mir das All im Hirn von tauſend Flammen:
Das All bin ich, — mein Ich, das iſt das All.
Du Himmel, der dich ob der Menſchheit wölbſt,
Du Menſchheit, die du klebſt an dieſem Ball:
Ein Sprung von mir, ein Ruck an meinem Selbſt, —
Und, Menſchheit! Welt! biſt weg bis auf den Schall,
Ihr ſeid nicht mehr, ſeid nimmermehr geweſen:
Vom Welttraum iſt, der euch geträumt, geneſen.
So ſteht's im Buch hier auch. —
Ein Sprung jetzt bloß! —
Ein Schwung jetzt bloß! —
Dies Denken, — weltallsungeheuerlich, —
Der Augenblick, — weltabenteuerlich, —
Gedankenaugenblick, — ſo feierlich
Selbſt für mich Lumpen, ſatt des Daſeinskampfes, —
O, wie das packt mit Übermacht des Krampfes! — — —
Doch haben alle, die da ſich den Banden
Des feſtgefügten Daſeins kühn entwanden,
Des letzten Denkens Stündlein überſtanden:
Warum kann ich's nicht? — Ein zu ſchwach Gefäß
Bin ich für kühne That: ich bin nervös. —
Die Faſern Fleiſch, woran der Düftler Geiſt
Zuckt, zerrt und reißt
Und ſo die Glieder ruh'n, — ſich regen heißt,
Die heißen Nerven.
Den Willen, den der Menſch als Höchſtes preiſt,
Soll er zu Geiſtes Abwehr alſo ſchärfen,
Daß ihm, dem kühlen Rechner, ſich die Nerven —,
Und nicht dem Sprudler Geiſt ſich unterwerfen.
So ſteht's im Buch hier. —
Ich kann —, ich kann es nicht: ich bin nervös!
Das bringt der Menſch ſchon mit zur Welt als Säugling; —

Nervös? — Ha, faule Phraſ'! — Heraus! — geſteh's!
Heraus damit! ſprich's aus: du biſt ein Feigling! — —
Der Menſchheit Tauſend Abertauſende,
Im Buſchwerk, hinter Fenſtern, erzvergittert,
Als Menſchheitsgreul bei Tieren Hauſende,
Gehetzt, gefürchtet, eingeſperrt, gefüttert
Von Ordnungsmenſchheit, — Diebe, graue Strolche:
Wir nächt'ge Menſchheit ſind ja alle ſolche —,
Sind alle Selbſtvernichter im Prinzip,
Doch alle ſind zu feig zur Selbſtvernichtung;
Von ihnen keiner hat das Leben lieb, —
Doch ihnen allen fehlt die Nervenzüchtung,
Die niederwürgt den wilden Daſeinstrieb!
So kommt bei ſolchem Leben unterm Hunde
Aus Nervenſchwachheit zu unrechter Stunde
Zu grauen Haaren ſolch ein Vagabunde. —
Nicht war die Macht gerecht, die uns erſchuf:
Sie hat all dem Lebend'gen ſeine Waffen
Zur Feindesabwehr —: hat dem Roß den Huf,
Dem Hunde ſcharfe Zähne anerſchaffen
Und Stacheln dem Skorpion gleich gift'gen Dolchen;
Die Schöpfung bis hinunter zu den Molchen
Hat ſie bewehrt — hinab bis zu den Kerfen:
Nur uns, die ſie hat vorbeſtimmt zu Strolchen,
Ließ ſie ganz wehrlos: ach, ſie gab uns Nerven, —
Die uns die Glieder lähmen, wenn es gilt
Verhaßte Daſeinsbürde abzuwerfen:
„Schlepp zu, bis ich dein Auge hab' umhüllt."
Mein Auge — — —
Da! ſieh da, wie's auf dem Waſſer
Umher ſchon wieder wirbelnd treibt
In Mondſcheindämm'rung, ſalb beweglich naſſer:
Mein Weib, — mein Bübchen —, wie es lebt und leibt!
Und doch,
Da ich noch hauſte hinter Fenſterluken,
Da habt ihr Schatten nickend mir verſprochen:
Ihr wolltet niemals mir hier draußen ſpuken,
Dem Strolche, hinter Buſchwerk ſcheu verkrochen,
Mir — —
Hu, da ſehe ich im Mondenflimmer
Mich ſelbſt ſchon wieder, — auch als toten Schwimmer; —
Verzweifelnd ſchlüg' ich gleich die Welt in Trümmer! —
Herrgott! Natur will nicht mein Elend enden,
Ich kann es nicht mit dieſen meinen Händen, —
Wo ſind ich Rettung? — — Schnaps! — ich ſchaff' mir Schnaps!
Jetzt heißt es: Schnaps geſchafft! — —
Im Hintergrunde meiner Seele tappt's
Längſt von Gedanken, halb noch ſchattenhaft; —
Nur dreiſt hervor jetzt, ihr verſchämten Schleicher:
Der Mond nur ſieht —, auch hören nur die Sträucher. — —
Da weiß ich eine Bäckerei, — pſt! pſt!
Da kauft' ich meine letzte Leckerei:
Das letzte Brot, woran ich mich geſtärkt;
Recht günſtig liegt die Ladenkaſſe: — pſt!
Ich hab' es zeitig mir gemerkt — pſt! pſt!
Wie ich hinein am beſten faſſe; — pſt!
Und leiſe geht der Thür Gebimmel; — pſt!
So fügt denn alles günſtig mir der Himmel:
Ein Griff! — 'ne Hand voll Geld! — wenn's glückt, dann klappt's:
Dann kauf' ich Schnaps, — dann hab' ich wieder Schnaps! — —
Spitzbube — — freilich! freilich — — Dieb! — — — —
Ha, ob ich, einmal Strolch, doch ehrlich blieb'; —
Ob Strolch alleln,
Ob Dieb noch obendreln:
So zähl ich, — ſo — für die ehrbar Anſtänd'gen
Zum menſchheitsfremden, unſagbar Lebend'gen. — —
Erſt Schnaps! dann mag es kommen —, mag es end'gen,
Wie's will! — Schneid' ab das letzte Tauwerk! — kapp's:
Hab' ich nur Schnaps —, erſt wieder ſel'gen Schnaps!

VI.

Der Mann von Pestinktion.

Heut Dieberei bloß, — nichts als Stehlerei!
Nichts Interessantes; — diese Quälerei!
Ja, und mein Kismet-Strolch war auch dabei.
Wie's mit ihm kommen mußte, ist's gekommen:
Nach dem Programm, das in der Welt
Die Strolchenmenschheit inne hält,
Hat's den dramatischen Verlauf genommen.
Streng nach Programm jetzt geht es weiter:
Strafkammersache wird's das nächste Mal;
Zu End' ist mit dem Schwurgericht die Leiter. —
Was bringt mir die Begegnung heut? —
Ich hoff', es wird was sein, was mich erfreut:
Ja, brauchen kann ich's grade heute,
Daß sie was Gutes mir bedeute:
Zu Ministerialrats Exzellenzen
Sind wir geladen, — Oskar ganz ausdrücklich;
Sein hohes Ziel beginnt ihm schon zu glänzen;
Vielleicht schon heute Abend ist er glücklich:
Wie's scheint, so soll dem jungen Exzellenzchen
Er, — grade er, — ihr Rechter sein:
Bevorzugt jüngst beim exklusiven Kränzchen
Ihn ganz auffällig hat das Töchterlein:
Dies süße Lächeln, — dies vertraut' Geflüster, —
Im Handkehrum im Ministerium ist er,
Vielleicht gar selbst einst ein — — —
Nun? — poch! poch! — — Herein!
Ein Brief? — soll das das Glück von heut schon sein? — —
Wie? was? — Vom Zuchthaus X? — An mich persönlich? —
Privatim? — Das ist ja ganz ungewöhnlich!
Was hat mir das privatim wohl zu sagen? — — — —
Zur Kehl' herauf fühl' ich das Herz mir schlagen. — — — —
„Heut starb hier Hanne Müller unverehlicht;
„Im letzten Stündlein wollte sie noch frei sein
„Von schwerer Schuld, von Beichte schon beseligt;
„Drum hat in Pfarrers und Direktors Beisein
„Sie ihre Schuld bekannt zu Protokoll, —
„Die lange sie schon drückte, — reuevoll.
„Da das Bekenntnis Sie sehr nah betrifft,
„So folgt anbei mit ihrer Unterschrift
„Das Protokoll.“
Weh! weh! was wird da kommen!
Mir ist als wär' mein Augenlicht vergtommen,
Vorm Auge tanzt die Schrift mir wie zerschwommen.
— — — — — — — — — — — —
„Als Sein's und Mein's ich, — Beide neugeboren, —
„So vor mir sah, hab' ich bei mir gedacht:
„Fürs Elend ist dein Wurm, — hier dies, — erkoren;
„Dem da ist alles Schöne zugedacht. —
„Nicht ruhen ließ mich dies Gedankenbohren, —
„Hat mir das Hirn zermartert Tag und Nacht.
„Da faßte mich der Satan beim Genick:
„Sein Unglück sind die Lappen, schmutzerstarrten, —
„Die seine Wäsche ist dort Dessen Glück:
„Die Windeln, die des Neugebor'nen harrten, —
„Deß'da und dessen, — die sind ihr Geschick:
„Die Windeln wechseln heißt ihr Schicksal wechseln:
„Des Lappens Schicksal, — der battist'nen Windel;
„So will ich Strotchin keck Schicksale drechseln,
„Will keck beschwindeln diesen Daseinsschwindel — — —“
„Und so hab' ich gethan: so sitzt mein Banker
„Jetzt an des Daseins reich besetztem Tische;
„Der Andr' ist längst vielleicht in daseinskranker
„Verkommenheit verendet im Gebüsche. —
„Daß jenes vornehm' Früchtchen das unechte, —
„Dafür Beweis, und daß ich Wahrheit beichte,

„Iſt das, daß meines Kindes Bein, das rechte, —
„Bei der Geburt gleich eine — zwar nur leichte —
„Doch merkliche Verkümm'rung zeigte;
„Erklärt hat das auch gleich die Hebeamme,
„Als ſie mein Kind, das ſonſt geſund' und ſtramme, —
„Hatt' unter ihrem erſten Badeſchwamme. —
„So alſo nun iſt das zum ehrbar tücht'gen
„Staatsbürger vornehm groß gezüchtet' Früchtchen
„Mein Sohn — von beiderſeitig Vagabunden, —
„Indes den vornehm bürt'gen Sohn, den richt'gen,
„Gewiß ſchon längſt geſucht hat und gefunden
„Das kläglich Schickſal ſolches Menſchheitsflücht'gen, —
„Wenn nicht noch jetzt ſein harrt ſein letzt' Verhängnis
„Im Buſch bei Nacht und Nebel, im Gefängnis." — —
Allmächt'ger! da! — jetzt ſteht es lichterloh
Vor mir geſchrieben in der Nacht der Nächte:
Ihr Sohn —, nicht meiner — war's! —
ſo ſteht es — ſo:
Ja, ſein verkümmert' Bein war's, ja, das rechte,
Was da herumgezeigt die Hebeamme.
Verwechſelt hatt' ich es im Vaterjubel,
In jener Tage Ängſtetrubel. — — —
Rings tanzt um mich das All als Flackerflamme,
Der Strolch — — mein Sohn! — —
Mein Sohn — — ein Sproß von Strolchen — —!
Mir dreht's ſich um im Herzen wie von Dolchen, — — —
Das rechte Bein — verkürzt, — mein Sohn — ein Strolch! —

So ſank, — noch eben voll von ſtolzem Hoffen —
Tot hin der ſtolze Mann, vom Schlag getroffen.
Zu Ehr' und Würden kann ſein falſcher Sproß,
Indeſſen hinter Gitterſtäben
Sein klägliches Verbrecherleben
Des ſtolzen Mannes wahrer Sohn beſchloß.

Ende.

Die Moderne im Frauengehirn.

Von Falk Schupp.

(Berlin.)

Iſt da ein merkwürdiges Buch aufgetaucht!*) Eine weibliche Feder verſucht es, die Geiſtmenſchen der Moderne und ihr kritiſch Thun zu umſchreiben und in allgemeiner verſtändliche Wertſchätzungsfaktoren auszumeſſen. Mehr als je begegnet man heute derartigen Arbeiten mit Vorurteilen, über deren Qualitäten es bei dieſer Gelegenheit einmal zum Ausſprechen kommen

*) E. Menſch, Neuland, Menſchen und Bücher der modernen Welt, Stuttgart, bei Levy u. Müller.

darf. Man fragt sich, wie und wie weit ist das Weib zur Kritik befähigt und veranlagt. Diejenigen, welche am Weibe eine Schlußfähigkeit, welche an der zweiten Folgerung meist stockt, erkannt haben und sich diese Erscheinung selbst nicht anders als mit vorurteilender Meinung wie „leichtfertig, oberflächlich" zu bestätigen wissen, sagen ohne weiteres nein. Das ist Groß und Troß der Männer, und dieser Spruch daher so was wie eine „allgemein gültige Ansicht". Diejenigen nun, welche die Seelengewächse richtig nach Arten zu scheiden wissen, welche vom ragenden Baum des reinen Seelenintellekts bis herab zu den bunten und vielfarbenen Sträuchern der Affektinstinkte alles in ihrer natürlichen Einheit zu fassen vermögen, werden diese „allgemein gültige Ansicht" genau in ihr Gegenteil wenden und dann nur graduell, nicht substantiell beschränken. Sie werden die Rechte des Talentes definieren und daraus die intellektuelle und kulturelle Schaffenspflicht des Weibes entnehmen. Der graduelle Markstein dieser Ansicht ist die Talentgrenze, Genieland soll den Frauen unmöglich sein. Diese Denker, und ihnen pflichte bedingungsweise ich bei, sagen: dem Weib mangelt die Initiative im tieferen Sinne, gewissermaßen als notwendige Parallelerscheinung zu seiner sexuellen Veranlagung; nun ist jene psychophysische anormale Gehirnstruktur, welche befähigt, in das Begriffschaos der Welt neue Kategorien zu stellen oder auch nur eine neue Kombination fertig zu bringen, und welche man Genie nennt, beim Weib überhaupt nicht zu finden. Ich sage seltener, denn vorhanden ist sie so sicher, wie wir wissen, daß das Weib den genialen Psychosen, den Geniekrankheiten unterliegt, die uns Lombroso näher kennen lehrte. Aber weil die mangelnde Initiative die geniale Gehirnbethätigung des Weibes da verhindert, wo wir beim Manne gewohnt sind sie zu suchen, nämlich in der unmittelbaren Produktion, leugnet der Männerverstand aus dem trägsten Selbsterhaltungsmoment heraus überhaupt das geniale Weib.

Wenn ich nur zurückdenke, welche festgewurzelten Reihen von Empfindungseitelkeiten männlicher Profession ich in mir ausrotten mußte, bis die neue Gedankengewohnheit an die Stelle der alten Gefühlsgewohnheit getreten war, und ich Organe bekam für die Genialität des Weibes, faßt mich ein gelindes Gruseln. Jetzt ist dieser Prozeß klar und ich will mit dem Ergebnisse nicht zurückhalten: Das geniale Produktivgebiet des Weibes ist die Lebenskunst, die Psychologie des Umweges, die Philosophie der umgesetzten Seelenkraft; sein Sieg ist ein immanenter, es herrscht im Objekt des anderen Geschlechtes, der Taktik vergleichbar, welche die semitische Minoritätsrasse in der arischen Majorität inne zu halten genötigt ist, um als solche fortzubestehen. Daher kann ich aus rein egoistischen Mannesmotiven heraus diejenige Bewegung unterstützen, die man die Frauen-

emanzipation nennt. Als politischer Machthaber würde ich den Frauen Universität und alle Staatsämter eröffnen, die es giebt. Denn auch wenn man die Ehe, die man als moralische Wirkung des Privateigentums sich zu erklären beliebt und die man für die angebliche Sklavenstellung des Weibes verantwortlich macht und als männliches Zwangsinstitut erklärt, dem ehemaligen Mutterrechtssystem wieder gewichen denkt, wird die innere Machtsphäre des Weibes nicht erweitert werden. Die weibliche Immanens wird immer der männlichen Initiative gegenüber die Mittel der umgesetzten Machtkenntnis verwenden müssen, die männliche Machtsphäre ist daher garantiert durch das Schutzmittel der Zuchtwahl. Meine eigene Anschauung geht sogar dahin, daß die Zwei-Ehe ein Unterjochungsversuch ist, mit dem das Weib den durch das Privatbesitzrecht gestärkten Mann wiederum geschwächt hat, indem sie ihm ihre monogamen Instinkte aufdrängte und diesen Zwang gesetzlich band. Mein Sehnen steht nach der Mutterrechtszeit, erst dort ist der Mann frei! Zu glauben aber, wie fast alle englischen, amerikanischen und deutschen Emanzipationskämpferinnen, daß die Mittel der umgesetzten, indirekten Machtkenntnis des Weibes unwürdig seien, ist ein gewaltiger Irrtum, zum mindesten eine elementare Selbstschädigung, indem sie dadurch die männliche Psychotaktik als Moralmaß zu Grunde legen und die Frauentaktik nur darum, weil sie eine andere ist, als untergeordnet stempeln. Und dagegen sollte namens der geschädigten Ehre des immanenten Frauentums protestiert werden!

Auf diesem Standpunkt finden wir auch Dr. Ella Mensch, und ich hielt es daher für gut, auf diese Frage direkt loszugehen, weil sie ein Leitmotiv ihrer vorliegenden Schrift bildet. Fast alle der besprochenen oder auch streifend erläuterten Autoren werden mit dieser Sonde gefühlt und aus der Wertschätzung, die darnach resultiert ist, kann man erkennen, wie sehr es der Verfasserin Herzenssache ist. Im Prinzip habe ich gegen solches Verfahren nichts einzuwenden, sehr viel dagegen im einzelnen.

„Neuland" hat sie vorgeschrieben, das ist ein Begriff, der sich in jenen zwei stürmischen ästhetischen Programmwintern Bürgerschaft erwarb, und zwar für jene Flanke des jüngsten Deutschland, welche wesensinhaltlich als Psychopsychognostiker, formalinhaltlich als groteske Reflexionsnaturalisten zu gelten haben. Mir selbst schwebte derselbe Begriff vor, als ich gelegentlich einmal den Essaykopf „Im dunkelsten Erdteil der Moderne" wählte. Was ich nun bei der Mensch'schen Fassung entschieden ablehne, ist die Verallgemeinerung dieses so spezifisch entstandenen Gedankens. Denselben Fehler begeht die Autorin mit dem Begriff der „Moderne", sie hat ihn gedehnt und geweitet, bis er für ihre Sonderliebhabereien umfänglich genug war. Sie schiebt die Entstehung dieser Weltanschauung ideogenetisch bis auf Kant hinaus, eine

Arena, in der man allerdings mancherlei Schauspiele aufführen kann. Dieser ästhetische Liberalismus aber ist verderblich für einen in der Bildung begriffenen Stil, er verwälscht, er verwirrt die interessierten Instinkte. Darum kann man ihn nicht gut heißen. Auch sehe ich ein typisches Verkennen des Charakters der modernen Weltanschauung, wenn sie glaubt, er sei „ein friedlicher, versöhnlicher, aufklärender", der „diese Physiognomie im Wesentlichen auch für die Folgezeit behält". Das strikte Gegenteil, seit dem Hereinbruch des Christentums kenne ich keine Weltanschauung, welche die tiefsten Gemütsgründe so durchwühlt, als gerade diese. Neue Gedankensysteme sind viele aufgestiegen, aber keines war so unmittelbar von einer affektvollen Gefühlsdissolution gefolgt, als es dieses ist und in erhöhtem Maße sein wird. Wenn sie anschließend daran behauptet, daß ein Bruch mit unserer Entwickelungsgeschichte in praxi unausführbar sei und sich nur in den „Köpfen unklarer Enthusiasten" vollziehe, so muß ich frank gestehen, daß ich mich zu dieser Sorte von Menschen rechne. Was ist denn unsere viel berufene Entwicklungsgeschichte anders als eine ziemlich plausible Hypothese, aber darum immer eine Hypothese, die sich auch einmal in Köpfen vollzogen hat, welche von ihrer Mitwelt als Enthusiasten ausgeschrieen wurden? Komisch aber für mich und jeden Mann wohl muß es anmuten, wenn sie zu dieser schwer gedanklichen Erwägung die gute Carmen Sylva citatweise ein rosablasses Feuilletonideechen dazwischen säufeln läßt. Da hätte sie die Suttner berufen sollen, wenn sie partout den blanken Deckschild des Citates liebt und es ein Weib sein soll.

Erfreulicherweise nun ist das Buch in abgeteilte Essays geschieden, die unter einander mehr äußerlichen Zusammenhang haben, sodaß die wenig glücklichen Einleitungsideen nicht mehr stören. Sicher erfaßt sind die zwei folgenden Essays, in denen sie über Stil und Ausdrucksformen der Modernen referiert und sehr feine Beobachtungen einwirft. In diesen beiden Abteilungen sind die kritischen Faktoren, die sie anruft, von passender Gewähltheit: Harden und Mamroth sind für derartige Fragen ästhetische Wertbarometer von anäroider Genauigkeit. In dem Essay: „Was ist an den Pathosstücken Idealgehalt, was Kostüm?" imponiert eine scharf pointierte Gegenstellung Homers zu Zola, die begrifflich mehr klärt als ihre oft gar zu stark im üblichen ästhetisch-dozierenden Schulton gehaltenen Deduktionen.

Das Kapitel „Die Frauen in der modernen Poesie" bedarf einiger kritischer Korrekturen. Die Grundanschauung ist richtig: „wir leben in keiner weiblichen Litteraturepoche", im Gegenteil in einer sehr männlichen, wenigstens soweit ich die junge deutsche Generation betrachte. Die Generation, die 1870 zur Reife gelangte z. E., das war ein Weiberepochenprodukt, daher

fehlen ihr auch die großen Mannsindividualitäten, und was noch deutlicher spricht, auch die großen Frauen. Große Frauen, Geistweiber, sind nur möglich in starken Männerzeiten, und zwar als notwendige Komplementärerscheinung. Hätte es eine Staël gegeben ohne die männlichste Mannsgeniezeit des Bonaparte? Weibliche Litteraturepochen, in denen die immanent-weibliche Psyche die Initiative in Scheinusurpation hat und die Männerpsyche sich danach modeln mußte, sind erfahrungsgemäß unfruchtbar, ein geistiger Amazonenstaat. Ich verkenne in dieser Verurteilung nicht die Wichtigkeit der Sache als solche, Auflösungszeitalter, wie das unsrige, weisen nach einer krankhaft gesteigerten Männlichkeitskrise immer das Weibertum der Schein-Initiative als letztes Zerfallstadium auf.

Ich leugne ferner nicht, daß das Weib heute in der Litteratur noch an der bösen Verallgemeinerung leidet, eine Methode, die man heute so sehr in der Politik mißbraucht, z. B. im Antisemitismus. Aber gerade den von der jüngeren Generation, den sie dafür festnagelt, Heinz Tovote, kann ich mit keinem Wort der Verteidigung decken. Er ist ja eigentlich eine Erscheinung ohne deutlichen Epochencharakter, der ganz gut mit Heyse hätte den Plan betreten können. Er ist ein Weib in Hosen und Schnabelschuhen und sein Ideal ist erfüllt, wenn er eine Weiberjugend reizt, die auf eine gewisse biblische Persönlichkeit schwört und Lüsternheit nötig hat, um es zu werden, und daher methodisch gekitzelt sein will. Warum die Frau, welche arbeitet, also der stärkste Zukunftstypus, fehlt? Nicht weil sie zum genre ennuyant gehört, denn davor hat die junge Generation mehr wie gar keinen Respekt, sondern weil in einem Übergangszeitalter die Frau, welche korrumpiert, kraft ihres Einflusses auf zeitbildende Individualitäten viel wichtiger ist! Aber gerade von der jungen Generation ist für die Würdigung des Weibes sehr viel geschehen und Hauptmanns Anna Mahr ist ein schwerwiegender Beleg. Naiv ist es daher von der Autorin, sich zu beklagen, daß bei Hauptmann die Züricher Studentin nur als Repräsentantin einer freieren Lebensauffassung und nicht auch als spezifische Repräsentantin des Rechtes der Frau auf Bildung vorkommt. Das wird weder er, noch keiner von der jungen Generation thun, weil es eine Kleinigkeitskrämerei wäre, ein winziges Klauselchen in einem Riesenpakt, den die junge geistige Manneswelt bereits gemacht. Keiner von uns denkt ja im mindesten mehr daran, der Frau das Recht auf Bildung zu schmälern, weil sie in der vermehrten Bildung weder eine Verbesserung der Machtkenntnis, noch der daraus abgeleiteten Existenzfrage des Weibes erkennen. Ja verbitterte Grotesklogiker gönnen dem Weib alle Bildungsinstitute — aus Mißgunst! Ich selbst habe stimmungsgraue Stunden, wo ich von dieser Anwandlung nicht frei bin. Gerade die „Bildung", im Sinne aufgestapelter Gedächtniswerte, welche man „Wissenschaft" nennt,

hat die natürliche Initiative unseres Mannestumes durch Überkultur des Gedächtnisses gegenüber dem Verstand schwer geschädigt. Das „bildungslose" Weib blieb frei von diesem Druck, und wer weiß, wie bald die Zeit kommt, wo diese Plage Wohlthat wird!

Wir kommen zur Gallerie der Einzelportraits. Ibsen, eine getreue Kopie des kritischen Bildes, wie es bereits in Deutschland durch Brandes und andere vorgezeichnet ist. Stellenweise ist er mit einer so wohlwollender Einzelkenntnis beurteilt, die von einer weiblichen Feder entzücken muß. Etwas unverständlich freilich ist mir, wie sie bei einem Ibsenbild Laulchen Pindau mitstammeln läßt, der doch bekanntlich immer die Freiheit hatte, wahre Individualitäten mißzuverstehen und mit plattem Mückenseigerwitz zu bespritzen! Man muß doch Leute, die von ihrer Hammelfreiheit so ergiebigen Gebrauch machen, nicht ernst nehmen. Ich möchte den großen Richard lachen gesehen haben, als er einst die „Nüchternen Briefe aus Bayreuth" von Laulchen zum Kaffee las!

Björnson — mit außerordentlicher Liebe behandelt. Ich nehme es keinem Weibe übel, wenn sie den Dichtervater der Svava, des schärfsten aller weiblichen Usurpatorentypen, die den polygamischen Mannsinstinkten die monogamischen der Frau als Gesetz aufzwingen wollen, verherrlicht. Nur muß uns Männern, die wir den Dichter B. ehren, erlaubt sein, den Sexualdenker und Moralisten B. in das kritische Fach der Rückenmarklosen zu stellen. Immerhin ist es ein welthistorisches Faktum, daß der Svavatypus atheneartig einem Mannshirn entsprossen ist.

Dann der deplazierte rumänische Buchfink Carmen Sylva — der sich wohl selbst nicht bewußt ist, was er verbrochen, daß er in die Mördergrube moderner Charaktere verdammt ist. Hätte sie Flügel, ich glaube, sie flöge heraus, weit hinweg in die Karpathen zum Kastell Peleſch und sänge in den grünen Tannen ein kautelzuckersüßes Befreiungslied.

Tolstoi, eingehend gewürdigt und so gezeichnet, daß man in keinem Punkte widersprechen wird. Dann ein Abriß des französischen Dramas der Gegenwart, der für unbelesene Leser sehr bildend ist, aber auch etwas danach riecht. Ein gutes Referat über Dostojewski. Sehr kurz kommt Zola dann weg. „Germinal", wohl das einzige bleibende seiner Werke, wäre besser als „Die Bestie im Menschen" zum Erörterungsobjekt gewählt worden. Endlich dann wieder einmal einige eigenartige Auslassungen über Daudet, den Antipalmenfräckler und erklärten Liebling der Damenwelt.

Im großen ganzen erhebt sich aber die Reihe der französischen und russischen Galerieköpfe nicht weit über reine kritische Kopien.

Besser und freier dagegen kommen die beiden Italiener Giacosa und Praga hinweg. Sie sind fein retouchiert, wenn auch nicht gerade mit Wohl-

wollen — wahrscheinlich wegen der Miserabilität, in der ihre Frauen erscheinen. Fast scheint es bei der Autorin zu heißen: „Zeige mir, lieber Dichter, mit welchen Frauen Du poetisch umgehst, so werde ich Dir sagen, was ich von Dir halte und was Du bist.“ Ich glaube, daß es besser wäre, zu fragen: „Sage mir, Freund, mit welchen Frauen Du nicht umgehst, und ich werde Dir sagen, was in Dir ist.“

Sind nun 254 Seiten des Buches verflossen und bleiben noch 98, so hat sich in diese Aschenbrödelecke die „sogen.“ deutsche Litteratur hineinzuducken. Die folgenden Essays sind überschrieben: Fulda, Sudermann, Hauptmann, Das jüngste Deutschland; unter dieser letzten Marke werden Conrad, Bleibtreu, Walloth, Conradi, Ludwigs, Kretzer, Merian, Alberti rudelweise abgehandelt! Fräulein Dr. Ella Mensch hat nur eine Entschuldigung für diesen Lapsus, eben daß sie eine Deutsche ist. Ein französischer, italienischer oder russischer Kritiker würde mit dem Buche einer Landsmännin, die ihre heimische Litteratur so en bloc behandelt, allenfalls nicht viel Federlesens machen, als Deutscher aber muß ich es leider tolerieren. Diesen Erbschaden hat Bismarck, der die Idee von der nationalen Produktion an den verschiedensten Stellen als Gerümpelfeger benutzt hat, leider nicht beseitigen können, allerdings schon nicht wegen seiner völligen Ignoranz in litterarieis, die ihm gestattet, in dem harmlosen Julius Stinde den größten deutschen Schriftsteller zu preisen!

Fulda und Sudermann sind bei den geringen Schwierigkeiten, die derartig glatt zu übersehende Talente bieten, ziemlich deutlich porträtiert. Mit anzuerkennender Sorgfalt ist Hauptmann behandelt, allein die Ausführungen halten sich stark in den Bahnen, die Brahm und Bölsche vorgezeichnet haben. Zweifellos wertvoller jedoch wäre es gewesen, wenn die Autorin sich mehr die Kaberlinsche (Magazin 1889) kritische Basis bei der Beurteilung Hauptmanns als Fundament genommen hätte. Da ist weniger Gefühlsanerkennung als Verstandstiefe. Mit Ausnahme von Walloth und Conradi sind fast alle Autoren nur so flüchtig gestreift, daß sich ein Urteil darüber nicht verlohnt. Die Autorin kann das Unrecht, daß sie die deutsche Litteratur nur so en bagatelle behandelt, nur dadurch gut machen, daß sie ihr Versprechen, bald tiefer darauf zurückzukommen, einlöst und ihre kritisch-vermittelnde Kraft da ansetzt, wo sie Vor- und nicht Nacharbeit leisten kann, bei der jungen Generation, mit der sie intellektualproduktiv wachsen oder verkümmern wird.

Und wieviel ist da noch zu thun! Zwar nicht in die Breite im universellen Sinne, wie diese Arbeit veranlagt ist, sondern ganz im individuellen, z. E.: Conrad und Bleibtreu, beides ausgereifte Künstlerindividualitäten, denen die deutsche Leserwelt noch ziemlich unvermittelt gegenübersteht! Dann bedürfen die jüngsten Strömungen, welche das geistige Schaffenwollen aus

der übertriebenen Wirklichkeitsphantasterei in eine reflexionäre Baroke hinüberleiten durch vielfache Absonderlichkeiten der vermittelnden Kraft einer genial-apperzipierenden und ummünzenden Weiberfeder, wie es z. B. Marie Herzfeld für die jüngere Wiener Generation ist! Das ist unbeackert Feld, Neuland, wo auch Dr. Ella Mensch den Pflug ansetzen kann!

Herr J. G. Vogt und „der Kampf ums Dasein".

Eine Kritik und Kontroverspredigt von Erich Blaich.

(Leutkirch im Algäu.)

Unsere menschlichen Sinne schwinden, sobald wir überhaupt irgendwo versuchen, tiefer in das wunderbare Treiben der Natur einzudringen. J. G. Vogt.

Wir besitzen heute genau so weit Wissenschaft, als wir uns entschlossen haben, das Zeugnis der Sinne anzunehmen, — als wir sie nach schärfen, bewaffnen, zu Ende denken lernten. Friedrich Nietzsche.

— — — so ist es in den meisten Fällen weit besser, in diesen Fächern krasse Materialisten zu haben, als Fantasten und verworrene Schwachköpfe. F. A. Lange.

Herr Wilhelm Rudeck hat im Juliheft der „Gesellschaft" die Aufmerksamkeit eines hochansehnlichen Publikums auf J. G. Vogts Weltanschauung zu lenken versucht; er hat auch anderwärts schon Propaganda gemacht für seinen Meister und sogar — ich täusche mich wohl kaum — in der „Neuen Zeit" eine Lanze für denselben gebrochen. Wenngleich solche Treue nicht nur rührend, sondern auch, in unseren Zeitläuften, recht erhebend wirkt, bin ich doch zu meinem Bedauern genötigt, Herrn Rudeck zu erzählen, daß er durch seinen Aufsatz den Leser, namentlich den naturwissenschaftlich nicht eben gründlich gebildeten Leser, kaum recht eigentlich für den Messias eines neuen Substanzbegriffs zu interessieren oder gar zu gewinnen vermochte, daß vielmehr Vogts Doktrinen durch Herrn Rudecks Interpretation in ihrer Spezialeigentümlichkeit, welche ein anderer Kritiker „wilde Spekulation nennt, die Hypothese auf Hypothese türmt und sich schließlich ganz in Fantasien verliert," mit merkwürdigem und fast kongenial zu nennendem Geschick konserviert wurden. Ob das in der Natur der Sache lag und ob infolgedessen oder trotz alledem — wie man will — ein wesentlicher Erfolg bei anderen Leuten zu verzeichnen sein wird, ideeller Art für Herrn Vogt, praktischer

Natur für seinen Herrn Verleger, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls lieferte mir die Abhandlung des Herrn Rudeck neues Material zur Verfechtung meiner Theorie, die freilich nicht ganz so originell und demgemäß auch ungefährlicher ist als die Theorien J. G. Vogts, daß nämlich die Johannesse unserer modernen Messiasse mit dem Ersten dieses Namens und Berufs vielfach nur das Kleid aus Kamelshaaren gemeinsam zu haben pflegen. Herrn Rudeck selbst im einzelnen zu kritisieren, liegt weder im Beruf meines Themas noch würde es mir hinlänglich Spaß bereiten. Soweit seine Ansichten mit denjenigen J. G. Vogts zu identifizieren sind, anerkenne ich mit meinem oben citierten Konkritiker das Anerkennenswerte und betrachte das Übrige mit einem aus Entrüstung und subjektivstem Humor gemischten Gefühle; sofern aber Herr Rudeck privatim in Wissenschaft macht, kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, seinen gelehrten Pfaden ein wenig nachzuwandeln.

Der verständige Jüngling und Rufer im Streit bezeichnet nämlich Vogts Weltanschauung als eine „streng wissenschaftliche und allen modernen Ansprüchen genügende"; — er spricht mit Enthusiasmus: „Von vornherein werden wir es daher als einen unermeßlichen Fortschritt ansehen dürfen, wenn ein Philosoph mit dem alten Wahn absoluter Wahrheiten endgültig aufräumt und den obigen Satz — der Mensch ist ein Produkt seines Milieus — nicht nur anerkennt, sondern auch von diesem Standpunkte aus sein ganzes System entwickelt und aufbaut, wie es J. G. Vogt in seinen Werken thut;" er murmelt endlich weise: „Es wird jeder schon durch diese wenigen Zeilen einsehen, daß Vogt dem Willensproblem handgreifliche Gestalt gegeben. Wir wissen nun nicht bloß, daß wir keinen Willen (!) haben, wir sehen, wir fühlen es. — — Und doch! Selbst der Leser, der kopfschüttelnd diese Ausführungen gelesen hat, weil er an die die Gesellschaft gefährdenden Konsequenzen eines solchen Satzes denkt, selbst der Leser wird sich schließlich doch mit dieser Auffassungsweise befreunden können, wenn er hört, daß Vogt, der dem Menschen seine Illusion so gründlich zerstört hat, die Juristerei und die Strafe rettet."

Nicht wahr, Herr Rudeck, wir wollen einander keinen blauen Dunst darüber vormachen, wie es mit der naturwissenschaftlichen Bildung in der modernen Gesellschaft aussieht. Ich kann Ihnen versichern, daß unter hundert „Gebildeten" kaum ein einziger weiß, was eigentlich der kinetische Substanzbegriff ist; ich kann Ihnen versichern, daß Studierende der Gottesgelahrtheit in dem holden Wahne befangen sind, die Atome zersetzten sich bei Zusatz von Säuren oder die psychischen Prozesse beruhten, nach materialistischer Auffassung, auf einer Bewegung der Hirnmasse. Das ist allerdings komisch; weit komischer aber ist es, wenn Leute, die kaum so recht etwas von Kraft

und Stoff gehört haben und noch in lieblichen metaphyſiſchen Höschen ſtecken, wenn ſolche mit nicht zu hemmender Begeiſterung ſich auf jenes Gebiet ſtürzen, das Fechner die „innere“ Pſychophyſik nennt.

Das ſo nebenbei; im übrigen wiſſen Sie ja wohl ſo gut wie ich, welche Anforderungen man an die Wiſſenſchaftlichkeit einer Weltanſchauung ſtellt; das iſt in dem Anfangsmotto Nietzſches, welches ich nicht nur aus reiner Bosheit an die Spitze meiner Abhandlung ſetzte, ſchön zu leſen. Welche Ziele eine moderne, poſitive Weltanſchauung ſich zu ſetzen hat, iſt ſchon von A. Comte gut und klar auseinander geſetzt worden. L'explication des faits n'est plus que la liaison établie entre les phénomènes particuliers et quelques faits généraux, dont les progrès de la science tendent à diminuer le nombre. Freilich meint Comte: Si, d'un côté, toute théorie positive doit être fondée sur des observations, d'un autre côté, notre ésprit, pour se livrer à l'observation, a besoin d'une théorie. Si nous ne rattachons pas les phénomènes à quelques principes nous ne pourrons combiner nos observations, ni même les retenir; aber man muß das eben recht verſtehen.

Will alſo Herr Rudeck von einem „unermeßlichen Fortſchritt“ ſprechen, „wenn ein Philoſoph mit dem alten Wahn abſoluter Wahrheiten endgültig aufräumt,“ ſo darf er denſelben nicht von Vogt ab datieren, ſondern vom Beginne einer materialiſtiſchen Philoſophie überhaupt, und „der Materialismus iſt ſo alt als die Philoſophie,“ meint F. A. Lange, deſſen Glaubwürdigkeit Herr Rudeck kaum beſtreiten wird und deſſen Geſchichte des Materialismus ich ihm zu gründlichem Studium angelegentlichſt empfehlen möchte. Vielleicht entnimmt er derſelben, wenn er ſich auf primäre Litteratur nicht einlaſſen will, mit Verwunderung, daß einmal ein gewiſſer Herr Ludwig Feuerbach, ein Herr David Friedrich Strauß, ein Herr Heinrich Czolbe exiſtierten (Meyers Konverſationslexikon weiß allerdings über den letzteren ſpeziell nichts zu vermelden); vielleicht wird es ihm auch klar, daß ſich ſchon andere Leute mit dem Determinismus beſchäftigten, daß eben das Willensproblem doch nicht ſo ſehr außerhalb der modernen Intereſſenſphäre liegt und daß der Leſerkreis der „Geſellſchaft“ kaum aus Säuglingen oder idiotiſchen Mummelgreiſen beſtehen dürfte.

Alſo wie geſagt, nachdem ich den Aufſatz in der „Geſellſchaft“ geleſen hatte, war es keineswegs wie eine Erleuchtung über mich gekommen, und es fiel mir auch bedauerlicherweiſe nicht wie Schuppen von den Augen. Ich betrachtete augenſcheinlich die Hiſtoria von den Verdichtungscentren mit der Verſtändnisloſigkeit jenes „trockenen Phyſikers ohne Talent für philoſophiſche Auffaſſung,“ von welchem ein Referent der „Allg. Zeitung“ bei Gelegenheit einer Beſprechung von Vogts „Kraft“ erzählt; ich konnte auch,

ſo leid mir das that, in dem Prinzip der Schmerzvermeidung nichts neues entdecken, weil ich mich nämlich an einen Herrn namens Protagoras erinnerte, der den Satz nur poſitiv, etwas praktiſcher und klarer und ohne Teleologie gefaßt und geſagt hatte: Die Luſtempfindung iſt das Motiv alles Handelns.*)

Im übrigen bin ich ſo tolerant, es keinem Menſchen zu verübeln, wenn er die Weltanſchauungen anderer Leute miſerabel findet und demgemäß eine ſeinen Liebhabereien und Fähigkeiten angemeſſene Privatweltanſchauung ſich konſtruiert. Wem es Vergnügen macht, der mag ſogar 655 Seiten zuſammenſchreiben, dieſelben „Die Kraft. Eine realmoniſtiſche Weltanſchauung" betiteln, einen wackeren Verlagsbuchhändler in Leipzig mit der Herausgabe betrauen und im übrigen den lieben Gott einen guten Mann ſein laſſen. Wer mit dieſer Kraftleiſtung nicht einverſtanden iſt, der läßt es eben bleiben, und honni soit qui mal y pense.

Herr Vogt hat alſo „Die Kraft" geſchrieben, er hat ſich über „das Weſen der Elektrizität und des Mangnetismus" ausgelaſſen, er hat „die Menſchwerdung" verfaßt, ein Buch, das ſich nicht allein durch ſeinen übermäßig langen Titel auszeichnet. Man hat ihm bei Gelegenheit des letztgenannten Werkes neben vielem Tadel auch ein Kompliment über ſein „außerordentliches Geſchick der populären Darſtellungsweiſe" gemacht, mit

*) Dieſe letztere Auslaſſung könnte vielleicht Herrn Rudeck zu einer aufklärenden Erklärung Veranlaſſung geben, denn

1. ſtellt er perſönlich in ſeinem Aufſatz die Schmerzvermeidung ſehr in den Hintergrund,
2. faßt er wahrſcheinlich mein Citat aus Protagoras als großes Mißverſtändnis, nicht aber als kleinen logiſchen Sprung auf.

Um ihm die Mühe einer Replik zu erſparen, will ich meine Stellungnahme kurz alſo ſkizzieren: Nach Vogt hat Kosmos und Leben einen Zweck, oder, um weniger kraßteleologiſch zu ſprechen, verfolgen beide ein in ihrer Natur begründetes Ziel, und zwar der Kosmos den Zuſtand einer gewiſſen höchſten Dichtigkeit, der identiſch iſt mit dem Stadium abſoluter Ruhe, das Leben hingegen den Zuſtand völliger Schmerzvermeidung. Was der konſequente Materialiſt hiervon hält, iſt erbaulich zu leſen in den Heften 17 und 26 des X. Jahrganges der „Neuen Zeit", Kritiken, die Herrn Rudeck vielleicht nicht ganz — unbekannt ſein dürften. Schon Demokrit ſtellte den Satz auf, daß alles, was geſchehe, notwendig geſchehen müſſe, daß aber von einem Zwecke des Geſchehens keine Rede ſein könne. Damit iſt ſelbſtverſtändlich ein Sprung in die Metaphyſik, das Suchen eines in der Natur des organiſchen Geſchehens liegenden Zweckes oder Zieles ausgeſchloſſen, nicht ausgeſchloſſen aber iſt, daß das empfindende und denkende Individuum (Protagoras und J. G. Vogt harmonieren hier in dem Grundſatze, daß alles Denken auf Empfindung beruhe) ſich veranlaßt ſieht, nach dem Stadium abſoluter Schmerzfreiheit als nach dem höchſten Gute mit Bewußtſein zu ſtreben. Beweis: die Überſetzung der Theorie des Protagoras in die Praxis durch Ariſtipp und Epikur. Das Ziel iſt bei Protagoras und J. G. Vogt das gleiche; nur iſt eben Protagoras der konſequentere Denker und — Materialiſt.

dem ich vollständig einverstanden bin, und man wünschte damals, daß der Verfasser diese Begabung „bei seinem unleugbar großen Wissen zu Nutz und Frommen der Menschheit, insbesondere der arbeitenden Klassen, verwenden sollte“. Ein weiterer Anstoß kam hinzu, ein Gespräch mit einem sehr intelligenten Arbeiter, und dieses Gespräch und seine orange-broschierten Konsequenzen haben zwischen Herrn Vogt und mir eine liebliche Konstellation zustande gebracht, wie im folgenden anmutig nachzulesen ist.

Der erwähnte Arbeiter ist also der Repräsentant des nach Bildung, nach Wissen dürstenden Proletariats und sprach unter anderem zu Herrn Vogt: „Ich war von einem unersättlichen Wissensdrang beseelt und begeistert für die gute Sache des Proletariats. Allein ich konnte mir in meinem Kopfe die Dinge nicht zurecht legen. — — Ich suchte mich selbst auf das Studium zu verlegen und durch die besten Schriften meine Kenntnisse zu bereichern, meinen Gesichtskreis zu erweitern und mir ein eigenes festes Urteil zu bilden. — — Ich mußte mir mein Wissen buchstäblich erhungern. — — Die gelehrten Herren werden nie zum Arbeiter herabsteigen, der Arbeiter muß zu ihnen hinaufsteigen und sich bei ihnen erholen, was er braucht, nämlich die unentbehrliche Bildung. — — Wenn der Arbeiter die Stellung in der Menschheit erlangen will, die ihm von Natur und rechtswegen gebührt, so kann er dies nur, wenn er sich die erforderlichen Waffen in der Rüstkammer des Wissens und der Bildung holt. Bedauernswert aber der Arbeiter, der da hofft, daß ihn andere aus seinem Elend befreien werden; nur er selbst kann und wird sich befreien, und der Weg zur Befreiung führt nur durch das Wissen.“ Vogt erzählt: „Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich und zwar einen um so tieferen, je mehr ich mich unter dem Volk umsah und sie tausendfältig bestätigt fand. Ich fühlte mich gedrängt, mich mit heiligem Ernste an die schwierige Arbeit zu machen, dem schlichten Manne aus dem Volk in einem größeren Werke das zu bieten, was er als unbedingte Unterlage gebraucht, um seinen Gesichtskreis den großen Aufgaben anzupassen, die unserer Zeit der Aufklärung und des Fortschritts gestellt sind, und an denen er in allererster Linie interessiert ist.“

Das ist nun alles recht schön und gut; das bewußte Werk „Eine Welt- und Lebensanschauung für das Volk mit besonderer Berücksichtigung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen“ (Leipzig, Ernst Wiest), über dessen Notwendigkeit ich mit Herrn Vogt völlig einig bin, begann zu erscheinen und es liegen jetzt schon über zwanzig Lieferungen à 10 Pf. vor. Über die Anlage des Werkes, über den Wert der Ideen, über die Schwierigkeit und Gefährlichkeit eines derartigen Unternehmens zu urteilen, überlasse ich dem Belieben anderer Leute, vor allem Vogts Parteigenossen; ich begnüge mich damit, to fight out a nice struggle for the struggle for life.

Vogt hat die rühmliche Eigenſchaft, zu jeder brennenden Frage Stellung zu nehmen; aber mit einer bloßen Stellungnahme iſt noch nicht viel gethan, ſonſt wären unſere ultramontanen Mitbürger die reſpektabelſten Geiſtesheroen und abgeklärteſten Köpfe, was denn doch wohl niemand ſchlechthin behaupten dürfte.

So nimmt Herr Vogt denn auch Stellung zum Kampf ums Daſein, und über dem erſten Kapitel des erſten Buches ſchwebt duftig-zart das Problem: Vogt und Darwin, Darwin und Vogt.

Ich will einige Sätze als ſehr bezeichnend für Vogts Monomanie anführen, bevor ich ſein Verhalten in Sachen struggle for life charakteriſiere.

„Wenn man ſo gerne als Beweis für die tieriſche Grauſamkeit die mit der Maus ſpielende Katze anführt, ſo könnte man mit berechtigter Ironie darauf hinweiſen, daß die Katze dieſe beſtialiſche Angewohnheit ohne Zweifel im Umgange mit dem edlen Menſchen erworben hat.“

„Wenn aber eines not thut, ſo thut es not, das Volk vor den heutigen offiziellen Trägern der Wiſſenſchaft zu warnen.“

„Daß die Herrſcherraſſe von der Natur ſelbſt durch beſondere Vorzüge und Kennzeichen ausgezeichnet ſein ſoll, an dieſes Ammenmärchen glaubt heute trotz Nietzſche wohl kein vernünftiger Menſch mehr, ja die herrſchende Klaſſe glaubt es ſelbſt nicht mehr.“

— Darwin ſpricht ſich in ſeiner „Entſtehung der Arten“ folgendermaßen aus (ich citiere nach der Überſetzung von H. G. Bronn):

„Der Ausdruck, Kampf ums Daſein, im weiten Sinne gebraucht. Ich will vorausſchicken, daß ich dieſen Ausdruck in einem weiten und metaphoriſchen Sinne gebrauche, unter dem ſowohl die Abhängigkeit der Weſen von einander, als auch, was wichtiger iſt, nicht allein das Leben des Individuums, ſondern auch Erfolg in Bezug auf das Hinterlaſſen von Nachkommenſchaft einbegriffen wird. Man kann mit Recht ſagen, daß zwei hundeartige Raubtiere in Zeiten des Mangels um Nahrung und Leben miteinander kämpfen. Aber man kann auch ſagen, eine Pflanze kämpfe am Rande der Wüſte um ihr Daſein gegen die Trocknis, obwohl es angemeſſener wäre zu ſagen, ſie hänge von der Feuchtigkeit ab. Von einer Pflanze, welche alljährlich tauſend Samen erzeugt, unter welchen im Durchſchnitte nur einer zur Entwickelung kommt, kann man noch richtiger ſagen, ſie kämpfe ums Daſein mit andern Pflanzen derſelben oder anderer Arten, welche bereits den Boden bekleiden. Die Miſtel iſt abhängig vom Apfelbaum und wenigen anderen Baumarten; doch kann man nur in einem weithergeholten Sinne ſagen, ſie kämpfe mit dieſen Bäumen; denn wenn zu viele dieſer Schmarotzer auf demſelben Baume wachſen, ſo wird er verkümmern und ſterben. Wachſen aber mehrere Sämlinge derſelben dicht

auf einem Aſte beiſammen, ſo kann man in zutreffender Weiſe ſagen, ſie kämpfen miteinander. Da die Samen der Miſtel von Vögeln ausgeſtreut werden, ſo hängt ihr Daſein mit von dem der Vögel ab und man kann metaphoriſch ſagen, ſie kämpfe mit anderen beerentragenden Pflanzen, damit ſie die Vögel veranlaſſe, eher ihre Früchte zu verzehren und ihre Samen auszuſtreuen, als die der anderen. In dieſen mancherlei Bedeutungen, welche ineinander übergehen, gebrauche ich der Bequemlichkeit halber den allgemeinen Ausdruck »Kampf ums Daſein«.“

Und nun Vogts Expektorationen: „Seitdem der berühmte engliſche Naturforſcher Charles Darwin ſeine an und für ſich gewiß großartige Lehre über die Entwicklung der organiſchen Welt, der Pflanzen und Tiere einſchließlich des Menſchen, ſowie über den ſogenannten Kampf ums Daſein aufgeſtellt hat, hat man ſich beſonders darin gefallen, vor allem dieſen Kampf ums Daſein in allen erdenkbaren Weiſen auszubeuten.“

Es iſt leicht erſichtlich, wo Herr Vogt hinaus will. Er will der landläufigen Bourgeois-Auffaſſung, als ob der moderne wirtſchaftliche Kampf ums Daſein eine Naturnotwendigkeit, eine naturgemäße Potenz des in der Pflanzen- und Tierwelt, namentlich unter Individuen derſelben Art, wütenden Kampfes ſei, entgegentreten, kommt dabei aber auf Abwege und ſteht plötzlich vor der ganz unerwarteten Löſung des Problems: in der Tier- und Pflanzenwelt exiſtiert überhaupt gar kein (kontinuierlicher) Kampf ums Daſein, am wenigſten in derſelben Spezies; der Menſch, das erſte vom Inſtinkt befreite Tier, hat den Kampf in die Welt gebracht. Daß eine ſolche Löſung urſprünglich nicht in der Abſicht Vogts lag, daß er vielmehr erſt im Verlauf der Niederſchrift der erſten Abſchnitte dahin kam (ein intereſſantes Moment für die Pſychologie der Entſtehung ſeines Werkes!), iſt nicht ſchwer zu beweiſen.

„Wohlverſtanden, ich beabſichtige keineswegs, den Kampf ums Daſein überhaupt zu leugnen, ich behaupte nur die Verſchiedenartigkeit ſeiner Formen, eine Verſchiedenartigkeit, die von den tiefgreifendſten Folgen iſt.“ (S. 17.)

„In der freien Natur kommt ein Kampf zwiſchen weniger oder beſſer angepaßten Pflanzen nicht vor und zwar aus dem triftigen Grunde, weil in der freien Natur alle Pflanzenarten ihren jeweiligen urſprünglichen Standorten angepaßt ſind.“ (S. 22.)

„Und wie in der Pflanzenwelt, ſo kann auch in der Tierwelt nur dann ein Kampf ums Daſein ſich entſpinnen, ſofern ſich unter die Tierwelt einer beſtimmten Gegend oder Zone fremde Eindringlinge miſchen.“ (S. 24.)

„Im großen und ganzen fehlt in der freien Natur die Urſache zum Kampf, jedes Tier findet in ſeinem jeweiligen Bezirk die ihm nötige Nahrung, ja eine große Zahl der Tiere lebt ſogar im Überfluß.“ (S. 25.)

Nicht wahr, Herr Vogt, Vorsicht ist die Mutter der Weisheit! Im großen und ganzen, einerseits und andererseits, eigentlich, wohlverstanden: erhabener Wortschatz eines exakten Forschers!

Herr Vogt behandelt zuerst den Kampf ums Dasein unter Individuen verschiedener Spezies. Er berichtet von einem Versuche im botanischen Garten zu Gießen, woselbst einige Beete mehrere Jahre lang sich selbst überlassen worden waren. Der Prozeß vollzieht sich in völliger Übereinstimmung mit Darwins Theorien: im Verlauf von neun Jahren hatten sich verschiedene einheimische, auch ausländische Unkräuter aus der Umgebung eingedrängt, „der Art, daß im Laufe weniger Jahre jene früher kultivierten Pflanzen mehr und mehr zurückgedrängt wurden, an Individuenzahl abnahmen und nach einer, für die einzelnen Arten verschieden langen Zeit, spurlos verschwanden." „Wir sehen also schon hier an diesem künstlich hervorgerufenen Kampfe, daß er kein dauernder ist, daß er also auch durchaus nicht als die unantastbare Unterlage des Bestehenden in der Natur aufgefaßt werden kann."

„Jede Pflanze ist an ihrem jeweiligen natürlichen Standort Herrin, und ein Kampf ums Dasein kann sich thatsächlich nur dann entspinnen, wenn ein fremder Eindringling den Wettbewerb mit ihr aufnimmt."

Im übrigen giebt Herr Vogt zu, daß derartige Eindringlinge nicht bloß durch den Menschen, sondern auch „durch den Wind, Fluß- und Meeresströmungen von Land zu Land getragen werden". „Ist in der freien Natur jede Pflanze an ihren Standort gebannt, d. h. findet sie hier ihre besten Lebensbedingungen, so wird sie auch in keine andere Gegend von verschiedenartigem Gepräge übergreifen und sogenannte Eindringlinge werden überhaupt nicht vorkommen können."

Das ist nun leider nicht der Fall (Pilzsporen, Taraxacum als handgreiflichste Beweise!), also kommen Eindringlinge vor und also haben wir einen Kampf ums Dasein, wie ihn sich Darwin nicht schöner wünschen könnte. Sie haben gegen meinen Schluß doch nichts einzuwenden, Herr Vogt?

Jetzt erhalten wir aber eine Aufklärung.

„Von einem Kampfe können wir in Wirklichkeit nur dann reden, wenn die Kämpfenden mit annähernd gleichwertigen Waffen gegen einander vorgehen, und der eine oder der andere Sieger bleiben kann. — — Wenn sich der Löwe auf die Gazelle stürzt, so kann hier offenbar kein Kampf in Frage kommen." Aber, Herr Vogt!

„Daß wirkliche Kämpfe unter Tieren vorkommen, soll sicherlich nicht in Abrede gestellt werden, allein es sind immer Ausnahmen und sie bilden nie und nimmermehr die allgemeine Grundlage für die Wechselbeziehungen unter der Tierwelt." Sie leisten sich also folgende Schalkhaftigkeit, Herr

Vogt: Darwin spricht von einem Kampf ums Dasein; niemand kann mir zumuten, näheres darüber nachzulesen; dieser Kampf existiert nicht oder wenigstens selten in Form einer regelrechten Rauferei; also ist Darwin derjenige, welcher — geträumt hat.

Nach diesem liebenswürdigen, logischen Kunststück nimmt Herr Vogt den Kampf unter Individuen derselben Spezies vor und kommt in § 6 darauf zu sprechen, daß „die Natur die umfassendsten Vorkehrungen getroffen hat, um durch die Fortpflanzung die Arten oder Geschlechter an und für sich zu erhalten“. „Gerade diese ängstliche Fürsorge für die Erhaltung der Art legt uns auch unmittelbar die Thatsache nahe, daß die Natur unter allen Umständen für die Erhaltung der Individuen besorgt sein muß und daß die lebende Natur Selbstmord beginge, sofern sie unter den Individuen ein und derselben Art den Kampf ums Dasein eingeführt hätte. Wenn die Individuen ein und derselben Art auf ihre gegenseitige Vernichtung ausgingen, wie sollte sich die Art erhalten können?“

Bei Pflanzen derselben Spezies „kann sich der Kampf offenbar nur unter den Sämlingen selbst abspielen und ohne Zweifel so früh wie möglich, d. h. zur Zeit der ersten Keimungsversuche der Sämlinge“. Das ist nämlich hinreißend logisch und zweitens eine Polemik gegen die Ansicht Darwins, daß der Kampf ums Dasein am heftigsten zwischen Individuen und Varietäten derselben Art wüte. Darwin sagt: „Man betrachte eine Pflanze in der Mitte ihres Verbreitungsbezirkes, warum verdoppelt oder vervierfacht sie nicht ihre Zahl? Wir wissen, daß sie recht gut etwas mehr oder weniger Hitze oder Kälte, Trocknis oder Feuchtigkeit ertragen kann; denn anderwärts verbreitet sie sich in etwas wärmere oder kältere, feuchtere oder trockenere Bezirke. In diesem Falle sehen wir wohl ein, daß, wenn wir in Gedanken der Pflanze das Vermögen noch weiterer Zunahme zu verleihen wünschten, wir ihr irgend einen Vorteil über die andern mit ihr konkurrierenden Pflanzen oder über die sich von ihr nährenden Tiere gewähren müßten. — — Es ist ganz gut, einmal in Gedanken zu versuchen, irgend einer Form einen Vorteil über eine andere zu verschaffen. Wahrscheinlich wüßten wir nicht in einem einzigen Falle, was wir zu thun hätten, um Erfolg zu haben. Dies sollte uns die Überzeugung von unserer Unwissenheit über die Wechselbeziehungen zwischen allen organischen Wesen verschaffen: eine Überzeugung, welche eben so notwendig als schwer zu erlangen ist.“

Lächerlich, Herr Vogt, nicht wahr? Sie wissen einfach: „In der Pflanzen- und Tierwelt hat die Natur allen und jeglichen Kampf unter den Individuen ein und derselben Art ausgemerzt,“ und damit Punktum!

Aber Herr Vogt will sogar Beweise erbringen und ergreift zu diesem Zwecke 1000 gesunde Weizenkörner, die er auf einen Quadratfuß Land sät, auf

dem nur 500 Weizenkörner gedeihen können. Demgemäß gehen 500 zu Grunde, „d. h. von allem Anfang an, sie kommen gar nicht zur Entwicklung", 500 Weizenhalme aber sprossen empor. Diese Fabel lehrt: „Der Kampf ums Dasein hat in Wirklichkeit nur unter den Sämlingen gewütet und ist auch unter ihnen allein zur Entscheidung gekommen. (Siehe oben.) Ich gestatte mir die Behauptung, daß mit diesem Beispiele gar nichts bewiesen ist. Sie sagen selbst, Herr Vogt, daß die Pflanze (Ausnahmen: die Schmarotzer) die charakteristische Eigentümlichkeit besitzt, festgemauert in der Erden zu sein; die primären Existenzbedingungen liegen also für sie im Erdboden, wogegen das Tier die Gabe freier Bewegung besitzt. Die Keimlinge sind, in ihrem ersten Entwicklungsstadium, abhängig von der Menge des ihnen zur Verfügung stehenden Nährbodens und der in demselben enthaltenen Nährstoffe; diese Bedingungen sind nur für 500 Sämlinge zureichend, also können auch nur 500 sich weiter entwickeln, ans Tageslicht gelangen und jetzt die Assimilationsthätigkeit beginnen, die, bei dem reichlich vorhandenen Sonnenlichte, eine völlig ungehinderte sein wird, womit aber nicht ausgeschlossen ist, daß es einem Unkraut, das weniger hohe Anforderungen an die Bodenbeschaffenheit und vielleicht eine zähere Konstitution mitbringt, gelingt, sich in dem Vogt'schen Quadratfuß einzunisten, etwa im kommenden Jahre den Weizenbestand zu dezimieren und Herrn Vogt, trotz des Gießener botanischen Gartens, die Verworrenheit seiner Behauptungen nachdrücklich zu demonstrieren.

Ähnlich verhält es sich mit der Anwendung dieses Prinzips der Keimlingskämpfe auf die Tierwelt; ich erspare mir die Mühe, Vogts diesbezügliches Elefantenbeispiel zu analysieren und glaube, es genügt, wenn ich bemerke, daß Herr Vogt unter Spezies die Gesamtheit der erwachsenen Individuen versteht!

— Die Tiere sind „mit dem überaus hoch anzuschlagenden Instinkte ausgerüstet, sich nicht an ihres Gleichen innerhalb ein und derselben Tierart zu vergreifen". Beweise: der Kater, der zuweilen die neugeborenen Kätzchen kaltlächelnd abwürgt; der Hirsch, welcher in der Brunstzeit die blutigsten Kämpfe mit seinen Rivalen ausficht; die weibliche Spinne, die das Männchen, wenn es in Liebesglut auf seinen Maxillartastern Sperma herbeiträgt, mit Vorliebe zu verzehren pflegt.

Kurz zusammengefaßt erhalten wir folgendes Resultat von Herrn Vogts tiefsinnigen Forschungen. Er giebt anfänglich zu, daß die natürlichen Lebensbedingungen nur für eine bestimmte Anzahl Individuen einer Spezies zureichen, daß aber andererseits jede Spezies die Neigung besitzt, sich über diese Anzahl hinaus zu vermehren (namentlich § 7).

Trotzdem sagt er schon in § 8: „Der eigentliche Kampf ums Dasein

ſpielt ſich in der freien Natur unter verſchiedenen Arten, nie unter einer Art, der Hauptſache nach nur unter den Keimen, den Sämlingen, dem jungen Nachwuchs ab. Die erwachſenen Individuen kämpfen keinen Kampf ums Daſein unter einander, die Natur hat den Tierbeſtand geregelt, die Erhaltung einer jeden Art fordert, daß der Kampf in ihr vermieden werde.“

Wir haben nun aber doch einen Kampf ums Daſein, und zwar:

1. gegen andere Spezies, welche verdrängt werden;
2. innerhalb der eigenen Spezies, indem die günſtiger Organiſierten ſich in den Beſitz der Lebensbedingungen zu ſetzen vermögen, was den Schwächeren nicht gelingt. Dieſe Übervorteilung iſt wirkſam nicht bloß unter dem Nachwuchs, ſondern auch unter den Erwachſenen.

Vielleicht erweiſe ich dem ſtreitluſtigen Kämpfer ums Daſein J. G. Vogt einen Gefallen, wenn ich ihn im Anſchluß an den struggle for life mit einem Citate aus Nietzſches Streifzügen eines Unzeitgemäßen überraſche, welches geeignet ſein könnte, einen Kompromiß zwiſchen den beiden Rivalen zuſtande zu bringen. Denn erſtens iſt alſo Nietzſche für Vogt der Gegenſtand eines ganz ſpeziellen Unluſtgefühls und er ſchlachtet ihn im zweiten Kapitel des erſten Buches trotz Franz Mehring und Dr. Hermann Türck wutentbrannt ab; fürs zweite aber verkündet Herr Wilhelm Rudeck in der „Gegenwart“ dem ſtaunenden deutſchen Nationalliberalen: „Man hat Friedrich Nietzſche den gedankenreichſten Schriftſteller genannt. Nun ich glaube, in Vogt dürfte ihm ein ſiegreicher Rivale entſtanden ſein.“ Wer glaubt das ſonſt noch? Frage eines Eisnerianers.

Auf Seite 82—83 der „Götzen-Dämmerung“ iſt alſo zu leſen: „Anti-Darwin. — Was den berühmten „Kampf ums Leben“ betrifft, ſo ſcheint er mir einſtweilen mehr behauptet als bewieſen. Er kommt vor, aber als Ausnahme; der Geſamt-Aſpekt des Lebens iſt nicht die Notlage, die Hungerlage, vielmehr der Reichtum, die Üppigkeit, ſelbſt die abſurde Verſchwendung, — wo gekämpft wird, kämpft man um Macht . . . Man ſoll nicht Malthus mit der Natur verwechſeln. — Geſetzt aber, es giebt dieſen Kampf — und in der That, er kommt vor —, ſo läuft er leider umgekehrt aus als die Schule Darwins wünſcht, als man vielleicht mit ihr wünſchen dürfte: nämlich zu Ungunſten der Starken, der Bevorrechtigten, der glücklichen Ausnahmen. Die Gattungen wachſen nicht in der Vollkommenheit. Die Schwachen werden immer wieder über die Starken Herr, — das macht, ſie ſind die große Zahl, ſie ſind auch klüger . . . Darwin hat den Geiſt vergeſſen (— das iſt engliſch!), die Schwachen haben mehr Geiſt . . . Man muß Geiſt nötig haben, um Geiſt zu bekommen, — man verliert ihn, wenn man ihn nicht mehr nötig hat. Wer die Stärke hat, entſchlägt ſich des Geiſtes (— „laß fahren dahin! denkt man heute in Deutſchland — das Reich

muß uns doch bleiben“ . . .). Ich verſtehe unter Geiſt, wie man ſieht, die Vorſicht, die Geduld, die Liſt, die Verſtellung, die große Selbſtbeherrſchung und alles, was mimicry iſt.“

Das möge genügen! Wenn ich ſchließlich Herrn Vogt mit dem Kritiker A. Bl. der „Neuen Zeit“ verſichere: „Es iſt überhaupt auffallend, wie ungemein friſch und anziehend Stil und Darſtellungsweiſe des Verfaſſers werden, wenn er ſich nicht in vage philoſophiſche Spekulationen verliert, ſondern ſich eng an das Thatſachenmaterial hält,“ ſo geſchieht das weder aus humaner Höflichkeit noch um eines ſchönen Schluſſes willen.

Soll ich mich noch weiterhin äußern, ſoll ich beiſpielsweiſe Herrn Vogt erzählen, daß Guſtav Theodor Fechner im Jahre 1873 „Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeſchichte der Organismen“ herausgab, in welchen das ſehr intereſſante 6. Kapitel ein „Prinzip der bezugsweiſen Differenzierung“ entwickelt, das für Herrn Vogt einer gewiſſen Bedeutung nicht ermangeln dürfte, in welchen auch kosmogoniſche Verhältniſſe in geiſtreicher Weiſe erörtert werden? Nietzſche ſpricht einmal von einer beleidigenden Klarheit; man muß ſich ſo etwas hinter die Ohren ſchreiben. Im übrigen hoffe ich, durch meine Kritik weder Herrn Rudeck noch ſeinem Meiſter und Herrn J. G. Vogt einen gar zu ſchlimmen Dienſt erwieſen zu haben. Vielleicht darf ich zum Schluß und zu meiner Rechtfertigung beide an den bekannten Ehrenmann Habſchi Kiß und Herrn Vogt ſpeziell an einen eigenen Satz erinnern, der zwar ſtiliſtiſch nicht eben formvollendet iſt, aber den guten Willen des Verfaſſers immerhin dokumentiert: „Die Erkenntnis iſt eine ſchwierige Arbeit, und wer ſie zu erlangen wünſcht, darf dieſe Arbeit nicht ſcheuen!“

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die VI. große internationale Kunstausstellung.

(Schluß.)

Die hysterischen Schrullen einiger Modernen haben im Publikum den Mißverstand genährt, daß volle Gesundheit und Modernität sich ausschließe, daß zum Schaffen wie zum Verstehen und Genießen eines wahrhaft modernen Kunstwerkes ein gewisser Nerven- und Blutdefekt, der die Sensibilität des Kunstindividuums aufs äußerste steigere, unerläßliche Vorbedingung sei. Die feinste Modernität wäre also den Unglücklichen, die im Besitze frischer Sinne, roter Wangen, reichen Blutes, festen Fleisches, einfach verschlossen. Der richtige Moderne müsse vom Fin-de-Siècle-hasten angeblaßt, angekränkelt, angefault sein, körperlich ein gerupftes Jammerhuhn, geistig ein Teufelskerl.

Und es fehlte nicht an Kritikern ältester und jüngster Jahrgänge, die den Unsinn begierig aufgriffen, die einen zur Verdammung, die anderen zur Seligsprechung der Moderne. Und so wurde zu Schimpf und Glimpf Erdgeruch mit Aasgeruch übersetzt — und beide Teile hofften ihr Geschäft dabei zu machen. Es lebe die Sensation, es lebe der Schwindel!

Aber die schlichte Wahrheit spottet ihrer. Auch auf der sechsten großen Internationalen. Das modernste Hauptwerk war zugleich das kraftvollste und gesündeste Kunstwerk und der Münchener Meister Heinrich Zügel hat's geleistet in seiner „Schweren Arbeit" — einem Bauernstück mit pflügenden Ochsen in sommerlicher Frühe, wie man's sich schlichter, kraft- und seelenvoller nicht denken kann. Das ist ein Wirklichkeitsbild und herzerquickende Naturpoesie, der Eindruck auf den Beschauer ist ein so vollkommener, daß der Gedanke an die Kniffe und Mühen der Technik gar nicht kommt, so sehr nimmt das Werk unsere Seele gefangen. Es ist modernste Kunst, in uralte, ewige Natur verwandelt.

Dieser Heinrich Zügel ist einer von den ganz Großen mit der überwältigenden Wirkung seiner schlichten Kunst. Da bedarf's keiner Auslegung, keiner Theorie, auch keiner die Wände bedeckenden Anhäufung von Arbeiten. Jedes einzelne Bild ist Klarheit und Zeugnis genug für den ganzen Künstler. Wir haben ja eine Menge talentvoller junger Leute, die auf Modernität und Individualität schwören und vom besten Willen erfüllt sind, allein man muß sie doch erst gruppenweise und ihrer Werke eine große Zahl versammelt haben, um ihrer Eigenart gewiß und froh zu werden. Die Persönlichkeit ist eben zu dünn, so daß sie erst in der Masse sich abhebt, und die Mannigfaltigkeit kommt erst im Haufen zum sicheren Ausdruck. Von dieser Regel machen selbst hervorragendere jüngere Künstler, wie Otto Reiniger aus Schwaben, Keller-Reutlingen, Dettmann in Berlin, Pötzelberger aus Franken und eine ganze Reihe anderer Modernisten noch nicht immer eine Ausnahme.

Den wunderbar frischen Natursinn in der Fülle und Gewalt Heinrich Zügels findet man in der deutschen Abteilung selten. Man spürt überall noch zu viel das Vorsätzliche, Gewollte, das Atoutprix-Mäßige, daher auch schließlich das Ermüdete und Ermüdende. Das naiv Starke und naiv Frische wissen uns in der jetzigen Entwicklungs-

phase wohl die Dänen und Schweden, überhaupt die Skandinavier am überzeugendsten vorzutäuschen.

Diese nordischen Herrschaften haben eben wie die Amerikaner den unschätzbaren Vorteil, daß sie sich in der Kunstgeschichte noch nicht abgearbeitet und mit allerhand ehrwürdigen Traditionen belastet haben. Mit gar keinem oder nur leichtem Vergangenheitsballast schwingen sie sich in die moderne Kunstbewegung des alten Europa und verrichten Wunder von Tapferkeit und Ungeniertheit. Wie kommen uns daneben die reichen Sprößlinge einer alten Kultur, wie die Spanier (trotz ihrer verblüffend glänzenden Technik!), die Italiener (trotz ihrer Neugeburt durch die Mailänder Schule!), die Polen, die Österreicher langweilig und ausgeschrieben vor.

Die Engländer und Holländer geben sich äußerst aristokratisch, mit den vollendetsten Herrschermanieren, und was sie frisch erhält, ist die diese Völkerschaften auch sonst auszeichnende Rücksichtslosigkeit des Empfindens. Darum bringen sie's auch am ersten fertig, in der Spiegelung modernen Lebens mit dem ganzen Aufruhr moderner Probleme zugleich den noblen Ton alter Meisterschaft zu verbinden. Das ist ihre Pikanterie auch in der Kunst: Die Reize des Konservatismus durch den Tumult eines nimmerrastenden Lebensgefühles, das alle Energien in die Schranken ruft, vor dem Schein des Verblichenen und dem Geruch des Vermoderten zu retten. Alt und jung, bedachtsam und stürmisch, genießend und erobernd zugleich zu sein — das ist ihre große Kunst. Und den Schulmeister und seine Pedanterien und Plebejismen nicht merken lassen! (Etwas, das den Deutschen so schwer ankommt, daher auch die Übermütigsten bei uns leicht etwas Säuerliches und Grämliches haben, so sehr sie's auch zu verbergen und zu verneinen suchen. Wir sind eben ein gequältes, gedrücktes Volk, vom Unteroffiziersgeist geschuhriegelt, nie von der Sonne der Freiheit voll und heiß beschienen.)

Die Franzosen sind ohnehin nicht in Gefahr zur Ruhe zu kommen und auf ihren Lorbeeren einzuschlafen, da die aufrührerischsten Talente der ganzen Welt seit Jahrhunderten ihren Flug und Zug durch Paris zu nehmen und dort immer einige Tropfen ihres feurigsten Blutes sitzen zu lassen pflegen. Die glücklichen Franzosen brauchen ihr Haus nicht zu verlassen, um aus allen Kunst- und Kulturcentren der alten und neuen Welt Anregung zu empfangen.

Paris beherrscht mit seinem Reichtum Morgen- und Abendland, nachdem es Morgen- und Abendland in Kontribution gesetzt hat. Von überall her empfängt es Schätze der Anregung, ein Kalifornien von Ideen und Problemen schleppt man ihm ins Haus — dann drückt es mit erprobter Hand seinen Stempel darauf und sendet es als Ureigenes in alle Himmelsgegenden. Siehe den Italiener Botdini, siehe den Schweden Zorn, siehe Kroyer und Kühl und eine Menge Ganz- und Halbgermanen und Amerikaner in Paris! Whistler und Sargent, heute wohl die feinsten Charakteristiker und Koloristen der modernen Kunst — haben sie den Parisern nicht etwa mehr gegeben, als sie von ihnen empfangen haben? Die Geschichte der alternden Könige, die blutjunge Knaben und Mädchen zu sich ins Bett legen, um der Greisenhaftigkeit zu wehren, wiederholt sich in der Kunst- und Kulturgeschichte von Frankreich-Paris jeden Tag.

In dem vermilitarisierten Berlin ist dergleichen ganz ausgeschlossen. Und in München haut man sich mit den Sezessionisten herum und verzettelt sich in Cliquen und Fraktiönchen, statt viribus unitis an der Spitze der weltumfassenden Kunstbewegung zu marschieren. Es ist zu dumm. — —

Wir haben in München ausländische Kräfte ersten Ranges in Hülle und Fülle, aber

wenn sie sich nicht in eine gerade mächtige Clique einschwören, so kommen sie unter den Einheimischen nicht auf und müssen nicht selten über Paris den Umweg machen oder sich von ihren Landsleuten offiziell protegieren lassen, um überhaupt in den Glaspalast und an die richtige Stelle zu gelangen. Mit Glanz durchgedrungen ist bei uns der Amerikaner Marr, auf eine gewisse sichere Höhe der Anerkennung hat sich hinaufgearbeitet der nicht weniger stark und fein veranlagte Amerikaner Hartwich, und festen Fuß hat gefaßt das urwüchsig-eigenartige Talent von Renouf-Whelpley mit einem kraftvollen Werk in der heurigen Internationalen. Die interessanten Völkerschaften von da unten an der Donau herauf thun sich an der Isar schon leichter, als die uns näher verwandten Amerikaner.

Sehr reich beschickt waren diesmal die Abteilungen für Aquarelle, Pastelle, Zeichnungen, vervielfältigende Künste u. s. w. Die Original- oder Malerradierung scheint nach harten Kämpfen jetzt auch in München mehr und mehr nach ihrer vollen Bedeutung gewürdigt zu werden. Von den Münchener Meistern dieser erlesenen Kunst, die in Max Klinger ihren leuchtendsten Gipfel von Weltruf hat, verdient in erster Linie Wilhelm Krauskopf genannt zu werden, ein Schrankenbrecher und technischer Pfadfinder, der inzwischen einem ehrenvollen Rufe nach Karlsruhe gefolgt, nachdem er sich lange Jahre in München als Prediger in der Wüste schier zu Tode gemüht. Drei der kraftvollsten und schönsten Blätter stammen auf der Ausstellung von seiner Hand: zwei Landschaften (Birken im Frühling, Eichen im Herbst) und ein Porträt (der lebensgroße Kopf des Professors v. Liezenmayer). Aus diesen Malerradierungen spricht eine bezaubernde Feinheit der Charakteristik und Stimmung, ein Reiz poesievoller Naturauffassung, der durch die markige Vortragsweise nur um so packender wirkt. Innigkeit, Gesundheit und Kraft in lebendigstem Bunde zeichneten Krauskopfs Werke von jeher vor den vielen kleinlichen Süßeleien und pedantischen Stricheleien aus, die man in München so lange als Produkte der alleinechten Griffelkunst in Schwung erhalten wollte. Mit Auszeichnung müssen auch Konrad Strobels Holzschnitte nach Tuschzeichnungen von René Reinicke genannt werden. Strobel, bekannt als Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter", zählt zu den ersten Meistern seines Faches.

In der Bildhauerei haben die Deutschen in den letzten Jahren sich mit Glanz neben den Ausländern sehen lassen können. Diesmal ist der in Paris arbeitende Russe Antokolsky gleich mit zwanzig Werken in Marmor, Bronze und Gips, wovon einige monumentalen Stils, angerückt. Warum der Mann gleich sein ganzes Atelier in Paris ausräumen und im Münchener Glaspalast in zwei oder drei Sälen ausstellen durfte, ist mir nicht recht verständlich. Daß Antokolsky über ein starkes Talent verfügt, ist zweifellos, aber er verfügt, dank seiner Verbindungen mit der jüdischen Hochfinanz in Paris und Petersburg (Antokolsky ist selbst Jude, wie Rochegrosse) über noch stärkere materielle Mittel. Darum konnte er mit dem herrlichen Marmor, den er hier auspackte, wohl den Neid seiner Kollegen erregen. Der Kunstwert seiner zahlreichen Schöpfungen ist sehr ungleich. Am bedeutendsten in geistreich-naturalistischer Auffassung und energischer Technik ist wohl seine Kolossalstatue von Ermak, dem Eroberer Sibiriens, und Iwan dem Grausamen. Der einzige J. Lampel in München imponiert mir aber mit seinen „Steinbrechern" mehr, als Antokolsky mit seinen sämtlichen französisch-russischen Herrlichkeiten. In diesem Lampel steckt ein wuchtiges, schrankenbrechendes Talent von dem Schlage des großen Franzosen Courbet, dessen gemalte „Steinklopfer" mir bei diesen „Steinbrechern" des deutschen Plastikers sofort in den Sinn gekommen sind, und der Vergleich der in beiden so verschiedenen Werken waltenden Kunstkraft fiel nicht zu Un-

gunſten des Deutſchen aus. Auch des Münchener Joſeph Floßmann Gipsgruppe „Eine Mutter“ (zwei Kinder in Überſchwemmungsgefahr an ſich preſſend und dem drohenden Tode ins Auge ſtarrend) iſt eine vortreffliche Leiſtung. Der bayeriſche Staat hat das Werk zur Ausführung in edlem Materiale erworben, was jedenfalls eine zweckmäßigere Verwendung von Staatsgeldern iſt, als die Hingabe von vierzigtauſend Mark für Kaulbachs konventionelles Bild „Beweinung Chriſti“. Dieſe „Beweinung Chriſti“ wäre für die bayeriſche Pinakothek mit viertauſend Mark wahrlich nobel genug bezahlt geweſen, und die übrigen ſechsunddreißigtauſend Mark hätte man weit nutzbringender für Kunſt und Staat als Unterſtützung für unſere ſo ſtiefmütterlich behandelten jüngeren Plaſtiker verausgaben können. Es iſt von Seite der ſtaatlichen Kunſtpflege einfach unverantwortlich, mit ſo ungleichen Maßen zu meſſen, auf einzelne Häupter die Fülle aller Gaben zu häufen für Leiſtungen, die ſich nicht über den honetten Durchſchnitt erheben, und dafür hart ringende Künſtler von viel bedeutenderer Leiſtungskraft leer ausgehen zu laſſen. Mit dem Brocken, den man diesmal dem Joſeph Floßmann hingeworfen, iſt das große, ſeit langen Jahren gegen die Münchener Plaſtiker begangene Unrecht noch lange nicht geſühnt. — Von deutſchen Werken, die mir durch ihre Eigenart und Feinheit der Ausführung beſonders gefallen, nenne ich nur noch „Träumerei“, Halbfigur in Gips von Heinrich Schwabe in Nürnberg, und „Schlange“ von Joſeph Wind in München.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, ſo hat auch dieſe ſechſte große internationale Kunſtausſtellung, die unter mancherlei Störungen und Hemmungen ins Leben getreten, den Beweis erbracht, daß unſere vaterländiſche Kunſt in mächtigem Aufſchwunge begriffen iſt, daß ſich das Niveau des techniſchen Vermögens nach allen Seiten gehoben hat. Und München bleibt trotz aller Eſeleien und Gehäſſigkeiten Vorort und Lieblingsheimat der ſchönen Künſte in deutſchen Landen.

Theater und Muſik.

Maler und Meißler haben in dieſen Monaten unſere Aufmerkſamkeit faſt durchaus in Anſpruch genommen. Für theatraliſche und muſikaliſche Darbietungen waren wir kaum zu haben. In der Übergangszeit vom Sommer zum Herbſt pflegen Theater und Konzertſäle auch nicht mit Glanzleiſtungen und Neuigkeiten hervorzutreten. Die eigentlichen Ereigniſſe bringt erſt der Winter. In der Spielzeit vom 1. Auguſt bis gegen Mitte November haben die königlichen Bühnen kein einziges abſolut neues Werk herausgebracht. Die Luſtſpiele „Kinder der Exzellenz“ und „Gräfin Charlotte“ (das umgetaufte „Zweite Geſicht“) ſind anderwärts bereits bis zur Erſchöpfung über die Bühnen gelaufen, ſie ſind hundertfach in den Blättern analyſiert und beſprochen worden, bieten alſo keinerlei Neuheitsreize mehr. Litterariſch ſind ſie belanglos, ſchauſpieleriſch enthalten ſie keine Aufgaben, die über alltägliche Anſprüche an durchſchnittliche Begabungen hinausgehen.

Sie ſtehen alſo in keiner Hinſicht höher, als z. B. die Familienblätter-Litteratur, ſie ſind einfach Unterhaltungsfutter für geiſtig und künſtleriſch anſpruchsloſe Leute, die für dergleichen theatraliſche Amüſements Zeit, Luſt und Geld haben.

Von der Aufführung der Bulthaupt'ſchen Bearbeitung des „Timon von Athen“, des angeblich ſhakeſpeariſchen Trauerſpiels, werde ich in meinem nächſten Berichte ſprechen. Heute will ich nur bemerken, daß ich Anzengrubers Anſicht teile: Timon von Athen ſollte von modernen Köpfen, die das Zeug zu Bearbeitern haben, nicht als Trauer-, ſondern als Luſtſpielſtoff umgedichtet werden. Bulthaupt hat dem

überlieferten fragwürdigen Shakespeare-Werk nur einzelne größere und kleinere Partien entnommen und, wie er in der Vorrede zu seinem Buche betont, selbst dem psychologischen Problem „Menschenhaß aus Fülle der Liebe" in seiner zweiten Hälfte eine neue Wendung gegeben. Wie gesagt, wir kommen darauf zurück.

Die „Gesellschaft für modernes Leben" hat ihren Winterfeldzug in dem höchst unmodernes Leben gewohnten Museumssaal mit einem litterarisch-musikalischen Abend vor leeren Bänken eröffnet, also sich eine Schlappe in der öffentlichen Schätzung geholt. Die Ursache liegt wohl hauptsächlich in der kopflosen Taktik, die jetzt bei den Münchener Modernen ja auch in der Malerei (siehe den Sezessionisten-Streit!) Trumpf ist.

Es ist jetzt gerade ein Jahr her, daß ich meine Stelle als Vorsitzender der „Gesellschaft für modernes Leben" niederlegte und aus der Vorstandschaft ausschied. Ich hatte die Überzeugung gewonnen, daß ich unwillige und böse Kameraden im Rücken habe, und da war mein Entschluß rasch gefaßt. Treue Gesinnung im Kampfe ist für mich Lebensprinzip. Auch fühlte ich, daß ich mit der Mehrzahl der Leute nicht mehr auf dem Boden der nämlichen Welt- und Gesellschaftsanschauung stand. Meine Anschauung wurzelt darin: Wiedergeburt unseres litterarischen, künstlerischen, ethischen und sozialen Lebens ist ohne festen Anschluß an das arbeitende Volk und ohne innige Mitbeteiligung dieses Volkes ein Wahn. In diesem Punkte verstehe ich keinen Spaß. Mit dem Volk und für das Volk, wie auch das Reformevangelium in Richard Wagners stärksten und fruchtbarsten Jahren lautete. Die jüngsten Modernen schienen sich aber aus ihrem Nietzsche einen hochfahrenden Individualitäts-Kultus zusammengelesen zu haben, der außer der werten Persönlichkeit in kunstgigerlhafter Ausstaffierung nichts mehr gelten lassen mochte. Mit diesem jugendlichen Größenwahn kann man wohl Clique und Claque machen, aber keine weite und freie Gesellschaft für modernes Leben zu fruchtbarer Entwicklung führen. Nicht zu reden von anderen unschönen Eigentümlichkeiten, mit deren Pflege die jungen Litteratur- und Kunstbeflissenen ihre so dick unterstrichene absolute Modernität bei dem reifer und strenger urteilenden Volke nur in Mißkredit bringen und die willigsten Sympathien abspenstig machen mußten. —

Leipziger Theater.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Von der Leipziger Bühne war den ganzen Sommer über nichts zu berichten, wenigstens nichts was von allgemeinerem Interesse gewesen wäre. Es ging eben alles seinen gewohnten regelmäßigen Gang, schlecht und recht, wie es sich für ein „Stadttheater" schickt, das den Ehrgeiz verloren hat, irgendwie eine führende Rolle zu spielen oder auch nur — sei es auf dem Gebiete der Oper oder des Dramas — in erster Reihe marschieren zu wollen.

Nein, wir marschieren keineswegs mehr in der ersten Reihe! Wozu auch? Berlin ist ja die Hauptstadt des neuen, geeinigten deutschen Reiches, und wir, — wir leben ja nur in der Provinz. Also darf das Leipziger Stadttheater auch nicht

ſo ſehr vom Hochmutsteufel beſeſſen ſein, daß es ein ſelbſtändiges Kunſtinſtitut vorſtellen wolle; — nein, ſeien wir eine brave und biderbe Provinzbühne!

Überhaupt das ganze „gemütliche“ Sachſen, das doch manchmal ſo gern und ſo ſtolz ſeinen Bliemchen-Partikularismus hervorzukehren liebt, iſt in kulturellen Dingen eigentlich nur noch ein Appendix von Preußen, und alles Heil, auch das dramatiſche, muß natürlich von Berlin kommen. So käuen wir denn hier zumeiſt wieder, was uns die diverſen Berliner „Kunſtinſtitute“ vorgekäut haben. Das iſt ja auch ſo bequem für Direktion, Kritik und Publikum! Die Direktion braucht ſich nicht mit qualvollem, augenmörderiſchem Manuſkriptleſen und mit dem immerhin ſehr mühſamen Entdecken neuer Talente abzuplagen, die gute und getreue Kritik weiß immer aus den bekanntlich ſo unparteiiſchen Berliner Blättern zum voraus ſchon, wie ihr die betreffende Novität gefallen wird, reſp. muß, und das liebe Publikum iſt keineswegs im Zweifel darüber, für welche Scenen es ſich begeiſtern darf, wo es zu klatſchen, wo es zu erröten und wo es pfui! zu rufen hat. So iſt alſo für die Bequemlichkeit aller auf die beſte Weiſe von der Welt geſorgt. Und dabei brauchen wir hier an der Pleiße noch lange nicht alles nachzutreten, was an der Spree auftaucht. Nein, wir halten uns nur an die ſoliden Erfolge. — Was iſt aber ſolch ein „ſolider“ Erfolg? — Das, verehrte Herrſchaften, iſt ein Theatermachwerk, gleichgültig welchen Genres, das in irgend einem der zahlreichen Berliner Muſentempel, vielleicht an irgend einer Vorſtadtſchmiere, ein paar hundertmal hintereinander tragiert worden iſt. So was macht Kaſſe, alſo her mit dem Schmarren! Und nun kommen ſie denn zu uns herübergetänzelt, alle die Luſtſpiele, Schwänke, Poſſen und ſonſtigen Berliner Geiſtreichigkeiten, um ſich hier bewundern zu laſſen. Und die Zuſchauer? Nun, die lachen oder ſie ärgern ſich, gehen aber doch immer wieder ins Theater; denn es giebt ja ſtets eine ganze Menge Leute, die mit ihren Abendſtunden nichts beſſeres anzufangen wiſſen. Und, offen geſtanden, es iſt immer noch tauſendmal beſſer, als ſtumpfſinnig in der Kneipe hocken und Skat dreſchen.

Doch dieſes Bild wiederholt ſich heutzutage ziemlich in allen Städten, die ſich Berlin gegenüber als Provinz fühlen; wir brauchen uns alſo gar nicht weiter damit zu befaſſen, und ebenſowenig wird es irgend einen unſerer Leſer intereſſieren, ob man in Leipzig nun gerade „Madame Mongodin“ giebt oder „Die Orientreiſe“ oder „Ein Lebemann“ oder „Die wilde Madonna“. Das geiſtige Niveau aller dieſer Stücke iſt ein gleich niedriges und Handlung und Perſonen gleichen ſich ebenfalls in allen dieſen Machwerken wie ein faules Ei dem anderen — es iſt immer die gleiche Leier, und nur die Titel wechſeln. Sehen wir alſo von dieſer leichten Ware ganz ab und fragen wir uns, was uns das verfloſſene Semeſter außer dieſer etwa ſonſt noch gebracht hat.

In unſerer Muſikſtadt iſt die Oper natürlich die Hauptſache, und ſo beginnen wir denn mit dieſer. —

Da ſtoßen wir zuerſt auf ein ganz echtes Leipziger Gewächs, nämlich auf die komiſche Oper „Der Gouverneur von Tours“, zu der der bekannte Leipziger Dialektdichter Edwin Bormann den Text und der noch viel bekanntere Dirigent der Gewandhauskonzerte, Karl Reinecke, die Muſik geſchrieben. Sie ging im Juni dieſes Jahres zum erſten Male über die hieſigen Bretter, wurde gleich freundlich aufgenommen und hat ſich ſeitdem auf dem Repertoir zu halten gewußt. Ich ſchwärme gar nicht für Reinecke. Als Dirigent mag er ſeine Vorzüge haben, aber als Komponiſt iſt er entſchieden einer der ſchwächlichſten Epigonen, und wenn ſein Amtsvorgänger Felix Mendelsſohn-Bartholdy die Klaſſiker verwäſſerte, ſo verwäſſert er nun wiederum die Muſik von Mendelsſohn, um ſeine lieblichen Süpplein daraus zu kochen. Die beiden

anderen Opern von ihm, die ich kenne, „König Manfred“ und „Auf hohen Befehl“, haben mich auch geradezu angewidert, letztere wegen ihres ebenso albernen Textes wie ihrer beinahe ans Kindische streifenden Komposition, und erstere, weil hier der Komponist mit seiner eigenen Impotenz ringt und Töne für tiefe tragische Leidenschaften sucht, die er, der musikalische Stockphilister, nun in Gottes Namen einmal nicht besitzt und also auch nicht aus sich herausquälen kann. Dies mußte ich vorausschicken, damit man nicht glaubt, ich habe mich in Bezug auf Reineckes Musik „bekehrt“, wenn ich nun offen sage, daß ich den Gouverneur von Tours „ganz nett“ fand und noch finde. Das Ganze ist — wenn auch als Kunstwerk gewiß herzlich unbedeutend, — doch recht gefällig, ja stellenweise sogar einschmeichelnd. Diesen Erfolg verdankt Reinecke meiner festen Überzeugung nach zumeist und in allererster Linie dem Bormannschen Textbuch. Nicht, daß dieses ein Meisterstück wäre, Gott behüte! Nein, das Bormannsche Libretto bewegt sich in dem allergewöhnlichsten Fahrwasser und in den ältesten ausgetretensten Pfaden der komischen Oper. Verkleidungen und ganz gewöhnliche Situationskomik müssen die Haupteffekte erzielen. Das Ganze ist eigentlich nichts anderes als die Geschichte zweier alten Kapuzinerkutten, in denen bald ein paar echte Theater-Räuber à la Fra Diavolo, bald ein paar muntere Offiziere, bald ein paar reizende Backfischchen aus einem klösterlichen Damenpensionate erscheinen, aber es ist alles nett gemacht, der absolute Opernblödsinn ist überall vermieden, und an den zum Teil allerliebsten scenischen Bildern kann man erkennen, daß nicht ein x-beliebiger Librettofabrikant, sondern ausnahmsweise ein Poet die Feder geführt hat. Gerade daß sich Bormann in diesen bescheidenen Grenzen hielt, war für den Komponisten Reinecke höchst günstig, denn so stellte ihm der Dichter nirgends eine Aufgabe, der er nicht gut und bequem nachzukommen vermochte. So konnte Reinecke seine hübschen, niedlichen Motivchen um den Bormannschen Text herumlegen, die einfachen Verse mit netten musikalischen Schnörkelchen verzieren und alle jene kleinen unschuldigen Nachahmungsspäßchen anbringen, die er in Papa Haydns Rüstkammer vorfand und die er fröhlich hervorsuchte, um sie mit gutem Humor anzubringen, wo sich Gelegenheit dazu bot. Der Kritiker des „Leipziger Tageblattes“, Herr Krause, bewies darum nur sein Unverständnis, wenn er den allzueinfachen Text Bormanns beklagte und in seines Herzens Einfalt — wahrscheinlich nach irgendwo gelesenen Wagnerkritiken — meinte, Reinecke hätte noch ganz anderes leisten können, wenn er nicht „leider“ an den Text Bormanns gebunden gewesen wäre, sondern ein „tieferes“, „dramatischeres“, — soll wohl heißen „hochtrabenderes“ — Buch zu komponieren gehabt hätte. Nein, Herr Krause, in diesem Falle wäre der gute Herr Reinecke mit seiner Musik verkracht, wie immer, wenn er sich an sogenannte Erhabenheiten wagte. Wenn man ein Samt-Breugel ist, darf man eben nicht à la Michelangelo malen wollen. Lustig zu sehen war, wie nun wiederum andere weise Kritiker den Dichter Bormann wegen des „flachen Textbuches“ gegen Herrn Krause in Schutz nehmen zu müssen glaubten und für den poetischen Wert des Bormannschen Librettos ihre Lanzen brachen. Nun, Edwin Bormann ist ein feinsinniger Humorist und wird über seine eifrigen Verteidiger wohl ebenso gelächelt haben wie über den schlimmen, seinen Ruhm zerstörenden Herrn Krause vom „Leipziger Tageblatt“.

Im übrigen ist in diesem Semester von der Oper nicht viel zu melden. Seit dem Spätsommer wird „Gringoire“, die jetzt über alle Bühnen geht, gerne gesehen, und Mitte Oktober ging endlich auch Mascagnis „Freund Fritz“ bei uns in Scene. Ich hatte gegen dieses Werk ein Vorurteil, das durch die verschiedenen Berichte, die man allerorten darüber las, noch verstärkt worden war. Um so angenehmer war ich enttäuscht als ich erkannte, daß „Freund Fritz“ nicht einen Rückschritt gegen die „Cavalleria rusticana“

bedeute, wie beinahe allgemein behauptet worden, sondern, was das reinmusikalische Können anbetrifft, im Gegenteil weit eher einen Fortschritt. „Freund Fritz" zeigt keine so glänzenden, blendenden Stellen wie die „Cavalleria", aber die Partitur ist durchgängig feiner gearbeitet. Es ist ja allerdings schade, daß der Komponist sein feuriges Talent an einen solchen langweilig-spießbürgerlichen Stoff verschwendet, der zudem seinem südlichen Temperament so fern liegen muß. Aber andererseits hat vielleicht gerade dieser an sich spröde Stoff Maseagni gezwungen, diesmal von der Effekthascherei, zu der er als noch junger Mann und als Italiener natürlicherweise hinneigt, mehr abzusehen und dafür schärfer auf den inneren Gehalt und auf sorgfältigere Ausarbeitung seiner Musik zu achten. Und diese Selbstschulung muß nicht nur dem genannten Werke, sondern auch seinem späteren Schaffen zugute kommen, wenn er sich wieder, wie wir hoffen wollen, solchen Stoffen zuwenden wird, die für seine künstlerische Individualität besser passen als ein elsässischer Roman — und nicht gerade der beste — von Erckmann-Chatrian. Natürlich hat die „Cavalleria" die köstliche Frische des ersten Wurfes vor dem späteren Werke voraus. Freund Fritz wird also erstere nicht in den Schatten stellen können. Auch ist es nur natürlich, wenn der unbefangene Laie nach der Cavalleria von Freund Fritz einigermaßen enttäuscht ist und einen sogenannten „Abfall" darin entdeckt; denn das zweite, mehr reflexive Werk kann in ihm die starken Emotionen nicht hervorrufen, die das erste, impulsive Werk in ihm erweckte. Der Kritiker jedoch, der doch von der Sache etwas verstehen will, sollte sich mit seinen vorschnellen Urteilen und Verurteilungen etwas mehr in acht nehmen.

Um den Abend auszufüllen wurde neben Freund Fritz zum erstenmale das kleine Singspiel „Bastien und Bastienne" von Mozart gegeben. Das Werkchen stammt aus dem Jahre 1768, Mozart hat es demnach als zwölfjähriger Knabe geschaffen. Wenn man diesen Umstand in Betracht zieht, so ist „Bastien und Bastienne" ein wahres Wunder, und es ist geradezu erstaunlich, wie sehr sich Mozart schon in dieser Jugendarbeit als fertiger Künstler zeigt mit durchaus scharf ausgeprägter Eigenart. Auch ist nichts Treibhausartiges in dieser Musik, kein ungesunder, frühreifer Zug; denn es finden sich in dem einfachen und höchst harmlosen Stückchen keine Gedanken und Gefühle, die ein einigermaßen aufgeweckter zwölfjähriger Junge nicht nachdenken und nachempfinden könnte: Neckerei, Aberglaube, Gespensterfurcht und ein wenig ganz platonische Liebesschwärmerei sind die Motive der einfachen Handlung. So kann Mozart schon als Knabe ein wirklicher Künstler sein, und darf als solcher in keiner Weise mit unseren heutigen Wunderkindern verwechselt werden, die mit sieben Jahren die Musik des krankhaft sinnlichen Chopin oder anderer bei unserem dekadenten Publikum beliebter Erotomanen nachklimpern müssen.

Noch eine andere weniger hübsche Ausgrabung unserer Opernbühne sei hier kurz erwähnt: die große Oper „Gioconda" von A. Ponchielli; denn diese etwas altbackene Novität kann doch höchstens als „Ausgradung" gelten. Diese Oper, die bald an Meyerbeer, bald an Wagner, bald an Verdi ꝛc. ꝛc. erinnert, ist ein unerquickliches musikalisches Flickwerk. Die Handlung enthält den allergewöhnlichsten Opernblödsinn. Vielleicht könnte sie als Ausstattungsstück einige Wirkung erzielen, dann müßte sie aber in Dekorationen und Kostümen eben besser ausgestattet werden als dies hier geschah. Passons! —

Nun zum Schauspiel. — Hier brachte uns der Sommer, wie gewöhnlich, einige Gastspiele. William Büller, Rosa Poppe, Emerich Robert, Marie Reisenhofer und Franziska Ellmenreich traten in einigen ihrer Glanz- und Paraderollen auf. Diese Gäste bringen in ihrem Repertoire manchmal Stücke mit, die für Leipzig

Novitäten sind. So brachte uns Fräulein Rosa Poppe die beiden ersten Teile von Grillparzers Trilogie „Das goldene Vließ“: nämlich „Der Gastfreund“ und „Die Argonauten“, die hier noch nie gegeben worden waren. Diese ganze Medea-Trilogie zeichnete sich dadurch aus, daß seitens der Mitglieder unserer Bühne sehr schlecht gemiemt wurde, so daß es beinahe aussah, als ob unser Schauspielpersonal überhaupt nicht fähig sei, ein im klassischen Gewande spielendes Drama aufzuführen ohne die Lachmuskeln der Zuschauer unfreiwillig in Kontribution zu setzen. Besonders Herr Geidner als Jason war geradezu unmöglich. In dem stimmungsvoll inscenierten und durchweg brav gespielten „König Ödipus“ von Wilbrandt, in welchem Emerich Robert die Titelrolle gab, wurde indessen diese Scharte wieder einigermaßen ausgewetzt. — Eine andere Novität für unsere Bühne war das Blumenthalsche Schauspiel „Falsche Heilige“, das Frau Franziska Ellmenreich in ihrem Repertoire mitbrachte. Dieses nach dem Rezept der gräßlichsten französischen Rührkomödien zusammengebraute Stück, das sich um die sogenannte „Rettung“ einer Gefallenen dreht, ist eine einzige Verlogenheit. Es ist eben Theaterfutter, wie es die verkommene, dekadente Pariser oder Berliner Gesellschaft braucht. Wir haben darüber kein Wort zu verlieren.

Zum Schlusse — denn das Gute spart man sich gerne für zuletzt auf — habe ich doch noch von einer wirklichen Première zu berichten, die unserer Schauspielbühne in jeder Beziehung zur Ehre gereicht. Am 22. Oktober ging, wie wir schon im letzten Hefte kurz berichten konnten, das fünfaktige Trauerspiel „Unebenbürtig“ von Richard Voß mit großem, durchschlagendem Erfolg in Scene. Diese neueste Arbeit von Voß ist in mehr als einer Hinsicht ein höchst merkwürdiges Werk. Der Dichter wagt es hier zum ersten Male, das moderne Königtum als Tragödienstoff auf die Bretter zu stellen. Mit dieser Königstragödie verbindet er die durchaus moderne Idee der allmählichen Entartung einer alten Familie. Der Phantasie-Hof, an welchen uns Voß führt, steht unter einem schweren Drucke. Der König ist wahnsinnig und demgemäß regierungsunfähig. Bei dem Kronprinzen, der die Regentschaft führt, tritt die erbliche Belastung ebenfalls zutage; er ist einem Nervenleiden unterworfen, das sich in Anfällen von Schwermut äußert und ihm die Ausübung seiner Regierungspflichten zur Qual macht. Das einzige, wenigstens scheinbar gesunde Mitglied dieses kranken regierenden Hauses ist der jüngere Bruder des Kronprinzen, Prinz Chlodwig. Aber auch diesem ist die frische Lebenskraft gebrochen und er neigt zu selbstquälerischen Grübeleien. Dieser „jüngere Prinz“, der von dem Leiden seines Bruders keine rechte Kenntnis hat, und der jedenfalls nicht daran denkt, daß er selber einmal berufen sein könnte, die Krone zu tragen und deshalb sein Leben nach seiner Façon einrichten zu können meint, liebt mit der ganzen Glut der Jugend eine Hofdame der Kronprinzessin; er beschließt sie zu heiraten und setzt diesen Entschluß mit der gewissen nervösen Naturen eigentümlichen Beharrlichkeit durch, während der Hof ihn mit einer Cousine, einer Prinzessin aus regierendem Hause, verheiraten will. Das junge Paar zieht sich auf das Lustschloß Monplaisir zurück, um dort, fern vom Hofgetriebe, seine Tage in idyllischer Ruhe zu verleben. Aber diese Ruhe dauert nicht lange. Der alte König dankt in einem lichten Moment ab, der Kronprinz, der sich vor der Last der Krone fürchtet, nimmt sich in einem Anfall von Schwermut das Leben, und so sieht sich Prinz Chlodwig plötzlich vor die Alternative gestellt, entweder auf die Krone zu verzichten oder sich von seiner „unebenbürtigen“ Gemahlin zu trennen. Schon will der Prinz die verhängnisvolle Erbschaft des Thrones von sich weisen, — da greift seine edelmütige Gemahlin rasch entschlossen nach dem Revolver und löst das Dilemma dadurch, daß sie ihrem Leben freiwillig ein Ende macht. Das Thema „Unebenbürtig“ ist eigentlich nur der Nebenkonflikt der Tragödie, und nur

Digitized by Google

dieſer Nebenkonflikt wird durch die Kataſtrophe gelöſt: der Hauptkonflikt aber bleibt nach wie vor beſtehen, nämlich die eigentliche Königstragödie. Die Perſonen haben gewechſelt, die Krone hat einen anderen, jüngeren und vielleicht auch etwas geſunderen Träger erhalten, aber an der Seele des jungen Königs nagt ebenfalls der Wurm, der das Leben und Wirken ſeiner Vorfahren zerſtörte. So fehlt alſo auch dieſer Tragödie am Schluß der ideale Ausblick, und das Stück ſchließt mit einem Fragezeichen.

„Unebenbürtig" iſt ein echt modernes Stück, weil es einen echt modernen Stoff in echt moderner Weiſe und mit großem Freimut behandelt. Trotzdem, daß die Grundſtimmung dieſes Stückes eine ſehr düſtere ſein muß und eigentlich während der ganzen Handlung faſt mehr geflüſtert als geſprochen wird, ſo gelang dem Dichter doch eine Fülle von dramatiſch belebten Scenen und die Spannung wächſt von Akt zu Akt.

Der Natur ſeines Themas wegen wird „Unebenbürtig" wohl von vielen Bühnen, jedenfalls von allen Hofbühnen, abgewieſen werden müſſen, um ſo verdienſtvoller iſt es von der Direktion des Leipziger Stadttheaters, daß ſie dieſem Drama zum ſceniſchen Leben verholfen hat, alle Nebentendenzen beiſeitelaſſend und allein nur das Kunſtwerk als ſolches berückſichtigend. Und daß die erſte Aufführung dieſes Stückes eine durchaus würdige war, gereicht allen Beteiligten gewiß ebenfalls zur Ehre. Man kann wohl ſagen, daß Regie und Mitwirkende ihr Beſtes thaten, um die Ideen und Gedanken des Dichters möglichſt getreu zu verkörpern. Ich muß geſtehen, daß ich ſeit langer Zeit keine ſo vorzüglich abgerundete Schauſpielvorſtellung auf unſerer Bühne geſehen hatte. Beſonders Herr Täger hatte die Geſtalt des Prinzen Chlodwig ſehr fein durchgearbeitet, und gerade dieſe Rolle war keineswegs leicht zu kreieren. Unſere Bühne hat an dieſem Künſtler für den vor kurzem geſchiedenen Herrn Hartmann, dem jede Fähigkeit der individuellen Charakteriſierungskunſt leider verſagt war, einen bei weitem beſſeren Erſatz gefunden. Zu der Première waren zahlreiche auswärtige Bühnenleiter hierhergekommen. Auch der Dichter war perſönlich anweſend und wurde mit reichem Applaus, vielfachen Hervorrufen und einigen Lorbeerkränzen geehrt.

Dieſe durchaus wohlgelungene Première lehrt, daß das Leipziger Theater nicht immer ſich von den leidigen Berliner „Erfolgen" ins Schlepptau nehmen zu laſſen brauchte, ſondern auch hin und wieder, und mehr als bisher, ſelbſtändig vorgehen könnte und ſollte. Damit würde das Stadttheater — was es früher war — wieder eine litterariſche Macht und wäre nicht eine bloße Vergnügungsanſtalt. Und da das Publikum ſich dann auch wieder mehr und lebhafter für die Bühne intereſſieren würde, ſo könnte auch der materielle Erfolg nicht ausbleiben.

Kritik.

Romane und Novellen.

Paul Rachó. Plebejerblut. Moderner Roman. Dresden und Leipzig. E. Pierſons Verlag, 1893.

Erſtlingswerken gegenüber befinde ich mich in beſonders guter Laune. Wenn's auch kunterbunt zugeht, Geſchmackloſigkeiten mit unterlaufen, Verſtöße gegen alle mögliche Regeln — es iſt mir gleichgültig, wenn nur ein paar Scenen da ſind, die wirklich dichteriſch erfaßt und durchgeführt ſind. Sie ſind eine Bürgſchaft für die Zukunft. Ich verlange von keinem Erſtlingswerk, daß es eine Meiſterleiſtung ſei, horche aber begierig, ob ein neuer friſcher, verheißungsvoller Ton angeſchlagen wird. Einen ſolchen zu finden, das giebt Kraft und Luſt, weiter zu leſen; das verſöhnt mich mit dem ſchrecklichen Berufe eines Kritikers.

Ich kann nicht ſagen, daß das Plebejerblut mir irgend welche Freude gemacht hat. „Plebejerblut. Moderner Roman.“ Das iſt ein verteufelt klug gewählter Titel. Holla, ſagt Herr Meier, hier iſt was zu holen; in dem Buche geht was vor. Schade, daß der Titel nicht rot gedruckt iſt, mit ein paar Ausrufezeichen hinterher. Ein echter Journaliſtentitel — und eine echte Journaliſtenarbeit. Der Stil iſt leicht und flott; aber ohne dichteriſche Kraft. Ein paar Proben dafür. Nehmen wir Seite 13. Da ſtehen folgende Journaliſtereien dicht nebeneinander: „ausgelaſſenſte, tolle Fröhlichkeit; im Arme ſchwelgeriſcher Sinnenfreude; gewaltige, unendliche Sehnſucht; ein traurig ſüßes Gefühl; heiße, bittre Thränen weinen, wie ein aus dem Paradies Vertriebener; hatte ſich losgeriſſen aus dem Taumel des Genuſſes; in der Einſamkeit des Waldes fand er ſich wieder, das Haupt in das kühlende Gras gelegt, um ſich her das geheimnisvolle Rauſchen altehrwürdiger Eichen, und dort oben, weit, weit über ſich die ſtillen Sterne, hinter denen ſich ſo viele ungelöſte Wunder verbargen.“ Wunderſchön, ſagt Herr Meier. Vielleicht wird auch Herr Meier ſtutzig, wenn er auf S. 26 lieſt: „Und Möbelpolier war immer noch beſſer als „Arbeiter bei der kgl. ſächſ. Staatseiſenbahn“, wie der Titel ſeiner letzten „Liebe“ im vierten Stocke der Burggaſſe gelautet hatte.“ Der Teufelskerl, ſagt Herr Meier, iſt er gar Päderaſt!

Den Journaliſten, der einen Roman verſucht, ertappt man immer und immer wieder bei einem Fehler. Er legt ſich die Handlung nicht übel zurecht; macht ſich auch die Motive klar, die die Perſonen des Romans zu ihrem Thun und Treiben bewegen; aber dann iſt er ſo plump, daß er die Handelnden ſich ſelber pſychologiſch ſezieren läßt. Ein Herr Dr. med. verliebt ſich in ein Plebejerblut; beſchließt, ſie zu heiraten. Vorderhand muß ſie natürlich abgehobelt, gebildet werden. Das macht die Verlobtenzeit langweilig, zumal da er ſeine Verlobtenpflichten nicht ſo irdiſch auffaßt wie ſie. Alſo auf beiden Seiten Unzufriedenheit. Da — erſter Romankniff — Telegramm, Mutter krank; der Dr. med. reiſt ab. Das Mädel will ſich nun einmal ordentlich amüſieren. Sie ſpaziert in den Straßen umher. Da — zweiter Romankniff — findet ſie in der großen Stadt Berlin ſelbſtverſtändlich einen alten Freund ihres Verlobten, der ſelbſtverſtändlich gerade an dieſem Tage nach Berlin gekommen iſt. Selbſtverſtändlich gemeinſamer Bummel, ſelbſtverſtändlich Verführung. Rückkehr des Dr. med. Beichte. Das Wort Dirne fällt. Da plappert das Mädel ſelbſtverſtändlich aus, wie ſie zu ihrem Thun gekommen. „Du haſt kein Herz, keine Spur von Herz. Dieſes ewige ſanfte Küſſen und Koſen . .“ ꝛc. (S. 176). Leſer, was willſt du noch mehr?

Der Verfaſſer hat eine ganz reſpektable Menge von Einzelheiten gut beobachtet.

Der Ton des Mädchens ist in der Regel gut getroffen. Er weiß auch, was in dem Buche steht, das ein unter Kontrolle gestelltes Mädchen von der Polizei eingehändigt bekommt. Alles gut und schön. Aber damit macht man noch keinen modernen Roman. Paul Lindau kann mit demselben Rechte seine Produkte modern und realistisch nennen wie Raché.

Romane wie der vorliegende haben ihren Nutzen. Sie gewöhnen das Lesepublikum an Stoffe, die es noch vor wenigen Jahren rundweg abgewiesen hätte. In diesem Sinne bahnen sie Weg für realistische Dichtung. Aber sie sind zugleich eine Gefahr. Über dem gemeinsamen Stoffe verliert der Durchschnittsleser das Gefühl für den Unterschied in der Verarbeitung, für den Unterschied zwischen Journalistenarbeit und Dichtung. Und ich weiß nicht, ob der Nutzen nicht geringer ist als der Schaden.

Das Buch wird zweifellos infolge seiner glatten Darstellung, der spannenden Anordnung des Stoffes viele Leser finden. Es wird einen Augenblickserfolg haben. Im Interesse des Verfassers möchte ich wünschen, daß sein nächstes Buch dem ersten nicht entspricht. Wer so glatt schreibt, wie Raché, produziert zweifellos viel; wenn nicht alles trügt, werden wir seinem Namen oft begegnen. Ob er wirkliche Dichtungen bringen wird? Ich möchte es hoffen — allein mir fehlt der Glaube.

Ballonmütze.

Rutschepeter. Roman von Robert Byr. (Deutsche Verlagsanstalt.) — In der That kein übles Unterhaltungsbuch, dieser „Rutschepeter". Rutschepeter — Kinderstuben- und Kosename für die Heldin Rica. Zum behaglichen Zeitvertreib wie geschaffen: spannendste Handlung, geheimnisreiche Beziehungen, wunderbare Wege, herrlicher Ausgang, stilistische Eleganz! Mein Liebchen, was willst du noch mehr? Und wie da alles klappt aufs Haar, aufs Wort, auf die Sekunde! Ein meisterhaftes Gespinst fürwahr und bilderreich und farbenfrisch dazu. Aber packen, erschüttern wird das Buch den gewissenhaften Leser kaum — trotz der wehmütig klirrenden Scherben zerbrochener Mädchenherzen, trotz des gähnenden Elends einer durch Unverstand und Unbotmäßigkeit des sog. „Vaters" heruntergebrachten bekinderten Hauptmannsfamilie. Gutgezeichnet ist die Mutter. Reckenhaft unbeugsam kämpft sie gegen alle Bitternisse und Drangsale zunehmender drückender Verarmung, erträgt sie alle blödsinnigen Rüpelhaftigkeiten und kasernenduftigen Grobheiten ihres würdigen Gemahls, des degradierten Hauptmanns v. Steinpichl, der zuguterletzt wegen Hochverrats von der Schenke weg ins Loch geführt wird. Und Rutschepeter? Ja, diese Rica ist ein Geschöpf von Liebreiz, Temperament und Willen. Bis zu ihrem 18. Jahre lebt sie glücklich als Nichte ihrer Mutter, der Sängerin Gaspari, entdeckt sich dann durch Zufall als deren leibhaftige Tochter, wird namenlos unglücklich, weil sie nicht auch gleich den Namen ihres Erzeugers erfahren darf, verspricht daher dem Manne Herz und Hand, der ihr den Weg weist zu ihrem Vater. Arthur Röder, ein verdummelter Fabrikantensohn mit den tollsten Ehrbegriffen, führt Rica in das Atelier des Malers Bosdach, läßt ihr hier ein sorgsam gehütetes Bild, ihre Mutter aus minniglichen Tagen darstellend, entdecken und mit dem Bilde den Maler als ihren Vater. „Mutter" und „Vater" finden und heiraten sich. Die Wege des Herrn sind wunderbar. Amen. Ricas reicher Wegweiser auf der Vatersuche verläßt seine arme geliebte Wilma, Schwester der unglücklichen Hauptmannsgattin und Jugendfreundin Ricas, um die ihm für seine Dienste verheißene Hand der letzteren in Empfang zu nehmen. Darob zerbricht Wilmas Herz. Rica erkennt ihren Bräutigam als schuldvollen Zertrümmerer und weist ihm daher energisch auf immer die Thüre, um sich dann in aller Hast dem Doktor im oberen Stock in die Arme zu werfen. Ländlich, sittlich! Röders Prokurist, eine durch und durch

ethiſche, edle und willensſtarke Natur, ſchlägt den einträglichſten Poſten aus, um der zugrunde gerichteten Hauptmannsfamilie Stecken und Stab auf ihrer Troſt- und Heilsfahrt nach dem gelobten Lande Amerika zu ſein. Wie geſagt, dies alles iſt geſchickt geſponnen und flott gewebt, aber der nüchterne Wirklichkeitsmenſch findet das Ganze unwirklich, das Einzelne pſychologiſch vielfach unmöglich. Das ſeeliſche Triebfederwerk bleibt dem Leſer verſchloſſen, der Kern des Wollens und Handelns unenthüllt. Der Roman ſpielt in Wien, von Lokalkolorit jedoch keine Spur. M. Mailänder.

Untergang. Roman von Theodor Wolff. Berlin, Freund u. Jeckel. 1892. — Blonde, bis auf die beiden Schultern fallende Locken, die anmutig das Haupt umwallen, blaue, ſchwärmeriſche Augen, die mit der „Naivetät" des unbewußt ſchaffenden Künſtlers in die Welt ſchauen — ſo denken wir uns den Autor des uns vorliegenden, poeſietriefenden Romans „Der Untergang", in dem Th. Wolff einen abgebrauchten Stoff in alter Manier bearbeitet und die langweilige Lektüre noch durch eine von ſüßeſter Romantik angehauchte, ſchwulſtige Sprache verbittert, die oft arge Stilblüten treibt; ſo ſehen wir die Blätter im Herbſte empfindſam erröten und werden von einer liedflüſternden Herrlichkeit umgeben. Aber geradezu köſtlich wirkt die Liebeserklärung, welche der ſog. Held des Romans einem jungen Mädchen erpreßt. Nach einigen gleichgültigen Bemerkungen fordert er ſie auf, ihm alles zu geſtehen. Sie thut dies natürlich auch ſofort, er aber verliebt ſich in eine verheiratete Frau, die er mit ſeinem Geſtändnis meuchleriſch überfällt, das ſie ſich zu erwidern beeilt. Ihr Mann erfährt davon, iſt wütend, ihr Liebhaber ſucht den Tod, nachdem er ſie zuvor eingeladen, mit ihm zu ſterben, was ſie ſich wohlweislich überlegt. Nehmt alles nur in allem, Wolff bietet in ſeinem Roman eine Ausgeburt abgeſchmackter Zeitungspoeſie ſchlimmſter Art.

Alexander Neumann.

Franceſca v. Rimini. Novelle von Ernſt v. Wildenbruch, Berlin. Verlag von Freund u. Jeckel, 1892.

Dieſe von echt modernem Empfinden durchwehte Dichtung iſt ein Meiſterſtück ihrer Art. Die Fabel ſelbſt iſt nichts weniger als neu, die Geſchichte eines jungen Mädchens, das ſich von Anſehen und Glanz verleiten läßt, einem alternden Mann die Hand zu reichen und zu ſpät erſt entdeckt, wie einſam ihr Herz dabei geblieben, das nun die Befriedigung ſeiner Rechte verlangt und die Liebe eines jungen Offizlers erwidert, der im Duell den Tod findet, in den ſie ihm nachfolgt, das warme, blühende Leben in die kalte, winterliche Erde. Aber wie packend und ergreifend iſt das alles erzählt, wie lebenswahr charakteriſiert, wie prächtig motiviert! Die Schilderung des Seelenlebens der unglücklichen Dulderin iſt von größter pſychologiſcher Feinheit. Wildenbruch beweiſt uns hier endlich einmal, was er kann, nachdem er ſo oft bewieſen, was er nicht kann. Wer in einigen genußreichen Stunden Erholung finden will von dem Wuſt wertloſer litterariſcher Novitäten, der greife zu Wildenbruchs Novelle. Alexander Neumann.

„Ein Teſtament." Aus den hinterlaſſenen Papieren eines Komponiſten von Hans von Baſedow. (München, Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanſtalt M. Poeßl.) — Hans von Baſedows Buch iſt ein Buch, das aus tiefſter, echter Empfindung geſchrieben iſt. Der Schrei des Ekels, der Verachtung, des Cynismus in dieſen Blättern iſt nicht erzwungen. Das Buch iſt durch und durch künſtleriſch. Baſedow weiß die Stimmungen der Seele frei zu zeichnen, er geht oft bis ins Kleinſte hinein, ohne ſeine Aufgabe als Dichter zu vergeſſen. Es iſt kaum nötig, den Roman oder die Novelle als realiſtiſch zu bezeichnen. Es liegt eine Weltverachtung, ein Menſchenekel in den „hinterlaſſenen Papieren", der gefühlt und empfunden iſt. Wenn ſich Baſedow manchmal Überſchwenglichkeiten geſtattet, bei denen die Plaſtik

gar übel wegkommt, so kann man diese bei einem solchen herrlichen, modernen Buche gern in Kauf nehmen. Eine solche Überschwenglichkeit ist z. B.: „Ich fühlte wie all mein Blut zum Herzen strömte, ich sank im Übermaß meines Empfindens auf die Knie. Vor mir stand sie — das lange, schwarze Haar fiel entfesselt vom Haupt über Brust und Rücken, mit verzückten Blicken waren die Augen gen Himmel gerichtet, die Arme flehend emporgeworfen." Sicherlich beiderseitig eine groteskkomische Situation. Aber die allgemeine Dichterschönheit des Buches hilft über derlei leicht hinweg. A. v. Sommerfeld.

Der „Verein der Bücherfreunde" in Berlin hat zweifellos die besten Absichten, unserer vaterländischen Belletristik im Konkurrenzkampfe mit dem Auslande Schutz und Wehr nach allen Seiten zu bieten. Es fehlte ihm seither nur die glückliche Hand in der Auswahl der zur Veröffentlichung geeignetsten Werke und der sichere Geschmack in der Ausstattung zur kräftigen Anreizung der anspruchsvolleren Leserwelt. Hierin waren ihm seither die großen Unternehmer und Agenten der fremden Litteraturpropaganda in Deutschland überlegen. Die erste Serie der Vereinswerke ließ nach Inhalt und Ausstattung gleichviel zu wünschen übrig. Die zweite Serie scheint Wandel zu schaffen, was wir lebhaft begrüßen. Das Programm weist gute Namen auf. Freilich, Namen thun's nicht allein. Es giebt leider eine Reihe von angesehenen Schriftstellern, die mit ihrem guten Namen Mißbrauch treiben und dem vertrauensseligen Publikum Unterhaltungsschriften anbieten, die sich litterarisch nicht über den Kolportageroman oder, wenn's hoch kommt, nicht über die Schnellfabrikation der Feuilletondichtung erheben.

Der neueste Roman des Vereins stammt von Wolfgang Kirchbach und behandelt „Das Leben auf der Walze". (Illustriert und fein gebunden M. 4,50. Kirchbach kann schreiben, das ist zweifellos. Jedes seiner Bücher weist Partien auf, die fesselnd und eigenartig sind. Aber daneben liegen bunte Flächen, auf denen sich die absurdeste Romantik breit macht. Kirchbach hat Humor. Aber allzuhäufig schlägt er ins Groteskkomische um. Das feine und zugleich mannhaft strenge Künstlertum, das sich vor hypersubjektiven Kleinzaches-Sprüngen und schlimmeren Extravaganzen in Zucht zu halten versteht, scheint ihm versagt. Subjektivismus so viel man will, nur muß ein ganzer Künstler und ganzer Mann das Szepter führen. Kirchbach affektiert oft soziale Studien und Kenntnisse der Weltwirklichkeit und psychologische Siedengescheitigkeiten, die sich bei näherer Prüfung als eitel Flunkerei erweisen. Der Titel des vorliegenden Romans läßt realistische Schilderungen des modernen Landstreichertums erwarten. Diese Erwartung wird getäuscht. Das Landstreichertum giebt nur Vorwand und Untergrund, um eine recht mäßig originelle Fabel breitzuspinnen, vorgetragen in einem Mischlingsstil, in welchem das Realistische nur einen geringen Prozentsatz bildet. Trotzdem wird das Buch litterarisch weniger fein unterscheidenden Leserkreisen eine vergnügte Stunde machen. Es ist kein Werk für kritische Köpfe, aber als bessere belletristische Unterhaltungsgelegenheit für die deutsche Familie hat es seinen Beruf nicht verfehlt. Die beigegebenen Illustrationen sind in ihrer Art tadellos. M. G. C.

Hermann Bahr: Dora. Berlin, S. Fischer. — Drei Erzählungen: Dora — Die Schneiderin — Jeanette. Wenig Litteratur, mehr Spaß; die Pikanterie der Mache reicht nicht hin, die erotische Anekdote zu einem dichterischen Kunstwerk zu erheben. Die aufgewandte Psychologie geht nicht über das gewöhnliche Maß hinaus. Leichte Ware, „fesch" im „Wiener Schan" — Kaffeehaus-Dekadenzlitteratur. Bahr verflacht sein schönes Talent in unverantwortlicher Weise. Solchen Dreck darf kein ernsthafter Vertreter modernen Schrifttums in die Öffentlichkeit senden. Bahr hat sich seine persönliche Sprache geschaffen, aber er weiß mit diesem feinen, geschmeidigen Ausdrucksmittel in diesem Dora-Buch nichts darzustellen, als

was ein einigermaßen in eroticis geübter höherer Musterreiter in gesprächiger Nachtischlaune auch zu leisten vermöchte. Von seinem in Deutschland verbotenen „Fin de Siècle“ aus gesehen, ein böser Schritt nach abwärts. M. G. C.

Arne Garborg: Müde Seelen. Roman. Berlin, S. Fischer. Einzig berechtigte Übersetzung von Marie Herzfeld. — Von Hermann Bahr zu Arne Garborg, das ist wie aus dem lüstern schwülen Dunstkreis eines Halbwelt-Boudoires in die reine Höhenluft eines Bergwaldes. Auch wo Garborg verrottete Verhältnisse, gemeines Seelenelend schildert, ein Gottesfunken seiner großen Künstlerseele blitzt immer klärend und reinigend darüber hin. Auch das Schlimmste verwandelt sich unter den Händen eines echten Dichters zu einer wundersamen Offenbarung, die Staunen, Freude und Erquickung verbreitet. Wir haben „Müde Seelen“ in dieser Zeitschrift bereits in einem Aufsatze aus der Feder Georg von Vollmars analysiert und gefeiert. Jetzt, wo die sehr gelungene deutsche Übertragung in hübscher Buchausgabe in die Welt geht, sagen wir bloß: Freuet euch, ein Meisterwerk kommt zu euch! M. G. C.

Der Zusammenbruch. (Krieg 1870/71.) Roman von Emil Zola. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Drei Bände. — Alle Hochachtung vor Bertha v. Suttners „Die Waffen nieder!“, aber hier ist mehr. Das ist eine Bibel wider den Krieg. Daran ändern alle kritischen Befehdungen von Einzelheiten nichts. Dieses Buch ist von einer inneren Wahrheit, die zerschmetternd wirkt. Ich nehme mir die Freiheit, es für das monumentalste Kunstwerk des gesamten modernen Naturalismus zu halten. Wenn sich ein Tanera daran reiben will, habeat sibi. Riesenwerke pflegen das aushalten zu können. Ich empfehle dieses Buch insonderheit allen Kriegervereinen der alten und neuen Welt. Und allen Müttern, die mit Schmerzen und Ängsten Kinder geboren, und allen Vätern und allen Erziehern. — — — M. G. C.

Lyrik.

„Rügelieder“ von Wilhelm Weigand (München, Karl Merhoffs Verlag) — Unsere Zeit verdient manche Rüge und ein richtiger Satiriker thäte ihr wahrhaftig not. Wilhelm Weigand indessen, der sich daran macht, in einem Bändchen von 141 Seiten „Gereimtem“ die heutige Welt und unsere Gesellschaft zu geißeln, ist dieser Satiriker nicht. Dazu hat seine Karbatsche zu wenig Zug und Schwung, und holt er einmal etwas tüchtiger aus, so getraut er sich nicht recht zuzuschlagen, und der Hieb fällt kraftlos und flach — daneben. Wilhelm Weigand meint es entschieden ehrlich mit seinen satirischen Abschlachtereien — und das ist in unserer verlogenen Zeit schon was wert — aber die Ehrlichkeit allein thut es eben bei dem Geschäfte nicht. Der Satiriker muß auch wissen was er will und muß selber auf einem festen Standpunkte stehen. Ist dies nicht der Fall, so schneiden seine Worte nicht wie Messerklingen, ätzen und beißen nicht wie scharfe Lauge, sondern alles klingt nur wie ein leeres Geschimpf, das selbst auf den Betroffenen keinen Eindruck zu machen vermag. Herr Weigand fühlt sich unbehaglich, man merkt, daß ihn, wie so manchen Menschen heutzutage, die Jacke unserer Kultur überall zwackt und zwickt, da möchte er nun seinem Herzen Luft machen, einmal einen kräftigen Ruck thun und womöglich das beengende Gewand abstreifen. Aber das will nicht recht gelingen und das Schlimmste ist, Herr Weigand weiß eigentlich gar nicht recht, wo es ihm fehlt und darum überfällt er einfach alles, was ihm gerade in den Weg kommt. Pfaffen und Freigeister, Demokraten und Junker, Anarchisten und Bourgeois, Romantiker und Klassiker, Naturalisten und Idealisten, alle müssen sich von ihm seine Reime an die Köpfe schleudern lassen. Doch diese Reime zeigen keinerlei feine Pointen, kein Salz und keine Schärfe, nur mit Ausdrücken wie Kot, Kloake, Schweine

u. ſ. w. iſt er höchſt freigiebig. Die Gedanken ſind übrigens nirgends neu, ſondern der Dichter ergießt ſeine Galle über Zuſtände und Perſonen, über die ſchon viel geſchrieben und geklagt worden, ohne ſeine Vorgänger zu erreichen. Selbſt im Epigramm iſt er ſchal. Hier z. B. eines.

Die Grünen.

Welch' eine Generation!
Sie nennen ſich der Wahrheit Freier
Und brüten, allem Geiſt zum Hohn
Und Trotz, die ungelegten Eier.

Das geht, wie man ſieht, auf uns, thut aber weiter nichts. Und hier gleich noch eins:

Realiſtiſche Äſthetik.

Das war die friſche Urpoeſie,
Als noch der Urmenſch lyriſch ſchrie.
Die Menſchen blieben treu dem Schaffen
Der Ahnen als gebildete Affen.

Was ſoll das heißen? Wer es verſteht und wer ſich getroffen fühlt, erhält einen Thaler! Nur ſelten gelingt es ihm einmal, nicht etwa einen neuen Gedanken zu faſſen, aber doch dieſen Gedanken etwas ſchärfer zu pointieren, ſo daß es wenigſtens wie ein Hieb ausſieht. Darum zum Schluß — pour la bonne bouche, wie der Franzoſe ſagt — noch dieſes:

Publiziſten.

Wie überſetzt man dieſes Wort?
Ich frage alle feinen Kenner:
Man ſagt doch öffentliche Weiber ſtets,
Warum denn nicht auch öffentliche Männer?

Das iſt wenigſtens ein klarer Gedanke und ein nicht unwitziges Wortſpiel, wenn der Witz auch ſchon etwas abgelagert. Ja, unſere Zeit könnte einen Satiriker brauchen, aber einen ſchärferen, klareren, originelleren und mutigeren als Witheim Weigand.

Merian.

Anthologitis pestifera. Die Anthologieſabrikation ſchießt wieder einmal üppig ins Kraut. Eine lyriſche und eine proſaiſche Anthologie werden in Ausſicht geſtellt, mit zwei lyriſchen ſind wir nun ſchon in dieſem Jahre beglückt worden. Zur einen haben ſich zwei, zur anderen gar drei Herausgeber zuſammenthun müſſen. Und es iſt ein Mixtum compositum herausgekommen, über deſſen Unwert auch die hochtrabenden Worte der Einleitungen nicht hinwegtäuſchen können. Die Herren Leo Berg und Wilhelm Lilienthal „glauben, dem wirklichen dichteriſchen Leben der Gegenwart ziemlich nahe gekommen zu ſein“. Ich will mir den Spaß erlaſſen, die Herren zu fragen, was ſie unter „wirklichem“ dichteriſchen Leben verſtehn; wahrſcheinlich ſind ſie ſo realiſtiſch, daß ſie jeden Kohlkopf, der einmal Verſe ſchreibt, deswegen für einen Dichter halten: wenn der Kerl reimt, ſo iſt er ja ein wirklicher, leibhaftiger Dichter. Oder wollte vielleicht Leo Berg einen Beweis für ſeine Anſichten über neue deutſche Litteratur liefern, die ja darauf hinauslaufen — und das muß wahr ſein, Herr Brandes hat ja dazu Amen geſagt —, daß wir keine Litteratur haben? Dann iſt er diesmal glücklicher geweſen, denn ich muß geſtehn: wenn das das „wirkliche“ dichteriſche Leben der Gegenwart iſt, dann ſenkt eure Häupter in Scham, Germanen, dann antworte ich auf die ſtolze Frage des Trios Bruno, Montanus, Servaes: Wird man nach den Proben, die wir bringen, ſich dem Urteil zuneigen, daß unſer Deutſchland am Ende doch das „Land der Lyriker“ geblieben iſt? — ich antworte darauf: nein, nein, nein! Deutſchland iſt das Land der lyriſchen Impotenz. Wie wäre es anders möglich, daß als vollwertiger Repräſentant des „wirklichen“ dichteriſchen Lebens der Lauſigker Hauptpaſtor Guſtav Paſig auftritt? Daß die paar Vollblutdichter wie Liliencron und Falke ſich die Nachbarſchaft der Lyriker Max Nordau und Ola Hanſſon, Lina und Olga Morgenſtern, Emma Croon-Meyer und Cathinka von Haugwitz gefallen laſſen müſſen? „Wohl uns, wenn wir hoffen dürfen!“ beantwortet der Dreibund ſeine ſteife Frage. Ja, wohl uns, wenn wir hoffen dürfen, daß wir dieſen lyriſchen Miſthauſen nur der kritiſchen Impotenz der Herausgeber verdanken. An gutem Willen hat es gewiß allen Fünfen nicht gefehlt. Aber wie ſollte denn etwas Gutes herauskommen, wenn die Heraus-

geber auf zufällig eingesandte Gedichte angewiesen waren? Warum nicht lieber das beste aus der lyrischen Produktion seit 1885 zusammenstellen? Es gilt doch vor allem, mit einer vernünftigen Auswahl zu beweisen, daß unsre moderne Lyrik wirklich etwas geleistet hat. So, wie die Bedingungen für die Herausgeber lagen, konnten sie nie und nimmer ein wahres Bild geben; es mußte mindestens dürftig ausfallen. Und da gehn alle Fünfe hin und nehmen den erbärmlichsten Schund auf, rhythmusloses Gestammel, nachgeplappertes altes Zeug, so daß eine wahre Engelsgeduld dazu gehört, die paar frischen modernen Töne herauszufinden. Die beiden Bücher sind der charakterloseste Mischmasch, der in der Litteraturküche von 1892 zusammengestümpert ist.

Und noch eins! Wer nur ein paar Monate im Auslande gelebt hat, dem wird die Frage oft genug vorgelegt worden sein, offner oder versteckt, hämisch oder warmem Interesse entsprungen: habt ihr denn noch eine Litteratur? Ja, man hört nach Deutschland hinüber, ob nicht ein frischer Ton, ein spezifisch moderner und ein spezifisch deutscher zu gleicher Zeit, ob er nicht endlich einmal kommen will. Ich weiß, wie dankbar die ausländischen Freunde waren, denen ich Liliencron, denen ich Egestorff in die Hand gegeben. Und ich weiß, daß man diese beiden lyrischen Anthologien mit den besten Hoffnungen eingesehen hat: hier war ja ein Spiegelbild des „wirklichen" dichterischen Lebens gegeben; hier wurde ja zuversichtlich gehofft, daß Deutschland das Land der Lyriker geblieben sei. Ich brauche wohl nicht erst zu erzählen, wie jämmerlich die Leser sich den Magen mit dieser Suppe verdorben haben. Und nun ist auch noch eine prosaische Anthologie im Anmarsch. Gott gebe, daß sie verboten und eingestampft wird, bevor nur ein Exemplar in den Buchhandel kommt. Es thut uns ein Reichsseuchengesetz gegen die anthologitis pestifera not, wenigstens solange, als Deutschland noch von Blütenlesern geplagt wird, die ihr kritisches Amt so zu verrichten verstehn, wie Berg und Lilienthal, wie Bruno, Montanus und Servaes.

Ballonmütze.

Dämmerlicht. Neue Lieder von F. Bopp. Zürich 1892. Verlagsmagazin (J. Schabelitz). — Maurice von Stern, dessen stimmungsvolle Naturlieder ich wohl zu schätzen weiß, widmet dem Schweizer Landmann, der die oben genannten Gedichte veröffentlicht, einige anerkennende Strophen, von denen ich zur Kennzeichnung des Angesungenen wie des Sängers wenigstens die letzte anführen will:

„Gebräunte Wangen,
Fleißige Hand;
Höchstes Verlangen,
Härtester Stand!
Farbige Lichter,
Düstere Ruh' —
Bauer und Dichter,
Gegrüßt seist Du!"

Und F. Bopp sendet in seiner neuesten Liedersammlung dem freundlichen Lobredner folgenden „Rückgruß":

„Wenn so lichter, frommer Segen
Auf die welken Blätter fällt,
O wie wird im Lenz sich regen
Eine neue Blütenwelt!
Die soll duften, die soll glühen,
Bis der Styx vom Grunde schäumt,
Bis die Geister heimwärts ziehen
Und die Herzen ausgeträumt!"

Ich gestehe offen, daß schon diese ersten Zeilen, die ich von Bopp las, mich unangenehm berührten. Ich hatte mir nach Sterns Preislied den „Bauer und Dichter" ganz anders gedacht. Ich erwartete urwüchsige Naturtöne, derbe Volkslaute, kräftige Juchzer der Freude und wilde Schreie der Leidenschaft; ich hoffte den Föhn brausen und die Wasser des Zürichsees rauschen zu hören, und statt dessen läßt dieser Bauer — „den Styx vom Grunde schäumen!" Seit wann in aller Welt fließt der Styx an Dielsdorf vorbei? Und seit wann dichten unsere Schweizer Bauern wie die Tertianer eines Gymnasiums? Sind wir wirklich auch bei uns schon so weit mit der humanistischen Verbildung, daß die biederen Landleute nicht mehr Sonne, Mond und Sterne, sondern

Helios, Luna und Hesperus am Himmel sehen? Fast scheint es so. Wenigstens F. Bopp gebärdet sich öfter desgleichen. Er scheint seinen Schiller über alles zu lieben; er hat ihm den idealistischen Stelzengang abgeguckt; er schwelgt in Bildern und Tönen, ohne daß er dabei jedesmal etwas sieht und hört; er ist durch und durch Sentimentalität; er weint und klagt beständig wie eine unverstandene „höhere Tochter". Da ist kein Ton wahrer Empfindung, der von Herzen kommt und zu Herzen geht, wohl aber eine Empfindungsheuchelei, eine Selbstbespiegelung und Selbstbeweihräucherung, in der sich das gebrochene Herz des Bauers komisch genug ausnimmt. Was nützt da all die Glätte der Form, das regelrechte Gleichmaß des Jambentaktes, der Wohlklang der Reime, die Fülle der Bilder, mit denen er die Leere der Empfindung überschüttet? Das erste beste bayrische Schnadahüpferl enthält mehr Poesie als alle die langatmigen Winseleien des sentimentalen Bauers von Dielsdorf. Aber glaube ja niemand, daß sich Bopp durch diese meine Kritik in der Erfüllung der hohen Aufgabe, die er sich gestellt, werde irre machen lassen. Nein, er wird mir wie den lustigen „Züribuebe und Meitschi", die ihn sehr vernünftigerweise zum Trinken und Tanzen laden, im Bewußtsein seines dichterischen Gottesgnadentums die Donnerworte entgegenschleudern:

„Ha, verstummt, Verführerklänge
Hohlen Epigonenruhms,
Stimmen aus dem Klatschgedränge
Kleinlichen Philistertums!
Denn zu manchem armen Knechte,
Dessen ihr wohl nie gedenkt,
Hat sich tief in Kummernächte
Mitleidvoll mein Stern versenkt."

Herr Bopp gestatte mir daher, mich von seinem „Stern" (doch nicht etwa Mauriee?) ehrerbietigst zu verabschieden und zum ersten besten Bande des wackeren Jeremias Gotthelf zu greifen, der uns Schweizern eine Volksdichtung geschenkt hat, aus der Leute wie Bopp wenigstens die Wahrheit und Ehrlichkeit des Fühlens, wenn auch nicht die wuchtige Kraft des Gestaltens lernen könnten. Edgar Steiger.

Ludwig Scharf, Lieder eines Menschen (mit Porträt). E. Albert, München, 1893. — Es giebt Menschen, die auf blumigem Lebenspfad dahinwandeln, ohne Sorge, ohne Neid; deren gutgenährtes Hirn alle Erscheinungen freudig und lebenskräftig erfaßt und reproduziert; deren gesundes Herz jeden Pulsschlag der Natur kräftig und innig mitmacht; deren glanzvolle und harmonische Persönlichkeit das ganze Leben bis in seine tiefsten Tiefen auskostet, Behaglichkeit und Entzücken empfindend und von sich gebend. Ihr Leben fließt dahin wie ein ruhiger, breiter Strom, nicht tief und geheimnisvoll: ein hineingeworfener Stein hat nicht jenen dumpfen, gurgelnd abschließenden Fall, der große Tiefen verrät; sondern sein Plätschern zeigt die seichten, harmlosen Stellen an; aber das Wasser ist dafür bei ihnen heiter, freundlich, blau und durchsichtig; keine Felsmassen oder verdächtige Verstecke am Ufer; sondern blumige Wiesen und heller Sonnenschein. — Wie es solche Menschen, so giebt es auch solche Dichter. Ein solcher war z. B. Goethe. Ein solcher ist auch, wenn auch in schwachem Abglanz, Heyse.

Es giebt aber auch Menschen, bei denen jede Regung, jeder Gedanke und Funktion von Haus aus kompliziert und schwierig verläuft; die gedrängt und gepreßt von äußeren und inneren Nöten sich nicht mehr hinaussehnen und sich selbst von einem Tag zum andern Frist geben. Fast das ganze äußere Leben ist ihnen eine Qual. Und nur eine tief-innere Glut, und die Hoffnung, mit ihr einmal ans Tageslicht zu kommen, hält sie aufrecht und läßt sie die Lebenslast weiter ziehen, wie ein Karrengaul seinen Karren. Kommen sie durch, und erreichen eine Anhöhe, wo die Welt in harmonischem Glanz vor ihnen liegt, so sind sie zufrieden, diesen Punkt ihren Nebenmenschen gezeigt zu haben. Sie haben die elende Arbeit und Mühe, Geringschätzung und Spott vergessen und sind gern bereit zu sterben. — Wie es solche Menschen, so giebt es auch solche Künstler. Ein solcher war

Beethoven. — Vielleicht gehört auch Byron hierher. —

Es giebt aber schließlich auch Menschen, die, von Haus aus vielleicht zu glücklicher und harmonischer Ausbildung veranlagt, vom ersten Moment ihres Daseins an so gedrückt, gepeinigt, geschnürt und erstickt werden, daß sie es nur zu krüppelhaftem Wachstum und pathologischen Auflagerungen bringen. Ihr Blick ist scheu, sie stöhnen wie ein Tier, und verkriechen sich am liebsten in eine Höhle. So, wie sich selbst, stellen sie auch die Welt jeden Moment in Frage. Ihr Gefühl ist eine Explosion. Ihr Verstand eine ätzende Säure. Man muß bei ihnen eigentlich — wie bei einem pathologischen Menschen — auf alles gefaßt sein. — Es giebt auch solche Dichter. Alle Welt wundert sich über ihre krankhafte Produktion; als ob ein steriler, sonnenverbrannter Boden schuld sei, statt Rosen, Aloën und Kakteen hervorzubringen. — Ein solcher Dichter war z. B. Beaudelaire. — Ein solcher ist auch Scharf. — Daß sich von solchen, auf steinigtem Boden erwachsenen Dichter-Pflanzen die sträußebindenden Gärtner, die Verleger, mit Geringschätzung abwenden, ist bekannt und begreiflich. Aber Aloën haben ihre besonderen, farbigen, prächtigen Blüten. Und der Liebhaber weiß sie zu schätzen. — Die Verlagshandlung Dr. E. Albert, im Verein mit der „Gesellschaft für modernes Leben" in München, welche die vorliegende Ausgabe gefördert hat, glaubten eine Pflicht zu erfüllen, indem sie Scharfs Gedichte, die kaum ein zweiter Verleger den Mut haben dürfte, zu edieren, dem Publikum vorlegen. Möge diese Publizierung dem Dichter neue Kraft, dem Leser neue Seelenzustände mitteilen und so sich beide bereichern. Panizza.

Dramen.

Franz Wichmann, Moderne Kinder, Schauspiel in vier Akten. Leipzig, Oswald Mutze, 1892. — Ich will keine Regeln vorschreiben und den Autor nach denselben beurteilen; wenn ihm Unnatur in Sprache und Technik ein Bedürfnis ist, gut, mag er sie haben, er kann trotzdem ein Künstler sein. Aber das ist Herr Wichmann nicht. Von Charakteren, von Menschendarstellung hat er keinen blauen Dunst. Es ist das Kontrast-, das Pendantdrama ältester Schablone. Die Gegensätze nur recht plump, recht grell auf einander platzen lassen, der Natur und dem Geschmacke des Lesers recht derbe Faustschläge versetzen, nur immer zu ‚forsch'. Da laufen die Theaterpüppchen herum, von vornherein fix und fertig, mit Marke versehen, pardon, Marken ohne Hintergrund: das hier, bitte, ist der biderbe Alte, Sorte: eichenknorriges Mannesgemüt; und das hier, bitte, der verlorene Sohn aus der alten Schauerkomödie, mit der Devise im Mund: „Ich habe mir das Leben nicht selbst gegeben; die es gethan, mögen auch die Kosten tragen" — und immer, unwandelbar dieselben, just wie im antiken Theater die Mimen, die für jeden Charakter die bestimmte Maske trugen. Was dem Verfasser, der übrigens den „Erbförster" von Otto Ludwig fleißig gelesen haben muß, viele zur Ehre anrechnen werden, mache ich ihm zum Vorwurf: Er hat Routine, er ist ein guter Schablonenregisseur. Das ist's, man sieht bei ihm immer, wie's gemacht wird, man steht mit ihm hinter den Coulissen. Hier und da nur, selten, blitzt es wie Jugend und Frische auf. Die originelle Gestalt des Tieffenberg (Dieffenbach) fällt wirklich angenehm auf. Vollständig verfehlt, ganz unmöglich ist die Försterin. Eine Stelle lautet: „— — — — Der Himmel verurteilte mich zur schwersten Strafe, — er ließ mein Weib sterben. (Aus dem Hintergrunde des Gartens hört man die Musik eine ernste, feierliche Melodie spielen.)" Das hat ihm den Hals gebrochen; mein Urteil über seine Dichtergröße war fertig, wenn er auch zur Beglaubigung seines Talentes unter anderen Rezensionen

seiner früheren Werke auf der letzten Seite die begeisterte des — „Touriſt“ anführt.

Karl Kraus.

Ulrich von Hutten. Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. Erich Helf. Dresden, Pierson. — Heinrich von Kleist. Trauerspiel in vier Akten von Wilhelm von Polenz. Dresden, Pierson. — Cäsar Borgias Ende. Ein Trauerspiel in einem Akt von Rudolf Lothar. Dresden, Pierson. — Drei Werke, in denen historische Monumentalmenschen mit dichterischer Selbstherrlichkeit in heutige Lebendigkeit gezaubert werden. Die stärkste und eigenartigste Gestaltungskraft erweist Lothar. Er ist der begabteste Dramatiker Jungösterreichs. Helf und Polenz sind neue Namen auf dramatischem Gebiete, ihre Werke zeigen, daß ihr Talent den Helden ihrer Trauerspiele gewachsen ist. Ihre Augen haben Schärfe, ihre Hände energischen Griff. Die Sprache ist knapp, markig. — Eisgang. Modernes Schauspiel in vier Aufzügen von Max Halbe. Berlin, Fischer. — Meister Ölze. Drama in drei Aufzügen von Johannes Schlaf. Berlin, Fischer. — Kollege Crampton. Komödie in fünf Akten von Gerhart Hauptmann. Berlin, Fischer. — Die häusliche Frau. Ein Lustspiel von Hermann Bahr. Berlin, Fischer. — Modernes Herz, was willst du mehr? Und die Theaterdirektoren, die ewigen Klageweiber, verhüllen vor dieser Gabenfülle ihr Antlitz — —! Besprechung folgt.

M. G. C.

Schönwissenschaftliches und Litteraturgeschichte.

Leo Berg. Der Naturalismus. Zur Psychologie der modernen Kunst. Motto: Ich sage Euch: Man muß noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können. Also sprach Zarathustra I. 5. (München 1892, M. Poeßl.)

Seit „Rembrandt als Erzieher“ habe ich kein Buch gelesen, das mir so widrig war, wie diese der Dresdner Narretei qualverwandte Kunstschwätzerei aus Berlin, wo man anscheinend jetzt nicht mehr ästhetisches, sondern psychologisches Theewasser verkocht. Ich habe das Werk in ganz kleinen Rationen gelöffelt, mit tage- ja wochenlangen Pausen und schließlich habe ich noch 20, 30 Seiten überblättern müssen, um nicht doch zu guterletzt dem intellektuellen Brechreiz zu erliegen. Ich lade hiermit feierlich alle meine Leidensgenossen zu einer außerordentlichen Generalversammlung ein. To.: 1. Wie schützt man sich gegen die Hochtheewassergefahr? 2. Welches ist das einfachste Instrument zur Feststellung des spezifischen Gerichts bezw. der unlöslichen, nährwertbaren und gesundheitsschädlichen Bestandteile imitierter Tiefgedanken . . . Ich erkenne an: Bergs Buch ist insofern eine Originalthat, als hier die Technik des konsequenten Realismus zum ersten Mal in der Geschichte des Kosmos auf die Wissenschaft übertragen wird. „Der Naturalismus“ ist im Dialekt geschrieben, natürlich nicht mit: Ick und wahrhaftig und verklönen, sondern mit: überwinden, mit Vielleichts und gefährlichen Fragezeichen, mit Dekadence und Weibern. Also: Dialekt Nietzsche oder, wenn man will: Patent Nietzsche, eine bösartige Anwendung, beinahe schon Patentverletzung. Es ist zum Erbarmen komisch, wie genau der Ton des Meisters nachgeplärrt wird — in allen Eigenheiten der Form, nur nicht der Kraft und Fülle des Inhalts. Berg versteht ganz trefflich uns die russische Schaukel zu ersetzen. Die Gedanken, oder was man so zu nennen pflegt, laufen nicht ordentlich hintereinander, sondern drehen sich übereinander, untereinander. Man wird schwindlich, man graut sich vor dem Hinab und fürchtet sich vor dem Aufwärts. Vielleicht wertet man diese litterarische Veranstaltung am richtigsten als eine Art „Vogelwiese aus der ästhetischen Überhirnzeit“: Das ewige Karussellfahren um die Achse Realismus — Idealismus . . . dideldum, dideldum — Realismus . . . . dideldum, dideldum — Idealismus. Und

nochmals für'n Sechser und abermals. Für'n Groschen gar kutschiert man um den Realideallsmus und kriegt den Kindesmord aus Schamhaftigkeit (infanticidium sensitivum) oder den Abort aus Mimosentum als Prämie zu; das ist das Feinste, was man hat. Vor einem Leinwandzelt ist ein Dreifuß aufgehängt mit einer weißen Schürze darüber, und der Thürschreier erläutert das Symbol: Hier giebt's frische Orakel, garantiert neue Orakel . . . Und nebenan wird das Weib ergründet, nicht ganz so genial wie die con brio vorgetragenen Bauchphantasien der Marholm, aber immer noch ganz leidlich dauerhafte Nabelbestarrungen — Nabel oder noch was Tieferes . . . Ich bitte, verschließen Sie nur recht fest Ihre Ohren gegen den boshaften Volksfänger, der soeben weisheitsheiser warnt: „Lindemann, Lindemann, was jehen Dir de Mächens an!" Warten Sie, der Mann hat gewiß keinen Kunstgewerbeschein, und wir werden ihn gleich weghaben; dann können Sie ungestört die Ergründung des W—e—i—b—e—s fortsetzen. Eine Bude weiter wird Analyse demonstriert, auf eine ur-urneue Art: Was ist Sechs? — Vielleicht woraus besteht sie? Und werden sich nicht neue gefährliche Ab- und Hintergründe aufthun? Vielleicht!? Der Philister ist schnell fertig: Sechs ist das Produkt der Faktoren zwei und drei. Wie also sollte das Philisterium recht behalten. Nein oder vielleicht ja! Das nächste Jahrhundert wird uns vermutlich die große und kühne Analyse bringen. Sechs das ist 2 . (14—13) . 3 . 1 . (27+13—10—7—22) . . . . . Das Schönste ist indes doch der Kryſtallpalast zur: Dekadence der Dekadence und: Enthüllte Geheimnisse aus dem St. Pauli der Seele. Auch kann ich ganz besonders empfehlen das künstlich aufgebaute Chaos nebst dem geschmackvoll arranglerten Ballet der tanzenden Sternbabys (neugeboren!). Was will so eine in ruiniertem Zustande erbaute Rheinburg besagen gegen diesen in höchster Entzweiheit auseinandergeleimten Welttrümmerhaufen! — — — Herr! das ist keine Kritik, das ist eine Verulkung — fährt mich der Herr Berg an. Ich erwidere ihm geduldig: Gewiß, ich verulke; denn — und das ist eine garantiert neue Bemerkung von mir: Kritisieren heißt sich amüsieren. Seitdem jedes Wortgekröse, bei dem sich Subjekt und Prädikat leidlich zusammenfinden, eine Wahrheit ist, kann auch meine Definition der Kritik nicht widerlegt werden. Ich will auch einmal zu den modernen Leuten vom Schlage Bergs gehören, die ihren Lesern es überlassen, zu verstehen, was die Feder ihnen, nicht sie der Feder diktieren, die schreiben, ohne selbst zu verstehen, die aber nicht glauben mögen, daß das, was ihnen eine Art göttliche Eingebung geschaffen, so ganz und gar sinnlos sein sollte. — Leo Berg mag sich zunächst selbst in verbesserter und verminderter Auflage herausgeben, er mag sein Buch übersetzen in sein Deutsch und seine Absichten dem Mindestfordernden an Worten und Posen zur Ausführung übertragen, dem klugen und besonnenen Schriftsteller, der reife Gedanken einfach zu äußern weiß, nicht dem rauschlallenden Rembrandterzieher, der in gereckter Prositstellung das Weib auf seinem wohlverknöpften Kammgarnschoß ergründet. Dann wird man williger und ernster sich in ihn versenken. Gewiß es ist ein grüblerisches Buch und verdiente deshalb Achtung, Andacht. Aber es ist nicht von jener echten, grüblerischen Art, die einer schwer ringenden Neunatur eigen ist. Es ist virtuos grüblerisch, kokett grüblerisch, ja fast frivol grüblerisch. Man gewinnt nicht das Vertrauen, daß man sich hineinstürzen könne in diese Tiefen, ohne befürchten zu müssen, daß man auf dem Boden der scheintiefen Lache zerschellt. Der Verfasser hätte seine Gedanken einer Quarantäne unterwerfen sollen, um sie auf ihren Gesundheitszustand zu prüfen, statt sie so sorglos in das Land hinausschwärmen zu lassen. Seine Gedanken reden nicht in uns ein, sie reden neben uns her; und wir antworten mit einem

zerſtreuten, ärgerlichen: Ja doch, oder: Nein doch. Der tote Punkt unſeres Intellekts wird nicht überwunden, wir perzipieren, aber wir apperzipieren nicht. Niemals quillt das erlöſende Wort auf: Fürwahr, ſo iſt es. Vielmehr: Warum ſagt er gerade dies, er könnte doch ebenſo gut etwas anderes ſagen. Das iſt nicht der Geiſt, das iſt der Golem der Wahrheit. Kein feſter Leuchtkern, der dem fremden Intellekt den Weg weiſt, keine überwältigende, knappe Formel, die wie ein Scheinwerfer über das Dunkel ſtreicht — nur ein wüſtes Nebeneinander, ohne Gliederung, Abſtufung, Zuſammenhalt. G. Valbert brachte kürzlich einen Aufſatz in der Revue des deux Mondes über Nietzſche („Le docteur Friedrich Nietzsche et ses griefs contre la société moderne", R. d. d. M. 1er Okt. 1892, p. 697) — nichts Profundes, aber ausgezeichnet durch die emaillierte Glätte der Form und das ruhige, verläßliche juste milieu des Verſtandes, Eigenſchaften, mit denen der franzöſiſche Schriftſteller ja auf die Welt kommt. In dieſem Artikel heißt es: „Malheureusement, M. Nietzsche qui n'aime ni les malades, ni les garde-malades, est atteint lui-même d'une maladie qu'il n'a jamais songé a guérir: il est le martyr et la victime d'un amour déréglé pour le paradoxe, et c'est un goût dangereux que la passion d'étonner son prochain." Es wäre ein hohes Lob, wenn man dieſen Tadel Leo Berg anhängen könnte. Was bei Nietzſche wühlendes Genieſieber iſt, wird bei ſeinem Gelſteignen (dem Gegenſatz zu Eigengeiſt!) eine läſtig, lächerliche Scheinkrankheit. Bergs Paradoxien ſind Windpocken des Geiſtes. Er liebt das Paradoxe, aber es iſt eine unglückliche, unerwiderte Liebe. Und Berg verblüfft auch nicht, er macht dumm, einfach dumm. Und es iſt nicht klug, die Leute dumm zu machen, halten doch am Ende die armen Verdummten den Erreger ihres Leidens ſelber für einen dergeſtalt Leidenden! Beinahe hätte ich vergeſſen, mitzuteilen, was Leo Berg eigentlich mit ſeinem Buche will. Ich glaube den Grundgedanken auf Seite 143 gefunden zu haben, und ich bekenne, gerecht und gern, daß der Verfaſſer durch ſeine Schrift einen glänzenden Beweis für die Richtigkeit dieſes Grundgedankens erbracht hat. Das iſt doch wenigſtens ein Gewinn. Auf Seite 143 aber ſteht geſchrieben: „Bei uns bilden die theoretiſchen Opuscula das traurigſte Kapitel der zeitgenöſſiſchen Litteratur."

Kurt Eisner.

Philoſophie.

Die Lebensfrage. Eine erkenntnistheoretiſche Studie von Dr. R. v. Koeber. Leipzig. Wilhelm Friedrich. — Iſt die Welt bloß meine Vorſtellung? Iſt das geheimnisvolle „Ding an ſich", das vieldeutige X in der unlösbaren Gleichung der Welt, wirklich unſerer Erkenntnis unzugänglich? Gelten die Anſchauungs- und Denkformen des Raumes, der Zeit und der Kauſalität bloß für dieſe Welt der Anſchauungen? Oder giebt es eine von unſerem Vorſtellen und Denken unabhängige reale oder, wie Kant ſagen würde, intelligible Welt? Und wenn ja, können wir ſie erkennen? Und gelten auch in ihr jene Grundformen unſeres Erkennens, nur daß wir, um nicht in die roh materialiſtiſche Auffaſſung zurückzufallen, im philoſophiſchen Urnebel der Ideen- oder Geiſterwelt von einem raumloſen Raum, einer zeitloſen Zeit, einer kauſalitätsloſen Kauſalität reden müßten?

Das ſind die verſchiedenen erkenntnistheoretiſchen Fragen, die Dr. R. v. Koeber unter dem Sammelnamen „Die Lebensfrage" zuſammenfaßt. Warum denn Lebensfrage? Nun, weil v. Koeber eben zu jenen Philoſophen gehört, die, mit Nietzſche zu reden, noch nicht — tanzen gelernt haben. Ihm graut, in einer Traum- und Scheinwelt zu leben; er möchte den Majaſchleier der Dinge lüften, er möchte hinter die Couliſſen des Welttheaters gucken, er möchte das A und O, den Urgrund und Endzweck des Daſeins entdecken! „Ich

Digitized by Google

höre einen großen Notschrei," würde Zarathustra sagen, während ein ironisches Lächeln seine Lippen umspielte. „Gott ist tot. Aber noch Jahrhunderte lang wird es Höhlen geben, in denen man seinen Schatten zeigt. Und wir, wir müssen auch seinen Schatten bekämpfen." Der Schatten Gottes aber heißt bald die Idee, bald die Substanz, bald das Absolute, bald — das „stille ernste Geisterreich"!

Ja, lieber Leser! Von Kants „Kritik der reinen Vernunft" bis zu Aksakow ist es nicht weiter als vom Erhabenen zum Lächerlichen, und den Spiritismus als Schlußpunkt aller Philosophie predigt uns v. Koeber in seiner „Lebensfrage". Und warum auch nicht? Leben wir nicht in einer Zeit, die der der ersten christlichen Jahrhunderte aufs Haar gleicht? Stehen wir nicht halb mit Grauen, halb mit Entzücken am Sterbebett einer verscheidenden Welt? Und wie sie in den letzten Zuckungen schweratmend vor uns liegt, huschen ihr noch einmal in wirrem Durcheinander die bunten Erinnerungen einer glücklichen Kindheit durchs erlöschende Gehirn, längst vergessene schöne Göttersagen und Märchenträume. So war's vor 1800 Jahren, da Apollonius v. Tyana in Kleinasien drüben die Geister des alten Griechenlands aus ihren Gräbern schreckte und Plotinos aus der vielverspotteten Mythenwelt der Vorfahren und den platonischen Ideen sich ein philosophisches Sterbehemd webte und so ist's heute, da die Gebrüder Schraps Tische klopfen und Geisterhände schreiben lassen und Du Prel in München den alten verlachten Gespenstern unserer Großmütter ein zeitgemäßes naturwissenschaftliches Kleid anzieht. Es ist das Heimweh nach Gott, das die ungläubigen Christen von heute dem Spiritismus in die Arme treibt, wie es das Heimweh nach Zeus, Athene und Aphrodite war, was vor 2000 Jahren die griechischen Wunderthäter und die neuplatonische Philosophie schuf.

Auf diesen Standpunkt müssen wir uns stellen, wollen wir der v. Koeberschen Schrift gerecht werden. Nur so können wir es begreifen, wie ein philosophischer Kopf uns eine scharfsinnige Kritik der gesamten modernen Erkenntnistheorie geben kann, um uns zum Schluß als Lösung der Lebensfrage einige alberne Spukgeschichten aufzutischen. Ich kann mich hier auf eine Kritik der erkenntnistheoretischen Ansichten des geistreichen Spiritisten nicht einlassen; nur so viel sei bemerkt, daß es namentlich das Kantische „Ding an sich" ist, an das sich der transcendentale Realist anklammert. Daß Kant selbst bei der Behandlung dieses metaphysischen Gegenstandes sich in zahlreiche Widersprüche verwickelt hat, weiß jeder philosophisch Gebildete. Je nachdem sich nun ein neuerer Denker den einen oder den anderen Kantischen Satz zurecht legt, kann er ihn als Beweis für die verschiedensten metaphysischen Spekulationen verwenden. Ein feinerer Kopf wird freilich zunächst fragen: Giebt es überhaupt ein „Ding an sich"? Oder bezeichnet dieses Wort ein bloßes Hirngespinst, das erst durch die logische Scheidung der in der Wirklichkeit ungetrennten und untrennbaren subjektiven und objektiven Elemente eines jeden Erkenntnisaktes zu Stande kommt? Und beruht der Irrtum Kants nicht gerade darauf, daß der große Philosoph Erkennen und Sein nicht scharf genug unterschieden hat? Ein „Sein" oder das „Sein" (und das ist, abgesehen von dem theologischen Hintergedanken, im Grunde genommen das „Ding an sich") erkennen zu wollen, ist an und für sich schon ein Widerspruch. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob ich sage: „ich bin" oder „ich erkenne mich". J. G. Vogt scheint mir hier den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, wenn er in seiner „Menschwerdung" in erster Linie die Grundfrage erörtert: „Was heißt erkennen?" Haben wir diese zu unserer Befriedigung beantwortet, dann werden wir freilich die Lösung der Lebensfrage auf einem ganz anderen Gebiete suchen, als Dr. R. von Koeber.

Edgar Steiger.

Vermischte Schriften.

Vom Glauben zum Wissen. Ein lehrreicher Entwickelungsgang getreu nach dem Leben geschildert von Kuno Freidank. (Bamberg, Druck und Verlag der Handelsdruckerei. 66 S. Preis 1 Mk.)

In 22 klar und anziehend geschriebenen Kapiteln schildert der Verfasser seine Abwendung vom Dogmatischen des Mittelalters und sein Emporwachsen zum Wissenschaftlichen der modernen Welt als persönliches Erlebnis. Damit verliert die Schrift das Agitatorische flacher Aufklärerei, die gerade in religiösen und gemütlichen Fragen oft so aufdringlich und widerlich wirkt, und gewinnt die vornehme Ruhe einer künstlerisch ansprechenden Selbstschau, deren intimer Zeuge der Leser sein darf, damit er nach eigener Art und Gemütsanlage Stellung zu dem Geschauten nehme. Muster feiner und leichtverständlicher Zergliederungskunst sind die Kapitel, welche der Darstellung der Lehren Darwins, Häckels, Spencers u. a. gewidmet sind. Der Verfasser ist ohne Zweifel ein scharfsinniger, hochgebildeter und gewandter Pädagoge.

M. G. C.

Der rührige Verlag von Bodo Baemeister in Erfurt und Leipzig tritt mit zwei neuen Unternehmungen hervor, die eine Beachtung verdienen. Die eine betitelt sich „Kleine Studien" und hat die Aufgabe, in der anziehenden Form des Essays Studien aus allen Wissensgebieten zu bringen. Die fünf erschienenen Heftchen bieten viel des Interessanten. Den Reigen eröffnet Anton Huber mit seiner „Behandlung der Tonkunst am Ausgange des 19. Jahrhunderts". Obwohl sich vieles davon sehr scharf angreifen läßt, enthält die Schrift doch manche beherzigenswerte Wahrheit. Dr. Theodor Odinga schreibt einen guten Essay über Henrik Ibsen. Prächtig sind Philipp Berges' „Moderne Wege zum Wohlstand". Wir haben noch selten so lebensfrische köstliche Skizzen aus dem amerikanischen Leben gelesen wie diese. Eine zeitgemäße Studie ist die „Entdeckung Amerikas durch die Normannen" von H. Röttinger. Einen wertvollen Beitrag zu der Geschichte der Volksbühne giebt uns das Heftchen: „Volksschauspiele in Bayern" von Adolf May. — Die zweite Unternehmung sind die in zwanglosen Heften erscheinenden „Kultur- und Litteraturbilder". Herausgeber: Rudolf Heinrich Greinz. Moderne Ideen, Aktuelles sind das Losungswort der neuen Zeitschrift. Wir heben ganz besonders hervor: „Die Armen und Elenden" vom Herausgeber, eine mit warmem Herzen geschriebene Studie, und die „Amerikanische Presse" von Ph. Berges. — Beide Unternehmungen seien hiermit bestens empfohlen.

Karl Bienenstein.

Ernst Moritz Arndts Ausgewählte Werke, herausgegeben von Hugo Rösch. (Leipzig, Verlag von Karl Fr. Pfau.)

Der alte Arndt verdient es gewiß, daß man seiner ehrend gedenke, und das wird man thun, solange seine kernigen Lieder im Munde des Volkes leben, dessen Gemeingut sie längst geworden sind. Ob aber die heutige Zeit — ich meine nicht Litteraturprofessoren oder Geschichtsforscher — ob unser heutiges Volk auch die Prosawerke des großen Patrioten heute noch mit Interesse lesen wird, ist mehr als fraglich. Andere Fragen bewegen heute das Herz des Volkes, andere Sorgen und andere Leiden bedrücken uns. Auch heute ist es der Ruf nach Freiheit, der die Welt durchzittert, aber es ist eine andere Freiheit, die wir meinen. Ehre dem alten Arndt, Ehre seinen urkräftigen Weisen — aber: Andere Zeiten — andere Schriften! Die uns vorliegende erste Lieferung beginnt mit den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben". — Das erfahren wir aus der Vorbemerkung des Herausgebers, da die Verlagsbuchhandlung es merkwürdigerweise in der Zerstreutheit unterlassen, außer dem Gesamttitel „Ernst

Maritz Arndts ausgewählte Werke" irgend einen Titel oder eine Überschrift vor den Text zu setzen. A—O.

Lug und Trug nach Moslemischem Recht und nach Maslemischer Polizei. Ein Beitrag zur vergleichenden Rechts- und Staatswissenschaft von Leonhard Freund, beider Rechte und der Philasaphie Doktor. München, Mehrlichs Verlag, 1893.

Auf wenigen Bagen werden hier viele Belehrungen von hohem Werte gedaten. Die maslemischen Rechtszustände geben Anlaß zu Vergleichungen mit andern und sind namentlich für den Priester und den Kulturhistariker sehr interessant. Aber auch Diplamaten und sonstige Politiker finden hier reichen Staff zum Nachdenken, weil die orientalische Frage nach immer unsere Geschichte beeinflußt und nicht ungelöst bleiben kann. S.

Die Komödie der Liebe und die Kunst, einen Mann zu bekommen. Freilichtstudien van E. Bauval. Max Spohr, Leipzig.

Derselbe Verlag hat uns vor kurzem Keilens „Was ist die Frau?", ein prächtiges, originelles Buch, beschert. Man muß wirklich staunen über die Menge neuer Werke, die täglich erscheinen und nichts anderes behandeln, als die Frau; jeder Autor protzt mit einem „neuen" Gesichtspunkt! Die alte Frage ist wieder aktuell geworden, alle möglichen „Farscher" überraschen uns mit allen möglichen Axiomen und Paradaxen. Mantegazza erschöpft das Thema in unzähligen Physialagien, Micheiets zarte, fast paetische Liebeswissenschaft wird uns in deutschen Übersetzungen geboten, Bourget kleidet seine grausam-interessante Psychalogie in belletristische Farm, und unsere madernen Dramatiker beschäftigen sich eifrig mit dem urewigen Problem, dem sie wirklich neue Seiten abgewinnen. Auch E. Bauval hat ein 167 Seiten umfassendes Buch aus der Liebe herausgeschlagen. Er plaudert sehr nett über die Natur der Leidenschaften, die Seele der Frau, das Herz des Mannes. Er hat viel und genau beobachtet und zeigt Verständnis, besanders dort, wo es gilt, das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander zu beurteilen. Bauval spielt sich nicht auf den Analytiker heraus, der die tiefen Rätsel der Menschheit auflösen will. Er giebt Männern und Frauen „Ratschläge", nötige und überflüssige. Über geträumtes und wirkliches Liebesglück, über die Sklaverei der Liebe und die Schlingen der Frauen finden wir hier viele Bemerkungen und langatmige Betrachtungen, die der Neuheit entbehren. Immerhin ein lesenswertes Werk, wenn auch nicht des Inhaltes, so der Form wegen, die überall fesselnd und anmutig ist. Alex. Engel.

Aus den sibirischen Bleibergwerken. Unedierte Briefe des zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilten russischen Professors Vaszilij Jakszakav, mit den Zeichnungen und dem Autagramm des Verurteilten. — (Berlin, Verlag von Siegfried Cranbach.)

Das ist ein furchtbares Buch. Die darin geschilderten Scenen sind so haarsträubend, so allem, auch dem primitivsten menschlichen Gefühle hahnsprechend, daß der Verstand sich weigert, an ihre Möglichkeit zu glauben und manchmal versucht ist, das Ganze für eine teuflische Erfindung eines Gegners des russischen Regierungssystems zu halten. Und doch ist wieder alles so lebendig und so rührend einfach geschildert, daß man an der Echtheit dieser „Briefe" kaum zweifein kann. Der ungenannte (palnische) Herausgeber erzählt, wie der Maskauer Professar V. Jakszakov, der sich absolut keines Verbrechens bewußt war und als zufriedener und paitisch ganz indifferenter Mensch allein seiner Wissenschasl gelebt hatte, am Tage seiner Trauung plötzlich verhaftet und ahne ernsthaftes Verhör einfach nach den sibirischen Bleibergwerken als „lebenslänglich Verurteilter" transpartiert wurde. Ein an sich harmloser Brief war in einem Rocke stecken geblieben, den der Professar kurz var seiner

Trauung einem armen Teufel geschenkt, der ihn zum Dank dafür — anzeigte. — Auf zufällig aufgelesene Papierschnitzel kritzelt nun Jakszakov die Geschichte seiner Leiden vermittelst kleiner Bleistückchen, bis er nach dreiundeinhalbjähriger Gefangenschaft den unerhörten Martern erliegt. Und wirklich, die Phantasie eines Dante könnte sich kaum grausamere Höllenqualen ausdenken, als die, welche in diesen Aufzeichnungen geschildert sind. Schon die Greuel des Transportes spotten jeder Beschreibung. Die allernotdürftigste Nahrung wird nur und ausschließlich gegen Schläge verabfolgt; Männer, Weiber und Kinder, Verurteilte und die den Verurteilten freiwillig folgenden Familienangehörigen werden mit gleicher Grausamkeit behandelt. Der Typhus herrscht in den engen, menschenüberfüllten Kerkern und Schiffsräumen. Niemand kümmert sich darum, Tote, Sterbende und Kranke werden einfach in die eine Ecke des Kerkers geschoben und dort — übereinandergeschichtet; denn beseitigt werden kann niemand — auch die Leichen nicht —, da die Gefangenen nach ihrer Ankunft an den Stationen erst „verrechnet" werden müssen. Einmal wird ein Teil der im Schnee steckengebliebenen Karawane buchstäblich von Wölfen aufgefressen. In den Bergwerken sind die Gefangenen beständig an ihre Schiebkarren angeschlossen, von denen sie nicht einmal zum Schlafen abgelöst werden. Dabei muß jedes Stück Brot, jeder Trunk Wasser mit blutigen Schlägen erkauft werden. — Diese „Briefe", die ein glücklich entkommener Genosse Jakszakovs namens Baikaliev gerettet hat, beziehen sich auf die Zustände der achtziger Jahre, kurz nach der Ermordung Alexanders II., und es ist anzunehmen, daß damals mit besonderer Grausamkeit gegen sogen. „politische Verbrecher" vorgegangen wurde; dennoch überschreiten die geschilderten Quälereien jedes Maß, und es ist nur verwunderlich, wie die Regierung eines „zivilisierten" Landes überhaupt Organe finden kann, die sich zu solchen unerhörten Grausamkeiten hingeben. Und Rußland will ein Kulturstaat sein und seine Stimme vernehmen lassen im europäischen Völkerkonzert. Ja diese und jene westeuropäische Macht schließt, je nachdem die politischen Chancen gerade liegen, sentimentale Freundschaftsbündnisse mit dem Reich der Knute. Und unter der Fuchtel dieser selben väterlichen und zivilisierten Regierung stehen nicht nur Tataren, Tscherkessen und ähnliche asiatische Völkerstämme, sondern auch ganze Provinzen deutschen Landes, deren Bewohner alle in den Fall kommen können, ein ähnliches Schicksal zu erdulden, wie der Professor der Philosophie Vaszilij Jakszakov. — — Und wir leben am Ende des neunzehnten Jahrhunderts! — — — H. M.

Französische Litteratur.

Georges Ohnet, der große Prophet aller schmökernden Philister diesseits und jenseits der Vogesen, hat die litterarische Saison mit seinem neuen Roman „Nemrod & Cie." (Paris, Ollendorff) so schwächlich wie nur möglich eingeläutet. Schlimmer konnte die Sache allerdings nicht beginnen, denn dieser „Nemrod & Cie." ist von einer geradezu rührenden Einfalt und erbarmungswürdigen Hilflosigkeit und gehört entschieden zum schlechtesten, was der behäbige Bourgeoisfabulist bisher geschaffen hat. Ich will mich auch mit einer kritischen Würdigung dieses Machwerkes nicht weiter aufhalten, sondern will dafür lieber eine kurze Inhaltsskizze der schönen Geschichte selbst geben. Das dürfte den ganzen Jammer der Ohnetschen Fabulierkunst am deutlichsten illustrieren. Also: Der jüdische Bankier Selim Nuño, der sich durch nicht ganz saubere Transaktionen ein ungeheures Vermögen und den Grafentitel obendrein ergaunert hat, lebt als Witwer mit seiner unsagbar schönen und tugendsamen Tochter Esther auf seinem herrlichen Schlosse de la Chevrollère, dem alten Stammsitz derer von Pont-Croix, den er um ein billiges an sich gebracht hat. Papa Selim ist ein hartgesottener Sünder in geschäftlicher und

moralischer Hinsicht, sein unstillbares Liebesbedürfnis treibt ihn aus den Armen einer Dirne in die der andern zum großen Leidwesen seines sittigen Töchterleins, das ungeachtet seiner Keuschheit einen merkwürdigen Scharfblick für die schmutzigen Liebesverhältnisse seines Vaters verrät. Bei Beginn der Erzählung zappelt der würdige alte Herr als weinerlicher Greis in den Netzen der gefährlichen Manuela del Peral, der schönen Witwe eines portugiesischen Gesandtschaftsattachés, die er auf seinen galanten Irrfahrten irgendwo aufgegabelt hat. Denn Manuela ist ein gar ränkesüchtiges und sittlich verderbtes Geschöpf, das sich nicht daran genug sein läßt, den einfältigen Selim am Narrenseil herumzuführen, sondern das auch den schmachvollen Plan gefaßt hat, die engelsreine Esther mit einem seiner ausgedienten Liebhaber zu verkuppeln. Man sieht, Esther Nuño ist zwischen dem liebestollen Papa und der gewissenlosen portugiesischen Wittib nicht gerade auf Rosen gebettet. Um das Maß des Unglücks voll zu machen, verliebt sich das unselige Kind auch noch in den Marquis Clement de Pont-Croix, den die teuflischen Finanzkünste ihres Vaters um Vermögen und gesellschaftliche Stellung gebracht haben. Der edle Herr v. Pont-Croix hat sich zwar über den Verlust des schnöden Mammons mit philosophischem Gleichmut hinweggesetzt, hat aber, seitdem er ein armer Schlucker geworden, einen bösen Haß auf das jüdische Großkapital im allgemeinen und auf Selim Nuño als den Urheber seines Unglücks im besonderen geworfen, was ihm gewiß niemand verübeln wird. Als Sproß eines uralten Adelsgeschlechts würdigt der schöne Marquis denn auch die Tochter des jüdischen Emporkömmlings gar keiner Beachtung, und die Thatsache, daß Schön-Esther ungezählte Millionen als Heiratsgut mitbekommt, kann diesem Edelsten der Nation bei seiner vorgeschrittenen Weltweisheit nur ein mitleidiges Achselzucken abnötigen, weiß er doch auch aus eigenster Erfahrung, daß Geld nur eitel Chimäre ist. Trotz der bedrohlichen Konstellation hat aber der Leser dieser schönen Geschichte von Anfang an das beruhigende Gefühl, daß die brave Esther schließlich doch ihren Clement erhalten wird, denn die poetische Gerechtigkeit ist bei Ohnet noch stets zu ihrem Rechte gekommen. Aber eben um dieser famosen poetischen Gerechtigkeit willen muß unsere Heldin noch einen langen Leidensweg durchlaufen, denn ohne Fleiß ist auch bei Ohnet kein Preis. Doch alles nimmt einmal ein Ende, auch die Prüfungszeit einer idealen Romanheldin; und so gelangt auch Esther Nuño nach vielen Fährlichkeiten wohlbehalten in den Hafen und sinkt dort wonnetrunken in die Arme ihres teuer erkauften Clement. Der ehrenwerte Selim hat billigerweise seine glutäugige Portugiesin aufgeben müssen, und wenn er auch seiner verflossenen Liebe noch manche Thräne nachweint, so freut er sich doch als zärtlicher Vater des Glückes seines Kindes. Besonders angenehm hat es ihn auch berührt, daß sich sein aristokratischer Schwiegersohn hat bereit finden lassen, den Stammsitz seiner Väter wieder zurückzunehmen. Mehr Edelmut kann man schließlich auch von einem Marquis Ohnetscher Prägung nicht verlangen. So löst sich alles in Wohlbehagen auf, die Tugend hat ihren sauer verdienten Lohn und die Geschichte ihr gehöriges Ende gefunden.

Ohnet hat bisher stets gegen die Wahrheit und den guten Geschmack aufs Schwerste gesündigt, so etwas Abgeschmacktes wie den vorliegenden Roman hat er aber doch noch nicht zustande gebracht. In diesem „Nemrod & Cie." findet man weder einen selbständigen Gedanken noch eine halbwegs mögliche Situation, weder eine eigene Lebensbeobachtung noch eine Figur, die auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit einem wirklichen Menschen hätte. Nichts, aber auch gar nichts weiter als das leere Stroh ausgedroschener Romanphrasen und geile Lüsternheit, die hinter dem fadenscheinigen Tugendmäntelchen, in das sie

ſich der Wohlanſtändigkeit wegen hüllt, doppelt widerlich hervorlugt. Das einzig Tröſtliche bei dieſer traurigen Geſchichte liegt in der Erwägung, daß Ohnet mit dieſem „Nemrod & Cie.“ den Gipfel der Trivialität glücklich erklettert hat. Schlechter kann es jetzt nicht mehr werden. Das iſt immerhin auch eine Beruhigung.

Auch Henry Gréville, neben Ohnet der bevorzugte Liebling des litterariſchen Mittelſtandes, hat das franzöſiſche Schrifttum wieder um ein unſterbliches Geiſteswerk bereichert, was freilich nichts Beſonderes beſagen will, denn das erfreuliche Ereignis pflegt ſich etwa alle acht Wochen zu wiederholen. Das neueſte Buch der fleißigen Romanſchreiberin führt den Titel „Chénerol“ und iſt bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris erſchienen; es enthält die traditionelle Eheſcheidungsgeſchichte, die uns Gréville in beſtimmten Zwiſchenräumen immer wieder aufzutiſchen beliebt. Das thut aber weiter nichts, denn das Publikum, welches ſich an den Gaben der Grévilles und Ohnets zu ergötzen pflegt, hat ein kurzes Gedächtnis, und dann iſt die Geſchichte ſelbſt auch ſo ſchön, daß man ſie gar nicht oft genug leſen kann.

R. Candiani, Pougatcheff, d'après le roman russe du Comte Salhias de Tournemire (Paris, Colin & Cie.). — Der Roman entrollt ein grandioſes Bild des blutigen Aufſtandes, den der Koſak Pugatcheff im Jahre 1773 entzündete. Die Pugatſcheffzen-Bewegung iſt wohl die intereſſanteſte Periode der ruſſiſchen Geſchichte, Graf Salias hat den dankbaren Stoff in wirkungsvollſter Weiſe behandelt und einen Roman geſchaffen, der an ſpannendem Reiz ſeinesgleichen ſucht. Es iſt verwunderlich genug, daß Graf Salias' „Pugatſcheffzen“ bisher über die Grenzen Rußlands hinaus nicht bekannt geworden ſind, und man darf es Candiani Dank wiſſen, daß er durch ſeine franzöſiſche Bearbeitung das bedeutſame Werk weiteren Kreiſen zugänglich gemacht hat.

Unter dem Titel „De Barcelonnette au Mexique“ veröffentlichte Emile Chabrand bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris einen hochintereſſanten Bericht über ſeine Reiſe durch Indien, Birma, China, Japan und die Vereinigten Staaten von Amerika, der durch vierzig Zeichnungen von Profit anſchaulich illuſtriert wurde. Chabrand hat auf ſeiner Reiſe um die Welt viel wertvolles ethnographiſches Material geſammelt, und da er nicht nur ein gewiſſenhafter Forſcher, ſondern auch ein eleganter Schriftſteller iſt, ſo hat er uns ein Buch geliefert, das wiſſenſchaftlich wertvoll iſt und dabei eine anziehende Lektüre bietet.

F. Lhomme, Charlet (Paris, Librairie de l'Art). — Der große Erfolg, den die Ausſtellung der Raffet'ſchen Werke erzielte, hat die öffentliche Aufmerkſamkeit in erhöhtem Maße auf die Schlachtenmalerei und ihre Hauptvertreter gelenkt. Die Librairie de l'Art hat dieſer Strömung Rechnung tragend nun auch Chartet, den Lehrer Raffets, in ihre Sammlung der „Artistes célèbres“ aufgenommen. Der Kunſthiſtoriker Lhomme, dem wir bereits eine gediegene Raffet-Studie verdanken, hat nun auch das vielſeitige Wirken Meiſter Charlets einer eingehenden kritiſchen Unterſuchung unterzogen. Die 74 Bilder, die den Band ſchmücken, bringen die Hauptwerke Charlets in trefflicher Holzſchnittreproduktion. — In der gleichen prächtigen Kollektion der „Artiſtes célèbres“ erſchienen neuerdings „Les van de Velde“ von Emile Michel und „J. B. Greuze“ von Ch. Normand, beides vorzügliche Studien aus der Feder bewährter Forſcher. Auch hier begleiten zahlreiche, beſtausgeführte Illuſtrationen den gehaltvollen Text, der den Fachmann in hohem Grade feſſeln und anregen wird. Der Laie wird ſich dafür mehr an den Illuſtrationsſchmuck dieſer kunſthiſtoriſchen Bilderbücher halten, denn die Bände der „Artiſtes célèbres“ bilden nicht nur eine wertvolle Bereicherung der Fachlitteratur, ſondern ſind auch Prachtwerke im beſten Sinne des Worts.

A. G—tze.

Polnische Litteratur.

Eine neue Gedichtsammlung von Anton Pilecki erschien unlängst bei T. Paprocki, der rührigen Verlagsbuchhandlung in Warschau, unter dem Titel „Poezye". Das Buch, ein Erstlingswerk des Verfassers, zeichnet sich durch einige stimmungsvolle Gedichte aus und zeugt von ernstem Streben nach Licht und Wahrheit und durchwegs moderner Weltanschauung des Dichters, der auch moderne Sittengemälde in seinen Liedern bietet und neben erotischen Herzensausgüssen das Elend der darbenden Arbeiterklasse zu schildern versteht („Vor Gericht") und die Lüste der „höheren Zehntausend" geißelt („An die Bacchantin im Boudoir" u. a.).

Ein Erstlingswerk ist auch A. Mirowskas Novellensammlung: „Graues Schicksal" (Szare dole), deren Verfasserin moderne Seelenzustände mit wehmütigem Humor und feiner Ironie schildert und das Leben und Treiben der „unteren Schichten" in großen Zügen darstellt. „Erwacht" betitelt sich die erste Novelle, in welcher das Schicksal einer armen, unglücklichen Hausmeisterstochter geschildert wird, die nach Erringung des höchsten Preises ihrer mühseligen Arbeit: des Volkslehrerinnenpatents — mit Entsetzen erblickt, daß sie einem Hungertode entgegensteuert. Die Erzählung schildert wahrheitstreu Lokalverhältnisse und zeichnet sich durch eingehende Charakteristik aus. In der zweiten Novelle unter dem Titel: „Bekehrt" bietet Mirowska ein anschauliches Bild jüdischer Halbcivilisation, in der lächerlich streberische Verkehrtheit und opfermutige Hingebung der wahren Liebe ein buntes Gemisch ausmachen.

Wilhelm Feldmanns neue Schöpfung, ein Skizzenbuch: „Wie im Leben" (Jak w życiu) betitelt, enthält eine Reihe realistischer Erzählungen, von denen die letzte „Himmlische und irdische Wunder" benannte Schlußnovelle an seine besten Arbeiten erinnert. Gründliche Kenntnis jüdischen Lebens und jüdischer Verhältnisse in Galizien bildet für Feldmann eine wahre Fundgrube neuer, in der polnischen Litteratur nur sehr wenig bekannter Thatsachen und Begebnisse. Seine Bilder aus dem Judenviertel bilden auch gewissermaßen ein Gegenstück zu Sacher Masochs Schilderungen aus Galizien, in denen die gröbsten Unschicklichkeiten und Lusterfindungen für Wahrheit ausgegeben werden. Feldmanns Novellen entbehren größtenteils aller Phantasieblüten und basieren auf realistischer und wahrheitsgetreuer Schilderung.

Boleslaw Prus, der bekannte Verfasser des von mir einst in der „Gesellschaft" besprochenen dreibändigen Romans „Die Puppe" (Lalka), schuf in seinem neuesten Novellenbuch unter dem Titel „Kleinigkeiten" (Drobiazgi) eine Reihe humorvoller Aufzeichnungen, von denen manche zu den Perlen der modernen Novellistik gezählt zu werden verdient. Der beliebte Romancier arbeitet jetzt an einem großen Romane, in welchem er die modernen Emanzipationsbestrebungen der Frauenwelt zu schildern bestrebt ist.

Für die Leser der „Gesellschaft" wird es nicht ohne Interesse sein, die polnische Übersetzungslitteratur der letzten paar Wochen kennen zu lernen und zwar mit besonderem Bezug auf die deutsche und skandinavische Dichtung. Letzter Zeit erschienen also folgende Übersetzungen ins Polnische: „Nowy lad" („Neuer Boden") von Perfall; „Gift" und „Fortuna" von Kielland; Sudermanns „Frau Sorge", übers. von M. Callier; Hamsuns „Hunger", übers. von M. Posner; Garborgs „Bei Mama", übers. von M. Callier; desselben „Müde Seelen", übers. von M. Posner; Ibsens „Gespenster" und „Volksfeind", übers. von J. Sueßer; Bleibtreus „Napoleon", übers. von A. Nowicki; Hauptmanns „Einsame Menschen", übers. von J. Sueßer; Sudermanns „Sodoms Ende" und Ibsens „Hedda Gabler", übers. von M. Gawalewicz.

Ignatz Sueßer.

Czechiſche Litteratur.

Fr. Bilý, Patery knihy plodů básnických. (Teltſch, Emil Scholz.) — Eine geſchmackvoll ausgewählte, mit lit.-hiſt. Daten verſehene Anthologie, auf welche die czechiſche Nation ſtolz ſein kann. Die 450 Seiten enthalten das Beſte und Charakteriſtiſche ihrer Poeſie. Das 1. Buch umfaßt die Vorbereitungszeit bis 1820. Auf 18 Seiten werden uns W. Stach, J. Jungmann, J. Šafařik, F. Palacký, M. Z. Polák u. a. vorgeführt. Der 2. Abſchnitt enthält die nationale Dichterſchule (1820—1855) (V. Hanka, J. Kollár, F. L. Čelakovský, J. Vocel, K. H. Mácha, K. J. Erben, B. Jablonský, B. Němcová, F. Doucha, V. Kapper) (47 Seiten). Ein weiterer Teil, „Neue Richtungen und Formen" betitelt, beſchäftigt ſich mit der Poeſie bis 1880 und bietet Dichtungen von G. Pfleger, J. Neruda, V. Hálek, A. Heyduk, V. Staſt'ný, J. Zeyer, J. Sládek, Sv. Čech, V. Pakoſta, E. Krásnohorská, J. Vrchlický, O. Mokrý, K. Kučera u. m. Dieſe Abteilung iſt die ſtärkſte (ca. 200 S.) und reichhaltigſte. Das 4. Buch bringt eine Überſicht über die „Dichtung der Epigonen", (1880—1891) (Fr. Kvapil, J. Kallus, J. Geißl, F. T'áborský, J. Jakubec, V. Kamínský, K. Leger, A. E. Mužík, Fr. Procházka, R. Jeſenský, J. S. Machar, A. Kläſterský, J. Kvapil) (50 Seiten). Der letzte Teil iſt den czechiſchen, mähriſchen und ſloveniſchen Volksliedern gewidmet. Das Werk iſt demnach eine reiche, um nicht zu ſagen: die reichſte Fundgrube der czechiſchen Poeſie und für den Litterarhiſtoriker ein unentbehrlicher Handweiſer.

Ladislav Arrietto, Básně (J. R. Vilímek, Prag 1892). — Der Autor hat ſich ſichtlich an Coppée (den er auch überſetzt) geſchult. Dieſelbe Genremalerei, einzelnes volksliederartig, ſpielende Phantaſie, ohne tieferen Gehalt. — Otokar Červinka, Pohádka života (Selbſtverlag): flüſſige Verſe, ſchlichte lyriſche Empfindung, manchmal zuviel geblümt. — Ludvík Lošťák, Básně (Burſík u. Kohout, Prag) erſchließen eine doppelte Individualität. Erſtlich: himmelſtürmende Energie, lebhafter Ausdruck, dann plötzlich der ſchlaffeſte Peſſimismus und totmüde Apathie. Form: zwieſpältig. — Von B. Jeſenská, Svlastovkami (J. Otto, Prag) gilt im allgemeinen das im erſten Referate Geſagte. Die Liebeslieder fein und tief empfunden, die Naturſchilderungen und Zeitgedichte (!) hingegen ſehr matt.

J. Meerhaut, Povídky (Trebitſch, Kubeſch) zeigen ein hoffnungsvolles Talent. Darſtellung realiſtiſch, läßt aber an pſychologiſcher Motivierung manches zu wünſchen übrig. Die Jugend des Autors bürgt indes für ſeine große Zukunft. — G. N. Mayerhoffer, Zpovnosti (J. R. Vilímek, Prag), flott erzählte Novelle aus dem Offiziersleben. Die Darſtellung erinnert manchmal an Liliencrons militäriſche Skizzen. — V. Kamínský Různé panstvo (J. Otto, Prag) mit Verwe gezeichnete Skizzen aus dem Künſtlerleben, leider zumeiſt nur am Äußerlichen haftend.

R. V. Rais, Výminkáři (F. Šimáček, Prag) ſchildert in gelungener Weiſe das Leben der „Ausgedinger", jener alten, arbeitsunfähigen Leutchen, welche ihr ganzes Hab und Gut den Kindern übergeben haben und meiſt mit Undank belohnt werden. Die Geſtalten ſind greifbar, die Sprache ſchlicht, das Kolorit treu nach dem Original. — Dr. Z. Winter, Dvaobrázky rakovnické (J. Otto, Prag). Zwei kulturhiſtoriſche Novellen, künſtleriſch abgerundet und ſpannend. Die Sprache iſt wohl recht archaiſtiſch, aber zur ganzen Umgebung paſſend.

Von Überſetzungen liegen vor: J. St. Mill, Unterordnung der Frauen; Von der Freiheit, — Björnſterne Björnſon, Das neue Syſtem, — Ibſen, Geſpenſter, — Korolenko, Sibir. Erz, — Sienkiewicz, Kohlenſkizzen, — Gogol, Schriften, — Schiller, Tell (J. Vrchlický), — Tolſtoj, Früchte der Aufklärung, — Jacinto Verdaguer Atlantis (J. Vrchlický), — Ler-

mentov, Gedichte (F. Táborský) — Dostojewski, Memoiren aus einem Totenhaus, — Turgenjew, Tagebuch eines Jägers u. a. Über Letzteren und dessen Verhältnis zu Frau Viardot erschien ein hochinteressantes Buch (v. Durdík), das neue Daten zur Biographie des großen Dichters von „Väter und Söhne" bietet.

Zum Schluß sei noch eine Ehrung erwähnt, die um so sympathischer berührt, als sie einem der größten zeitgenössischen Dichter zuteil geworden. Die czechische Universität hat Jaroslav Vrchlický zum Doktor ernannt und somit eine Ehrenschuld ihrer Nation abgetragen, wozu man sie nur beglückwünschen kann. Freilich, die Verdienste, die sich Vrchlický um die Litteratur erworben hat, sind dadurch noch lange nicht genug gewürdigt — aber kann man solche Verdienste überhaupt auch nur annähernd würdigen?

Stauf von der March.

Vermischtes.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Naturalismus überwunden und maustot ist. Eine Handvoll Berliner hat das fertig gebracht. Sehr flink und sehr einfach: mit dem Maul. Auch von dem zahmeren Bruder des Naturalismus, vom Realismus, spricht man in den litterarischen Kreisen nicht mehr. Die Berliner sind des Realismus müde. Also ist es aus damit. Die „konsequentesten" Verehrer der Phantasie — die Phantasten stehen im Vordergrunde des litterarischen Interesses. Allerneuestes Berliner Blau.

Damit aber der Berliner Original-Phantasie in ihrer Gottähnlichkeit nicht bange wird, lehnen sich ihre „konsequentesten" Verehrer „in einer äußerst heftig andringenden Litteraturströmung" an die bewährten ältesten Muster der Pariser an, nennen auf deutsch Phantasten, was auf französisch fantaisistes heißt (seine Sprachempfinder, diese Berliner!) und gründen zu Nutz und Frommen der deutschen Phantasten einen ausschließlich litterarischen Spezialverlag, um die Produktionen der neuen phantastischen Richtung der deutschen Litteratur in einer Hand zu vereinen, Berlin S.W., Schützenstr. 68. (Forts. folgt.)

C.

Die Moderne im Professorengehirn. Ein Kuriosum fällt mir in die Hände, das ich den Lesern der „Gesellschaft" nicht vorenthalten möchte. Zu dem Buche „Neuland" von Dr. Ella Mensch versandte die Verlagsbuchhandlung zum Gebrauch für Redaktionen, die sich das Besprechen der eingehenden Novitäten leicht machen wollen, eine lange gedruckte Abhandlung von Prof. Aug. Boltz in Darmstadt. Der Herr Professor wollte entschieden das Buch des Frl. Ella Mensch gründlich herausstreichen, dabei ärgerte er sich aber, daß diese Dame in ihrem Werke gar so wenig Abscheu vor den bösen „Modernen" empfand, sondern diese „Verderber der deutschen Litteratur" in wohlwollender und verständnisvoller Weise behandelte; denn sie schrieb ja eben ein Buch über moderne Litteratur und nicht über alte Schmöker. Daß die moderne Litteratur der Ausländer eingehend und objektiv behandelt ist, findet der Herr Professor natürlich ganz in der Ordnung, daß man aber der inländischen Produktion dieselbe Gerechtigkeit widerfahren lasse — horribile dictu! Doch sehen wir, wie sich die Moderne in einem solchen Professorenhirn spiegelt. Der gelahrte Herr schreibt wörtlich: „Das jüngste Deutschland, also benennt die Verfasserin eine Gruppe von Schriftstellern in Deutschland, bestehend aus den Herren Walloth, Conradi, Alberti, Bleibtreu, Conrad, Kretzer, Tovote, denen wir — trotz ihrer großen Begabung, ihrem erstaunlichen Wissen und noch erstaunlicherem Können — den Charakter von „Repräsentanten der gesamten neueren deutschen Unterhaltungslitteratur" in keiner Weise zusprechen können. Diese Gruppe von hochtalentierten Kraftmenschen hat allerdings eigene Richtung, eigene Ziele, eigene

Ausdrucksmittel, und ist in der Mehrzahl ihrer Glieder von ihrer Mission „den krassen Materialismus zum devorzugten Inhalt der schönen (!) Litteratur zu erheben“ so erfüllt, daß die Leistungen einiger derselben s. B. ein gerichtliches Einschreiten wegen Vergehen gegen die Sittlichkeit bewirkt haben.“ (Das geht nämlich auf den bekannten Prozeß gegen Walloth, Conradi und Alberti, in welchem sich der Leipziger Staatsanwalt Nagel seine Berühmtheit erwarb.)

„Viele ihrer Werke sind für Menschen, denen die Schamröte überhaupt noch ins Gesicht steigt, völlig unlesbar. Jede Art von Unsittlichkeit und Verrohung, besonders aber das Kapitel der sogen. „freien Liebe“, d. i. in den meisten Fällen der Liebesschwelgerei ohne Ehe, der Ehe ohne Ehre und Treue, — nach Art der Massageten und anderer skythischen und libyschen Völker wie Herodot sie schildert, nur hier notwendigerweise noch mit jeglicher Art von Betrug und Verrat, mit Gift, Revolver, Mord und Totschlag verbunden, — wird für die litterarische Darstellung, also doch für die geistige Erfrischung und Erbauung der Nation für geeignet gehalten und oft mit entsetzlichem Detail bis in die letzte Faser hinein entwickelt. Was hat Deutschland damit zu thun? Und wie kann man diese Schriftstellergruppe überhaupt als „das jüngste Deutschland“ hinstellen?“

Wir schlagen also den Namen „Jung Skythien“ oder „Die jüngsten Massageten“ vor. — Doch der Herr Professor hat noch das Wort:

„Aus deutschem Grund und Boden ist diese Richtung nachweislich nicht erwachsen.“ (Wo denn sonst, Herr Professor?) „Sie hat auch, im großen und ganzen, in Deutschland nur Widerwillen und Abscheu erregt, bei allen denjenigen wenigstens, die noch auf deutsche Zucht und Sitte in einem keuschen Familienleben halten. Sie hat auch keinen nationalen Boden unter sich, denn die Nation wendet unwillig von solchen importierten Wollustgeschichten sich ab.“ (Daß solche alten Herren immer und überall nur „Wollust“ sehen und für alles andere keinen Sinn haben. Die Irrenärzte kennen diese Erotomanie als eine senile Degenerationserscheinung!) „Die Herren schreiben deutsch, und schreiben gut“ (also doch!) — „einige derselben sogar meisterhaft“ (ei, ei!) — „das ist alles.“ (Na, ist das vielleicht noch nicht genug? Das kann man von den sittsamen Gartenlaubentanten z. B. nicht immer behaupten.)

Der Herr Professor führt dann noch eine gegen die Modernen gerichtete seichte Tirade aus dem Roman „Merlin“ des „großen Dichters Paul Heyse“ an, die ihm und dem ganzen deutschen Volke aus dem Herzen geschrieben ist. Diese Tirade kennt der Herr Professor natürlich nicht aus dem Roman selber, sondern — aus einer Feuilletondesprechung des Heyseschen Werkes im Berliner Tageblatt. Da haben wir wieder die Art, wie sich diese Herren ihre Meinung über Kunstwerke bilden! Natürlich erspare ich dem Leser die Gemeinplätze des „großen Dichters“ und möchte nur noch die guten Ratschläge hersetzen, die Prof. Bolte Frl. Ella Mensch bezüglich der „Herstellung“ (mit solchen Worten verraten uns diese Leute unwillkürlich, daß sie Bücher eben — „herstellen“) des versprochenen zweiten Teiles ihres Werkes ans Herz legt:

„Die Aufgabe der geehrten Verfasserin wird es sein,“ so orakelt er weiter, „in dem hoffentlich bald nachfolgenden zweiten Bande uns vorzugsweise solche Leistungen der „Moderne“ vorzuführen, die bildend und erhebend auf uns wirken können; solche Leistungen, die der Mann seiner makellosen Gattin, die Mutter der Tochter, der Bruder seiner Schwester, der Vormund seiner ihm anvertrauten Mündel getrost in die Hände geben kann, weil nichts daran ist, was den Seelenwert des Lesers vermindert, das Moralgefühl abstumpft, die Volksseele entsittlicht. Sie wird dadurch segensreich wirken nicht nur für das Individuum und die ganze Gesellschaft, sondern auch auf jene Institute, welche — die jüngste Zeit zum Teil ausgenommen —

für die „Schule des Lebens“ angesehen zu werden beanspruchten.

„Und das ist nicht nur ihre glorreiche und segensvolle Aufgabe, sondern auch die der „Moderne“ überhaupt, die in vielen Beziehungen von unseren großen Vorfahren noch recht viel lernen kann.“

Bravo, Herr Professor. „Die Moderne für alte Jungfern und Kaffeeschwestern“, das ist wirklich ein neuer und höchst origineller Gedanke von Ihnen. Ich rate Ihnen, einen Verein solcher minnig-sinnig-modernen Jungfräulein zu gründen. Zum Vorbild könnten Sie sich vielleicht jenen „Verein zur Rettung verwahrloster Naturwesen“ nehmen, den „die tugendsamen Ziegen“ in Immermanns „Münchhausen“ auf dem Parnasse gründeten und so glorreich mit der sittlichen Hebung einer Schmeißfliege inaugurierten. Sie verehren ja die alten Meister, Herr Professor, also lesen Sie, bitte, die Stelle dort nach. —

Hans Merian.

Herr Karl Bleibtreu schreibt uns: Meine mehrfach in der Presse abgedruckte Zuschrift an die „Kölnische Zeitung“ betreffs der Anregung, welche Zolas Kriegsroman offenbar aus der französischen Ausgabe meines von ihm nachweislich studierten Dies Irae empfing, dürfte vielleicht zu Mißverständnissen Anlaß geben. Ich erlaube mir daher nochmals eine aufklärende Bemerkung. Selbstredend handelt es sich nicht um ein sogenanntes Plagiat. Als solches hat man lächerlicherweise in Paris die angebliche Benutzung der Aufzeichnungen Fürst Bibescus dem Dichter Zola ausgelegt. Das dünkt mich sein gutes Recht, selbst wörtliche Übernahme aus historischen Quellen behufs dichterischer Verarbeitung. Bei mir aber liegt der Fall ganz anders: es handelt sich um die Nachahmung einer besonderen künstlerischen Technik. Wie man eine moderne Schlacht dichterisch entrollt, habe ich Zola einfach vorgemacht und er ist mir treulich gefolgt, allerdings recht ungeschickt. Denn bei ihm wird in denkbar unmöglichster unrealistischer Form stets mit trockenen historischen Einschiebseln der Schlachtvorgang erläutert, als ob man keine Dichtung, sondern das Generalstabswerk lese, während bei mir alles sich anschaulich entfächert und die gesamte Erzählung in dichterische Ich-Form eingesenkt ist. Insbesondere lernte er von mir das Kunststück, immer bei den jeweilig wichtigsten Schlachtmomenten zu den verschiedenen Punkten des Schlachtfelds ungezwungen wechselnd überzuspringen. Was Zola gegenüber der loyalen Unparteilichkeit meiner Dichtung, welche einst von Pariser Blättern als entsprungen der „Seele eines echten Franzosen (!!)“ bezeichnet wurde, voll und ganz als sein Gesinnungs-Eigentum beanspruchen kann, das ist die kindische Spionenriecherei, die ekelhafte Karikatur aller auftretenden Deutschen, die aufgewärmte Verleumdung gegen die Bayern in Bazailles, die falschen Zahlenangaben u. dergl. Hätte er meine Schilderung durch eine bessere überboten, so hätte ich wahrlich geschwiegen. Ich finde aber im Gegenteil, daß er dem großen Gegenstand in keiner Weise gerecht wurde. Da muß mir wohl endlich die Geduld reißen, dies unwahre Produkt auch bei uns verhimmelt zu sehen, bloß weil unsere Fremdtümelei das heimische Gute übersieht. Als Zola sich gegen Kritiker und Plagiatbeschuldiger verteidigte, hätte er wenigstens jetzt meine — Vorarbeit erwähnen sollen. K. Bl.

Iduna, Zeitschrift für Dichtung und Kritik. Herausgegeben von der Freien deutschen Gesellschaft für Litteratur in Wien. — Erstes Heft. Ein Vorwort von Fercher v. Steinwand. — Er gehört zu unsern Ältesten, Verstaubtesten. Wenn ich an ihn denke, stelle ich mir immer einen so recht vormärzlichen, österreichischen Postmeister mit der ärarischen Uniform vor; so sehe ich ihn vor mir. Er eitiert zuerst einen Phrasenbandwurm Fritz Lemmermayers, einen Hymnus an die „Iduna — die deutsche Göttin der ewigen Jugend“.

Also, natürlich, in dem ganzen Vorworte regnet es nur so von plump-versteckten Hieben auf die Modernen. „Einstweilen bemerke man: Ein Bund, oder modern gesprochen, eine Verbindung (!) stand unter den Besuchsfreunden innerlich fertig da, ohne Schwur und Handschlag, vorläufig sogar ohne Eingeständnis und Namen, jedoch fertig im Namen des Ideals deutscher Art, jenes Ideals, dessen Entheiligung gegenwärtig absichtlich versucht wird. Absichtlich versucht — aber, und so steht der Glaube, versucht nur von Menschen, welche gemäß ihrer Natur auch ihre Selbstentheiligung nicht scheuen und die Beschmutzung ihrer Seele als den Beruf ihres Lebens ansehen." Eigentlich ist aber der Aufsatz eine Beweihräucherung der Mitglieder der „Iduna", aller Vereinsschwestern, d. h. aller Wortführer; eines jeden Zopf wird gestreichelt und getätschelt. „Der wackere Peter Philipp, dessen dichterischer Ruf durchaus auf einem ernsten Streben und Können beruht, gab in einer traulichen Stunde über Tisch den Wunsch zu hören, man möge mit einer gewissen Regelmäßigkeit bemüht sein, einander zu sehen. Weshalb? Hauptsächlich um die verwandten Gemüter durch Mitteilung der seelischen Thätigkeit, d. h. durch die Gebilde einer liebenswerten Begabung gegenseitig zu erfreuen und anzuspornen. Wunsch und Vorschlag waren harmlos (!) genug und demgemäß war die ediere Vertraulichkeit begonnen und fortgesetzt." Dann: „Die kleine Gesellschaft wurde stärker und stärker an Zahl geistvoller Teilnehmer." Dazu rechnet unser ehrwürdiger Postmeister ohne Zweifel auch sich. Dann: „Franz Christel, der bereits in drei geschmeidigen Bändchen durch so manches zarte Lied unsre schlummernden Empfindungen anmutig wachrief — Franz Christel ward zur Rührigkeit des Sekretärs entboten." Die Leser der „Gesellschaft" kennen diesen Franz Christel, der zur Rührigkeit des Sekretärs entboten ward, als den einen der beiden Wiener Schweißpoeten (vide 8. Heft, „Neueste Wiener Schweißlyrik" von Anton Lindner). „Guido List, der vielgewandte Schriftsteller, ausgezeichnet durch seinen Roman Carnuntum, neuerdings durch seine deutsch-mythologischen Landschaftsbilder, suchte uns als Mitglied des Vorstandes durch seine Erfahrungen zu nützen. Der lebensfreudige Karl Maria Heidt, umgeben vom Kranz dichterischer Hoffnungen, ließ sich bestimmen, die Schrift zu führen." O du prächtiger Stil aus der Zeit unserer Opitze und Lohensteine! „Die Notwendigkeit und das Herkommen drängten uns einen Vorsitzenden auf, wenn es glückte, einen sachfähigen; Herz und Vertrauen beriefen den zuverlässigen Fritz Lemmermayer zu dessen Stellvertretung." „In einem Rundschreiben, an dessen Inhalt und Gestaltung sich mein Name knüpft, ward der gewünschten Aufmerksamkeit des Publikums das Hauptsächlichste verdeutlicht und empfohlen in folgender Redeweise: (Nun, da ist er ja selbst!)

— — —. Als unsere Aufgabe setzen wir fest: Die Hut und die Pflege des edlen deutschen Ausdruckes ohne irgendwelchen Beischmack von Leichtsinn und Selbsterniedrigung. Was uns auch durch Menschen und Verhältnisse beschieden sei: Stets real auch ohne Realismus, oder zu deutsch, stets wesenhaft ohne Wesens- und Verwesungsprunk — das sei der Stern unsrer innerlichen Wanderung!

Bildung ist noch keine Lüge, Sitte noch keine Heuchelei, Gesinnung noch keine Gehässigkeit, Realismus noch keine Wahrheit."

Aber seine Leser oder Vereinsfreunde sollen nicht zum Glauben kommen, Steinwand habe keine Gymnasialbildung genossen! Darum: „Die Schönheit und die Güte sind der Leib und das Leben der Wahrheit, τὸ ὄντως ὄν oder das wahre Sein. Ohne die Schönheit und die Güte ist die Wahrheit das — Nichts, Nihil!" und: „Denn der Dichter ist der unmittelbarste Sprecher der Erkenntnis, vates."

Im weiteren sagt er: „Kein freundliches

Herz mög' inzwischen vergessen: Die liebenswürdigste, ausdauerndste Gesellschafterin und Lehrerin der Völker war zu allen Zeiten die einbildsame Denkart oder, was dasselbe ist, die freudig mitteilende sinnreiche Phantasie — sinnreich und sieghaft von Ilion bis Weimar!" —

„Der Erfolg war überraschend. Wir dachten den Ernst der Zeit anderswohin gerichtet und unserm Bestreben wenig zugethan. Geringes wurde erhofft, Ansehnliches stellte sich ein. Stattlich wuchs die Zahl der Beitretenden in kurzen Wochen. Wir durften sogar auf das Wohlwollen von Männern bauen, deren hochadeliger Name eine edle Gesinnung verbürgt."

Welch ein Blödsinn! Man greift sich erstaunt an den Kopf und fragt sich: Ja, um Gottes Willen, schreibt das ein Volksschüler? Und — jetzt kommt was! Ufgepaßt, meine Herrschaften! „Ein hoher Herr, dessen Menschlichkeit, dessen Geist, dessen Sinnesart und Begegnungsweise noch weit heller und erhebender strahlt, als das schöne Licht seines Ranges — Seine Hoheit, der Herzog Elimar von Oldenburg hatte den Edelmut, in unserer Gesellschaft den Ehren-Vorsitz zu übernehmen." —

Bravo, bravissimo, Herr Ferchers v. Stemwand! Da allerdings weiß ich selbst keinen Einwand! Flockert, schön Praßerl geben! „Es darf nicht vergessen werden, daß auch die Zeitungen uns mit einer kaum geahnten Huld entgegenkamen. Sehr höflich sagten sie zu, sich den Namen Iduna zu merken; sie sagten zu, nicht ohne Wort zu halten. Ist das nicht viel? Es ist mehr als viel." O, Sapperment noch einmal! es ist kolossal viel! „Wir durften uns einbekennen, daß wir nicht ohne Glück, nicht ohne Gunst eines feinen, urteilskräftigen Publikums dem öffentlichen Leben unter die Augen traten. Die Herstellung einer Zeitschrift, welche die Verfechter des Schönen sowohl, als auch die Vertreter der Sachkenntnisse zu einer vernehmlichen Sprache einladen sollte, war zunächst der Lieblingsgegenstand unsrer Vorsätze und Unterredungen. Mitteilsame Abende, womöglich in irgendeiner ernsten Halle der Wissenschaft und der Aufklärung, sollten die Gönner von unsrer Thätigkeit überzeugen und ihrem prüfenden Verstande die Gelegenheit bieten, den vortretenden Schriftsteller über den Wert seiner innerlichen Vorzüge zu belehren."

Und er doelert über das „menschliche Glück, das man immer neunfach mit Unglück bezahlen müsse". Wir gewinnen dabei einen Einblick in seine tiefe Lebensweisheit, in seine ganz neue, eigenartige Gedankenwelt. Plötzlich wird er ganz weinselig-vertraulich mit dem Leser, nennt ihn schelmisch seinen „holdseligsten Freund" und duzt ihn. Bald spricht er wieder vom „Siegesgeschrei der Schamlosigkeit" und zum Schlusse sagt er: „Der Vorstand hat sich glücklich bereichert durch Persönlichkeiten, die geadelt sind kraft ihrer Befähigung und zu leben scheinen im Namen des unerforschlichen Königs der Gedanken — also sich bereichert keineswegs durch eine schale Kameradschaft von Larven. Dr. Richard Kralik, dessen Name geschmückt ist durch viele Leistungen der sinnigsten Art, hat seine Gelehrsamkeit, seinen Fleiß und seine dichterischen Vorzüge der Iduna geweiht, der Göttin sicherlich das erwünschteste Unterpfand. Eduard Fedor Kastner, der liebevolle Herold der deutsch-böhmischen Geistesbestrebung, auch Ihn hat die Iduna jugendlich angeatmet und in ihre Nähe gezaubert. Nun wandert er Arm in Arm mit ihr den unendlichen Weg des Wahren, Guten und Schönen — wie wir Alle!"

Ich habe diese Leistung unseres antiquarischen Idealisten, unseres neckischen Herrn „Doktors" sehr ausführlich behandelt, damit doch der Leser gründlich weiß, was dieser salbadernde Schwätzer imstande ist. Das Vernünftigste wäre eigentlich gewesen, den ganzen Aufsatz ohne Kommentar herzusetzen. Gehen wir weiter! Es kommt „Der Naturalismus in kritischer

Beleuchtung"; die Beleuchtung liefert der wackere Peter Philipp, der die Arbeit auch als Broschüre herausgab. Es ist eine Marter durch diesen geist- und witzlosen Wust von strotzendem Eigendünkel und affektierter Phrasenhaftigkeit, diesen (gleichfalls!) mit lateinischen Schulbrocken und den abgebrauchtesten Klassikercitaten gespickten Schwefel hindurchzukommen. Das ist das Elend: Allen diesen Leuten fehlt eine treffliche Waffe im Kampfe, die beste, der Humor; die können sich nur mit Pathos giften. Wir dagegen nehmen die Sache lange nicht so tragisch und diese aufgeregten Maglsterchen gar nicht mal ernst, wir geifern nicht, wir lachen, nicht — „ohne irgendwelchen Beischmack von Leichtsinn und Selbsterniedrigung", Herr Fercher!

Ja, richtig, um auf die kritische Beleuchtung des Naturalismus durch Herrn Philipp zurückzukommen, Voraussetzung, Behauptung und Beweis; Naturalist = Kanalräumer. Nun ja, eben!

Ich blättere weiter. Ah, der Name einer Künstlerin, Emil Marriot! Wie sie hereinkam, ist mir ein Rätsel. Ihre Skizze „Stille" ist wirklich schön. Weiter! Nun also, die Reimereien!

Herzog Etimar von Oldenburg, Ottilie Bibus, Fritz Lemmermayer, Auguste Hyrtl, Franz Klein (Abend — labend), Margarethe Halm, Franz Christel, der lebensfreudige Karl Maria Heidt, Josefine Freiin von Knorr, Hans Grasberger. Am besten ist natürlich noch Fritz Lemmermayer, ganz nett auch die Beiträge von Heidt und Ottilie Bibus, von der ich auch unlängst irgendwo ein sehr hübsches Gedicht las. Hans Grasberger apostrophiert die „Sänger von heute", wobei er sich ganz als Sänger von gestern zeigt. In Mythologie gebe ich ihm die Note „vorzüglich", im Versemachen verdient er ein „ungenügend". Dann kommt „Iduna", eine mythengeschichtliche Darstellung vom vielgewandten Guido List, dem von Carnuntum.

Bücherschau: Die Idunaritter rezensieren i. e. lobhudeln einander. Finis! Ende. Müd' sind meine Hände, froh ist mein Sinn, daß ich schon fertig bin!

Resumé: Die Iduna ist die Zeitschrift für Dichtung und Kritik, herausgegeben von einem Tratschvereine, in dem die Herrschaften mit ihren Familien, Tanten und Großmüttern zusammenkommen und — vermutlich den Kaffee rührend und blasend — auf die Modernen schimpfen. O über diese Göttin der ewigen Jugend! Träge, schwere, papierne, muckige Alte sind ihre Vasallen, Professoren und Pfaffen. In eueren Werkstätten riecht es nach Moder und Schweiß, pfui! Wie mir die stickige, muffige Luft den Atem hemmt. Schon zu lange verweilte ich bei euch, die ihr eure Werke am Schreibtisch zusammenkleistert. Von unserer großen, ewigen, freien Gottesnatur wißt ihr nichts!

Aber, da komme ich ja ins Giften hinein und unser Hans Merian hat mir doch erst kürzlich den biederen Rat erteilt: „— — herunterspucken auf das Geschmeiß des korrumpierten Wurmgelichters. Diese Kerle, das sind eben nur Ladenschwengel der Litteratur. Sie handeln mit den sogenannten „Menschheitldealen" wie mit Schnupftabak oder Hosenzeug. Wahrlich ich sage euch, eher wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen als — — —"

Karl Kraus.

Preisausschreiben. Die vor kurzem gegründete „Litterarische Gesellschaft Psychodrama" erläßt in der ersten Nummer ihres offiziellen Organs, der ebenfalls neubegründeten „Neuen Litterarischen Blätter", ein Preisausschreiben für die beiden besten Psychodramen. Der erste Preis beträgt Mk. 90.—, der zweite Mk. 60.—. Einlieferungszeit 1. März 1893. Alle näheren Bedingungen enthält Nr. 1 der „Neuen Litterarischen Blätter", die der Herausgeber, Herr Reallehrer Franziskus Hähnel in Bremen, Interessenten gewiß gerne zur Verfügung stellt. X.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

Form 9584